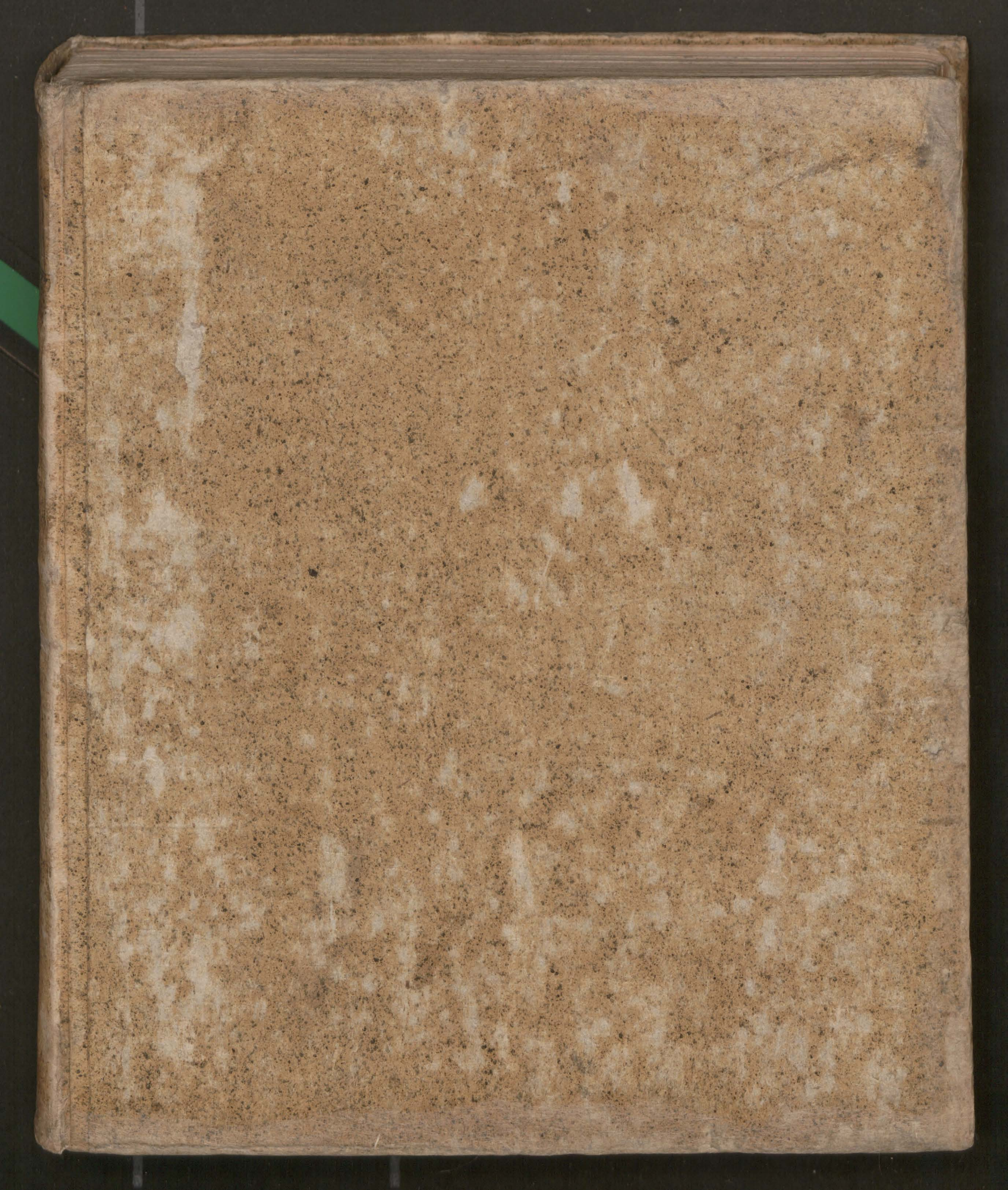



BIBLIOTEKA
UNIWERSYTECKA
W TORUNIU

ALLGEMEINE

LITERATUR-ZEITUNG

JULIUS 1794.

No. 215—250.

worunter 25 ordentliche Stücke und 9 Beylagen.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und LEIPZIG,
in der Churfürstl. Sächsischen Zeitungs-Expedition.

NACHRICHT.

Die *Allgemeine Literatur-Zeitung*, davon wöchentlich sechs Stücke ohne die Beylagen, Intelligenzblätter und Register erscheinen,

Kostet wie bisher *Acht Thaler Conventionsgeld*, wobey die wichtigen Louisd'ors zu *Fünf Thaler*, die Ducaten zu zwey Rthlr. 20 Groschen, die wichtigen Carolins und alten Schildlouisd'ors zu *Sechs Thaler Vier Groschen*, die neuen seit 1785 ausgeprägten Schildlouisd'ors zu *Sechs Thaler* die Laubthaler zu 1 Rthlr. 12 gr., die Conventions-Thaler zu 1 Rthlr. 8 gr. angenommen werden. Für diese *Acht Thaler* liefern die nächsten löbl. Postämter und Zeitungs-Expeditionen innerhalb Deutschland die A. L. Z. wöchentlich postfrey; bey grösrer Entfernung, oder andern etwa eintretenden besondern Fällen, kann der Preis auch etwas höher kommen, worüber denn mit dem löbl. Postamte, bey welchem die Bestellung gemacht wird, billige Uebereinkunft zu treffen ist.

2. Von der Vorausbezahlung können wir in keinem Falle abgehen. Sie ist zur Aufrechthaltung des Instituts durchaus nothwendig, wenn anders die löbl. Postämter und Zeitungsexpeditionen, welche von uns unmittelbar die benöthigten Exemplare beziehen, die mit uns verabredeten Zahlungstermine halten sollen. Da wir uns lediglich mit diesen, nicht mit unsern geehrtesten Abonenten unmittelbar, zu berechnen haben, so setzen wir voraus, das jene ohne Vorausbezahlung, es sey dann auf ihre eigene Gefahr und Risico, keine Exemplare zu spediren anfangen, folglich allezeit in Stande seyn werden, in guter Ordnung zu bleiben, da wir hingegen in jedem Falle ausgebliebener Zahlungen, uns genöthiget sehn, die fernere Spedition der nicht verabredetermassen berichtigten Exemplare zu suspendiren.

3. Ungeachtet wir beym Anfange der A. L. Z. und in der ersten Ankündigung v. J. 1784. nur für die vor dem Eintrit des neuen Jahres wirklich bestellten Exemplare *Schreibpapier* versprachen, so sahen wir uns doch bald in lästige Nothwendigkeit versetzt, die Verwirrungen des Schreib- und Druckpapiers zu vermeiden, *alle* Exemplare ohne Unterschied auf Schreibpapier abdrucken zu lassen. Ungeachtet nun der mit jedem Jahre notorisch gestiegene Preis des Schreibpapieres, uns beynahe gezwungen hätte, diesen äusserlichen Vorzug unsers Journals aufzugeben, und sie fernerhin, wie es mit allen deutschen gelehrten Zeitungen geschieht, auf Druckpapier abdrucken zu lassen, so haben wir jedoch bey der Beeiferung die A. L. Z. mit jedem Jahr eher zu verbessern, als in irgend einem Stücke schlechter werden zu lassen, auch für dies Jahr das Schreibpapier beybehalten.

4. Da es jedoch schlechterdings unmöglich ist für eben den Preis so gutes Schreibpapier als in den beiden ersten Jahren zu liefern, so lassen wir für solche Abonenten, welche ein paar Thaler mehr jährlich

lich um dafür besseres Papier zu erhalten, nicht ansehen; Exemplare auf *sehr schönes Postpapier* abdrucken. Diese Exemplare aber kosten jährlich *Zwey Thaler* mehr, als die gewöhnlichen auf ordinäres Schreibpapier, (nemlich es muss dafür an uns *Acht Thaler* jährlich *ohne die Speditionsgebühren* vorausgezahlt werden.) Auch müssen die Exemplare jedesmal *vor Anfang des Jahrs* bey uns bestellt und endlich können sie nicht anders als *monatlich broschirt* geliefert werden, weil bey den wöchentlichen Speditionen die Schönheit der Exemplare wegen der noch frischen Druckerfarbe nicht erhalten werden könnte, auch die Verwirrung mit den Exemplaren auf *ordinärem Schreibpapier* nicht zu vermeiden wäre.

5. Es sind uns oft Fälle vorgekommen, dass man uns die auf ein Exemplar der A. L. Z. zu zahlenden *Acht Thaler* Pränumerationsgelder hieher nach Jena unter unsrer Addresse zugesandt, und verlangt hat, die A. L. Z. dafür portofrey wöchentlich spediren zu lassen. Allein dies müssen wir gänzlich verbitten, nicht als ob wir nicht jedem gern gefällig seyn *wollten*, sondern weil wir auf diese Art vermöge der einmal bey den Zeitungs-Expeditionen festgesetzten Einrichtung niemanden dienen *können*. Denn es kommen uns ja jene *Acht Thaler* nicht ganz zu, indem *Zwey Thaler* oder soviel sonst nach der von dem Abonenten mit dem, welcher ihm unmittelbar abliefert, getroffenen Verabredung über die uns gebührenden *Sechs Thaler* bezahlt wird, den spedirenden Postämtern und Zeitungsexpeditionen zukommen. Jeder Abonent kann also, wenn er die Zeitung wöchentlich verlangt, nirgends anders als bey dem Postamte seines Orts, oder der ihm nächstgelegenen Stadt pränumeriren. Von hieraus können wir die Spedition auf keine Weise einleiten, und sind also genöthigt die von den Abonenten an uns unmittelbar eingesandten Pränumerationsgelder an die Absender zurück zu schicken.

6. Wer die Allg. Lit. Zeitung monatlich broschirt verlangt, wendet sich an die ihm nächstgelegene Buchhandlung und erhält sie für acht Thaler jährlich. Es ist aber zu bemerken, dass wenn jemand auch mit einer Buchhandlung in Rechnung steht, er doch nicht verlangen kann, die Allg. Lit. Zeitung von derselben auf Credit zu erhalten, sondern solche ebenfalls wie bey den Postämtern sogleich bey der Bestellung bezahlen müsse.

Wir hoffen daher; dass uns künftig alle löbl. Postamts Zeitungs-Expeditionen und Buchhandlungen, bey nicht erfolgender terminlicher Zahlung mit der Entschuldigung gänzlich verschonen werden, als ob die Pränumeration von den Abonenten nicht zu erhalten wäre. Dahingegen bitten wir auch jeden unsrer geehrtesten Abonenten, dafern er wirklich bey einer Buchhandlung oder Postamte pränumerirt hätte, wenn ihm denn doch die Allg. Lit. Zeitung nicht ordentlich sollte geliefert werden, schlechterdings keine Entschuldigung anzunehmen, als ob von uns die A. L. Z. nicht ordentlich geliefert würde, vielmehr solches directe an uns sogleich zu melden.

7. In Absicht der *Defecte* müssen wir nochmals wiederhohlen, dass wir alle diejenigen, welche etwa durch unsre Schuld entstanden wären, bey der Anzeige sogleich *unentgeldlich* ersetzen. Jeder unsrer Hn. Abonenten also, dem einzelne Stücke nicht geliefert werden, darf nur an die Behörde, von welcher er die Zeitung erhält, einen Zettel mit den ihm fehlenden Nummern abgeben, mit dem Ersuchen, solchen sogleich zurücklaufen zu lassen.

Gehn aber einzelne Stücke in Lesegesellschaften, oder sonst verlohren, so ist jede einzelne Nummer der A. L. Z. mit *Einem Groschen*, jedes Stück des Intelligenzblattes mit *Sechs Pfennigen*,

jedes

jedes ganze Monatsstück mit *Sechzehn Groschen* oder einem *Gulden* Conventionsgeld zu bezahlen. Unter dieser Bedingung versagen wir Niemanden die ihm fehlenden Stücke, und es ist blos eine Ausflucht der Undienstfertigkeit, wenn manchen Abonenten ist versichert worden, sie wären von uns nicht zu erhalten. Sollte nun jemand dennoch die verlangten Defecte nicht erhalten können, so ersuchen wir ihn an uns geradezu franco zu schreiben, die ihm fehlenden Nummern genau zu verzeichnen, auch den Betrag dafür gleich beyzulegen.

8) Hauptspeditionen haben wir bisher das *kaiserliche Reichs-Postamt* zu *Jena*, das *fürstl. sächs. Postamt* daselbst, die *churfürstl. sächs. Zeitungsexpedition* zu Leipzig, das *kaiserl. Reichs Postamt* zu *Gotha*, die *herzogl. sächs. privilegirte Zeitungs-Expedition* oder sel. Mevius Erben zu *Gotha*, das *königl. preuss. Grenz-Postamt* zu *Halle*, das *königl. preuss. Hofpostamt* in *Berlin*, die kaiserlichen Reichsoberpostämter zu *Nürnberg*, *Augsburg*, *Frankfurt am Mayn*, *Hamburg*, *Cölln*, das *kais. Reichs Postamt* in *Bremen*, das *kais. Reichs Postamt* zu *Stuttgardt*, das *Fürstl. Samt-Post-Amt* im Darmstädter-Hof zu *Frankfurt* am *Mayn*, Hr. Postverwalter *Albers* in Hannover. Doch wendet jeder Abonent mit der Bestellung und Vorausbezahlung sich an diese Expeditionen nur mittelbar, durch das Postamt seines Wohnorts oder das ihm zunächstgelegene.

9) Allen deutschen Buchhandlungen wird mit einem Rabatt von 25 pro Cent vom Laden Preise a *acht Thaler*, die Allgem. Lit. Zeitung franco Leipzig von der löbl. *Churf. Sächs. Zeitungs-Expedition* daselbst *monatlich* broschirt geliefert, und sie sind dadurch ebenfals in Stand gesetzt dies Journal für Acht Thaler innerhalb Deutschland zu liefern. Die Churf. Sächs. Zeitungs-Expedition lässt die Exemplare an die Commissionärs der Herren Buchhändler in Leipzig, so bald sie angekommen, abliefern. Und wer auf diesem Wege die A. L. Z. erhält, leistet auch die Zahlung an die Churf. Sächs. Zeitungs-Expedition zu Leipzig.

10) Zu Erleichterung der Fracht für die sämtlichen Buchhandlungen, welchen *Frankfurt am Mayn* näher liegt als Jena, ist die Hauptniederlage bey Hn. Buchhändler *Hermann* in Frankfurt am Mayn gemacht worden.

11) Für ganz *Frankreich* und den *Elsass* hat die löbl. *Akademische Buchhandlung* zu *Strasburg* die Haupt Commission übernommen.

12) Für die ganze *Schweiz* die *Steiner-Zieglerische Buchhandlung* zu *Winterthur*.

13) Aus Holland und Gelderland kann man sich an die Buchhändler Hn. *Hannesmann* in Cleve, desgleichen an Hn. *Friedrich Wanner* in *Dordrecht* an Hn. Buchhändler *Jülicher* in Lingen und an Hn. Buchhändler *Röder* in *Wesel* addressiren.

Jena den 30sten Julius. 1794.

Expedition der Allg. Lit. Zeitung.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 1. Julius 1794.

GOTTESGELAHRTHEIT.

SCHWEINFURT u. NÜRNBERG, a. K. d. Vf. u. in Com. d. Raw. Buchhandl. *Reformations-Geschichte der Reichsstadt Schweinfurt* mit XLVIII. Beylagen von *Johann Michael Sixt*, Condiacon an der Hauptkirche zu St. Johann. 1794. XIX. u. 298 S, 8.

Dass das Ganze gewinnt, wenn die einzelnen Theile mit Fleiss bearbeitet und richtig geordnet werden, das beweist die Geschichte überhaupt und besonders die Kirchengeschichte. Jeder, auch kleine Beytrag, welcher diesen oder jenen Umstand in ein helleres Licht setzt, oder sonst eine Lücke ausfüllt, ist daher mit Dank anzunehmen; warum nicht auch der gegenwärtige, der die Reformationsgeschichte einer nicht unbeträchtlichen Reichsstadt, von welcher bisher nur wenig bekannt war, zum Gegenstand hat, und den überdiess ein Mann liefert, der aus den Quellen selbst schöpfen konnte, der dieselben gehörig zu benutzen wusste, und dem es auch an andern nöthigen Unterstützungen nicht fehlte? Wollten auch andere den Einwurf wiederholen, den sich der Vf. schon selbst gemacht hat, dass er vielleicht in Dingen, die keinen unmittelbaren Bezug auf seinen Gegenstand haben, zu weitläuftig gewesen sey: so wird doch dieses den Werth seiner gelehrten Arbeit nicht verringern können, zumal da doch auch dergleichen Ausschweifungen ihren guten Nutzen haben können. *Schweinfurt* nahm erst spät an den Reformations-Anstalten Theil, und stand noch bey der Uebergabe der Augsp. Confession auf der Seite der Gegenparthey, woran vermuthlich das besondere politische Verhältniss der Stadt mit dem Bischof zu Wirzburg vornehmlich schuld war. Aber endlich erfolgte doch wirklich, was vielleicht bisher bey manchen blos stiller Wunsch bleiben musste. Die Geschichte dieser wichtigen Veränderung zerfällt, so wie sie Hr. *S.* vorträgt in 3 *Abschnitte* von denen der 1ste von den *Veranlassungen* zur Reformation dieser Stadt handelt. Unter die entfernteren zählt er den Verfall des Katholicismus, oder eigentlich das in *Schweinfurt* eben so, wie an andern Orten herrschende, allgemein bekannte grosse Verderben der Kirche und der Clerisey insonderheit. Dieses musste nun freylich auch in *Schweinfurt* eine Verbesserung wünschenswerth machen, zumal da noch das politische Interesse dazu kam, und man hoffen konnte, dadurch auch das schwere Joch, das die Bischöffe von Wirzburg der Stadt aufgelegt hatten, von sich abschütteln zu können. Die nähere Veranlassung war nun wohl *Luthers* Reformation selbst, und die vielen Beyspiele von Kirchenverbesserungen in der Fränkischen Nachbarschaft z. B. zu *Nürnberg*, *Windsheim*, *Kitzingen*, *Wertheim* u. s. w. Auch der 1532. zu *Schweinfurt* gehaltene Convent, oder Fürstentag, wo *Spalatin*, der den sächsischen Kurprinzen *Johann Friedrich* dahin begleitet hatte, 6 Wochen hindurch öfters predigte, machte die Einwohner dieser Stadt, für die Sache der Reformation immer empfänglicher. Indessen ging es doch mit der wirklichen Einführung derselben daselbst ungleich langsamer, als an andern Orten. Natürlicher Weise suchte der Bischof zu Wirzburg zu dessen Dioeces die Stadt gehörte, alles anzuwenden, sie im Schoosse der katholischen Kirche zu erhalten. Der Rath selbst wollte, eben dieses Verhältnisses wegen, in welchem die Stadt mit dem ansehnlichen Bisthum *Wirzburg* stand, keine übereilten Vorschritte thun; auch die Einwohner mochten zum Theil vielleicht nicht gar zu ernstlich darauf dringen, weil doch noch immer viele der alten Lehre getreu blieben. Endlich erschien der für *Schweinfurt* so glückliche Zeitpunkt. Der dasige Rath, der nun nichts mehr von dem Kayser zu befürchten hatte, fieng mit dem Anfange des Jahres 1542 die Reformation wirklich an, und da gerade um diese Zeit ein neuer Schutzherr der Stadt gewählt werden musste, nachdem Graf *Wilhelm von Henneberg* kurz zuvor abgegangen war, so fiel die Wahl absichtlich auf den Landgrafen *Philipp von Hessen*. Es wurden in dieser Absicht Gesandte an denselben geschickt, die ihm zugleich den Wunsch des Raths und der Bürgerschaft, einen protestantischen Lehrer zu erhalten eröfnen müssten. Dieser Wunsch würde erfüllt. Sie erhielten durch des Landgrafen Vermittelung einen würdigen Mann an M. *Johann Sutellius*, der bisher 12 Jahre Prediger zu *Göttingen* gewesen war. Dieser wurde bald nach seiner Ankunft, in der Kirche zu unser lieben Frauen, jetzt zu St. Salvator, der Gemeine vorgestellt und ordentlich eingeführt, Indessen *Sutellius* in der erstgedachten Kirche lehrte, taufte und das Abendmal unter beiderley Gestalt austheilte, trieben die katholischen Geistlichen ihr Wesen an der Hauptkirche fort. Um nicht tumultuarisch zu verfahren, und um den Bischof zu Wirzburg nicht zu reitzen, wollte man abwarten, ob sie sich nicht selbst entschliessen würden, freywillig abzutreten. Das erfolgte nun auch wirklich, da ihr Tempel nicht mehr oder nur von wenig Personen besucht wurde, und Gaben und Opfer beynahe ganz aufhörten. Nun wurde *Sutellius* nebst seinem ihm zugeordneten Caplan in die eigentliche Pfarrkirche eingeführt, der neue Gottesdienst förmlich eingerichtet, und eine Kirchenordnung entworfen, die zu *Nürnberg* 1543. bey *Johann Petreius* gedruckt wurde, so wie dieselbe auch gröstentheils mit der *Nürnbergischen* übereinstimmte. Diejenigen, die bisher der alten Parthey getreu geblieben waren, vereinigten sich mit dem grösern Haufen.

fen, und felbst die Carmeliter verliefsen ihr Kloster, und der letzte trat zur protestantischen Religion über, und wurde nachher der erste Pfarrer zu *Zell.* Wie der Bischof zu Wirzburg fein Misfallen über diefe Veränderung an den Tag gelegt, die Zwistigkeiten die in der Folge zwischen den Lehrern an der Hauptkirche entstanden, die Annahme der Concordienformel u. d. gl. müffen wir, um nicht zu weitläufig zu werden übergehen. Die am Ende beygefügten, nicht unwichtigen Beylagen sind bis auf die erste und letzte aus dem Archiv der Stadt *Schweinfurt* mitgetheilt worden. Sie erscheinen hier fämtlich das erstemal im Druck.

JENA, b. Cuno's E. *Philologifcher Clavis über das Alte Testament für Schulen u. Akademien. Jefaias.* von *Heinr. Eberh. Gottlob Paulus*, der Theologie und der orientalifchen Sprachen Profeffor, 1793. S. XX. 430. nebst Regifter. 8.

Schon der Name des Vf. läfst erwarten, dafs es an neuen und fcharffinnigen Auffchlüffen zur Erklarung des Jefaias nicht fehlen werde. Damit aber niemand durch den Titel verführt werde, zu glauben, dafs das Buch blofs für Anfänger in der hebräifchen Literatur gefchrieben fey: fo müffen wir fogleich erinnern, dafs fchwerlich der dikleibigste Commentar fo viele herrliche Winke zur beffern Bearbeitung des Propheten, und fo vortrefliche Erläuterungen aus der Sprache, Gefchichte, morgenländifcher Dichtung und Denkungsart und andern Hülfsmitteln der Interpretation enthalte, als diefes unter dem befcheidenen Titel *Clavis* herausgegebene Buch. Die Einrichtung ist diefelbe, die der Vf. bey feinem Clavis über die Pfalmen befolgt hat, und die wir noch von ihm bey vielen andern biblifchen Büchern ausgeführt zu fehen wünfchen. Eine lefenswürdige Vorrede gibt von den Regeln, die er fich zur Richtfchnur gemacht hat, Nachricht. Sehr richtig bemerkt er, dafs das Vorherfagen für den Wirkungskreis eines Propheten zu eingefchränkt fey, dafs fein Weiffagen fo viel fey, als Etwas Weifes fagen, und dafs das meiste von prophetifchen Reden nur in Auszügen und Fragmenten auf unfre Zeit gekommen fey. Der Vf. theilt die Orakelfammlung in 2 Bücher; das erste bis zu Ende des 39. Cap. das 2te von dem 40ten Cap. bis zu Ende. Beide Bücher werden in Abfchnitte zerlegt, und, fo geringfügig dies an fich zu feyn fcheint, dafs er mit dem 40. Cap. eine neue Reihe von Abfchnitten beginnt: fo confequent handelt er doch darin nach der von ihm, zwar nicht zuerst behaupteten, aber doch mit neuen Gründen unterstützten Meynung, dafs das 2te Buch nicht von Jefaias gefchrieben fey. Der Inhalt der Abfchnitte und der noch mehr detaillirte der zu jedem Abfchnitte gehörigen Abtheilungen und Capitel, entwickelt die Gedankenreihe des Propheten. Ihn wird vorzüglich der geübte Lefer studieren. Er findet aber auch unter den zunächst für Lehrlinge ausgestreueten Saamen manches Korn, das auf feinen Acker getragen, genährt, und zur Reife gebracht zu werden verdient. Wir müffen unferm Vf. das Zeugnifs geben, dafs wir keinen Erklärer kennen, der mehr bey dem Jefaias gedacht, oder mit einer gröfsern Fülle von Kenntniffen ausgerüstet gewefen ist, als er. Hier find einige Proben. 7, 8. hält er שִׁשִּׁים וְחָמֵשׁ für eine Interpolation, und verbindet den V. 8. und 9. fo מְעַט׃ רֹאשׁ *Damaskus wird blofs Hauptstadt von Aram bleiben, der König von Aram wird nicht mehr als König von Aram werden, und ehe ein Jahr vergeht, wird fogar Ephraim von ihm abgeriffen feyn, aber auch (V. 9.) er felbst blofs auf feine Granzen und Befitzungen eingefchränkt bleiben.* V. 14. das ה in הָעַלְמָה überfetzt der Vf. *diefe* oder *jene*. *Wenn jetzt irgend eine, welche fchwanger werden kann, wirklich fchwanger wird, fo wird diefe um die Zeit, wann fie gebiert, Urfache haben ihrem Kinde den bedeutfamen Namen Gott mit uns zu geben.* v. 16. קוץ *zerstört erklären* vergl. Jer. 1, 10, מַלְכוּת *die gerne Könige im Lande feyn möchten.* — 10, 9. wird כַּרְכְּמִישׁ gewöhnlich für *Cercufium* gehalten; der Vf. theilt ab כרכ מיש überfetzt כרכ aus dem Syrifchen *Burg* und מ ש wäre alsdann der Name der Stadt vielleicht *Mefene.* Das 13te Cap. kann dem Jefaias nicht zugefchrieben werden, und ist in eine fremde Stelle eingefchoben, weil der Zufammenhang zwifchen den vorhergehenden und nachfolgenden, die beide in die Zeit Hiskias gehören, zu fehr dadurch unterbrochen wird. Der Sammler rückt diefes Lied über Babel, nicht als ein Lied Jefaiä ein, fondern als ein Orakel, das ein Land betrift, auf welches Jefaias prophetifch hingefehen hat. — Das 21. 22, 1 — 14. 23 Cap. wird auch dem Jefaias abgefprochen. Wie wenig Michaelis Urfache hatte, fich über die Uebereinstimmung der Gefchichte mit der Weiffagung 21, 14 zu verwundern, wird von dem Vf. auf eine überzeugende, und für alle Exegeten lehrreiche Art dargethan. In dem 22. Cap. vergegenwärtigt fich ein unbekannter Dichter nicht Jerufalem, fondern die von den Chaldäern belagerte Stadt Babylon. Das *Sehethal* ist die flache Gegend, wo man eine gewiffe Ausficht hat, die babylonifche Landfchaft. Aber wie konnte der Dichter die Ebene um Babylon ein *Thal*, das ist, eine in Bergen eingefchloffene Gegend, nennen? — Die historifchen Capitel 36 — 39 im Jefaias werden als die urfprünglichen und vermuthlich von Jefaias felbst gefchriebenen, von denen die im Buche der Könige abhängig find, angefehen. 38, 7. 8. fey keine Spur einer Sonnenuhr, fondern der Prophet habe auf eine von Ahas erbaute Treppe von mehr als 10 Stufen hingedeutet, auf welche eine Zeitlang ein Schatten, nun aber wieder Sonnenstrahlen geworfen waren; ein Bild, das die Krankheit und Wiedergenefung des Königes vorstellen follte. 38, 16 wird abgetheilt עָלַי חָיוּ הֵם *durch mich leben jene,* d. i. von meinem Leben hängt das Leben vieler Menfchen im Staate ab. *Mein Leben gehört allen an, welche hier* בָּהֶן *im Lande find.* Unter den Gründen, für das fpätere Alter der vom 40sten folgenden Capitel verdient der viele Aufmerkfamkeit, dafs der Prophet den Befreyer der Judäer, Cyrus, mit Namen zu nennen weifs, aber, was darüber hinausgeht, nicht mit historifcher Klarheit fich vorgestellt, fondern von dem Wohlstande der neuen Colonie fich Hofnungen gemacht hat, die die Folgezeit nicht bestätigte. 45, 14. 60. 6 — 10. Diefes zweyte Buch enthalt prophetifche Aufforderungen,

gen, die von Cyrus kurz vorher ertheilte Erlaubniss zur Rückkehr nach Palästina zu benutzen, und es kann als ein Pendant zu Ezras und Nehemias, Zacharias und Malachias angesehen werden. Zu dem, wodurch es sich von dem ersten Buche auszeichnet, gehört auch diess, dass der bessere Theil des Jüdischen Volkes durchgängig der *Knecht Gottes* C. 48. 49. 50. 53. genannt wird, welcher andern Nationen die mosaische Verfassung und Gottesverehrung annehmlich machen soll, von innern und äussern Feinden gedruckt, aber sich hoch erheben wird. Der Vf. bleibt hierin seiner schon im 3. Th. der Memorabilien vorgetragenen Erklärung getreu. — Das 60. Cap. bezeugt, dass nach der Erlaubniss des Cyrus zur Wiederherstellung des hebr. Staates die Religiosen im Volke sich die frohesten Erwartungen gemacht haben, ein allgemeines Zuströmen der Nation, eine religiöse Denkungsart, ein allgemeines Aufsehen unter den fremden Nationen sich gedacht, und in poetischer Begeisterung beschrieben haben. Der Erfolg hat diesen Vorstellungen nicht entsprochen. — Das 63. Cap. sieht der Vf. nicht als Siegeslied über die Edomiter an. *Edom* und *Bozra* seyn nicht nomina propria, sondern appellativa, jenes bedeute *rothgefarbt*, dieses *Weinlese*, das Ganze gehe auf die zu Cyri Zeit über andere Völker verhängte Unglücksfälle.

NATURGESCHICHTE.

NÜRNBERG, in der Raspischen Buchh. *Linneisches Pflanzensystem im Auszuge.* Ein Lehrbuch zu Vorlesungen, und zum Gebrauch für Liebhaber der Oekonomie, der Fabriken und der Handelswissenschaft. I. Theil 471. S. mit 4 Kpft. II. Theil 556. S. mit 4 Kpft. III. Theil. 488 S. mit 3 Kf. IV. Theil 458 S. mit 4 Kf. Th. I-III. 1792. Th. IV. 1793. 8.

Dieser Auszug des grösern Pflanzenwerkes, welches in 15 Bänden unter dem Namen des vollständigen Linneischen Pflanzensystems zu Nürnberg herauskam, ist in so weit verdienstlich, da er das wesentlichste und allgemeiner brauchbare enthalten soll. Zu Vorlesungen kann er sich auf keine Weise schicken; man müsste denn mehrjährige Pflanzendemonstrationen darunter verstehen, wie sie zur öffentlichen Bildung allerdings sehr erwünscht wären, zu denen aber nirgends eine hinlängliche Einrichtung da ist, und die mit den gegenwärtig möglichen akademischen Vorlesungen keine Vergleichung leiden. Das Allgemeine, oder eine Einleitung in die Pflanzenkenntniss ist in dieser grosen Menge von Bogen kaum zu bemerken, und fast alles besteht aus einer Aufzähluug von Gattungen und Arten, wovon aber bey weitem die wenigsten mit Bestimmungen versehen sind, sondern in dem grösern Werke, und in den Generibus Plantarum sollen nachgesehen werden. Der vorzügliche Nutze dieses Auszuges würde sich also wohl blos auf die Anführung der nützbaren, oder sonst sehr merkwürdigen Arten einschränken. Aber selbst in dieser Rücksicht hätte man anders verfahren müssen. Weitläufige, vielzeilige Beschreibungen von Gewächsen, die blos den vergleichenden Botaniker interessiren können, wie von der Grewia asiatica, und weitläuffig gedruckte lange Reihen von, höchstens mit Citaten versehenen, Namen, z. B. aus der Gattung Varronia, Liparia, Othonna hätten ganz wegfallen sollen. Dadurch würde sehr viel Raum erspart, und die Absicht besser erreicht worden seyn. Auch einzelne Arten, welche allein eine Gattung ausmachen, hätten keine Erwähnung verdient, wie z. B. „die 675te Gattung Sauvage-„sia. Linn. Gen. Plant. No. 286. Edit. 8. No. 401. Die-„se Gattung hat ebenfalls (Roridula ging vorher) nur ei-„ne einzige Art, die in Amerika zu Hause ist. Linne „Pflanzensyst. V. Theil. pag. 708.“ Sehr ungleich ist es, wenn die Gattung Celosia eben so kurz abgefertigt, und bey dieser Pflanzengattung ihrer verschiedenen herrlichen Zierblumen, die sie in Arten und Varietäten liefert, nicht gedacht wird, indess manche, die kein Auge in Europa so bald sehen wird, mit pünktlicher Genauigkeit angezeigt werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Altona: Historisch - moralische Schilderung des Einflusses der Hofhaltungen auf das Verderben der Staaten*, von *August Hennings*, königl dänischen Kammerherrn, Oberkommerz - und Handels - Intendant und Oberbeamter in den Aemtern Plön und Ahrensböck. Aus dem Schleswigschen Journale besonders abgedrukt, 1792. 93 S. 8. Das Gemählde, welches der Vf. dieser unterhaltenden Schrift von Höfen aufstellt, ist zwar hie und da mit etwas grellen Farben aufgetragen, es vereinigt aber doch im Ganzen viele sehr richtige und treffende Züge, deren Originale man in unserm lieben deutschen Vaterlande nicht so gar mühsam zu suchen braucht. Wir zeichnen die erheblichsten derselben aus, um die Aufmerksamkeit der Leser zu reizen.

I. Abschnitt: *Von Höfen überhaupt.* Der Hof ist, im eigentlichen Sinn, die Haushaltung des Fürsten; dessen, nicht des Staats, persönliche Dienerschaft. Edles ist in den eigentlichen Dienstleistungen nichts; wenn die Hofleute dem Fürsten auch persönliche Dienste leisten, so halten sie solche mehr für Repräsentation als für eigentlichen Dienst. Im Grunde sind also die eigentlichen Hofleute Menschen ohne Bestimmung; Müssiggänger. Das Hauptstudium des Hofmanns ist der herschende Ton, und die eigentliche erste Quelle des Hoftons ist die Neigung des Regenten. Ist der Regent wirklich tugendhaft, so läuft er am meisten Gefahr, betrogen zu werden (wohl nur, wenn seine Tugend in Schwäche ausartet; denn an sich leidet Fürstentugend, ob gleich ihr Charakter in manchen Stücken von Privattugend verschieden ist, doch nicht durch die letztere). Der beste Hofton taugt nichts, denn Wahrheit und Charakteristik der Menschheit haben keinen allgemeinen Ton, sondern erscheinen für sich, wie sie sind. (Wir würden lieber sagen, der Hofton sey tadelnswerth, sobald er von dem gesitteten geselligen Ton überhaupt abweicht, und diesen entweder verschraubt oder überspannt. Das den Hofleuten so furchtbare Lächerliche ist nichts weiter als eine Verfehlung des Tons. Der Höfling muss aus seinem eigenen Standpunkte zugleich die Verhältnisse genau

kennen, worinn alle, die zum Hofe gehören, unter einander stehen. Unstreitig ist der vollkommenste in der Hofkunst, der die Abgeschliffenheit der Sitten bis zum grössten Grade der Unbedeutenheit treibt. Wenige erreichen den Ruhm, den sich hierin ein Graf *Maurepas* in Frankreich erwarb. Graf *Ostermann* schlug nie die Augen auf, um sein Innerstes auch durch keinen Blick zu verrathen.'

II. Abschnitt: *Standpunkt des Fürsten in dem Hofe.* „*Et ne „m'est jamais tombé en fantaisie*“ sagt Vater *Montaigne*, „*que ce „fut quelque notable commodité à la vie d'un homme d'entendement „d'avoir une vingtaine de controlleurs à sa chaise percée, ni que le „service d'un homme, qui a dix mille livres de rente, ou qui a „pris Casal, ou defendu Siene, lui soient plus commodes et accepta„bles que d'un bon valet et bien experimenté*“ Im Genusse des häuslichen Lebens lernt ein Fürst ein glücklicher und fröhlicher Mensch zu seyn; am Hofe ist er in seinen ersten Bedürfnissen ein Sklave seiner vornehmen Hof-Officianten. 'Er kann nicht mehr befehlen; er muss intriguiren. Die schädlichste Folge des Hofwesens zeigt sich bey der Erziehung der Fürstenkinder, wo der Keim aller guten und wahren Naturempfindung, von der ersten Kindheit an, ganz zerknikt, weder ein Mensch, noch ein Regent, sondern ein unglückliches Wesen, der künftige Sklave seiner Leidenschaften, seiner Unwissenheit, seiner verschobenen Eindrücke, gebildet wird. Die Etikette ist für den europäischen Regenten, was das Serail für den Despoten Asiens ist; sie schliesst ihn in seiner Burg ein, misst die Schritte ab, die er gegen das Volk, und die das Volk gegen ihn thun kann, benimmt dem Menschen alles Eigenthümliche, und setzt ein gemachtes Wesen an seine Stelle. Vergebens nehmen Fürsten zur Popularität ihre Zuflucht und verstatten Jedermann einen freyen Zutritt. Wer Fürsten aufsucht, hat Wünsche für sich selbst, und wird sich daher sehr hüten, etwas zu äussern, das den herrschenden Ton gegen ihn aufbringen kann. Für Privatwohl mag es sehr heilsam seyn, wenn der Zugang zum Fürsten keinem verschlossen ist: aber in der Regierungskunde verwirrt es mehr, als es fördert, und für den Regenten ist es immer von geringem Nutzen, bisweilen zum Schaden. (Ein durchaus falscher, und in der That gefährlicher Satz. Wie oft auch ein solcher Zutritt zu dem Fürsten gemissbraucht, oder vielmehr nicht gehörig genutzt werden mag, so ist es doch unbezweifelt richtig, dass die heilsamen Folgen desselben unendlich überwiegend sind. Dadurch werden Regent und Volk fester, als durch irgend ein anderes Mittel, an einander geknüpft. Nicht bloss der suchende Candidat, auch der unterdrückte Bürger, nahet sich dem Thron. Zugegeben, dass jener es vermeide den Hofton zu beleidigen, so wird dieser gewiss nichts unversucht lassen sein wahres oder vermeyntliches Recht an den Tag zu bringen. Schon die Furcht vor solchen ungelegenen Aufwartungen hält sicherlich manchen kleinen Hoftyrannen oder Amtsdespoten in Collegien und Provinzen einigermaassen im Zaum; schon sie wehrt manchem Uebel ab. Man glaube ja nicht, dass die Höflinge *immer* Mittel finden, solche ungeschliffene Leute abzuhalten, oder ihre Vorstellungen zu vereiteln. Oft lehrt die Erfahrung das Gegentheil, wenn nämlich der Fürst in der That jedermann sieht, ohne dass der Hofmarschall Einlassbillette giebt. Wer weiss nicht, dass gerade durch diese Popularität *Friedrichs des Einzigen* Andenken in einem Grade gesegnet ist, der es nicht den Preussen nur, sondern auch ganz Europa auf immer unvergesslich machen wird? Und was für einen Spiegel hat wohl der Fürst mitten an seinem Hofe, andere Menschen als Hofgeschöpfe auch nur nach dem äussern kennen zu lernen, als eben dieses? Benimmt man es ihm: so ist er völlig nur an seinem Hofe heimisch und in seinem Lande fremd. Selbst unser Vf. gesteht, dieser Zutritt möge für Privatwohl sehr heilsam seyn; wie wäre es denn möglich, dass er nicht auch in der Regierung fromme? meynt etwa der Vf.; Privatwohl und Regierung wären einander fremd oder vielleicht gar entgegengesetzt? Zwar bezieht er sich, um den Schaden zu beweisen, auf den Fall, wenn Fürsten Lust zu Klatschereyen (beyläufig gesagt, ein Wort der gemeineren, nicht der Schriftsprache) und Uebertragen haben, und sich zu Zeitungsträgern gewöhnen; allein jeder sieht: ohne unser Erinnern, dass dies Beyspiel eben so übel gewählt, als die Anwendung unrichtig ist.)

III. Abschnitt: *Schicksal des Staats.* Mannichfaltig ist das Verderben, das sich vom Hofe auf den Staat verbreitet; indessen scheint es doch sämtlich aus der gedoppelten Quelle zu fliessen, dass die angesehensten Geschäftsmänner aus der Klasse der Hofleute genommen werden, oder wenigstens durch den Hof zu ansehnlichen Bedienungen gelangen, und dass alle wichtige Geschäfte durch den Hof gehen. Hieraus entstehen die beiden fürchterlichsten Uebel der Staatsverwaltung: *Aristokratism in der Regierungsform*, unerachtet wahre Monarchie demokratisch ist, und *Anarchie in den Geschäften.* Daher die Wirksamkeit der Mittel zur Befriedigung des Ehrgeizes; des angebornen Adels und der persönlichen Titel. In Deutschland herrscht der Adel; im Norden Rang und Titel. Daher die Tyranney der Hofmeynung die unsichtbarer wird, als bey dem Wechsel der Meynungen und Grundsätze. Schon die Menge der Hofbeamten, die mit einander um den Einfluss auf den Fürsten und den Staat wetteifern, macht es jenem unmöglich, dem Strom zu widerstehen. Nach einer gedruckten Anzeige standen vor einigen Jahren am Hofe zu München unter dem Oberhofmeister 1103 Seelen, unter dem Oberkämmerer 234, dem Oberhofmarschall 692, dem Oberstallmeister 1107, dem Oberjägermeister 514, dem Theaterintendanten 450, zusammen 4100 Seelen. Sehr selten stehen die Hofausgaben im Verhältniss zu den Einkünften des Landes; man gewöhnt die Fürsten zu der verderblichen Meynung, die Staatskasse als ihre Privatkasse anzusehen. Von Geschäften erhalten Regenten ganz falsche Begriffe. Sie beruhigen sich bey dem methodischen Behandeln der Departementer. Aber Departementer werden nie Finanzen und Industrie in Aufnahme bringen (diess dürfte doch, wenn die Departementer gehörig besetzt sind, nicht allerdings richtig seyn). England hat kein eigentliches Commerzcollegium (bey einem *Unterhause* bedarf es dessen nicht) und *Friedrich der Einzige* hatte bloss Rechnungskammern. (Keinesweges; die Kameralverfassung ist im Preussischen Staate mit den Oekonomie-und Commerzwesen auf das genaueste verbunden, und durch diese Vereinigung konnte der grosse König manche treffliche Plane zur Vermehrung des inneren Wohlstandes ausführen. Kannte der Vf. das *Generaldirectorium* auch nicht dem Namen nach; so musste er nicht Beyspiele aus dem Preussischen Staate hernehmen). Von den gefährlichsten Folgen ist der Einfluss der Hofgunst und Hofintrigue auf Besetzung und Entziehung der Aemter. Das Labyrinth von Nebenbegriffen und Schönungen, das die Geschäfte von Höfen betreibt, schadet durchaus der Erkenntniss der Wahrheit, wovon S. 72 ein sehr lehrreiches Beyspiel einer Landfabrick angeführt wird, die der Hof aus lauter Patriotismus beynahe vernichtet hätte, indem er sie heben wollte.

IV. Abschnitt: *Wiederlegung einiger Scheingründe für die Hofhaltungen*, dass sie nemlich zum äussern Glanz und Ansehen der Regenten nothwendig wären und zur feineren Kultur beytrügen. (Hier hat uns der Vf., zumal in dem ersten Stücke, eben weil er übertreibt, nicht befriedigt.)

Es wundert uns sehr, dass er von dem Einfluss der Hofsitten auf die Moralität des Volks, insonderheit von dem weitgreiffenden Verderben, das gewisse Hoflaster verbreiten, nichts gesagt hat. Wahrlich es wäre noch eine reiche Nachlese übrig.

Der Vortrag ist im Ganzen genommen lebhaft und angemessen; nur liebt der Vf. Declamation, Wiederholungen und das Imposante etwas zu sehr.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 2. Julius 1794.

GESCHICHTE.

Pest, Buda und Kaschau, b. dem Edlen von Strohmayer: *Georgii Pray Historia Controversiarum de Ritibus Sinicis, ab earum origine ad finem compendio deducta. Praecedente Epistola ad Benedictum Cetto* (um). 1789. XXXII und 252 S. gr. 8.

Man weiſs aus der neuern Kirchengeſchichte und insbeſondere aus den Verhandlungen der Römiſch-Katholiſchen Miſſionen, daſs die von den Mitgliedern der Geſellſchaft Jeſu bey dem Miſſionswerk in Schina durchgängig beobachtete Praxis, in Abſicht auf die an den Neubekehrten tolerirte Beobachtung und Ausübung der in dieſem Reiche urſprünglich eingeführten und geſetzmäſsigen Gebrauche, namentlich in Betref des Andenkens und der *politiſchen* (!) Verehrung der Verſtorbenen, nicht allein zu langwierigen und zum Theil mit vieler Erbitterung geführten Streitigkeiten zwiſchen den die Miſſionsgeſchäfte führenden Orden Veranlaſſung gegeben, ſondern auch den Vätern der Geſellſchaft Jeſu den harten und ſchlechterdings unerweiſslichen Vorwurf einer abſichtlichen und wohl gar aus mercantiliſchen Rückſichten betriebenen Begünſtigung eines abgöttiſchen und mit dem Chriſtenthum unverträglichen Kultus zugezogen hat. Ob nun gleich dieſe Irrungen ſchon 1742 durch die Bulle Benedict des XIV. „*Ex quo ſingulari*" beygelegt ſind; ſo hört doch die Kenntniſs davon nicht auf, für den Geſchichtforſcher und gelehrten Theologen in mehr als einer Rückſicht belehrend zu ſeyn. Wie ſehr aber die Mitglieder jener Geſellſchaft nicht nur den Umſtänden, in aller Betrachtung gemäſs, ſondern ſogar dem *praeſcripto* der *Congregation de propaganda* völlig conform gehandelt, das mag der klare Buchſtabe der von den apoſtoliſchen Vicarien allen Miſſionären ohne Unterſchied gegebenen Inſtruction bey *le Tellier* beweiſen, wo es ausdrücklich lautet: „*Nullaque ratione ſuadete illis populis ut ritus* „*ſuos, conſuetudines et mores mutent, modo* „*ne ſint apertiſſime religioni*(!!) *et bonis mo*„*ribus contrariae.*"

Der gelehrte und durch ſeine vortreflichen hiſtoriſch-kritiſchen Recherchen in der Hungariſchen Geſchichte berühmte Abt *Pray*, der über den von ihm behaupteten Schineſiſchen Urſprung der Hunnen von mehrern, und insbeſondere von dem Piariſten *Cetto* in Anſpruch genommen war, hatte bey dieſer ſehr natürlichen Veranlaſſung auch über jene Streitigkeiten genauere Unterſuchungen angeſtellt, und darüber, wie er S. 246 dieſer Schrift verſichert, ein eigenes groſses Werk entworfen, woraus er hier nur das Weſentlichſte und wichtigſte im Auszuge mittheilt.

Da gewöhnlich, auch von gerühmten und auf Unpartheylichkeit *Anſpruch machenden* proteſtantiſchen Schriftſtellern, dieſe ſelbſt zur Kenntniſs von Schina und der dort eingeführten Verfaſſung nicht unmerkwürdige Controvers, äuſſerſt einſeitig, partheyiſch und leidenſchaftlich, von einigen ſogar ausſchlieſsender Weiſe nur nach den Schriften *einer* Parthey beurtheilt und beſchrieben worden iſt: ſo hat der Vf. mit groſser hiſtoriſcer Kenntniſs und Beleſenheit, mit kritiſch vergleichendem und prüfendem Fleiſse, mit Freymüthigkeit und gröſstentheils mit Unparteylichkeit die Behauptung der Ausſagen der Zeugen gegen einander abgewogen, das Wahre und Falſche derſelben ins Licht geſetzt, und insbeſondere ſeinen Gegner, den freylich *mit ſchwachen Kräften ausgerüſteten*, aber deſto *unbeſcheidenern Cetto*, ſehr in die Enge getrieben. Da die Quellen, woraus die ganze Streitſache zu erörtern iſt, ungemein rar und gewiſs nur wenigen zugänglich ſeyn möchten; ſo findet man nun hier aus den *Actis de ritibus ſinicis;* aus der *Hiſtoire generale de la Chine* des *de Maillan;* aus der *Narratio de initio et progreſſu miſſionis Sinicae;* aus des Hrn. *v. Leibnitz Noviſſima Sinica;* aus den *Acten* der *Congregation de propaganda* etc.; aus *Chriſtoph. Schorer, le Faure, Philippucci;* aus *Couplet, Intorcetta, Gabrani;* aus *Florian Bahr, Brancati* und andern *de cultu Sinenſium;* vorzüglich aber aus den merkwürdigen Aufſätzen des *Gregorius Lopez* und *Leoniſſa* den ganzen Vorgang von der erſten Veranlaſſung an bis auf die neueſten Zeiten auseinander geſetzt. Nur dann ſind wir nicht ganz auf des verdienſtvollen Mannes Seite, wenn er dem Zeugniſs verbotener, durch Machtſprüche unterdrückter oder noch ſchimpflicher behandelten Bücher und Schriften beynahe unbedingterweiſe alle Beweiskraft abſpricht, gerade das auf die entehrendſte Art behandelte Buch iſt oft ein um ſo viel geduldiger und ruhiger anzuhörender Zeuge, je mehr man durch gewaltſame Maſsregeln ſeine Ausſage zu erſticken oder wenigſtens verdächtig zu machen ſuchte. Dem bekannten *Hyacuthus Serry* wird an häufigen Stellen, und, wie es uns vorkömmt, nicht mit Ungrund, ſein *unzuverläſſiges, parteyiſches*, ja ſelbſt der *Verfälſchung überwieſenes* Verfahren in dieſer Geſchichte und wider dem Orden überhaupt vorgeworfen. Z. B. S. 32 – 34 u. ſ. w. Leibnitzens Urtheile und Ausſprüche ſind oft gebilligt und ihm mit gebührender Achtung begegnet. Aber *la Croze*, dem ſonſt viele unbedingt Glauben beymaaſsen, und *Mosheim*, der ſich ſo ſehr den Anſchein von Unparteylichkeit in dieſer Sache zu geben verſtand, werden eben ſo oft der Verdrehung, der leidigen Witzeley oder

oder der offenbarsten Unkunde überwiesen. Wider den sonst verdienten la Croze bedient sich der Vf. zuweilen allzuharter Ausdrücke. In Absicht auf die von dem Orden der Dominikaner gemachten Vorwürfe sagt der Vf. S. 36 wohl mit Wahrheit: "*Liquet quosdam ex familia S. Dominici magis de honore sui Ordinis, quam de inquirenda veritate, in causa sinica solicitus fuisse; quasi vero honor re ipsa sit, qui veritate non nititur:*" Vortreflich; aber möchte wohl der *hier* nach so richtigen Grundsätzen urtheilende Vf. die Gewährleistung übernehmen, dass keinem seiner Parthie dieselbe, wenn nur nicht zuweilen eine noch ärgere Schwachheit beschliechen.

Dem Gegner übrigens hat Hr. *P.* seine Lectionen in 8 sogenannten *Collegiis privatissimis* oder Vorlesungen zu ertheilen vor gut befunden, was manchmal drolligt genug mit anzuhören ist. Daher muss auch der controllirte Piarist, damit er doch nicht ganz ein *κωφὸν πρόσωπον* vorstellt, die beygebrachten Beweisstellen *ablesen*; wo er denn, nach einer vorgängigen Ermahnung, seine Stimme gehörig zu erheben mitunter: "*Fideliter praelegisti, itaque respira*" wieder in den *habitum audientis* versetzt wird. Auch das Lob, sich zeitig eingestellt zu haben, trägt er §. LII. mit davon; doch überhebt ihm der gutmüthige *Docent* nach vollendeten *Cursus* §. LXVII. des *Examens*, dass er *suo jure* mit dem *Auditor* hätte anstellen können.

Da wir Auszüge aus dem Ganzen nicht geben können, dessen Lectüre, wenn man das nothwendige Detail mehrerer partieller Bestreitungen und Discussionen abrechnet, den Liebhaber gewiss nicht unbelohnt lassen wird; (zur Probe empfehlen wir doch §. XL. u. XLI. von S. 101 — 110; oder §. L. u. LI. von S. 164 — 179; dass der Kardinal *Tournon* keineswegs von Jesuiten zu Macao gefangen gehalten, oder von ihnen mit Gifte aus dem Wege geräumt sey) so wollen wir nur noch S. 17 und 250 so viel bemerken, dass vom J. 1581, oder von der Wirkung des Ordens in Schina an bis 1712, 249 Mitglieder des Ordens der Gesellschaft Jesu an der Ausbreitung der christlichen Religion in diesem Reiche arbeiteten, 127 aber auf dem Wege dahin mit Tode abgegangen sind. Ausser diesen sind noch, zu gleichem Endzwecke 48 Dominikaner, 56 Franciscaner, 17 Augustiner und 30 *Clerici regulares* und andere Geistliche thätig gewesen. Von 1581 an bis zum Jahr 1773 sind nicht mehr denn *acht* Mitglieder des Jesuitenordens mit dem Charakter eines Mandarins belegt worden.

Der lateinische Vortrag des Vf. ist gar nicht schlecht; oft angenehm und munter; zuweilen aber, wie es bey einem so suffisanten, ungezogenen und doch schlecht unterrichteten Gegner wohl nicht anders seyn konnte, hart und bitter. Manches unlateinische Wort entschuldigt schon die Natur des Gegenstandes; manches, was dem und jenem Ohre anstössig seyn möchten, lässt sich aus dem *Plautus* und ähnlichen Schriftstellern rechtfertigen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Nürnberg, in der Frauenholz. Kunsth. *Principales Figures de la Mythologie executees en taille douce, d'après les pierres graveees qui appartenoient autrefois au Baron de Stosch, et qui sont aujourd'hui dans le Cabinet du Roi de Prusse. Premiere Livraison.* Rojal folio. XII Kupfertafeln, nebst einem in Kupfer gestochenen Zueignungskupfer an den König v. Preussen. 35 S. Text. 1793. (5 Thlr.)

Ebendaselbst. *Abbildungen Aegyptischer, Griechischer und Römischer Gottheiten* mit mythologischen und artistischen Erläuterungen. *Erste Lieferung.* 1793. XII. Kupfertafeln und 64 S. Text. gr. 4. (2 Thlr.)

Der schon durch mehrere uneigennützige Unternehmungen zur Beförderung der Kunst rühmlich bekannte Kunsthändler, Hr. *Frauenholz* in Nürnberg, hatte vor mehrern Jahren die sämmtlichen Schweikartschen Schwefelabgüsse der Stoschischen Gemmensammlung käuflich an sich gebracht. Mit diesen hatte er zugleich auch ein 1765 angefangenes, aber wegen Mangel an Unterstützung bald im Anfang unterbrochenes Kupferwerk erkauft; worin der 17 jährige Freund und Hausgenosse des Baron v. *Stosch*, der geschickte Nürnbergische Kupferstecher *Johann Adam Schweikart* die ganze Stoschische Sammlung, so wie sie *Winckelmann* in seinem Catalog beschrieben hatte, nur ein wenig vergrössert in Kupfer gestochen und mit der Winckelmannischen Beschreibung zur Seite herausgeben wollte. Es waren aber davon nur 6 Platten, auf denen im ganzen 36 Steine abgebildet sind, fertig geworden. Als sie nebst den Schwefelabgüssen selbst in des jetzigen Besitzers Hände kamen, hatte dieser zuerst die Absicht, dieses Schweikartsche Kupferwerk durch geschickte Künstler fortsetzen zu lassen, fand aber sehr bald, dass dieses Unternehmen, so lieb es auch dem Alterthumsforscher und wahren Kunstkenner seyn müsse, doch bey der grössern Zahl der Dilettanten wenig Aufmunterung finden würde: weil schon die erste Classe der Aegyptischen und Persischen Hieroglyphen durch ihre geschmacklosen Vorstellungen eher zurückschrecken, als einladen müsse. Er machte daher den Plan, aus jeder Classe des Cabinets nur einige der schönsten Gemmen zu wählen, die noch fehlenden Zeichnungen durch Hr. *Casanova* in Dresden nach den Originalen verfertigen, diese Zeichnungen von den vorzüglichsten Meistern stechen, und durch einen sachkundigen Gelehrten mit antiquarischen und artistischen Erläuterungen begleiten zu lassen. Er scheute bey der Ausführung dieses Plans weder Kosten noch Mühe, und so erhalten wir nun die erste Lieferung in doppelter, der Form und Sprache nach, verschiedener Gestalt, da die übrigen Lieferungen in ununterbrochener Reihe schnell nachfolgen sollen.

Dieses Werk nun, so wie es sich hier in dieser ersten Lieferung ankündigt, gehört unstreitig zu den wenigen, die durch die artistische und literarische Ausführung dem deutschen Kunstgeschmack selbst im Auslande Ehre machen, und durch seine verhaltnissmässige Wohlfeilheit auch den Kräften des grössern deutschen Publikums angemessen sind. Beide Ausgaben, sowohl die französische in Folio, als die deutsche in Quart, haben ihre eigenen Vorzüge. Die französische Prachtausgabe hat

hat aufser dem von *Casanova* gezeichneten, und von *Klauber* gestochenen an den König von Preussen, als den Besitzer der Stoschischen Gemmensammlung, gerichteten Dedicationskupfer, welches im Deutschen ganz fehlt, die 12 vortreflichen Originalplatten, wovon 10 von *Casanova* und *Preisler* gezeichnet, und von dem königl, Kupferstecher *Klauber* in Paris gestochen, 2 aber vermuthlich nach schon vorhandenen Zeichnungen von *Guerin* in Strasburg verfertiget sind, Zeichnung und Ausführung durch den Grabstichel lassen in diesen 12 Kupfern dem Kenner der Antike so wohl, als dem schwer zu befriedigenden Kunstliebhaber fast nichts zu wünschen übrig. Es sind nach dem Ausspruche mehrerer urtheilsfähigen Kenner fast vollendete Meisterstücke, die in diesem Fache vielleicht nur durch die Sammlung aus dem Pallaste *Pitti* übertroffen werden, übrigens aber die berühmtesten Gemmenwerke, z. B. das *Cabinet du Duc d'Orleans* weit hinter sich lassen. Die gefährlichste Klippe, bey der Vergröfserung nach eigenen Ideen zu ergänzen und, so der Himmel will, auch zu verschönern, ist hier wo nicht überall — denn selbst in den Erläuterungen werden die Künstler einigemal zu rechte gewiesen — doch weit mehr, als in andern Werken der Art vermieden. Die deutsche Quartausgabe entbehrt freylich dieser Originalkupfer, die hier durch Nachstiche von *Schrazenstaller, Dietrich* und andere bey weitem nicht ganz ersetzt sind, sehr ungern, hat aber dagegen den Vorzug, dafs hier der deutsche Originaltext beygedruckt wurde, wovon der Text in der grofsen französischen Ausgabe nur eine Uebersetzung ist, die bey aller darauf gewandten Sorgfalt und unverkennbaren Mühe den Sinn des Vf doch nicht überall erreicht, und sich manche Ausdrücke und Wendungen erlaubt, die dem vertrauten Kenner der Sprache anstöfsig seyn könnten. Indefs sind auch jene Nachstiche, die sich auch noch bey einem zweyten Werke im Frauenholzischen Verlage, bey *Vogels Versuch über die Religion der alten Aegypter* befinden, immer noch ein sehr angenehmes Geschenk für solche, die den höchsten Grad der Vollendung nicht einmal zu beurtheilen im Stande sind. Der geübten Kenner sind gewifs nur wenige, und für diese würde die Verlagshandlung leicht eine befriedigende Auskunft zu treffen, bewogen werden.

Diese *erste Lieferung* ist ganz allein der Aegyptischen Mythologie gewidmet, und gibt in 12 Tafeln die Abbildungen folgender Gottheiten I) Isis bis auf die Brust. II) Isis auf einem Throne sitzend, und den Orus säugend. III) Isis mit dem Sistrum und der situla, Serapis mit dem Scepter auf einer Gemme neben einander. IV) Apis mit zwey pueris dadophoris auf beiden Seiten. V) Osiris doppelt mit dem Habichts- und Menschenkopf auf zwey verschiedenen Gemmen. VI) Harpocrates, bis auf die Brust. VII) Harpocrates, auf einem Papyrkahne fahrend, umringt mit Sonne, Mond und Stern. VIII) Ein stehender Harpocrates mit dem Füllhorne zwischen einem Isis- und Serapiskopfe. IX. X) Anubis doppelt. XI) Anubis mit der Isis. (XII) Ein Canopus. Schon die blofse Angabe der hier vorkommenden Vorstellungen sagt dem Kenner, dafs er hier keine ganz alten Aegyptischen Gemmen, sondern nur Kunstwerke der Alexandrinischen und Römischen Periode zu suchen habe. Der in der Einleitung ausdrücklich angedeutete Zweck dieser Sammlung ist, das schönste in jeder Classe zu geben. Man mfus Hrn. *Casanova* die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, dafs er zu diesem Zweck vortreflich gewählt hat. Etwas ganz anderes wäre es freylich gewesen, wenn man das *seltenste* und *merkwürdigste* der Stoschischen Sammlung hätte geben wollen. Dann dürfte die Wahl ganz anders ausgefallen, und manches in seiner Art weit köstlicheres und belehrenderes Stück, z. B. *Winckelm. Catal.* N. 24. auch in *Tassie's Catalogue* Tab. III. N. 169., nicht übergangen worden seyn. Nach diesem Hauptzweck der ganzen Sammlung müssen nun auch die beygefügten Erläuterungen beurtheilt werden. Sie sollen keineswegs den Alterthumsforscher und Kunstkenner von Profession durch tiefeindringende Forschungen und neue Resultate überraschen, sondern einem weitern Kreis von Dilettanten und Liebhabern aller Art eine angenehme und belehrende Unterhaltung gewähren, und bey jeder Vorstellung eine kurze und doch befriedigende Uebersicht der neuesten Untersuchungen und Bemerkungen in diesem Fache aufstellen. Wer den Witz und Aberwitz kennt, mit dem bis auf die neuesten Zeiten das Religionssystem der Aegypter gedacht worden ist, wird die Schwierigkeiten nicht zu gering anschlagen, mit denen der Vf. *solcher* Erläuterungen zu kämpfen hatte, und sich freuen, dafs Hr. Prof. *Schlichtegroll* in Gotha, dem diese Arbeit aufgetragen wurde, sich ihrer mit so vieler Kenntnifs und feinen Beurtheilung entledigte. Vorausgeschickt ist eine Einleitung, in welcher über den Nutzen des Gemmenstudiums sowohl für die ausübende Kunst, als für die Alterthumskunde mehrere feine Bemerkungen gemacht, und dann die Schicksale der Stoschischen und Schweikartschen Sammlungen sehr unterrichtend erzählt sind, wobey uns vorzüglich die Winke über die immer mehr zunehmende Unsicherheit dieses Studiums durch die Vervielfältigung und Verfälschung der Pasten in den *Wedgewood*schen und *Tassie*schen Modefabriken sehr fruchtbar geschienen haben. Bey den darauf folgenden einzelnen Erläuterungen verräth der Vf. überall eine genaue Bekanntschaft mit den ältern und neuern Forschungen eines *Caylus*, *Jablonski*, *Gatterer*, und besonders des gelehrten *Zoëga*, bringt, wo es die Sache foderte, eine zweckmäfsige Gelehrsamkeit an, und weifs dem Trockenen seiner Materie durch einen angenehmen, doch nicht zu bilderreichen Vortrage, Leben und Interesse zu geben. Ueberall ist, so weit man es von einem Gelehrten, der nicht selbst Künstler ist erwarten kann, Rücksicht auf die *artistische* Behandlung des Süjets genommen, und wo sich die Gelegenheit ungesucht darbot, manche scharfsinnige archaeologische Bemerkung z. B. S. 44. über den Harpocrates als Symbol des Nils, S. 48. über die Verwandschaft der Keule des Harpocrates mit der des Hercules, S. 55. die Erklärung des Monuments eines Isiacus beym Montfaucon u. s. w. eingewebt, auch auf die ganz verschiedenen Epochen des Aegyptischen Religionssystems unverwandte Aufmerksamkeit gerichtet worden. Natürlich

lich ist bey einer so vieldeutigen Materie nicht durchaus Uebereinstimmung zu hoffen. Ueber manches hat vielleicht der Vf. selbst schon jetzt seine Meynung geändert. Wir wollen hier nur einiges anzeichnen, wo wir seiner Erklärung nicht ganz beypflichten können. Die S. 43 aus Winkelmanns Catalog entlehnte Bemerkung, dass selbst die Apotheose der Kaiser durch eine Wasserfarth auf einer Barke vorgestellt sey, sollte nicht, wie es hier geschen ist, auf den Nil bezogen worden seyn. Diese Vorstellung war rein griechisch und bezog sich auf die Inseln der Seeligen und das Elysium im Westocean, weswegen auch auf den Reliefs der Sarcophagen so oft Nereiden und Processionen der Seegötter vorkommen. S. *Gori* ad *Columbarium Liviae* p. 36. Hr. *Sch.* verwirft mit Recht S. 43. wo das Brustbild eines Harpocrates mit einer in einem Riemennetze um den Hals hängenden *bulla* vorkömmt, die Erklärung Winckelmanns, die auch Raspe zu *Tassie's Catalogue* p. 34. nachgeschrieben hat, von einer Kugel, aus der zwey Schlangen hervorgehn. Allein die allegorische Deutung von einer Pfirsich (?), die Hr. *S.* an dessen Stelle setzt, ist eben so wenig befriedigend. Einmal ist so wohl aus diesem Steine, als aus einigen ähnlichen Denkmalen beym Pocock und Caylus ausgemacht, dass sich Harpocratesfiguren mit einer *bulla* finden, wie sie die Römischen Knaben bis zum *dies tirocinii* zu tragen pflegten. Eben so gewiss ist es, dass mehrere Isisbilder nur Portraitfiguren römischer Frauen sind, die zu der Zeit, wo es zum guten Ton in Rom gehörte, eine Isisdienerin zu seyn, sich nur allzugern die Attribute dieser Gottheit ertheilen liessen. Sollten wir nun hierdurch nicht zu dem analogischen Schluss berechtigt seyn, in solchen Harpokratesfiguren mit der römischen bulla auch römische Knaben zu finden? Eine dem Isisdienst ergebene Römerin suchte den Schmerz über ihren frühverstorbenen Sohn durch die Verähnlichung ihres Lieblings mit dem Harpocrates auf einem geschnittenen Stein zu lindern. Die bulla behielt man darum bey, um das Alter und den Stand des Knaben dadurch zu bezeichnen. So würde wohl auch aus der mystischen Schlange am Arme ein blosses zierlichgewundenes Armband, und so wäre diess ein neuer Beweis, wie sorgfältig man in der Beurtheilung und Erklärung alter Figuren, auf diese im Alterthume so gewöhnliche Umkleidung individueller Persönlichkeit in bekannte Göttergestalten, Acht haben müsse. S. 36. hätte das Alter der Osirisgemme mit dem Geyerkopfe und Geyerstabe, dadurch vielleicht noch genauer bestimmt werden können, dass sich ein ähnlicher Stab bey einer Isisstatue in der *Villa Adriani* zu *Tivoli* fand, der nun im Capitolinischen Museum gezeigt wird. S. *Mus. Capit.* T. III. tab. 80. — S. 27 hätten wir einige Belege zu den Satz gewünscht, dass die Siegesgöttin *oft auf dem Haupte* Jupiters abgebildet gewesen sey, und zu S. 63. ist zu bemerken, dass sich die durch *Schlägers* Abhandlung berühmt gewordene *Gemma Isiaca*, die man im Leibe einer Mumie fand, nicht im Herzogl. Museum zu Braunschweig befindet, wie dort gesagt wird. Dort ist nur ihr Compagnon, der *numus plumbeus* anzutreffen. Die Gemme besitzt der Leibarzt *Brückmann* in seiner mit Recht berühmten Sammlung von Edelsteinen. Im Allgemeinen, dünkt uns, hätte der Verf. wohl noch mehr Rücksicht auf den Fetischismus der ältesten Aegypter nehmen, und besonders beym Apis und Anubis einige Winke darüber ertheilen sollen. Hierdurch würde er mancher Bemerkung, z. B. S. 56. über die aus Thier und Mensch zusammengesetzten Zwittergestalten, mehr Haltung und Bestimmtheit gegeben haben. Schade, dass ihm wie auf der letzten Seite bemerkt wird, *Vogels Versuch über die Religion der alten Aegypter*, etwas zu spät in die Hände kam. Denn so wenig wir auch mit der ganzen Art, mit der Vogel das Religionssystem dieses Volks zu enträthseln gesucht hat, zufrieden seyn können, so wahr scheint uns doch der dort als Hauptsatz aufgestellte Fetischendienst der frühesten Bewohner Aegyptens.

Wir sehen mit Verlangen der schnellen Fortsetzung eines Werkes entgegen, das zugleich ein Probierstein für die Ausführbarkeit solcher Unternehmungen in Deutschland seyn, und uns zeigen wird, ob das deutsche Publikum geschmackvolle und solide Unternehmungen von Sudeleyen und oberflächlichen Compilationen unterscheiden, und einen uneigennützigen, mit Enthusiasmus für die Kunst durchdrungenen Unternehmer für sein gutes Zutrauen hinlänglich belohnen kann.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Stettin*, b. Effenbarts E.: *Ausführliche Nachricht von der neuen Einrichtung des grossen Raths-Lyceums* (zu Stettin). Eine Einladungsschrift zu einer öffentlichen Redeübung, von *Friedrich Koch*, Konrector des grossen Raths-Lyceums. 1793. 64 S. 4. Ein lesenswürdiger Bericht von einer verbesserten Schulanstalt, welcher ganz das Gepräge der Aufrichtigkeit an sich trägt. Der Vf. verkennt keinesweges das Mangelhafte, welches noch bemerkbar, und der Zeit und glücklichern Umständen zur Verbesserung überlassen ist. Indessen ist es in Zeiten, wo über Verbesserung des Schul- und Erziehungswesens so unendlich viel mehr *geschrieben*, als dafür *gethan* wird, doch herzerhebend, und für Männer in ähnlicher Lage keine geringe Ermunterung, Beyspiele zu sehen, wie viel rechtschaffene Lehrer bloss durch Eifer und Thätigkeit unter gewissen Umständen doch möglich machen und bewirken können, ohne von ihren Obern einen grössern Geldaufwand zu verlangen, wodurch mehrentheils allein die schönsten Verbesserungspläne rückgängig werden. Sehr richtig äussert sich der Verf. hierüber so: „Gewiss würde noch manche Schul- und Erziehungsanstalt unsers deutschen Vaterlandes ihrem Zwecke gemässer eingerichtet seyn können, wenn man sich überall bemühen wollte, zum Besten dieser Anstalten nur das bewerkstelligen zu wollen, was ohne Geld ausführbar ist. Es besitzt jede Schulanstalt einen gewissen Grad der innern Kraft. Wird diese recht benutzt, werden alle Anstalten getroffen, wodurch sie das zu leisten im Stande ist, was unter den dermaligen Umständen geleistet werden kann: so wird sie eben dadurch zu einer gründlichern Verbesserung vorbereitet." Aber freylich müssen dann auch die Obern so aufgeklärt und von der Wichtigkeit der Sache so überzeugt seyn, dass sie den wohlgemeynten und uneigennützigen Vorschlägen der Lehrer keine Hindernisse in den Weg legen, oder sie nicht, wie man Beyspiele davon haben will, auf eine niederschlagende Weise, ohne weitern Bescheid *ad Acta* legen lassen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 2. Julius 1794.

LITERARGESCHICHTE.

ROM, b. Fulgoni: *De prima typographiae hispanicae aetate. Specimen Auctore Raymundo Diosdato Caballero.* 1793. XXXVI und 134 S. gr. 4.

Aus verschiedenen, leicht zu errathenden Ursachen, war es dem Literator bisher schwer, ja beynahe unmöglich, den eigentlichen Zeitpunct der Einführung der Buchdruckerkunst in Spanien mit Gewissheit zu bestimmen, und von der Ausbreitung derselben in diesem Reiche, bis zu Ende des 15. Jahrhunderts, befriedigende Nachrichten zu geben. Bey Spanien treffen alle diejenigen ungünstigen Umstände zusammen, die Ursache sind, dass wir selbst von Städten und Ländern, die uns näher liegen, als dieses Reich, nicht immer mit voller Zuversicht von dem Anfange dieser Kunst Rechenschaft geben können; da es auch da, wie überall an gleichzeitigen Schriftstellern fehlt, die ein so merkwürdiges Ereigniss, nach allen Umständen, rein und lauter, auf die Nachwelt zu bringen suchten. Man schien sich auch in spätern Zeiten, da man an andern Orten nähere Untersuchungen über eine, von so wohlthätigen Folgen begleitete, Erscheinung anzustellen anfieng, in Spanien wenig darum zu bekümmern; und gesetzt dieser Gegenstand sollte auch von einem spanischen Gelehrten bearbeitet worden seyn, wie Rec. z. B. des *Michael de Cabrera Discurso legal, historico y politico en praeba del origen, progressos, utilidad, Nobleza y Excellencias del arte de la Imprenta. Madrid.* 1675. *f.* aber leider, nur dem Namen nach kennt, so ist es ja bekannt genug, dass besonders der deutsche Gelehrte, immer der letzte ist, der davon etwas erfährt. Das meiste, was wir, zumal von der ältern spanischen Literatur wissen, haben wir vorzüglich der *Biblioth. hispanica* des *Nicol. Antonio* zu danken. Aber auch dieses Werk ist nicht nur sehr theuer, sondern auch selten; doch ist es in Rücksicht der ältern Literatur von *Maittaire*, und in der Folge auch von andern benutzt worden. War also etwas vollständigeres und zuverlässigeres zu erwarten: so musste es von einem Spanier selbst herkommen, welcher aus Quellen, wozu Auswärtigen der Zutritt, auch nur bloss der weiten Entfernung wegen, sehr erschwert werden würde, selbst schöpfen, und von andern, nach eben diesem Ziel strebenden Gelehrten unterstützt, ein helleres Licht über diese Sache verbreiten könnte. Dieses schien bisher freylich immer nur ein wohlgemeynter Wunsch zu seyn, der in Spanien um so weniger würde erfüllet werden, da man selbst in andern Ländern, wo die Literatur zu Hause seyn könnte und sollte, gegen diesen Zweig derselben, noch immer kaltsinnig genug ist. Und doch ist derselbe endlich, wider Vermuthen, in dem vor uns liegenden Werke, wo nicht ganz, doch so realisirt worden, dass man dem Vf. allen Dank schuldig ist. Was derselbe sey, ein Geistlicher, oder ein, sonst in einem andern Amte stehender Gelehrter, kann Rec. nicht sagen, indem er in dem Werke selbst, nur dieses einzige von sich meldet, dass er seit mehrern Jahren seinen Aufenthalt in *Rom* gehabt habe, und von seinem Vaterlande entfernet gewesen sey. Freylich ein Umstand, der seinem Werke nicht gar zu günstig zu seyn scheint, zumal da er selbst eingesteht, dass er sich bey der Ausarbeitung desselben hauptsächlich an seine Vorgänger habe halten müssen. Indessen ist doch nun einmal der Anfang gemacht worden, die ältere spanische Literatur, besonders in Rücksicht auf die Schicksale, welche die Buchdruckerkunst in diesem Reiche gehabt hat, zu bearbeiten. Vielleicht werden dadurch andere Gelehrte in Spanien aufgemuntert, diesen Gegenstand ins Reine zu bringen, woran um so weniger zu zweifeln ist, da der Vf. bereits zu diesem seinen *Specimen* Beyträge aus Spanien erhalten hat, und zwar aus einem Werke, das ein Gelehrter zu *Sevilla*, Namens *Didaco Alexandro de Galvez*, unter dem Titel: *Apuntaciones, que podran servir para indicar el origen y establecimiento de imprentas en Espanna* herausgeben wird. Nun, eine kurze Nachricht von dem Werke selbst. Den Anfang machen 9. kurze Abschnitte, in welchen der Vf. erst überhaupt von der, den Deutschen nicht abzusprechenden Erfindung der Buchdruckerkunst, und sodann insbesondere von Spaniens Verdiensten um dieselbe handelt. Diese bestehen nicht nur darin, dass dieselbe schon im 15. Jahrhundert in verschiedenen Städten dieses Reiches eine ehrenvolle Aufnahme erhielt, und auch in der Folge von den Regenten und andern Gelehrten, (worunter vorzüglich der Cardinal *Ximenes* dessen Polyglotte seinen Namen unsterblich gemacht hat, zu rechnen ist), unterstützet, sondern auch durch Spanier in die entferntesten Welttheile von *Amerika* und *Asien* gebracht wurde. Den Beschluss macht eine Vertheidigung der Inquisition, die nicht sowohl der Ausbreitung dieser Kunst im Wege gestanden, als vielmehr dazu gedienet haben soll, schädliche, dem Staat und der Religion nachtheilige Schriften zu unterdrücken; freylich eine Aeusserung, die kaum noch *einem Spanier* zu verzeihen ist. — Nach diesen Abschnitten folgt nun das, nach den Jahren geordnete Verzeichniss der im 15ten Jahrhundert in Spanien gedruckten Bücher selbst, die sich auf 310. Nummern belaufen. Die vorzüglichsten Städte die noch in diesem Jahrhundert Druckereyen

reyen hatten, find: *Barcelona* (*Barchinone*, *Barcino*) *Burgi oder Burgos*, *Salamanca*, *Saragoffa*, (*Caefaraugufta*) *Sevilla*, (*Hifpalis*) *Toledo*, *Tolofa* und *Valencia*. Welcher unter diefen Städten die Ehre gebühre, die Druckerkunft am erften aufgenommen zu haben, läfst fich bisher noch nicht mit voller Gewifsheit beftimmen. Nach unferm Vf. wäre es *Valencia*. Dafelbft wurden 1474. *Obres*, *o Trobes les quales tracten de la Hors de la facratiffima Verge Maria*, *fermone Provinciali* gedruckt. Im folgenden Jahr erfchien dafelbft, welches befonders merkwürdig ift, eine Ausgabe vom *Salluft*, — ohne Drucker. Die Drucker werden zwar nicht genannt; wahrfcheinlich aber waren es — nach den, dem Vf. von dem obengedachten Gelehrten *de Galvez* mitgetheilten Zufätzen, wurde fchon 1475. zu *Sevilla* ein fogenanntes *Sacramentale* gedruckt — *Anton Martinez*, *Bartholomäus Segura* und *Alphonfus de Portu*, die 1477. das erftgedachte *Sacramentale* wieder auflegten. Schon 1475. foll der bekannte *Manipulus Curatorum* zu *Saragoffa* gedruckt worden feyn. Im J. 1480. folgten *Barcellona*, *Tolofa* und *Burgos* nach; 1485. wurde zu *Salamanca* und 1486. zu *Toledo* gedruckt. Die übrigen Orte, von denen meiftens bisher nur ein einziges Product bekannt worden ift, übergehen wir, doch können wir nicht unbemerkt laffen, dafs fich auch ein Paar *fpanifche Klöfter* um die Ausbreitung der Druckerkunft verdient gemacht haben. Das eine ift das *Coenobium Sancti Cucufatis del Vallcs bey Barcellona*; und das andere das Klofter *Montis Serrati* ebenfalls bey *Barcellona*, wovon 1499. an bis 1524. fleifsig gedruckt wurde. Dafs der Deutfche Fleifs in Spanien gefchäftig gewefen fey, und wo nicht alles, doch gewifs das meifte zur Einführung und Ausbreitung derfelben beygetragen haben, das mögen folgende Namen der vorzüglichften deutfchen Drucker in verfchiedenen fpanifchen Städten beweifen. Sie heifsen: *Friedrich von Bafel*, *Paulus von Cöln*, *Petrus Hagembach*, *Paulus Hurus von Conftanz*, *Johann Lufchner*, der die Druckerey in dem Klofter St. *Cucufatis* einrichtete, *Valentin von Mähren*, *Johannes von Nürnberg*, oder *Johannes Pegnicer*, *Johannes Rofembach*, *Nicolaus von Sachfen*, *Nicolaus Spindaler*, *Meinardus Ungut* u. f. w. Den Befchlufs machen, nach den vorhin fchon gedachten Zufätzen, der, zu *Sevilla* gedruckten Bücher, 3 Regifter über die Städte, wo gedruckt wurde, über die Drucker, und über die in dem Werke vorkommenden Namen und Sachen. Einige wenige Zufätze zu den angezeigten Drucken, die Rec. machen könnte, würden hier wohl nicht am rechten Orte ftehen, zumal da diefes Werk in Deutfchland wenig in Umlauf kommen wird. Doch mufs er eine einzige Anmerkung wiederholen, die der Vf. bey Gelegenheit der 1489. zu *Tolofa* gedruckten fpanifchen Chronik der *Diego de Valera* gemacht hat. Diefe betrift nicht nur den — auch erft neuerlich von einem deutfchen Gelehrten wiederholten Fehler, dafs der mit der Präpofition *En* combinirte Artikel *el* — ahl *Enel* (*Enel anno de nafcimiento*) für den Namen des Druckers gehalten, und ein *Henricus Enel*, ftatt des wahren Druckers, der *Heinrich Mayer* hiefs und ein Deutfcher war, eingeführt worden ift, fondern auch das in Anfehung des Namens des Verfaffers zu rügende Verfehen, da man das voranftehende *Moffen*, welches eigentlich fo viel als *Don*, *Dominus* fagen will, für einen Zunamen des Vf. gehalten, und denfelben *Mofes Diego* getauft hat. — Ein Beweis, dafs dem Literator auch Sprachkenntnifs gar nützlich feyn kann.

Nürnberg, b. d. Verleger: *Sammlung von Bildniffen gelehrter Männer und Künftler*, nebft kurzen Biographien derfelben, herausgegeben von *Chriftoph Wilhelm Bock und Johann Philipp Mofer*. Neuntes bis zwölftes Heft. 1793. und 1794. 7 Bogen Text. gr. 8.

Mit Vergnügen zeigt Rec. nicht nur die Fortfetzung diefes fchätzbaren Werks, fondern auch zu gleicher Zeit die Vollendung des *erften Bandes* deffelben an. Wie Hr. *Bock*, deffen Kunftfleifs auch an den, in den vorliegenden 4 *Heften* befindlichen Bildniffen fichtbar ift, nichts unterlaffen hat, demfelben einen immer höhern Werth zu geben: fo hat auch der gegenwärtige Herausgeber und Verleger fein Verfprechen, die Bildniffe und Biographien auswärtiger Gelehrten in gröfserer Anzahl, als bisher gefchehen konnte, zu liefern, zu erfüllen gefucht; und dafs diefes auch in der Folge gefchehen werde, dafür bürgt uns der Eifer des Verlegers, diefes Werk immer in einen gröfsern Umlauf zu bringen. Der Erfolg wird feinen Wünfchen auch ficher entfprechen, indem das nützliche fowohl als angenehme diefes Inftituts fichtbar ift, und gewifs mehrere Gelehrte zur Theilnahme an demfelben auffodern mufs. Wie oft wünfchet man nicht einen würdigen Gelehrten näher kennen zu lernen, und wie lang mufs man nicht manchmal warten, bis ein folcher Wunfch erfüllt wird? Oft bleibt derfelbe ganz unerfüllt, wenigftens enthält man nicht immer fichere Nachrichten. Hier, wo jeder noch lebende Gelehrte, gleichfam im vertrauten Zirkel felber redet, und die nähern, oft fehr merkwürdigen Umftände feines gelehrten nicht nur, fondern auch feines häuslichen Lebens erzählt, wer wird da nicht gerne einen aufmerkfamen Zuhörer abgeben, zumal da man fich den Mann, den man achtet, vermittelft feines meiftens ganz ähnlichen Bildniffes gleichfam vergegenwärtigen kann? Nicht felten kann dadurch auch manches Unrichtige verbeffert werden, wie folches der Fall im 9ten Heft bey der Biographie Herrn *Schmutzers*, des fo berühmten Wiener Künftlers ift, aus welcher auch der Artikel *Schmutzer*, in der neuen Ausgabe von *Füefslins Künftlerlexicon* berichtiget werden kann. Ganz vorzüglich wird aber in diefen Heften die Biographie eines Mannes die Aufmerkfamkeit des Lefers rege machen, der zwar durch feine Schriften faft allgemein bekannt war, von deffen Lebensumftänden und Schickfalen man aber bisher wenig befriedigendes erfahren konnte. Es ift diefes der Verfaffer der *Chronologen* und andrer Zeitfchriften, die ihrer Eigenheiten wegen ftark gelefen wurden. — *Wekherlin*. Sein Bildnifs ift von einem nürnbergifchen Künftler nach dem Leben, ausdrücklich für diefe Samm-

Sammlung gezeichnet worden, und *Wekherlin* versprach sein eigener Biograph zu werden. Allein da er bald darauf starb, so wurde die hier abgedruckte kurze Skizze seines Lebens, aus ganz sichern Nachrichten eines seiner Freunde entworfen, aus welcher ein noch kürzerer Auszug für diejenigen, die von diesem Werke nicht Gebrauch machen können, hier nicht ganz am unrechten Orte stehen möchte. *Wilhelm Friederich Wekherlin* ist 1739. zu *Ober Esslingen*, einem Dorfe im *Würtenbergischen* gebohren worden, wo sein Vater Prediger war, von dem er auch den ersten und hauptsächlichsten Unterricht im wissenschaftlichen erhielt. Er besuchte sodann ein paar Jahre die Schulen zu *Stuttgart*, worauf er nach *Tübingen* geschickt wurde, um daselbst die Rechte zu studieren. Allein er hielt daselbst nicht lange aus, gieng als Hofmeister nach *Strassburg* und von da nach *Paris*, wo er etliche Jahre verweilte, und sich zu jedem Dienst und Broderwerb erhob und herabliess. Hier empfieng sein Geist jenen Hang zum *Voltairisiren*, *Linguetisiren* und zur *Persiflage*. Vermuthlich war es Mangel am nöthigen Unterhalte, der ihn nach *Wien* trieb, wo er sich mit der Schriftstellerey nach seiner Art zu ernähren suchte. Er machte auch daselbst eine Zeitlang sein Glück, welches er aber durch die berüchtigten *Denkwürdigkeiten von Wien*, muthwilliger Weise wieder verscherzte — er kam in Arrest und wurde sodann verwiesen. Nun gieng seine Wallfahrt nach *Regenspurg* und von da nach *Augspurg*. Auch hier fand er Beyfall; allein ein Pasquill auf eine Person, der er die grösten Verbindlichkeiten hatte, nöthigte ihn, diese Stadt zu verlassen, und sich nach *Nördlingen* zu begeben, wo er seinen Groll gegen Augspurg in seinem *Anselmus Rabiosus* aussprudelte. Hier fieng er an, eine Zeitung zu schreiben — bekam Händel mit seinem Verleger und selbst mit dem Magistrat, liess demselben seine Geisel fühlen — und so hatte dann auch sein Wesen in *Nördlingen* ein Ende. Er wurde fortgeschaft und schlug zu *Baldingen*, einem bey Nördlingen gelegenen Dorfe seine Wohnung auf, wo er lange Zeit in der Stille lebte. Hier fieng er seine *Chronologen* zu schreiben an, welches Journal er, mit ungleichen Erfolge, unter dem Titel des *grauen Ungeheuers*, der *Hyperborarischen Briefe* und der *Paragraphen* einige Jahre lang fortsetzte. Eine Invective wider den Magistrat zu *Nördlingen*, die er 1788. drucken liess, war Ursache, dass ihn der Fürst von Wallerstein nach *Hochhaus* bringen liess, wo er aber nicht als Gefangener sondern mehr als Gast behandelt wurde. Nach einem vierjährigen Aufenthalt daselbst, fasste er den unglückseligen Gedanken, sich in *Anspach* zu setzen, und — eine *politische Zeitung* zu schreiben; schrieb sie auch unter dem Titel: *Anspachische Blätter* — aber nicht viel länger als ein Vierteljahr — musste die Feder wieder niederlegen, und *starb* dann den 24. Nov. 1792. — *aus Verdruss*, den ihm sein Arrest und diese leidige Zeitung zugezogen. Er wurde auf Kosten des Ministers von *Hardenberg* in aller Stille begraben. So viel von diesem abentheuerlichen Mann. Noch muss Rec. die Namen der in diesen vier Heften abgebildeten Gelehrten anzeigen. Es sind aber dieselben folgende: *Johann Heinrich Abicht, Jeremias Nicolaus Eyring, Georg Franz Hoffmann, Jacob Matthäus Schmutzer, Friedrich David Gräter, Andreas Meyer, Rasmus Nyerup, Heinrich Eberhard Gottlob Paulus, Johann Martin Miller, Ernst Ludwig Posselt, Ludwig Schubart, Wilhelm Ludwig Wekherlin, Johann Lorenz Bökmann, Carl Friedrich Gerstlacher, Albrecht Christoph Kayser, Georg Ernst Waldau.*

Leipzig, b. Reinicke: *Ueber Rousseaus Verbindung mit Weibern*, nebst einigen verwandten Abhandlungen. Zwey Bände. 1792. 436 S. 8.

Es war gewiss kein unglücklicher Gedanke, einem so wichtigen Puncte in Rousseaus Leben und Charakter, wie seine Herzensverbindungen waren, eine besondere Betrachtung zu widmen. Zwar sind diese Verbindungen seine glänzende Seite eben nicht: mehrere seiner erklärtesten Freunde finden ihn hier entweder zu schwach, oder lächerlich, oder doch sehr gewöhnlich. Ohne Zweifel würde er das letztere geworden seyn, wenn seine Leibesbeschaffenheit ihm den sinnlichen Genuss leichter oder schmackhafter gemacht, und wenn nicht seine kränkliche Phantasie mehr nach Bildern, als nach Wirklichkeiten, gehascht hätte. R's. Hang zu Weibern war aus Begierlichkeit, Eitelkeit und feiner Empfindsamkeit gemischt, und da ihm das Schicksal beynahe auf jedem Schritte Weiber in den Weg führte: so blieb er fast in einem beständigen Taumel, und die Seltsamkeit, welche in seinem ganzen Charakter herrschte (gleichviel, ob sie Werk der äussern Verhältnisse, oder Studium, oder Affectation war) erzeugte auch hier eine Menge auffallender und sonderbarer Lagen und Handlungen, deren Betrachtung für jeden Menschenforscher lehrreich und unterhaltend seyn muss. Der Vf. hat alles unter 4 Abschnitte gebracht: der erste begreift R's. Jugendjahre, der 2te seine Verbindung mit Frau von Warens, der 3te seine Trennung von dieser bis zu seiner Vereinigung mit Therese le Vasseur, und der 4te den Zeitraum dieser Vereinigung bis zu seinem Tode. Der vornehmste Leitfaden dabey sind natürlich R's. Selbstbekenntnisse; aber auch andere Nachrichten und Anekdoten hat der Vf. nicht übersehen, und häufig (wir wünschten, noch öfterer) controllirt er R's. Aeusserungen in andern seiner Werke. Man sieht es dem Vf. an, dass er R's. Schriften und Charakter studiert hat; seine eingewebten Bemerkungen zeugen von Menschenkenntniss, und der Vortrag ist leicht und angenehm. Wir glauben daher, dass Niemand diese Schrift unbefriedigt aus der Hand legen werde, wenn gleich der bescheidene Vf. selbst nicht leugnen dürfte, dass sich Manches noch tiefer hätte ergründen, mancher unnütze Excursus abschneiden, Manches bestimmter aburtheln lassen.

Die vorangeschickte Abhandlung über den Geist und die Geschichte der R. Bekenntnisse ist eine gutgeschriebene und gründliche Einleitung in die Lectüre dieses interessanten Werks, und zugleich ein Beytrag zur Charakteristik seines Verfassers. In der ersten Beylage

lage ist alles zusammengestellt, was die berüchtigte Anekdote von der Aussetzung der Rousseauischen Kinder angeht, und in der zweyten über R's. Todesart macht es der Vf. wahrscheinlich, dass R. selbst den Faden seines ihm lästig gewordenen Lebens abriss. Die ganze Schrift ist ein würdiger Pendant zu den Reflexionen eines Wieland, Herder, Ramdohr u. a. über diesen merkwürdigen Mann, der sich freylich betrüben musste, zu sehen, wie wenig er durch seine Bekenntnisse das Urtheil der Nachwelt bestochen hat; wenn anders nicht sein Geist, in den Wohnungen einer gereinigtern Weisheit, hocherhaben über die kleinen Eitelkeiten der Erde, es längst bereut hat, mit der Gefahr so vieler schwachen Seelen seiner Eitelkeit diess Opfer gebracht zu haben.

FREYMAUREREY.

BERLIN, b. Felisch: *Die grosse Loge, oder der Freymaurer mit Waage und Senkbley.* Von dem Verfasser der *Beyträge zur Philosophie des Lebens.* 1793. 278 S. 8. (20 gr.)

Da dieser gesuchte Titel den eigentlichen Inhalt des Buchs unbestimmt lässt, so müssen wir unsere Leser benachrichtigen, dass sie hier weiter nichts als eine Sammlung von Reden und andern prosaischen und poetischen Aufsätzen über freymaurerische und moralische Gegenstände finden, die der Vf. in Logen vorgetragen zu haben scheint. Aufklärungen über Zweck, und Geschichte des Ordens dürfen sie nicht erwarten. Lebhafte Einbildungskraft, Interesse für Tugend und Wahrheit, und Empfänglichkeit für das Erhabne und Schöne kann man den Vf. nicht absprechen: aber man vermisst eindringenden Blick in die Natur der abgehandelten Gegenstände, deutliche Begriffe, Ordnung und Zusammenhang im Denken. Offenbar hat er seine Aufmerksamkeit mehr auf die Einkleidung als auf die Sachen selbst gerichtet und so aphoristisch und sententiös seine Sätze auch auf den ersten Blick aussehen: so findet man doch bey näherer Betrachtung derselben, dass sie mehrentheils Schalen ohne Kern, Phrasen ohne realen Inhalt sind. Gleich der erste Aufsatz: *die Feier der Geburt des Lichts* ist wenig einladend für das Uebrige. Er hebt so an: „So wie die Alten an ihren Geburtstägen (Geburtstagen) ihrem *Genius* opferten und in ihm den bessern unsterblichen Theil ihres Wesens verehrten: *so* wollen wir auch heute *die Entstehung des Schönen und Edlen, das unsere heiligsten Bande knüpft*, und von der Vorwelt in ihrer ältesten Sprache durch Zeichen uns überliefert ist, die unsere Gedanken auf das Wesen der Dinge heften und uns lehren sollen, die Täuschung von der Wahrheit, den Schein von der Wirklichkeit zu unterscheiden." — Wo ist hier ein bestimmter verständlicher Sinn und Zusammenhang? S. 26. „Ein mit Zweck und Absicht uneigennützig thätiger Mensch, der bey seinen Unternehmungen so wenig wie möglich eingeschränkt ist, ist ein *Freymaurer.* (Da hier auf die Beschaffenheit des Zwecks keine Rücksicht genommen ist: so würde auch der heil. *Crispin* auf den Namen eines Fr. M. Anspruch haben machen können.) S. 30. Wer sich von der gewöhnlichen Classe der Menschen durch ein höheres Freyheitsgefühl unterscheiden will, muss nothwendig gelernt haben, *jedes Gut des Lebens zu besitzen, ohne sich zu fürchten, es zu verlieren.*" (Schale ohne Kern! und in anderer Rücksicht ein ganz falscher Satz.) Der Aufsatz mit der doppelten Ueberschrift: *Leben und Wirksamkeit* und *Bestimmung der Thatkraft*, ist ein Cento von unbestimmten Maximen und Sentiments, ohne Zweck und Einheit. S. 56. 57. heisst es darinn: „Darum erhieltest du ein *Uebermaas* von Kräften, damit Leben und Wirksamkeit befördert werden, indem das Stärkere auf das Schwächere drückt, bis beide wieder im Gleichgewicht sind. Wie das Wasser strebt *in seine Fläche*, und die Luft, in ihr Gleichgewicht zu kommen, so wirken die moralischen Kräfte auf einander, und alles geräth in Bewegung und Thätigkeit. Stürme brausen, Ströme stürzen sich von Felsen, durchbrechen Dämme, überschwemmen Städte, und wälzen sich dann ruhig wieder in ihren angewiesenen Ufern hier. (*fiat applicatio!*) Nur der ist unglücklich, der noch nicht in seinem Gleise ist; es sey nun das gewöhnliche oder *eccentrische.* (Die Gedanken des Vf. scheinen sich immer im letzteren zu bewegen.) Immerwährender *Sturm* ist in der Seele dessen, dem die *erstickte Flamme* im Busen *lodert.* (*Sturm* und *Flamme, erstickte* und dennoch *lodernde* Flammen!) Von gleichem Gehalte ist der folgende Aufsatz. S. 59. unter der Rubrik: *Festigkeit*, auf welche auch nicht eine Sylbe in demselben Bezug hat. Wir setzen ihn ganz her.

„Ein fortdauernder wehmüthiger Zustand ziemt einem Manne nicht, nur die Anstrengung, womit er selbst seine Wehmuth zu unterdrücken sucht; erregt unser Mitleid. Eben das ist auch der Fall mit der Freude: man fühlt sich nie ruhig, bis man sich durch einen Gedanken an die Ungewissheit und Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge, erst in das ordentliche gewöhnliche Gleis des Lebens wieder zurückgebracht hat. Alsdann ist man auch erst wieder fähig, ausser sich zu wirken, und mit Klugheit dabey zu Werke zu gehen. Wer mit der meisten Resignation auf den Erfolg arbeitet, der arbeitet sicher am besten. Unruhe und Sorgen plagen den, der sich über seine angewandte Mühe ärgern wollte, wenn sie unglücklicher Weise vergeblich seyn sollte. Nur der arbeitet sicher und ruhig bey dem grösten Plane, der das *Magna voluisse juvabit* mit völliger Resignation von sich sagen kann."

In philosophischen Phantasieen, wobey es weniger auf bündigen Zusammenhang, Einheit, durchaus bestimmte Begriffe, Ausführlichkeit und Gründlichkeit ankömmt, ist der Vf. glücklicher, und man kann ihm hier die Kunst darzustellen und ein Interesse zu erregen nicht absprechen. Unter mehrern dergleichen Stücken, führen wir nur den *Trost des Zweiflers* S. 40. und *das Edelste in der Natur* S. 74. an.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 5. Julius 1794.

LITERARGESCHICHTE.

ALTENBURG, in der Richter. Buchh.: *Versuch einer vollständigen Literatur der deutschen Uebersetzungen der Römer*, von *Johann Friedrich Degen*. Director, Professor und Inspektor der Königl. Preussischen Fürstenschule zu Neustadt an der Aisch. *Erste Abtheilung A — J.* 1794. XXX. u. 274. S 8.

Um das unverkennbare Verdienst, das sich Hr. *Degen*, um die Literatur überhaupt und besonders um die Deutsche, durch das vorliegende schätzbare Werk zu erwerben gewusst hat, gehörig würdigen zu können, muss man vor allen Dingen die reichhaltige Vorrede lesen. Vorausgesetzt, dass man der Erfindung der Buchdruckerkunst auch diesen, für wahre Gelehrsamkeit unaussprechlich wichtigen Vortheil zu danken hat, dass durch dieselbe die classischen Schriftsteller der Römer und Griechen, nach und nach in einen grösern Umlauf und also auch in mehrere Hände gekommen sind, als es vorher, und so lange dieselben bloss handschriftlich vorhanden waren, geschehen konnte, und dass folglich dadurch auch die Begierde aller cultivirten Nationen rege gemacht worden sey, dieselben in ihrer Muttersprache lesen zu können, bemerkt der Vf., dass eine kritische und vollständige Uebersetzungsgeschichte der gedachten Classiker, zugleich auch ein wichtiger Beytrag zur Culturgeschichte eines Volkes seyn würde. Wäre es also schon aus diesem Grunde der Mühe werth, diese Uebersetzungen aus den ältern und neuern Zeiten zusammenzustellen, um dadurch das Urtheil über den Geschmack der verschiedenen gebildeten Nationen, besonders der Italiäner, Franzosen, Engländer und der Deutschen zu erleichtern, so würde man zugleich auch zeigen können, wie diese Nationen, auch in diesem Stücke mit einander wetteiferten, nicht zu gedenken, dass auch dem Sprachforscher dadurch ein wesentlicher Dienst könnte geleistet werden, indem derselbe dadurch auf die sichersten Quellen, aus denen die Kenntniss der Sprachen in ihrer ersten Rohheit sowohl, als in ihrer nachmaligen stuffenweisen Ausbildung geschöpfet werden muss, hingewiesen würde: Ursachen genug, warum man es, besonders in den neuern Zeiten für ein verdienstliches Werk hielt, nicht nur auf einige von diesen Uebersetzungen aufmerksam zu machen, sondern sogar möglichst vollständige Geschichten derselben zu liefern; der Uebersetzungen der Bibel in die Deutsche und andere Sprachen hier nicht zu gedenken. So hat z. B. *Paitoni* von 1775. an, in 5. kleinen Bändchen eine italiänische Uebersetzungsbibliothek herausgegeben; und der *Abbé Goujet* hat in dieser Rücksicht, in seiner bekannten *Bibliotheque françoise*, seinen Landsleuten, den Franzosen, die sich um die Uebersetzung der Classiker verdient machten, ein Denkmal zu stiften gesucht. Aber auch hier sind die fleissigen Deutschen nicht zurück geblieben, vielmehr haben sie eher, als ihre Nachbaren an eine eigene Uebersetzungsbibliothek gedacht. Der Anfang dazu wurde schon *in den Beyträgen zur kritischen Historie der deutschen Sprache, in den kritischen Versuchen zur Aufnahme der deutschen Sprache*, und *in den Schriften der Altdorfischen deutschen Gesellschaft* gemacht. Dann erschien 1774. Hrn. *Schummels Uebersetzerbibliothek*, und 10. Jahre darnach Hrn. *Schlüters vollständige Sammlung aller Uebersetzungen der Griechen und Römer bis* 1784. Nachträge zu beiden lieferte Hr. *Grillo* in dem *Canzler* und *Meissnerischen Journal: für ältere Literatur* und *neuere Lectüre.* 1785. Auch findet man alles, was der Fleiss der Deutschen vom Anfang der Druckerkunst bis 1520. in diesem Fache geliefert hat, in den *Panzerischen Annalen der ältern deutschen Literatur* angezeigt und genau beschrieben. Und nun tritt ein Gelehrter, der selbst glücklicher und geschmackvoller Uebersetzer ist, auf, welcher dasjenige, was er in den erst angeführten Schriften vorgearbeitet fand, nicht nur sorgfältig benutzte, sondern auch mit kritischem Fleisse berichtigte und mühsam erweiterte, die Uebersetzungsgeschichte selbst aber bis auf die neuesten Zeiten fortsetzte, und dadurch seinem Werke den möglichsten Grad der Vollständigkeit und zugleich einen sichtbaren Vorzug vor den Arbeiten seiner Vorgänger in diesem Felde zu verschaffen suchte. Die beygefügten Urtheile, die theils von dem Vf. selbst herrühren, theils aber aus gründlichen Recensionen besonders neuerer Uebersetzungen entlehnt sind, ferner die zur Probe angeführten Stellen und Vergleichungen, geben demselben einen ganz vorzüglichen Werth, und verdienen den Dank eines jeden, der nicht selbst Gelegenheit hat, Untersuchungen dieser Art anzustellen. Die Wahl der alphabetischen Ordnung wird gewiss überall Beyfall finden, zumal dadurch für die Bequemlichkeit derer, die dieses Werk benutzen wollen, gesorgt ist, das sich ja ohnediess nicht über alle Schriftsteller der Römer und Griechen ausbreiten kann und soll. Wir müssen nun diejenigen Schriftsteller, von denen deutsche Uebersetzungen vorhanden sind, nach der Ordnung, wie sie der Vf. auf einander folgen lässt, kürzlich anführen. Den Anfang macht *Ammian Marcellin*, welcher bis 1792. auf einen deutschen Uebersetzer warten musste, den er endlich zu seinem Vortheil an Herrn *Wagner* fand. *Apuleius.* Von ihm wird die erste, äusserst seltene Aus-

Ausgabe der *Siederischen* Ueberfetzung von 1538. in Fol. mit K. angeführt, und ausführlich befchrieben. Die Vorgänger des Vf. konnten von derfelben nicht einmal das Format richtig anführen. In den neuern Zeiten (1783.) hat Hr. *Rode* eine gefchmackvolle Ueberfetzung diefes Schriftftellers geliefert. *Sextus Aurelius Victor* bekam erft 1784. ein deutfches Gewand — ohne Noth. Vom *Aufonius* find nur einige wenige Sinngedichte überfetzt worden. *Boethius* war einer von den erften ältern Schriftftellern, an die fich der deutfche Ueberfetzungsfleifs wagte. Die *Nürnbergifche* Ausgabe mit dem lateinifchen Text *de confolatione philofophiae* ift von 1473. In der Folge wurde diefes Werk öfters, und noch 1753. von *Joh. Gottfr. Richter* überfetzt. *Caius Julius Caefar*; Der erfte Dolmetfcher deffelben für die Deutfchen war *Philefius*, oder *Ringmann* ein Elfaffer. Die beiden erften Ausgaben diefer Ueberfetzung find 1507. und 1508. zu *Strafsburg* erfchienen. Die neuefte, von Hrn. *Haus* kam 1785 — 1788. heraus. *Celfus* fand fchon 1531. einen Ueberfetzer, an einem gewiffen *Käfner*. Ein neuerer Verfuch einer deutfchen Uebertragung deffelben von 1768. fand wenig Beyfall. *Cicero*. Ehrenvoll, wie für den grofsen Mann, fo für unfere deutfchen Landsleute ift das hier gelieferte von S. 38 — 130. laufende Verzeichnifs der Ueberfetzungen faft aller feiner Schriften. Wir würden die uns gefetzten Schranken weit überfchreiten müffen, wenn wir fie alle nennen wollten. Doch glauben wir, auf eine der älteften aufmerkfam machen zu müffen, die man dem bekannten *Freyherrn von Schwarzenberg*, der auch den erften Entwurf zur nachmaligen *Carolina* machte, zu danken hat, wiewohl fie nicht feine eigene, fondern feines Caplans *Neuber* Arbeit war. Der Anfang wurde mit der Ueberfetzung der *drey Bücher de officiis* gemacht, wovon die erfte Ausgabe 1531. zu *Augfpurg* erfchien. — Bey diefer Gelegenheit müffen wir bemerken, dafs das, was *Schummel* S. 307. u. f. von der in Holz gefchnittenen Arche Noae, und von den darunter ftehenden deutfchen Verfen fagt, nicht in der Ausgabe der deutfchen Officiorum von 1533. fondern in *Schwarzenbergs Memorial der Tugend* S. C. a. und alfo in feinem zweyten Werk, das unter dem Titel: *der deutfche Cicero* herauskam, zu fuchen fey. Hr. *Schummel* hat fich nur etwas unbequem ausgedrückt und daher diefes kleine Mifsverftändnifs veranlaffet. Eben diefer *deutfche Cicero* enthält eine Ueberfetzung von verfchiedenen andern Schriften deffelben, von dem *Alter*, von den *Tufculanifchen Fragen* und von der *Freundfchaft*. Zu diefem fo reichhaltigen Artikel kann Rec. nur einen ganz kleinen Beytrag liefern — nemlich: *M. T. Cicero von dem hohen Alter, durch Hieron. Baiern. Augsburg* 1626. 8. *Eutropius* kam, fo viel Rec. weifs, 1715. zu Halle in 12. *lateinifch* mit *deutfchen* Noten, und 1724. eben dafelbft, *deutfch* mit *lateinifchen phrafibus* heraus. Die neuefte Ueberfet ung hat 1790. Hr. *Haus* herausgegeben. *Florus*. Hier wird *Heinrich von Eppendorfs* Dolmetfchung, die 1536. zu Strafsburg im Druck erfchien, und die bisher faft unbekannt geblieben war, genau befchrieben. Die neueften Ueberfetzer find *Sella* und *Kretfchmann*. Die angeftellte Vergleichung zwifchen den Arbeiten diefer beiden Männer fällt fehr zum Vortheil des letztern aus. Vom *Frontin* ift fchon eine Ueberfetzung von 1532. vorhanden, deren Verfaffer unbekannt ift. Eine zweyte verfertigte *Marcus Tacius* (kayferlicher Poet) die ungleich beffer ift, als die vorhergehende. Sie wurde 1542. zu *Ingolftadt* gedruckt. Man findet fie auch im dritten Theil von *Leonhard Fronfpergers Kriegsbuch*. Bey diefer Gelegenheit mufs Rec. bemerken, dafs diefer *Leonhard Fronfperger*, der fich *Bürger zu Vlm und Röm. Key. May. Provifioner* nennt, auch felbft etliche Feldzüge gemacht hat, nicht mit dem berühmten kayferlichen General *Georg von Fronfperg*, oder *Frundsberg*, der fchon 1528. geftorben ift, zu vermengen fey. Als Zufatz zu diefem Artikel kann folgender Titel dienen, den Rec. von ungefähr gefunden hat: *Die vier Bücher Sexti Julii Frontini von den guten Redten vnd Ritterlichen anfchlegen der guten Hauptleut auff das kürzt in Deudfch Reim gefafst durch Georgen Motfchidler. Wittemb.* 1540. 8. Die neuefte Ueberfetzung ift von 1792. *Kornelius Gallus*. Eine Ueberfetzung erfchien 1786. zu Leipzig. Vom *Aulus Gellius* erhielten wir erft 1785. eine Dolmetfchung von *A. H. W. von Walterftein* — getreu, deutlich und fliefsend. *Hiftoria Augufta*. Der erfte Band der Ueberfetzung derfelben, von Hrn. *Oftertag* kam 1790. zum Vorfchein. *Horaz*. Die Nachricht von der grofsen Menge der Ueberfetzungen diefes Dichters fängt S. 158. an, und fchliefst erft S. 245. Rec. hat, wie überhaupt, als befonders bey diefem Artikel die Aufmerkfamkeit und den unermüdeten Fleifs des Vf. bewundert, und glaubt nicht, dafs etwas von Erheblichkeit übergangen fey. Erft fpäte in dem vorigen Jahrhundert wagte fich ein Deutfcher an eine Ueberfetzung diefes Dichters; und erft um die Mitte des gegenwärtigen fieng man an denfelben, theils profaifch, theils auch metrifch zu überfetzen — mit welchem Glücke? — das zeigt Hr. *D.* überall mit guter Beurtheilung. Von *Juftinians* Inftitutionen ift die *Murnerifche* Ueberfetzung, die fchon 1519. gedruckt wurde, befonders merkwürdig. Die neuefte ift von 1765. Auch hat man die fämmtlichen Pandecten im vorigen Decennio mit einem deutfchen Gewand verfehen. Schon 1531. wurde zu Augfpurg *Juftinus*, nach der *Bonerifchen* Ueberfetzung gedruckt. *Schummel* und *Schlüter* kannten nur die von 1532. Die neueften Ueberfetzungen von den Hrn. *Oftertag* und *Schmidt* find bekannt. *Findeifen*, *Bahrdt* und *Abel*, find die neueften, aber auch einzigen Ueberfetzer von *Juvenals* fämmtlichen Satyren. Von einer ältern *Johnfonifchen* metrifchen Verdeutfchung, deren *Hennin* gedenkt, läfst fich nichts beftimmtes fagen. Zudem ift es noch zweifelhaft, ob nicht eine englifche darunter zu verftehen feyn möchte; wenigftens lautet der Name *Johnfon* mehr englifch, als deutfch. Wir fchliefsen diefe Anzeige mit dem Wunfch, dafs der würdige Vf. fein Verfprechen, die zweyte Abtheilung nächftens nachfolgen zu laffen, und fodann die griechifchen Claffiker auf die nemliche Art zu bearbeiten, bald möglichft erfüllen möge. Noch müffen wir bemerken, dafs Hr. D. in

in einer 1794. zu *Erlangen* gedruckten *Einladungsschrift* zu dem Frühlingsexamen, welches in diesem Jahre auf der Fürstenschule zu Neustadt an der Aisch gehalten wurde, *von der Geschichte der Uebersetzungen der alten klassischen Schriftsteller* im Allgemeinen gehandelt, und zugleich eine Probe seines, so eben von uns angezeigten Versuches einer neuen vollständigen Uebersetzungsliteratur mitgetheilt habe.

Hamburg, b. Hoffmann: *Ueber den Gang meines Geistes und meiner Thätigkeit*, von *Joh. George Büsch*, Prof. in Hamburg. 1794. XX. S. Vorb. u. 400 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Erfahrungen von *Büsch* etc. 4. Band.

Schon dem Titel dieser Schrift nach, hat man hier keinesweges eine eigentliche Lebensbeschreibung, noch weniger eine vollständige Charakterschilderung des Vf. zu erwarten. Vielmehr ist seine Absicht allein dahin gegangen, die mannichfaltigen Richtungen zu schildern, welche seine *Geistesthätigkeit* in den verschiedenen Perioden seines Lebens genommen hat, und dieselben psychologisch aus ihren Gründen zu entwickeln. Er bestimmt diess Werk zunächst solchen *Jünglingen*, deren Lage derjenigen ähnlich ist, in welcher er seine Jugend verlebte. Mit Recht aber hofft er, dass es auch für andere, und auch für solche *Männer*, die kein Alter zu spät achten, um an ihrer inneren Veredlung zu arbeiten, nicht ohne Nutzen seyn werde. Seiner eigentlichen Absicht, nur den Gang seiner *intellectuellen* Kräfte zu schildern, bleibt der Vf. streng getreu, und selbst ganz heterogen scheinende Begebenheiten, wie z. B. die Geschichte seiner Verheirathung (S. 221.), flicht er nur in so fern ein, als sie auf jenen Gang einigen Einfluss ausübten. Hiedurch gewinnt nicht nur das Ganze an Einheit, sondern der Nutzen dieser in jeder Betrachtung gewiss sehr empfehlungswürdigen Schrift wird dadurch auch gar sehr erhöht. Zwar liefern allerdings selbstverfasste *vollständige Charakterschilderungen* einen reicheren, allenfalls auch noch interessanteren, Stoff. Allein theils steigt da, wo es auf die Empfindungs- und Handlungsweise ankommt, die Selbstbeobachtung (indem sie gerade in eben den Momenten am thätigsten seyn musste, in welchen die mangelnde Ruhe des Gemüthes sie am wenigsten erlaubt) zu einer, nah an Unmöglichkeit gränzenden, Schwierigkeit, theils aber ist auch die Anwendung, bey der grösseren Verschiedenheit der Individuen in diesen Stücken, minder ausgebreiter. Diese beiden Unbequemlichkeiten hingegen fallen hinweg, wo sich die eigne Schilderung bloss auf die Entwicklung der *geistigen* Kräfte beschränkt, und wie ausgebreitet der Nutzen auch noch hier ist, wird niemand läugnen, dem es auch nur Einmal an sich oder Anderen auffallend geworden ist, wieviel Zeit und Kräfte oft eine, mit nicht gehöriger Selbstkenntniss gewählte, Beschäftigung, oder eine unrichtige Methode vergebens raubt. In beiden Rücksichten wird gewiss schwerlich Ein Leser die gegenwärtige Schrift ohne Nutzen aus der Hand legen. Denn ausserdem, dass hier viele scharfsinnige Bemerkungen über diese Gegenstände gesammelt sind, fand auch der Vf. bis nicht lange vor seiner akademischen Laufbahn nur so wenig Anleitung und Hülfsmittel, dass er nothwendig in der Wahl der Gegenstände und der Methode seines Studierens viele Missgriffe thun musste. Wird aber diese Jugendgeschichte auf der einen Seite durch die Fehler belehrend, welche die Lage unvermeidlich machte, so wird sie es noch bey weitem mehr auf der anderen durch die unermüdete Thätigkeit des Geistes, und den eisernen Fleiss, dem es endlich gelang, alle diese Schwierigkeiten glücklich aus dem Wege zu räumen. Denn — um hier nur zu zeigen, welche Art der Entwicklung geistiger Kräfte der Leser zu erwarten hat — diese immer auf eine nützliche Wirksamkeit gerichtete Lebhaftigkeit des Geistes, bald eingeschränkt, bald begünstigt durch die äussere Lage, ist der hervorstechendste Charakterzug in der ganzen Schilderung. Diese Lebhaftigkeit flösste dem Vf. eine sehr frühzeitige Liebe zur Lectüre ein, die, so wie der Trieb sich zu unterrichten, auch nachher immer in ihm herrschend blieb. Rührend ist es, zu sehen, wie dieser Trieb in den Kinder- und zum Theil noch in den Jünglingsjahren des Vf. statt Leitung und Aufmunterung zu empfangen, fast unaufhörlich mit Mangel an Hülfsmitteln, und Kränkungen und Demüthigungen zu kämpfen hatte; aber erfreuend zugleich der Anblick, wie nichts ihn zu unterdrücken im Stande war. Die Ursachen dieser Kränkungen und des sonderbaren Phaenomens, dass der Vf., trotz seines Fleisses, die Liebe keines seiner früheren Lehrer zu gewinnen vermochte, werden hier mit Feinheit und Scharfsinn untersucht, so wie die nothwendigen Folgen dieser Begegnung auf den Charakter entwickelt. Aus diesem Zurückscheuchen der lebhaften Kraft in sich selbst und dem Mangel an Hülfsmitteln musste nothwendig eine in vieler Rücksicht nützliche, aber auch in anderer nachtheilige Autodidaxie entstehen, welche erst mit dem Eintritt des Vf. ins Gymnasium in seinem 19ten Jahre aufhörte, wo er Reimarus Unterricht und Umgang das Meiste zu verdanken bekennt. Seine äussere Lage hatte den Vf. zum Theologen bestimmt, und die Entschlüsse zu einer anderen Wahl konnten nicht durchdringen. Seine Lieblingsneigung war von seiner ersten Kindheit an auf die Geschichte gerichtet. Von der Mathematik schreckte ihn, als Kind, die Unbesonnenheit eines seiner Lehrer auf eine psychologisch- merkwürdige Art (S. 28. 29.) und im 13ten Jahre die Meynung ab, dass die zu diesem Studium vorzüglich nöthige Urtheilskraft noch nicht genug in ihm gestärkt sey. Allein um eben diese Zeit entstand (vielleicht vornemlich durch den Contrast seiner damaligen eingeschränkten Lage) der, nachher lange Zeit in ihm fixe und herrschende Gedanke, junge Leute als Hofmeister auf Reisen zu begleiten, und dieser führte ihn, da er in dieser Absicht mathematische Kenntnisse nothwendig glaubte, zur Mathematik zurück, die er nun mehreremale, obgleich noch ohne entscheidende Fortschritte, wieder aufnahm. In Göttingen,

tingen, wo er studierte, erwähnt er vorzüglich, als seiner Lehrer, Mosheims und Segners. Das Meiste aber dankte er auch hier seinem, vorzüglich auf Geschichte gerichteten, Privatfleisse, und der Benutzung der Bibliothek. Von Göttingen ging er nach Hamburg zurück, und hatte daselbst, als Candidat, mit den mühseligsten Schwierigkeiten zu kämpfen, bis er endlich auf eine unerwartete Weise die mathematische Professur am Gymnasium erhielt, die er noch bekleidet. In dieser Zeit verliess er, da die Stunden des Unterrichts, den er gab, sich zu sehr häuften, die Geschichte gänzlich, und wandte sich allein zur Mathematik, so dass die erstere 10 Jahre lang ruhte. Die Errichtung einer Handlungsakademie in Hamburg führte ihn erst wieder ernsthafter auf dieselbe zurück, und veranlasste die wichtigste und letzte Epoche, gleichsam in der wissenschaftlichen Laufbahn des Vf., — den Uebergang zu den Handlungs- und Staatswissenschaften, einen Uebergang, welchem beide Fächer nicht bloss überhaupt einen so beträchtlichen Gewinn, sondern in einzelnen Theilen auch eine völlige Umschaffung verdanken. Auch mussten diese Wissenschaften vorzüglich fähig seyn, durch den Reichthum ihrer Gegenstände einen Geist, wie der des Vf von seiner Kindheit an geschildert ist, zu befriedigen. Dieser ganze, hier absichtlich, ohne alle Einmischung der Begebenheiten, aus der Schrift ausgezogene Gang der vorzüglich wissenschaftlichen Thätigkeit des Vf. ist durchaus mit grossem Scharfsinn entwickelt, und mit anspruchloser Offenheit dargestellt. Nur hie und da, z. B. bey der Entstehung des Gedankens zu einer grossen und langen Reise, und dem sich darauf gründenden Uebergange zur Mathematik hat Rec. ein genaueres Eingehen in die tiefer liegenden Gründe vermisst. Vorzüglich wäre über den letzteren Punkt Erläuterung zu wünschen gewesen, da es auch in psychologischer Hinsicht eine merkwürdige nicht sehr gewöhnliche Erscheinung ist, in dem Vf. ein so entschiedenes Talent zu solchen Wissenschaften, welche eine vorzügliche Lebhaftigkeit und Gewandtheit des Geistes, und ein Verbreiten auf mehrere Gegenstände zugleich erfodern, mit so tiefem mathematischem Genie verbunden zu sehen. Die Erzählung selbst ist mit Bemerkungen über mannichfaltige, vorzüglich in die Pädagogik einschlagende, Gegenstände durchwebt, welche den Werth des Werks sehr beträchtlich erhöhen. Rec. zeichnet der Kürze wegen hier nur die vorzüglichsten aus: S. 15 — 22. über den Nutzen des sorgfältigen Buchstabirens; S. 83 — 98. die Wichtigkeit der gründlichen Erlernung der älteren Sprachen, vorzüglich der Lateinischen; S. 199 — 208. einige Erinnerungen für angehende Prediger; S. 258 — 263. über die Schädlichkeit des Uebersetzens ums Brod; S. 302 — 306. über den Einfluss des mathematischen Studiums auf die Bildung des Kopfs u. s. w. Von tiefer Kenntniss des Menschen, und einer sehr edlen, auf das wahre Menschenwohl gerichteten Gesinnung zeugt die Betrachtung über den Vorzug der Hofmeisterstellen, vornemlich auf dem Lande, vor den Lehrstellen in Pensionsanstalten und dem Unterrichtgeben in Städten (S. 168 — 170.) in Absicht auf die eigne Charakterbildung des Lehrers. — Ueberaus scharfsinnig und witzig ist auch S. 231 — 237. die Apologie der Commerzspiele in Gesellschaften, obgleich wohl nicht zu wünschen ist, dass dieselbe zur grösseren Verbreitung des doch immer in vieler Rücksicht schädlichen Spiels beytragen möchte. — Wenn aber der Vf. S. 46 — 51. behauptet, dass, weil *ihm*, auch als Kind, das Verstehen der im gewöhnlichen Religionsunterricht vorkommenden Begriffe nicht schwer wurde, diese Schwierigkeit *überhaupt* nicht gross, und nicht, auch *allein*, eine Reform in diesem Unterricht vorzunehmen, hinreichend sey; so kann ihm Rec. hierin nicht beystimmen. Bey Ausdrücken, wie der Vf. S. 47. anführt, z. B. göttliche Strafgerechtigkeit, Genugthuung, Erbsünde, etc. lässt sich, schon ihrer Natur nach, und ohne erst den Ausspruch der Erfahrung abzuwarten, das richtige Verstehen bey *Kindern* nicht voraussetzen. — Gegen das Ende der Schrift S. 315 — 353. hat Hr. B. ein Verzeichniss seiner sämmtlichen Schriften, verbunden mit seinem eignen Urtheil über dieselben, geliefert, und damit gewiss allen Kennern der verschiedenen, von ihm bearbeiteten, Fächer ein angenehmes Geschenk gemacht.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Erlangen*: Das Weihnachtprogr. 1793. und das Osterprogr. 1794. Von Herrn D. *Christoph. Fr. Ammon*, Ord. Th. h. t. Decanus enthält den Anfang und die Fortsetzung einer *brevis argumentationum pro summi numinis existentia recognitio*. 16 S. und 11 S 4. — Der Vf. zeigt mit vieler Deutlichkeit das Unzureichende der ontologischen, kosmologischen und physikotheologischen Argumentation, in dem er sie selbst in möglichster Bündigkeit darstellt, auf neue Ausschmückungen und Lobpreisungen derselben Rücksicht nimmt und unpartheyisch den Nutzen zeigt welchen sie dennoch haben, wenn sie gleich ihren Zweck, *Beweise* zu seyn, nicht erreichen. Mehrmalen wird Platnern gezeigt, wie unbillig die Vorwürfe sind, welche er bey Darlegung dieser und der moralischteleologischen Argumentation in der neuesten Ausgabe der Aphorismen gegen Kant eingestreut hat. Auch findet es Rec. sehr richtig, wenn Hr. *A.* (wahrscheinlich in Beziehung auf §. XXXI. in den Henkeschen *lineamentis Institution. fidei christ.*) dem Apostel Paulus den Pantheismus nicht zuschreiben lässt. Die entgegengesetzte Behauptung hat in Act. XVII, 27 — 29. keinen exegetischen Grund, sobald man, wie sonst immer, den Apostel aus dem hebräischgriechischen Dialekt erklärt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 7. Julius. 1794.

LITERARGESCHICHTE.

HAMBURG, b. Bohn: *Joannis Alberti Fabricii*, Theolog. D. et Prof. publ. Hamburg., *Bibliotheca Graeca*, sive *notitia scriptorum veterum graecorum*, quoruncumque monumenta integra aut fragmenta edita exstant; tum plerorumque e MSS. ac deperditis, ab auctore *tertium* recognita et plurimis locis aucta. *Editio quarta*, variorum curis emendatior atque auctior, curante *Gottlieb Christophoro Harles*, Consiliario aulico et Prof. publ. ord. in Universitate Literaria Erlangensi. Accedunt B. *Joan. Alb. Fabricii* et *Christoph. Augusti Heumanni* supplementa inedita. *Volumen I.* XXVIII und 888 S. 1790. 4. maj.

Der fleissige, gründliche und bescheidene Fabricius legte dieses, sein vorzüglichstes, Werk den Gelehrten seiner Zeit mit der gerechten Zuversicht vor, *eine Quelle* zur *vollständigern* und *genauern* Kenntniss der griechischen Literatur hiemit geöffnet zu haben (*Venam aperuisse me confido ad pleniorem et accuratiorem notitiam auctorum ling. gr.*): an die unerweislichen Folgen und Revolutionen, die der Erscheinung dieses Werks mit *kindischer Gaukeley* angedichtet werden, war der *vernünftige* und *verdienstvolle* Mann gewiss weit entfernt zu denken; von dem ungemeinen Fleisse und der fast übermenschlichen Arbeit aber, die es ihn gekostet haben muss, mag man sich vorzüglich aus dem Artikel: *Photius* im IX. Bande S. 369 — 569. einen Begriff machen! Der erstaunlich weit ausholende und nicht selten gewiss sehr über die Gebühr ausgedehnte Plan (man sehe z. B. im XXIX bis XXXIII. Kap. des ersten Buchs die, freylich dem Geschmack seines Zeitalters gemass angestellten, oft undankbaren, Untersuchungen über die Sibyllischen Gedichte) und die ausgebreitete Gelehrsamkeit und Belesenheit des Vfs. erweiterten das Ganze durch ein fast gränzenloses Detail dergestalt, dass bey der immer fortschreitenden Bearbeitung aller Theile der Literatur und Gelehrsamkeit, schon um des viel befassenden Entwurfs willen, Nachträge und Supplemente in kurzem nothwendig wurden. Zu einem Bande derselben hatte Fabrizens Eidam, *Hermann Samuel Reimarus* (dem *Commentar. de vita et scriptis Fabricii*, praef. p. XII u. p. 120. zufolge) im J. 1736 kurz nach des Vfs. Tode hinreichenden Vorrath gesammelt; ja *Fabricius* selbst dachte schon früher, im J. 1731 (ebendas. S. 262.), an die Ausführung einer solchen Arbeit. Die wiederholten Auflagen der ersten XII Bände des Werks bey und nach den Lebzeiten des Vfs. hatten, den einzigen ersten Band ausgenommen (s. *Reimarus*, S. 121.), keine Zusätze erhalten, die nun in die Länge immer nothwendiger schienen. Nachdem nun Hr. *von Villoison*, welches wir doch, da Hr. Harles davon schweigt, noch erinnern wollen, auf seine, Tom. II. p. 265. der *Anecdota graeca* versprochene: „*Additamenta ad Fabricii Bibl. Gr.*" etc. seit 1781 vergeblich hatte warten lassen: so kam endlich die Reihe an den nur genannten deutschen Gelehrten, der auch sein und seiner Mitarbeiter Vorhaben 1785, in einer lateinischen, von S. XV — XX. hier vorgedruckten Ankündigung öffentlich bekannt machte und gelehrte Männer um Beyträge bat.

Wofern nun nicht die Seltenheit der Exemplare, ausser den Supplementen, auch eine wiederholte Auflage des Ganzen nothwendig gemacht hat: so wäre es allerdings für die Besitzer der alten Auflage, vielleicht auch in andern Rücksichten besser und rathsamer gewesen, die sämmtlichen gut geordneten und zweckmässig verarbeiteten Supplemente, etwa nach Art der *Dissertazioni Vossiane* des Apostolo Zeno, ohne das ganze Werk von neuem abzudrucken, in 3 oder 4 Quartbänden mit den nöthigen Nachweisungen zusammen zu fassen. Jetzt nehmen wir mit Vergnügen und Dank die Arbeit, wie man für gut gefunden hat, sie zu geben.

Wir billigen es recht sehr, dass der Plan der alten Ausgabe, bey allen Beschwerlichkeiten und Mängeln, *überhaupt genommen*, auch in dem neuen Abdrucke beybehalten worden ist. Man ist an die alte, wenn auch nicht untadelhafte, Einrichtung gewöhnt, und findet sich darin, wie in einem Gebäude, wo zwar vieles wider die Regeln der Baukunst, aber doch dem damit vertrauten Besitzer bequem, gelegen und fast blindlings zu finden ist. Es wäre ohnehin über einen bessern Plan erst manche Untersuchung ins Reine zu bringen.

Eben so richtig und überdacht ist es, dass, da wir jetzt, was Fabricius bey der successiven Bearbeitung einzelner Bände noch nicht vermochte, das ganze Detail übersehen, bey dem Wiederabdrucke wenigstens *da* und in Ansehung *solcher* Stücke eine zweckmässigere Anordnung beobachtet wird, wo und wobey der erste Vf., wenn er alles und jedes bey dem ursprünglichen Entwurfe vor sich und sich zu Gebote stehend gehabt hätte, nicht anders zu Werke gegangen wäre. Die vielen nützlichen, und zum Theil nicht wohl entbehrlichen, *Indices* demnach über Autoren, über Scholiasten der Autoren, und die auf mehrere Ausgaben gegründeten Concordanzen werden daher, und dieses ist ein Vorzug der neuen Ausgabe, den sich mancher fleissige Besitzer der alten mit der Feder verschaffen musste, gerade da eingeschaltet, wo man sie beym ersten Anlaufe sucht. So ist

ist z. B. der *Berglersche Index* über den Scholiasten der Leipziger Handschrift des Homer, der im XII. B. S. 241. unter andern Supplementen vergraben war, jetzt da, wo er hingehört, I, 453. aufgestellt worden, vermuthlich auch die *Indices* über den *Theophrast*, über den astronomischen Schriftsteller *Geminus*, über den *Nemesius de Nat. Hominis* aus Vol. XIII. incl. und Vol. X. nach der Vorrede ausgehoben, und Lib. III. cap. IX. p. 257, Lib. III. cap. V. §. 20. p. 99. und Lib. V. cap XIV. §. 6. p. 531. eingerückt worden. Dieses Verfahren ist auch mit andern auf den frühern Fabriciusschen Text Bezug habenden Zusätzen in den spätern Bänden beobachtet, z. B. Lib. I. cap. X. §. IV. p. 77, mit einem Nachtrag zu der Literatur der Hermetischen Bücher aus dem XII. Bande, in dem Verzeichniss der Pythagoreer, mit einer die Sententias des Pythagoreers Sextus betreffenden Kritik aus dem XIII. Bande, u. s. w. Wo es dem flüchtigen Recensenten scheinen könnte, dass eine *unter* dem Text der alten Ausgabe befindliche Anmerkung durchgefallen sey, da wird sie der mit seinem Fabricius vertraute und aufmerksame Leser an schicklicher Stelle *in* dem Text finden, vergl. B. XIII. p. 646. d. a. A. mit S. 872. der neuen über die seltene Edition der *Sententiae Sexti* durch Hillessemius, u. s. w.

Der schön und leserlich gedruckte Text, der oben, auf der innern Kolumne, zu grosser Bequemlichkeit die Seitenzahlen der alten Ausg. hat, ist, *überhaupt genommen*, richtig und correct; auch in Ansehung der bessern Interpunction dem alten Texte vorzuziehen; offenbare Druckfehler der letztern sind häufig getilgt; besonders sind die häufig unrichtigen Zahlen bey den Jahren der Ausgaben u. s. w. fleissig berichtigt, auch unnöthige und überflüssige Worte zuweilen weggelassen. Letzteres hätte auch mit solchen geschehen sollen, die zu Fabricius Zeiten wahr waren, aber es jetzt nicht mehr sind, z. B. S. 135. von Gyraldi Operibus: „*in nupera luculenta edit. Jensiana*,“ oder, wenn Fabricius häufig den: *Christianus Kortholtus* ὁ μακαρίτης, den „*Vinc. Placcius* ὁ μακαρίτης nennt, hätte Hr. H. diese Seligsprechung, ohne ihnen den Himmel abzusprechen, immer wegstreichen mögen. Zuweilen hat er sich doch Versetzungen der Worte erlaubt, wo wir die Fabricische Stellung, und wäre es auch nur ein: *videtur fecisse* statt *fecisse videtur* u. dgl., besser finden. Falsche Namen der alten Ausg. sind wohl nur wenige stehen geblieben. So haben wir gefunden S. 333.: *Heidenreich* aus p. 493. d. a. A. statt Hendreich, und S. 180. Note tt) ist der: „*Christophorus Clacius ad Sphaeram (Joannis) de Sacro Bosco*“ glücklich aus der a. A. p. 135. mit herübergesegelt, da doch schon *das bestimmte Citat* an den berühmten Mathematiker *Clavius* (den Fabricius wohl nach der Ausgabe Venet. 1601. 4. citirt haben muss) erinnern musste. Wo der Text, *ohne Einschiebsel aus spätern Banden*, dergleichen wir oben bemerkt, wie in der alten Ausg. fortläuft, da sind uns Auslassungen von einzelnen Worten oder ganzen Zeilen u. dgl. *nicht* vorgekommen, und sonach hätten hier *Setzer* und *Corrector* ihre Pflicht gethan; wo aber Hr. H. dergleichen Einschaltungen zu geben bewogen worden, da haben wir zuweilen aus Uebereilung und Flüchtigkeit falsch gelesene und falsch abgeschriebene Worte, ja wohl gar mehrere Zeilen übersehen gefunden, welche Bemerkung wir um so mehr mit ein paar Beyspielen belegen wollen, da den Käufern eines so kostbaren Werks immer durch die Berichtigung solcher, wenn auch, bey der übrigens beobachteten Genauigkeit, sehr verzeihlichen Fehler, ein Gefallen geschieht. S. 77. in der aus Vol. XII. p. 708. 709. d. a. A. abgeschriebenen Stelle des Borrichius heisst es bey Fabricius klar und deutlich: „*filios praeteritorum philosophorum;*“ Hr. H. aber schreibt statt dessen ab: „*filios praeteritorum filiorum*,“ was wir, bloss weil *wir nichts dabey denken* konnten, nachzuschlagen bewogen wurden, und so den Fehler fanden. S. 873. Z. 11. v. 10. nach den Worten: „*simile Deo*“ sind in der, aus Vol. XIII. p. 645. abgeschriebenen Stelle die Z. 6. v. u. befindlichen sämmtlichen Worte: „*quis vero praestet, sententiam* 242 *vel de baptismo intelligendam, vel non additam a Rufino: fidelem te esse professus, spondisti pariter non peccare Deo*,“ von Hn. H. durch ein von Kritikern so oft an Klosterabschreibern bemerktes Versehen der irreführenden Endsylben, unabgeschrieben geblieben. Wo übrigens durch dergleichen längre Einschiebsel der Fabricische Text unterbrochen, und daher manchmal unverständlich und der sonst gut zusammenhängende Vortrag zerrissen wird, da hätte Hr. H. durch einen kleinen Zusatz, durch ein Verbindungswörtchen u. dgl. diesem Uebel abhelfen sollen. Z. B. gleich Lib. I. cap. X. §. V. p. 78. wo man nun nicht gleich, ohne bis §. IV. S. 76. zurückzulesen, gewahr wird, dass: „*Kriegsmannus translatam esse contendit*“ auf die *Tabulam Smaragdinam* zu ziehen sey, da das lange Einschiebsel von dem *Commentarius Gerardi Dornei* und von dem *Hermes primus*, *secundus* und *tertius* das entferntere Subject aus den Augen und Gedanken gerückt hat. Noch sind die unmittelbar im Text gemachten Zusätze durch Häkchen oder Beysetzung des Namens von Fabricius Worten unterschieden; bisweilen aber auch nicht, wie S. 102., wo man, ohne Zuratheziehung der a. A., nicht wahrnimmt, wo Fabricius Worte über die Ausgaben des Horapollo aufhören, und Hr. H. anfängt, obgleich nach: „*Basil.* 1544.“ ein Strich gesetzt ist. Zuweilen wird man durch die Materie selbst an eine neuere Hand erinnert. Wo Häkchen gebraucht sind, da scheint uns der Zusatz: *Harl.*, wie S. 116. 118. 121. eine unnöthige Sache. Neue Druckfehler in den Noten sind uns wenige aufgestossen: S. 6. Not. c) soll wohl *Burette* statt *Purette*, id. S. 51. Not. i) *Jameson* statt *Tameson* gedruckt seyn. Da wo Hr. H. auf die Folge des Werks verweist, sollte er sich der Citirung *der Bände* enthalten, weil er nie ganz gewiss zu bestimmen vermag, was in einen Band kommen wird; so z. B. S. 683. §. XVI. ult., wo wegen der Episteln des Plato, auf Vol. II. verwiesen ist, das aber nur von der alten Ausgabe gelten kann, indem Plato erst in den dritten Band der neuen gekommen ist. Es ist also besser *Lib. Cap.* und *Paragraph*, die *bleibend* sind, zu citiren. Eben so ist, vieler andern Stellen zu geschweigen, die S. 215. Note d) vorkommende Nachweisung auf Vol.

Vol. II. p. 724. wegen Pisander, nur von der alten Ausgabe zu verstehen, welches leicht irre führen kann. Man vergleiche S. 557. §. VII. das: *Reliqua inferius*, p. 715. was ja niemand in *diesem Bande* suche!

Dieser erste Band enthält nun das alphabetischgeordnete Verzeichniss, welches in 36. Kapiteln des 1. Buchs die vermeintlichen 76 Vorhomerischen Schriftsteller abhandelt; eine *res majoris operae quam pretii*, wie der wackere Fabricius gesteht, wo man sich durch Magier, Zauberer, Propheten, Goldköche, Undinge und sehr wenige Kluge durcharbeiten, und um vollständig zu seyn oder zu heissen, viel literarischen und gelehrten Plunder zur Schau stellen muss. Die übrigen zwey Drittel des Bandes füllen die 13 ersten Kapitel des II. Buchs bis S. 530. der alten Ausgabe, über die Dichter Homer, Hesiod, Aesop, Theognis, Phocylides; über die Philosophen Pythagoras, Empedokles u. s. w.; wo denn die Materien an Interesse, Unterricht und Behandlung, wie leicht zu erachten, von Seite zu Seite gewinnen. Recht preiswürdig findet man es sogleich beym Gebrauche des Werks, dass in sehr vielen, besonders classischen Stellen des Fabricius vage und unbestimmte Allegationen, als: „*Plato in Charmide, Plutarch. de audiendis poetis*“ u. s. w. in den neuesten und besten oder doch bekannten Ausgaben nachgeschlagen, und die bestimmte Anführung nach Buch, Kapitel, Paragraph und Seitenzahl in Häkchen beygesetzt ist, wie S. 2. §. II., S. 7. §. I, S. 11. §. VII, S. 12. §. IX. u. s. w. Indessen sind wir doch auch durch die Randanmerkungen und Correctionen unsers Handexemplars auf sehr viele Stellen aufmerksam gemacht worden, wo dieses hätte geschehen sollen, und nicht geschehen ist. So ist z. B. Lib. I. cap. XXXV. §. VIII. p. 303. bey dem sehr merkwürdigen Zeugniss des Diodorus Siculus über den Thymoetes (Θυμοίτης), den Zeitverwandten des Orpheus und Verfasser einer uralten historischen Poesie, bloss das alte Citat beybehalten; die Stelle ist aber III, 66. p. 237. To. I. der Wesselingschen Ausgabe zu suchen. Uebrigens ist dieser §ph. ohne allen Zusatz geblieben, den wir doch so sehr gewünscht hätten, da dasjenige, was Heyne in der 2 Commentation de fontibus hist. Diodori (Comment. Gotting. VII, 96.) über diese Stelle gesagt, der Mühe des Anführens nicht werth ist. Hätte Hr. H. sich entschliessen können, diese Genauigkeit in Bestimmung der Citaten, wenigstens *bey Beweisstellen* und *wo die Sachen von Wichtigkeit sind*, überall anzuwenden: so würde ihn noch überdem dies prüfende Nachschlagen zu mancherley nothwendigen Berichtigungen in dem Fabricischen Texte veranlasst haben, die jetzt unterblieben sind. Lib. I. cap. V. §. I. S. 21. wird ein Lib. I. eines „*Ptolemaeus Hephaestionis*“ erwähnt, und daraus eine griechische ῥῆσις citirt, in welcher Antipater Acanthius des Phrygischen Dares, als eines *Vorhomerischen Scribenten* gedenkt. Wir fürchten, dass auch nicht ganz unwissende Leser nicht sogleich wissen möchten, wo sie diesen Ptolemaeus hinthun, oder wo sie seinen *librum I.* suchen sollen. Hr. H. hätte also billig sagen mögen, dass dies in den Excerpten des Photius unter dem CXC. Codex geschehen müsse. Eine ähnliche Unbequemlichkeit entsteht zuweilen für den Leser, wenn ein vom Fabricius geführter Beweis zwar auf die Seitenzahl eines Buchs, aber nach keiner bestimmten Ausgabe verweist; Hr. H. aber diese Seitenzahl *verändert*, und doch *keine andre Bestimmung der Ausgabe* beygesetzt hat. Vol. XIII. pag. 645. beruft sich Fabricius auf des „*Origenes Lib. VIII. pag. 397. contra Celsum*,“ um darzuthun, dass unter den ersten Christen die Sententiae des Pythagoräers Sextus mit Beyfall gelesen worden. Hr. H., der diese ganze Kritik des Fabricius S. 872. aufgenommen, setzt uns dagegen Lib. VIII. p. 497. ohne zu sagen, *welcher* Ausgabe *er* gefolgt sey. Da er keine anführt, so halten wir es für einen blossen Schreibfehler. Wir hatten uns aber die Beweisstelle nach der Höschelschen Ausgabe beygeschrieben, in welcher sie Lib. VIII. pag. 408. unten befindlich ist. Die Richtigkeit *aller* Anführungen kann freylich ein einzelner Mann heut zu Tage nicht mehr so verbürgen, wie es Johann Friedrich Gronov beym Edmund Albertinus de S. Coena konnte; aber wir haben uns doch noch bey andern überzeugt, dass einiges Nachsuchen *mehr Genauigkeit in den Fabricischen Behauptungen* würde gebracht haben. Und davon nur noch ein Beyspiel. Lib. II. cap. XI. §. III. p. 721. wird *Georg. Calixtus* unter denenjenigen aufgeführt, die, in Ansehung der Unächtheit des dem alten Phocylides beygelegten, noch vorhandenen, nuthetischen Gedichts dem Joseph Scaliger beytreten und darüber des erstern Schrift: „*de resurrectione carnis* §. 6.,“ wie auch pag. 443. der alten Ausg. steht, nachgewiesen. Wenn aber der Herausg. *Calixti Librum de Immortalitate animae*, cap. IV. §. 6 und 7. pag. 26. aufgeschlagen hätte: so würde er gefunden haben, *was dem Abortus einen gelehrten, scharfsehenden Gegner mehr zuzieht*, dass Calixtus, *unabhängig vom Scaliger* auf dieses Urtheil gerieth, und noch hinzusetzt: „*hominem Christianum, ut paganis acceptiores has sententias faceret, Phocylidae supposuisse*.“ Weiter lässt sich hier mit Berichtigungen *dieser Art* nicht gehen. Freylich fallen *dergleichen* Verdienste bey einer neuen Auflage nicht glänzend in die *Augen*, für welche jetzt, leider, bey manchem mehr als für Verstand und Herz gesorgt wird; desto mehr aber erhöhen und *vergewissern* sie die *innere* Brauchbarkeit eines Werks! S. 685. Not. aa) ist des nicht unmerkwürdigen Allegats gedacht, nach welchen *Angelus Politianus* eine dem *Heraclit* zugeschriebene *Epistel ad Hermodorum* schon *griechisch* gehabt haben müsste; so wie aber Hr. H. mit dem unschicklichen Namen in Gruters Thesauro (der nicht einmal genannt ist) citirt: „*Politianus Obss. et emendatt.*“ konnten wir uns selbst nicht gleich zu Rechte finden; es ist aber die *Centuria Miscellaneorum* gemeynt, die zu ihrer Zeit so erstaunliche Sensation machte und die jetzt mancher Humanist schon um des guten Ausdrucks willen nicht *unstudiert* lassen sollte. Dass übrigens Politian aus einer Madriter Handschrift geschöpft, möchte, obgleich viel Florentinische Handschriften nach Madrit gekommen, schwer zu beweisen seyn. Vielleicht gibt Bandini Catal. Codd. Medic. einige Auskunft.

Wir kommen auf die *Zusätze* und *Erweiterungen*, die das neue Werk theils von dem Herausg., theils von seinen gelehrten Gehülfen erhalten. Bey weitem der gröfste Theil rührt vom Hn. H. selbst her. Andre, besonders bey den Kapiteln über die Sibyllischen Bücher, über Sanchoniathon u. s. w. sind vom Hn. Prof. *Jäger* in Altdorf und bey den Homerischen Ausg. von Hn. Hfr. *Adelung*; öfters haben wir auch welche vom Hn. *Beck*, ein oder ein paarmal den Namen *Keil* gefunden; die mit *Krohn* unterzeichneten, vorne hinein, haben keinen sonderlichen Werth. Zu den von Hn. H. gesammelten gehören die, gar *oft* sehr unbedeutenden Noten von *Heumann*, aus einem Exemplar, das Hr. Prof. *Reufs* in Göttingen herlieh, und die ihnen an Werth und *Zweckmäfsigkeit* vorgehenden *Fabricischen*, aus Fabricius, jetzt in Kopenhagen befindlichem Handexemplar. Hr. H. wünscht noch die Anmerkungen, welche *Schreiber* in Pforta und der Dr. *Ernesti* ihren Exemplaren beygeschrieben (S. IX. Vorr.); noch mehr wünschen wir dem Hn. H. den Beystand einiger Männer, *qui in his literis regnant*, der, wenn sie gehörig darum ersucht würden, wohl zu gewinnen wäre; und mehr als alles wünschen wir ihm den Gebrauch des, noch in Handschriften vorhandenen *Eponymologici inediti* des unvergleichlichen und wackern *Reinesius*. Wer diesen Mann aus seinen Schriften kennt, wird seine noch von niemand übertroffene Stärke und Superiorität *in dieser Art kritischliterarischer Untersuchungen* zu schätzen wissen; und was Rec. von jenem Werke namentlich gesehen, ist, wenn es vollständig anzutreffen wäre, über allen Vergleich genau, belehrend und vortrefflich. Das Fabricische Exemplar hat brauchbare und nothwendige Berichtigungen in literarisch-bibliographischer Hinsicht gegeben: man vergleiche z. B. den Artikel über die Separatausgaben von Julians Briefen Lib. II. cap. X. p. 415. in der alten, und pag. 680. in der neuen Ausgabe; wiewohl diefs auch ganz bequem für Vol. VII. pag. 82. hätte aufbehalten werden mögen. Bey dem allen empfehlen wir dem Herausg. dennoch den *nasum*, wowider er immer so viel einzuwenden hat, in Ansehung der *hier* aufzunehmenden handschriftlichen Zusätze, damit er nicht jedes hingeworfene Federwerk für baares Geld annehme und hier gedruckt zu lesen gebe. Einen Beweis! Lib. II. cap. X. §. XXV. hatte Fabricius bey den *griechischen Episteln des Alciphron*, wer kann sagen warum — in seinem Exemplar beygeschrieben: „*Alciphron* „*or the minute Philosopher*, (*ita Epicureos vocat Cicero* „*lib. I. de divinat. cap.* 30.) *Londini* 1732. 8. 2 *Voll*, „*dialogis VII.* (*auctore Berkeley*, *vid. Hamburg. Nach*„*richten etc.*). *D. Mandevilles Letter to Dion contra au*„*ctorem Alciphronis*, *vid. bibliotheque raisonnée*" etc.). Diefs alles gibt uns nun hier Hr. H., mit übergrofser Gewissenhaftigkeit, S. 688. 89. als *Beytrag zur Literatur der griechischen Episteln des Alciphron!* Gerade wie in den literarischen Nachträgen zu Sulzers Theorie, unter den satyrischen Schriftstellern, des ehrlichen *Franck von Franckenau Satyrae* (*Medicae*), als ein Product der Satyre, aufgeführt sind. Hr. H. wird aber ja wohl wissen, dafs jene Schrift des Berkeley eine geistreiche und scharfsinnige Widerlegung, im Geschmack der *Lettres provinciales*, weder des D. *Mandeville Fable of the Bees*, und gar kein mit dem Sophisten Alciphron in Bezug stehendes Werk ist.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Königsberg*, b. Hartung: *Ueber den Geist der Revolutionen*, eine Rede am Stiftungstage der Preufsischen Königswürde, im akademischen Hörsaale gehalten von *K. E. Mangelsdorf*, der Gesch., Beredsamk. u. Dichtk. ord. Prof. 1790, 28 S. 8. — So wenig sich auch erwarten läfst, eine so vielumfassende Materie, als der Geist der Revolutionen ist, in einer kurzen Gelegenheitsrede auf eine neue und erschöpfende Art behandelt zu sehen, und so gut der Vf. auch gethan haben würde, ein Thema von beschränkterem Umfange zu wählen: so ist doch die oben angezeigte Rede ganz und gar nicht leer an feineren und interessanteren Bemerkungen, zu welchen wir vorzüglich die Vergleichung der vom Souverain und der vom Volk bewirkten Revolutionen rechnen. Weniger aber dürfte der geschmackvolle und gebildete Leser mit dem, was eigentlich Werk der Beredsamkeit seyn sollte, mit der Darstellung und dem Stile zufrieden seyn. Denn es fehlt nicht nur zu sehr an jener ruhigen, edlen Beredsamkeit, welche ihr Feuer allein von dem Gedanken entlehnt, welche, die männliche Kraft und Würde mit jugendlichem Aufbrausen verwechselt, und nie vergifst, dafs die einzige Gestalt, unter der sie Eingang zu finden hoffen darf, die Gestalt der Schönheit und Grazie ist; man vermifst nicht nur zu oft den so nothwendigen Wohlklang und oratorischen Numerus im Periodenbau; sondern man stöfst auch nicht selten auf rauhe und holprichte Stellen, und wird vorzüglich manchmal auf eine unangenehme Weise von sehr pathetischen Phrasen zu den alltäglichsten des gemeinen Lebens herabgezogen. Aufser diesen Mängeln des Ganzen, hätten wir noch einzelne Ausdrücke und Redensarten weggewünscht, die eine irgend genaue Kritik theils nicht als richtig, theils nicht als geschmackvoll anerkennen kann. So S. 2. „der Geist dringt nicht in die *blicklosen* (!) *Tiefen* ihrer (der Revolutionen) tausendfachen *Verkettung*." S. 10. Häuptlinge. Ebendas. in Eins weg. S. 16. „Revolutionen *von oben*, oder *von unten*, d. h. vom Fürsten oder vom Volke her." S. 17. „wenn Gustav III. seinen Zepter auf dem Paradeplatz suchte."

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 8. Julius 1794.

LITERARGESCHICHTE.

HAMBURG, b. Bohn: *Joannis Alberti Fabricii*, Theolog. D. et Prof. publ. Hamburg., *Bibliotheca graeca* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochnen Recension.)

Die mit unermüdetem und grofsem Fleifs gesammelten, nur aber nicht mit genug strenger Wahl, oft mit unverhältnifsmäfsiger und unzweckmäfsiger Weitschweifigkeit, und, wenigstens *so weit sie von Hn. H. Feder sind*, leider immer noch in einem gedehnten, mit unnützen Worten überladenen, und grofsentheils herzlich schlecht lateinischen Vortrag abgefafsten, und nur *zu selten* genug belehrendes *Interesse für den Kenner* gewährenden Zusätze nun sind theils in den obenstehenden Text, theils in die untergesetzten zahlreichen, oft sehr langen Anmerkungen, theils endlich in die noch längern, am Ende der Kapitel oder zwischen den Paragraphen stehenden Anhänge und Epimetra eingebracht. Das itzt überhaupt darüber gefällte Urtheil müssen wir nun *mit der redlichen Unpartheylichkeit*, die die *aera* von den *lupinis* zu unterscheiden geformt hat, beweisen; wobey wir jeden, dem nicht zunftmäfsige Anhänglichkeit und sklavische Nachbeterey die Augen blenden, von der Rechtschaffenheit unserer Absicht für die Vervollkommnung eines, *auch von uns im Ganzen geschätzten Instituts* zu überzeugen hoffen.

So viel wir, nach einem sehr fleifsigen Gebrauch der *ersten beiden Bände* des neuen Werks, und nach sorgfältiger Vergleichung desselben mit unsern eigenen, über einzelne Theile der alten Ausgabe angestellten Untersuchungen haben bemerken können, so wird das Hauptverdienst dieser neuen Zusätze — wir nehmen *ausdrücklich* und *laut* den im 2ten Bande befindlichen Artikel: *Hippokrates* aus, den Hr. Dr. *Ackermann* in Altdorf in *kennerhafter* Manier und mit *tief*eindringendem Fleifse so vortreflich bearbeitet hat, dafs nichts zu wünschen übrig bleibt — sonderlich darin bestehen, dafs eine *im Ganzen* mehr nomenclatorische, als raisonnirende Notiz desjenigen, was von Aeltern und Neuern über griechische Literatur gedacht und geschrieben ist, so weit es zur Kenntnifs des Herausgebers und seiner Mitarbeiter gelangte, im Geiste und Geschmack eines jeden theilhabenden Individuums, schlechter oder besser verarbeitet, hier zusammen erhalten wird. *Weniger* wird dagegen der, dafs wir so sagen, *esoterische* Freund und Kenner der Alten, der fruchtbare, mit philosophischem Geist und Scharfsinn aus den vortreflichsten Urkunden menschlicher Kenntnisse abgeleitete Resultate aller literarischen Polypragmonie weit vorzieht, hier seine Rechnung finden, ob er gleich manchen, vielleicht ohne selbsteigene Ahndung des Gebers ertheilten und verstellten Fingerzeig mit Dank und Erkenntlichkeit nützen wird. Welch ein Ganzes müfste aber hervorgegangen seyn, wenn mehrere vortrefliche und gelehrte itzt lebende Männer, *Ruhnkenius* den *Plato*; *Wyttenbach* den *Plutarch*, *Synesius*, *Julian*, *Themistius*, *Theophrast*; *Luzac*, *Beck* und *Jacobs* den *Euripides*; *Heyne*, *Vofs* den *Homer*; jener und *Beck* den *Pindar*; *Schütz* den *Aeschylus*, *Schneider* einige Naturforscher und Aerzte; andere andre Stücke hätten übernehmen, und Hn. H. die Redaction der Theile überlassen wollen, und welche Früchte müfste eine solche wünschenswerthe und *edel ämulirende* Harmonie, gewifs bessere als die herrschende kleinliche und geheime Verkleinerung und Anfeindung, getragen haben! Die *Charakteristik* der Schriftsteller wenigstens müfste dabey unendlich gewonnen haben! Nicht weniger würde der *richtige sichere Blick auf den Fortgang und die Ausbildung des frühesten*, uns bekannten *menschlichen Wissens*, wodurch sich erst jede literarische Untersuchung *eigentlich belohnte*, durch die mit ihrem Gegenstande *ganz*, und mit verwandten doch *in hohem Grade* vertrauten Untersucher steter geleitet, und thätiger erhalten worden seyn! Niemand, am wenigsten Hr. H., der S. 317. Not. a) bey dem ganzen Institut sich selbst nur das: „*munus bibliothecarii*" beymifst, und an das: „*secum habitare*" so oft erinnert, wird uns diesen frommen Wunsch verdrehen oder übel deuten. Jetzt müssen wir gestehen, dafs wir, in nur erwähnter Rücksicht, gerade da die wenigste Befriedigung fanden, wo wir die meiste gehofft hatten. Wir wissen daher z. B. gar nicht, *aus welchen Gründen* Hr. H., Lib. I. cap. XXXV., wo Fabricius gelegentlich von dem *Miletischen Thales* handelt, in der, *omnia alia*, nur gerade nicht was sie *hauptsächlich* sollte, enthaltenden Note f), S. 298 ff., diesem sehr merkwürdigen Manne das Verdienst der Emporbringung und Begründung *raisonnirter mathematischer* und *astronomischer Kenntnisse*, wofür doch so *sichere* und *unzweifelhafte* Beweise vorhanden sind, mit einigen Neuern abzusprechen wagt. Recht gerne hätte man hier Hn. H. die, S. 299. auf 2 Columnen, aus 4 seiner Prolusionen ausgezogene Erklärung der bekannten Stelle des Cicero, (*de Nat. Deor.* I, 10.,) die noch dazu der Vf. der *kritischen Briefe über Gegenstände der alten Literatur* (S. 153 bis 158.) viel besser und genauer entwickelt hat, erlassen; recht gern ihm die Zurechtweisung des Gale, dafs Thales aus hebräischen Quellen geschöpft, recht gern manch andres *müfsiges* Allegat ihm geschenkt: wenn er uns nur *hier* vors erste mit der höchstmerkwürdigen, viel-

vielleicht aus des Rhodiers Eudemus verlornen Geschichte der Geometrie gezogenen Stelle des *Proclus* über den *Euclides* (pag. 19. edit. Basil. 1533.) bekannt gemacht, wo Thales ausdrücklich als der Mann aufgestellt wird, der in der Mathematik und mathematischen Physik vieles auf einfachere Grundsätze zurückzuführen, andres mehr zu versinnlichen versuchte, (wofern wir nemlich in dem: „τοῖς μὲν καθολικώτερον ἐπιβάλλων, τοῖς δὲ αἰσθητικώτερον" das letztere nicht missverstehen;) und wenn er, vors zweyte, die, gleicher Aufmerksamkeit werthen, den Thales betreffenden, Vermuthungen des Königsbergischen Philosophen in der Vorrede zur Vernunftkritik an die sehr ehrenvolle Aeusserung des Proklus: „ὅτι πολλὰ μὲν αὐτὸς εὗρε, πολλῶν δὲ τὰς ἀρχὰς τοῖς μετ' αὐτὸν ὑφηγήσατο" hätte anschliessen wollen! Aehnliche Winke wird Hr. H. in einer kleinen, aber merkwürden Schrift des Hn. *Stapfers* (*die fruchtbarste Entwickelungsmethode der Anlagen des Menschen* etc.) S. 5–9. nicht ohne Zufriedenheit wahrnehmen. So sehr nun aber hier und bey ähnlichen Veranlassungen Hr. H. trocknen Fusses vorübergegangen ist: so wenig kleidet es einen, sonst fleissigen und verdienten, *Literator*, wenn er bey Entscheidungen, wo es auf gründliche Kenntniss der ursprünglichen Lehren des Alterthums, auf richtige Auslegung der Sätze streitiger Schulen, auf die Einsicht in den Zusammenhang ihrer Systeme, überhaupt auf historische und philosophische Kritik ganz besonders ankommt, sich ein halb bescheidenes, halb anmaassendes *Dazwischentreten* erlaubt, wie z. B. S. 857. bey Gelegenheit des Ocellus Lucanus gar nicht unbemerklich ist. Dagegen wäre es dem Hn. H. gar nicht unbenommen gewesen, aus dem Schatze eigener oder fremder Belesenheit uns mit *gut extrahirten Materialien* zur philosophischen Geschichte, in die er öfters ausschweift, an solchen Stellen zu versehen, wo Fabriz gänzlich stille schwieg. So sahen wir z. B. im XVIII. Kap. des I Buchs einem *Catalogo Orphicorum*, nach Art ähnlicher Verzeichnisse über die Pythagoreer, Platoniker etc. entgegen, dergleichen Fabricius zu geben hier nicht veranlasst worden ist. Diesen hofften wir aber nicht bloss aus Stanley's, Bayle's, Bruckers und anderer Vorräthen, sondern nur mit Verweisung auf jene, ursprünglich aus den Scholiasten des Euripides, Apollonius Rhod. u. s. w. aus Pollux, Suidas u. a., wo zum Theil die wahren Namen mit kritischer Sagacität herausgefunden seyn müssen, endlich aus Hemsterhuys hie und da ertheilten vortreflichen Anleitungen angelegt zu sehen. Es würde eine grosse Ausschweifung seyn, wenn wir *hier* Proben dieser Art, die man uns *nach den gemachten Bemerkungen* wohl zutrauen wird, vorlegen wollten; obgleich wir versichern dürfen, dass uns im XIVten Registerbande der Bibl. gr. nicht einmal die Anzeige der Namen der von uns gesammelten Orphiker vorgekommen, die eben so wenig von Eschenbach in dem bekannten *Epigenes* occupirt sind. Selbst in Dingen, *quae ante pedes erant*, finden wir nicht immer die erwartete Accuratesse von dem Herausg. beobachtet. Eben in dem XIX. Cap. über die: „*Deperdita Orphei*" nahm es uns Wunder, dass Hr. H. in der Note p) S. 165. dem *Iriarte*, der freylich kein sonderlicher Held ist, das vorgeblich handschriftliche Fragment aus des Orpheus Ἡμέραις, oder den sogenannten *libris* γεωργικῶν:

„Εἰ δὲ γεωπονίας" etc. etc.

ohne die geringste Erinnerung über die wahre Beschaffenheit der Sache nachcitirt hat; da er doch, in dem, im VIII Bande der B. Gr. befindlichen, übrigens an sich schätzbaren, Gedicht des Maximus περὶ καταρχῶν die von Iriarte angeführte vorgeblich Orphische Zeile S. 440. als den 456sten Vers gefunden haben würde. Ja selbst eine Anmerkung von Tyrwhitt zum Orpheus de lapidd. praef. pag. X., den Hr. H. doch anderwärts gebraucht hat, würde ihn auf die Spur, die wir ihm hier angeben, und ohne Tyrwhitt fanden, von selbst gebracht haben. Der ebendaselbst von Hn. H. nach Iriarte angeführte Vers:

„Πάντ' ἐδώης" etc. etc.

scheint uns nicht zu den Ἡμέραις, sondern zu dem verlornen Werke der τελετῶν gehört zu haben; eine Vermuthung, in Ansehung welcher wir uns auf eine nur zu kurze Notiz des Hn. v. Villoison in den Anecdotis gr. T. II. p. 244. gründen, die anderwärts, S. 171. Not. ee), dem Hn. H. nicht entgangen ist, wovon er aber *für diese Stelle* keinen Gebrauch, der ihm so nahe lag, zu machen bewogen worden.

Ausser den überall reichlich beygebrachten Zusätzen, von denen wir nur auf die über den *Epimenides* S. 30 — 32.; über des *Hanno* Periplus S. 36 bis 39.; über den *Hermes Trismegistus* S. 46 — 49.; über den *Musaeus* S. 123 — 125.; über den *Orpheus* S. 140 — 147.; über den *Palaephatus* S. 182, 183.; über die Erfinder und die Erfindung der Buchstabenschrift S. 198 — 204.; verglichen S 219 ff.; über den *Sanchoniathon* S. 224, 225; als kürzere *einzelne* Proben verweisen wollen; ausser diesen also hat *Homer*, der in der neuen Ausgabe 31 grosse Quartbogen füllt, da er in der alten $17\frac{1}{2}$ kleinere einnahm, unstreitig den meisten Zuwachs erhalten; zum Beweis, dass Hr. H., im Eingang des II Buchs, die Musen nicht vergeblich zu seinem Beystand angerufen hat! Alles hat *hier*, so wie *überall*, die nöthigen Nachweisungen und Berichtigungen über den gesammten Ertrag, den die Literatur der neuern und neuesten Zeiten abgeworfen hat, vorerst an Ort und Stelle erhalten: Ausgaben, Uebersetzungen, Erläuterungsbücher sind kaum zählbar. Ueberaus schätzba, anderer Vermuthungen zu geschweigen, ist die S. 637 — 643. über die Ausgaben des Aesop. Ausser diesem unermesslichen, sehr oft mit brauchbaren Urtheilen begleiteten Vorrath hat Hr. H. doch noch eine, wie es uns dünkt, beyfallswerthe Erweiterung des Plans vorgenommen, wir meynen die, meistens in besondern Paragraphen nachgewiesenen vornehmsten Handschriften, besonders die Madriter, Pariser, Venediger, Florentiner, Wiener, Leidner nach Iriarte; dem Catalog. Bibl. Reg.; nach Zanetti; Bandini; nach Lambecius, Nessel und Kollar; nach dem Catalog. Bibl. Leid. und vielen andern Bibliothekverzeichnissen. Die Nachweisung der Vaticanischen nach Sylburg ist freylich, wie auch Hr. H. irgendwo richtig bemerkt, eine itzt ungewisse Sache. Da er die

die Madriter nach Iriarte überall sehr fleisig bezeichnet, so wundern wir uns, die Handschrift von den merkwürdigen Prolegominis des Proclus Diadochus des Hesiodus Theogonie, die Iriarte Vol. I. pag. 25. erwähnt, Lib. II. cap. VIII. §. XVI. Not. 55. S. 589. nicht genannt zu finden; dagegen ist Ruhnkens aus einem Cod. Reg. Paris abgeschriebene, und I, 26. über den Vellejus angeführte Probe billig bemerkt. Wenn Fabriz Lib. I. cap. IX. §. X. einer Pariser *griechischen* Handschrift der, dem Freunde der alten Naturkunde so merkwürdigen *Kyranidum* nach dem du Fresne erwähnt, so hätte Hr. H. dabey nicht unerinnert lassen sollen, dass es etwas ganz Verschiedenes war, was Villoison für Hn. Prof. Schneider vorfand. Hr. Schneider sagt dies deutlich S. 94 — 96. des Anhangs zu seinem Plutarch; Hr. H. hat aber S. 72. dem Leser nicht bestimmt hierüber unterrichtet. So hat der *bibliographische* Theil *im Ganzen* am meisten gewonnen.

Da aber die Bibl. Gr. wohl immer nur ein Werk für Männer seyn und bleiben wird, so haben wir das Herz, Hn. H. zu bitten, alle sogenannte *pure curiosa*, wir *dürfen* wohl auch sagen *puerilia*, ja wir *müssen* sogar sagen, *absurda literaria* für die Zukunft in seine Zusätze nicht aufzunehmen: *Puerilia;* wie S. 183., wo er uns des Palaephatus Fabelbuch: *„ad formandum poliendumque tironum ingenium“* in 20 Zeilen anempfiehlt; *pure curiosa*, wie S. 232. Note bb) über die Namensverdrehungen, oder S. 240, 241. Note D) über eine elende Spielerey und Akrostichis in 50 Zeilen, über welche schon Fabriz Lib. I. cap. XXXII. §. X. pag. 272. genug Raum verschwendet, und wo Hr. H. abermals 6 unnöthige Zeilen dazu gibt; *absurda literaria*, wie S. 621. in der Note, die abgeschmackte Erzählung des Schuppius, dass die Aesopische Fabel dem Salomoh und Assaph ihren Ursprung verdanke, in 13 Zeilen.

In Ansehung der Ausdehnung seiner Zusätze müssen wir ihn eben so angelegentlich im Namen aller *kaufenden* Leser bitten, diesen Zusätzen, was schon itzt in unzähligen Fällen statt gefunden hätte, überall mehr Kürze und Gedrungenheit, weniger unnöthige Weitschweifigkeit, und keine unnütze Wiederholung einer und derselben Sache zu geben. Kein Mensch, und Hr. H. selbst kann in Abrede seyn, dass z. B. die lange Note über das streitige Alter des Epimenides S. 30 — 32., oder die Note m) und n) über den Hanno S. 36 — 39. um vieles kürzer seyn, und doch alles darin Gesagte enthalten könnten; dass deutsche Aufsätze für den Ausländer genauer charakterisirt und ausgezogen werden, wie hier mit Hagers Abhandlung über den Hanno geschehen, billigen wir recht sehr; aber wenn sich der Deutsche um des Ausländers Willen etwas gefallen läſst, so muss, wenn dies anders die wahre Veranlassung der Ausführlichkeit ist, der Ausländer dem Deutschen nicht zu viel Raum wegnehmen. Ganz unverkennbare Wiederholungen wird man S. 620. in den Anmerkungen h) und i) bemerken. Wir enthalten uns, *viele andre* zu rügen. Noch weiter hat dies Hr. H. theils anderwärts, theils insbesondere S. 752 und 770. mit den Auszügen aus Meiners über den Pythagoras getrieben; am letzten Orte sehen sie beynahe einer ausführlichen Recension ähnlich. Am allerunverzeihlichsten aber ist gewiss diese Weitschweifigkeit *alsdann*, wenn durch die mitgetheilten Zusätze gerade so viel für die Literatur des vorliegenden Gegenstandes gelernt wird, als Rabener aus dem Buche des Maimonides in den Noten ohne Text beybringt. Man wird diese Beschuldigung kaum glaublich finden; hier ist der gefoderte Beweis! S. 136. not. g) wird einer Vermuthung des la Croze über den griechischen Dichter oder vielmehr Musiker Olympus gedacht. Darüber theilt uns Hr. H. die ganze Frage des la Croze an Wolf aus dem Thesaurus epistolicus des ersten mit: *„qua autem aetate vixerit, quis „eruet, nisi praestantissimus Fabricius, qui omnes omnium „aetatum autores in numero habet?“* Nicht genug; auch Wolfens belehrende Antwort müssen wir *hier* lesen: *„quae de Olympo poeta ingenii sollertia assecutus es, te „digna sunt: ejus aetatem vel potius conditionem i g n o-„r a r e se hucdum fatetur Fabricius, amplius cogitatu-„rus.“ Hart.* — So viel Worte brauchte es, um uns zu sagen, dass man das Zeitalter des Dichters nicht bestimmen könne? Aengstlich aufgesucht sollen wir diese Stelle haben? Hier ist eine andere, die, wie es in der Natur Superfötationen gibt, noch dazu eine Supercitation enthält. Es soll gesagt werden: *Eustathii episc. Commentarius in Pindarum et orationes mss., quae in Bibl. Basil. exstitisse ex Schelhornia Amoenitt. hist. eccl. II, 982. constat, perierunt.* Hier ist die Art, wie Hr. H. S. 391. Note l) diese *h ö c h s t e n s* 3 *Z e i l e n e r f o d e r n d e* Notiz gesagt hat: *„Cel. Villoison in Anecdotis graecis tom. II. p. 262 sqq. not., postquam multa deperditorum librorum „exempla protulit, pag. 264 fin. ita pergit: „Gisbertus Cu-„„perus in Epistola XXV. ad Jo. Jacobum Scheuchzer „„pag. 982. tom. II. Amoenitat. historic. eccles. et litterar. „„Jo. Georgii Schelhornii, scribit. an.* 1710. *se certio-„„rem factum esse, in Bibliotheca Basileensi manuscri-„„ptas servari Orationes Eustathii, episcopi Thessaloni-„„censis, et Homeri commentatoris; nec non ejusdem com-„„mentarios in Pindarum; ab eoque petit horumce Pin-„„daricorum scholiorum vel praefationem, vel δεῖγμα ali-„„quod. Cui quum respondisset Scheuchzer, haec Eusta-„„thii opera non amplius in Basileensi Bibliotheca com-„„parere, Cuperus rescripsit ibid. ep. 27. pag. 940.: Do-„„leo vehementer, Eustathii orationes manuscriptas, ejus-„„demque Commentarium in Pindarum non exstare am-„„plius in Bibliotheca Basileensi; quum autem, inquit, „„vir egregiae et spectatae doctrinae me certiorem fece-„„rit, se eos ibi manibus tractasse non modo, verum etiam „„incepisse describere; sed propositum perficere non po-„„tuisse, (:) non dubito, quin in Museo illo fuerint.““* Schade, dass es nicht noch ein Dutzend Thesauros epist. La Crozianos gab, Hr. H. wäre im Stande, alle Fragen und Antworten *so, in extenso*, herauszuschreiben, und als Zusätze zum Fabriz anzuwenden? Bey einem Werke, das ohnehin *unter seiner Last erliegt*, *s o l c h e Z u s ä t z e* zu machen, da — da legt die Kritik die Hand auf den Mund! Nur so viel sagt sie noch, dies thut ein Mann, der in der Vorrede S. XX. verspricht: *„se non omnia a n x i e c o r r a s u r u m esse, quae „o b s c u r a foret diligentia.* Es ist nicht einmal zu billi-

billigen, dafs Hr. H. aus Büchern, die gewifs jeder Befitzer der Bibl. gr. felbft hat, an fich brauchbare und gelehrte Anmerkungen hier *in extenfo* und *wörtlich* wieder einrücken läfst, z. B. aus *Hadr. Valefii Emend. c. not. Burm.* S. 292. Not. g) die lange Anmerkung vom Terpander; S. 195. Not. i) die langen Noten des Valefius und Burmanns vom Heraclides Ponticus; S. 379. die Stelle aus einem Excurfus von Hn. Heyne u. f. w. Höchftens mufste das *Wefentliche* derfelben *auf wenige Worte* reducirt feyn.

Dafs unter einer folchen Wörterfluth ein Raifonnement unmöglich gedeihen könne, das wird nun jeder leicht errathen, der es aus andern Schriften des Hn. H. weifs, wie felten ihm überhaupt allgemeine Urtheile und Schilderungen gelingen, in welchem der Geift ganzer Zeitalter, die Charakteriftik der Sitten, Denkart und Meynungen, und das progreffive Wachsthum der Wiffenfchaften und Künfte mit warmen, aber feften Pinfelftrichen darzuftellen find. Wir verweifen, ftatt aller andern Proben, auf die lange, gefchwätzige Diatribe S. 534 und 535., wo er, auf zwey ganzen Quartfeiten wider Ernefti's allerdings unerweisliche Vermuthung, dafs Homer hebräifche Urkunden gekannt, fich herausläfst. Wenn man nun zu diefer Stelle das hinzunimmt, was Hr. H. S. 333. Note bb) bey einer andern Veranlaffung behauptet, fo nimmt man noch dazu die auffallendften Widerfprüche wahr. S. 333. bewies er, zu den Zeiten Homers fey in Afien und Jonien *bey aller Simplicität*: „ingenium humanum *ufu et difciplina cultum* gewefen: hier, S. 535., thut er dar: „homines *illius* aevi *nondum excultos vitae literarumque elegantia* „fuiffe;" S. 333. bewies er: „ingenium humanum" fey „*non ita multo poft*" (Homerum) „*fubtilitate philofophandi* majore *imbutum* pluriumque literarum copia „ornatum et obrutum" (!!) gewefen: hier beweift er, für Lefer, die ein fchlechtes Gedächtnifs haben, „*multo poft Homerum philofophari demum coepiffe Graecos*," (die dort offenbar das ingenium humanum waren.) S. 49. bedient fich Hr. H. in der Stelle von Hermes eines Beweifes aus Carli, den er, in dem Augenblick, wo er *ihn geltend macht*, höchft unwahrfcheinlich und unzureichend findet!! Wir fchonen Hn. H. und die Lefer, wenn wir nicht mehrere dergleichen wenig zufammenhängende, und nicht genug durchdachte Raifonnements ausheben.

(Die Fortfetzung folgt).

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Venedig*, b. Zarta: *Del Celibato.* Satira latina del Dottore *Ubaldo Bregolini.* Recata in verfi Italiani dall' Abate *Angelo Dalmiftro.* P. A. 48 S. gr. 8. — Des *Cölibats* wird in diefer Satire nur im Eingange gedacht. Der gröfste Theil derfelben ift eine Befchreibung der herrfchenden Sitten, befonders unter dem weiblichen Gefchlecht. Diefe wären die Urfache der verminderten Zahl der Heirathen und der Abnahme der Volksmenge, nicht aber das Cölibat. Wenn der Ueberfetzer von der lateinifchen Urfchrift, welche hier zum erftenmal gedruckt erfcheint, verfichert, *dafs fie felbft einem Juvenal Ehre machen würde:* fo ift diefes eigentlich wohl nur von den ganzen und halben Verfen des *Juvenal* und *Perfius* zu verftehn, welche der Vf. feinem Werk in grofser Anzahl eingefugt hat. Wir wollen einige Proben geben, in denen wir die entlehnten Ausdrücke auszeichnen. Der Dichter klagt über den unter den Weibern eingeriffenen Hang zur philofophifchen Lectüre. Vorgebliche Philofophen tragen ihnen die Ketzereyen eines *Bayle* vor, und

quae damnofa Volterius arte
condivit poftea p e t u l a n t i f p l e n e c a c h i n n o,
d i f c i n c t o s i n t e r j u v e n e s *nunc audeat atque*
Difcipularum m o l l e s c a n t a r e c a t h e d r a s?
quippe etiam à teneris modo philofophia puellis
Excolitur. J e c o r e h a e c e x i t c a p r i f i c u s a b o m n i
Jam mala doctrinae, manibusque teruntur earum
non Heloifa dolens, aut mollis Julia tantum:
verum dum P f e c a s a e d i f i c a t c o m p a g i b u s a l t u m
d o c t a c a p u t, *nutantesque aptat vertice criftas,*
p i n g u i a d u m v i c t o P o p p a e a n a *illinit ori,*
perlegit Aemilium, Mirabellumve etc.

Sie hören die gelehrten Difputationen über theologifche Streitigkeiten an

dum c o r n i c a t u r i n e p t e
d u m t e n d e n s j e c u r A u f i d i u s f u b f e l l i a r u m p i t,
Hippia torrentem audit f e m i h i a n t e l a b e l l o
nunc premit in rugas, aperit nunc fcita flabellum
dicta probans nutu.

Diefe gelehrten Weiber höhnen Tugend und Sittlichkeit. Sie ergeben fich den Ausfchweifungen, und ihre Männer begünftigen fie.

Scis, Galba, videsque
tu tamen interea f p e c t a r e a f f u e f c e l a c u n a r
a f f u e f c e a d c a l i c e m v i g i l a n t i f t e r t e r e n a f o.

Diefe Proben werden hinreichend feyn, das Verdienft des Satirikers zu würdigen. Er zeigt weder Phantafie noch Witz, fondern nur ein gutes Gedächtnifs. Man geniefst nicht einmal das Vergnügen, neue Sitten in römifchem Stil und Geift befchrieben zu fehn. An eben der Stelle, wo er von Mönchen und Nonnen fpricht, redet er von den Altären der Juno, an denen die Ehen gefchloffen werden follen. Den Adel bezeichnet er mit den Juvenalfchen Verfen *quid profunt veteres fumofa per atria cerae aut atavi et proavi ftantes in curribus altis.* — Die Ueberfetzung ift in reimfreyen Jamben, und nicht ohne eine gewiffe Laune. Hin und wieder dient fie dem Original zum Commentar, obfchon die Erklärung nicht immer ganz richtig ausfällt; z. B. in einer der angeführten Stellen:

In mentre riarla
Inettamente, in mentre Aufidio, tefo
L'elaftico polmon, r o m p e l e p a n c h e
c o l p i c c h i a r c r e b r o d e l l e p a l m e, *afcolta.*
Ippia placidamente il furibondo. —

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 9. Julius 1794.

LITERARGESCHICHTE.

Hamburg, b. Bohn: *Joannis Alberti Fabricii*, Theolog. D. et Prof. publ. Hamburg., *Bibliotheca graeca* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension

Nichts aber geht über Hn. H. über die Maafsen schlechte Schreibart und den manchmal ganz unverständlichen lateinischen Ausdruck. Wir haben uns aber fest vorgenommen, (und wir hoffen, dafs uns niemand von diesem Vorsatz abbringen wird) aus einer *unzähligen* Menge mit dem Obelus bezeichneter Stellen *keine* zu geben. Hr. H. kann sich, wenn er Fleifs und Sorgfalt anwendet, noch dankenswerthe Verdienste um dieses Werk machen, und es ist uns daran gelegen, eine so erfreuliche Aussicht nicht durch ein unzeitiges Ridicule, *das sich Hr. H. selbst am besten ersparen kann*, zu stürzen. Indefs wird und *mufs* jeder eingestehen, dafs der Mann, der *ein solches Hauptbuch* für *uns* und die *Nachwelt* zu bearbeiten unternimmt, zu den übrigen guten Eigenschaften des Fleifses, der Treue, der guten und richtigen Auswahl, der zweckmäfsigen Bereicherung u. f. w. auch das Verdienst der bestimmten, richtigen, adäquaten Schreibart, der Präcision im Ausdrucke, mit einem Wort, des gebildeten, reinen, lateinischen Stils hinzuthun müsse, wodurch sich *Fabricius* so sehr zu seinem Vortheil auszeichnet.

Was die Anordnung und Einpassung der Zusätze betrifft, wollen wir noch dieses anmerken. Bisweilen sind kleine Anmerkungen entweder durch ein verzeihliches Versehen des Hn. H., oder durch eine Unachtsamkeit des Setzers an unrechte Stellen gekommen, wo sie Misverständnisse verursachen. So gehören z. B. S. 439. §. XXIX. die Worte: *„additus quoque Politi Eustathio“* nicht zu dem Index des Ascanius Persius; sondern zu dem Index des Wolfg. Seber. Uebrigens kann hier noch erinnert werden, was Hr. H. nicht gesagt hat, dafs der Abdruck des Seberschen Index in der Ausgabe des Politus oft vitiös abgedruckt ist, und besonders die Bezeichnungen der Bücher durch die griechischen Buchstaben bisweilen ausgelassen sind, welches das Auffschlagen erschwert. Man vergleiche den Artikel: *κυανοπρώροιο* in der Ausgabe des Politus. Alles und jedes immer zur rechten Zeit und am rechten Orte zu sagen, ist freylich eine nicht absolut zu erfüllende Foderung. S. 414. mm) ist das Homerische Exemplar in der Bibl. zu Paris, das Guil. Budaeus mit seinen kritischen Noten bereichert, die Florentina 1488; folglich ist hier und S. 390. Note k) *einerley* Sache *zweymal*, und zwar S. 390. *so* gesagt, dafs der Leser in Versuchung kömmt, die Zusätze der in der letzten Stelle bemerkten Ausgabe vor Alemanni Arbeit (§. VII.) zu halten. Man sehe die deutsche Uebers. der Abh. der Akademie der Wiss. Band III. S. 457. — Die S. 387. Note c) befindliche Anmerkung hätte ihren Platz besser S. 419. im Text bey der Barnesischen Ausg. gefunden. Manchmal hat auch Fabricius durch einen nicht ganz am rechten Orte gemachten Zusatz Hn. H. verleitet ein gleiches zu thun; so scheint uns S. 194. Note f) die Nachricht von der griechischen Schrift: *„de Ulyssis erroribus“* eigentlich auch S. 406. Note ee) zu gehören, wo daher eine unnöthige Wiederholung gemacht worden ist. Dagegen hat aber auch Hr. H. Zusätze und Anmerkungen, die Fabricius an unrechten Orten angebracht, schicklicher eingereiht, wie z. B., vieler andern zu geschweigen, Lib. II. cap. X. §. XLVII. p. 701. Note zz) vom Nilus Asceta; wo wir doch der Meynung sind, dafs, *was seine Sententias betrifft*, in Lib. II. cap. XI. §. VIII. *unter den Gnomikern* hätte gelassen werden sollen. Statt: *„Hic revocabo“* wird es wohl geheifsen haben *Huc* r.?

Neue Vermehrungen, die Hr. H. so sehr zu wünschen scheint, kleine Berichtigungen, Anmerkungen und Zweifel über einzelne Stellen könnten wir nun freylich, ungeachtet des fast alles erschöpfenden Fleifses des Herausgebers, noch eine schöne Summe beybringen. Wir schränken uns aber, mit Ausschliefsung aller derer, die zu ausführlichen Disquisitionen erwachsen würden, *hier* nur auf kurze literarische, bibliographische und philologische Data ein, die sich mit zwey Worten sagen lassen und doch Hn. H. und andern nicht unwillkommen seyn dürften.

Lib. I. cap. II. §. VIII. p. 12. Note cc) vom Abaris, hätte noch Zapfens nicht zu verachtende *Diss. de Abaride*, Lips. 1706 angeführt werden können.

Lib. I. cap. VII. §. IV. p. 55. mufs die französische Uebersetzung des *Poemander: „Le Pimandre“* etc. Bordeaux 1579 den Beysatz fol. haben. Wir finden sie auch in den Bibliographieen mit der Jahrzahl 1574; halten aber dieses Datum für irrig. Mit der italienischen Uebersetzung von Benci, 1548 hat es ihre Richtigkeit: Rec. hat sie selbst vor sich.

Lib. I. cap. XXI. S. 183. Note c) ist die Meynung des *Phasianinus* über die Ursache des Verlusts der wahren Bücher des *Paläphatus* etwas undeutlich und unbestimmt vorgetragen, man habe sie unterdrückt, um den griechischen Cultus nicht lächerlich, und die Geheimnisse desselben nicht zu bekannt werden zu lassen.

Lib. I. cap. XXII. §. II. p. 193. Note b). Eine Stelle in dieses Heraclides oder Heraclitus Homerischen Allegorieen, wo der Vers Odyss. V, 121. oder der sogenannte *Raptus Aurorae*, allegorisch gedeutet ist, erläutert *Wernsdorfs*

dorfs Commentatio: Allegoria Homerica, Raptus Aurorae, explicata etc. in *Stoschens Museo critico* Vol. I. fasc. 3. p. 286 — 358.

Lib. I. cap. XXV. §. VI. p. 212. Note i). Will Rec. anmerken, dass *drey* Exemplare von des *Rigaltii* Ἱερακοσόφιον, die er vor sich hat, insgesammt das Druckjahr: 1612 haben; daher Hr. H. Fabricius Angabe: 1619 nicht mit Unrecht zu bezweifeln scheint. Des *Rivinus* Κυνοσόφιον aber (Lipf. 1654.) kennen wir nur in der Quartform.

Lib. I. cap. XXIX. §. II. p. 229. wo diejenigen vom *Fabricius* widerlegt sind, die *im Homer* (!) Spuren der Nachahmung der Sibyllischen Verse gefunden haben wollten, hätte noch füglich auf folgende, gerade das Gegentheil erhärtende Schrift verwiesen seyn können: *Joannis Floderi Diss. indi ans vestigia poeseos Homericae et Hesiodeae in oraculis Sibyllinis*, wie sie in *Stoschens* schon angeführtem *Museo* Vol. I. fasc. I. pag. 16 — 47. vorliegt. Ob gleich dieser Floder die Sache nicht erschöpft hat.

Lib. J. cap. XXXVI. §. VIII. p. 311. Zu den Ausgaben und Uebersetzungen des Pseudo-Zoroaster, die sowohl Hr. H. als Hr. Prof. Jäger bemerkt haben, kann Rec. noch eine der ungekanntesten und seltensten hinzuthun, von dem zu seiner Zeit berühmten französischen Poeten aus der Gelehrtenfamilie *Habert: Les divins Oracles de Zoroastre, ancien philosophe, interpretés en rime françoise par François Habert*, nebst andern kleinen dichterischen Aufsätzen des Vfs. *Paris*, bey *Philipp Danfrie*, 1558 in 8.

Lib. I. cap. XXXVI. §. IX. p. 313. hätte bey den griechischen Oraculis Zoroastri noch bemerkt werden können, dass, unter andern, *Stanley* in dem *Commentario zum Aeschylus* sie theils erläutert, theils auch den Text verbessert habe.

Lib. II. cap. I. §. I. p. 318. ist der vollständige Titel von *Lami's* angeführtem Buche: *Saggio delle Delizie dei Dotti e degli Eruditi. Opera postuma del Dottor Giovanni Lami, risguardante le vite e gli scritti dei due primi grandi Uomini dell' antichità, Esiodo ed Omero: publicato, aumentato e corredato di Annotazioni da Giuseppe Ricci.* Fiorenza, 1775. Num. I. 96 S. in 4.

Ibid. p. 332. oben. Ob man die, bey und von den Alten mit so vieler Zuversichtlichkeit vorgetragene Nachricht von den durch den Gesetzgeber Lycurg erhaltenen Homerischen Büchern *schlechthin*, wie hier Hr. H. thut; *vagam famam* nennen, und ihr alle Glaubwürdigkeit absprechen können, möchten wir doch noch zweifeln. Auch *Heraclides Ponticus*, auf den sich Hr. H. nicht bezogen hat, in den Fragmenten *de Politiis*, pag. 11. edit. Oragii 4t. versichert vom Lycurg: ὅτι τὴν Ὁμήρου ποίησιν παρὰ τῶν ἀπογόνων Κρεωφύλου λαβὼν, πρῶτος διεκόμισεν εἰς Πελοπόννησον Und im Plutarch wird, denken wir, gar gesagt: Ὁμήρῳ κατ' ὄψιν ἐντυχεῖν. Doch diess wird alles besser Hr. Heyne oder Hr. Wolf ausmachen.

Lib. II. cap. II. §. XXIV. Num. 6. p. 374. bey der Εἰρεσιώνη, wird nun Hr. H. das fleissige und gründliche Scriptum des Hn. *Ilgen* nicht übersehen.

Ibid. S. 380. 81. ist das Verzeichniss der Namen cyclischer und heroischer Dichter ausser Homer sehr dankenswerth; wir zweifeln jedoch, dass alle hier namhaft gemachten συναγωγαι u. s. w. *wirkliche Gedichte* gewesen.

Ibid. S. 382. Zu den Nachweisungen über die: Κύπρια ἔπη kann noch Perizon. ad Aelian. V. H. IX, 15. hinzugefügt werden.

Lib. II. cap. III. §. XVIII. p. 427 sqq. Unter den metrischen Uebersetzungen, Metaphrasen, Nachahmungen Homerischer Bücher, die übrigens mit ungemeinem Fleisse gesammelt sind, geben wir noch folgender, unstreitig der ungekanntesten aller, eine Stelle: *Coriolani Martirani, Cosentini, Episc. Sancti Marci, Tragoediae VIII* etc. *Comoediae II.* etc. *Odysseae Libri XII. Batrachomyomachia et Argonauticon. Curis Martii Martirani. Neapoli, apud Janum Mariam Simonettam, Cremonensem*, 1556. 8.

Ibid. p. 428. *Angeli Politiani* Uebers. des Homer erstreckte sich, einem guten Gewährsmanne, dem *Jacobo Philip Bergamensi in Supplemento Supplementi Chronicarum* p. 435. zufolge, nur auf die 6 ersten Bücher der Iliade, Politian erwarb sich damit die Ehre, der *adolescentulus Homericus* bey den gelehrten Italienern zu heissen. Politian. der Mann, nannte es aber doch nur ein: „*ausum temerarium!* Dass *Franc. Hesselius* diese Arbeit in der Handschrift besessen, ist ein unverbürgtes Gerücht.

Ibid. §. XXVII. p. 439. oben ist noch des *Jan Kochanowski*, des Vaters der polnischen Dichter, *Monomachia Parysowa z Menelausem* (Zweykampf des Paris und Menelaus) hinzuzuthun, von welchem Versuch die *Listy i rożne Pisma* (Briefe und vermischte Schriften) des Fürstbischofs von Ermeland, Krasicki, S. 78 ff. nachzusehen sind. Den Anfang zu einer neuen Uebersetzung des Hn. Prof. Dmochowski haben wir A. L. Z. 1792. N. 173. angezeigt; noch ist keine Fortsetzung davon erschiennen.

Lib. II. cap. X. §. XLVII. p. 701. Note zz). Von den *Sententiis* des *Nilus* können wir noch eine ältere metrische Uebersetzung, als die vom Fabricius namhaft gemachte durch Anton Meier. Cameraci 1561, 4. angeben. Sie ist von dem gelehrten Graubündtner Arzte, *Michael Toxites* und ihr voller Titel folgender: *Sententiae Nili, Episcopi et Martyris, carmine expressae per Micaelum Toxiten, Rhoeticum*, Anno M. D. XLIII, und am Ende: *Argentorati, apud Cratonem Mylium*, Anno M. D. XLIII, mense Augusto, 8.

Ibid. §. XLIX. p. 702. Bey den griechischen *Epistolis Theophylacti*, obgleich Hr. H. die vollständigere Nachricht davon für Lib. V. cap. 5. verspart, wollen wir doch bemerken, dass eine, aus einem *Codice Leidensi* des Isaac Vossius von Peter Bondam abgeschriebene, kritische Collection in Stoschens *Museo Critico* Vol. I. fasc. I. von S. 8 — 15. aufbehalten ist, die eine Anzeige verdient.

Lib. II. cap. XI. §. XIII. p. 748. Sollte von *Radulph Winterton's Poetis graecis minoribus*, wirklich eine Ausgabe vom J. 1628, wie hier aufgeführt ist, vorhanden seyn?

Ibid. p. 749. Zwischen §. XIII und XIV. hätte noch eine andere, in England veranstaltete, Sammlung der Gnomiker besonders erwähnt werden konnen, die mit der

der Wintertonischen *ächten* einerley Titel, aber nicht einerley Werth Inhalt noch Einrichtung hat. Wir bemerken diess um so viel lieber, da auch Hr. H., der sie S. 604. beym *Hesiodus* anführt, sie vor einem vollständigen Abdruck der *ächten* Wintertonischen Sammlung, von der sie eigentlich zu reden, nur die erste Abtheilung enthalt, gehalten zu haben scheint: *Poetae Minores Graeci, et emendati: Scilicet Hesiodus, Theocritus, Moschus, Bion, Musaeus, Theognis, Phocylides, Pythagoras, cum vocum difficilior. explicatione grammatica — in usum Scholarum.* Londini, M.DCC.XXXIX. Von Radulph Wintertons *Observationibus in Hesiodum* ist aber keine Spur in ihr!

Lib. II. cap. XIII. p. 886. hätte, etwa bey Note uu), noch der von Paul Ernst Jablonski mit einer Königsberger Handschrift angestellten kritischen Collation der *Διαλέξεων ἀνωνύμων* in den Opusculis des Gale gedacht werden können, die gleichfalls Stosch a. a. O. Vol. I. fasc. I. S. 1 — 7. aufgenommen hat. —

So weit waren wir in der Anzeige dieses wichtigen und jedem gründlichen Humanisten unentbehrlichen Werks gekommen, als wir den *dritten Band* desselben vom J. 1793 noch nicht über den Liber III. fortgerückt sahen. Da nun eines Theils der erstaunliche Vorrath bis zum *Stobaeus, Tzetzes, Euthymius Zigabenus*, Gemisthus Pletho und Glycas herab; die mannichfaltigen, und auf eine geschickte Hand des Sammlers wartenden vortrefflichen, gelehrten und brauchbaren Bemerkungen eines Bentley, Hemsterhuys, Valckenaer, Ruhnken, Wyttenbach, Brunk, Schweighäuser, Koen etc., eines Heyne, Reiz, Wolf, Schneider, Voss, Matthäi, Schütz, Villoison, de Rossi, Burghess, Beck, Heeren, eines Buhle, Jacobs, Mitscherlich, Tychsen, Zeune, Bauer, Irmisch, Fischer, Alter u. s. w.; die Aufsammlung des ungeheuer grossen bibliographischen und handschriftlichen Vorraths; die vielen noch übrigen biographischen, historischen und literarischen Discussionen; die vielen aus den kritischen Observationsbüchern und Erläuterungsschriften anzuzeigenden, und, wenn auch in gedrängten Anmerkungen, vorzutragenden Nachträge, Berichtigungen und Zusätze; da dieser ganze reichhaltige Stoff, wenn man auch nicht den *in bibliographischer Hinsicht von dem Herausg. beträchtlich erweiterten Plan* mit in Anschlag nimmt, den die jetzt so stark und fast zu stark betriebene Bibliographie noch sehr erweitern dürfte, ein noch so mächtig grosses Stück Arbeit voraus berechnen lässt; andern Theils aber auch ein menschliches Lebensziel nicht aus der Acht zu lassen, und bey dem allen eine zu grosse Uebereilung bey der Ausarbeitung des Ganzen doch eben so wenig zu wünschen ist: so scheint freylich bey mehrern eine nicht ungerechte Besorgniss wegen der zu grossen Ausdehnung, oder der Vollendung dieses Werks entstanden zu seyn. In Ansehung des erstern vermindert sich jedoch derselbe um vieles schon dadurch, dass eine grosse Menge gelehrter Allotria, z. B. die: „*Indices Conciliorum et Episcopor. Orbis Christiani*," die: „*Mantissa de recentibus Hist. eccl. Scriptoribus*," der „*Catalogus* von 442 *Scriptoribus pro veritate relig. christ.*" im VII. B., vielleicht auch die erstaunlich weitläuftigen Excerpte aus den: *Tomis Conciliorum* im XI. Bande, sogar Ankündigungen, wie die von Pfaffs deutscher Conciliensammlung p. 129 — 159, die ja jeder, wer sie braucht, in der alten Ausgabe unverloren hat, für den neuen Abdruck wegfallen werden. Ein gleiches wird denn auch mit mehrern *Ineditis graecis*, die es *jetzt* nicht mehr sind, geschehen, als den 4 Libanischen Reden im VII. B., woher die vom Fabricius ihnen untergelegten Anmerkungen schon in dem I. Bande des neuen Werks gehörigen Orts, wie S. 623. o) eingebracht sind, oder der weitläuftigen: „*Notitia Caerimonialis Constantinop.*" im VI. B. u. s. w. Wahrscheinlich fallen auch mehrere, vom Fabricius um der Seltenheit, nicht immer um der Güte willen aufgenommene, Tractate weg. Doch wünschen wir dieses nicht von allen. *Renaudots Tractat* z. B. aus Vol. XII, 246. *de barbaricis Aristotelis librorum versionibus*, wünschen wir beybehalten. Für die Weglassung der brauchbaren und seltenen Obss. des *Allatius* geben wir unsere Stimme auch nicht. Was wirkliche Anecdota, oder auch nur *sehr selten zu habende griechische* Abdrücke sind, sollte beybehalten werden. Nicht ganz recht scheint uns daher Hr. H. im I. B. S. 16. des *Marcellus Sidetes* Gedicht *de piscibus* aufgegeben zu haben, obgleich Hr. Schneider besser und correcter edirt. Liefert Hr. H., wie er Hoffnung macht, dieses und andre Anecdota noch in einem Anhangbande, so wird er, ausser der Vol. XIII. p. 317. befindlichen poetischen Uebersetzung des M. Sidetes durch Morellus noch auf die schätzbaren Erläuterungen Rücksicht nehmen, die Hr. Pr. Schneider jenem, für Freunde der Naturkunde der Alten nicht unmerkwürdigen, Ueberbleibsel in seinem erläuterten *Artedi* (*Synonymia piscium gr. et lat.*) an mehrern Orten hat angedeihen lassen. In diesem Anhangsbande verdiente auch z. B. das in den Fabricischen *Delectu argumentorum* S. 1 — 22. edirte *Prooemium Eusebii* vor der *Demonstratio Evangelica*, die *Epistolae Juliani* in der *Lux Salutaris Evangelii* p. 316 sqq., und vielleicht noch andere Anecdota eine Stelle. Beynahe möchten wir auch solche Schriften, wie *Carpzovii Specimen Eunapii edendi*, *Hebenstreit Specimen Aretaei*, *Gasperii Animadv. in Xenophontis Ephesiaca* u. dgl. wenn sie gut und nicht zu haben sind, dahin rechnen.

(Der Beschluss folgt.)

PAEDAGOGIK.

WEISSENFELS u. LEIPZIG, b. Severin: *Archiv der Erziehungskunde für Deutschland.* III. Bändchen. 1793. 232 S. 8.

Die Vff. dieser interessanten Zeitschrift zeichnen sich durch den philosophischen Geist aus, mit welchem sie sich ihres Gegenstandes bemächtigt haben, und durch die bisher noch nicht im Ganzen versuchte Bearbeitung der Erziehungskunde nach Principien der kritischen Philosophie. Wenn sie dieses einerseits aus der Classe der empirischen Pädagogiker heraushebt: so sieht man doch andrerseits aus ihren praktischen Aufsätzen, dass sie bereits

reits einen Stoff zu pädagogischen Erfahrungen gesammelt haben, dem nur hie und da noch die Reife und die Läuterung der Jahre zu fehlen scheint. Daher erklären wir uns den raschen, eingreifenden, schneidenden Ton; daher die zuweilen wohl übertriebne Härte gegen die alte Erziehungsweise; daher die Freygebigkeit an Reformations- oder gar pädagogischen Revolutionsvorschlägen; daher endlich die sanguinischen Hoffnungen, welche sich die Vff. bey den Gedanken, dass ihre Plane durchgesetzt werden möchten, erlauben. Der Moderantismus, den wir den Vf. wünschen, wird sich aber gewiss einstellen, wenn sie fortfahren, mit unbefangnem und von selbstischen Absichten freyem Geiste ihren Gegenstand historisch und philosophisch zu betrachten und in der Laufbahn praktischer Erzieher und Schullehrer bleiben.

Sehr friedliebende Gesinnungen äussert der Vf. des I. Aufsatzes: *Wie kann Deutschland für (vor) Rebellion bewahret werden?* Das Hauptmittel, von dem sich der Vf. so viel verspricht, setzen wir hieher, um an Einem Beyspiele das im Eingange gefällte Urtheil zu rechtfertigen: „Regenten! lasset das Volk seine bürgerlichen Verhältnisse kennen lernen, damit es solche verehre und euch als Schutzengel der bürgerlichen Ordnung und Glückseligkeit aus deutlicher Einsicht verehren lerne. Errichtet ein Collegium der Volkserziehung, oder verwandelt vielmehr in dieses die Consistorien. Besetzt es mit Männern, welche die Kunst der Menschenerziehung verstehen, und euer Volk zu jener Einsicht leiten, die willigen und vernünftigen Gehorsam der Gesetze erzeugt. Die herrschende Vernunft (wenn das nur nicht eine privilegirte wird, wie die herrschende Religion!) wird alsdann Euern Thron befestigen, und Eure Staaten in die glücklichsten verwandeln. Euer Hof wird dann bald nicht mehr der Kampfplatz des Eigennutzes und der Eitelkeit seyn. Er wird sich verwandeln in das Bild der edelsten Familie im Lande. Ihr werdet von den Ketten der Etiquette erlöset werden, in welchen der Eigennutz eines Standes euch gefangen hält. Die Politik, welche bis jetzt Gott im Himmel ein Greuel war, wird mit der Tugend sich aussöhnen. Eure treueste Garde wird seyn die Liebe des Volkes, und Euer Gefolge die Segenswünsche zufriedener Unterthanen. So können die Fluthen der Rebellion nie Eure Staaten verwüsten!" — Nr. 2. Beschreibung der jetzigen Verfassung des königl. Pädagogiums zu Glaucha vor Halle. Eine ziemlich, doch noch nicht bis zur völligen Befriedigung, ins Einzelne gehende Schilderung dieses Instituts, um welches die Verdienste des jetzigen Vorstehers gebührend gepriesen werden. Die Bemerkung des unter den Zöglingen herrschenden Geistes, welcher freylich häufigem Wechsel unterworfen ist, und dessen, was wirklich geschieht, nicht bloss der Vorschrift und Theorie nach geschehen soll, gibt das treueste Gemälde von der Beschaffenheit einer solchen Anstalt. — Nr. 3. Revision des gesammten Unterrichts für Schulen und Erziehungsanstalten. Der in diesem Bande enthaltene Abschnitt dieser trefflich angelegten theoretischen Abhandlung begreift die intellectuelle Erziehung, und handelt daher 1) von der formalen, 2) materiellen Verstandesbildung, 3) der Pathologie des Verstandes. — Nr. 4 u. 5. Plan zur Nationalerziehung in Frankreich und Prüfung derselben. — Nr. 6. Aphorismen zur zweckmässigen Verbesserung der Universitäten, mit dem bedeutenden Motto: *Acheronta movebo!* Zur zweckmässigern Einrichtung des Studienwesens werden Seminarien, zur Beförderung der Sittlichkeit moralische Orden, zur Verbesserung der akademischen Polizey die Verwaltung derselben durch einen Rechtskundigen moralischen Mann, dem die Aeltesten jeder Landsmannschaft als Beysitzer zugegeben werden, vorgeschlagen. (Gegen die beiden letztern Vorschläge finden Einwendungen statt, die uns aber hier zu weit führen würden.) — Nr. 7. Prüfung eines Plans zur Festsetzung des Elementarsunterrichts in combinirten Bürger- und Gelehrtenschulen. — Nr. 8. Beyträge zur pädagogischen Erfahrungskunde. a) Die Geschichte der ersten körperlichen Erziehung von Salzmanns Enkelin ist der Aufmerksamkeit der Pädagogen und Aerzte gleich würdig. Ein Hufeland, der so viel Belehrendes über die erste physische Behandlung der Kinder gesagt und noch neulich sich gegen den Gebrauch des *kalten Bades* für kleine Kinder erklärt hat, möge den Ausspruch über diese heroische Erziehungsart thun! Das Urtheil des Herausg. des Archivs über die Leibesstärke des Kindes kann Rec. aus eigner Ansicht bestätigen. b) An Gott gerichtete Bekenntnisse eines Jünglings, welcher über häufige nächtliche Ergiessungen, die mit wollüstigen Träumen verbunden waren, und bey welchen seine Hand unwillkührlich geschäftig seyn mochte, in Melancholie verfiel und sich für einen Onanisten hielt.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Eisenach*, b. Wittekindt: *Der Sekretair, oder, das wird sich finden*, ein dramatischer Versuch in drey Aufzügen. 1789. 92 S. 8. — Die Kabalen eines Spielerklubs, den Sohn eines angesehenen und reichen Mannes nicht allein auszuplündern, sondern auch mit einer Abentheurerin zusammen zu kuppeln, und seine Schwester für einen aus dem Klub wegzufischen, machen eine, ganz gut geleitete, Intrigue in diesem Stück aus, die noch mehr gefallen würde, wenn zur Entwicklung derselben nicht ein so armseliges Hülfsmittel, wie das Horchen, gebraucht worden wäre. Die Belohnung der edlen Gesinnungen des bürgerlichen Secretärs mit der Hand des Fräuleins, die er liebt, und seine vollkommne Rechtfertigung gegen alle, zum Theil scheinbare, Verläumdungen würde den Ausgang des Schauspiels noch interessanter machen, wenn sie nicht auch zugleich dadurch mit befördert würde, dass es sich am Ende entdeckt, sein Vater sey General und Edelmann. In den Rollen des Liebenden ist viel Zärtlichkeit; in den übrigen ist der Dialog oft nur zu flüchtig bearbeitet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 9. Julius 1794.

LITERARGESCHICHTE.

HAMBURG, b. Bohn: *Joannis Alberti Fabricii*, Theolog. D. et Prof. publ. Hamburg., *Bibliotheca Graeca* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

In Absicht des für *nützliche* und *nöthige* Dinge zu gewinnenden Raums also thun wir zum Schlusse noch folgende, leicht ausführbare, Vorschläge. 1) Nichts, was schon gehörigen Orts gesagt ist, darf an einem andern noch einmal gesagt werden; S. 718. hat Hr. H. von Brunks Ἠθικὴ Ποίησις, in 20 Zeilen, *quantum satis*, gehandelt, und gleichwohl wiederholt er S. 749 in einem und demselben Kapitel fast mit gleichen Worten, in eben so viel Zeilen *dasselbe* S. 137. die Literarnotiz von den Σιβυλλικοὶ χρησμοὶ gehört nicht hieher, sondern muss auf S. 259., wo Freytag also unnöthig wiederholt ist. 2) Was schon ein Mitarbeiter bestimmter und gut gesagt hat, oder wovon vorauszusetzen ist, dass er es bestimmter sagen wird, braucht nicht zweymal gesagt zu seyn. So S. 303. Note r) von der Themis, da *Richter* zu II, 14. ausführlicher davon sprechen musste; 3) die genauere Beschreibung der Ausgaben, besonders der kritischwichtigen, Originale und seltenen Ausgaben ist beyzubehalten, lässt sich aber, ohne Nachtheil der Sachen, viel kürzer fassen. Man vergleiche S. 188 – 191. über die Ausgabe des Paläphatus, S. 258. das *hier* unnütze Glaubensbekenntniss des Betulejus bey seiner Ausgabe der Carminum Sibyll., S. 130, 131. beym Musaeus, S. 606 u. 608. bey Hesiodus Robinsoni und Wolfii u. s. w.; 4) Bibliographische Anzeigen von Ausgaben, die der Bibl. Gr. *nichts* angehen, fallen ganz weg; so z. B. S. 23. das Verzeichniss seltener Originaldrucke vom Dares, S. 429. vom Pindarus Thebanus, die in eine Bibl. Latinam gehören; 5) Viele nichtsbedeutende Anmerkungen von Heumann können ungedruckt bleiben, wenn für die Literatur kein Gewinn davon zu erwarten, dergleichen hier z. B. S. 3. Note k), S. 65. l), S. 82. d), S. 99. m), S. 175. f) vergl. S. 171. oben, wo die Sache schon gesagt war; S. 262. i) und gewiss noch anderwärts viele andere vorkommen. Ueberhaupt hätte dieser Heumann, um seiner höchst unbedeutenden Beyträge willen, gar keine so ausgezeichnete Distinction auf dem Titel, und vielmehr die schätzbaren Mitarbeiter, statt sie unter dem: „*Variorum*" zu verstecken, hätten dergleichen verdient; 6) Alle unnütze, nicht zur Sache gehörige, sonst leicht zu habende, blos compilatorisch gesammelte Zusätze fallen weg. Dergleichen wären hier S. 91. Note f) die Nachweisung über die *Scriptores de horologiis*; S. 93. §. XII. die Nachweisung derer, die *de alea* geschrieben; S. 95. b) kann jeder in Vellejus selbst nachlesen; S. 98. k) die Verweisung auf Rothens *Diss. de Osiride*; da sie, Hn. H. zufolge: „*tenuis*" (unbedeutend?) ist, wozu steht das Citat hier? S. 109. in der Note l) von den Worten: „*At enim antiquitatem — Harl.*; S. 111. in der Note vom Linus sind viele unnöthige Dinge; S. 135. d) das Citat von Vollborths *Diss. de Olympo*. S. 138 p) gehört in einen Potter, aber nicht hieher; so auch die ganze lange Note r) enthält triviale, nicht hieher gehörige, Dinge; des Baldi schlechte, übrigens auch lateinisch vorhandene, Schrift war keiner Anführung werth. S. 153 bis 155. in der langen Note von den orphischen Mysterien konnte vieles gar weg, alles aber kürzer gefasst seyn, da es mehr in eine Archäologie gehört. S. 197. Note p) ist ganz zweckwidrig hieher gestellt, gehört in eine Bibliotheca historica. — Hieraus schon lässt sich zur Genüge ersehen, *welcherley* Zusätze jeder Zweckmäsigkeit und Kürze liebende Leser gewiss mit uns in der Folge wegwünscht; 7) In Ansehung der historischen, chronologischen Erörterungen über das Leben und Zeitalter der Vff. kann vieles kürzer und überschaulicher gefasst seyn; 8) Auf Bücher, die jeder ohnehin über dergleichen Gegenstände zu Rathe zieht, werde nur im Fall ganz besonderer Erläuterungen und eigener Meynungen verwiesen, so auf Saxe, Hamberger etc.; Alle, der Länge nach und wörtlich, aus Büchern, die gewiss jedem Besitzer der Bibl. gr. zugänglich sind, abgeschriebene Stellen bleiben weg; wozu dient z. B. die S. 9. fast 36 Zeilen einnehmende Note aus Corsini, die Hr. Krohn abgeschrieben? Die unbedeutende Sache, die Corsini darin vorträgt, konnte in 3, 4 Zeilen gesagt seyn. 10) Man weiss, dass die Editt. principes oft mehrere Schriftsteller in einem Bande befassen, und auf den Titeln alle namhaft machen; diese weitschweifigen Titel nun bey jedem individuellen Schriftsteller, wo die Editio princeps angeführt wird, ganz, oder auch nur dem grösseren Theile nach, abzuschreiben, ist Verschwendung des Raums. Die *Aldina* des *Aesopus* enthielt auch den *Phurnutus*, *Palaephatus*, *Heraclides Ponticus*, *Horus* u. s. w.; da ihr weitläuftiger Titel S. 641. bey Aesop, *wie billig*, in extenso angeführt wird: so konnte er S. 188 bey Paläphatus, S. 101. bey Horus kürzer gefasst seyn; bey den alten deutschen Uebersetzungen der Klassiker ist derselbe Fall. Vergl. S. 104., welchen Titel wir beym Diodor Sic. nun nicht

nicht mehr nach der Breite nöthig haben; 11) Alle Büchertitel, bey deren Abkürzungen man nicht irren kann, vertragen noch gröfsere Abkürzung, als hier beobachtet ist; z. B. *Banier* (Erläuterung der) *Götterlehre* (von Fabeln); *Heyne* ad Apollod. statt: *Heyne ad Apollodori Bibliothec. Bayle V.* Da und da, statt: „*Vid. Clariſſi. Baylii Dictionarium Hiſtorico-critic.*,“ *Gatterer Weltgeſchichte* (in ihrem ganzen Umfange) und fo in unzähligen Stellen, wo Worte, wie die eingefchloffenen, füglich weg feyn können? 12) Citationen, wie: „Bailly Gefchichte der alten Sternkunde“ (NB. deutfch citirt, und doch hinzugefetzt:) „*Verſionis germanicae*,“ Blackwall, über Homers Leben und Schriften *ex interpretatione Voſſii theotiſca*, Caylus Sammlung von ägytifchen etc. Alterthümern, *verſionis theotiſcae* find ohne Noth weitfchweifig. 13) Auch unbekanntere Büchertitel laffen fich, ohne undeutlich zu werden, kürzer faffen, als z. B. *Cf. Pontederae Antiq. gr. et lat. epiſt.* 30 p. 283., nicht wie z. B. S. 91.: „Denique conferantur *Julii Pontederae Antiqitt. latinarum graecarumque enarrationes atque emendationes, praecipue ad veteris anni rationem attinentes, epiſtolis LXVIII comprehenſae*, Patavii, 1740, in primis epift. XXX. pag. 283.“ Solche Titel gehören in die *Bibliographien*, nicht in ein wiffenfchaftliches Werk, wo man fich der Citate als Beweife bedient; 14) Bey Büchern, von denen nur eine Auflage exiftirt, ift Nennung des Jahrs und Druckorts u. f. w. unnöthig. Alfo Schurzfleifch Notit. biblioth. Vinar., nicht: „*Notitia bibliothecae Vinar.*, *Jenae*, 1715. 4. 15) Die Beftimmungen der Ausgaben, nach welchen man citirt, können kürzer feyn, als folgende: „*Plato, ſecundum editionem Bipontinam*, Vol. IV. p. 223.“ (Plato IV. 223. ed. Bip.); 16) Vornamen, wo keine Verwechfelung der Perfonen ftatt hat, als *Eduardus* Corfinus, *Leonardus* Cozzandus, *Laurentius* Craffus fallen weg; 17) Unnöthige Amts- und Ehrennamen, als Majus, *Profeſſor quondam Gieſſenſis*, Matthaei, *quondam Profeſſor humanarum literarum* in Univerfitate Mofquenfi, p. t. profeffor linguae graecae in Univerfitate Wittenbergenfi, wie S. 399. zu lefen ift, ob es gleich fchon S. 345. gemeldet war; desgleichen; 18) Nicht weniger alle unnöthige Courtoifieen, formulae honoris u. f. w., als: „fcripfit *doctam acutamque* Commentationem, Jablonski *in libro alioqui doctiſſimo*, vide, quae *doctiſſime, curate, elegantiſſimeque ſcripſit* Ruhnkenius, denn wie kann *der* anders fchreiben! 19) Das ewige, und immerwiederkehrende: „*Noſter*, poeta *noſter*, auctor noster, fogar carmen *noſtrum*, hymnum *noſtrum* u. f. w. 20) Alle unnütze Beftreitungen, die man hier nicht fucht, wie S. 97. Note e) wider Hn. Wolf von den Winden; endlich 21) alle weitausgeholte Formeln aller und jeder Art, z. B.: „*Reliqua ipſe, cui volupe erit, leget feretque judicium*, oder bey Dunkelheiten: „*At quis in tantis tenebris veram(!) lucem poteſt cernere, Tyrwhitt ſtatim ab initio de aetate, qua probabiliter vixerit Babrius, acute diſſerit, colligit igitur Babrium bonorum aetate ſcriptorum floruiſſe* (S. 629.), wo von „*ſtatim*“ bis: „*diſſerit*“ lauter überflüffige Worte ftehen, oder S. 91. Note f): „*In novem capitibus* probatum ivit etc. etc., und 7 Zeilen darauf: „quae omnia *capp. novem abſolvit, docteque et acute explanavit*,“ wo wieder 10 durchaus überflüffige Worte find. Durch Wegfchneidung folcher und ähnlicher Wafferzweige, die jeder Lefer nach Belieben *in ſehr groſser Menge* hier entdecken wird, könnte der Gärtner *beſſern Zweigen* überall Luft verfchaffen.

So hätte denn Rec. bey der Anzeige diefes Werks feine Pflicht als ein *ehrlicher*, aber *unpartheyiſcher*, und durchaus keinen pflichtwidrigen *reſpectum perſonarum* kennender Mann gethan. Die fchlechte Begegnung aber, womit Hr. H., in der Vorrede zum II Bande, die gleich freymüthige und gleich partheylofe Kritik eines feiner frühern eilfertigen Producte erwiedert, und die fürwahr weder dem Verftande, noch dem Herzen des Hn. H. Ehre bringt, auf die Abfaffung des *hier* abgefchriebenen Urtheils aber *ſchlechterdings* nicht den mindeften Einflufs gehabt hat, achtet er, der gar nicht *verborgen ſeyn* oder *agiren* will, keiner Beantwortung werth. Nur fo viel erklärt er zum Befchluffe, dafs er feinem alten Grundfatze, dem: „*Propria ſtudia verecunde, aliena callide*, trotz aller Verläumdung und hämifchen Anfeindung, fo lange Wiffenfchaften und Wahrheit ihm theuer feyn werden, als ein Mann von biederer Denkungsart treu verbleiben wird.

GESCHICHTE.

Strasburg, in d. akad. Buchh.: *Privatleben des Marſchalls von Richelieu*, das feine Liebfchaften und Ränke, und alles dasjenige enthält, was auf die verfchiedenen Rollen, die diefer berühmte Mann innerhalb mehr als achtzig Jahren fpielte, fich bezieht. Aus dem Französifchen nach der *zweyten* Ausgabe überfetzt, mit anfehnlichen Verbefferungen und Vermehrungen, auch Anmerkungen des Ueberfetzers. 1793. I B. XXXII. und 374 S.; II B. 440 S.; III B. 367 S. gr. 8. (4 Rthlr. 16 gr.)

Es ift irgendwo gefagt worden, dafs es literarifche Producte gebe, welchen das Schickfal eben fo hold fey, wie den fogenannten Sonntagskindern. Vielleicht ift auch diefe *Vie privee* des Marfchalls von Richelieu unter jene Günftlinge des Glücks zu rechnen, und daher das Phänomen zu erklären, dafs in einem Zeitraume von etwa 3 Jahren nicht nur zwey Ausgaben des Originals, fondern auch 3 deutfche Ueberfetzungen davon erfchienen find. Eine *zweyte* Ausgabe des Originals machte ja noch keine *dritte* Verdeutfchung nöthig; felbft in *dem* Falle nicht, wenn auch jene 2te Ausgabe wirklich die *anſehnlichen* Verbefferungen und Vermehrungen enthielte, die man auf dem Titel angekündigt findet. Es war ja fo leicht, diefe Verbefferungen und Vermehrungen, wenn fie erheblich befunden wurden, in irgend eine unferer zahlreichen Zeitfchriften, zum künftigen Gebrauche, niederzulegen; mufste aber deswegen das Ganze noch einmal überfetzt werden? Sollte jedes ausländifche Werk, zumal von mehrern Bänden, das wir fchon in unferer Sprache befitzen, blofs einiger Anekdoten

doten wegen, die eine 2te Ausgabe des Originals liefert, von neuem überſetzt werden, welche koſtbare, und dennoch zwecklose, *multiplicatio entium!* Höchſtens bleibe eine ſolche doppelte, oder gar dreyfache Verdeutſchung, als ein Vorrecht, für ſolche Geiſteswerke aufgeſpart, die unläugbar einen Gewinn für unſre Literatur oder den Schatz des menſchlichen Wiſſens, überhaupt abwerfen, oder ſich durch ſchöne Form und Zuſammenſetzung des Ganzen auszeichnen. In dieſe Klaſſe aber wird ſelbſt der eifrigſte Lobpreiſer der *Vie privée* des Marſchalls *v. R.* ſie nicht erheben.

Doch ohne weiter zu unterſuchen, *ob* die vorliegende Ueberſetzung hätte geliefert werden *ſollen*, nur noch ein Wort darüber, *wie* ſie geliefert worden *iſt!* Ohne unbillig zu ſeyn, kann man *viel* verlangen, da ſchon vorher *nicht wenig* geleiſtet worden war: und doch läſst gleich der Titel ſchon vermuthen, daſs man von dieſer Foderung etwas werde nachlaſſen müſſen. *Ränke*, ſtatt Intriguen, iſt ſchwerlich der Ausdruck, der *hieher* paſst. Ränke ſind Intriguen, aber nicht alle Intriguen ſind Ränke; und das iſt *hier* der Fall. Lieber behalte man den ausländiſchen Ausdruck, den ſchwerlich ein deutſcher völlig angemeſſen erſetzt, unverändert bey, als daſs man ſich, der Reinigkeit der Sprache zu gefallen, eines andern Ausdrucks, der nach dem Sprachgebrauch etwas Gehäſſiges andeutet, bedienen will, und ſich dadurch einer Ungerechtigkeit ſchuldig macht. Die beiden Beziehungswörter *das* und *die*, ſo nahe auf einander, verurſachen wenigſtens einen Uebelklang, wenn man auch davon abſieht, daſs vielleicht, einmal wenigſtens, *welches* dafür ſtehen ſollte. — Weiterhin, im *zweyten* Bande, findet man *Glücke* und *Unglücke*, wie man ſchon längſt zu ſchreiben aufgehört hat; und III. S. 228.: „ich „habe nun Zeit — Ihnen zu ſagen, daſs ich *bezaubert* „bin, daſs Sie nichts *davon trugen*,“ — wo der Ausdruck theils franzöſiſch, theils nicht gewählt genug zu ſeyn ſcheint. — Die beiden letzten Erinnerungen gelten eigentlich dem Ueberſetzer des *zweyten* und *dritten* Bandes, der die Fehler ſeines Vorgängers, von welchem bloſs die der *erſten* herrührt, laut eines der Vorrede beygefügten Verzeichniſſes, nicht nur gerügt, ſondern auch zu verbeſſern geſucht hat. Auch hier beſtätigt ſich alſo die Richtigkeit der Sprache: *„wir fehlen, insgeſammt, „nur jeder fehlet anders.“*

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Erfurt: Joan. Frider. Weiſsenbornii*, Med. Prof. p. o. Rei obſtetriciae in Provincia Erfordenſi et Noſocomii Obſtetricii Praefecti etc., *Obſervationes duae de Partu Caeſarea et quaeſtiones de praecipuis hujus operationis momentis.* 1792. 56 S. 4. — Hr. *W.* hat in einem Zeitraum von 14 Jahren zweymal todte Kinder durch den Kaiſerſchnitt aus der Mutter, das einemal von einer noch lebenden, das andremal von einer unentbunden verſtorbenen Perſon, genommen. Ob nun gleich die erſtere nach der Operation ſtarb, und beidemal alſo der ſonſt beym Kaiſerſchnitt beabſichtigte Zweck nicht erreicht wurde: ſo verdient doch die Bekanntmachung dieſer Fälle Dank, da es zur richtigen Beſtimmung des Werths dieſer Operation nothwendig iſt, ſo viel Fälle als möglich mit einander zu vergleichen, und zu erwägen, unter welchen Umſtänden die Operation für Mutter oder Kind, oder für beide zugleich, glücklich oder unglücklich ablief. Ganz richtig behauptet der Vf., daſs der glückliche Ausgang eines an einer lebenden Gebährerin verrichteten Kaiſerſchnitts unter die zufällig glücklichen Begebenheiten gehöre, die kein beſcheidener Geburtshelfer ſeiner Geſchicklichkeit allein beymeſſen werde. Gelang doch dieſe Operation, wie die Geſchichte lehrt, auch plumpen Händen und unwiſſenden Menſchen; gelang doch der Schnitt nach der Länge, in die Schräge und nach der Queer. Indeſſen bleibt es doch immer weit wahrſcheinlicher, daſs demjenigen der Schnitt gelingen werde, der alle chirurgiſchen und mediciniſchen Vorſichtsregeln dabey zu beobachten weiſs, als dem, welcher von dem einen oder von dem andern wenig oder nichts verſteht. Weil aber ſo viel vom Zufall als von der Geſchicklichkeit bey der Operation und Cur abhängt: ſo wird ſich hoffentlich kein Geburtshelfer nach dem Kaiſerſchnit ſehnen, doch auch nicht davor erzittern, wenn er nöthig iſt.

Die erſte Geſchichte iſt folgende: Eine 23 Jahr alte, kaum 4 Fuſs groſse, Italiänerin, wurde im 6ten Monat ihrer Schwangerſchaft, während der ſie vom Druck der Gebährmutter gegen die ungewöhnlich nahe Bruſthöle viel zu leiden hatte, in das Entbindungshaus zu Erfurt aufgenommon. Obgeich ihre Statur nichts Gutes für die Niederkunft erwarten lieſs, ſo wurde ſie doch erſt den 24ſten März 1788 beym Anfang der Wehen unterſucht, und die Conjugatá der oberen Beckenöffnung mittelſt eines Fingers, (auf welche Art iſt nicht angezeigt,) auf $2\frac{1}{2}$ Zoll geſchätzt. Weder hier noch bey den in der Folge angegebenen Meſſungen iſt der Maaſsſtab beſtimmt, und nirgends iſt eines Beckenmeſſers erwähnt. Den folgenden Tag, am 25ſten März, fühlte die Kreiſſende, bey fortdaurenden Wehen, unter viel Angſt und Unruhe, das Leben des Kindes ſchon nicht mehr. Den 26ſten floſſen die Waſſer ab; der vorliegende Kopf trat aber nicht ins Becken. Hr. W. ſchlug den Kaiſerſchnitt vor, die Gebährerin aber verweigerte ihn. Daher dachte Hr. W. am 27ſten März an Kopfbohren und Zerſtücken des Kindes; er fand aber Scheide und Beckenhöle für ſeine Hand zu eng. Schmerzen und Unruhe hielten unaufhörlich an. Opium wurde nicht gegeben. Durch die immer heftigeren Schmerzen und Qualen wurde die Kreiſſende endlich zur Einwilligung in den Kaiſerſchnitt gebracht. Hr. Dr. *Planer*, der zu Rath gezogen wurde, hielt den Kaiſerſchnitt auch für höchſt nothwendig und gut, ohne genaue Beſtimmung der Beckenweite mit einem Beckenmeſſer, und ohne Rückſicht, daſs die Waſſer ſchon 2 Tage abgelaufen waren, und die Mutter das Leben des Kindes ſchon 3 Tage nicht mehr gefühlt hatte. Hr. W. machte den 28ſten März Nachmittags den Schnitt auf der linken Seite des Bauchs, und bediente ſich dabey eines geraden, auf der Schneide convéxen, und in dem Heft unbiegſamen, wahrſcheinlich alſo des *Levretiſchen* Meſſers, 3 Zoll über und $1\frac{1}{2}$ Zoll neben dem Nabel machte er einen ungefähr *neun* Zoll langen (wenigſtens alſo um 2 Zoll zu langen) Schnitt durch Haut und Fett gegen das linke Schambein herab. Hier wurde er auf einmal durch hoch hervorſpringende Lymphe erſchreckt.

Er glaubte im ersten Augenblick, es sey Kindswasser, vermuthete aber nachher, dafs es aus einem Lymphatischen Gefäfs, (oder vielleicht aus einer Hydatis,) gekommen sey. Bauchmuskeln und Darmfell durchschnitt er besonders, indem er erst einen kleinen Schnitt durch dieselben machte, und ihn mit einem vorn stumpfen Messer nach oben und unten ohne bedeutenden Blutfluss erweiterte. Aber auf den ersten Einschnitt in die Gebährmutter sprang das Blut stromweise hervor. Der Schnitt gieng in den Mutterkuchen; diesen zerschnitt Hr. W. vollends, nahm das todte Kind heraus, und dann die Nachgeburt. Die Operirte hatte in 2 Minuten über 10 Pfund Blut verloren. Nun wurde die blutige Nath mit 3 Heften gemacht. Bis auf den 3ten Tag befand sich die Entbundene erträglich, dann stellte sich Erbrechen ein. Bier, das sie noch am besten bey sich behalten konnte, bekam sie reichlich. Den 31sten März wurde der Bauch sehr aufgetrieben; die Wunde eiterte nicht, sondern ergofs häufig eine abscheulich stinkende Jauche; die Kranke hatte noch immer Erbrechen, kleinen geschwinden Puls und Verstopfung. Sie bekam Weinstein und Klystiere mit Glaubersalz und mit Brechweinstein, und starb den 1sten April. Bey der Section fand man die Wunde lebhaft roth, und ohne Eiter. Das Netz war an einigen Stellen brandig, und in dem Magen waren über 8 Pfund eines grünlichen stinkenden Liquors und ein todter Spuhlwurm. Der grofse Durchmesser der obern Beckenöffnung war 3 Zoll 8 Linien, der kleine 3 Zoll 2 Linien. Das Kind war 20 Zoll lang, wog 9 Pfund 2 Unzen, und sein grofser Kopfdurchmesser hielt 5, der kleine 4 Zoll. Die andere Geschichte ist diese: Eine nur 3 Fufs hohe, in der Jugend rachitische, zum erstenmale schwangere, Frau, liefs Hn. W. den 13 May 1783 zu sich rufen, da sie schon 2 Tage in Kindesnöthen war. Das Kind lag mit dem Hintern vor. Kaum konnte Hr. W. seine Hand ins Becken bringen, und nur mit der gröfsesten Mühe einen Fufs, den andern aber gar nicht, herabziehen. Jetzt wollte er den Kaiserschnitt machen, die Frau willigte aber nicht ein, und starb den folgenden Tag, nach dem einige Stunden zuvor ein Krachen in ihrem Leibe gehört worden war. Bey der Section, (die man unter diesen Umständen doch keinen Kaiserschnitt nennen kann, weil der Zweck auch zur Rettung des Kindes fehlte,) fand man die Gebärmutter im Grunde zerrissen, den rechten Arm bis an die Schulter vorgefallen, und die Bauchhöle voll Blut. Das Kind war der Fäulnifs nahe, hatte einen inneren Wasserkopf, und dieser einen grofsen Durchmesser von 6 Zoll 4 Linien. Merkwürdig ist, dafs auf der linken Seite der Gebärmutter der Eyerstok, die Trompete und das breite und runde Mutterband gänzlich mangelten. Der kleine Durchmesser der oberen Beckenöffnung war 2 Zoll 8 Linien, der grofse 3 Zoll 10 Linien. Der Schamknorpel war in dem verunstalteten Becken auf 1 Zoll breit auf die Seite gerückt. Beleuchtung der wichtigsten Umstände dieser Operation. Der Vf. sucht die Ursache des Todes der ersten Operirten in der grofsen Menge fauler Flüssigkeit, die im Magen gefunden wurde. An der Wunde sey es nicht gelegen gewesen, weil diese noch hochroth gesehen habe. Aber schwarz mufste die Wunde nicht gerade sehen; verrieth doch der erstaunliche Gestank der Jauche die Fäulnifs, und nach einem Verlust von mehr als 10 Pfund Blut war weder starke Entzündung, noch Eiterung, noch heifser Brand in gewöhnlichen Grade zu erwarten. Die brandigen Netzstellen sollen keine Ursache des Todes haben abgeben können. Von jener gefundenen Flüssigkeit im Magen soll der Reiz zum Erbrechen, Ekel und Verstopfung hergekommen seyn. Aber die Kranke trank doch viel Bier. Und was geschah denn, ihre Kräfte zu heben, gute Eiterung zu erregen, faule Säfte zu verbessern, die Wunde zu reinigen? Sie bekam Weinstein, etwas Wein, und Klystire von Camillenaufgufs mit Glaubersalz und Brechweinstein. Wir hätten geglaubt, Fieberrinde innerlich und äufserlich wäre hier nicht gespart worden. Beyspiele, wo der Blutflufs bey der Operation mäfsig, und andere, wo er stark war. Andere Ursachen aufser dem Blutflufs, welche den Kaiserschnitt gefährlich machen. Von dem verschiedenen Erfolg dieser Operation. Es werden Fälle, wo der Kaiserschnitt in der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts mit glücklichem oder unglücklichem Erfolg gemacht worden ist, kurz angeführt. Ob es erlaubt sey, eine Kreifsende zum Kaiserschnitt zu zwingen? Der Vf. verneint die Frage, und meynt, Wohlthaten können niemand aufgedrungen, noch viel weniger könne jemand wider seinen Willen zu Schmerzen gezwungen werden. Sollte man aber solche Personen, die lieber unentbunden sterben, sich und ihre Frucht also tödten, und keiner vernünftigen Vorstellung Gehör geben wollen, nicht wie eigensinnige Kinder betrachten dürfen, die auch zuweilen zu Operationen gezwungen werden müssen, wenn ihnen das Leben gerettet werden soll? Freylich müfste aber zuvor hinlänglich erwiesen werden können, dafs bey dem Individuo das Kind zum wenigsten gewifs gerettet, im Unterlassungsfall aber Mutter und Kind ohne Rettung sterben würde. Die vorzüglichsten Ursachen, welche den Kaiserschnitt an einer lebenden Schwangern nothwendig machen, seyen ein allzuenges Becken, und unverbesserliche Fehler in der Scheide und am Muttermunde. Unter allzuengem Becken versteht der Vf. ein solches, durch welches ein Geburtshelfer seine Hand nicht bis in die Gebärmutter führen kann. Dies ist *Levrets* unsichere Bestimmung. In allen andern Fällen, wo die Hand noch in die Gebärmutter kommen, und das Kind zerstücken können, *dürfe und solle man das Kind in Zeiten vorsetzlich tödten und zerstücken*, um die Mutter zu retten; denn der Fall sey doch selten, wo die Mutter durch den Kaiserschnitt gerettet werde. Und doch führt Hr. W. selbst beynah eben so viel glückliche Beyspiele an, als unglückliche. Die Gründe des Vf. zu Gunsten dieses grausamen und die *Artem Salutarem* entehrenden Raths laufen dahin aus, dafs ja an dem Leben eines einzigen menschlichen Geschöpfes so viel nicht gelegen sey, da Natur und Zufall jährlich so viele tausend Menschen umkommen lassen. Allein ist ja nicht ebendeswegen der Zweck unsrer Kunst und Wissenschaft *Rettung des Menschenlebens?* Und wo in aller Welt ist es denn unter cultivirten Nationen erlaubt, dafs ein Bürger einen oder gar zwey (im Zwillingsfall) unschuldige Menschen umbringen darf, damit ein Dritter gerettet wird? Wenn wir auch nur halb so viel Beyspiele aufweisen könnten, als man wirklich aufweisen kann, dafs Mutter und Kind durch den Kaiserschnitt gerettet wurden: so könnte das uns kein Sachverständiger gut heifsen, wenn wir statt des Kaiserschnitts das Zerstücken eines *lebendigen* Kindes wählten, da doch, der Erfahrung zu Folge, dieses Zerstücken für das Leben der Mutter um nichts weniger gefährlich ist, als der Kaiserschnitt. Was von den verschiedenen Arten des Schnitts und von der blutigen Nath zu halten sey? Der Vf. verwirft den Schnitt in der Bauchlinie, und räth die Nath an, aber mit unzureichenden Gründen. Des *Lauverjatschen* Queerschnitts ist gar nicht erwähnt. Beleuchtung des 2ten Falles. Der Vf. glaubt, dafs vielleicht mit Perforation und Haken zurecht gekommen gewesen wäre, wenn der Kopf vorgelegen hätte. Warum sollte aber das Zerstücken, da einmal ein Fufs da war, von hinten weniger möglich gewesen seyn, als von vorn? Die Wendung müsse durchaus wegen zu befahrenden Mutterrifs so viel möglich vermieden, oder mit gröfsester Vorsicht (das versteht sich wohl von jeder Operation,) verrichtet werden. Von den Zeichen des Mutterrisses. Von der besondern Abweichung des Schamknorpels von seiner gewöhnlichen Stelle. Allerdings von denen wohl zu erwägen, welche noch dem Schamknorpelschnitt ohne grofse Einschränkung das Wort reden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 10. Julius. 1794.

GESCHICHTE.

HAMBURG, b. Hoffmann: *Geheime Staatspapiere* im Königlichen Pallast der Thuillerien gefunden. Aus dem Französischen. 1793. I. B. VIII u. 451 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Neugier oder auch wahre Theilnehmung an allem, was für das Wohl der Staaten wichtig seyn kann, bringen zuweilen gewisse literarische Neuigkeiten früher und schneller in Umlauf, als einer angemessenen Darlegung ihres Inhalts in einer kritischen Zeitschrift möglich ist. Indessen kann in einem solchen Falle die unwillkührlich verspätete Anzeige doch den Wenigen gelten, welchen diese Phänomene vielleicht noch unbekannt geblieben sind.

Man weiss, dass Ludwig XV., besonders zu der Zeit der ersten Theilung von Polen, eine geheime Correspondenz mit einigen seiner Gesandten und andern Geschäftsführern unterhalten liess, deren Inhalt, wie ihre Mittelspersonen, den Ministern selbst lange Zeit ein Geheimniss blieb. Nach dem Tode des Monarchen verbrannte sein Nachfolger den grössern Theil derselben; der übrige, und zum Glück der lehrreichste, Theil aber fand sich noch, bey der Bestürmung der Thuillerien am 10. August 1792, im Cabinet des Königs, und wurde, nebst dessen eigenem Briefwechsel, zugleich herausgegeben.

Der *erste* Band dieser Sammlung, dessen Uebersetzung hier geliefert wird, zerfällt in 2 ungleiche Hälften. Die kleinere bezieht sich auf die Anlage, Absicht, Geschichte und das Personale der geheimen Correspondenz; die grössere füllt eine sehr wichtige Abhandlung, mit der Aufschrift: *Betrachtungen über die gegenwärtige Lage Frankreichs im politischen Systeme von Europa, und umgekehrt über die respective Lage von Europa in Ansehung Frankreichs; endlich über die neuen Combinationen, die aus diesen verschiedenen Beziehungen ebenfalls im politischen Systeme von Europa erfolgen können und müssen.* — Ein kenntnisvoller und hellsehender Geschäftsmann, *Favier*, musste diesen Aufsatz für den Monarchen aus den Berichten der Gesandten und Geschäftsführer zusammensetzen. Im *ersten* Abschnitte handelt er von Frankreichs damaliger Lage in der doppelten Rücksicht auf die militärische und auf die föderative Macht; im *zweyten* aber von der respectiven Lage der europäischen Staaten gegen Frankreich, so dass die besondern Verhältnisse von Schweden, Dännemark, Preussen, Polen, Russland, der Pforte, dem Wiener Hofe und dem deutschen Reiche, bey letzterem aber die ganz speciellen Verhältnisse von Sachsen, Bayern, Pfalz, Braunschweig, Hessen und Wirtemberg, auseinandergesetzt werden. (Ein *dritter* Abschnitt, der gewissermassen die Anwendung der vorhergehenden Theorie auf die Gründung eines bessern Systems liefern sollte, wurde nicht ausgearbeitet, weil Ludwig XV. inzwischen mit Tode abgegangen war.) In beiden Abschnitten entwickelt Hr. *F.* sehr umständlich die vielfältigen Nachtheile jener fehlerhaften Politik, die das ältere System aus Nebenrücksichten verlassen und es gegen ein anderes System vertauscht habe, durch welches Frankreich zu einem Staate vom vierten Rang herabgesunken, die Theilung Polens befördert, und jeder künftige Versuch, die theilenden Mächte an willkührlicher Lenkung des Schicksals der übrigen europäischen Staaten zu verhindern, beynahe unmöglich gemacht worden sey. Ausgebreitete Sachkenntniss, tief eindringender Scharfsinn und lichtvolle Ordnung zeichnen die ganze Ausführung sehr vortheilhaft aus; und Hr. von *Archenholz* sagt bey Gelegenheit eines Bruchstücks das er daraus lieferte, sehr richtig, dass diese Arbeit das *Handbuch* eines Jeden zu werden verdiene, der das so verwickelte Ding, *Staatskunst* genannt, kennen lernen will. Freylich spricht *F.* nicht selten mit dem Unmuth eines Franzosen, der die Würde seiner Nation und ihre Erniedrigung innig fühlt; wenn er die Mittel, wie sie aus dieser zu jener wieder emporsteigen könnte, wenigstens vorläufig andeutet, bleibt er nicht unbefangener Weltbürger genug; als französischer Patriot macht er andern Nationen, besonders den Deutschen, die Zumuthung, gerade einer solchen Vormundschaft, die seine Nation nicht länger dulden soll, sich geduldig zu unterwerfen. Allein wo ist der Beobachter aus irgend einem Volke des Erdbodens, der in einem *solchen* Falle des *seinigen* so ganz vergessen könnte, dass er nicht unvermerkt, sich kaum bewusst, zum Vortheil seiner Brüder spräche, und für diese in Anspruch nähme, was er Andern nicht zugestehen, oder aufdringen will? Ohne die Foderungen, die *F.* für sein Vaterland macht, in ihrer Ueberspannung als gültig anzuerkennen, kann und wird man ihm dennoch in andern Rücksichten volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und ihm dabey vielfältige Belehrung zu verdanken haben. Auch da, wo er vielleicht die Grenzen der Vertheidigung überschreitet, vergisst er nie den Anstand und die Würde, die nur das Bewusstseyn, dass man sich auf Gründe stütze, begleiten können. Schon deswegen dürfte man ihm sein Zutrauen nicht versagen, wenn man auch nicht aus eigener Vergleichung der Umstände und Zeiten sich ohne Mühe überzeugen könnte, wie treffend manche seiner Behauptungen, Besorgnisse, Ahndungen und Ankündigungen, die *damals* eben so viele Paradoxen zu seyn scheinen mussten, durch den *Erfolg* theils *bewährt* worden *sind*, theils noch *jetzt* unter unsern Augen *in Wirklichkeit übergehen*.

Von einem solchen Führer geleitet, darf man wohl in die Vergangenheit zurücksehen, die Gegenwart um sich her damit vergleichen, und vielleicht — ohne Besorgnifs des Lächerlichen der politischen Seherey — verstohlne Blicke in die — drohende oder freundliche? — Zukunft wagen.

Der ungenannte Uebersetzer hat uns dieses treffliche Kunstwerk so geliefert, dafs Rec. wenigstens nur ein Paar kleine Erinnerungen dagegen zu machen weifs. *Archipel* — wie man in dieser Verdeutschung mehrmal findet — ist nicht sowohl Abkürzung oder Beugung nach der Eigenheit unserer Sprache, als vielmehr eine Verstümmelung, für welche das Beyspiel des französischen Gebrauchs keine Autorität abgeben kann. — — *Geheime Staatspolitik* auf dem Titel ist unbestimmt; *Politique de tous les cabinets de l'Europe* u. f. w. fagt gleich, was man in diesem ersten Bande der Sammlung zu erwarten habe: warum nicht die bestimmtere Auffchrift wenigstens beygefügt?

Meissen, b. Erbstein: *Gemählde* (warum nicht lieber Schilderungen?) *der Könige von Frankreich* (,) von *Mercier*. Nach der zweyten Originalausgabe (Ausgabe des Originals) zum erstenmal übersetzt. II. B. 1794. 532 S. 8.

Das soll wohl heifsen: es sey dem Uebersetzer gelungen, ein Buch zu finden, dessen erste Ausgabe noch nicht übersetzt war und dabey einem oder mehr andern in der Verdeutschung den Vorsprung abzugewinnen? Besser wäre es wohl gewesen, wenn der Uebersetzer auf *diesen* Vorzug keinen Anspruch gemacht hätte. Vielleicht fände man alsdann nicht mangelhafte, unvollendete Perioden, die man, um noch gelind zu urtheilen, nur als Folgen unachtsamer Eilfertigkeit, entschuldigen kann. S. 6. „Ueberhäuft mit Segenswünschen von den „Mönchen, geliebt von den Grofsen, mit denen er ei„nen festen Contract geschlossen, beynah angebetet, da „er auf seinen Schultern das Käftchen mit Reliquien trug, „so dafs alle Stimmen und Zurufungen der Menge nur „eine für ihn war." — S. 9. „Hugo fühllos, wie wich„tig es war, gerade in diesem Zeitpunkt des gefährlich„sten Gleichgewichts, nicht lange mit dem Siege zu zau„dern." In beiden Stellen fehlt, wie man sieht, der Nachsatz: nur ist dabey *der* Unterschied, dafs in der ersten noch etwas nachfolgt: „er ward gesalbt" — welcher durch ein: *so* ward er u. f. w. den Nachsatz hätte machen sollen; in der zweyten Stelle aber das Nachfolgende gar nichts enthält, was sich an das Vorhergehende anknüpfen liefse. Mehr bedarf er wohl nicht, um den Werth dieser *ersten* Uebersetzung kenntlich zu machen. Vielleicht fällt die *zweyte* oder *dritte* (denn bey der jetzigen Uebersetzerwuth ist man davor nicht sicher, so leicht auch unsre Literatur, Producte, wie das gegenwärtige, entbehren könnte) besser aus.

Der Druck ist äufserst fehlerhaft, so, dafs man hier und da den Sinn errathen mufs. Für unachtsame Leser mag insonderheit angemerkt seyn, dafs S. 403. Z. 1. der König von Navarra, nicht der König von Frankreich gemeynt ist. Ungewifs bleibt es jedoch, ob manches, z. B. *Triumphinat*, weil es jedesmal so vorkömmt, unter die Druckfehler zu rechnen sey.

Berlin, in d. K. Preufs. Akad. Kunst- u. Buchh.: *Die interessantesten Züge und Anekdoten aus der Geschichte alter und neuer Zeiten. Ein Lesebuch für die Jugend zum Vergnügen und Unterricht.* Nach dem Französischen des Herrn *Fillassier*, Mitglieds der K. Akademieen zu Arras, Toulouse u. f. w. Mit *Anmerkungen* und *Zusätzen* des *Herausgebers*. 1792. *Fünftes Bändchen*. 292 S. 8.

Diesen fünften Band hat der Uebersetzer der vorhergehenden, Hn. Prof. *Brunn*, da er sich hier von Fillassier verlassen sah, ganz neu ausgearbeitet. Er liefert darin, aus den besten Geschichtsbüchern geschöpfte Charakterschilderungen der vornehmsten Regenten von England, Dännemark, Schweden, Polen, Rufsland, Ungarn, Spanien und Portugal. Die Auswahl der Begebenheiten, Charakterzüge und Anekdoten, die hier dem jungen Leser vorgelegt werden, verräth prüfende Ueberlegung; und zweckmäfsig zu richtiger Beurtheilung und Schätzung der menschlichen Dinge sind die sparsam eingemischten Betrachtungen oder hingeworfenen Winke. Dabey erzählt der Vf. sehr gut: die Genauigkeit des Geschichtschreibers verknüpft sich bey ihm mit der Anmuth des Romans, so dafs man sich ungern am Schlusse sieht, wenn man noch recht viel von ihm lesen möchte. Seine Arbeit ist nicht nur ihrer eigentlichen Bestimmung für die Belehrung und das Vergnügen der Jugend, zumal unter Anleitung eines geschickten Lehrers, vollkommen angemessen, sondern sie kann auch mehr unterrichteten und mehr gebildeten Lesern gefallen, indem sie ihnen so manchen interessanten Menschen, so manche interessante Scene von neuem vorführt.

Die beygefügten Erläuterungen über die vorkommenden Namen von *Hauptstädten* und *Ländern* möchten wohl entbehrlich seyn; denn diese Kenntnisse lassen sich gewifs bey jungen Lesern voraussetzen, welchen man schon *Charakterschilderungen* in die Hände gibt, *Staatsveränderungen* zergliedert, und sogar das schwere *Problem* von der *Nutzbarkeit* einer *freywilligen Souveränitätsübertragung* vorlegt. Man halte diese Erinnerung eben so wenig für gleichgültig, als die Bemerkung, dafs vielleicht auf dem Titel, anstatt *die interessantesten* Züge und Anekdoten, aus der Gesch. a. u. n. Zeiten, nur *interessante* angekündigt seyn sollten.

Leipzig, in der Weidmann. Buchh.: *Heinrich Catharina Davila's Geschichte der bürgerlichen Kriege von Frankreich.* Aus dem Italiänischen übersetzt, (und) mit einer Geschichte der königlichen Macht und der Staatsveränderungen in Frankreich bis zur Ligue und mit andern nöthigen Erläuterungen und Zusätzen begleitet von *Bernh. Reith.* I. B. 1792. CXXX S. d. Vorr. u. Einl. u. 396 S. II. B. 1793. 531 S. gr. 8. (3 Rthlr. 2 gr.)

Da die Betrachtung der neuesten Begebenheiten in Frankreich auf jenen Zeitraum ähnlicher Ereignisse zu

rück

rückführt, und unter den Quellen der Geschichte desselben auch *Davila* eine ehrenvolle Stelle behauptet: so kann es einer Verdeutschung dieses schätzbaren Werkes gewiss nicht an Interesse und Nutzbarkeit fehlen. Schwer und mühsam ist freylich die Verdeutschung eines solchen Werks, wenn sie der Urschrift treu bleiben, und doch nicht durch einen ähnlichen schwerfälligen, verwickelten Periodenbau die Aufmerksamkeit zerstreuen und die Gedult ermüden soll. Ueber diese Schwierigkeit hat sich der Urheber der vorliegenden Uebersetzung nicht erheben wollen, oder nicht erheben können. Sorgfältig, oder ängstlich vielmehr, folgt er jenem Gange seines Vorgängers nach; macht aber dadurch seine mühselige Arbeit zu einer Lectüre, die man fast bey jedem Blatte mit Unmuth aus der Hand legen möchte. Einige Beyspiele mögen zur Erläuterung und Rechtfertigung dieser Urtheile dienen.

I. S. 125. „Der Admiral, welcher mehr als jemals auf „seine Anschläge erpicht, und auf den Gedanken gefallen „war, dass man durch die der Königin und den Herrn von „Guisen noch mehr eingejagte Furcht viel leichter und in „einem weiterem Umfange jene Reform erhalten müsste, „welche im Werke war; er fasste also den Entschluss" etc. — S. 159. „Die Königin, welche dem Anschein nach die „Neutralität zu behaupten gewusst, fühlte keine so dringen„de Nothwendigkeit, einem so übereilten Entschluss beyzu„stimmen, und in Erwägung zog, dass sich unter ihren un„mündigen Söhnen die Gestalt der Sachen gänzlich verän„dern würde, und die überwiegende Macht der Herren von „Guise nicht weniger zu fürchten sey, wenn sie kein Gegen„gewicht und keinen Widerstand fänden, als die Unterneh„mungen der Prinzen von Geblüt. Diesem zufolge breitete „sie öfters" etc. — S. 250. „Da aber das Volk von Paris, „welches immer, so wie auch in dem ganzen Laufe des bür„gerlichen Kriegs, die katholische Religion verehrt hat, in„ständig bat, dass man den Hugonotten in derselben keine „Zusammenkünfte gestatten möchte, um Unruhen und ge„fährliche Auftritte aus der Hauptstadt zu entfernen, auf „welche sich die Macht der katholischen Parthey gründe; „auch gezieme es sich nicht, dass man in dem Residenzorte „des Königs die Ausübung einer von den Seinigen verschie„denen Religion dulde. Diesen Beweggründen zufolge wur„de beschlossen" etc. — S. 267. „Alle Vergleichsunterhand„lungen waren nun abgebrochen, welche die Königin-Mut„ter viele Monate lang immer unterhalten, die des ganzen „Streites aber auf die listigste Art hingehalten hatte." (Wer versteht das?) — S. 366. „Der katholische König und der „Herzog von Savoyen, führten bey dem Pabste die nemliche „Sprache, welche über die Nachbarschaft der Hugonotten „und die Verbreitung ihrer Lehre Argwohn und Besorgniss „hegten" etc. — S. 392. Der Kardinal von Lothringen, des„sen sich der König in den wichtigsten Angelegenheiten be„diente, und der Marschall von Montmorency blieben am „Hofe, welchen letzteren die Königin-Mutter auf eine ge„schickte Art die Gouverneursstelle von Paris abzunehmen „beschlossen hatte; damit nicht ein Mann, welcher nur auf „Veränderungen sänne, an der Spitze eines so mächtigen „Volkes stehe, und die stärkste Stütze des königlichen An„sehens in der jetzigen Revolution sich in den Händen ei„nes solchen befände, welcher gänzlich von dem Könige „abhinge."

Doch Beweise genug, wie sklavisch unser Uebersetzer an seinem Originale hängt! ja, wie er sogar diesem nicht einmal zu folgen vermag, sondern den Faden der Construction mehr als einmal fallen lässt. Auch darf das gar nicht befremden; denn auch da, wo Hr. R. keine italienische Fesseln trägt, in *seiner Einleitung*, findet man, was noch kein Deutscher vor ihm gesagt hat, dass er S. XI. *von einem sich partheyenden Volke*" spricht. Sogar die Grammatik könnte ihm darüber, dass er *gegen, während* und *wegen* mit dem Dativ construirt, und wegen vieler ähnlichen Verstöfse gegründete Erinnerungen machen.

Beyfall verdient es übrigens, dass Hr. R. den Gebrauch des weitschweifigen Werks durch Abtheilung der Bücher in Kapitel mit vorgesetzten Summarien zu erleichtern gesucht, und, für gewisse Leser nicht nur Erläuterungen und Berichtungen, sondern auch eine kurze Biographie des Vf., nach *Mallet*, am Schluss der Vorrede, beygefügt hat. Vorzüglich aber war es ein guter Gedanke, dass er durch die vorausgeschickte Abhandlung den übersetzten Werke eine brauchbare und zweckmässige Einleitung zu geben sich entschloss. Sie ist aus den in der Vorrede angegebenen Quellen und Hülfsmitteln mit Einsicht geschöpft; und auch in Absicht auf die Schreibart sticht sie gegen die Uebersetzung so vortheilhaft ab, dass man beide kaum einem gemeinschaftlichen Urheber zuschreiben möchte. Wer der wichtigen Gegenstände, die ihren Inhalt ausmachen, noch nicht, oder doch unvollkommen kundig ist, wird sie mit Belehrung, wer aber schon Kenntniss davon besitzt, mit Vergnügen lesen.

Leipzig, b. Gräff: *Die Constitutionen, oder Frankreich und England in Parallele.* Ein historisches Fragment. 1792. 110 S. 8. (7 gr.)

Unter dieser ziemlich unbestimmten Aufschrift erhalten wir eine Uebersicht der engländischen Staatsveränderungen seit der normännischen Eroberung bis zum Schluss der Regierung Heinrichs III, verglichen mit den Begebenheiten in Frankreich von 1789 an bis zur Annahme der Constitution im September 1791. Bey jener Uebersicht folgte der Vf. — der sich Bernh. *Roll* unterzeichnet — den Schriften von Rapin Thoyras und Hume: die Vergleichung gehört ihm allein. Schade nur, dass diese Parallele, wobey dem *Geiste des Zeitalters* nur *„ein paar Worte"* anhangsweise gewidmet und die *Eigenthümlichkeiten* der beiden Nationen gar nicht berührt werden, sich auf die leichte Entdeckung einiger *Aehnlichkeiten* beschränkt! Freylich treten nunmehr die *Verschiedenheiten* zwischen den beiden Staaten in den angezeigten Zeiträumen um desto auffallender hervor: allein man bekömmt noch kein fruchtbares, befriedigendes Resultat, sondern muss sich mit schneidenden Contrasten oder lieblichen Verschönerungen begnügen. Mit der Ausführung selbst hat man eben so wenig Ursache, durchgängig zufrieden zu seyn. Wenn auch Hr. R., wie er in der Vorrede erinnert, nicht für Gelehrte schrieb: so durfte er doch nicht solche Dinge weitläuftig erzählen, die zu seiner Absicht schlechterdings nichts beytragen. Was soll, in einer Parallele zwischen England und Frankreich in Absicht auf ihre Constitutionen, was soll hier eine umständliche Beschreibung der Wirkungen der päbstlichen Interdicte, die noch dazu diesem Falle nicht einmal

mal eigen waren? Was soll *hier* mit der Umständlichkeit einer Chronik, die Geschichte der letzten Krankheit, des Absterbens und der Beerdigung des unbedeutenden Königs Johann ohne Land? In der Schreibart, die gröfstentheils ungezwungen, fliessend und dem Ernste des Gegenstandes angemessen ist, misfallen doch Parenthesen, die sehr leicht vermieden werden konnten, und häufige Einmischungen von Partikeln, die eher den Stil hemmen, als dafs sie ihn, wie die Absicht zu seyn scheint, fester zusammenfügen sollten.

Frankfurt u. Leipzig: *Schilderungen und Anekdoten von Paris, oder Beyträge zu den französischen Revolutionsbegebenheiten.* 1792. 174 S. 8. (12 gr.)

Nach der eigenen Erklärung des ungenannten Herausg. sind diese Blätter zunächst für blofse Unterhaltung bestimmt; aber sie sollen doch auch zur Belehrung dienen, und aufserdem noch einen dritten Endzweck befördern helfen. „Immer," heifst es in einem Vorberichte, „werden die neuen Auftritte in Frankreich höchst „lehrreich für das Wesen der bürgerlichen Glückseligkeit „bleiben, wenn man nur den rechten Gesichtspunkt nicht „verfehlt, und das Urtheil nicht übereilt. Auch in „Deutschland ist über jene merkwürdigen Vorfälle schon „sehr viel geschrieben worden. Meines Erachtens aber „legten die meisten Schriftsteller es darauf an, ihre Le„ser in Affect zu setzen, um sie entweder für oder wi„der das neue System einzunehmen. — — Vielleicht „tragen diese Blätter etwas dazu bey, eine ruhigere „Stimmung hervorzubringen." — — Besonders in dieser letztern Absicht scheint der Ungenannte die vorliegende Sammlung geliefert zu haben. Den Vorbericht dazu schrieb er *im November* 1791; also zu einer Zeit, da er sich noch Hoffnung machen konnte, seine gute Absicht nicht ganz unerfüllt zu sehen. Seitdem hat sich die Lage der Dinge so sehr geändert, dafs von einer solchen Sammlung auf die Umwandelung der gegenwärtigen Stimmung der Gemüther in eine ruhigere Stimmung wenig oder nichts zu erwarten steht.

Da die Sammlung den Reiz der Neuheit verloren hat, und es also, um doch eine Probe davon zu geben, nur darauf ankömmt, das Andenken an irgend etwas Interessantes wieder aufzufrischen: so ist die Wahl eines solchen Bruchstücks ziemlich gleichgültig, und eben so gut hätten wir auch etwas anders auszeichnen können, als das *Urtheil eines Engländers über die Revolution*, XVI. 25. „Als man in einen Engländer drang, dafs er seine „Meynung über die Partheyen sagen möchte, in welche „Frankreich getheilt war, und die durch die Benennun„gen der *Weissen*, *Schwarzen* und *Grauen* unterschie„den wurden, antwortete er: die Weisen (Demokra„ten) wissen nicht was sie thun; die Schwarzen (Mal„contenten oder auch Aristokraten) wissen nicht was sie „wollen; und die Grauen (Neutralen) wissen nicht was sie sagen sollen."

Frankfurt u. Leipzig: *Etwas für die biedern Deutschen.* 1792. 176 S.

Sicher vermuthet man unter diesem ziemlich unbestimmten Titel eine Schrift über irgend eine wichtige Nationalangelegenheit; und die Ueberschrift der Dedication: „*ein paar Worte an meine deutschen Leser,*" — macht diese Vermuthung noch wahrscheinlicher. Desto unangenehmer sieht man sich getäuscht, wenn man, statt einer Abhandlung von allgemeinem Interesse, weiter nichts findet, als einige sehr unbedeutende *Erzählungen*, die eben so gut für *jede* andere Nation, als für die Deutschen, bestimmt seyn *könnten*, wenn sie dieser Bestimmung nur einigermafsen würdig wären. — *Strenge Philipps II., eine spanische Geschichte; Tyrsa und Agnese, ein vaterländisches Drama des achtzehnten Jahrhunderts; Said, König von Fez, und Mahomed, Chef von Dubudu, eine afrikanische Novelle; Bretissa, Prinz von Böhmen; Galrades Standhaftigkeit; Gustav und Sophie; Adolphs Leiden, halb Dialog, halb Erzählung* — so heifsen die sehr heterogenen Bestandtheile dieses *Etwas*, das *für die biedern Deutschen* bestimmt seyn soll. Dafs die Mischung so bunt ausgefallen ist, darf nicht befremden; denn „*die Quellen*" — sagt der Vf. in seiner empfindsamen Vorrede — *sind theils aus dem Französischen*, „*theils aus andern Fragmenten geschöpft.*" — Wie die Auswahl der Sujets — wenigstens in Rücksicht auf die Bestimmung der Schrift — so auch die Bearbeitung! oder vielmehr noch unter aller Vergleichung stümperhaft. — — S. 7. „Donna Maria merkte seine Ver„wirrung, und zog ihn (ihren blöden Liebhaber) un„vermerkt in einen Winkel, dafs sie sich desto unge„hinderter hier ausgiefsen könnten." (Das Etwas für die biedern Deutschen ist einer *Dame* dedicirt.) — S. 14. sagt Don Juan zu seiner Donna: „Ihre Ehre wird „nur zu oft auf das Spiel gesetzt, wird *der Ball eines je„den Ideenganges* werden." Die Ehre einer jungen Dame der Ball eines jeden Ideenganges! *Carmina non prius audita!* — — S. 85. „Schön ist, wenn die Sterne „am blauen Runde in lichter Majestät um das flammen„de Sonnenmeer gleiten. Schön, wenn eine muntere „Quelle blumigte Ufer durchküfset, und in ihrer Silber„helle die Sonne stolz sich begrüfset, noch schöner aber „ist der, der sich selbsten besieget." — — Braucht es mehr, als diese, mit diplomatischer Genauigkeit und nicht ohne Mühe, abgeschriebenen Stellen, um den Werth dieses Productes kenntlich zu machen? Uebrigens sind die ausgewählten Stücke noch wohl nicht das schlimmste im Buche.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 11. Julius 1794.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Heinsius d. j.: *Carl Caspar Creve*, d. A. und Wundarzn. Doktor etc. *Vom Baue des weiblichen Beckens.* 1794. 2 Bogen Titel, Zueignung. Vorrede und Ueberficht der Abfchnitte, und 96 S. Text in 4. nebft IX Kupfertafeln in Querfolio.

Die Wichtigkeit der Lehre vom Baue des weiblichen Beckens für den Geburtshelfer ift längft entfchieden. Die meiften in diefem Jahrhundert erfchienenen Lehrbücher über die Geburtshülfe fangen daher mit der Lehre vom Becken an; und die gröfsten Geburtshelfer haben fich in der letzten Hälfte diefes Jahrhunderts bemühet, ein gewiffes Mittelmafs für das natürlich gute Becken, fowohl in dem Verhältnifs feiner Theile unter fich, als in Rückficht des übrigen Körpers und der weichen Geburtstheile, und der vollkommen zeitigen menfchlichen Frucht feftzufetzen, und alfo zu beftimmen, wie ein natürlich gutes Becken befchaffen feyn, oder welche Form, Richtung, Weite und Tiefe es haben müffe? Jeder Anatomiker oder Geburtshelfer, der nun zu einer noch genaueren Kenntnifs des Beckens als die man bisher in den Schriften der Meifter diefer Wiffenfchaften antraf, etwas beyträgt, oder der einen bisher für wahr angenommenen Lehrfatz in Betreff des Beckens durch hinreichende Gründe umzuftofsen im Stande ift, verdient allerdings den Dank jedes Geburtshelfers. Ob diefs nun der Fall bey dem Vf. der vor uns liegenden Schrift fey, wollen wir fehen. Nach den erften Worten der Vorrede legt der Vf. feine Schrift „theoretifchen, erfahrnen Zergliederern und Geburtshelfern" zur näheren Prüfung dar; und fodert von diefen, dafs fie dem Werk nur ihren *gerechten* Beyfall ertheilen und ihm *durch Thatfachen* und *Gründe*, nicht durch Machtfprüche, das Fehlerhafte zeigen, und fo mit feinen Wunfch erfüllen follen. Rec., der fich fchmeichelt, die Auffoderung gehe auch ihn an, wird mit aller Unparteylichkeit, aber mit Eifer für die Wiffenfchaft und Wahrheit, nur einen Theil von dem angeben, was er nach feiner Einficht und aus beygefügten Gründen Tadelhaftes und Falfches in der Schrift fand. Das vermeynte oder wirklich Neue, was den Vf. bewog, von dem Gefetze mancher Gelehrten, ihre Schriften erft nach langen Jahren und nach reifer Ueberlegung dem Druck zu übergeben, abzugehen, glauben wir unter folgenden drey Punkten begreifen zu können: (1) S. 54. Der Vf. bemerkte eine fehnige Ausbreitung an einem weiblichen Becken, die fich theils von der Seite des letzten Lendenwirbels, theils vom Kreuzbein am Rande der oberen Beckenöfnung nach vorn gegen den Queraft des Schambeins zog, fich in die Beinhaut verlohr, und von anfehnlichen Löchern durchbrochen war. In der Folge bemerkte er diefe fehnige Ausbreitung bey einigen Becken anfehnlich ftark, bey andern unbedeutend fchwach, bey andern gar nicht. Er vermuthet, dafs fie den Muskeln, die über die innere Fläche des Darmftücks kommen, zu fefterer und beftimmterer Lage dienen. 2) Der einfache *fteinifche* Beckenmeffer ift nach dem Urtheil des Vf. ein fehr mangelhaftes und unerträgliche Schmerzen erregendes Werkzeug. Der Vf. aber hat ihm nach S. 62. *den höchften Grad von Vollkommenheit* gegeben, indem er nach der im Werke enthaltenen Befchreibung und Abbildung einen ftabförmigen Beckenmeffer mit einem Faden angegeben hat. Allein demungeachtet fey fein Gebrauch immer etwas unficher. Man könne aber aller Beckenmeffer bey der Ausübung der Geburtshülfe entbehren. Ein Finger bleibe das befte Inftrument hiezu, man brauche fich nur genau von der Länge feines Fingers zu verfichern, oder *auf demfelben* im Nothfall *Grade oder Zolle zu zeichnen.* 3) Faft jeder Geburtshelfer nimmt eine Achfe des Beckens an. *Roederer*, *Levret*, *Stein*, *Camper*, *Sommer*, *Baudelocque* u. a. nehmen und geben Achfen in ihren Schriften an, und einige unter ihnen machten die Kenntnifs der Beckenachfe fo nothwendig, dafs fie behaupteten, ohne diefelbe könne auch nicht die kleinfte Verrichtung in der Anwendung der Geburtshülfe gehörig und mit Nutzen vorgenommen werden. Der Vf. hat es fich nun zur Pflicht gemacht, die Sache näher zu unterfuchen, und die Beckenachfe fowohl geometrifch, als nach der Natur des Beckens zu prüfen, und das Refultat diefer Prüfung war: — „Geometrifch wäre es nun erwiefen, dafs eine Achfe des Beckens ein *Unding* ift. Alle Berechnungen alfo, die wir von der Achfe des Beckens haben, find daher *unvollkommen*, weil die vorderen Sätze unrichtig find, von denen man (Roederer, Levret, Stein, Camper, Sommer) ausging. Die Achfe des Beckens war blofs ein Gedanke eines mathematifchen Geburtshelfers (Roederer?), der fich das Becken unter einer mathematifch regelmäfsigen Figur vorftellte und nun dazu eine Achfe erfann. Klüger würde derfelbe gehandelt haben, wenn er uns ein allgemeines Bild von der Form und Richtung der Beckenhöle vorgetragen hätte, ftatt dafs er eine Achfe des Beckens, die nicht exiftirte, berechnete. Billig ift es daher, dafs man diefen Namen „Achfe des Beckens" aus der Lehre der Geburtshülfe verbanne. Will man fich aber die Richtung und Figur der Beckenhöle unter einer Linie vorftellen, fo follte man eine folche Linie *Directionslinie* nennen. Diefe ift dem Geburtshelfer zu wiffen nothwendig, und ihr Nutzen bey Anwendung der Geburtshülfe von fehr grofsem Werthe, wenn man nicht empirifch zu Werke gehen

gehen will. Diess wären nun die 3 Entdeckungen, worüber der Vf. das „*Nonum prematur in annum*" aus den Augen zu setzen sich berechtiget glaubte, und die er unter einer sehr weitschweifigen und um vieler schwankenden Ausdrücke willen der Feile noch sehr bedürftigen, Paraphrase der *Sömmeringschen* und *Weitbrechtischen* anatomischen Beschreibung der Beckenknochen und Bänder vorträget. Der Werth der Entdeckung eines unbeständigen sehnigen Bandes an dem Becken lässt sich vor jetzt nicht bestimmen, da erst gewiss ausgemacht werden muss, welchen Nutzen diese sehnige Ausbreitung habe. Diejenigen Behauptungen aber, welche in den 2 letzteren Puncten vorgetragen werden, verdienen die strengste Prüfung, da in ihnen von Lehrsätzen und Werkzeugen grosser Meister ihrer Kunst ein höchst strenges Urtheil gefällt wird. Der Vf. versteht aber weder was ein Beckenmesser, noch was die Achse eines Beckens ist. Er hat weder alle Schriften, die darüber geschrieben sind gelesen, noch viel weniger eine einzige verstanden und studiert; Er hat, indem er über Lehrsätze, Instrumente und Männer urtheilte, deren Lehrsätze und Instrumenten er nicht verstand, und wovon er die ersteren verwarf und die letzteren eines Unsinns beschuldigte, selbst baaren Unsinn behauptet. (Steins *Cephalometer* schlägt er S. 67. zum Messen des *nicht gebohrnen* Kindskopfes vor. Hiezu dient ja der Labimeter. Wer wird denn ein Zirkelmaass an den ungebohrnen Kopf ansetzen können?) Die Gründe für dieses Urtheil müssen wir etwas umständlicher anführen.

Erstlich in Betreff der *Beckenmesser*. S. 59 schreibt der Vf.: „Einige Geburtshelfer, die noch nicht mit den Krankheiten des Beckens und dem Zustande des Kindes im Reinen (?) waren, glaubten, wenn man eine *geballte Hand* in die Beckenhöle brächte, so sey es hinlänglich weit." Welches sind denn die Einige? Ohne Zweifel soll das Obige von *Levret* gesagt seyn. *Levret* sagt aber nur: wenn man die gänzliche Unmöglichkeit der Geburt eines lebendigen Kindes bestimmen wolle, so müsse die *Hand* (nicht die geballte Hand; denn welcher Geburtshelfer wird mit der Faust in die Beckenhöle einer lebendigen Frauensperson gehen?) nicht durch die Beckenhöle in die Gebärmutter gebracht werden, oder er müsse sie nicht zurückführen können, wenn er einen Fuss ergriffen habe. S. 60. „*Coutoully*, ein Franzose, und *Stein*, ein Deutscher, beschäftigten sich vorzüglich mit der Entdeckung der Beckenmesser." Warum beobachtet der Vf. nicht das *Suum Cuique?* Weiss er nicht, dass *Stein* der Erfinder des ersten Beckenmessers ist? Er weiss diess nicht; denn sonst würde er nicht auf ebenderselben Seite schreiben: „Endlich verfiel *Stein* auf einen weit sicherern Maassstab; dieser bestehet aus einem Stäbchen." Der einfache Beckenmesser war ja der allererste unter allen erfundenen und bekannt gemachten Beckenmessern. Man sehe *Steins* Programme hierüber, die also der Vf. nicht gelesen haben kann. Aber noch we-niger hat er sie nicht studiert, sonst würde er nicht schreiben: „Beide erfundene Beckenmesser (welche?) sind nicht nur unzuverlässige Maassstäbe, sondern ihre Anwendung ist unbequem, schmerzhaft und oft schädlich, so dass ich es für überflüssig achte, bey dieser Gelegenheit dieses umständlich zu zeigen." Aber der Vf. ist schuldig es zu zeigen; verlangt er doch, dass man über seine Schrift ohne Gründe keine Machtsprüche thun soll. Die Unzuverlässigkeit bleibt also dem Vf. noch zu erweisen, und die Ursache des Schmerzhaften und Schädlichen liegt nicht im Instrument, sondern in der ungeschickten Anwendung. Er würde, wenn er verstände, was ein Beckenmesser ist und wie er beschaffen seyn und gebraucht werden muss, nicht schreiben: „Indessen kann dieser Beckenmesser (der einfache *Steinische*) noch sehr verbessert werden; denn er hat noch so manches Mangelhafte." Dieses Mangelhafte soll darinn bestehen, dass das Instrument vorn rundlich ist, und einen Schieber mit einem Indice oder Zeiger hat. Beides das runde Knöpfchen und der Schieber sollen einen sehr lästigen, sehr empfindlichen und unerträglichen Schmerz verursachen. *Weidmann* soll diese Fehler eingesehen und den Vorschlag gethan haben, statt des rundlichen Endes des Stäbchens ein grubenförmiges zu machen, und er soll gezeigt haben, dass der Schieber mit dem Zeiger (*nicht* der *Stift*, wie der Vf. immer schreibt; denn die Stifte sind in das Stäbchen eingeschlagen, und bezeichnen die Eintheilung) unnütz sey, weil man mit dem Finger sehr leicht das bezeichnen könne, wozu der Zeiger bestimmt sey. Man lese dagegen, was *Stein* in s. Progr. vom einfachen Beckenmesser. Cassel 1782. S. 6. und 7 schreibt: „Anfangs war der Beckenmesser, ein in 8 Zoll abgetheiltes Stäbchen von Ebenholz ohne Schieber und Index. Bey der Anwendung bestand die ganze Ungemächlichkeit darinnen, dass die gekrümmte Nagelspitze des Zeigfingers das unter dem Schosbein gefundene Maass angeben musste, und dasselbe beym Herausnehmen des Instruments aus den Theilen nicht, wie leicht geschahe, verlieren durfte." Dieser Unvollkommenheit half *Stein* mit dem Index und der Stellschraube ab. Was nun der Erfinder des Instruments aus Erfahrung für eine Ungemächlichkeit und Unvollkommenheit hielt, das soll *Weidmann* für eine dabey anzubringende Verbesserung halten. An den Schmerzen, die von der Anwendung des Beckenmessers entstehen, hat *Stein* keine Schuld, sondern *Weidmann* und *Creve*; denn nirgendwo lehrt *Stein*, dass man den Beckenmesser, wie *Weidmann* S. 61. *stark* gegen den Schambogen, oder wie *Creve, stark genug* gegen den Vorberg andrücken solle. Vielmehr sagt *Stein* a. a. O. S. 12. dass man das Stäbchen *sanft* in die Theile einlassen und sanft wieder herausnehmen solle. Ist es also nicht klar, dass, wenn der Vf. Schmerzen bey Anwendung des einfachen Beckenmessers verursachte, es von der ungeschickten Anwendung aus Mangel an Kenntniss, wie man es gebrauchen soll, herrührte. Noch klarer erweist aber folgende Stelle, dass der Vf. die Anwendung des einfachen Steinischen Beckenmessers nicht verstehe: S. 61. „Bey der Anwendung bringe ich, *wie gewöhnlich*, das Ende des Stäbchens auf den *Vorberg*; ist nun das Stäbchen fest genug gegen den Vorberg angedrückt." etc. *Stein* hingegen lehrt: S. 12. a. a. O. „maasen es hauptsächlich darauf ankömmt, dass der Sondenmässige Knopf des Instruments in beiden Fällen das Kreuzbein da berühre, *wo das 2te und 3te falsche Wirbelbein desselben zusam-*

zusammenkommen." — Und mit aller dieser Unkunde von Beckenmessern und dem Gebrauch des einfachen Steinischen getraut sich der Vf. sich zu einem Verbesserer dieses Beckenmessers aufzuwerfen, und nach der Angabe seiner vermeynten Verbesserung mit einem Faden, zu sagen. das einfache Stäbchen habe dadurch den höchsten Grad von Vollkommenheit erreicht; und den baaren Unsinn hinzuzusetzen, allein auch dieses höchst vollkommene Instrument könne man entbehren man dürfe nur *auf seinen Finger Grade und Zolle zeichnen.* Ist es nicht als ob er einem Krämer sagte, er habe kein hölzernes oder metallenes Ellenmaass nothwendig, er dürfe nur auf seinen Rockärmel ein Ellenmaass hinzeichnen lassen, so könne er die Ellenwaaren an seinem Arm ausmessen? Unter die Fehler des Stein. einfachen Beckenmessers rechnet der Vf. auch noch das, dass der Schieber samt dem Weiser das Instrument theuer mache. Der Stein. einfache Beckenmesser aber kostet mit silbernen Schieber bey Breithaupt in Cassel 1 Rthl. 12 gr., und des Vf. Beckenmesser mit einem Faden kostete nach S. 61 zwey Gulden rheinisch. Welcher Unterschied! Endlich haben wir noch den 3ten Punct, die *Beckenachse* betreffend, zu untersuchen. Zu einer geometrischen Prüfung, wie der Vf. nach S. V. und S. 83. mit der Beckenachse anstellen wollte, sollte man denken, gehören doch wenigstens die allerersten Begriffe der Elementargeometrie. Auch ist es wohl nicht unbillig, von einem, der über die Achse schreiben, sogar kritisch schreiben will, zu verlangen, dass er vorerst wisse, was man in der Geometrie eine Achse heisst. Allein bald werden die Leser sehen, dass der Vf. weder das eine, noch das andere weiss. Er stellt nämlich S. V. gegen alle ganz gemeinbekannte Begriffe der Geometrie einen *geraden Cylinder* unter die *vollkommen mathematisch regulären Körper*, und den gekrümmten unter die irregulären, und der gekrümmte Cylinder muss unschuldiger Weise seine Achse verlieren; allein der Vf. steckt den Geometern ein neues Licht auf, indem er die Achse des gekrümmten Cylinders *ausser* dem Cylinder herausgehen lässt, um seine Directionslinie hineingehen zu lassen. Die Achse eines gekrümmten Cylinders ausser dem Cylinder aber ist ein mathematisches Sideroxylon, und eine Directionslinie in einem Cylinder ein Unding, man mag nun diesen Cylinder nach der neuen Geometrie des Vf. zu den vollkommen regulären Körpern zählen oder nicht. Hat ja doch schon *Stein* in sr. theor. Anleit. z. Gebhlfe. sehr deutlich und *mit der freylich alten Geometrie übereinstimmend* gesagt: „dass die Achse des Beckens eine Bogenlinie beschreibe, indem die beiden Achsen der 2 zusammengesetzten Cylinder in einen Circulschnitt übergehen." S. 89 findet der Vf. die Ungleichheit der Becken und die dadurch entstehende grosse und wesentliche Veränderungen der Achse des Beckens als ein Hinderniss der praktischen Anwendung der Achse für Geburtshelfer." Eine Einwendung, die sich von selbst löst, sobald der Vf. sich die Mühe nehmen wird, die nur 2 Bogen starke, aber sehr gründliche, Schrift von *Sommer* über die Beckenachse zu studiren, oder sich zu überzeugen, dass ein Winkelhaken seinen rechten Winkel behält, die Directionslinie (um uns auch dem Vf. verständlich zu machen, sey es uns erlaubt, seine ungeometrische Benennung beyzubehalten) mag gegen Süden oder Norden weisen. Nicht die Achse des Beckens, sondern das ganze System wird verändert. Auch scheint der Vf. vergessen zu haben, dass die Berechnung der Grade dieser Linie, wie er sich S. 89. ausdrückt (wird wohl heissen müssen: Grade des Winkels einer Linie mit einer andern?) nicht aus einer einzigen Messung, sondern aus mehreren gemacht ist, dass also schon bey der Normalbestimmung der Achse des weiblichen Beckens die verschiedenen Formen, die verschiedenen Messungen in Anschlag gekommen sind, dass folglich sich der Vf. mit der gar bösen Mathematik entzweyt, wenn er es für eine einzig berechnete Achse hält. S. 90. Die Theilung der Körper in Schichten in die Definition der Achse zu bringen, ist ungeometrisch. Eben so ungeometrisch die Folgerung, dass eine *imaginaire* Linie dem Geburtshelfer nichts nütze, da es doch selbst dem Vf. etwas nütze ist, zu seiner Definition eine mit der Grundfläche des Körpers parallele imaginaire Fläche anzunehmen. Der §. 106. ist vollends gar ein Meisterstück von Geometrie, da werden allen Körpern, deren Schichtenumfänge *nicht Kreise* sind, geradezu die *Achsen abgesprochen.* Rec, hat mit wahrer Wehmuth diesen unersetzlichen Verlust der Mathematik betraurt, da durch diese unerhörte neue Geometrte des Vf. so viele schöne Denkmale des menschlichen Geistes eines *Clairaut's*, *D'Alemberts*, *Newtons* und *Eulers* vernichtet werden, die alle in ihrer Unwissenheit über Achsen geschrieben haben, die dem obengenannten Geometer des 106. §. leider: keine Achsen sind. Geometrisch hat also der Vf. nun auch bewiesen (man vergleiche §. 109), dass die Achsen des Hn. *Clairaut* etc. ein Unding sind; Alle Berechnungen also, die wir von den Achsen der Körper durch diese grossen Männer erhalten haben, sind unvollkommen, weil der Tod jenen Männern die Vordersätze, von denen Hr. *Creve* ausging, geraubt hat. Und wie würde sich der selige *Röderer* wundern, wenn er aus §. 110. vernehmen würde, dass man nach gerade jetzt am Rhein unter anderem auch anfienge, ein Dreyeck für eine Directionslinie anzusehen, oder ein Δ für kein Δ zu halten, weil der Sinus eines Winkels sehr unansehnlich wäre, und ein anderer Winkel das Unglück hätte, sehr spitz auszufallen. Um endlich aus der Ungewissheit herauszukommen, in welche die Geometrie den Vf. versetzt hat, schlägt er vor, Figur und Richtung der Beckenhöle unter einer Linie vorzustellen und diess nicht Achse, sondern *Directionslinie*, zu nennen. Gerade wie jener Prediger, der seinen Zuhörern erklärte, der Kürbis, in dessen Schatten Jonas gesessen habe, sey kein Kürbis, sondern ein Kikaion gewesen; was aber ein Kikaion war, das wusste weder der Prediger noch die Gemeinde.

So wenig Sachkenntniss aber der Vf. von der Beckenachse selbst bewiesen hat, eben so wenig historische Kenntniss von ihr verräth seine Schrift, ob es ihm gleich S. 83 äusserst wichtig schien, eine kleine Geschichte der Beckenachse zu entwerfen. Von *Deventer* sagt er, er habe nicht an eine Achse des Beckens gedacht. Was konnte denn *Deventer* anders verstehen, als die Längenachse, oder Centrallinie, oder Schwerlinie des Beckens

und des Körpers (nicht Directionslinie, wie der Vf. auch die Schwerlinie des Körpers zu benennen beliebt), wenn er schreibt: „*Cavitas pelvis* **longitudine** *sua non secundum* **longitudinem** *spinae dorsi* **tendit**, *sed ab imo oblique anticam versus ascendendo progreditur* etc.“ Frage doch der Vf. jeden Geometer, ob er unter *longitudo cavitatis pelvis* und *longitudo spinae dorsi* in dieser Verbindung etwas anders verstehen könne, als die Längenachse des Beckens und des menschlichen Leibes? S. 84. heisst es: „*Röderer* vermuthete sogar durch die Bestimmung der Achse des Beckens sehr viele Aufklärung unter den Geburtshelfern zu verbreiten.“ Zweifelt denn der Vf. noch, ob Röderer wirklich Aufklärung damit verbreitet habe? Wer gab denn Veranlassung, dass *Stein*, *Sommer*, *Baudelocque*, *Camper* etc. die Achse näher prüften, und in ihren Schriften den Nutzen derselben nicht nur bestätigten; sondern mit grossem Vortheil auf Werkzeuge und Operationen anwendeten. Als *Röderer* von der Achse des Beckens schrieb, so war es nicht eitle Ruhmsucht, die ihn verleitete, eine neue Lehre aufzustellen und ein Unding einzuführen. Er sah ein, dass, wenn man von dem natürlichen oder widernatürlichen Durchgang des Kopfs durchs Becken, von der Richtung des Muttermundes, der Instrumente, Finger und Hände nach Erforderniss natürlicher oder widernatürlicher Zufälle in der Schwangerschaft, Geburt und bey Fehlern der Gebärmutter bestimmt schreiben, und *wissenschaftlichen* Köpfen recht *deutlich* und durchaus verständlich werden wolle, man eine gewisse Reihe von Mittelpuncten in der Beckenhöle annehmen müsse. Diese Reihe von Mittelpuncten, so wie sie der Länge nach durch das Becken führt, nannte er *Achse des Beckens*; und da er sahe, was er schon bey *Deventer* gelesen hatte, dass diese Achse auf eine gewisse Entfernung von der Achse des Körpers abweiche, so bestimmte er diese Abweichung durch Grade des Winkels, den diese beiden Achsen mit einander machen, und setzte nach mehreren Messungen und Berechnungen eine Normalachse fest. Er sah ferner, dass die Linie von Mittelpuncten der Mutterscheide mit der Achse des Körpers in einem andern Verhältniss stehe, als die Achse des Beckens, und nahm daher auch eine eigne Scheidenachse an. Aus eben diesen Gründen nahm er auch 2 Achsen der Gebärmutter an, und bestimmte darnach das Natürliche oder Widernatürliche in Absicht der Lage und Richtung der mütterlichen Theile und des Kindes. Von der Zeit an ward eine bestimmtere Sprache unter Geburtshelfern in Absicht des Durchgangs der Kindestheile und der Nachgeburt durch Gebährmutter und Becken, der guten und üblen Lage der Gebährmutter, des Kindes und der Kreissenden zur Geburt, bestimmtere Form und Richtung der Werkzeuge für diese Theile in und ausser der Geburtshülfe und d. m. eingeführt, und das ganze Entbindungsgeschäft bekam unter der mathematischen Behandlung eines *Röderers*, *Levrets*, *Steins* etc. und anderer, welche Achsen annahmen, ein bestimmteres, sichereres und richtigeres Verfahren. Man hat sich daher wohl vorzusehen, dass uns nicht die ungeometrischen und unwissenschaftlichen Geburtshelfer wieder unvermerkt in die Finsterniss und Grausamkeit der vorigen Jahrhunderte in Absicht der Geburtshülfe zurückführen, wozu es in unsern Tagen von manchen Orten her das Ansehen gewinnen will. S. 85. schreibt der Vf. mit Verwunderung: *Levret* nimmt gar drey Achsen an. Davon aber scheint er nichts zu wissen, dass *Camerer* in einer gut geschriebenen Dissertation auf eine andere Weise, als *Levret*, drey Achsen angenommen habe. Wundern muss man sich aber, dass der Vf. die Einwürfe, die *Meckel* in einer weitläuftgen Note zu *Baudelocques* Anleit. z. E. gegen die Beckenachse macht, nicht mit einer Sylbe berührt, da er doch das Buch selbst citirt. Will er etwa, der Leser solle glauben, er, der Vf., habe zu allererst den grossen Gedanken gehabt, dass die Beckenachse unnütz sey? Will er uns glauben machen, er habe die Note gar nicht gelesen? Gelesen wohl, aber nicht verstanden. Denn *Meckel* gibt doch zu, dass einiges Nützliche aus der Lehre der Beckenachse für den Mechanismus der Geburt und für das Praktische in der Geburtshülfe folge. Aber endlich einen so seichten Grund, als der Vf. S. 88. anführt, warum es unnütz sey, die Lehre von der Beckenachse zu wissen, hätten wir nimmermehr erwartet. Nemlich, weil die Hebammen in dem Entbindungshause in Mainz die innere Untersuchung an Schwangern mit der grössten Vorsicht und gehörig genau sollen gemacht haben, die nichts weniger als die Achse gekannt, obwohl einen deutlichen (?) Begriff von der Figur und Richtung der Höle und den Oeffnungen des kleinen Beckens gehabt haben sollen. Der Vf. wird ohne Zweifel auch schon von sogenannten Augendoctoren, Brüche- und Steinschneidern gehört haben, die ohne mathematische, anatomische und physiologische Kenntnisse zuweilen glücklich Staare, Brüche und Blasensteine operiren. Allein er wird doch nicht in Abrede seyn, dass, wenn ein Augenarzt etc. nicht auf gut Glück, operiren und mit diesem in eine Classe versetzt werden will, es schlechterdings nothwendig sey, sich wissenschaftliche Kenntnisse vom Auge etc. zu erwerben, und dabey auch zu wissen, was *Seheachse* ist?

Die dem Werk beygefügte Abbildungen, welche ein ganzes Becken, einzelne Knochenstücke und Bänder desselben und den sogenannten verbesserten Beckenmesser des Vf. vorstellen, sind im Ganzen so fehlerhaft, als das Werk selbst, sowohl in Absicht der Zeichnung, als besonders der Schattirung. Wir wollen bey der ersten Tafel stehen bleiben, welche ein Muster eines natürlich guten Beckens seyn soll. Das Kreuzbein läuft ohne alle Aushölung mit dem Steissbein schnurgerade herab, und der Schambogen ist ein ausgezackter stumpfer Winkel; Am linken Horizontalast des Schaambeins ist ein starkes *Tuberculum spinosum* tief abwärts gebogen, am linken ist kaum eine Spur davon. etc, Die IX. Tafel ist unter aller Kritik. Und diese Abbildungen sollte ein *Sömmerring* durchgesehen haben? — Nimmermehr!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 12. Julius 1794.

PHILOLOGIE.

HALLE, b. Gebauer: *Institutio philologi hebraei.* Tironibus scripsit *Guil. Fr. Hezel*, Philos. D. Smo Hassiae Landgr. a consiliis regiminis int., LL. OO. Prof. P. O. Sacr. Caes. Palatii Comes, et acad. Ludov. h. t. Rector. 1793. 118 S. 8.

Ebendaselbst: *Wilh. Fr. Hezels — Kritisches Wörterbuch der hebr. Sprache.* 1793. 204 S. 8.

Ueber die Mittel, die ausgestorbene hebräische Sprache wieder herzustellen, gebietet noch ein Geist der Anarchie, unter welchem diess ganze philologische Reich und was davon abhängt, nicht wenig leidet. Wo nicht geprüfte Grundsätze als Gesetze anerkannt sind und in der Ausübung gelten, da droht Anarchie; wo sogar diess als Grundsatz aufgestellt wird, dass man oft nicht nach allgemein gültigen Gesetzen, sondern nach individuellem Gutdünken entscheiden dürfe und solle, da *herrscht* diese Tochter des Zufalls, der dunklen Gefühle und der Leidenschaften! In diesem Zustand ist bis jetzt die grammatikalische Provinz der hebräischen Wortforschung. Ihre Grundgesetze schwanken, weil man sie indess immer nach Convenienz und dem Ziel der Nutzbarkeit gemäss, nicht aber nach strengem Recht und mit consequenter Festigkeit aufgestellt und angewendet, weil oft ein eilfertiges Streben nach einer Nothhülfe, oft der spielende Witz sie regulirt hat. Was aber werden wohl die unpartheyischen und gerechten Bürger dieses blos durch Sprachphilosophie zu constituirenden Staats gegen einen Mitbürger entscheiden, welcher — so loyal er in allen seinen übrigen Verhältnissen ohne Zweifel ist — in diesem philologischen Reiche unter dem Schein des Gesetzes eine noch weit ungebundenere Willkür, als die bisherige war, aufs neue gesetzlich auf den Thron erheben will. Doch, er thut es öffentlich, ohne Rückhalt; ohne viele Erregung der Leidenschaften, durch Darstellung der Gründe seiner jetzigen Ueberzeugung. Diess hebt alle Schuld auf. Alle seine Mitbürger haben Recht und Gelegenheit, seine Gründe zu prüfen, Gegengründe darzulegen und zu hören. Am Ende gewinnt also auch hierinn durch Freymüthigkeit das, was wahrhaft die gute Sache ist, gewiss, und er selbst freut sich unfehlbar, wenn die Verfassung dieses philologischen Reichs durch ihn, er sey nun gelegentliche oder bewirkende Ursache, von allem verderblichen Einfluss der Gesezlosigkeit und Willkühr immer mehr gereinigt wird. Auch hat er, wenn gleich sein Hauptmittel, die hebräische Sprachforschung zu befördern, zur Willkür hin und also vom Zweck der Bestimmtheit abführt, doch nebenbey so manchen wahrscheinlichen und empfehlenswehrten Beytrag zur Aufklärung einzelner Wörter hier selbst wieder geliefert, dass besonders die zweite Schrift auf alle Fälle Aufmerksamkeit verdient und erhalten wird.

Bekanntlich gründet sich der Beweis einer Wortbedeutung im hebräischen Dialekt (ausser der Rücksicht auf den Context, einen gar oft unbestimmt sprechende und deswegen trüglichen Zeugen) auf die Aussage welche Bedeutung einem Wort in dem Ganzen der semitischen Sprache, also in den übrigen Dialecten derselben, gewiss zugehöre. Das eigenthümliche und unterscheidende dieser Dialekte abgesondert, hatte der hebräische Dialekt in seinen Wortbedeutungen nach höchster, auf Sprachanalogie gegründeter Wahrscheinlichkeit, das gemeinschaftliche der semitischen Dialekte so gut und noch ausgezeicneter, als jede Familie ihre Familienphysiognomie. Aber eigenthümliche Bedeutungen der Worte im hebräischen Dialekt, welche ihn gerade zu einen besondern Dialekt machen helfen, sind aus jenem gemeinschaftlichen natürlich unerklärbar, wenn nicht der Zusammenhang oder eine andere sichere Tradition sie mit Zuverlässigkeit deuten lehrt. Diess geschieht wirklich noch in manchen Fällen. Wo aber diess Glück nicht zutrifft, da tritt nun die Frage ein: ob man lieber über solche unerklärbare Reste die jetzige unvermeidliche, völlige oder bedingte, Unwissenheit erkennen und bekennen? oder ob man ein anderes Deutungsmittel einführen wolle, wodurch allerdings für alles und alles Deutungen zu finden sind; aber was das schlimmste ist — Deutungen im Plural, und niemals eine nach festen Sprachgesetzen bestimmbare, von Willkür unabhängige, als einzig erweissliche!

Hr. H. setzt in der ersten Schrift die sichern Gesetze der hebr. Wortforschung allerdings zuerst in *L. III. de rite* (recte) *conferendis vocibus hebraicis cum iisdem arabicis et aramaeis*, und Rec. vermisst dabey nichts bedeutendes, als dass nicht auch zur Vergleichung des Aethiopischen und Samaritanischen die nöthigen Gesetze und Behutsamkeisregeln angezeigt sind. Den Unterschied und die Verwandschaft von Schin, Sin, Samech und ث hat der Vf. besser als gewöhnlich angegeben. Sehr richtig ist auch, was im *L. IV. de permutatione literarum extraordinaria*, meist nach dem *Clavis Dialectorum* von Alb. Schultens, angeführt wird; nur aber richtig, insofern es Beobachtung über bekannte Significate ist, nicht insofern darauf *Gesetze zur sichern Entdeckung von unbekannten Wortbedeutungen* gegründet werden sollen. Die Sache verhält sich so. So lang eine Sprache gesprochen wird, spricht man nicht selten ein

ein Wort ſo aus, daſs man nicht gewiſs ſagen könnte, ob darinn ein d oder t, ein b oder p, kurz: welcher von den ähnlichklingenden Lauten, genau genommen, zu ſchreiben ſeyn würde. Fängt man an, die Sprache durch Schrift zu fixiren, ſo iſt es denn wohl möglich, daſs der Eine *d*, der Andere *t* ſchreibt und daſs alſo in den ältern orthographiſch unregelmäſsigen Schriftreſten *dailen* z. B. und *theilen* einerlei bedeutet. Aus dieſer richtigen Beobachtung darf aber nicht als Regel gefolgert werden: daſs überhaupt in den Dialekten eines gewiſſen Sprachſtamms *dai* ſo viel als *thei* ſey und man alſo z. B. die unbekannte oder unerwieſsne Wortbedeutung von *dail — entdeckt habe*, wenn man die Bedeutung von *Theil* erweislich kennt. Vielmehr kann nur dieſs folgen: *wenn* dail und theil nach ſonſtigen Sprachbeweiſen einerley bedeuten; ſo iſt hier eine gewiſſe Unbeſtimmtheit und Nachläſsigkeit in der Orthographie Gewohnheit, dahingegen in vielen andern die eine Art, durch einen ähnlichklingenden Buchſtaben ſie zu ſchreiben, von der andern durch den Gebrauch bereits verdrängt iſt. Ja, bey manchen Worten, beſonders bey nachgebildeten Lauten (*Onomatopoeticis*) iſt oft nicht einmal Unbeſtimmtheit in den Schreiberegeln die Urſache, daſs ähnlich klingende Töne einerley bedeuten. Der eine hat den Schall Einer Sache ſo, der Andere mit einiger Verſchiedenheit nachgeahmt, und ſo kann z. B. *alal*, *jalal*, *helil*, *valal*, *halal*, *vail* — alles dieſs kann *heulen* bedeuten, ohne daſs eines dieſer Wörter aus dem andern entſtanden, alſo daraus ein "*Verwechſeln*" von a, h, v, und j, mit Recht gefolgert und daher weiter geſchloſsen werden darf, daſs wir ein andermal die Bedeutung von *Jaſchab* entdekt haben, wenn wir die Bedeutung von *aſchab* oder *haſchab* gewiſs wiſſen.

Sehr richtig nach dieſem allem, doch nichts weniger als neu, ſind die Beobachtungen des Vf. daſs 1) manchmalen auch im Hebräiſchen einerley Wort mit ähnlich klingenden Buchſtaben geſchrieben ſey, z. B. בטר بطر und בתר und daſs 2) Worte, welche nur wenig verſchieden klingen, oft einerley bedeuten, z. B. אֲלַל und הֵילֵל und ولول. Aber daſs er nun die Erweislichkeit einer *Entdeckung* von unbekannten Wortbedeutungen hierauf gründet, ſie mit groſser Vielredenheit ankündigt und darauf eine ganze *Reform* der hebr. Wörterbücher bauen will, dieſs iſt niemals durch irgend eine Sprachtheorie zu rechtfertigen und wird in der That durch des Vf. Praxis, d. h. durch ſeine unbegränzt willkührliche Anwendung, noch weniger empfohlen.

Weil die Sprachentheorie zeigt, daſs zuweilen, aus Mangel an Beſtimmtheit in der Rechtſchreibung, das nämliche Wort bald mit dem inen, bald mit dem Andern der ähnlichklingenden Buchſtaben geſchrieben worden ſey; ſo kann der theoretiſch genaue Philolog, wenn er z. B. die Bedeutung von בטר wüſste die von בתר aber ſonſther nicht entdecken könnte, aufs höchſte mit Schüchternheit die Vermuthung wagen, ob vielleicht gerade hier eine Ungenauigkeit in der Rechtſchreibung ſtatt finde und alſo בתר eben das bedeuten möchte, was בטר bekanntlich bedeute. Und auf dieſe behutſame Weiſe haben indeſs orientaliſche Philologen dieſe bisher beſchriebene Beobachtung, als ein entferntes und oft trügliches Mittel der Wortforſchung, nicht vernachläſsigt; nur etwas gewiſſes entdeckt zu haben, beredeten ſie weder ſich noch Andere, weder mit ernſter noch mit jovialiſch ſatyriſcſer Mine. Wie aber dagegen Hr. *Hezel*? — Wir nehmen ein Beyſpiel, wo ſich ſeine Theorie und Praxis in ihrer ganzen Fülle zeigen. „אֲפַר, אֵפוֹר, אֲפֻדָּה, אַפֵּדֶן S. 135 ff. Dieſen Wörtern „aus den Orient. Dialekten Licht zu geben, iſt — *eine* „*der ſchwerſten philologiſchen Aufgaben*! Man mag nun „in den Dialecten אפר oder ופר oder הפר: oder ארף „oder ורף oder הרף: אפט, אפת; אתף, אטף oder „eben ſo mit ו oder ה (ſtatt א) vergleichen, kurz an „*alle denkbare* Buchſtabenzerwechslung denken. — Die „Dialekte laſſen die Mühe des Forſchers unbelohnt!" — Ungeachtet dieſer Verſicherung, daſs, wenn man auch an *alle denkbare* Buchſtabenverwechslung gedacht habe, doch die Mühe unbelohnt bleibe, läſst der Vf. den Muth doch nicht ſinken und erklärt es vielmehr für "heilige Pflicht des hebräiſchen Sprachforſchers, „zumal bey ſchweren Wörtern, *alle und jede* Arten von „Verwechslung und Verſetzung der Stammbuchſtaben „vor Augen zu haben. Denn nur eine einzige vergeſ„ſen, kann uns gerade um den ganzen Vortheil brin„gen, den uns die verwandten Dialekte noch gewähren „können." — Und wer ſollte nun auch auf dieſem nach allen Seiten ins Unendliche führenden Wege nicht endlich etwas finden, das, wenn irgend etwas geſagt werden *muſs*, wenigſtens ſo gut als zehn andere ungegründete Vermuthungen einmal geſagt werden kann. Hr. *H.* vergiſst alſo nicht, "daſs die Ordnung der Buch„ſtaben von אפר in irgend einem Dialekte *wohl ganz* „*umgekehrt ſeyn könnte*! רפא arab. دفي und دفو" Und nun — iſt geholfen. רָפָא دفي iſt *wärmen*, folglich auch אֲפַר!! אֵפוֹר alſo (ungeachtet es bloſs ein *kurzer*, auf Schultern und Bruſt herabhängender Obermantel, eine Art von Scapulier war) wird ein *Erwärmungsmittel*, ein *Schulterkleid*, *επωμις* u. ſ. w. Hat nun der Vf. eine Entdeckung dieſer Art gemacht, ſo wird ſie ſogleich das nächſtemal als ein entſcheidendes Beyſpiel angeführt, das zu Fortſetzung eines ſolchen willkührlichen Verfahrens berechtige. Z. B. S. 156. "אָפַק woraus *unſtreitig* durch umgekehrte Ordnung der Buch„ſtaben (wie دفا aus אפר ſ. dieſs Stammwort) das Ver„bum קפא *coagulatum fuit, ſpiſſum fuit* — geworden „iſt" etc. So wird חֵשֶׁב kurzweg *Band*, *Gürtel*. Denn was iſt es anders, als חֲבֵשׁ *ligatura*? Auch beobachtet man leicht, daſs der Vf., je weiter er in ſeinem kritiſchen

fchen (!) Wörterbuche fortfchreitet, auf feinem Wege mit jedem Schritt entfchloffener wird. Bis er ins Tau käme — denn hier haben wir erft Beyträge zum Aleph würde er über feine Schüchternheir in Bearbeitung der erften Buchftaben felbft erftaunen und wieder etwas tüchtiges umzuarbeiten finden; damit doch unfere hebräifche Philologie, welche "auch nach Michaelis „Supplementen noch in den Kinderfchuhen fteht" endlich — — auf Stelzen gehen lerne! ?

Und diefs wäre alfo die Methode oder vielmehr die Manier, durch welche Hr. *H.* den hebr. Sprachforfcher nicht in ein *wüftes* oder *petrăifches* (wie, verfteht fich, andere allzubehutfame Kenner der Wege und Spuren) fondern in ein *glückliches Arabien* nach S. 105. führen will. Ihm find es furchtfame und ungeübte Sprachforfcher, die über die Vergleichung des hebräifchen Zeitworts און mit חון, חין, (חנא, הנה, אנח) حان und اني die Achfel zucken follten. Denn "kaum hält Ei„ner ftrenger über die Gefetze und Regeln der Verglei„chung, als *Er*. Aber *Er* kennt auch — die Ausnah„men von diefen Regeln." Was wären aber diefe Ausnahmen anders, als dafs Hr. *H.*, wenn er nach den wirklichen Gefetzen und Regeln der Vergleichung über die Bedeutung eines Worts nichts entdeckt, die Willkür fich zum Gefetz macht und nach allen, auch den entfernteften Aehnlichkeiten herumfieht, bis ihm Eine vor den Andern (noch dunklen Gefühlen) hier gefällt, für welche er felbft und jeder Andere, der Buchftaben verfetzen und vertaufchen kann, im nächften Augenblick eine gleich gut gegründete andere Deutung, ja zehn ftatt einer, aufbringen könnte? Von diefer Möglichkeit ift S. 57 ff. in der Würklichkeit ein fonderbares Beyfpiel. Nachdem der Vf. אחר aus dem Samaritanifchen zu erläutern verfucht hat, fällt ihm plötzlich eine andere Deutung bey. Diefe geht von den Worten: ja, ich glaube nunmehr bis S. 59. zu den Worten. zwifchen b. und c. Hierauf aber blieb dennoch ein Lob des Samaritanifchen als einer Erklärungsquelle noch ftehen, welches zu der S. 57. vorher gegebenen Erläuterung gehörte, das aber der Vf. doch auch nach diefer langen epanorthotifchen Unterbrechung nicht umfonst gefchrieben haben wollte. Wenn ja das Unbekannte durch folche Mittel entdeckt werden müfste, durch welche alles Gewiffe fchwankend gemacht, vom Ungewiffen aber nie etwas ficheres entdeckt werden kann, fo würden wir lieber, mit Michaelis fagen: *malim haec, ut alia multa, ignorare*, als auf dem Wege des Vf. 111. ausrufen: *non ignorare praeftat*. Da aber fonft Hr. *H.* zur hebräifchen Sprachforfchung mit Sprachkenntnifs und Witz hinreichend ausgeftattet ift und deswegen fchon fo manche Stelle glücklich erläutert hat: fo glaubt Rec. einer von ihm empfohlenen philologifchen Anarchie um fo beftimmter widerfprechen zu müfsen, damit uns nicht künftig jedes Gute des Vf. zugleich an die chaotifche Maffe, welche der Witz aus der vom Zufall gegebenen Materie blofs dem Scheine nach ordnet, verloren gehen möchte. Noch fchlimmer wäre es, wenn Hr. *H.* fein *Molimen* eines kleineren hebr. Handlexikons durch Befolgung diefer Manier faft ganz unbrauchbar machen würde.

Uebrigens begreifen wir am allerwenigften, wie Hr. *H.* diefe, einft durch Joh. Förfter und Burkhard Rümmelin feel. Andenkens cultivirte, Manier überall als eine tief ausgedachte, mühfame Arbeit befchreibt, und dagegen über diejenige zu lachen fich anftrengt, welche, wie Michaelis, zu einem hebr. Wort im Arabifchen oder Syrifchen nur ein mit den ähnlichen Confonanten gefchriebenes aufzufuchen wiffen. Es gehört doch wahrhaftig weder Kunft, noch Mühe, noch Tieffinn dazu, alle Buchftaben eines Worts, fo oft es geht, untereinander zu werfen und alsdann etwa רפא ftatt אפר nachzublättern; nicht einmal Mühe aber ift es, fich ein *t* ftatt *d* gefchrieben zu denken. Und der Vf. weifs es fich noch leichter zu machen. Selbft dort, wo ihm Beyfpiele vermeyntlicher Verwechslungen der Buchftaben nicht beyfallen, weifs er fich zu helfen. „Wie oft werden Nun und Jod, fchreibt er S. 83. — als *erfte* Stammbuchftaben verwechfelt! *Warum nicht auch als Zweite?*" Und, unerachtet er hiezu weder feine ausführliche Sprachlehre, noch feine Formellehre, noch feine *Inftitutio philologi hebraei*, noch fein — erft, fo Gott will, nach andern Grundfätzen, zu fchreibendes, hier aber zuweilen fchon citirtes — hebr. Lexikon zum Beleg citiren kann, wird es ihm doch eben fo leicht אִישׁ aus אֱנֹשׁ als אֵשׁ aus אֶרֶשׁ zu deduciren. Da er S. 146. gegen Clericus ausruft: "Was würde doch ein Heyne „fprechen, wenn er feine (?) lateinifchen und griechi„fchen Philologen *fo* philologifiren hörte" dachte er wohl nicht an die Probe, den Virgil nach der bisher befchriebenen (wir fagen nicht gerne: Hezelfchen) Manier zu interpretiren, welche der in diefem fo fehr mislungenen Verfuch eines Wörterbuchs fo oft mit ftolzem Mitleiden behandelte — J. D. Michaelis in feiner Beurtheilung der Mittel, die hebr. Sprache wieder herzuftellen, S. 68. bereits 1757. zum warnenden Beyfpiel entworfen hatte. In eben diefer — vergeffenen? — Schrift war fchon die Theorie über verwechfelte oder verfetzte Buchftaben faft ganz (S. 70 ff.) entwickelt und beftimmt, ausdrücklich aber diefs gezeigt, *dafs darinn kein Erfindungsmittel der uns unbekannten Bedeutungen zu entdecken fey!*

1) Wirzburg, b. Rienner: *Chreftomathia Quinctiliana.* Quam claffibus humanioribus accommodavit, notis variorum et fuis, adjecta in fermone patrio appendice auxit et dilucidavit Laur. *Blass* in Acad. Jul. Wirceb. Litt. hum. Profeffor. 1793. 381 S. gr. 8.

2) Ebendaf. *Anhang zur Erläuterung und Ergänzung der in Quinctilians Chreftomathie aufgeftellten Grundfätze* zum Gebrauche der rhetorifchen Claffen. 1792. XXII. und 203 S. gr. 8.

 3) Ber-

3) Berlin b. Maurer: *Ueber die Bildung des Gefühls für das Schöne auf öffentlichen Schulen.* Eine Abh. in der pädagog. Verſammlung des königl. Seminariums f. gelehrte Schulen vorgeleſen von Friedr. *Rambach*, Subrector des Friedrichswerderſchen Gymnaſiums. 1794. 160 S. 8. (10 Ggr.)

Wenn gleich die Rhetorik für uns nicht mehr den groſsen Werth hat, den ſie für die Römer haben muſste: ſo bleibt uns dennoch die Obliegenheit, die ſchönen Rednerkünſte in Schulen als Mittel zur Bildung des Verſtandes und Geſchmacks und zu andern bürgerlichen Zwecken nicht zu vernachläſsigen. Die Vorſchriften der Rhetorik werden aber am lauterſten aus den Quellen des Cicero und Quinctilian geſchöpft, und daher iſt dieſe reichhaltige Quinctilianiſche Chreſtomathie, welche noch durch die hinzugefügten Parallelſtellen des Cicero ergänzt und erweitert worden, für die höhern Claſſen gelehrter Schulen ſehr zweckmäſsig. Aber eine Unbilligkeit ſcheint es uns zu ſeyn, daſs der erſte Herausgeber und Erläuterer dieſer nun von *Blaſs* neu aufgelegten und verbeſſerten Chreſtomathie, Bonav. *Andres*, Wirzb. 1782. gar nicht genannt iſt. Der neue Bearbeiter hat Einiges in der Chreſtomathie ſelbſt geändert und weggelaſſen, was für den Zweck und überall für unſre Zeiten weniger Intereſſe hatte, und hat auch eigne Anmerkungen, vornehmlich Erläuterungen aus den neuern Theoriſten, beygefügt, die aber nirgends von den Anmerkungen ſeines Vorgängers durch irgend ein Zeichen unterſchieden werden. Bey dem literäriſchen Abſchnitt des 10. Buchs hat er ſich angelegen ſeyn laſſen, die beſten Ausgaben der Claſſiker beyzufügen; allein er iſt dabey etwas flüchtig zu Werke gegangen. Wir vermiſsten z. B. *Schützens* Aeſchylus, *Erneſti's* Callimachus, *Bruncks* Ariſtophanes uud Sophokles, *Becks* Euripides, *Burmanns* Properz u. ſ. w. Von Cicero's Werken iſt blos Erneſti's kritiſche Ausgabe angeführt. Von *Jani's* Horaz nur der erſte Theil. Von *Heynens* Virgil u. Tibull bloſs die erſten Ausgaben. Der deutſche *Anhang* iſt als ein erläuternder und erweiternder Commentar über die wichtigſten Abſchnitte des Qiunctilian anzuſehen und enthält ſehr brauchbare Materialien aus den claſſiſchen Schriftſtellern dieſes Fachs mit des Vf. eignen Gedanken und Zuſätzen. Lobenswerth iſt es auch, daſs der Vf. zur Erweiterung literariſcher Kenntniſse bey Jünglingen der Charakteriſtik der gr. u. röm. Schriftſteller im Quinctilian eine kurze Charakteriſtik der beſten deutſchen Schriftſteller in den Gattungen der Dichtkunſt, Geſchichte, Redekunſt und Philoſophie gegenüber ſtellte. Allein wir können nicht bergen, daſs die Liſte der hier angegebenen deutſchen vorzüglichen Autoren doch gar zu mangelhaft und unvollſtändig iſt. Denn obgleich der Vf. ſich ſchon gegen einen ſolchen Einwurf verwahrt, indem er ſagt: "es ſey nicht ſeine Abſicht, alle, ſondern nur die zur Nachahmung für junge Leute brauchbarſten und die unſchädlichen zu charakteriſiren, auch nicht immer ganze Schriftſteller, ſondern öfters nur, vorzüglich bey den Dichtern, ihre beſten Stücke anzuzeigen," ſo läſst ſich doch ſeine Unvollſtändigkeit mit dieſen Entſchuldigungen, die man ihm immer zugeben kann, nicht rechtfertigen. Um nur bey der Dichtkunſt ſtehen zu bleiben, führt er von neuern deutſchen Dichtern nur an: Bodmer, Haller, Hagedorn, Rabner, Gellert, Kleiſt, Ramler, Zachariä, Denis, Leſſing, Geſsner, Klopſtock, Stollberg. Gellert und Leſſing werden nur als Fabeldichter genannt. Dem Schauſpiel ſcheint der Vf. nicht gewogen zu ſeyn. Es wird deſſen gar nicht gedacht. Sind denn die in ihrer Art groſsen Dichter, Göthe, Wieland, Gleim, Jacobi, Utz, Engel, Göckingk, Weiſse, Bürger, Voſs, Schiller etc. nicht auch, wenigſtens Theilweiſe, für Jünglinge brauchbar und unſchädlich?

N. 3. enthält ſehr leſenswerthe Betrachtungen über das Studium der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften auf höheren Schulen. Die Ausbildung des Geſchmacks ſoll uneigennütziges Wohlgefallen am Schönen hervorbringen, ſie ſoll aber zugleich als Mittel zu höhern Zwecken, als Vorbereitung zu einer moraliſchen Denkungsart und zu den geſelligen Tugenden der Freundſchaft, der Liebe, des Mitgefühls dienen. Zwar gehört für die gemeinſchaftlichen oder gelehrten Schulen nicht die Bildung des eigentlichen Künſtlers, welcher in Kunſtſchulen erzogen wird; doch ſollen in ihnen 1) in Rückſicht auf die bildenden Künſte richtige Grundſätze zur Beurtheilung der Werke der bildenden Kunſt verbreitet, aber 2) in Rückſicht der ſchönen Redekünſte ſolche Anweiſungen ertheilt werden, wodurch die Jugend nicht nur in den Stand geſetzt wird, ſolche Werke zu beurtheilen, ſondern auch eigne Werke hervorzubringen und zu kritiſiren. Die Phantaſie muſs in Thätigkeit geſetzt werden, nicht nur in die genieſsende und beurtheilende, ſonden auch in die ſchaffende. Beides geſchieht durch Aufſätze von mancherley Art, wozu der Lehrer den Stoff gibt, und bey deren Beurtheilung er die Regeln der Kunſt einwebt und entwickelt; es geſchieht ferner durch Entwicklung vollendeter Muſter des Schönen, die der Lehrer vor ſeinen Schülern anſtellt, und alsdann von ihnen wiederholen läſst. Auch ſchriftliche Kritiken werden als eine nützliche Uebung für Schüler empfohlen. Nach vielen ſolchen einzelnen Uebungen laſſen ſich die zerſtreuten Bemerkungen in ein Ganzes von Regeln bringen. Der Vf. ſtreut viele feine praktiſche Bemerkungen ein, die einen aufmerkſamen und nachdenkenden Schulmann verrathen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 12. Julius 1794.

OEKONOMIE.

Leipzig, b. Kummer: *Kupferzell durch die Landwirthschaft im besten Wohlstand*; v. Pfarrer *Mayer*. 1793. 391 S. 8.

Ein lesenswürdiges Buch. Es theilet sich in V Abschnitte. I. *Was Kupferzell ehemals war.* Hohenloh soll eines von den ersten Ländern seyn, die bevölkert worden; seine Bewohner müssen früh dem Herumschweifen oder der nomadischen Lebensart entsagt und sich da fixirt haben, weil die Alten die Salzquellen zu Schwäbisch Hall vorgefunden. Indessen aber können diese auch spät entdeckt worden seyn. II. *Was Kupferzell jetzt ist.* Bey der freyen offenen und ebenen Lage, den durchgängig angebauten Fluren, den ausgetrockneten und in Wiesen verwandelten Teichen, wenigen Waldungen, gesundem Wasser und andern die gesunde Luft befördernden Umständen muss allerdings die Sterblichkeit geringer seyn, als in mehrern andern Gegenden; doch ist die Bemerkung des Vf. selten, dass er in 46 Jahren seines Pfarramtes in Kupferzell keine 12 Kinder beerdigt habe, die an den Blattern starben. Er sagt ferner: dass gar selten eine epidemische Krankheit sich da einfinde: dass niemals ein hitziges Fieber daselbst grassiret, nur einmal das faule Fieber, wobey aber von 50 Kranken kaum 10 gestorben seyn; dass die Auszehrung eine seltene Krankheit sey: dass, als einsmals eine Soldatenfrau die ungarische Krankheit, die an die Pest gränzte, aus dem Feldlager dahin gebracht, 7 Personen in einem Hause daran auf einmal lagen, niemand weiter, als der Chirurgus angesteckt worden, und dieser nebst 3 von den 7 Kranken daran gestorben sey. — Er bemerkt seit 50 Jahren her eine ziemliche Abnahme der körperlichen Grösse der Einwohner, die jedoch stark und robust seyn, und schreibt solches dem frühen Anhalten der Kinder zur Arbeit zu, welche wohl den Stillstand verursachen, aber festere Sehnen und Nerven schaffen mag, indem sie solche verkürzt. In einem Zeitraum von 420 Jahren berechnet er aus den Kirchenbüchern im Durchschnitt, von 36 Lebenden jährlich 1 Verstorbenen, und die Vermehrung der Gemeine bestehet vom Jahr 1750 her in 1516 Personen. – Der Rindvieh- und Hammelhandel trägt der Gegend von 12 bis 15 Stunden Länge und 6 Stunden Breite jährlich über $2\frac{1}{2}$ Millionen Gulden ein. III. *Durch welche Mittel Kupferzell das wurde, was es jetzt ist.* Dazu rechnet er 1) die *Religion*. (ein Inbegriff aller Regeln, die zeitlich und ewig beglücken:) der erste Grund alles Wohlstandes. Je reiner sie ein Staat besitze und ausübe, desto glücklicher sey er. Diesen Punkt führt der Vf. gut aus, zeigt, wie bessere Schulen, Selbstdenkenlernen des Landmanns, Verscheuchung des Aberglaubens u. s. w. einen grosen Einfluss in das Wohl eines Staats habe. Näher und sehr passend erklärt er sich darüber in dem IV Abschnitte. — 2) Das *Eigenthumsrecht* beym Güterbesitz. 3) *Vertheilung der Gemeingüter.* 4) *Vertheilung der grossen Höfe in kleinere.* 5) *Abtheilung der Wohnplätze*, um den entfernten Gütern nahe zu liegen. 6) Abschaffung der Weidgänge und *Einführung der Stallfütterung.* 7) Die *Ochsenmast*, die nicht nur starken Geldgewinn, sondern auch vielen Dung, die Aecker in höchsten Ertrag zu bringen verschaffe. 1. Morgen (groses Maas zu 256 Quadrat Ruthen, die Ruthe 16 Nürnberger Fuss) erträgt 8 Schober (Fuder, Schock, sind 60 Gebund) Getraide. — Ein sehr starker Ertrag. 8) *Das Befühjren der Aecker mit Mergel.* — Eine für den Feldbau interessante Erzählung der Naturgeschichte der dasigen Fruchtfelder. 9) *Die Tüchtigkeit des Bodens* zum Anbau fast aller gewöhnlichen Producte. 10) *Der Bau der Wicken*, welche dort geschroten, die Hauptsache der Mästung ausmachen, und dann die *Gerste*, die eben so gefüttert wird. 11) *Heu und Grummet* von fetten Wiesen, und *Klee* zu grünem Futter für Melk- und Arbeitsvieh. 12) *Der Gyps*, (um welche Dungart sich der Vf. längst sehr verdient gemacht hat.) 13) Der *Verkauf der Cameralgüter an die Bauern.* 14) *Verkauf der Schäfereyen zu die Unterthanen.* 15) Der *Kartoffelbau.* 16 u. 17) *Ein nicht übertriebener, moralisch guter Luxus* u. s. w. — Frohndfreyheit; Chausseen; ebene gesunde Lage. u. s. w. IV. *Kupferzell nutzt alles zu seinem Wohlstand freywillig und ohne Zwang.* — Hier werden sämmtliche Punkte der vorigen Abtheilung nach derselben Ordnung der Numern weiter ausgeführt. V. *Was Kupferzell noch zu mangeln und abzugehen scheint, seinen Wohlstand ganz zu vollenden.* — Dazu rechnet er in allgemeiner Anwendung und überhaupt in den Staaten 1) *bessere Religionslehrer in Schulen und der Kirche*: bey jenen, dass sie nicht blos den Katechismus herbeten könnten, sondern auch etwas von Naturlehre, Naturhistorie, Feldmesskunst, von den Gründen der Landwirthschaft oder der Künstenlehre, und den dem Land- und Hauswirth, dem Bauren und Bürger nöthigen Wissenschaften überhaupt verstehen sollten. Bey den Kirchenlehrern tadelt er, dass sie allermeist zur Absicht der Religion nur die Glückseligkeit der Zukunft nach dem Tode annehmen, und die Religion nicht als einen Inbegriff aller Regeln ansehen, durch deren Beobachtung die ganze Glückseligkeit der Menschen befördert werden soll: dass kaum 10 von 100 die Glückseligkeit dieses Lebens als den einen Hauptheil der Seligkeit ansehen, worauf sie unterrichten sollten: 2) besse-

bessere Beamten, die sich als Väter der Unterthanen ihres Fürsten bezeigen, ihre ganze Lage kennen, und ihr Gewerb von Grund aus verstehen: 3) *Die Weghebung der Vampiren, der Juden*, und die Beschränkung anderer, nemlich der vorzüglich Reichen einer Gemeine, die den Mittelmann und Aermern drücken: 4) Was er hier von den *Abgaben* an die Herrschaft sagt, ist local: 5) *Bessere Polizey im Kirchenwesen*, Abschaffung der Feyertäge u. s. w. der kostspieligen Pathengeschenke, Todtenkränze u. s. w. in *der bürgerlichen Polizey*, Abstellung kostspieliger Hochzeit, Tauf- und Todtenschmäuse, des liederlichen Bettelns durch Arbeits - und Zuchthäuser: Errichtung der Brandassecurationen. — Das Uebrige von der Viehzucht ist local. — Beherzigung verdient, was er von Verführung unbemittelter Mädchen sagt. — Die *Feldpolizey* vergifst der Vf. ganz. Diefs hätte um so weniger geschehen sollen, da von ihr öfters die Aufnahme der Landwirthschaft abhängt, und man in vielen Gegenden auf dem Felde nichts sicher haben kann, auch in dem Anbau der Producte selbst, manche Gesetze und bessere Aufsicht nöthig wäre. — Uebrigens hat der Vf. die Seitenhiebe auf Hn. *Stumpf* in der Vorrede abgerechnet, viel Belehrendes und Schönes für das Gesammte der Landwirthschaft und Oekonomie gesagt.

Stralsund, b. Struks Witwe: *Anweisung über den Blumengarten nach den bisher bekanntgewordenen besten Behandlungsarten.* 1793. 774 S, 8. (1 Rthlr. 20 Gr.)

Dieses reichhaltige Werk, eine Fortsetzung der Abhandlung über den Küchengarten, kann ein brauchbares Handbuch für die Garten- und Blumenfreunde seyn. Es enthält 3 Abtheilungen, nebst einem Monatskalender, oder die monatliche Anweisung zur Wartung des Blumengartens. In dem I Abschnitt wird theils überhaupt von Anlegung und Zubereitung des Blumengartens, der Beete und deren Besetzung u. s. w., von Blumentöpfen und Geschirren: vom Begiessen, Durchwintern der Blumen und Gewächse im Freyen und im Hause, theils insbesondere von Behandlung der Blumen, die in alphabetischer Ordnung aufgestellt sind, geredet. Die 2 Abth. enthält Bemerkungen und Regeln für diejenigen Gartenfreunde, welche mit dem Blumengarten zugleich den Anbau von Küchengewächs und Obst verbinden, wobey die für die Haushaltung nützlichen Gewächse auch nach alphabetischer Ordnung angeführt sind, und von ihrer Durchwinterung in lüftigen Kellern; der Samenerziehung; den Mitteln gegen einiges Gartenungezieter u. s. w. abgehandelt wird. Die 3 Abtheilung zeigt die Anzucht der Sommergewächse und einjährigen Blumen, theils im Allgemeinen, theils insbesondere wieder in alphabethischer Ordnung. Dann folgt der Blumengartenkalender.

Warum der Vf. in der er 1 Abth. das bisweilen gebräuchliche Belegen der Blumentöpfe mit Schnee, bey den im Hause zu überwinternden Blumen, als durchaus untauglich verwirft, davon gibt er keine überzeugenden Gründe an. Rec. findet es in der Erfahrung besser, (es sey bey einem kalten oder warmen Winter), als das öftere Begiefsen, das entweder die Pflanzenwurzel bey warmer Winterluft leicht in Trieb, oder bey kalter in Verderbnifs bringen kann. — Das Garteninstrument des Blumenhebers oder Gurken - und Melonenbohrers, so wie auch des Blumenbegiefsers in Form eines Zuckerhuts ist nicht hinreichend deutlich beschrieben, um den Blumenfreund in Stand zu setzen, sie darnach verfertigen lassen zu können. Eine Zeichnung wäre hier gar dienlich gewesen, im Fall sie von vorzüglichen Nutzen sind. — Die untrügliche Methode des Einschlämmens der zu versetzenden Pflanzen und Gewächse ist sehr gut gezeigt, so wie auch die Anlegung der Mistbeete. Die Behandlung der Nelken ist sehr vollständig gelehrt, so, wie es auch diese beliebte Blume verdient und erfodert; jedoch ist vergessen, bey dem Ablegerbereiten, und der Anweisung, wie die *Nelkenstecklinge* zu machen, die Zeit zu bestimmen, *wenn* solches geschehen soll. Wenn gleich vorauszusetzen ist, dafs sie eben die sey, in welcher die Ableger durch Einschnitte gemacht werden: so will doch der Laye, der noch nichts davon weifs, in solchen Hauptpunkten deutlich verständiget seyn. — Die Rubrik von der *Reseda odorata* sollte etwas vollständiger ausgeführt seyn; auch gleicht ihr trefflicher Geruch mehr der aromatischen Traubenblüthe als der Märzviole. — In der 2 Abth. ist die Melonenpflanzung vorzüglich gut beschrieben. — Die Mittel wider die Ameisen und Erdflöhe sind unzureichend, und den Ohrwurm mit einer Schale Wasser vom Nelkentopf abhalten zu wollen, wäre ganz vergeblich: die Ursache wird der Vf. einsehen, wenn er einem Ohrwurm die halben Flügeldecken mit einer Nadel lüftet und die künstlich zusammengefalteten grofsen runden Flügel hervorziehet. — Sein Raupen- und Schmetterlingsfang wird eben so wenig fruchten, als die Beschützung der Weintrauben mit Spinneweben. — Die Judenkirsche, *Phisalis Alkekengi*, scheint er nicht vollkommen zu kennen. — Das Eberhahnische Obstverzeichnifs ist so erbärmlich abgedruckt, dafs fast kein französisches Wort richtig, manches gar nicht zu entziffern ist; besser das Herrnhausische. Die 3 Abth. lehrt leichtere oder geringere Arten von Mistbeten; und die Anpflanzung der Sommergewächse, in deren alphabetischen Verzeichnifs viele in dem vorhergehenden Abtheilungen vorkommen. — Der Stechapfel (*Datura*) der selbst am Geruch giftig ist, hätte hier wegbleiben können. — Bey dem Gartenkalender wären die wenigen Rubriken von Küchengewächsen füglicher besonders und nach den Blumen gesetzt worden; überhaupt aber hätte dem Titel getreu die Vergrösserung des Buchs durch das hin und wieder eingeschaltete vom Küchengarten, das doch unvollständig ist, und im Ganzen nichts sagen will, ganz wegbleiben können, wie auch die häufigen Sprachfehler und veraltete Orthographie, z. B. mit *die* (den) Anemonen: die Erde, welche für *ihnen* (sie) gehöret: wo an *denen* (den) Ranunkeln u. s. w. blühen *im Junii* (im Junius:) es fehlet an *ein* (einem) *richtiges* (richtigem) Verzeichnifs derselben: bis *zu die 4 Fuss* (bis auf 4 Fuss) abgekürzt: aus *die* (den) Kernen erzogen u. s. w. — Das Register ist brauchbar und war unumgänglich nöthig.

VER-

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Nicolai: *Gotthold Ephraim Lessings sämmtliche Schriften.* Sieben und zwanzigster Theil. — Auch unter dem besondern Titel:

G. E. *Lessings Briefwechsel mit Karl Wilhelm Ramler, Joh. Joach. Eschenburg und Friedr. Nicolai.* Nebst einigen Anmerkungen über *Lessings* Briefwechsel mit *Moses Mendelssohn.* 1794. XVIII u. 520 S. 8. (1 Rthlr. 16 Gr.)

Der würdige Hr. *Nicolai* hat in der letzten Messe das Publicum mit einem schätzbaren Werke *seines* Geistes und ausserdem noch mit dieser Briefsammlung, an welcher auch sein Verdienst nicht gering ist, beschenkt. Die Sorgfalt, mit welcher man Lessings Nachlass aufsucht, sammelt und commentirt, die Achtung des Publicums gegen diese Reliquien, das Interesse, womit man alles, was sich auf Lessing bezieht, aufnimmt, diess alles beweisst auf eine unzweydeutigere Art, dass unsre Landleute vaterländisches Verdienst zu schätzen wissen, als es durch steinerne Denkmäler geschehen könnte.

Hr. *N.* hat diese Briefsammlung nicht ohne alle Läuterung und Mitgabe in die Welt hinausgestossen, Es versteht sich, dass er als ein Mann, der Achtung für das Publicum hat, dasjenige, was nicht für das Publicum gehörte oder diesem nicht wichtig genug scheinen möchte, wegliess. Doch hat er mit Recht auch viele ganz particuläre Stellen stehen lassen, die zunächst nur den Empfänger der Briefe interessirten, die aber doch durch ihre Form und Einkleidung, durch die witzige und feine Art, wie Lessing kleine Aufträge gab, ökonomische Bestellungen machte, sich bey häuslichen und Privatvorfällen benahm u. s. w., ein allgemeineres Interesse erhalten und ein sprechendes anziehendes Bild von Lessings Individualität geben. Allein, da ein Briefwechsel zwischen vertrauten Freunden eine Menge Stellen, Anspielungen, Anekdoten und Winke enthalten muss, welche nur diesen Freunden selbst oder höchstens den Zeitgenossen oder denen, welche in denselben Verhältnissen standen, bekannt seyn können: so würden viele Stellen einer solchen ins Publicum geschickten Briefsammlung dem Leser unverständlich seyn und verloren gehen, wenn sie nicht von einem unterrichteten Herausgeber mit Erläuterungen versehen würden. Solche nöthige Erläuterungen hat denn Hr. *N.* auch diesen Briefen beygefügt, die keinen sachkundigern Commentator hätten erhalten können. In einem Supplement kommen auch noch eine Anzahl Anmerkungen zu *Moses Mendelssohns* im J. 1789 gedruckten Briefwechsel mit Lessing hinzu.

Ramler und *Eschenburg* theilten dem Herausg. *Lessings* Briefe an sie mit. Der Letzte versah die an ihn gerichteten Briefe selbst mit den nöthigen Anmerkungen; so wie er auch die Briefe an *Ramler* mit einigen kleinen Anmerkungen begleitete. Der Briefe an *Ramler*, von 1755 bis 1779 ist zwar nur eine kleine Zahl, aber sie haben viel Anziehendes durch den herzlichen, freundschaftlichen Ton, der in ihnen herrscht, durch viel Laune und Witz und durch feine Urtheile und Charakterzüge. Die Achtung, die Lessing überall für *R's.* poetische Talente an den Tag legt, ist musterhaft. Er schickte ihm gewöhnlich seine poetischen Producte in der Handschrift zu, und liess sie von ihm kritisiren und verbessern. So machte er es noch mit seinem letzten Werke: Nathan der Weise. Als Lessing seine Sinngedichte in Berlin drucken liess, schickte er das Mscr. an *R.*, bat ihn auszustreichen, was gar zu mittelmässig sey, und wo ein Epigramm sich in der Geschwindigkeit noch ein wenig mehr aufstutzen lasse, ihm diese Verbesserung zu geben. Die Handschrift wurde nun, ohne dass sie Lessing sich wieder zurückschicken liess, nach Ramlers Abänderungen gedruckt; denn Lessing äussert an einer Stelle, dass er Ramlers Verbesserungen blindlings annehme.

Die Briefe von *Eschenburg* von 1772 bis 1780 sind auch nicht zahlreich. Der Besitzer erklärt, dass er einen wenigstens noch dreymal so grossen Vorrath derselben habe, deren Inhalt aber theils fürs Publicum nicht interessant sey, theils in anderer Rücksicht keine öffentliche Bekanntmachung vertrage. Die hier abgedruckten beziehen sich fast alle auf Literatur. Aber unter den jüngsten sind einige so charakteristische, dass wir uns nicht enthalten können, einiges Merkwürdige aus ihnen auszuheben. Gleich nach dem Tode seines neugebornen Sohnes, als die Mutter hofnungslos darnieder lag, schrieb *L.* an *E.* 3 Jan. 1778: „Ich ergreife den Augenblick, da meine Frau ganz ohne Besonnenheit liegt, um Ihnen für Ihren gütigen Antheil zu danken. Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn! Denn er hatte so viel Verstand! so viel Verstand! — Glauben Sie nicht, dass die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu so einem Affen von Vater gemacht haben? Ich weiss was ich sage. — War es nicht Verstand, dass man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen musste? dass er so bald Unrath merkte? — War es nicht Verstand, dass er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen? — Freylich zerrt mir der kleine Ruschelkopf auch die Mutter mit fort! — Denn noch ist wenig Hofnung, dass ich sie behalten werde. — Ich wollte es auch einmal so gut haben, wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen." Da *E.* die sonderbaren Aeusserungen dieses Briefs für die Sprache der Verzweiflung gehalten hatte: so entgegnete ihm *L.* d. 7 Jan. „Nicht Verzweiflung, sondern vielmehr Leichtsinn ist mein Fehler, der sich manchmal nur ein wenig bitter und menschenfeindlich ausdrückt." Den 10 Jan. „Meine Frau ist todt; und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, dass mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig seyn können zu machen; und bin ganz leicht." 14 Jan. „Gestern Morgen ist mir der Rest von meiner Frau vollends aus dem Gesichte gekommen. — Wenn ich noch mit der einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andre Hälfte in Gesellschaft dieser Frau zu verleben; wie gern wollte ich es thun! Aber das geht nicht; und ich muss nur wieder anfangen, meinen Weg allein so fort zu duseln. Ein guter Vorrath von Laudanum

num literarischer und theologischer Zerstreuungen wird mir einen Tag nach dem andern schon ganz leidlich überstehen helfen."

Lessings Briefwechsel mit *Nicolai* ist hier nicht einseitig abgedruckt, sondern es sind auch Nicolai's Antworten, so viele sich noch unter den Lessingschen Papieren gefunden haben, beygefügt. Diess giebt eine vollständigere Uebersicht des Ideentausches dieser Männer, macht das Ganze weit verständlicher und auch für den Leser, der bey Briefen ohne Antworten immer nur Fragmente zu lesen meynt, weit geniessbarer. Dieser der Anzahl und dem Gehalt nach reiche Briefwechsel von 1756 — 1777 kann als ein wichtiger Beytrag zur deutschen Cultur- und Literaturgeschichte dieser Periode angesehen werden. *L.* und *N.* standen mit einander in freundschaftlichen, literarischen und kaufmännischen Verhältnissen, welches ihren schriftlichen Unterhaltungen eine grosse Abwechslung und Mannichfaltigkeit gibt. Man findet nicht nur einen beständigen Austausch von Neuigkeiten, Berichten, Literarnotizen, sondern auch eine vorzüglich in den frühern Jahren sehr lebhaft unterhaltne Auswechslung eigner Ideen, die sich grossentheils auf die Philosophie der schönen Künste und Wissenschaften, vornehmlich der dramatischen Poesie, bezieht. Man hört ein paar vertraute Freunde sprechen, die sich einander ganz zeigen, wie sie sind, die sich ihre wechselseitigen Meynungen, Hofnungen, Wünsche, Plane ohne Rückhalt mittheilen, mit edler Offenheit einander tadeln und widersprechen, sich oft über einander lustig machen, und die über alles mit Witz und Laune sprechen! In den von *N.* beygefügten Erläuterungen findet man die interessantesten Bemerkungen über die wechselseitige Thätigkeit, die Unternehmungen, Schicksale und Verhältnisse des Lessingischen Cirkels und über alle die Gegenstände, welche *N.* und *L.* in den Kreis ihres Briefwechsels hineingezogen haben. Auch die Liebhaber von Anekdoten werden hier sehr gut unterhalten. Die edle und eines geraden Mannes so würdige Freymüthigkeit, mit welcher *N.* so manche damals ganz unschuldige, in der gegenwärtigen inquisitorischen Decade aber leicht verdächtig zu machende, Aeusserung aus seinen ältern Briefen hat abdrucken lassen, müssen wir zu seiner Ehre erwähnen. In das einzelne bey dieser Anzeige zugehen, halten wir für unnöthig, da ein Werk wie dieses ohnehin ganz gelesen werden muss und wird.

KLEINE SCHRIFTEN.

Literargeschichte. *Jena*, b. Göpferdt: *Dissertatio* inauguralis med. de *Asclepiade Bithyno* — auctore Chr. Gottl. *Gumpert*. 1794. 39 S. 8. Bey dem jetzt aufs neue belebten und mit dem glücklichsten Erfolg betriebenen Studium der Geschichte der Medicin verdiente Asklepiades, der sich zu einem Vereinigungspunkt der empirischen und methodischen Schule zu machen wusste, und durch die Epikurische Philosophie geleitet zu den einfachen Naturwegen aufs neue zurückkehrte, gewiss eine neue Untersuchung. Zwar haben schon früher zwey gelehrte italienische Aerzte, *Bianchini* und *Cocchi*, ihr Heil an ihm versucht, und Hr. Prof. *Ackermann* hat ganz neuerlich in dem nur zu früh abgebrochenen *Witwerschen* Archive in den *Beyträgen zur Geschichte der Empiriker* sehr interessante Bemerkungen über ihn mitgetheilt. Allein noch immer blieb der Wunsch übrig, dass die beym Sextus Empirikus, Galen, Aretaeus und andern zerstreuten Fragmente dieses scharfsinnigen Arztes mit kritischer Genauigkeit gesammelt, und aus ihrer Zusammenstellung seine κυριαι δοξαι rein vorgetragen würden. Diesen Wunsch gedenkt Hr. D. *G.* in einem eigenen Werke zu erfüllen, wozu er hier in dieser akademischen Probeschrift gleichsam nur die Prolegomena liefert, die in vier Capiteln von andern Aerzten, die auch den Namen Asklepiades führten, von den Lebensumständen des Bithynischen Asklepiades, von seinen Schriften, und der literarischen Aufklärung der Römer im Zeitalter des Asklepiades handeln. Ueberall zeigt der Vf. eine vertraute Bekanntschaft mit den beste Quellen, und eine weitläuftige Belesenheit, die uns zu vielen Erwartungen auf das Hauptwerk selbst berechtiget, und in dem Vf. einen neuen Bearbeiter der medicinischen Philologie erkennen läst. Wenn der Vf. S. 39. gegen die Bemerkung *Sprengels* in der Gesch. der Arzneykunde: „dass Asklepiades das Epikurische System auch darum gewählt habe, weil er es der damals herrschenden Stimmung in Rom angemessen fand," erinnert, dass es damals noch wenig Epikuräerin Rom gegeben habe, so würde wohl selbst aus dem Gedichte Lucrez und aus so vielen deutlichen Stellen beym Cicero z. B. de Fin. I, 7. das Gegentheil leicht bewiesen werden können. Die unter den Adrian und seinen nächsten Nachfolgern so häufig vorkommenden Asklepiaden hätten gleich im ersten Abschnitte wohl auch noch eine tiefergehende historische Untersuchung verdient. Das mit Schwärmerey und Wunderglauben aller Art erfüllte Zeitalter glaubte aufs neue an die Tempel- und Wunderkuren der Aeskulapiuspriester, die zu Pergamus und andern kleinasiatischen Städten ungewöhnlichen Zulauf hatten. Daher auf einmal die Vervielfältigung des Namens Asklepiades.

Das zu dieser Disputation geschriebene Einladungsprogramm des geh. Hk. *Gruner* behandelt auch einen literarischen Gegenstand unter den Titel: *Catalogus bibliothecae Graecae* 16 S. 8. Man findet hier einen Theil eines griechisch geschriebenen Verzeichnisses der Bibliothek des Cardinal Bessarion aus der Mitte des 15 Jahrhundert das Hr. G. bey seinem ehemaligen Aufenthalte in Breslau in der dortigen Bibliothek beym Elisabethanum abzuschreiben Gelegenheit fand. Da hier nur der Theil des Verzeichnisses vorzüglich geliefert wird, der die griechischen Aerzte angeht: so wäre sehr zu wünschen, dass es dem jetzigen gelehrten Vorsteher dieser Bibliotkek, dem Hn, Rector *Scheibel* gefallen möchte, uns dies ganze Verzeichniss unverkürzt mitzutheilen. Vielleicht ist dieser Wunsch auch schon in der von ihm angekündigten Beschreibung dieser an literarischen Alterthümern so reichen Büchersammlung wirklich erfüllt worden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 14. Julius 1794.

ERDBESCHREIBUNG.

Kiel, in d. Schulbuchh.: *Ueber die wahre Lage des alten Ostgrönlandes*, durch H. P. von Eggers. Mit zwey Karten. 1794. 116 S. 8.

Allerdings verdiente diese kleine Schrift aus dem vierten Bande der Preisschriften der dänischen staatswirthschaftlichen Gesellschaft übersetzt zu werden, weil sie über einige bisher dunkle oder ganz verstellte Punkte der alten nordischen Geographie ein so helles Licht verbreitet. Ihr Vf. zeigt darin, dass man die alten nordischen Colonien in Grönland, nicht wie bisher geschehen, auf der von Eisfeldern verschlossenen *östlichen*, sondern auf der jetzt hinlänglich bekannten westlichen, Küste suchen müsse. Er erläutert ferner darin des venetianischen Ritter Zeno um 1380 angestellte Fahrt nach den Nordländern, wodurch die Namen Friesland, Esthland Estetiland etc. eine geraume Zeit in unsre Erdbeschreibungen verpflanzt wurden. Grönland fällt vom äussersten Norden südwestlicher ab, als man bisher geglaubt hat; dies wird aus isländischen Annalen und neuern dänischen Untersuchungen von 1786 und 89 bewiesen. Wir schreiben absichtlich des Vf. Beweisstellen nicht ab, weil sie jeder Leser in der Ursprache und übersetzt in der Schrift selber prüfen kann. Uns haben sie wenigstens überzeugt, um so mehr, da der Vf. Zeit und Umstände angibt, wie es gekommen, dass man jene westlichen Colonien nach der Ostseite versetzte, der Isländer Erichs, der zuerst Grönland bekannt machte, segelte um Kap Farwel, und liess sich auf der westlichen Küste nieder. Hvarf, das er umsegelte, liegt nicht, wie Egedes Karte (in seinen Nachrichten von Grönland, Kopenh. 1790.) angibt, auf der östlichen Küste unter 66 Gr. nördlicher Br.; sondern er fand unter diesem Namen die Inselgruppe Kitiksut in der Nachbarschaft der südwestlichen Küste. Egedes Karte ist bey Prüfung der hier mitgetheilten Nachrichten gar nicht zu brauchen; daher hat der Vf., um die von den Normännern angebaute Küste desto besser zu übersehen, des Assistenten Arctanders Karte dieser Gegend nachstechen lassen, der 1777 von der grönländischen Handelsdirection ausgesandt wurde, den District Julianenshart zu untersuchen. Diese Karte stellt die westliche Küste von Grönland vom 59 bis 62sten Gr. vor, und um die Uebersicht zu erleichtern, ist sie hier zweymal gestochen, einmal mit den Namen, welche die alten Normänner ihren Wohnplätzen gaben, und hernach mit den heutigen grönländischen und dänischen Benennungen eben dieser Gegend.

Altisländische Zeugnisse ergeben, dass das Eis, welches gegenwärtig die östliche Küste unzugänglich macht, damals schon dieselbe verschloss, und den Schiffenden gefährlich war. Neuere Untersuchungen der westlichen Küste haben dort eine Menge Ruinen, lange Mauern, Steinpflaster etc. entdeckt, die von cultivirten Bewohnern zeugen, und gerade enthält die Nachbarschaft dieser Ruinen die besten Holzungen und Weideplätze, welche die alten Landesbeschreibungen angeben. Ueberhaupt stimmt die heutige Lage der Inseln, Buchten und Vorgebirge des südwestlichen Grönlands mit den alten Nachrichten aufs vollkommenste überein. Arngrim Jonson, der 1643 in seinem *Specimine Islandiae* Grönland und dessen Entdeckung beschrieb, versetzte die nordlichen Colonien zuerst nach der Ostküste. Ihm folgte hernach Torfaeus, wie seine vierte Karte beweist, die hernach von allen Geographen copirt wurde, ob er gleich auf der ersten diese Volkpflanzungen auf der südlichsten Küste annimmt.

Weil die nordischen Colonisten mit dem Anfange des 15ten Jahrhunderts gewissermassen verschwanden, oder von ihren heidnischen Nachbarn beraubt, erschlagen, und der Ueberrest weggeführt wurden, so glaubt Hr. v. E., diese Feinde könnten wohl Zichmis Heere gewesen seyn, der, nach Zeno's Bericht, Friesland und Grönland bezwang. Dieser Meynung können wir aber unmöglich beypflichten, da weder in der irländischen noch schottischen Geschichte um diese Zeit ein Eroberer ähnlichen Namens, oder ein diesem ähnlicher Seeheld erscheint. Diese Hypothese indess gibt dem Vf. Gelegenheit, sich über Zeno's unerklärte Seereise zu verbreiten, und sehr viele von seinen fabelhaften Ländern, die Hr. *Forster* in seiner *Geschichte des Nordens* zu bestimmen ebenfalls versuchte, mit seltenen Scharfsinn zu erklären. Ihm half dabey vorzüglich eine Zeichnung von Zeno's Karte, die er vom Abt *Morelli* aus der Marcusbibliothek in Venedig erhielt, die hier nach verjüngtem Maassstabe mitgetheilt ist. Zeno's Namen der dänischen Inseln und der norwegischen Ortschaften lassen sich, nach unsers Vf. Erklärung, nun sehr gut herausfinden, weil manche falsch gehört oder bloss verschrieben waren. Auch die meisten benachbarten Inseln hat Hr. *v. E.* glücklich errathen. Lo Papia nordwärts von Schottland bezeichnet die Papainseln. Unter Ehstland verstand Zeno die Shetlandinseln, wie verschiedene noch vorhandene Namen auf derselben beweisen, ungeachtet er sie für festes Land hielt. Friesland ist aus Färisland, Färoer, corrumpirt. Podelida wissen wir nicht zu erklären. Dass Zeno unter diesem Namen eine von den Färoern verstanden haben soll, will uns nicht einleuchten. Noch weniger, dass bey ihm *Icaria* Neufundland bedeuten könne. *Icaria* liegt den Färoern zu nahe, und Neufundland ward von

von den ersten Entdeckern des 16ten Jahrhunderts noch für einen Theil des festen Landes von Amerika gehalten. Dies zeigt unter andern Diego Riberos Weltkarte von 1525, welche er nach der bekannten Demarcation von 1494 verfertigte. Hier ist Neufundland eine Art von Halbinsel, deren östliche Küste verschiedene Namen führen, und wo unter 50 Grad die Isla Bacalloes erscheint. Bey Island lehrt der Augenschein, dass die 7 von Zeno dazu gerechneten Inseln nichts anders sind, als der *Austfirdingafiordungr* oder das Viertel der östlichen Busen. Zeno's Grislanda sind die Westmanneyer. Er kennt auch die beiden bischöflichen Sitze Holum (Olensis) und Skalholt (Scalodin). Grönland hat Hr. *v. E.* zu erläutern nicht für nöthig erachtet. Es erscheint hier wie ein wenigstens 5 Grad nordwärts Island mit Norwegen zusammenhängendes Land, wie es mehrere alte Karten, selbst die dritte bey *Torfaeus Gronlandia antiqua* zeigen. Uns sind dabey die vielen Namen der Flüsse und Vorgebirge ganz unbegreiflich, die Zeno dort auf der östlichen und westlichen Küste weit über die Grenzen unserer heutigen Kenntniss angibt. Zeno's hier copirte Karte, die man auch in Ruscellis Uebersetzung des Ptolemäus von 1561 und 1574, (falls sie nicht ausgeschnitten ist,) noch sehen, und daraus vielleicht manche verdorbene Lesearten verbessern kann, führt hier den Titel: *Carta da navegar de Nicolo et Antonio Zeni. Furono in Tramontana l'Anno MCCCLXXX.*

Paris, b. Briant: *Voyage philosophique, politique et litteraire fait en Russie pendant les annees* 1788 et 1789, traduits du Hollandois, par *Chantreau.* 1794. T. I. 384 S. T. II. 381 S. 8. (3 Rthlr. 12 gr.)

Ob das holländische Original, das Hr. *Ch.* hier übersetzt, und, nach seiner Versicherung, beträchtlich vermehrt, in wirklichem Druck erschienen, wissen wir nicht. Aus der kurzen Vorrede zu schliessen, hat er es bloss im Manuscript umgearbeitet. Da ein grosser Theil der darin enthaltenen Bemerkungen entweder aus Schriften über Russland, oder aus *le Clercs* grossen Geschichte von Russland entlehnt ist: so ist diese Reise für deutsche Leser sehr entbehrlich, und eine Uebersetzung derselben halten wir bey allen Berichtigungen des Herausgebers für ein gewagtes und höchst überflüssiges Unternehmen.

Der ungenannte Vf. durchreiste nur einen kleinen Theil des russischen Reichs. Er kam über Wiburg nach Petersburg, und ging über Nowogrod und Twer nach Moscow, und endlich über Riasma, Smolensk etc. wieder nach Polen. Bey jedem Ort bemerkt er die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten, Sitten und Lebensart der Einwohner. Von diesen nimmt Petersburgs Beschreibung den grösste Raum ein, am meisten weil darin die neuere russische Geschichte seit Peter dem Grossen, die Schicksale der merkwürdigsten Personen dieses Zeitraums, und die ganze russische Statistik verwebt sind. In der eigentlichen Geschichtserzählung ist er sehr anekdotenreich, wir möchten aber die wenigsten verbürgen, wie S. 13. Th. 2. die Art, wie Menzikof sich 1713 mit dem Zaar wegen Uebergabe von Stettin aussöhnte, eine andre über Menzikofs Lebensart in Siberien, über des bekannten Skawronski Einführung am russischen Hofe, über die verschiedenen Betrüger, die nach dem Tode Peters III sich für diesen Kaiser ausgaben etc. Da, wo unser Vf., Manstein u. a. glaubwürdigen Quellen nachschreibt, kann man sich freylich mehr auf seinen Bericht verlassen, aber die Facta sind zu sehr aus einander gerissen, er sucht mehr zu amüsiren, als zu unterrichten, und wirft seine Nachrichten oft sehr verstellt dem Leser hin, dass dieser oft ungewiss seyn muss, ob er einen Roman oder wahre Geschichte vor sich hat.

Weil die im ersten Theil eingeschaltete russische Staatskunde nicht aus den neuesten Nachrichten entlehnt ist, und der Vf. freylich Büsching und andre deutsche Schriftsteller über Russland kennt, aber die Namen Herman, Hupel und andre nicht gehört zu haben scheint: so schildert er Russland, so wie man auswärts vor 10 oder 20 Jahren von diesem Reiche dachte. Für Neufranken, deren Grundsätze er nicht immer verläugnet, mögen seine Nachrichten einigen Werth haben, nur im Norden von Europa nicht, wo man von einem Schriftsteller über Russland genauere Angaben verlangt, als der Vf. nach seinen frühern, wozu bey diesen Abschnitten vorzüglich le Clerc gehört, geben konnte. So bringt er nach einer Zählung von 1788 nur etwa 21 Mill. Einwohner für Russland heraus. Die Beschreibung der 3 Capitalistengilden S. 128. ist ganz der Wahrheit zuwider. Nach S. 131. können die russischen Kaufleute nicht buchhalten, und sehr wenige lesen und schreiben. Die russischen Leibeigenen werden mit Weib und Kind öffentlich verkauft, jeder mit einem Zettel vor der Stirn, worauf der Preis und seine Geschicklichkeit verzeichnet ist. Die gesammten Einkünfte von Russland betragen noch nicht 35 Mill. Thaler. Darunter wird die Kopfsteuer nur zu 3 bis 30 Kopeken berechnet.. Doch wir wollen Zeit und Raum nicht mit Anzeigung ähnlicher Schnitzer, oder ihrer Verbesserung verderben. Sonst hat sich der Vf. bey der russischen Literatur ziemlich ausführlich über die auf Befehl der jetzt regierenden Kaiserin unternommenen Reisen der Petersburger Akademiker verbreitet, auch am Ende des ganzen Werks einige Nachrichten von den vornehmsten Bewohnern des russischen Asiens gegeben. Letztere bestehen aus einigen zusammengerafften, wahren, halbwahren, und ganz falschen Zügen, die jedem Leser von Pallas mogolischen Völkerschaften, oder Georgis russischer Nationen bald Lächeln über die *Suffisance* des Vf. abzwingen, bald Verdruss über dessen Unkunde erregen. Die beygefügte Karte zeigt nur einen Theil des europäischen Russlands, und die übrigen auf dem Titel bemerkten Kupfer bestehen nur in der Bildsäule Peters des Grossen, und einer Scene von Menzikofs Aufenthalt in Siberien.

Frankfurt u. Leipzig, b. Pfähler: *Ostindien, ein historisch-geographisches Lesebuch.* Aus den besten und neuesten Reisebeschreibungen und andern geographischen Schriften gesammelt. 1794. LXIV u. 384 S. 8.

Wenn man statt *gesammelt*, *ausgeschrieben* liest: so ist das Buch grossentheils recensirt, nur dass der Herausgeber

geber Ehrlichkeit genug hat, (und darin weicht er zu seinem Ruhme von vielen unsrer geographischen Schriftstellern ab.) die Bücher, aus denen er seine Aufsätze entlehnt hat, anzuzeigen. Die als Einleitung vorangeschickte allgemeine historisch - geographische Uebersicht von Ostindien geht nicht sehr ins Detail, und verweiset auf die in dem Buche enthaltenen ausführlichen Beschreibungen. Diese sind aus Hennings, Makintosch, Sonnerat, Sprengel, Sullivan, Langstedt, Le Gentil, Grose u. a. genommen. Wer die Werke der angeführten Schriftsteller nicht besitzt, wird vielleicht dem Vf. Dank wissen, dass er interessante auf Ostindien, das heisst, die beiden Halbinseln disseits und jenseits des Ganges sich beziehenden Abhandlungen, unter welchen übrigens keine systematische Verbindung ist, hat zusammendrucken lassen. Wir zweifeln aber daran, dass die, welche die zum Theil sehr gangbaren excerpirten Bücher haben, oder die Herausgeber und Verleger dieser Schriften des Vf., Ostindien für etwas anders, als einen Nachdruck, ansehen werden, wenn sie ihm auch zugeben, dass die Einleitung zu Anfang und die letzten vier Aufsätze aus seiner Feder geflossen sind.

Hamburg, b. Hofmann: *Wilhelm Hodges Reisen durch Ostindien* während der Jahre 1780, 1781, 1782 und 1783. Aus dem Englischen. Mit Kupfern. 1793. 176 S. 8.

Sie werden auch als des 6 Bd. 1 Abtheilung von der *Neuern Geschichte der See- und Landreisen* ausgegeben, und sind zu dem Ende mit einem besondern Titel versehen. Der berühmte Mahler, der aus den Cookischen Reisen schon bekannt ist, sah Indien mit ganz andern Augen an, als seine meisten Vorgänger, die entweder blos nach den Schätzen Indiens griffen, oder auf die Religion und Staatsverfassung ihre vorzüglichste Aufmerksamkeit richteten. Ihm war es um die Ansicht der schönen Natur und Kunst, und um getreue Darstellung derselben in Zeichnungen und Gemälden zu thun. Dass er aber auch seine Beobachtungen und Empfindungen durch die Feder mitzutheilen verstand, und also einer von den wenigen Künstlern ist, die Pinsel und Feder mit gleicher Geschicklichkeit zu führen wissen, das zeigt diese Beschreibung. Er reiste nach Madras und Calcutta, und von da zweymal in die westlichen Provinzen bis Agra. Das auffallende in den Naturscenen, das Charakteristische in den Gebäuden, und das Besondere in dem häuslichen Leben wird sehr unterhaltend geschildert. Weil die Jahre, die der Vf. in Indien zubrachte, für die Kriegsgeschichte wichtig sind: so wird mancher dahin gehörige Umstand berührt. Hn. Hastings lernet man auch als einen Gönner des Vf. und Beförderer der Künste kennen. Die Uebersetzung ist von einem geschickten Manne verfertigt, dem selten solche undeutsche Ausdrücke, als S. 57. *eine Schlacht schlachten* entfallen. Der Corrector hätte mehr Fleiss anwenden sollen. Die Kupfer stellen eine Pagode, das Innere eines Sananah oder Harems, eine Säule aus dem Tempel zu Benares mit griechischen Verzierungen und hindostanischen Personen vor.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Kopenhagen, b. Holm: *Politisk og physisk Magazin, mest of udenlandsk Läsning.* (Politisches und physikalisches Magazin, grösstentheils aus ausländischer Lectüre.) 1793. I. Band. 384 und 379 S. II. B. 706 S. 8.

Die Aufsätze, welche in dieser Monathsschrift übersetzt mitgetheilt werden, sind meistens aus deutschen Journalen oder fliegenden Blättern entlehnt. Im Ganzen genommen ist die Wahl derselben beyfallswerth, zumal da eine anständige Freymüthigkeit bey Beurtheilung der neuesten Zeitläufte vorzüglich zu herrschen scheint. Als etwas Charakteristisches müssen wir bemerken, dass im 2ten Stücke unter dem Titel: *Fragmente gesunder deutscher Vernunft* verschiedene Stellen aus der bekannten Schrift *Doctor Martin Luther* u. s. w. übersetzt sind, worauf unter dem Titel: *ungesunde dänische Vernunft*, einige, freylich etwas grell contrastirende, Stellen aus einer Predigt des Hn. Professor und Capellan *Lars Smith* über Freyheit und Gleichheit folgen. Diese Parallele hat, wie man aus einem der folgenden Stücke sieht, Hr. *S.* so hoch empfunden, dass er den Herausg. in der berüchtigten Kritik und Antikritik durch die Erinnerung an die Stärke der Matrosen eines bessern zu belehren sucht, welchen gerade Hr. *S.* die Grundsätze der sanften Religion Jesu vorzutragen berufen ist. Unter den originalen Aufsätzen sind die meisten aus der Naturgeschichte und der populären Medicin. Wir haben manches Gute darin gefunden; doch scheint uns nicht alles reif genug zu seyn. Auch wünschten wir, dass die Herausg. in Zukunft die Quellen anführen möchten, welches nur zuweilen geschehen ist; denn man darf doch nicht vermuthen, dass alle Leser sich selbst davon Rechenschaft zu geben im Stande sind. In dem 4ten Hefte des 2ten Bandes findet man eine recht gute Uebersetzung der neuesten französischen Constitution mit dem derselben vorangeschickten Bericht von Herault Sechelles im Namen des Constitutionsausschusses.

Christiania, b. Berg: *Topographisk Journal for Norge.* I. Hefte. 1792. 117 S. II. Hefte. 1793. 127 S. III. Hefte. 1793. 136 S. gr. 8.

Die norwegische topographische Gesellschaft, welche ihre Existenz hauptsächlich dem patriotischen Eifer des Stiftsamtmanns *Moltke* verdankt, hat schon in den beiden ersten, seit der Einladung vom 4ten Aug. 1791. verflossenen Jahren, einen so guten Fortgang gehabt, dass man sich von den Arbeiten derselben die günstigsten Hoffnungen für die Erweiterung der ökonomischen und physikalischen Beschreibung von Norwegen machen kann. Dadurch wird dann auch die Naturgeschichte und physikalische Geographie überhaupt desto mehr gewinnen, je reicher dieses Land an Eigenthümlichkeiten der Natur ist, welche bisher theils gar nicht, theils sehr unvollkommen beobachtet und beschrieben sind; selbst in den einzelnen Topographien wird sich manches

 finden,

finden, das in dieser Rückſicht auch auſserhalb Norwegen intereſſirt. Das *erſte* Heft enthält 1) Einladung zu einer correſpondirenden topographiſchen Geſellſchaft für Norwegen; 2) Phyſikaliſche und ökonomiſche Beſchreibung des Eiſenwerks *Edsvold*, nebſt einer geographiſchen Karte, (die aber, mit den übrigen Karten erſt am Ende des Jahrs, zuſammen geliefert werden ſoll.) Rath und Warnung für diejenigen, welche Gefahr laufen, bey dem Kohlenbrennen umzukommen, von Dr. *Möller*; 4) die Ausſicht von Eyebierg bey Chriſtiania, von *A. Bull*. Das *zweyte* Heft: 1) Topographiſche Beſchreibung des Kirchſpiels *Edsberg*, vom Profeſſor und Mag. *W. N. Wilſe*; 2) über einige Denkmäler des Alterthums, und 3) über die Pfarrhöfe im ſüdlichen Norwegen, vom Prof. *Ström*; 4) Nachricht von einigen unglücklichen und tödtlichen gewordenen Hauskuren und einigen einheimiſchen giftigen Pflanzen, von Dr. *Möller*. Das *dritte* Heft: 1) Phyſikaliſche und ökonomiſche Beſchreibung des Alaunwerks zu Opſlo, vom Mag. *Jac. Roſted*; 2) über die Handwerker zu Chriſtiania, von *A. Bull*; 3) Auszug aus des Prof. *Hans Dahl* Chorographie von Weſtfinmarken, von dem Kirchſpiel *Kautokeino*, (einem bergigten Diſtrict, der ehemals gewiſſermaſsen gemeinſchaftlich zu Norwegen und Schweden, jetzt aber zu jenem allein gehört, und 20 Meilen lang, aber nur zwiſchen 12 und 6 Meilen breit iſt, und bloſs an zwey Orten beſtändige Wohnungen von 3 und 10 Quennefamilien, ſonſt aber, nach der Angabe v. J. 1756, gegen 90 Bergfinnen- oder Lapländerfamilien enthält, die im Winter auf den Bergen wohnen, im Sommer aber bey der See oder in Weſtfinmarken ſich aufhalten,); 4) Anzeige von 21 zum Theil ſehr intereſſanten zum Druck fertig liegenden, und von 28 andern zu erwartenden Abhandlungen der Geſellſchaft, nebſt einer genauen Rechnung über Einnahme und Ausgabe der Geſellſchaft.

Halberstadt: *Neue gemeinnützige Blätter*. Eine Wochenſchrift. Herausgegeben von der literariſchen Geſellſchaft zu Halberſtadt. I. Jahrgang. 1791. II. Jahrg. 1792. III. Jahrg. 1793. 8. (Jed. Jahrg. 26 Bog. 1 Rrthl.)

Von dieſem angenehmen und unterhaltenden Wochenblatt, welches 1785 anfing, und von einer edeldenkenden Geſellſchaft zum Beſten der Armen unternommen wurde, führten die 3 erſten Jahrgänge vom May 1785 bis 1788 den Titel: *Halberſtädtiſche gemeinnützige Blätter*; von 1788—91: *gemeinnützige Blätter*; von 1791 bis 93: *neue gemeinnützige Blätter*. Dieſen Namen führen ſie in der That. Sie enthalten faſt lauter ſchöne und intereſſante Stücke aus der natürlichen und politiſchen Geſchichte, ſtatiſtiſche Abhandlungen etc., artige Gedichte in reiner Poeſie, launichte Lieder und eine Mannichfaltigkeit von unterhaltenden Sachen, die einen groſsen Leſezirkel intereſſiren können. Nur vermiſſen wir eine gröſsere Anzahl gemeinnütziger ökonomiſcher und landwirthſchaftlicher Abhandlungen, davon bloſs im I. Jahrgang Nr. 31. von den Angoriſchen Kaninchen, (Seidenhaſen;) im II. Jahrgang Nr. 7. von Bereitung des Ahornzuckers; Nr. 12. vom Spelz- (Dinkel) bau; Nr. 20. von Bereitung eines ſtarken Kalkmörtels; und III. Jahrg. Nr. 50. vom Anbau und Nutzen der Seidenpflanze (*Aſclepias ſyriaca Linn.*) vorkommt. — Es gereicht den Vff. zum Ruhm, daſs ſie von dem Ueberſchuſs des gelöſeten Geldes aus dieſer Wochenſchrift die Armuth unterſtützen, den Waiſen als Lehrling forthelfen, die Spinnerey unterhalten, wodurch manche dürftige Familie nützliche Beſchäftigung und Brod erhält, wovon bey jedem Jahresſchluſs in dem letzten Stück deſſelben eine Berechnung dargelegt iſt. — In beider Rückſicht, ſowohl der angenehmen und unterhaltenden Lectüre, als auch des guten Endzwecks, muſs nicht nur der halberſtädtiſche, ſo wie überhaupt der brandenburgiſche Patriot, ſondern auch entferntere und ausländiſche Menſchenfreunde mit Vergnügen Theil nehmen, und dieſe gute Wochenſchrift leſen. Jeder Band iſt mit einem brauchbaren Regiſter verſehen, und hat gutes Papier und guten Druck.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Cambridge: The Authenticity of the five books of Moſes conſidered*, being the ſubſtance of a diſcurſe lately delivered before the Univerſity. By *Hebert Marſh*, B. D. Fellow of St. John's College. 1792. 16 S. 4. — Eine kurze zweckmäſsige Zuſammenſtellung der Gründe, welche man *für* die auf dem Titel angegebene Behauptung bisher aufgefunden hat. Unterſcheidet man genau, wie viel ein jeder dieſer Gründe einzeln darthut, ſo zeigt, nach unſerer Anſicht der Sache, gerade eine ſolche Ueberſicht, daſs die Behauptung ſelbſt in der Ausdehnung, in welcher hier die Frage aufgeſtellt iſt, nicht erweislich ſey. Das Alter Moſaiſcher *Geſetze*, die auch durch Tradition lange fortgepflanzt werden, und ſelbſt einige Formeln in den Pſalmen etc. gangbar machen konnten, ohne geſchrieben zu ſeyn, beweiſt das *höchſte* Alter jener *Bücher* bey weitem noch nicht. Daſs aber die Sprache des Pentateuchs älter als das Davidiſche Zeitalter ſey, läſst ſich, bey dem Mangel aller anderer Urkunden, nie darthun.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 15. Julius 1794.

GESCHICHTE.

In das Verzeichnifs der zahlreichen Bibliothek, die von Schriften über die franzöfifche Revolution bereits entftanden ift und fich noch täglich vermehrt, gehören auch, wenigftens der Vollftändigkeit des Catalogs wegen, die folgenden 4 Producte, die freylich von fehr ungleichem Werthe find.

1) Gera, b. Rothe: *Rechtfertigungsfchrift für Ludwig XVI, vormahligen König der Franzofen.* Als Antwort auf die, ihm im Nationalconvente, Dienftags den 11. December 1792 vorgelefene Anklage, von *A. J. Dugour.* Nach der zweyten verbefferten und vermehrten Ausgabe überfetzt von *Chrift. Andr. Behr*, Reg. u. Confift. Regiftr. zu Gera. 1794. XVIII. u. 268 S. 8.

2) Bayreuth, im Verl. d. Zeitungsdruck. u. in Comm. in d. Grauif. Buchh. zu Hof: *Das Leben und das Märterthum Ludwigs d. S.* Königs von Fr. u. Navarra, der am 21. Jänner 1793 aufgeopfert ward. Nebft einer *Prüfung des Königsmörder-Dekretes.* Vom Herrn *von Limon.* Ueberfetzt von *Meno Valett.* 1793. 133 S. 8. (8 gr.)

3) Wien, b. Frifter: *Zwey Schreiben eines Parifer Bürgers an feinen Freund in Wien*, in Betreff des über den K. Ludwig d. S. verhängten Todesurtheils und deffen Vollziehung, nebft der *Antwort auf diefelben.* Aus dem Franzöfifchen überfetzt. 1793. 72 S. 8. (5 gr.)

4) Halle, b. Dreyfsig, Berlin, b. Schropp u. Comp., Magdeburg, b. Scheidhauer, u. Naumburg, b. Tochtermann: *Leben, Charakter und Enthauptung* Ludwigs des 16ten etc. Mit zwey Kupfern und Anhängen. Zweyte Auflage. (m. abgefetzten Seitenzahlen.) 32. 16 u. 30 S. 8. (8 gr.)

Was der eigentliche Vertheidiger des unglücklichen Ludwigs aufgefodert und von Amts wegen verfuchte, das unternahm der Vf. von Nr. 1) freywillig, als Franzos und Weltbürger. Er eilte mit feiner Schrift, weil er fich einige Hoffnung machte, fie würde vielleicht zur Rettung des Angeklagten etwas beytragen können. Der gute Mann! Wie wenig kannte er doch diefen Angeklagten felbft; die Menfchen um ihn her; die Stimmung der Nation; die wahre Lage der Dinge, nicht nur in der Nähe des Dulders, fondern auch in der Entfernung! Auf diefe Lage fällt fein Blick gar nicht; die Stimmung der Nation beurtheilt er nach feinen Empfindungen und Wünfchen; in einem noch engern Kreife fieht er auf der einen Seite nichts als Abfcheulichkeit, auf der andern nichts als Adel und Gröfse der Seele, nichts als *Wohlthaten* des *beften* Königs. Konnte wohl von einer Rechtfertigung in einem *folchen* Ton, mit *folchen* Uebertreibungen, die felbft, unter ganz andern Umftänden, in einer förmlichen Lobrede, dem unbefangenen Zuhörer auffallen müfsten, einige Wirkfamkeit erwartet werden? Die Ueberfetzung diefer Schrift ift, im Ganzen genommen, mit Sorgfalt gearbeitet, und läfst fich, bis auf einige Stellen, wo die Interpunction nicht richtig ift, ohne Anftofs lefen.

Nr. 2) ift gröfstentheils warmer Herzenserguſs eines weichmüthigen, frommen, dem Verurtheilten und der königlichen Familie mit ganzer Seele ergebenen Mannes. S. 27. „*Ihm einen Mifsbrauch anzeigen, war immer eben* „*fo viel, als ihn abfchaffen.*" — S. 48. „*Ein Gott, hätte* „(man) *fagen können, gäbe feine Ausfprüche,*" (die Rede ift von dem letzten Auftritt der erlöfchenden Königsgröfse in der berühmten *Seance Royale*, die hier ganz dichterifch befchrieben wird), „*und man würde fich nicht* „*geirret haben; ja der Himmel belebte deinen Geift und* „*Herz.*" — S. 54. „*Der Graf von Artois, dem einer* „*feiner treueften Diener den Wink gibt, ein erhabenes* „*Haupt den Dolchen der Verfchwornen zu entreifsen, ent-* „*fernt fich, und nimmt die Liebe, die Hoffnung Frank-* „*reichs und den Degen Heinrichs IV, das einzige Gut,* „*fo ihm von der Erbfchaft feiner Vorfahren übrig bleibt,* „*mit fich.*" — Solche und ähnliche Declamationen hält man nur perfönlichen Verhältniffen zu gut; fo wie einer andächtigen Stimmung die ganz unerwartete Lobrede auf den jetztregierenden Pabft, die der Vf. in den Panegyricus auf Ludwig XVI. verwebt. — Ungleich beffer als diefes Martyrologium ift die *Prüfung* des *Decrets* vom 16. Januar 1793; denn der Inhalt ift reicher an Gründen, und der Ton gemäfsigter. Auch in Abficht auf die Form unterfcheidet fie fich dadurch, dafs die zwey Fälle: der N. C. habe Ludwig entweder als König oder als Bürger richten wollen, feftgefetzt werden, in beiden Fällen aber eine grofse Menge von Uebertretungen der neueften gefetzlichen Anordnungen in Frankreich aus dem Verfahren gegen den Verurtheilten abgeleitet wird. — Für die Verdeutfchung erweckt fchon der Titel (wo *Märterthum* anftatt Märtyrerthum vorkömmt) eben nicht die günftigfte Meynung; und wirklich kann man fie nicht mehr als mittelmäfsig nennen. S. 19. eine allgemeine Unruhe, *unglücklicher Vorläufer* etc. — S. 23. „Die unfterbliche Catharine, *der gröfste Staatsmann, fo je lebte* etc. — S. 27. in feinen *Gebieten*, anftatt: in feinen Domainen. — S. 39. Er *lieh* dreymal, anftatt: er borgte. — S. 81. *Erweislichkeit*, für

Evidenz. — S. 76. — welch ein Jammergeschrey — „*will schier* mein Herz zerreissen?" — S. 36. „Das ist „der Monarch, den die Künste, der Handel, der Acker-„bau, die Marine verloren und *vielleicht verlästert ha-„ben.*" — — Diese und ähnliche Stellen mögen zum Beweise dienen, dass es vielleicht noch zu gelind geurtheilt war, wenn diese Uebersetzung mittelmässig genennt wurde. Wem es darum zu thun ist, auf einen etwas höhern Standort geleitet zu werden, aus welchen er die neuesten Begebenheiten in Frankreich, ohne in einen Strudel aufgeregter Leidenschaften geworfen zu werden, mit mehr Geistesruhe überblicken kann — den würde vielleicht Nr. 3) zum Leitfaden seines Nachdenkens gewählt, nicht ganz unbefriedigt lassen. Wenigstens sind die beiden *Briefe*, zum Theil auf starke Gründe gestützt, mit ungleich mehr Mässigung geschrieben, als so manches andere Product eines weichlichen Gefühls, oder einer aufgeschreckten Phantasie, wodurch unsere Zeitgenossen dem kälteren Ausspruche der Nachwelt vorgreifen. Dieses gibt ihnen einen Vorzug, der um so mehr geschätzt zu werden verdient, da sie unmittelbar nach der Hinrichtung des bedauernswürdigen Monarchen geschrieben sind, und der Vf. (S. 38.) selbst gesteht: „*dass „er immer ein treuer Anhänger des Königs*" gewesen sey. Auch die *Antwort* stimmt vollkommen zu dem Ton, der in den Briefen herrscht; ja, sie übertrifft jene noch durch einen Grad von deutscher Freymüthigkeit, der, in Rücksicht auf Zeit, Ort und Umstände, wirklich überrascht. Wenn auf der einen Seite (S. 26.) gesagt wird: „*dass jede Lehre, welche gut ist, sich durch eigene „Güte, nicht durch Feuer und Schwerd, verbreitet:*" — so findet man auf der andern (S. 67.) die Erinnerung: „*es gibt auch edle Leute in Frankreich; und warum soll-„ten wir der Bösen wegen unsern Hass zugleich mit auf „einen Guten werfen?*" — Gewiss ist diese Erinnerung sehr treffend für das Bedürfniss unserer Zeit, in welchen jeder Wink, der auf eine Warnung vor Verwilderung der Gefühle abzielt, mit jedem Tage bedeutender, nothwendiger und dringender wird.

Nr. 4) soll, besage der Zueignung an alle Freunde des Vf., bestimmt seyn, die Neugier gewisser unruhigen Leute in Deutschland rege zu machen. „Diese, „sagt Hr. *Dreyssig*, werden die Greuel der Freyheit se-„hen, erstaunen, und am Ende sicher mit am (an den) „Altar treten, und um Wilhelms Waffenglück beten." — In dieses Gebet soll nun die *Broschüre selbst* mit einstimmen. So unglaublich so etwas auch scheinen mag, so wahr ist es doch; denn es folgt wirklich eine höchst pathetische Apostrophe an die „kleine Skizze," welche folgendermassen schliesst: „bitte mit mir um das Wohl „des Königs Friedrich Wilhelms, seiner Familie, seiner „Generale und unserer Landesleute an fernen Gestaden „befindlich." — Also lauten die Worte, die eigenen Worte des Herrn, der sich durch die Unterzeichnung mit 30 sehr sinnreich zugleich verhüllt und entdeckt. Datirt ist diese, gewiss einzige, Dedication vom 4. Februar 1793; ein Umstand, der nichts weniger als gleichgültig ist. Man sieht daraus, wie viel Zeit der Vf. dieser Schrift darauf gewendet hat; auch versteht man ihn um desto besser, wenn er sagt: „dass er gewissermassen „von der rechten Zeit lebe." — Sehr unerwartet ist es doch, dass diese sogenannte Skizze — die nicht mehr als 8 — 9 S. einnimmt — mit 2 Zügen anfängt, die mit dem übrigen Lobredeton gar nicht verträglich sind. Der eine Zug besteht darin, dass Ludwig XVI. vor der Revolution beständig über Langeweile geklagt haben soll: „*je m'ennuye!* hat er mehr als tausendmal gesagt." Ein *guter* König, der *Langeweile* hat! Noch weit auffallender ist der zweyte Zug, zum Theil durch Schwabacher Druck herausgehoben: „*er liebte den Trunk! Nur „zu oft haben ihn seine Höflinge im Rausche etwas unter-„schreiben lassen, den er bey dem vollen Gebrauche seiner „Sinne nie würde unterschrieben haben.*" — Ein *guter* König, der den Trunk liebt! der im Rausche unterschreibt, was er nüchtern nie unterschrieben hätte! Oder ist diese Beschuldigung, welcher besonders *Dugour* laut und nachdrücklich widerspricht, ist sie nicht gegründet, ist sie auch nur zweifelhaft — dann sollte diese Verläumdung nicht als *gewisse Thatsache* dastehen. — Auf die Skizze folgen *vier* Beylagen: 1) eine Beschreibung verschiedener Greuelscenen während der Revolution; 2) eine Erzählung von der Hinrichtung des Königs; 3) sein Testament; 4) eine Anekdote vom Herzog von Orleans; alles bekannt. Alsdann liefert der *erste* Anhang: *Abbildungen der Guillotine, der Piquen, der Freyheitsmützen und der Freyheitsmünzen*; der *zweyte* Anhang aber eine Schilderung der *Jacobiner* und einer *Jacobiner Sitzung;* sämmtlich aus dem Revolutionsalmanach abgeschrieben. Alles dieses ist mit Nachstichen begleitet, die sogar einer solchen Compilation noch Schande machen.

Mit dem Obigen verbinden wir noch eine kurze Anzeige von folgender kleinen Sammlung:

Hamburg, ohne Angabe des Verlegers: *Drey wichtige Actenstücke des Processes Ludwigs XVI.* Aus dem Französischen übersetzt von *Albr. Wittenberg*, Lt. 1793. 128 S, 8. (9 gr.)

Man findet hier in einer brauchbaren Uebersetzung: I. Lindet's *Bericht* über die Ludwig dem XVI. Schuld gegebenen Verbrechen; II. Ludwigs *Verhör*, in der möglichsten Vollständigkeit; und III. Ludwigs *Vertheidigung* von *Deseze*. Anhangsweise ist noch IV. das bekannte *Schreiben* des Ritters *d'Ocariz*, spanischen Geschäftsträgers in Frankreich, an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, beygefügt.

Berlin, b. Schöne: *Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben Ludwigs XVI.* Nach dem Französischen. *Drittes* Heft. 1793. 179 — 280. *Viertes* Heft, 82 S, mit dem besondern Titel: *Geschichte der Königin von Frankreich Marie Antoinette*, oder *Fortsetzung* der *Anekdoten Ludwigs des XVI.* *Zweyter* Band. 1794. *Fünftes* Heft. 1793. 281 — 399 S. 8. (1 Rthlr.)

Dieses *angeblich fünfte* Heft schliesst mit Inhalt und Seitenzahl an das *dritte* an, und sollte eigentlich das *vierte* heissen; so dass man eine Verwechselung der Umschläge vermuthen muss. Die vorliegenden Hefte geben dem

dem Vf. der kurzen Anzeige von den beiden vorhergehenden in der A. L. Z. Nr. 274. v. J. so wenig Veranlassung seine damalige Meynung zurück zu nehmen, dass sie ihn vielmehr darin nur zu sehr bestärken. Der grössere Theil des *dritten* Heftes enthält, ausser einigen Bruchstücken aus *Deseze*, nach des Redacteurs eigener Anmerkung, S. 209. beynahe wörtliche Uebersetzung der Schilderungen eines französischen Schriftstellers, der kein anderer ist, als — der wohl bekannte *Limon*. Es ist ein sonderbarer Contrast, dass er einem *solchen* Gewährsmanne das Meiste abborgt, und besonders folgende Apostrophe: „Ihr sprecht von Freyheit, und eure Gefäng-„nisse sind vollgepfropft; ihr rühmt die Unabhängigkeit, „und Intriguen setzen alle Augenblicke euer Leben in „Gefahr. Ihr habt weder Sitten, noch Moral und Reli-„gion. Die Fremden verlassen eure Städte, weil sie „euch fürchten, weil sie euch verachten; ja, weil ihr „die Verachtung der ganzen Welt und ein Schandfleck „der Natur geworden seyd" — treulich nachschreibt, und dann ihm (in einer Note S. 242.) folgendes Geständniss entfällt: *„Auch hier muss ich meinen Lesern be-„kennen, mich bisweilen etwas zu stark ausgedrückt zu „haben. Doch ein jeder weiss ja, dass wir unsere Em-„pfindungen nicht immer in unserer Gewalt haben; dass „unser Herz nur gar zu leicht mit unserm Kopfe davon „geht. Was kann es aber schaden, etwas zu hyperbolisi-„ren? Es ist ein sehr gewöhnlicher Fehler aller Schrift-„steller und besonders aller Biographen, welche für ihren „Helden gern das grösste Interesse des Lesers zu gewin-„nen suchen. Dies* (dieses) *offenherzige Geständniss gilt „nicht bloss von der vorstehenden Stelle, sondern von meh-„rern andern vorhergehenden und vielleicht auch noch „nachfolgenden.*" — In der Einleitung zu der Geschichte der Königin (H. IV. oder vielmehr V. S. 5.) erklärt es der Redacteur *„für überflüssig"* seinen Lesern zu sagen, aus welchen Quellen er das hier Mitgetheilte geschöpft; es genügt ihm, bloss zu versichern, dass er nichts als nach sorgfältiger Prüfung niedergeschrieben habe. Allein nicht sowohl überflüssig, als vielmehr *bedenklich* scheint ihm *hier* die Angabe seiner Quellen vorgekommen zu seyn; denn nennte er diese Quellen (die man wohl errathen kann), so war es sehr wahrscheinlich, dass mancher Leser ein Aergerniss daran nahm. So schwierig der Vf. oder Redacteur selbst sein Unternehmen fand, so rüstig setzte er sich doch über die mannichfaltigen und grossen Schwierigkeiten hinweg, weil er — seinen eigenen Geständnissen nach — die *Neugier befriedigen* und *gefallen* wollte. Uebrigens *glaubt* er um so mehr durchaus unpartheyisch zu Werke zu gehen, weil er von der Monarchin so wenig etwas fürchte, als hoffe. *„Ueberdies,"* setzt er hinzu, *„sind ja auch die „Zeiten vorüber, wo man den Grossen der Erde wegen „ihrer Fehler bloss schmeicheln (!) und die Wahrheit vor „ihnen zu bekennen, sich scheuen musste."* Dabey erklärt er es für unschädlich etwas *zu hyperbolisiren*. Man urtheile nun selbst über seine Glaubwürdigkeit.

PHILOLOGIE.

STUTTGART, b. Erhard u. Löflund: *Lateinische Grammatik* in logisch-praktischen *Regeln und Beyspielen* von M. K. F. *Gerstner*, Präzeptor in Alpirspach. 1793. 189 S. gr. 8.

Wieder eine lateinische Sprachlehre, welche vorzüglich von denen bemerkt zu werden verdient, welche die Anfangsgründe der Sprache durch blosse Uebung gefasst wissen, und erst später eine Grammatik, d. h. philosophische Darstellung der Sprachgesetze beym Unterricht gebrauchen wollen. Denn der Vf. schrieb für solche junge Leute, welche schon im Lateinischen durch Uebung Fertigkeit erhalten haben, und fähig sind, abstracte Regeln mit ihren Gründen zu fassen. Er sah dabey mehr aufs Lateinlesen und aufs Uebersetzen in die Muttersprache, um welcher Zwecke willen doch heut zu Tage vorzüglich Lateinisch gelernt wird, als umgekehrt auf das Lateinschreiben und Uebersetzen aus dem Deutschen. Er hat sich einer natürlichen logischen Ordnung beflissen, welche ohne Zweifel die Einsicht in die Natur der Sprache für die, welche sie in einem wissenschaftlichen Zusammenhang zu studieren anfangen, sehr befördert. Wir wundern uns daher, dass der Vf. nicht will, dass sich der Lehrer in den grammatischen Classen an eine strenge Ordnung binde. „Das allzuängstliche Beobachten, sagt er, eines stufenweisen Fortschreitens ist nichts werth." Wir dächten doch, dass sowohl beym ersten praktischen als beym grammatischen Unterricht das Studium der Sprache und die Einsicht in die Oekonomie derselben ungemein dadurch erleichtert würde. „Der Schüler, fährt er fort, muss in Verbindung lernen, und öftere Wiederholung, unermüdete Uebung muss alles thun." Wenn wir diese Stelle recht verstehen, so will der Vf. sagen: der Schüler muss in Verbindung mit seiner Lectüre der lateinischen Schriftsteller, oder seiner Uebungen im Uebersetzen, die Sprachregeln beyläufig, nicht ex professo und in einem zusammenhängenden grammatischen Unterricht lernen. Wir glauben auch, dass bis zu einem reifern Alter das streng systematische Studium der Grammatik ausgesetzt werden soll; dennoch kann der Zweck zum Theil schon früher erreicht werden, wenn die lateinischen und deutschen Elementarbücher so eingerichtet sind, dass zugleich mit dem Lesen und Uebersetzen derselben die Sprachregeln in einer gewissen lichtvollen Ordnung nach und nach beygebracht werden.

Der Vf. hat den Grammatikern nicht bloss nachgeschrieben, sondern hat im Plan, in der Einkleidung und in einzelnen Ideen Manches, was ihm gehört. Die Prosodie ist weggelassen. Da der Vf. nicht für Anfänger, auch nicht einmal für *etwas* weiter gekommne schrieb: so hätte er wohl seinem System etwas mehr Vollständigkeit und Ausdehnung geben können. Verschiedne Punkte sind äusserst kurz behandelt. Als grammatische Heterodoxien, gegen die wir nichts einzuwenden haben, gibt er selbst an, dass er das Particip zu keinem besondern Redetheil, hingegen das Adjectiv dazu mache; dass er mehrere Nomina nicht unter Indeclinabilia rechne und eine neue Classe, Immutabilia, mache; dass er dem Zeitwort nur 3 Tempora (wie viel Tempora geben denn die andern Sprachlehrer dem Zeitwort?), dem Infinitiv Act. kein Futurum gebe, Adverbia zu Conjunctionen und neue Classen von Conjunctionen mache, die Pronomina vermehre u. s. w.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Nürnberg*, b. Raw: *N. Müllers*, Wirzburgischen Amtsschuldheisen zu Markt Wipfeld, *Belehrung über die leichteste und sicherste Art, aus Kartoffeln einen recht guten Brandewein zu gewinnen.* 1792. 32 S. 8. m. 2 K. — In diesen 2 Bogen gibt der Vf. einen gegründeten guten Unterricht. Er hat den Tadel nicht zu befürchten, dass er die Sache zu umständlich abhandle; für den Laien in diesem Industriezweig fasst er sich nur allzu kurz. Vorzüglich würde es bey der Beschreibung und Zeichnung seiner Kartoffelmühle einem Handwerksmann schwer seyn, sie darnach zu verfertigen. Allein diese Kosten lassen sich ersparen, da ein Stosstrog zu abgequellten Kartoffeln hinreichend ist. — Bey Beschreibung des Brennkessels, der übrigens gut eingerichtet und gesetzt ist, gedenkt er nichts vom Helm oder Brennhut; auch hat er noch, wie aus der Zeichnung zu ersehen, die alte flache Art. Viel vorzüglicher ist aber die Form der Engländer mit einem halben Zirkel, der inwendig gegen die Röhre mit einer abhängigen Rinne versehen ist, so, dass der einmal aufgestiegene Geist nicht wieder zurückfallen kann, sondern vermittelst dieser Rinne der Röhre zugeführt wird. Diese Art Helm ist sehr gut und dienet auch mit zur Kühlung. — Uebrigens ist der berechnete Nutzen ganz local. Wo die Kartoffeln (deren Werth sich meist nach dem Preis des Brodes richtet,) können verkauft werden, und wo das Holz theuer ist, da ist der reine Profit gering. Aber in des Vf. Gegend, und bey Oekonomieen, wo die Kartoffeln blos zum Mästen angewendet werden, und das Holz in leidlichem Preis stehet, ist dieses Wurzelgewächs ein sehr dienliches Surrogat zum Brandeweinbrennen, statt des Getreides bey hohem Preis. Bey Achtsamkeit und genauer Befolgung der Vorschrift geben sie auch einen guten Branntewein, nur ist er nicht leicht bey aller Güte zum Perlenwerfen zu bringen, das zwar nichts Wesentliches ist, jedoch ihn verkäuflicher macht. — Bey der Fütterung des Spülichs, wenn es nicht bloss für Mastvieh angewendet wird, muss bey Melkvieh sehr vorsichtig und wenig gegeben werden, weil es davon erhitzt wird, Zittern an Füssen bekommt und in Gefahr geräth.

Kinderschriften. *Berlin*, b. Franke: *Physikalisch-naturhistorisches Spiel- und Lesebuch für Kinder.* Herausgegeben von *Erduin Julius Koch*, Prediger an der Marienkirche zu Berlin. *Mit 72 dazu gehörigen Charten.* 72 S. ohne die Charten. 1793. 8. (Auch ohne Karten unter dem Titel: *Elementarunterricht in der Naturlehre und Naturgeschichte für Schulen.*) Rec. ist ein inniger Verehrer der Natur, so wie jedes zweckmäsigen Versuches, ihre Kenntniss auszubreiten, und, wie eine zweyte Religion, aus den Schätzen ihrer Priester allen Menschenaltern und Ständen zum Troste und zur Freude mitzutheilen. Dass er aber für die Naturspiele der neuen Pädagogen eben so wenig Achtung hat, als für die der ältern Sammler, und ihres theuern Archaeus, dass hat er freymüthig bey der Recension des physicalischen Kartenspiels, Quedlinburg 1792, in diesen Blättern gezeigt. Dafür mag ihm und seines gleichen auch von Hn. *Koch* eine besondre Ehre wiederfahren, und eine ganz unerwartete Titulatur zugekommen seyn. Dieser sagt nämlich in seiner Vorrede. „Es ist hier der Ort nicht, um nur den *mindesten* Aufwand der *unbedeutendsten* Kraft in Wiederlegung der *Eisköpfe* zu verschwenden, welche nur dann *lau* und höchstens *warm* werden, wenn sie gegen literarische Jugendspiele declamiren können. Diese Herren verstehen sich eben so wenig auf *Wissenschaften* als auf *Menschenleben*, und auf dieses beides eben so wenig als auf Spiel und Jugend." So ganz bestimmt Rec. alles, was hier in genere gesagt wird, auch in Specie auf sich anwenden muss, so macht ihm doch der Eiskopf sehr wenig Sorge, indem es damit, so wie mit dem Ereifern und alleinigen Warmwerden um Hn. *K.* willen, nicht viel zu sagen hat, und dieses, aufs gelindeste gesagt, gar nicht zutrifft. Aber so viele Complimente, wie noch in einem Athem nachfolgen, sollten billig den strengsten Recensenten bekehren, und ihn, mit einer tiefen Verbeugung gegen den Vf. seine Schwäche fühlen lassen. Die Recensenten sind indess ein abgehärtetes Volk, und erholen sich bald wieder von ihrem Schrecken, was um gewisser ebenfalls abgehärteter Autoren willen, ein sehr glücklicher Umstand ist. Im Ernste also, was Hr. K. über die Abschaffung von Ziereroyen, und edler Simplicität beym Naturunterricht sagt, ist sehr gut, aber schwerlich von ihm ganz überlegt und gefühlt. Sonst würde er ein förmliches *Markenspiel* nicht zum Vehikel dieser achtungswerthen Simplicität brauchen wollen, oder sichs nicht vollends gar einfallen lassen, das ganze Menschenleben, als ein blosses Spiel, mit seinem Naturspiele zu vergleichen. Wenn auch die übrige Ausführung untadelhaft wäre: so wird ein Spiel mit Marken nie bey Kindern die Wirkung begünstigen, die der Naturunterricht hervorbringen soll. Die Kinder werden, wie billig, auf die Marken sehen, und nicht auf die Natur. Dass trockne Kenntnisse, die mechanisch erlernt werden müssen, ehe man in weiter Entfernung zu ihrer fruchtbaren und geistvollen Anwendung kommen kann, dass diese durch ähnliche Spiele erleichtert und eingeprägt werden, dawider dürfte wenig zu erinnern seyn. Aber dass man eine Kenntniss, zu der die nächsten äussern Verhältnisse sehr wenig, aber um so mehr die innern edeln Bedürfnisse des Geistes, und der moralischen Vervollkommnung hintreiben, dass man eine Kenntniss, die ganz dazu bestimmt scheint, in früher Jugend das Gefühl für Wahrheit, Ordnung, Zusammenhang, Grösse und Schönheit zu erwecken, mit sammt dem Kinde in die Wickelpuppe eines steifen Markenspieles einzwängt, das hält Rec., so viel er sich auf Wissenschaften, Menschenleben und Natur versteht, nur unter solchen Bedingungen für verzeihlich, die für die Urheber dieser Spiele nicht schmeichelhaft sind. Und was ist damit gewonnen, wenn die Kinder, um der Marken willen, folgende Sätze auswendig lernen. „*Unter der „Natur versteht man alle wirkende Kräfte aller körperlichen Dinge „in der Welt, zusammen als eins betrachtet.* — *Die Trägheit ist die „Eigenschaft der Körper, vermöge welcher sie sich in jedem Zu„stande zu erhalten suchen, in welchen sie versetzt worden?*" Hier ist für ein Kind nichts erbauliches, und man sieht offenbar, dass es aus einem Unterrichte genommen ist, den Hr. *K.* als gothisch verwarf. Sätze wie diese: „*Die Gebirge gehen als Reifen um die Erdkugel herum, und halten sie im Gleichgewichte.*" „*Es gibt wahrscheinlich eine besondre electrische Materie, welche eine Art von Brennbarem seyn muss. Durch das Reiben werden die Theile des electrisirten Körpers erschüttert, durch diese Erschütterung wird die electrische Materie herausgestossen, und diese verursacht eine Atmosphäre um den electrischen Körper, die elastisch und flüssig ist, und sich also in einen engen Raum bringen und wieder ausdehnen lässt,*" sind theils falsch, theils dunkel, und für Kinder ganz unnütz. Selbst in wenigen Zeilen hätte der Vf. mehr charakteristisches von seinen Gegenständen sagen können, wenn er, genugsam mit dem Geiste derselben bekannt, das Wesentlichste auszuheben gewusst hätte. So sagt er bey dem Pferde: „*das Pferdegeschlecht begreift das Pferd, den Esel, den Maulesel, der aus der Vermischung des Pferdes und Esels entsteht, und das schön gestreifte Zebra, das dem Pferde gleicht, aber Schwanz und Ohren wie der Esel hat.*"

Der Text dieser Schrift soll, wie Hr. *K.* in den Vorreden versichert, nicht von ihm, sondern von einem bejahrten Schulmanne herkommen, der aus Bescheidenheit anonym bleiben wollte; Hr. *K.* habe nur den Stil verbessert.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 16. Julius 1794.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Dresden, b. Hilscher: *Unterricht in der Festungsbaukunst* nach Hn. *Johann Christoph Glasers*, weiland Churf. Sächs. Kriegsraths, Professors der Mathematik, und Directors der Militärwissenschaften, bey dem adelichen Cadettencorps zu Dresden, *erwiesenen Grundsätzen der Kriegskunst, Natur und Grössenlehre*; aus dessen hinterlassenen Papieren zu praktischer Anwendung mitgetheilt von *Friedrich Ludwig Aster*, Obersten im Churf. Sächs. Ingenieur-Corps. 4tes Heft. 1792. 25 S. 4. 6 Kupf. 5tes und letztes Heft. 1793. 135 S. 12 K. nebst Tabellen. (3 Rthlr.)

Hr. Oberst *Aster* hat dem 5ten Heft eine Beleuchtung einiger Sätze in der Recension der A. L. Z. über das 2te Heft, und eine Beantwortung einiger Einwürfe in der Allg. Deutschen Bibliothek beygefügt. Die erstere wollen wir hier, so viel es die Kürze erlaubt, beantworten, um uns dadurch den Weg zur Recension der vorliegenden Hefte zu bahnen. „Ob auf dem vom „Rec. vorgeschlagenen zweyten Wege, weniger Fe-„stungswerke in ihrer völligen Stärke aufgeführt, eben „die Dienste thun können, als viele von blosser Erde? „läfst sich nicht eher beurtheilen, als bis man diese we-„nigen Festungswerke, nach ihrem Profil, nach ihrer „Lage und Vertheidigung untereinander, gesehen und „untersucht hat.“ Wir wollen dem Hn. Obersten nur das entgegensetzen, was die neuern französischen Ingenieurs bey ähnlichen Fällen behaupten: Wenn der Belagerer ein Sechseck mit seinem Angriff umringen könne: so sey die Garnison kaum im Stande, die Vertheidigung der Ravelins mit Reduits zu bestreiten; weitere Werke hinzuzufügen, sey nur ein Mittel um die Garnison zu verhindern, das, was schon da sey, zu benutzen, und daher ein wahrer Schade. Bey einem Achteck könne man zur Noth Contregarden vor die Bastions legen. Wenn dasselbe aber einige unangreifliche Seiten habe: so könne man, statt der Contregarden, die von schlechter Wirkung seyn, auf den angreiflichen Seiten einige Lunetten anbringen. Doch dürfte die Anzahl derselben kaum auf 5 bis 6 steigen, weil die Besatzung eines Achtecks täglich nicht mehr als 1000 bis 1200 Mann auf die Wache geben könne, und 6 Lunetten schon gegen 600 Mann davon wegnähmen. Hieraus erhält, dafs man noch auf andere Dinge Rücksicht zu nehmen habe, als Werke auf Werke zu häufen, die sich gut vertheidigen besonders wenn davon die Rede ist, ob man wenige Werke mit Mauerbekleidung oder viele Erdwerke mit grossen Böschungen bauen soll. Glasers nach seiner Meynung stärkstes Achteck bestehet: 1) aus einem Hauptwall. 2) Aus einer weitläuftigen Faussebraye. 3) Aus einem Ravelin mit einem Reduit und einer Faussebraye, die für eine Contregarde gelten kann. 4) Aus einer Contregarde vor den Facen der Bollwerke. 5) Aus einem Mantel. 6) Aus einem bedeckten Weg mit Reduits. Das ist beym letzten Bau zu viel. „Liegt nicht in des Rec. „Aeusserung selbst ein Widerspruch, wenn er hier den „Umfang eines Orts mit wenig Werken sicher zu stellen „vermeynt, und gleichwohl im Verfolg seiner Recension „die Defenslinien nur auf den Ertrag der heut zu Tag „üblichen Flinten gesetzt wissen will? Verlangen bey „einerley Umfang des Platzes so kurze Defenslinien nicht „mehrere Werke, als längere Defenslinien?“ Rec. sprach von der Menge, Mannichfaltigkeit und Weitläuftigkeit der Aussenwerke, welche den Dienst der Besatzung erschweren; hier aber bleibt ja der Umfang der nemliche; und dann ist ein grosser Unterschied unter dem Nothwendigen und Ueberflüssigen. „Warum bey Befestigung „eines wichtigen Orts, ein Fürst nicht auch von ver-„schiedenen Sachverständigen, Entwürfe hierzu, nach „Art der Preisschriften sollte können oder dürfen sich „einreichen lassen, wünschte wohl die Gründe zu ver-„nehmen, um derentwillen der Rec. diesen Vorschlag „für ungeprüft hingeworfen, erklärt.“ Es ist nur Schade, dafs man aus einer Rec. nicht gleich eine Abhandlung machen darf, sonst könnte man seine Gründe nach der Länge und Breite hinlegen. Also von mehreren Schwierigkeiten hier nur eine: Es fragt sich: Sollen nur die Ingenieurs und Sachverständige, welche in des Fürsten Diensten sind, um den Preis kämpfen, oder auch die von andern Mächten? Auf alle Fälle müssten doch die ersten Ingenieurs jenes Fürsten die Richter der Preisschriften seyn. Im ersten Fall hätten also die Subalternen mit ihren Vorgesetzten zu kämpfen, und würden daher entweder vom Kampfplatz bleiben, oder keinen Preis davon tragen. Im andern Fall kann weder der Fürst noch seine Ingenieurs es verstatten, dafs ihm der Ingenieur einer fremden Macht seine Festungen baut, und der Fürst, in dessen Diensten der letztere steht, würde es eben so wenig zugeben. „Dafs keineswegs beym Maasse der Defenslinie der Meister sich verstossen habe, „sollte der Rec. aus .... vernommen haben.“ Nun sagt Glaser: „Mit unsern jetzt gebräuchlichen Flinten „würden wir etwan nur auf 30 Ruthen mit Wirkung „schiessen; wollte man nach diesem Ertrag die Defens-„linie einrichten, so fiele sie allzukurz aus, dafs daher „unzählige andere Nachtheile für die Festung, wie hin-„gegen für den Belagerer allerley Vortheile erwachsen „würden.“ Ist nun dies eine Stelle, worauf man sich als auf einen Beweis berufen kann? Sind die Vortheile und

und Nachtheile aufgezählt und bewiesen? Der Kernschufs von unsern Flinten beträgt nicht nur 30, sondern 40 Ruthen. Man mufs die Sache nicht schlimmer machen, als sie ist. Weiterhin sagt Glaser: „Um deswillen sind alle „Kriegsbaumeister bey diesem Maafs von 60 Ruthen je-„derzeit verblieben." Werden sie aber immer dabey verbleiben? Bereits wanken die französischen Ingenieurs in dieser Sache, trotz der unbegränzten Hochachtung für ihren Chef Vauban. Einmüthig ziehen sie die Flanken der Bollwerke nicht mehr zurück, und verlängern die Facen um 8 bis 10 Klaftern, was nur möglich ist, um die alten Defenslinien zu verkürzen; und bey den Aufsenwerken haben sie auch bereits festgesetzt, dafs die Defenslinie den Ertrag einer gewöhnlichen Flinte nicht übersteigen solle. Rec. wufste damals noch nicht, dafs ihm die französischen Ingenieurs bereits so nahe gekommen. Dafs Glaser seine Reduits in der IIIten Tafel zu einem wichtigen Zweck, wie Hr. *A.* sagt, gebauet habe, mag seyn; dafs er aber diesen Zweck nicht erreichen wird, ist auch gewifs; denn sie sind den Batterien auf den Contregarden ausgesetzt, und zusammengeschossen, ehe man über den Graben gehet. Daher hat man nicht Ursach, weder das Ravelin noch Reduit wegzunehmen, wenn man über den Hauptgraben gehen will. „Möch-„te es dem Rec. gefällig seyn, die Gründe anzuzeigen, „warum das Reduit vor der Spitze des Ravelins mehr „schaden als nützen solle." Sehr gerne: die Brustwehr liegt von innen und aufsen auf gleichem Boden. Sie dient also Freund und Feind; dieser darf nur Schiefsscharten einschneiden, um eine Batterie zu haben, auf der er noch sicherer, als auf dem Glacis stehet, weil er auf jener das Glacis hinter sich hat, die ihn gegen die Rückschüsse von der Contregarde deckt, wenn er anders von dieser etwas zu befürchten hätte. Ueberdiefs mufs man sich auf den rückwärts liegenden Werken gar sehr in Acht nehmen, dafs man, besonders bey nächtlichen Stürmen, nicht die eigene Besatzung von diesem Werke beschädiget. „Rec. sagt zwar: dafs eine nur wenig „erhöhete Batterie auf dem Glacis diese Flanke des Haupt-„walls von Grund aus demontiren würde, ohne dafs man „einen Stein vom Wallgang der Contregarde wegschaf-„fen dürfte." Ganz richtig! Der Wallgang der Contregarde ist 16 Fufs über den Grund des trocknen Grabens erhoben; seine Entfernung von der Flanke beträgt ungefähr 76 Ruthen; bis an das Glacis sind es 88; demnach darf das Rohr der Kanone nur um 18$\frac{4}{19}$ Fufs über den Grund des Grabens erhoben seyn, um den untersten Stein der Flanke, über den Wallgang der Contregarde weg, beschiefsen zu können; die Spitze des Glacis aber, wohin diese Batterie erbaut werden soll, ist 19 Fufs über den Grund des Grabens erhoben; die Kanonen dürfen also eigentlich gar nicht erhöht, sondern eingeschnitten, kurz, beynahe so gebauet werden, als man sie bauen würde, wenn die Contregarde nicht da wäre. Eine massive Mauer von 30 Fufs Dicke und 25 in der Höhe aufser dem Erdreich, die nach Glasers Angabe angelegt ist, um die Flanke zu decken, und die ihrem Zweck so wenig entspricht, hat doch wohl ihre Stelle nicht mit grofser Ueberlegung erhalten. Die steinerne Brustwehr mufs man freylich herunter schiefsen, welches nichts schweres ist, da eine auf dem Glacis dagegen anzulegende Batterie beynahe nirgend her etwas zu befürchten hat.

Der 4te Heft enthält ein nach Glaserschen Grundsätzen befestigtes Viereck. Die Defenslinie von der hohen Flanke beträgt 70 Ruthen. Die Graben sind nicht nach der heutigen Art, nach der man sie jetzt lieber schmäler und tiefer als sonst macht, um das Mauerwerk den feindlichen Batterien zu entziehen, sondern breiter und seichter als gewöhnlich. Ueberhaupt war Glaser noch im Profiliren zurück; trotz seines Rühmens von dem Werth der Profile lernt man aus seinem Werk weiter nichts, als dafs er seine Profile für vortreflich gehalten habe. Das Reduit im Ravelin ist noch übler dran, als im oben angeführten Fall, weil man es hier vom Glacis zusammenschiefsen kann. Beym Reduit vor der Ravelinsspitze ist der oben gedachte Fehler verbessert, indem es hier vom bedeckten Weg abgesondert, und von Stein gebaut worden, wodurch es auf der andern Seite einen weit über seinen Werth erhöhten Aufwand verursacht. Die übrigen Kupfer enthalten einen Grundrifs des Mauerwerks vom Sechs- und Achteck, einen Vorschlag zu einem Cavalier und eine steinerne Caponiere, woraus erhellt, dafs Glaser auch die Minengallerien nicht geschickt anzubringen gewufst habe; denn wenn sie, so wie hier, unmittelbar an der Bekleidungsmauer hinlaufen: so darf man nur ein paar Löcher in diese schiefsen, um dem Minier sein Handwerk zu legen.

Der 5te Heft enthält nach vorausgeschickten Grundsätzen, die öfters noch aus der alten Welt sind, Regeln, wie ungeschickte Figurseiten zu behandeln, und endlich die wichtige Auflösung des Problems 1) sowohl von aufsen herein, als von innen hinaus, 2) auf einer jeden zu befestigen geschickten Figurseite, 3) bey allen zur Fortification taugenden Figurwinkeln, 4) ein Hauptwerk ohne, oder auch mit Faussebraye zu construiren; dafs a) die parallele Entfernung der äufsern von der innern Figurseite allenthalben gleich grofs sey; b) die Bollwerksflanken bey allen Figurseiten gleich lang, und zwar mit Inbegriff des Orillons von 15 rheinl. Ruthen werden, und c) auf der rasirenden Defenslinie perpendiculär stehen, endlich d) die Defenslinie α) bey einem Hauptwerk ohne Faussebraye in den Flankenwinkel einlaufe; hingegen β) bey einem Hauptwerke mit Faussebraye auf der Hauptkurtine eine sogenannte Secondflanke abschneide, deren Stärke oder Perpendicularmaafs 7½ rheinl. Ruthen, das ist: so breit wie die Faussebraye sey. Die Auflösung ist sodann auf einige wirkliche Plätze angewandt. Von den Citadellen sind nur allgemeine Regeln beygebracht. Zum Beschlufs erzählt der Herausg. *Glasers* Bemühung um sein allgemeines Problem. Wir gestehen nun mit Vergnügen, dafs *Glaser* alles, was zu dem Problem, einen unregelmäfsigen Platz so regelmäfsig als möglich zu befestigen, gehört, wohl gefafst, gründlich aufgelöst, und darin alle bisher bekannte Schriftsteller weit übertroffen habe. Die Befestigungskunst hätte keinen gemeinen Verlust erlitten, wenn diese artige Auflösung, welche Glasern noch den gröfsten Ruhm bringt, zu Grunde gegangen wäre; die vielen Bemühungen des Hn.

Ober-

Obersten *After* um dieselbe verdienen daher den vollesten Dank aller Liebhaber der Befestigungskunst.

HANNOVER, b. Helwing: *Neues Militärisches Journal.* X. Stück. 1791. 330 S. m. 1 K. XI. St. 1792. 188 S. m. 1 K. XII. St. 1792. 195 S. 8.

X. *Beurtheilung der Lindenauschen Taktik*, zweyter Theil. Der Vf. dieses Aufsatzes ist sehr nachgiebig gegen seinen Autor. In Ansehung der Schädlichkeit des Ab- und Zurückmarsches von beiden Flügeln, stimmt er mit *Lindenau* überein; nur glaubt er, dass dieser nichts Neues darüber gesagt habe. Andere aber finden viel Unrichtiges darin, und dieses könnte doch neu seyn. Beym Aufmarsch einer Colonne aus ihrer Flanke beruft sich der Vf. auf einen Artikel, den er in die neue militärische Zeitung über das Deploiiren geliefert hat; wir zweifeln aber, dass er dadurch das Deploiiren aus der offenen Colonne verbessert habe. Er formirt dabey die Linie von hinten, und da sich diese beständig vergrössert; so nimmt die Geschwindigkeit ab, und sein Deploiiement wird dadurch schwerfällig. Seine zweyte Methode läfst sich nur mit ein paar Bataillonen ausführen, mit den übrigen mufs man den Adjutantenaufmarsch machen. Hingegen halten wir das für eine wirkliche Verbesserung des Lindenauschen Manoeuvres, wenn der Vf. die 3 letzten Bataillons von der Colonne des rechten Flügels ohne Rückmarsch deploiiren lässt; doch reicht auch dieses Manoeuvre nicht überall zu. *Die Relation der Bataille bey Hochstädt* von dem hannövrischen *Feldmarschall von Bülow* an den Kurfürsten von Hannover, nachmaligen König von England, enthält einiges Detail, das man in den bekannten Erzählungen nicht findet. Bey der *Relation der Schlacht bey Rofsbach* sind die Anmerkungen des Grafen *von St. Germain* das interessanteste. Wenn in der Relation gesagt wird: der König machte mit dem übrigen Theil der Cavallerie einen übereilten Marsch, um sich schräg auf seinen linken Flügel zu setzen; so antwortet *St. Germain*: der König von Preufsen macht keinen übereilten Marsch, alle seine Bewegungen sind wohl bedächtlich, und werden gut ausgeführt. Am Ende wird gesagt: Hr. von *St. Germain* führte die Arriergarde mit vieler Ordnung und Klugheit. Antwort: Niemals war gröfsere Unordnung und weniger guter Wille. Die *Belagerung* oder vielmehr Vertheidigung *von Ziegenhayn* i. J. 1761, vermuthlich von einem Artillerieofficier geschrieben, ist zwar von keiner grofsen Bedeutung, aber doch nicht uninteressant zu lesen. Die *Relation von der Schlacht von Lissa vom König von Preufsen* an den König in England, so wie auch eine andere von einem preufsischen Ingenieurofficier sind hier mit Anmerkungen versehen, welche die beiden Relationen sowohl unter sich als auch mit andern vergleichen, und die Unterschiede bemerkbar machen. Das *Gefecht bey Meer* von einem Officier, der demselben beywohnte, enthält sowohl im Plan, als auch in der Beschreibung einiges, das man nicht im Bauerschen Plan findet; nebst Einwendungen gegen die Urtheile des Hn. von Tempelhof, vermuthlich vom Herausgeber. Hierauf folgen *Recensionen.* Ferner eine *Instruction für die Inspecteure der Infanterie von Friedrich dem Grofsen*, worin dieser beweist, wie nothwendig es sey, dass sich die Subalternen bey Zeiten in die höhern Chargen einstudieren, weil man im Krieg oft sehr bald dahin gelangen, und folglich in Verlegenheit kommen könne, wenn man alsdann Dinge ausführen solle, die man nicht vorher durchdacht habe.

XI. St. I. *Defensivlager der preufsischen Armee unter Prinz Heinrich im Oct.* 1762. Angriff dieses Lagers und Rückzug aus demselben. Aus dem ungedruckten Tagebuch eines Officiers, der bey der Armee diente. II. *Relation der Schlacht bey Freyberg*, zwischen der preufsischen Armee unter dem Prinz Heinrich und der österreichischen und Reichsarmee unter dem Prinzen von Stollberg. Aus der mündlichen Erzählung des verstorbenen Hauptmanns *Tielke.* III. *Relation von einem preufsischen Officier*, der bey derselben gegenwärtig gewesen. Da diese Schlacht unter allen Schlachten des 7jährigen Krieges noch am wenigsten bearbeitet war; so werden diese ausführlichen Nachrichten dem Publicum sehr willkommen seyn. IV. *Erklärung der Wirkung des Pulvers*, aus den in neuern Zeiten entdeckten Luftarten. Ein Aufsatz, der den Artilleristen Stoff zum weitern Nachdenken gibt. V. *Einige Nachrichten von den Militärorden*, und einige Betrachtungen über dieselben. VI. *Unterricht in dem Brückenbau mit Pontons* für diejenigen, welche nicht Pontoniers sind, und doch einige allgemeine Kenntnisse dieses Gegenstandes sich erwerben wollen, von einem kön. preufsischen Artillerieofficier. Dem Vf. scheint unbekannt gewesen zu seyn, dass es auch hölzerne Pontons gibt, welchen Hr. *Hoyer* beynahe den Vorzug gibt. VIII. *Von den Unterhaltungskosten eines Cavalleriepferds*, insbesondere in der preufsischen Armee. IX *Recensionen.* X. *Nachricht von dem Distanzmesser des Lieut. Neander.* XI. *Woraus kann man den Fortgang, den eine Armee in diesem oder jenem Zweige der Kriegskunst macht, am sichersten beurtheilen?* Antwort: aus den Schriften, die aus derselben hervorkommen.

XII. St. I. *Unmafsgebliches Bedenken, wie etwa bevorstehende Campagne gegen Frankreich einzurichten.* Von dem hannöverischen General *Podewils* 1689 an den Herzog von Hannover abgestattet. II. *Ein Mittel, wodurch man die Officiere zu militärischen Arbeiten aufmuntern, und ihre weitere Ausbildung bewirken kann.* Der Vf. schlägt eine Societät der militärischen Wissenschaften vor. Es dürfte aber wohl noch zu dieser Zeit einige Schwierigkeiten haben, sie aufzubringen. III. *Manoeuvre bey dem Entenfang, unweit Potsdam*, den 12ten Oct. 1764. IV. *Manoeuvres, welche von einem preufsischen Corps unter der Ordre des Hn. General-Major und Inspecteur der westphälischen Regimenter von Romberg sind ausgeführt worden.* V. *Ein Beytrag zur Geschichte der Taktik.* Auszug aus einem braunschweig-lüneburgischen Infanteriereglement von 1666 bis 1674. VI. *Ueber die Vor- und Nachtheile der stehenden Armeen.* Gegen einen Aufsatz im 65sten Heft der Schlözerischen Staatsanzeigen. VII. *Von der Richtung einer Linie Cavallerie, wie sie en Front mit Intervallen avancirt.* Sie

ist

ist auf die Grundsätze gebaut, welche man in v. Millers reiner Taktik findet. VIII. *Nachricht von der Einführung reitender Artillerie.* Aus dem Intelligenzblatt der allgem. Lit. Zeit. Hr. *Scharnhorst* bemerkt im Nachtrag, dass man aus andern Nachrichten wisse, dass die Russen im 7jährigen Kriege schon reitende Artillerie gehabt hätten. Den Rec. hingegen versichert ein Officier, der nach dem 7jährigen Kriege in Petersburg war, dass man noch damals nichts von einer reitenden Artillerie daselbst gewusst habe. IX. fehlt. X. *Neue Einrichtung des Regiments- oder Bataillons-Geschützes*, von dem *verstorbenen regierenden Grafen von Schaumburg-Lippe*, königl. portugiesischen Generalfeldmarschall. Betrifft den Gebrauch einer einpfündigen Kanone mit einer besondern Art von Lavette. XI. *Vom jetzigen französischen Militär. XII. Ein Vorschlag, beym Angriff eines Blockhauses und einer Schanze geschwind auf die Brustwehr zu kommen.* Dieser aus den ältern Zeiten entlehnte Vorschlag kann durch 1 oder 2 Reihen schlechter Wolfsgruben unbrauchbar gemacht werden. XIII. *Wachehäuser in Cantonirungs- und Winterpostirungen.* Es ist freylich nur ein hingeworfener Gedanke, zur Ausführung gehört noch mehr. Die Zahlen beym Maasstab sind unrichtig; er enthält nicht nur 3, sondern 15 Fuſse. Die Pallisaden sind nicht nur 20, sondern 23 Fuſs lang. Sollen die Schiesslöcher 6 Fuſs über den Boden kommen: so müsste noch eine Bank über die im Plan gezeichnete kommen. Einrammen könnte man die Pallisaden nicht wohl, und zum Eingraben möchten die Spitzen unnöthig seyn. Auch müssten noch andere Mittel angewendet werden, um das Gebäude gegen den Einsturz zu sichern. In der 3ten Figur stehen die Pallisaden nicht viel fester, als wenn man sie auf den blossen Boden hingesetzt hätte. XIV. *Recensionen.* XV. *Ueber die Vor- und Nachtheile der stehenden Armeen.* Eine Fortsetzung des oben angefangenen gründlichen und interessanten Aufsatzes, worin auch auf das berüchtigte im Braunschweigischen Journal erschienene *Testament politique de l'Empereur Joseph II* Rücksicht genommen wird.

Breslau, b. Gutsch: *Theoretisches-praktisches Handbuch der Feldbefestigungswissenschaft durch eigene ganz neue Erfindungen umgearbeitet und vervollkomnet zum Selbstunterricht*, mit 10 Kupfertafeln, von M. *Franz Christoph Jetze*, ersten und ältesten Professor bey der königl. preussischen Ritterakademie zu Liegnitz, bey eben derselben Lehrer der Mathematik und Physik, Beysitzer der königl. gelehrten Ges. der W. u. K. zu Frankfurt a. d. O. 1793. 319 S. 8.

Der Vf. ist ein sehr gesprächiger Gelehrter; der geringste Umstand gibt ihm Gelegenheit, etwas herbey zu ziehen, das man hier nicht suchte. Seine neue Erfindung ist nun zum drittenmal gedruckt; 1781 erschien sie im Unterhalter für Krieger, und 1789 in der neuen militärischen Zeitung. Nach 10 Jahren ist sie jedoch für das Publicum noch eben so neu, als bey ihrer ersten Erscheinung, da ihr das Publicum bisher keine Aufmerksamkeit schenkte. Diese neue Erfindung bestehet nun in folgendem: Ich nehme, sagt der Vf., ihr (der Ingenieurs) eigenes Principium, oder ihren Grundsatz an, in welchem sie alle übereinstimmig sind, nemlich: dass 25 militärische Schritte die rechte Länge der einen Seite der viereckigten Schanze für 200 Mann sey, dass diese nicht zu viel und auch nicht zu wenig Flächenraum, nach militärischen Absichten habe, und ziehe daraus richtige Schlüsse. Schon der Vordersatz ist nicht ganz gegründet: Nicht alle Ingenieurs geben dem Mann an der Brustwehr 2 Decimalfuss, viele nur zwey Duodecimalfuss, andere auch nur 21 Zoll; und dann ist es sehr unmathematisch, einen Satz so ganz ohne Beweis auf Treu und Glauben anzunehmen, und viele Seiten hindurch darauf los zu rechnen. Der Vf. untersucht in dieser Rücksicht zuerst, wie viel Quadratschritte in der obgedachten Redoute auf den Mann kommen, und bestimmt die Grösse der übrigen Schanzen so, dass immer jeder Mann den nemlichen Flächenraum erhält. Hier hätten ihm sogleich ein paar Zweifel einfallen sollen: 1) ist es auch wahr, dass so viele Zelte in dieser Redoute nach Abzug dessen, was zur Stellung und Bewegung der Truppen nöthig ist, Raum haben, als die Besatzung erfodert? 2) hätte er bedenken sollen, dass allenfalls nur der Raum zum Lagern im quadratischen Verhältniss stehe, aber nicht der Raum, den die Bänke einnehmen, und den die Besatzung nöthig hat, um sich am Fuss der Bank zu rangiren. Seine Schlüsse wären also auch nicht sogar richtig. 3) fragt sichs, ob das Lagern oder das Fechten die Haupterfodernis einer Redoute sey? Aber es war dem Vf. bloss ums Rechnen zu thun. Uebrigens ist das Buch nicht ganz unbrauchbar für den Anfänger; der Vf. weiss seinen Vortrag oft interessant und deutlich zu machen. Neues findet man ausser dem angeführten nichts. Statt anderer Weitläuftigkeiten hätte noch manches angebracht werden können, was man zu einem vollständigen und gründlichen Unterricht vermisst.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Erlangen, b. Palm: *Materialien zu Kanzelvorträgen, oder Predigtentwürfe der besten Kanzelredner, nach dem Bedürfniss unserer Zeit für deutsche Volkslehrer gesammelt und bearbeitet.* Des dritten Bandes erste Abtheilung. 1794. 252 S. 8.

Diese Abtheilung enthält 29 ziemlich ausführliche Grundrisse *Zollikoferischer* Predigten vermischten Inhalts. Wer die Predigten dieses vortreflichen Mannes nicht selbst besitzt, oder kaufen kann, dem werden diese Auszüge wohl zu statten kommen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 16. Julius 1794.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Böhme: D. *Ernst Gottfr. Schmidts*, Prof. der Rechte und Hofger. Adv. zu Jena, *theoretisch practischer Commentar über seines Vaters, D. Joh. Lud. Schmidts practisches Lehrbuch von gerichtlichen Klagen und Einreden.* Erster Band. 1792. 340. S. Zweyter Band 1793 360 S. 8.

Die anerkannten Vorzüge des bekannten *Schmidt'schen* Lehrbuchs bestimmten den Vf., einen Commentar darüber drucken zu lassen. Dieser soll aber bloss eine kurze theoretisch practische Erläuterung der wesentlichen Lehrsätze mit hinzugefügten Beyspielen enthalten, und der Vorläufer eines grössern Werks seyn, worin der Vf. die einzelnen Klagen und Einreden vollständig abhandeln will. Da diess grössere Werk, der Natur der Sache nach, grossentheils aus dem Inhalt des Lehrbuchs und dieses Commentars bestehen wird: so hätte der Vf. vielleicht besser gethan, wenn er, statt einen Theil seiner Vorlesungen über das Lehrbuch besonders abdrucken zu lassen, entweder dieses mit erläuternden Anmerkungen und Zusätzen bereichert, herausgegeben, oder durch das grössere Werk den Druck des Commentars ganz überflüssig gemacht hätte. Bey der gegenwärtigen Einrichtung war es beynahe unvermeidlich, dass nicht ein grosser Theil des Lehrbuchs sich in den Commentar einschleichen, und, da Kürze und Einschränkung aufs Wesentliche in dem Plane des Vf. lag, manche nützliche Erläuterung verdrängen musste. Der *erste Theil* umfasst die Lehre von gerichtlichen Klagen und Einreden überhaupt, und von den Possessorienklagen. Die Erläuterungen bestehen gröstentheils aus richtigen Bemerkungen; nur sind sie nicht immer in gehöriger Proportion angebracht, auch hie und da solche, die den nämlichen Gegenstand betreffen, in mehreren Stellen zerstreut. Z. B. was über die Geschichtserzählung und über das Gesuch in einem Klaglibell gesagt wird, ist theils §. 13. §. 22. u. f. theils §. 95. und §. 101. zu suchen. Ueberhaupt haben wir die Erläuterungen über die einzelnen Klagen noch befriedigender und besser gefunden, als diejenigen, welche die Klagen und Einreden im Allgemeinen betreffen. S. 31 wo einer rechtlichen Folge der Weigerung, auf die Klage sich einzulassen, Erwähnung geschieht, hat sich Sächsisches Recht da eingeschlichen, wo man gemeines erwartet. S. 63 wird die Eigenthumsklage, unsers Erachtens nicht mit hinlänglichem Grunde, den *actionibus arbitrariis* beygezählt. S. 91 und 159 behauptet der Vf. dass Cumulation der Klagen allemal eine Concurrenz derselben voraussetze. Nun kann z. B. Cajus gegen den Titius Klagen aus einem Anlehen-Pacht und Kaufcontract ohne Anstand cumuliren. Und doch nimmt der Vf. S. 91 an, dass mehrere Klagen, die nicht einerley Sache betreffen, sondern aus verschiedenen Geschäften herrühren, keinen *concursum* derselben ausmachen. Ob der Kläger, indem er die Replik in die Klage aufnimmt, damit als Aggressor angesehen werde, und die Gunst des Beklagten verliere, wie der Vf. S. 148 behauptete, zweifeln wir sehr. Doch ist's freylich in den meisten Fällen räthlicher, die Exceptionsschrift abzuwarten. Was der Vf. S. 228 von dem ächten Besitze (*b. f. possessio*) und den Vortheilen desselben sagt, möchte wohl nur von dem sogenannten bürgerlichen Besitze zu verstehen seyn. Gibt es doch adliche Besitzer, die jene Vortheile nicht geniessen! Der *zweyte Theil* enthält die Präjudicialklagen und die damit verwandten Rechtsmittel, und von den dinglichen diejenige, die das Eigenthum, die Dienstbarkeiten und das Pfandrecht betreffen, auch einen Theil der auf das Erbrecht sich beziehenden Klagen. Wir wollen einige Zweifel und Bemerkungen hersetzen, die sich uns beym Durchlesen dieses Theils aufgedrungen haben. Nach S. 28 lässt der Vf. in Ansehung freygelassener Negersklaven die römischen Grundsätze vom Patronatrechte, und ebendesswegen die *actiones de libertinitate* und *de ingenuitate* deshalb eintreten, weil die Negersklaven völlig nach dem römischen Rechte zu beurtheilen seyen. Diess möchte wohl in Deutschland nicht so ganz der Fall seyn. Wenn gleich der Vf. nach S. 106 f. die *exceptio non num. dot.* und den evidentesten Beweis derselben nach dem Ablauf von 10 Jahren nicht mehr statt finden lässt, so wird er diess doch nicht auch von den Gläubigern des Ehemanns verstehen wollen? Ueberhaupt erwartet man eine kurze Aufzählung der Fälle, in denen jene Einrede wegfällt z. B. Errichtung der Ehepacten nach geschlossener Ehe. S. 139 hätte den Einreden auch das Zurückbehaltungsrecht wegen eines beträchlichen und dabey nothwendigen Aufwands und das Compensationsrecht nützlicher Kosten beygefügt zu werden verdient. Was der Vf. S. 144 von der *actio dot. pr. nupt. repet.* sagt, könnte leicht missverstanden werden. Das stillschweigende Pfandrecht der Ehefrau macht nur in so fern jene Klage seltener, als es die römischen Gegenvermächtnisse ungewöhnlicher macht. Wo aber ein römisches Gegenvermächtniss vorhanden ist, da kann auch diese Klage eintreten. Wenn es gleich in der Theorie richtig ist, S. 160 dass der Vater das uneheliche Kind seines Sohns nicht verpflegen dürfe, so scheint doch die Praxis der gegenseitigen Meynung günstiger zu seyn. S. 195 gibt der Vf. der Ehefrau die *rei vindicatio utilis* in Ansehung der Sache, welche der Mann mit ihrem Gelde gekauft hat. Allein da diese

Sache keine Dotalsache wird: so hat die Ehefrau kein Vindicationsrecht, sondern, wenn es ihr Nutzen erheischt, eine *Condiction*. S. 202 vermisst man eine genaue Bestimmung des Beweissatzes bey der Reivindication, und wohl auch eine Bemerkung des Vortheils, den die Anführung eines Titels in dem Libell bey dieser Klage gewährt. Mit der Vereinigung der Meynungen über die Frage: kann der Eigenthümer, der den Werth der Sache erlangt hat, diese dennoch von dem Besitzer vindiciren? S. 203 f. möchten wohl die Anhänger der bejahenden nicht zufrieden seyn. Denn unter der *litis äſtimation*, die der erdichtete Besitzer zu leisten hat, ist auch der Werth der Sache begriffen. S. 212 bemerkt der Vf., dass der Gegenstand der *Reivindication*, wenn in *foro rei sitae* geklagt werde, nur eine bewegliche (unbewegliche) Sache seyn sollte, und beruft sich dabey auf *Wernher*. Allein dieser sagt an der angeführten Stelle nur, dass einige dem *foro rei sitae* bey beweglichen Sachen, zumal alsdann nicht Statt geben wollen, wenn diese Sachen nicht an einem Orte bleiben, sondern weiter gebracht werden sollen, erinnert aber dabey ganz richtig, dass diese Meynung ungegründet sey. S. 252 wird angenommen, dass die persönliche, die Klage, die auf Errichtung einer Dienstbarkeit gerichtet ist, in 10 und 20 Jahren verjährt werde, eine Meynung, die wohl in keinem der angeführten Gesetze gegründet ist. Bey der Frage: ob durch den blossen Nichtgebrauch ein Dienstbarkeitsrecht verloren gehe, halten wir die Distinction zwischen *servitutibus urbanis* und *rusticis* nicht für das, wofür der Vf. S. 259 dieselbe erklärt, für unnütz. S. 268 tritt der Vf. der Meynung derjenigen bey, die bey der Negatorien - Klage der Vermuthung, die aus der Quasipossession entspringt, den Werth einer interimistischen Wahrheit nicht beylegen, sondern dem Besitzer der Dienstbarkeit den Beweis auflegen. Die 112te Novelle handelt unsers Erachtens von dem besondern Falle eines von dem Pfandgläubiger bereits gerichtlich in Anspruch genommenen, und von dem Schuldner nachher veräusserten Unterpfandes, und begünstigt keineswegs die S. 300 folg. angenommene Meynung, dass der Besitzer einer Specialhypothek sich gegen die *actio hypothecaria* durch die *exceptio excussionis* nicht schützen könne.

STRASBURG, in der akad. Buchh. *Gesetzbuch für die Friedensgerichte* (;) von A. C. *Guichard*, homme de Loi, Aus dem Französischen übersetzt durch Franz Joh. *Krauss*, b. R. Licent. 1792. VII. Heft (in fortlaufender Seitenzahl) S. 131 — 353; VIII u. letzter Heft. S 354 — 498.

Den Beschluss dieses Werks, dessen erstere Hefte N. 22. des vor. Jahrg. angezeigt worden, machen *verschiedene Dekrete, welche die Friedensrichter betreffen und in dem ersten Bande des Gesetzbuches für die Friedensgerichte nicht enthalten sind*, sämtlich von 1791. Eine Inhalts - Anzeige und ein alphabetisches Sachen - Register erleichtern den Gebrauch auch dieses Bandes.

Mit diesen beiden Heften schliesst sich also ein Werk, dem der philosophische Rechtsgelehrte, auch ohne Rücksicht auf die bisherigen oder künftigen Schicksale der Institute der Friedensgerichte in Frankreich, seine Aufmerksamkeit nicht versagen darf.

PHILOLOGIE.

1) BERLIN, in d. akad. Kunst- u. Buchh.: *M. Tullii Ciceronis Epistolarum selectarum Libri IV.* Nach der Zeitfolge geordnet, und mit kurzen Einleitungen, erklärenden Anmerkungen und einem zweckmässigen Sachregister versehen. Zum Gebrauche der Schulen. 1790. 200 S. 8. (8 Ggr.)

2) LEIPZIG, b. Schwickert: *Uebersetzung der kleinern Briefe des Cicero* mit erklärenden Anmerkungen begleitet. Zwey Bändchen. 1792. 270 S. 8.

3) HALLE, b. Gebauer: *M. T. Cicero von der Freundschaft*, übersetzt und erläutert. 1793. VI. u. 102. S. 8. (6 Ggr.)

4) MÜNCHEN, b. Lentner: *Kornel Nepos*, *teutsch* mit einer Abh. über seine Person, Sprache, Moral etc. vorzüglich die Art, ihn mit dem Jünglinge zu lesen, herausgegeben von Alb. Xav. *Weinzierl*. Mit 10 Kupfertafeln. 1792. LXXXIV. u. 229 S. 8. (16 Ggr.)

Der Herausg. von N. 1., welcher sich keiner zweckmässig eingerichteten Ausgabe oder Auswahl der Ciceronischen Briefe für Schulen erinnert, scheint nicht an die Strothische, nach der Zeitfolge gestellte, Sammlung gedacht zu haben. Die Auswahl unsers Sammlers ist gut und zweckmässig. Die in chronologischer Ordnung gestellten Briefe umfassen den Zeitraum von 691 — 710, und sind an solche Personen gerichtet und von solchen Personen geschrieben, die eine merkwürdige Rolle in der Geschichte jener Zeit gespielt haben. Jeder Brief ist mit einer deutschen Inhaltsanzeige und mit einigen Sach- und Spracherläuterungen zur Nothdurft versehen. Auch ist ein Sachregister beygefügt.

Die Uebersetzungen N. 2. 3. 4. sind, im Allgemeinen zu urtheilen, nicht schlecht. N. 2 enthält eine Uebersetzung der ehmals und noch hie und da auf Schulen gebräuchlichen Sammlung der kleinern Ciceronischen Briefe, unter welchen aber auch sehr grosse sind, welche ohne alle Zeit- und Sachordnung durch einander laufen. Der Zweck des Uebers. war, wie er sagt, *der Zweck aller (?) Uebersetzer*; Erleichterung zum Präpariren und Aufmunterung zur Nachahmung und angestellten Selbstübung. Der Uebersetzung sind Anmerkungen untergelegt. Die Inhaltsanzeigen sind zum Theil sehr ausführlich; vorzüglich interessant ist die Einleitung in dem Brief des Sulpicius (4, 5), worin er den Cicero über den Tod der Tullia tröstet, und in Cicero's Brief an den Lucceius (5, 12), worin dieser aufgefodert wird, Cicero's Geschichtschreiber zu werden. Ein Theil der Briefe ist sehr fliessend und befriedigend übersetzt. Man stösst aber auf mehrere andre, die theilweise undeutsche Wendungen, Härten und Steifheiten haben. Ueber das nach dem Vorgange neuerer Uebersetzer beybehaltne *Sie* in der Anrede liess sich wohl Allerley erinnern.

Warum

Warum den Römern, welche die einzige Form der Anrede *Du* kannten, eine Form unterschieben, welche, nach Gedike, knechtische Demuth der Niedern gegen die Hohen erst in diesem Jahrh. in Deutschland erzeugt hat? Wenigstens sehen wir nicht ab, warum Cicero auch seine Terentia mit dem vornehmen *Sie* beehren soll, wie in dieser Uebers. geschieht. Die Formel des römischen vertrauten Briefstyls: *Si vales* etc. klingt doch im Deutschen gar zu steif, wenn wir, wie hier, immer übersetzen: Ich freue mich, wenn Sie sich wohl befinden; ich befinde mich noch wohl. Dürften wir uns darin nicht einige Abwechslung erlauben? oder diese doch nur den Römern eigne Anfangsformel gar weglassen, so wie man dem Lateiner nicht zumuthen würde, bey Uebersetzung eines Kanzleyschreibens aus dem Deutschen, auch das *Unsre freundliche Dienste zuvor* auszudrücken. Mehrern Stellen sieht man zu ängstliche Anhänglichkeit an den Buchstaben des Originals an, wie denn des Vf. in der Vorrede dargelegte Ideen über Uebersetzungen überhaupt noch sehr schwankend sind. Cic. ad div. 14, 8. an die Terentia, heisst es in der Uebersetzung: Ich bekomme schriftliche und mündliche Nachrichten, *dass Sie plötzlich in ein Fieber gerathen sind, te in febrim subito incidisse.* — Lassen Sie mir doch auf die Art fernerhin es zu wissen thun, wenn es nöthig seyn möchte, oder wenn Neuigkeiten vorfallen sollten. *Item posthac, si quid opus erit, si quid acciderit novi, facies ut sciam.* 14, 21 *Was nöthig seyn sollte, da treffen Sie doch solche Vorkehrungen und Anordnungen, wie es Zeit und Umstände erfordern.* Wir dächten, es wäre doch wohl deutscher so zu übersetzen: Ich bitte dich, die nöthigen (*quod opus erit*) Vorkehrungen nach Befinden der Zeit und der Umstände zu treffen. 7, 15. Dass Sie in die Freundschaft des so artigen und gelehrten Matius gekommen sind, kann ich Ihnen nicht sagen, welche Freude mir das ist. — Der Uebersetzer hatte gute Vorgänger an Borbeck und Reichard. In wie fern die Tugenden oder Fehler seiner Uebersetzung in jenen ihren Grund haben, können wir, da wir jene nicht bey der Hand haben, nicht beurtheilen. Was er indessen Gutes aus jenen entlehnt hat, kommt natürlich auf ihre Rechnung: wenn er fehlerhafte Stellen in seine Uebersetzung herübergenommen hat, so fällt der Tadel einzig auf den neuen Uebersetzer zurück.

N. 3. ist eine wohlgerathne Arbeit, die sich, auch ohne Hülfe des Originals (welches man leider bey den mehresten Uebersetzungen als Commentar zu Rathe ziehen muss), ganz angenehm liest. Aber dennoch bedarf sie einer noch fleissigern Ueberarbeitung und Reinigung von manchen Flecken, um auf den Namen einer *vorzüglich* guten Uebersetzung Anspruch zu haben. Zur Probe geben wir einen Theil des 19ten Cap. mit einigen Erinnerungen: *Bey dieser Erörterung entsteht eine ziemlich schwere Untersuchung: ob man neue Freunde, die unserer Freundschaft würdig sind, alten vorziehen kann* (darf. *so pflegt man jungen Pferden einen Vorzug vor den alten einzuräumen* (besser: wie man jungen Pferden — einzuräumen pflegt). *Ein unwürdiges Bedenken von der Menschheit.* (Ein Bedenken, welches den Menschen entehrt). *Denn bey Freundschaften darf nicht, wie bey andern Dingen, sattseyn* (Sättigung, Ueberdruss) *erfolgen. Das älteste muss uns hier am behaglichsten seyn, so wie ein Wein, der seine Jahre gelegen hat* (die Freundschaft muss, wie der Wein, je älter, desto angenehmer seyn). — *Solche Neulinge aber, wenn sie Hofnung versprechen* (geben), — *so wie an unbetrüglichen Pflanzen die Frucht hervorkeimt — hat man nicht von sich zu weisen, indess muss man das Alter gehörigermaassen in Ehren halten. Denn die Macht des Alters und der Gewohnheit ist hier unendlich gross,* (Neue Freundschaften aber, wenn sie, wie eine hofnungsvolle Saat, gute Frucht versprechen, muss man nicht verschmähen: aber die alten Freundschaften muss man ihnen nicht nachsetzen: denn ein alter, gewohnter Umgang behält immer für uns den grösten Reiz). *Selbst in Rücksicht eines Pferdes wird niemand in der Welt seyn, wenn anders ein Umstand es nicht hinderlich macht, der nicht lieber ein Pferd gebrauchen wollte, an welches er sich einmal gewöhnt hat, als ein unberittenes und ganz neues.* (Selbst in Ansehung der Pferde wird Jedermann lieber das Pferd, welches er gewohnt ist, reiten, als, ohne Noth, ein unberittenes und neues wählen) u. s. w. Wir haben geflissentlich ein Capitel ausgesucht, in welchem der Uebers. viel Stoff zum Tadel gegeben hat, um ihn durch die Bemerkung des Fehlerhaften zum Bessermachen zu reizen. Erinnerungen über manche andre Stelle halten wir zurück, um nicht als eigensinnige Krittler zu erscheinen, und berühren nur noch ein paar Stellen c. 25 *blandus amicus*, ein *schmeichelhafter* (schmeichelnder) Freund — *popularis*, ein populärer Mann oder, der um die Volksgunst buhlt, ein *Schleicher*! c. 27 Zwey Metaphern, die nicht zusammen passen: die Tugend *kettet* Freundschaften und *versiegelt* sie. Cicero sagt: die Tugend stiftet und erhält Freundschaften.

In der Einleitung zu N. 4. herrscht ein treuherziger, gerader, etwas derber Ton, der, so weit er auch von Feinheit entfernt seyn mag, doch einem alten Lehrer, der es recht gut mit seinen Schülern zu meinen scheint, sehr wohl ansteht. Der Vf. ist ein warmer, fast zu partheyischer Vertheidiger seines Nepos gegen *Scheller* und gegen alle, welche den Nepos in irgend einer Beziehung herabsetzten. Die Uebersetzung verräth einen beider Sprachen mächtigen mit seinem Schriftsteller vertrauten Mann, der dem Nepos keine Schande macht. Nur müsste der Vf. bey einer künftigen Ausfeilung sich der einfachen und reinen Sprache des Nepos noch mehr durch Vermeidung mancher sonderbaren Ausdrücke, Zusammensetzungen und Provinzialismen nähern, als da sind: *beyläufig* f. *circiter*, *fere*, ungefähr; *Staatskösten*; *bevorthun*; *wenigst*; *thatengeprüft* f. *cognitus*; *der Athenergesandte* etc. Attic. 1. *incitabat omnes studio suo*, er trieb alle durch seinen Fleiss auf. c. 2 *facultas pro dignitate vivendi* ist nicht: Musse nach Würde. — c. 3 *honores* sind wohl nicht Würden, sondern Ehrenbezeugungen.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Presburg*, b. Weber: Zum Besten der Armen: *Abhandlung über die herrschenden Gifte in den Küchen, nebst den Gegengiften* von D. *Paul Kolbani*. 1792. 75 S. 8. (6 gl.) Die Frage, ob man, in Rücksicht auf die Gesundheit, ohne Nachtheil zinnerne, oder mit Zinne überzogene kupferne und messingene, oder mit Bleyglätte glasurte töpferne Gefässe in den Küchen zur Bereitung der Speisen, in den Apotheken, Brandteweinbrennereyen und andern Werkstätten zur Verfertigung verschiedener Arzneyen, Liqueure u. s. w. anwenden könne, ist schon von mehrern medicinischen Schriftstellern so gründlich beantwortet worden, dass eine neue Erörterung derselben beynahe überflüssig zu seyn scheint. Da indessen die Gründe, deren sich diese Schriftsteller und andere Aerzte bedient haben, um die Nachtheile des zumal unvorsichtigen Gebrauchs solcher Geschirre zu erweisen, noch nicht vermögend gewesen sind, jene in mehr als einem Betrachte schädlichen Metalle oder metallischen Dinge aus unsern Küchen, Apotheken u. s. w. zu verdrängen, oder wenigstens die Köchinnen, Brandteweinbrenner, Apotheker u. s. w. zu vorsichtigerm Gebrauche derselben zu veranlassen, so kann eine neue Abhandlung über jene Aufgabe wohl nicht für ganz unnütz gehalten werden, zumal wenn der Vf. derselben seinen Gegenstand aus richtigen Gesichtspunkten betrachtet, ihn mit der gehörigen Einsicht beurtheilt, und seine Meinungen mit Deutlichkeit und in einer guten Ordnung vorträgt und sie mit überzeugenden Beweisen unterstützt. Wir können also den Vorsatz des Hn. *K.*, seine Leser von dem Schaden zu unterrichten, den der Gebrauch des Kupfers, des mit Bley versetzten Zinnes u. s. w. in den Küchen und Apotheken nach sich zieht, eben nicht missbilligen, aber mit der Art, wie er diesen in der That wichtigen Gegenstand behandelt hat, können wir nicht recht zufrieden seyn. Zwar hat er die übeln Folgen, die nur allzu oft eins oder das andere von jenen Metallen zur Ursache haben, mit ziemlicher Sorgfalt angegeben, auch seine Behauptungen mit hinlänglichen Erfahrungen, aus den Schriften der Herren *Scheuchzer*, *Huber*, *Navier*, *Brambilla* und anderer Aerzte unterstützt, die Einwendungen gegen einige derselben von *Eller*, *Zimmermann* und andern entkräftet, und zugleich die Hülfsmittel gegen die nachtheiligen Wirkungen jener metallischen Gifte genannt; allein wider die Ordnung, in welcher er diese Materialien verarbeitet hat, lassen sich manche Erinnerungen machen, so ist im ersten Abschnitte, worin eigentlich die Rede vom Kupfer ist, manches von den schädlichen Wirkungen des Bleyes und Zinnes, welche Metalle doch ihre besondern Abschnitte erhalten haben, eingemischt, und an andern nicht recht schicklichen Orten, z. B. S. 29, 43, 48 u. s. w. von den Bleystiften, von der Zahl der Bergleute, die in den kornwallischen Zinngruben arbeiten, von der Porzellanglasur, vom Gebrauche des Marienglases zum Schminken, und von andern Dingen, die hierher gar nicht gehören, gehandelt, und dann hat auch der Vf. zur Bestätigung seiner Behauptungen nicht immer die besten Gewährsmänner angeführt, (so hat er, um das Daseyn von arsenikalischen Theilen im Zinne zu beweisen, sich auf *Marggraf's* Erfahrungen berufen, die bekanntlich durch neuere Beobachtungen, und besonders durch *Bayen's* und *Charlard's* Versuche, die unser Vf. gar nicht kennt, sehr berichtigt worden sind,) ferner manche irrige Meynungen (z. B. dass die wirtenbergische Probeflüssigkeit ein untrügliches Mittel zur Entdeckung des Bleygehalts der Weine, Speisen u. s. w. sey, dass die mit Zinke überzogenen eisernen Geschirre ohne allen Nachtheil in den Küchen gebraucht werden können, u. s. w.) als Wahrheiten vertheidigt, manche mit seinem Hauptgegenstande in gar keiner Verbindung stehende Dinge (z. B. S. 6, 7, 23, 40 u. s. w.) eingeschaltet und überdiess Wiederholungen (z. B. S. 24 u. s. w.) und Widersprüche (z. B. S. 25 vergl. mit S. 72. u. s. w.) nicht sorgfältig genug zu vermeiden gesucht, so dass folglich seine Schrift auf eine uneingeschränkte Empfehlung keinen Anspruch machen kann. Indessen sind die Absichten des Vfs. durch dieselbe seine Leser nicht nur vor manchen Schaden zu warnen, sondern auch den Armen eine Unterstützung zu verschaffen, allerdings zu loben.

PHILOLOGIE. *Weimar*: Carl Aug. *Böttiger de originibus tirocinii apud Romanos*. 1794. 16 S. 4. *Tiro* hiess eigentlich in der alten Oscischen oder Etruscischen Sprache ein Jüngling, welcher sich durch allerhand Leibesübungen zum Kriegsdienste vorbereitete S. 6. Anm. Die neuen Tironen mussten sich in Rom noch eine Zeitlang von öffentlichen Geschäften enthalten und nur stumme Zuhörer auf dem Forum seyn. Dieses Schweigen hiess *tirocinium*. Mit der ersten gerichtlichen Rede, welche der Tiro hielt, hörte es auf; *tirocinium ponebat* S. 5. Anm. Der Vf. braucht das Wort auf dem Titel in weiterer Bedeutung für die Aufnahme der Knaben unter die Tirones überhaupt, und erzählt die mit dieser Aufnahme verbundenen Feyerlichkeiten in gedrungener Kürze. Den grösern Theil der Abhandlung nimmt die Untersuchung über die Geschichte und Entstehung dieses Instituts ein, welches der Vf. aufsteigend bis zu seiner ersten Quelle verfolgt. Die Römer erhielten es wahrscheinlich mit so manchen andern bürgerlichen und religiösen Einrichtungen schon unter den Königen aus Etrurien. (Da das Tirocinium ursprünglich eine militärische Einrichtung war, so könnte es wohl Lucumo mit der ihm zugeschriebenen Einführung des Prätorium Prop. 4. 1. 29 nach Rom gebracht haben). Nach Etrurien war es aus Unter-Italien, vorzüglich aus Campanien, gekommen. Dort muss man es sehr früh gehabt haben, weil es auf den uralten Campanischen Gefässen häufig und zwar zugleich mit Bacchanalien vorgestellt wird, aus welchem Umstande der Vf. mit andern Gelehrten schliesst, dass dort die Jünglinge zugleich mit dem tirocinium in die Bacchischen Mysterien eingeweiht worden. (Ein furchtsamerer Historiker würde vielleicht nur so viel voraussetzen, dass die Tirones am Tage der *togae datio* dem Bacchus als der vorzüglichsten Landgottheit, so wie den Laren, Opfer bringen mussten). Aus dieser ursprünglichen Einrichtung lässt sich zugleich der Grund einsehen, den Ovid in den Fastis selbst nicht mehr wusste, warum die Jünglinge in Rom am Feste der Liberalia die toga libera erhielten (Den Namen *toga libera* leitet der Vf. von dem Namen des Bachus *Liber* ab. Es wäre also wohl der ursprünglichen Absicht nach ein Opferkleid gewesen, wohin auch der Ausdruck *toga pura* und bey den Athenern die ἱερα χλαμυς der Ephebi bezogen werden könnte). In Unteritalien war die Einrichtung des tirocinii eben so wenig einheimisch, sondern durch Pflanzstädte aus Griechenland herübergebracht. Vornehmlich findet sich in Athen das Gegenstück dazu. Die 17jährigen Jünglinge wurden dort feyerlich unter die Ephebos aufgenommen und erhielten die Chlamys, unter welcher sie ein Jahr lang die Hände versteckt trugen, wie die R. Tirones unter der Toga. (*Excedere ex ephebis* in Athen wäre ähnlich mit dem, was in Rom *tirocinium ponere* hiess). Diess ist der trocken angegebene Inhalt einer Abhandlung, die an neuen und feinen Bemerkungen, auch an interessanten Nebenerörterungen, sehr fruchtbar ist.

Herford: Einige Bemerkungen über das XXIV Theokritische Gedicht. 1794. 10 S. 8. Diese Bemerkungen des Hn. Prof. *Wachler* in Herford zur Vertheidigung des Theokritischen Herculiscus sind dem Tadel des Hn. Prof. Schneider in der Schrift über Pindars Leben S. 75. ff. entgegengesetzt, und rechtfertigen Plan und Ausführung dieses schätzbaren Gedichts. Zur Widerlegung des höchst unverdienten Vorwurfs, dass nicht viel mehr als matte und langweilige Prosa darin sey, hätte wohl etwas mehr gesagt werden sollen. Wer aber widerlegt, muss sich selbst vor Uebertreibung hüten. Die Vorstellung, dass Alcmene ihre Söhne auf ein Schild (die gewöhnliche Wiege jener Zeit) legt, soll eine Menge schöner Bilder von künftiger Grösse und kriegerischem Geiste der Knaben in sich schliessen!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 17. Julius. 1794.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Lemgo, im d. Meyer. Buchh.: *Die heiligen Schriften des neuen Bundes, übersetzet, und mit kurzen erläuternden Anmerkungen versehen*, von *Georg Wilhelm Rullmann*, der Philosophie und Theologie Doctor und Professor zu Rinteln. *Dritter Theil. Die Briefe an die Korinther, die kleinen Briefe Pauli, der Brief an die Hebräer, und die Briefe der Apostel Jakobus, Petrus, Judas und Johannes.* 1791. 278 S. 8.

Der Vf. führt in der Vorrede die Ursachen an, warum er die Offenbarung Johannis diessmal noch nicht übersetzt habe, verspricht aber, sie künftig noch übersetzt und erklärt herauszugeben, und in der Vorrede die Verbesserungen seiner Uebersetzung und seiner Anmerkungen, die ihm bey dem täglich fortgesetzten Studium der heiligen Schriften des N. Bundes beyfallen werden, beyzubringen. Er versichert auch, bey dem Verzuge des Drucks, einige apostolische Briefe, die in diesem dritten Theil enthalten sind, nochmals durchgegangen, und seine Arbeit an manchen Orten verbessert zu haben. Vielleicht wäre es gut gewesen, wenn er seine Arbeit noch etwas länger zurückbehalten, und sie erst nach oft wiederholter Durchsicht und strenger Prüfung herausgegeben hätte. Er würde gewiss noch viel zu verbessern gefunden haben. Der Sinn des Originals ist in manchen Stellen, die eben nicht unter die schweren gehören, entweder ganz verfehlt, oder schief und matt ausgedrückt. Wir wollen zur Probe einige leichte Stellen aus dem ersten Brief an die Korinthier, und aus dem ersten Brief Johannis ausheben, und das Urtheil einsichtsvollen Lesern selbst überlassen. Die Stelle 1. Kor. 2, 1 – 8. ist so übersetzt: *Da ich zu euch kam, meine Brüder, da suchte ich kein Lob der Beredsamkeit, oder der Gelehrsamkeit zu erlangen, wenn ich euch die göttliche Lehre verkündigte. Ich that nicht, als wenn ich etwas wüsste, ausser dass Jesus Christus ist gekreuziget worden.* (Der griechische Text sagt hier etwas ganz anderes.) *Ich zeigte mich bey euch in Schwachheit, Furcht und Angst.* (Viel zu stark ausgedrückt!) *Meine Reden und meine Lehrart bestanden nicht in einem überredenden Vortrage menschlicher Weisheit, waren aber von Wundergaben und Wundern begleitet,* (Rec. kann sich nicht überzeugen, dass ἀποδειξις πνευματος και δυναμεως auf Wunder und Wundergaben zu deuten sey.) *Damit ihr die Religion nicht wegen der menschlichen Weisheit, sondern wegen der Kraft Gottes annehmen möchtet. Doch trage ich bey den Vollkommenen (bey Christen von reifern Einsichten) auch Lehren voller Weisheit vor, aber keine Weisheit, wie sie die Welt liebet; ich rede auch nicht von dem Untergange der Grossen in der Welt.* (Im gr. ȣ̓δε (λαλȣμεν σοφιαν) των ἀρχοντων τȣ αἰωνος τȣτȣ των καταργȣμενων. In einer Anmerkung zu dieser Uebersetzung heisst es: Die Griechen hörten sehr gern von politischen Angelegenheiten sprechen, von Staatsrevolutionen u. dgl. Die ἀρχοντες sind daher hier die Kaiser, Könige, Statthalter in den Provinzen. Aber gleich darauf v. 8. sollen die ἀρχοντες τȣ αἰωνος τȣτȣ nach Anmerk. p) die Vornehmsten unter den Juden seyn.) *Ich lehre vielmehr eine göttliche Weisheit, die bisher ein Geheimniss war, die aber Gott schon vor der Schöpfung der Welt zu unserer grössten Ehre zu offenbaren sich vorgenommen hatte, die aber keiner der Grossen erkannt hat. Denn hätten sie sie erkannt; so hätten sie nicht den erhabenen Herrn gekreuziget.* Die Stelle 1. Kor. 4, 10 – 13. lautet in Hn. R. Uebersetzung so: „Ich werde um Christi willen für thöricht gehalten, ihr haltet euch aber für kluge Christen; ich bin schwach und ihr seyd stark; ihr seyd geehret und ich verachtet. Bis jetzt muss ich noch immer Hunger, Durst, Blösse und Mishandlungen erdulden, ich muss immer flüchtig seyn, mühselige Arbeiten, ja sogar Handarbeiten verrichten. Ich werde beschimpfet, und wünsche andern Gutes, und ertrage geduldig alle Verfolgungen. Werde ich gelästert, so wünsche ich Gutes. Für Unrath werde ich in der Welt gehalten, für den schändlichsten unter allen Menschen." In dieser Uebersetzung gehet der feine ironische Ton, in welchem Paulus hier schreibt, beynahe gänzlich verloren. Der Ausdruck ist matt, und kommt der Energie der lutherischen Uebersetzung bey weitem nicht bey. — 1. Kor. 15, 36 fg. heisst es: „denket ihr denn thörichter Weise nicht nach, dass das, was ihr säet, nicht lebendig gemacht wird, wenn es nicht vorher stirbt? Man säet auch nicht den Körper, der daraus werden soll, sondern ein blosses Korn, es mag daraus Weizen oder sonst etwas werden. Gott gibt ihm einen Körper wie er will, und einem jeden Saamen seinen besondern Körper. — Es gibt himmlische und irdische Körper. Aber einen andern Glanz haben die himmlischen, einen andern (Glanz?) die irdischen." Nur noch eine Stelle aus dem ersten Brief Johannis wollen wir zur Probe anführen. Wir wählen hiezu gleich den Anfang, welcher so übersetzt wird: „Ich trage euch alles so vor, wie es sich von Anfang zugetragen hat, und wie ich es selbst gehöret und mit meinen Augen gesehen, wie ich mich durch das Gefühl meiner Hände, was die Person des Stifters unsers beglückenden Religionsunterrichts betrifft, von demselben überzeugt habe, dass er auf Erden gelebt habe. Ihn kannte ich von Person, und mache euch mit ihm, dem Urheber des ewigen Glückes, bekannt; der (von Ewigkeit) bey dem Vater war, und sich uns als Mensch zeigte;

Ich

Ich ſage euch alſo nur das, was ich ſelbſt geſehen und gehört habe, damit ihr euch mit uns davon überzeugen möchtet, ſo wie wir in einer ſeligen Verbindung mit dem Vater und mit ſeinem Sohne Jeſu Chriſto ſtehen." — Ob der Sinn des Apoſtels deutlich und richtig ausgedrückt iſt, mögen Kenner beurtheilen, Hn. R. Arbeit würde vielleicht beſſer gerathen ſeyn, wenn er mehrere Ueberſetzungen mit der ſeinigen verglichen, und das Beſte daraus benutzt hätte. Die erläuternden Anmerkungen unter dem Texte ſind zwar kurz; es ſind aber manche darunter zweckmäſsig, und für gemeine Leſer brauchbar.

Wien, b. Seizer: *Anleitung zur gründlichen Erkenntniſs der chriſtlichen Religion, zum Gebrauch in den Schulen der Augsburgiſchen Confeſſionsverwandten in den Kaiſerl. Königl. Erblanden.* Nach höherem Auftrage verfaſst von *Johann Georg Fock*, Super. Conſiſtorialr. und erſtem Prediger der Kirchengemeine Augsburgiſcher Confeſſion in Wien. 1794. 262 S. 8.

Der Vf. dieſes Lehrbuchs der chriſtlichen Religion verſichert in der Vorrede: er habe ſich bemüht, die Lehre Jeſu ohne willkührliche Zuſätze und Nebenbeſtimmungen, in ihrer natürlichen Einfalt und Lauterkeit ſo darzuſtellen, wie ſie ſich dem Verſtande und Herzen als die wohlthätigſte Anweiſung zur Tugend und Glückſeligkeit empfehlen muſs. — Dieſe Bemühung iſt ihm, ſo viel Rec. urtheilen kann, ſehr gut gelungen. Um aus vielen Beyſpielen nur Eines anzuführen, ſo iſt die kirchliche Lehre von der Dreyeinigkeit ganz weggeblieben. Von Jeſu Perſon heiſst es: Er war zwar ein Menſch, wie alle andere Menſchen, aber durch ſeine innigſte Vereinigung mit der Gottheit über alle Geſchöpfe erhaben; daher wird er auch der eingeborne Sohn Gottes in einem Sinne wie kein anderer genannt. — Vom h. Geiſt: Gott iſt Urheber alles Guten. Auch unſere Beſſerung iſt ſeine Wohlthat, die er uns durch ſeinen Geiſt ertheilen will. Die Einſetzungsworte der Taufe werden erklärt: Taufet ſie — zu der Religion des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes, das iſt, zu der Religion, die uns Gott als den Vater aller Menſchen kennen lehrt, uns durch Jeſum den Sohn Gottes bekannt gemacht, und durch den heiligen Geiſt beſtätiget und ausgebreitet worden iſt. Mit Recht hat der Vf. ſtatt der Fragen und Antworten einen zuſammenhängenden Vortrag in fortlaufenden Sätzen gewählt, weil dieſe letztere Methode vor der erſtern in einem Lehrbuche, das zur Grundlage der Religionsgeſpräche dienen ſoll, entſchiedene Vorzüge hat. Auf die Auswahl der Schriftſtellen iſt viele Sorgfalt gewendet, und der Sinn derſelben, wo er nicht gleich einleuchtet, durch kurze eingeſchobene Erklärungen deutlich gemacht worden. Ueberhaupt hat dieſes Lehrbuch vor dem ſo ſehr geprieſenen hannöveriſchen Katechismus, nach des Rec. völliger Ueberzeugung, groſse Vorzüge, und iſt auch wegen der gebrauchten aphoriſtiſchen Methode ſehr zu empfehlen. — Man wird beym Durchleſen bald merken, daſs der würdige Vf. das Roſenmülleriſche Lehrbuch, und des Hn. D. *Schmid* katechetiſches Handbuch fleiſsig benutzt hat. Des letzteren hätte in der Vorrede erwähnt werden ſollen.

Zürich, b. Orell u. C.: *Geſchichte der Römiſchkatholiſchen Kirche unter der Regierung Pius des Sechſten.* Von *Peter Philipp Wolf. Erſter Band.* 1793. 1 Alph. 8 B. 8. ohne Vorrede und Inhaltsanzeige.

Freylich kann beym Anblick dieſes Buchs der Zweifel rege werden: ob ſich die Regierungsgeſchichte *Pius VI.* ſchon beſchreiben laſſe? Hr. *Wolf* gibt ſelbſt (Vorr. S. VI.) zu, daſs dieſer Gegenſtand noch nicht ganz zur hiſtoriſchen Bearbeitung reif ſey. Unterdeſſen wenn ein Schriftſteller mit der Geſchichte ſeines Zeitalters wohl bekannt iſt, und ſie ſelbſt in ächten Urkunden ſtudiert hat: ſo kann man ihm den Beruf nicht abſprechen, Beyträge zu derſelben für die Nachwelt aufzuzeichnen; geſetzt auch, daſs dieſe erſt im Stande ſeyn ſollte, das vollendete Syſtem von Begebenheiten ganz zu überſchauen; ſeine geheimern Triebfedern aufzudecken, und den Grad von Freymüthigkeit, aber auch unpartheyiſcher Mäſsigung zu erreichen, den der Zeitgenoſſe meiſtentheils verfehlt. Dazu kömmt, daſs für eine Geſchichte, welche ſo groſse Folgen erwarten läſst, als die neueſte päbſtliche, nicht zeitig genug durch zuverläſsig geſammleten Stoff geſorgt werden kann. „Die Veränderungen, ſagt Hr. *W.*, die ſeit den letzten 20 Jahren in der röm. kathol. Kirche geſchahen; die Verſuche, die zuerſt von der Staatspolitik, und am Ende von der Philoſophie gewagt wurden, das römiſche Hofſyſtem in ſeinen Grundfeſten zu erſchüttern, und das gegenſeitige Beſtreben, womit heut zu Tage der Curialismus ſich vor ſeinem unvermeidlichen Falle zu retten, und die durch keine gewaltſame Hemmung mehr aufhaltbare Einſichtserweiterung der Völker denſelben zu beſchleunigen ſucht, machen die Regierung *Pius VI.* zu einer der merkwürdigſten Geſchichtsepochen unſers Jahrhunderts. Kaum war ſelbſt das Zeitalter *Leo X.* und ſeiner Nachfolger im 16ten Jahrhunderte für die Menſchheit ſo wichtig, als das gegenwärtige? Nachdem der Vf. hierauf einige richtige Anmerkungen über die Klage der bejochenden (unterdrückenden) Parthey, daſs ihre Gegner, die *Aufklärer und Philoſophen*, zur Abſicht hätten, alle Religion aus den Herzen der Menſchen zu reiſsen; und daſs ſie an allen Greuelthaten Schuld wären, welche unſer Jahrhundert entehren, gemacht hat; unter andern auch dieſe: daſs ſich vielleicht keine beſſere Schutzſchrift für Philoſophen und Aufklärer ſchreiben laſſe, als eine Geſchichte der *römiſchen Hofkirche*, um zu ſehen, was dieſe zur Unterdrückung, und jene zum Beſten der Menſchheit gethan haben; ſetzt er andere nicht weniger treffende über die jetzigen Maasregeln des röm. Hofs hinzu. „Es iſt nicht zu leugnen, ſagt er, daſs derſelbe ſich dem Punkte, auf welchem ihm nur noch die Wahl zwiſchen ſeinem völligen Untergange oder dem Entſchluſſe übrig bleibt, als weltlicher Fürſt auf die politiſche Beglückung der Römer zu denken, weit (bey weitem) ſo nahe nicht glaubt, als er es wirklich iſt. Denn wie könnte er im entgegengeſetzten Falle ſich gerade immer der nemlichen Mittel, das Fanatismus und der Ignoranz, zur Handhabung ſeiner chimäriſchen Gewalt

walt bedienen? Und wie wäre es möglich, dass er nicht einsehen sollte, wie eben diese Mittel heut zu Tage weit eher seinen Fall befördern, als verhindern müssten? So gross auch das Heer der *Obscuranten* seyn mag, das in seinem Solde steht; so sind dieselben doch unstreitig die von ihm mit so vieler Verachtung behandelten Aufklärer weit an Muth und an Kenntniss überlegen. — Dem römischen Hof begegnet hierin, was allen Staatsregierungen begegnete, welche aus lauter Begierde, stets politisch zu handeln, sich unendlich weit von der Politik entfernten. Nur besorgt, unter sich nie von den angenommenen Meynungen und Grundsätzen abzuweichen, scheinen sie sich wenig um die Meynungen und Grundsätze zu bekümmern, die durch mancherley Zufälle unter den beherrschten Völkern in Umlauf gebracht werden können. — Der röm. Hof, der weit mehr als eine andere Regierung, seine Sicherheit von der öffentlichen Meynung abhängig gemacht hat, entschliesst sich ungern, einer Veränderung in der Denkungsart der Menschen, die nicht mehr zu vermeiden ist, ihren natürlichen Gang zu lassen, und findet daher gerade darin, wo er seine Erhaltung suchen sollte, seinen Untergang. Er bemüht sich zwar, die öffentliche Meynung zu corrumpiren; aber er veranstaltet diese Corruption auf eine Art und durch Mittel, mit denen sich so wenig, als mit Kanonen und Bajonetten, (durch welche manche Regierungen den Strom der Meynungen aufzuhalten oder anders zu leiten versuchen,) der beabsichtete Zweck erreichen läst. Das Benehmen der Curialisten macht den Curialismus nur stets lächerlicher: und die Streitsucht der päbstlichen Lohntruppen verschafft ihren Gegnern Gelegenheit, durch beständige Uebung ihrer Kräfte sich jeden Sieg zu erleichtern. Die Geschichte beweiset es augenscheinlich, dass es nicht von dem Glauben an die Oberherrschaft eines Pabstes, oder an ein gewisses Symbolum abhange, ein Volk lasterhaft oder tugendhaft zu machen, und dass dessen Wohlstand blos auf weise Gesetze ankomme."

Eben weil die Geschichte des Christenthums dieses am sichersten zeigt, insonderheit lehrt, wie diese höchstweise Anstalt zur sichersten Vervollkommnung der Menschheit, die einen natürlichen Damm gegen alle despotische Unterdrückung abgeben sollte, durch die verwegenste Arglist zur Unterjochung der Völker gemissbraucht worden ist: so hat der Vf. in einer Einleitung von vier Büchern, einen *Grundriss der christlichen Kirche und Religionsgeschichte* (bis S. 247.) vorangeschickt; zumal da er sich auch römisch-katholische Leser versprach, welche gewöhnlich diese Geschichte nur nach vorgeschriebenen Begriffen kennen. In diesem Grundrisse bemerkt er zuerst, dass die Moral, welche *Christus* predigte, die Hauptsache seiner Religion gewesen, und die Dogmatik nur für ein Hülfsmittel zu halten sey, dessen er sich bediente, um jener das Ansehen und die Würde eines göttlichen Instituts zu geben; dass er, eigentlich ein Volkslehrer, nicht den geringsten Plan zur Gründung eines oberherlichen und unabhängigen Kirchenstaats habe blicken lassen; dass auch seine Apostel sich nie Stellvertreter und Statthalter Gottes genannt haben, und die disciplinarische Haushaltung der ersten Christen eben so einfach gewesen; dass die Dogmatik die nächste Veranlassung geworden, das aristokratische System in der Regierung der ersten Kirche auszubilden; dass aber erst unter den christlichen Kaisern das Subordinationssystem und die Hierarchie zum Theil durch ihre Fehler, emporgekommen sey. Und nun geht der Vf. dem Lauf und Wachsthum dieser neuen kirchlichen Regierungsform bis zu ihrer vollkommenen Reife unter *Gregor VII.* ihren Schicksalen und Einschränkungen bis auf den jetzigen Pabst, dergestalt nach, dass er nicht allein ihre Stützen und Hülfsmittel beschreibt; sondern auch ihren Zusammenhang mit Glaubenslehre, Sitten und Wissenschaften entwickelt. Wenn es gleich eigentlich alte historische Wahrheiten sind, die der Vf. hier bündig zusammengestellt hat; so würden sie doch für viele, die noch nicht tief in dieselben eingedrungen sind, einen gewissen Reiz der Neuheit haben, zumal da sie auch stark gesagt und lebhaft dargestellt sind. Bisweilen sind die Farben etwas zu stark aufgetragen; oder es ist auch manches zu flüchtig geschildert, ohne auf die Genauigkeit in einzelnen Umständen Rücksicht genommen zu haben. So ist es falsch, dass man seit des ältern *Constantins* Regierung *kein Heyde bleiben durfte*, wenn man nicht *mit dem Tode gestraft* werden wollte (S. 11.). Die vornehmsten Familien zu Rom waren ja bis zum J. 389. heidnisch: und wie viele Gesetze sind nicht lange nachher zur Verminderung des Heidenthums gegeben worden? Eben so unrichtig ist es, dass *Bonifacius* mit *bewaffneten Schaaren* in die Länder gezogen sey, welche er bekehren wollte. (S. 49.) Eine Hauptbeschäftigung der ersten Mönche bestand wohl nicht im *Religionsunterrichte*. (S. 33.) Die *viehische Wollust* der letztern *Merovinger* (S. 54.) ist nur eine Phrasis, den Annalisten des *Karolingischen* Hauses abgeborgt. Von der *Schenkungsurkunde Pipins* spricht der Vf. S. 55. dergestalt, als wenn sie noch vorhanden wäre. Er lasst (S. 57.) *Karln* das *Exarchat* den Longobarden entreissen; was schon sein Vater gethan hatte. Dass der *falsche Isidor* nach S. 64. *zu Ende des 9ten Jahrhunderts* gelebt haben soll, ist wohl nur ein Schreibfehler. Unerweislich ist es, dass *Mathildis Gregors VII. Maitresse* gewesen sey. (S. 88.) Wir übergehen einige andere solche Stellen, um noch den Vorschlag des Vf. (S. 258 fg.) anzuführen, dass der Pabst von einer allgemeinen Kirchenversammlung gewählt werden sollte; wovon wir uns aber keine grossen Früchte versprechen.

Dieser Vorschlag steht im Anfange der Regierungsgeschichte *Pius VI.* deren erste beide Jahre hier vorkommen. Durch welche eigene und fremde Ränke er Pabst geworden sey, wird in der Geschichte seines Conclave ausführlich erzählt. Die katholischen Höfe wurden dabey getäuscht, so gut sie auch ihre Maassregeln genommen zu haben glaubten. Aber auch die *Zelanten*, oder die Jesuitische Parthey, die ihn auf den Thron setzte, hinterging *Pius*, indem die ihnen versprochene Loslassung aller gefangenen Jesuiten, sich nicht bis auf den General des ehemaligen Ordens erstreckte, und die auch erwartete Wiederherstellung des Ordens noch weniger er-

erfolgte; oder nur von ihm versucht werden durfte. Er kam überhaupt zu einer Zeit auf den Thron, wo entweder ein *Hildebrand* oder ein *Ganganelli* auf demselben hätte sitzen sollen, um seine Würde zu retten. Er ist aber keines von beiden, und weiss sich auch in sein Zeitalter wenig zu schicken. Der Zustand der katholischen Staaten, und der Denkungsart in denselben, ist S. 351 fg. gut geschildert. Aus demselben zieht der Vf. S. 357. die Folge, dass wenn je ein Pabst Gelegenheit gehabt habe, sich die Achtung der bessern Menschen und der Monarchen zu erwerben, es *Pius* gewesen sey. Er hätte nur, wozu ihm alle Umstände auffoderten, mit den Begriffen der Völker, mit den Gesinnungen der Regenten, und mit den Bedürfnissen des Zeitalters vorschreiten dürfen. Wie vieles hätte er nicht gewonnen, wenn er auch nur geringe Vortheile mit gutem Willen und ungezwungen aufgeopfert hätte! Allein er beurtheilte alle katholische Reiche nach italiänischem Maasstabe, und war nicht sowohl aus Staatsgrundsätzen, als aus Schwäche, ein *Zelante*. — Die mancherley kränkenden Unternehmungen der katholischen Höfe gegen die Immunität, (worunter die des Grosherzogs von Toscana die empfindlichsten heissen konnten,) waren gleich beym Anfange seiner Regierung auffallend. Die Väter des Oratorium zu Rom verfolgte er als vermeynte Jansenisten; aber der spanische Hof nahm sie in Schutz. Er wollte die Geistlichkeit reformiren, und besetzte seinen Hof mit den ausschweifendsten jungen Geistlichen. Wider *Gassnern* musste er sich erklären; obgleich derselbe von der Jesuitischen Parthey gebraucht wurde. Seine Prachtliebe und sein ungewöhnlicher Haarputz, die unnöthige Verschwendung im Bau einer neuen Sakristey der Peterskirche, und sein Nepotismus, von dem er im Anfange gar nichts wissen wollte, sind lauter charakteristische Züge.

Einige Beurtheilungen könnten wohl glimpflicher, manche Gemeinplätze und Betrachtungen kürzer seyn; das Rühmliche an *Pius VI.* wünschen wir auch nicht vergessen zu sehen. Das italiänische Manuscript, aus welchem der Vf. öfters, mit dessen angeführten Worte, schöpft, scheint keine schlechte Quelle zu seyn. Ueberhaupt stimmt seine Erzählung mit allen bisher bekanntgewordenen Nachrichten wohl überein; ihre Fortsetzung wird also auch willkommen seyn.

PHILOLOGIE.

Berlin, b. Mylius: *Deutsche Sprachlehre zum Gebrauch der Schulen*; von M. *Johann Friedrich Heynatz*, Rector zu Frankfurt an der Oder. Vierte vermehrte und verbesserte Auflage. 1790. 304 S. 8.

Aus den 3 vorhergehenden Auflagen, deren erste schon i. J. 1770 erschien, ist diese Sprachlehre, und ihr gewiss nicht unbeträchtlicher Werth, schon zur Gnüge bekannt. In dem Vorberichte zu der gegenwärtigen erzählt der Vf. die Geschichte seines Buchs, das seine erste Entstehung theils dem mit Lachen untermischten Unwillen, womit er die Gottschedische Sprachkunst las, theils seiner ehemaligen Anstellung als Lehrer beym grauen Kloster in Berlin, zu danken hatte. Bald nach einander wurden 2 neue Auflagen dieser Sprachlehre nöthig, und der Vf. schickte sich an, das von ihm versprochene grössere Werk auszuarbeiten, als Hn. *Adelung's* Sprachlehre zum Gebrauch der Schulen in den königl. preussischen Landen, der Auszug daraus, und sein umständliches Lehrgebäude der deutschen Sprache schnell nach einander erschienen. „Es mögen, sagt er, der Köpfe genug seyn, die über diese 3 Adelungische Werke geschüttelt wurden; aber schwerlich wird Jemand den seinigen so viel darüber geschüttelt haben, als ich, vorzüglich über das Lehrgebäude, welches von meinem Ideal einer grössern deutschen Sprachlehre so himmelweit abwich." — Bey aller seiner Verehrung gegen Hn. *A.* fand er zwischen ihm und dem so weit unter ihm stehenden *Gottsched* eine dreyfache Aehnlichkeit: 1) dass er den Schein annahm, als wenn vor ihm keine diesen Namen verdienende deutsche Sprachlehre geschrieben sey; 2) dass er viele Sachen, bey denen es auf den Gebrauch der besten Schriftsteller einzig und allein ankommt, durch blosses wenig befriedigendes philosophisches — fast möcht er sagen, philosophisch seyn sollendes — Räsonnement ausmachen wollte; und 3) dass er Dinge an einem andern Orte lehrt, als wo man sie eigentlich zu erwarten berechtigt war. Und doch behauptet der Vf. in Ansehung der ersten dieser Beschuldigungen, dass seine Sprachlehre aufgeschlagen auf Hn. *A.* Tisch gelegen habe, als er die seinige schrieb; (so, wie die Märkische lateinische Grammatik auf Hn. *Schellers* Tisch lag;) weil er sonst unmöglich gerade von Niemand, als von Hn. *H.* angeführte Beyspiele, theils mit, theils ohne Veränderung, in seine 3 Werke hätte übertragen können. In Ansehung des 2ten und 3ten Punkts beruft er sich auf das, was im Lehrgebäude, B. II, S. 275. vom *Syntax* gesagt wird, und was Niemand dort, sondern in der Lehre von der Bildung und dem Geschlechte der Nennwörter würde erwartet haben. Unter diesen Umständen bedauert der Vf. dass er die Hand von seiner grössern Sprachlehre abzog, die er nun aber wieder an die Verbesserung der gegenwärtigen Arbeit gelegt hat, auf die auch, wenn sie gut aufgenommen wird, in ein paar Jahren jenes grössere Werk folgen soll, worin er, wie es sich eignet und gebührt, zwar das Philosophiren über grammatische Gegenstände nicht unterlassen, aber doch sein vorzüglichstes Augenmerk darauf richten wird, durch Stellen der besten Schriftsteller zu beweisen, dass die von ihm gelehrte Art des grammatischen Ausdrucks dem Sprachgebrauche gemäss, und folglich die richtigere sey.

Ueber die gegenwärtige neue Auflage der Heynatzischen Sprachlehre wollen wir uns hier in keine umständliche Beurtheilung einlassen; denn diese würde, bey allem Detail, doch nur einige einzelne Aeusserungen und Regeln betreffen können. Der Vf. hat darin manches weggestrichen, das künftig in dem grössern Werke seinen Platz finden soll, und den dadurch ersparten Raum zu andern Bemerkungen angewandt, von welchen er hofft, dass man sie ihrer Stelle würdig finden werde.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 22. Julius 1794.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Jacobäer: *Neues Magazin für Aerzte.* Herausgegeben von *Ernst Gottfried Baldinger*, fürstl. Hessischem Geh. Rath und Leibarzt, der med. Facultät zu Marburg *Primarius.* — Dreyzehnter Band. 1791. 572 S. 8.

Erstes Stück: *Schmidtmann Geschichte meiner eigenen langwierigen Kolik, nebst Bitte um Consultationen.* Es ist eine langwierige und beschwerliche Krankheit, die der der Vf. hier beschreibt, und die von Atonie, übermäsiger Empfänglichkeit der Nerven des Unterleibes, und, wie es Rec. scheint, von localer Vollblütigkeit abhängt. Der Vf. hat schon viel Aerzte fruchtlos gefragt, und viele entgegengesetzte Arzneyen fruchtlos versucht. Er beschwert sich über Stoll, der ihm gar keinen Rath gab, und über Hn. Marcard, der ihn in Pyrmont in 5 Minuten abfertigte, und sich gleich an die nächste adeliche Dame anschloss. *Piepenbring über den neuen schmerzstillenden Geist des Hn. Prof. Fuchs in Jena.* Man soll, wenn man den Braunstein mit der Mischung aus Weingeist und Vitriolöl übergossen hat, bey der Destillation die Gläser oft wechseln, weil am Ende eine saure Feuchtigkeit übergeht, welche den schmerzstillenden Geist verderbt. *Baldinger vollständige Nachricht vom Bamberger Krankenhause.* Es sind Auszüge aus den Nachrichten über diese gute und wohlthätige Anstalt, welche von Seiten der Direction zu Bamberg von Zeit zu Zeit bekannt gemacht werden. *Fortgesetzte Nachricht von der Anstalt für arme Kranke in St. Petersburg,* die blofs durch milde Beyträge und durch den Patriotismus vieler Aerzte und Wundärzte in dieser Stadt aufrecht erhalten wird. 1213 Personen, die im Jahr 1789 und 1790 aufgenommen wurden, wurden mit einem Aufwand von 5322 Rubeln mit Arzneyen versehen und verpflegt. *J. H. Scheller verschiedene Nachrichten,* die sich ganz gut lesen lassen, z. B. von einem Program eines Professors der Medicin zu Alcala vom J. 1790, in welchem die Solidarpathologie als *parum congrua philosophiae orthodoxae et fidei christianae* aufgestellt wird. Auch gibt der Vf. Nachricht von Edinburgischen und andern auswärtigen medicinischen Dissertationen, von denen er künftig Auszüge zu geben verspricht, und vertheidigt den Gebrauch des Quecksilbersublimats. *Literarische Zusätze zu der Abhandlung von der Pest,* von *E. G. Baldinger.* Es sind kurze Auszüge aus Russel und Valli. *Von der Quacksalberey,* besonders in Holland, wo es jedem frey steht, Kranke zu kuriren, der sich Kunden verschaffen kann.

Zweytes Stück: *G. C. Conradi kleine Aufsätze.* Ein Kranker wurde von einer heftigen Kolik mit Verstopfung und Urinverhaltung befallen. Fieberbewegungen waren nur kurz vor dem Tode und Kennzeichen der Entzündung gar nicht vorhanden. Man fand in dem Zellgewebe zwischen dem Mastdarm und der Harnblase einen grossen Abscess. Eine andere Krankengeschichte: Geschichte einer Darmgicht nach der Ruhr, von zu grosser Reizbarkeit des Darmkanals, ist recht gut erzählt. Von der Diät nach chirurgischen Operationen, und vor derselben. Der Vf. bemerkt sehr richtig, dass man durch Schwächung des Darmkanals bey Abführungen oft erst Unreinigkeiten erzeugt. Er ist auch wider die gar zu strenge Diät nach Staaroperationen, besonders bey solchen, die einer bessern Kost gewohnt waren. — *Statuten und Einrichtung des 1792 neu eröffneten Gebärhauses zu Marburg,* vom Hn. Hofr. *Stein.* Es ist auch der Speiseetat für den Winter beygefügt. Die Speisen für die Schwangern scheinen Rec. doch zu grob und zu hart zu seyn. Die gelben Rüben Sonntags und Donnerstags sind die einzigen leichten Vegetabilien, die die Schwangern erhalten; ausserdem erhalten sie Erbsen, *Ochsenrampen*, Kartoffeln, Linsen, Klösse, *Hackesuppe*, Käse u. s. f. Kartoffeln machen, ausser einer Suppe, zwey Tage in der Woche die ganze Nahrung aus. Nun folgt ein ganzes Heer *elender Recepte* von privilegirten und unprivilegirten Quacksalbern. Es ist nicht zu läugnen, dass diese Recepte alle elend sind, und dass der Herausgeber durch diesen Artikel im Magazin Nutzen gestiftet hat: aber, nachdem die Aerzte einmal auf solche Recepte aufmerksam geworden sind, glaubt doch Rec., Hr. Baldinger könnte den Raum zu etwas nützlicherm, als zu solchem Unsinn, anwenden. Am wenigsten billigt es Rec., wenn er so viele Recepte von Quacksalbern, Barbierern hier gedruckt findet, die ja in jeder Apotheke zu sehen sind. Höchstens würde er es gut heissen, wenn solche elende Recepte durch den Druck bekannt gemacht würden, die etwa ein berühmter Praktiker, oder wohl gar ein eingebildeter Professor der Praxis verschrieben hat. — *Clossius Mittel gegen den Bandwurm.* Das Probiermittel, um zu erfahren, ob in zweifelhaften Fällen ein Bandwurm da sey, aus Terpentin in Eygelb aufgelöst mit einem gewürzhaften Wasser, habe den sel. Clossius, wie dessen Sohn hier berichtet, nie getäuscht. (Rec. hat es etlichemal völlig unwirksam gefunden.) Vor dem drastischen Mittel, welches aus Fritzens Annalen, Murrays Apparatus und Starks Nachrichten bekannt ist, gab Clossius etliche Tage Abends Mohnsaft, und liess lange vorher eine harte und rauhe Diät beobachten. Das Präparirpulver aus versüsstem Quecksilber hielt Clossius in der Folge für unnöthig, weil er durch viele angestellte Versuche von der Unwirksamkeit der Quecksilbermittel bey Wurmkrankheiten überzeugt worden sey. Die Zusätze

sätze zum Gummi Gutt habe Clossius in der Folge auch für unnütz gehalten. Wollte man aber die drastische Kraft dieser Purganz mindern, so soll man nur Ingwer und Salpeter dazu setzen. Auch der Zusatz von bittern Mitteln sey oft für den Magen vortheilhafter. Selbst wenn alle drey Gaben des Gummi Gutt, 36 Gran in 6 Stunden, gegeben worden sind, fühlte der Kranke wohl eine Schwäche, die aber nichts zu bedeuten habe, und durch ein Glas guten Wein sich verliere. Die dritte Gabe des Gummi Gutt treibe den Wurm allemal und sicher ab, wenn die beiden ersten Gaben fehlgeschlagen sind, und komme der Wurm nicht lebend am ersten Tag, so komme er am folgenden todt, mit einem natürlichen Stuhlgang. (Rec. hat dieses Mittel mehrmals, und ganz nach der Vorschrift gebraucht. Die Ausleerung, die darauf entstund, war auch bey starken Körpern, denn andern wurde es nicht gegeben, oft ungeheuer, und mit fürchterlichen Zufällen verbunden. Bey einem Kranken, der etliche vierzig Stuhlgänge auf die zwey ersten Portionen hatte, und bis zur wahren Ohnmacht geschwächt wurde, kam der Wurm doch nicht. Es möchte daher wohl bedenklich seyn, dieses Mittel so allgemein anzuempfehlen, als es bisher geschehen ist. *Schelter Nachrichten über neue Schriften und medicinische Anstalten in England, Frankreich und Holland. Auszüge aus nicht medicinischen Büchern*, aus *Th. Naogeorgi* regn. Papistic. *Jo. Joviani Pontani* carminib., und aus dem Froschmäusler, welcher letztere lehrt, dass man schon lang die von einem wüthenden Thier gebissenen Stellen gebrannt habe, desgleichen aus *Euseb. Valli sulla peste di Smyrne del* 1784. *Noch ein Beytrag zur Geschichte des preussischen Messerschluckers*, von E.-G. Baldinger. Unter den kleinen Anekdoten und Nachrichten ist folgender Auszug aus einem Pommerschen Kirchenbuch artig: „*Referire demüthigst auf die wegen der unehelichen und getauften Kindern bey und in Massow gnädigste Erinnerung: dass in drey Jahren solches Orts Creaturen sich allhier nicht eingefunden; denn bey dieser Geld nahrlosen Zeit ein jedweder nur die ehelichen zu versorgen, genug zu schaffen, überdem ohne Recompens so bald keine Dirne zu der kurzen Freude leichtlich hinzubringen, Massow*, den 13 *Jan.* 1668. *M. Dan. Kerstein, Pastor et praepositus.*"

Drittes Stück: *Antwort an Hn. Hofrath Wedekind in Mainz auf dessen letzte Erklärung über einige die Pockenkrankheit betreffende Puncte.* Vom D. C. W. Hufeland. Dieser mit grosser Urbanität gegen einen heftigen Aufsatz des Hn. W. geschriebene Aufsatz, den Rec. für den vorzüglichsten in diesem Bande hält, enthält grösstentheils des Hn. Hufelands Gedanken über das Hofmannische Pockensystem. Erst über die Existenz der Pockendrüsen, von der sich Hr. H., so wie Rec., immer nicht überzeugen kann. Da mit Verwachsung der Pockendrüsen die Ausleerung des *humoris excrementitii* durch die Haut vermittelst dieser Drüsen nicht mehr erfolgen kann, so müsste, wenn die Hofmannischen Drüsen wirklich existirten, und bey der Pockenkrankheit verwüchsen, nach dieser die auffallendste Zerrüttung in der thierischen Haushaltung entstehen, indem eine Abreinigung, an welche die Natur oft viele Jahre lang gewöhnt ist, alsdann durch die Haut nicht mehr erfolgen könnte: und sind die Pockendrüsen keine nothwendigen Abreinigungsorgane, sondern nur bestimmt, den zufälligen Gift der Pocken einst zur Werkstätte zu dienen, so wären die Pockendrüsen, bis die Pocken bekannt wurden, Werkzeuge ohne Absicht und Nutzen gewesen. Die Hofmannischen Pockendrüsen habe noch kein Sterblicher gesehen: und wenn nach dem Hofmannischen System alle ansteckenden Hautkrankheiten ihre eigenen Drüsen haben, welch eine unzählige Menge von Organen in unserer Haut, die keine andere Bestimmung, als zu Krankheiten haben, wäre dies! Das Pockengift könne in die Drüse nicht völlig eingesperrt werden; denn, falls auch der Ausführungsgang verschlossen werde, so würden doch die Resorptionsgefässe nicht verschlossen. Von der Wahl der Pockenmaterie zur Inoculation. Man sollte sich kaum vorstellen, dass Hr. W. noch hätte in unsern Tagen behaupten können, es sey gleichgültig, mit faulichter, oder nicht faulichter, Pockenmaterie zu impfen. Die ungeheuern Folgen, die das septische Contagium hat, sind durch so viele Beobachtungen erwiesen, dass es Rec. jedem Impfarzt sehr verdenken würde, wenn er aus faulichtbösartigen Pocken die Impfmaterie nehmen wollte; und wenn auch nicht geläugnet werden kann, dass die gutartigsten Pocken nach Einimpfung der Materie von faulichten Pocken erfolgt sind, so zeigt diese Thatsache bloss, dass diesen Körpern die Anlage fehlte, nach der Mittheilung des septischen Contagiums in eine faulichte Krankheit zu verfallen. Ueber die zu kühlende, zurücktreibende Methode bey den Pocken. Die Abreinigung wird durch sie offenbar gehindert, und dadurch zu den heftigsten Nachkrankheiten Anlass gegeben. Zugleich gibt der Vf. viele Beweise für den Satz, den Rec. aus vielfacher Erfahrung unterschreibt: dass wahres Gift der Pocken dem Körper mitgetheilt werden könne, dass auch die offenbarsten Zufälle dieser Mittheilung vorhanden seyn können, ohne dass deswegen doch die wahre Pockenkrankheit ausbricht. Der Grund liegt in der Disposition zu den Pocken, die zu einer Zeit nicht da, zur andern da seyn kann. Daher kommen die vielen mit Sorgfalt angestellten, und doch fehlgeschlagenen, Impfungen, und die nachher nach natürlicher Ansteckung erfolgenden Pocken. Daher wird ein Mensch bey einer Epidemie nicht angesteckt, so sehr er sich der Ansteckung aussetzte, wohl aber bey einer folgenden. Rec. hat sich oft gewundert, dass die Impfärzte alle pathologischen Begriffe von der Ansteckung so ganz hintansetzten. Ueber die Ursache, warum die geimpften Pocken so gutartig sind. Hr. H. ist der schon bekannten Meynung, dass das Pockengift bey der Impfung so selten bösartige Pocken errege, weil es so lange auf einen Ort eingeschränkt bleibt, da erst assimilirt wird, und dann, wenn es in dem Köper sich allgemein verbreitet, diesen weniger reizt. Rec. ist der Meynung, dass das Pockengift, so lange es local ist, die Disposition der belebten festen Theile so ändert, dass sie weder so stark, wie ausserdem von dem Pockengift, wenn die allgemeine Ansteckung erfolgt, noch auf die Art afficirt werden können, dass der Zustand in dem belebten Körper entsteht, den wir Faul-

Fäulniss nennen, und den wir mit Unrecht von der unerwiesenen septischen Natur des Pockengiftes ableiten. Sowohl die eine, als die andere von diesen Meynungen wird aber den Impfärzten nicht behagen, die die Güte der Pocken ihrer Auswahl der Subjecte, besonders aber ihrer Präparation zuschreiben, und durch Vorurtheile, die sie durch solche Behauptungen für sich erregen, ihren Seckel füllen. Doch bleibt wohl so viel gewiss, dass der Impfarzt immer solche Subjecte zur Impfung wählen sollte, die diejenige Disposition haben, bey welcher die Pocken am leichtesten überstanden werden, oder dass er durch seine Vorbereitung diese Disposition in dem Körper bewirken sollte. Nur Schade, dass uns von dieser Disposition so wenig bekannt ist. — *Verzeichniss semiotischer akademischer Schriften*, von Hn. *Baldinger*. Es ist nicht vollständig, und enthält besonders die, welche der Vf. selbst besitzt; doch ist es nach einer Art von System, und des Dankes immer werth. *Physische und medicinische Erziehung des sel. Herrn Etatsraths von Schaafskopf*, ein Auszug aus dem bekannten kaustischen Buch eines unserer berühmten Schriftsteller.

Viertes Stück: *Versuch einer historischen Nachricht von den Anlagen und Einrichtungen bey den Schwefelquellen zu Nenndorf*, vom Hn. Hofr. *Schröder*. Wegen der Absichten, die Fürsten bey Begründung und Verschönerung der Brunnenanstalten haben können, mag Rec. mit dem Hn. Hofrath nicht rechten. Er meynt, die Verbesserungen, die der Landesherr bey diesen Bädern angebracht hat, dienen die Nachwelt, (warum nicht auch die Lebenden?) zu überzeugen, dass gute Fürsten auch für die elendesten Glieder der Gesellschaft besorgt sind; Rec. meynt, dass die Fürsten ihre Capitalien sehr wohl anlegen, wenn sie Bequemlichkeit, und alles, was zum Luxus gehört, bey guten Brunnen begünstigen. Und wie mancher Grosse wendet nicht auch aus noch andern Ursachen für solche Anstalten Geld auf, die gerade mit der Erleichterung seiner leidenden, oder nach der Sprache des Vf., *elendesten* Brüder in nicht grossem Bezug stehen? Das Ganze ist nichts weiter, als eine Beschreibung der Anlagen und Anstalten in Nenndorf, nicht einmal die Zahl der Curgäste erfährt man genau. *Das neugestiftete medicinische Leseinstitut zu Marburg, zum Nutzen der daselbst Studierenden*, von E. G. *Baldinger*. Manche sonderbare Nachrichten von der Brauchbarkeit der berühmten Göttingischen Bibliothek für Lehrer und Lernende, kommen in diesem weitläuftigen Auffatz beyläufig vor; z. B. Manche Professoren liessen oft 2, 3, 400 Bücher zugleich fodern, lieferten zwar Ostern und Michaelis solche richtig wieder ab, liessen sie aber gleich wieder holen, und behielten sie also gleichsam als Eigenthum die ganze Zeit ihres Lebens. Ein Professor war so neidisch, dass, ob er gleich das Buch besass, (es war *Adanson familles des Plantes*,) er dennoch das Bibliotheksexemplar lieh, und noch eins von Hn. Hofr. Büttner, und noch ein anderes dazu borgte. Von dem Marburger Leseinstitut fehlen die genauen Nachrichten. Hn. Dr. *Luthers* (zu Neudietendorf) *Beytrag zur medicina forensi*. Bey einem jungen Menschen wurde, des Brandes wegen, die Ruthe bey weiten über die Hälfte weggeschnitten, und er erzeugte doch mehrere Kinder. *Chirurgische Quacksalberey in Russland, im Jahr* 1781. Unweit Moscau wohnt ein Quacksalber, der Beinbrüche und Verrenkungen curirt. Auf einen Befehl der Kaiserin müssen je zwey und zwey Discipel aus dem grossen Moscauischen Kriegshospital auf zwey Monate lang diesem Bauer zucommandirt werden, der sein eigenes Hauslazareth hat, wo alle Tage dergleichen Operationen vorfallen. *Meyer über den Pemphygus*. Nicht eigene Beobachtungen, sondern Anmerkungen über einen Fall, den *Blagden* in den *medical facts and observations* bekannt gemacht hatte.

Fünftes Stück: *Mezler über das Mineralwasser zu Imnau*. Hundert Cubikzoll dieses Wassers enthielten, nach Hn. Claproths Untersuchung, 115 Cubikzoll Luftsäure, und 33 bis 40 Gran feste Bestandtheile, unter denen Bittersalz, salzsaure Bittersalzerde, luftsaure Kalkerde und luftsaure Eisenerde die vornehmsten sind. Mehrere Menschen sind schon an der Quelle, wenn sie sich zu weit wagten, von luftsaurem Gas erstickt. Das Wasser wirkt reizend, auflösend und tonisch. — *Nachricht von P. Campers Leben und Schriften*, gesammelt von E. G. *Baldinger*. Eigentlich keine Biographie, sondern nur allgemeine Bemerkungen über diesen grossen Mann, und Nachricht von einem Besuch, den Hr. B. bey Camper, da er in Göttingen war, abstattete. Manches darunter hätte nicht das Aufbewahren verdient. Hr. B. traf Campern, indem er etwas abzeichnete. Er sagte: *Nolo turbare circulos tuos*, und seine liebreiche, menschenfreundliche Antwort war: „*certe non turbas, sedeas quaeso.*" Dass Camper Purmanns (nicht Burmanns) chirurgischen Lorbeerkranz noch für ein sehr wichtiges Buch hielt, wundert Rec. nicht: wer die Schriften dieses treflichen Praktikers liest, muss die Menge und Wichtigkeit der Beobachtungen, die er vorträgt, und auf die er allein bauet, bewundern. *Domeier von der Samaritanischen Gesellschaft zu London*. Dies ist ein Institut, wie Rec., der hier aus Erfahrung spricht, schon lange eines sich gewünscht hat. Spitäler und Krankenanstalten versehen die Kranken wohl mit Arzneyen und mit Pflege, oft aber auch mit letzterer nicht, oder dürftig. Wenn ein Kranker aus der Krankenanstalt entlassen wird, so kann er gewöhnlich sich seinen Unterhalt noch nicht erwerben; ohne Unterstützung also verläst er die Anstalt, um in dieselbe bald wieder zu kommen. Und wie manches Mädchen mag in grossen Städten eine Beute irgend eines Wollüstlings geworden seyn, wenn sie, nach überstandener Krankheit, Mangel und Elend auf der einen, auf der andern Seite aber Ueppigkeit und Wohlleben sah. Diesen Bedürfnissen allen hilft die Samaritanische Gesellschaft ab, welche nur Kranke und Genesende verpflegt. *Literatur* (von Dissertationen) *für den praktischen Arzt*, dermalen nur Titel von Disputationen über Hautkrankheiten, Hydrophobie, Lustseuche, Feldkrankheiten. *v. Halem Versuch eines Verzeichnisses der Schriften über die physische Erziehung der Kinder und deren Krankheiten*. Beide Auffätze sind noch nicht geendigt, es lässt sich daher für jetzt über sie kein Urtheil fällen.

Sechstes Stück: *Kaiser Leopold war nicht vergiftet*, ein Auffatz vom Herausgeber, aus Wiener Privatnachrichten, nach welchem die Krankheit ein entzündlicher Rheumatismus war. — *Carl von Mertens hat die Pest in Moscau nicht gesehen*, auch vom Herausgeber, der aus Privatbriefen die Nachricht gibt, dass M. höchstens ein- bis zweymal bey Besichtigung der Pestkranken zugegen gewesen seyn könne. *Vertheidigung Stolls wider Hn. Girtanner*, von Hn. *v. Sallaba*. Er beweist aus der *ratio medendi*, dass Stoll nicht alle Krankheiten einer und der nemlichen Ursache zuschrieb. *Rhasis de varicibus, vicio elephantis, sanguine mortuo sub cute et vena civili*, aus dessen *Elchavi* abgedruckt. Die andern Artikel betreffen insgesammt kleinere Notizen, oder enthalten Auszüge aus andern Schriften.

SCHÖNE KÜNSTE.

St. Gallen, b. Huber u. C.: *Athalia, ein Trauerspiel mit Chören*, aus dem Französischen des Hn. *Racine* übersetzt, von *Carl Friedrich Cramer*. 1790. XXIII und 92 S. 8.

Nur ein neuer, und vielleicht ganz willkührlich veranstalteter, sauberer Abdruck von der bekannten Cramerschen Uebersetzung der *Athalie*, die schon 1786 zuerst erschien, und durch die vortrefliche *Schulzische* Composition der Chöre des Originals veranlasst wurde. Es liesse sich mancherley über Ton und Manier dieser Verdeutschung erinnern, wenn man ins Einzelne gehen wollte; dazu aber ist hier nicht mehr Zeit und Ort. *Racine* ist Hn. *C.*, wie er sagt, als Mensch und Dichter von jeher ein Räthsel gewesen; und so scheint es auch mit dem wahren Geiste dieses seines Trauerspiels der Fall gewesen zu seyn. Durch die Umkleidung der gereimten Alexandriner in reimlose Jamben geht bey diesem Dichter, dem besten Versbaukünstler der Franzosen, eine von den Hauptschönheiten verloren; der ganze Ton des Stücks musste, dieser Aenderung wegen, höher gestimmt werden; und da ging es denn freylich ohne Zerspringen mancher Saite, und ohne Verstimmung nicht ab. Besser, als der Dialog, glückten noch die Chöre, bey denen man doch auch den Zwang des Unterlegens unter die schon vorhandne Musik in Anschlag zu bringen hat. Aber, mit dem Original verglichen, verloren doch auch diese nicht wenig von ihrer Geschmeidigkeit und Ründung. Schwerlich also möchte dem Uebers. das Bestreben gelungen seyn, sein Original nicht allein zu erreichen, sondern auch zu *übertreffen*.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Stuttgart*, b. Cotta: *Von der Verbesserung der Cultur auf der Alp und der ihr ähnlichen Gegenden des Vaterlandes*. Von M. *Steeb*, Pfarrer zu Grabenstetten. 1792. 60 S. 8. (3 gr.) — Ungemein verdient kann sich ein Mann um sein Vaterland, und ein Prediger um seine Gemeine machen, wenn er zur Verbesserung der Landescultur alles mögliche beyträgt, zuerst die Quellen des Verfalls aufsucht und bekannt macht, die Art und Weise zeigt, wie der gesunkenenen Industrie des Landmanns kann aufgeholfen werden; sodann aber auch hauptsächlich, wenn es seine Lage zuläst, durch eigenen Vorgang im Anbau neuer Producte den harten Unglauben des Landmanns durch den Augenschein besiegt, der nur durch solche gleichsam handgreifliche Art überzeugt wird. Der Vf. hat hier ein weites Feld vor sich auf der grosen Alp, einer etwas rauhen Gegend des sonst gesegneten Wirtemberger Landes, die noch so viele 1000 unbebaute Morgen Feldes liegen hat, die nicht nur selbst für sich mit Nutzen angebauet, sondern durch deren Anbau mit Futterkräutern den übrigen im Bau liegenden Ländereyen ungemein aufgeholfen, und sie zu einem weit höhern Ertrag gebracht werden könnten. Die rechte Seite berührt der Vf. §. 3. durch den geprüften und erprobten Vorschlag des Kleebaues, und besonders des in seinen Gegenden am besten gedeihenden Esperklees (*Esparcette*), welcher bekanntlich den rothen, sogenannten deutschen, dreyblättrigen Klee und den Luzerner oder ewigen Klee an Fettigkeit und Güte übertrifft, nur im Ertrag nachsteht, und nach dessen erster Aernte des Jahrs nicht so hoch erwächst, als letztere 2 Arten. Er berechnet darauf den Ertrag der Kleefelder für sich in einem ganz gemäsigten Anschlag, der jedoch allerdings beträchtlich genug ist, und wobey keine Brachzeit statt findet. Allein ein noch sehr wichtiger Nutzen zeigt sich bey der dadurch verbesserten Viehzucht und den dadurch verbesserten Viehstand in der Verbesserung der Fruchtfelder durch den vermehrten Dünger, vermittelst welchen sie in einen weit höhern Ertrag gebracht werden; welches alles, wie die Gelenke in einer Kette, zusammenhängt. Denn es bleibt eine ewige Wahrheit, dass der Ackerbau ohne den verhältnissmäsigen Viehstand, der den gehörigen Futterwachs voraussetzt, nur Pfuscherey ist, wobey der Bauer bey Abgabe, Schiff und Geschirr das ganze Jahr umsonst Knecht ist, und oft noch, nach Beschaffenheit des Bodens, wie meist auf der Alp, Sklavenarbeit hat. — Im Verfolg zeigt der Vf. den Nutzen eines guten Viehstandes an sich, und sehr gut den Einfluss des Wohlstandes des Landmanns auf Sittlichkeit und Aufklärung: berührt ferner den Nutzen für den Decimator, für die Schäferey etc. §. 8. die Mittel, den Kleebau einzuführen: 1) von höhern Orts dem Landmann die Erlaubniss nicht zu erschweren, seine schlechten Aecker nach eigenem Gefallen dazu anzulegen; 2) die ärmere Klasse zum Anfang der Anlage mit einer kleinen Anleihe zu unterstützen; und 3) auch durch Prämien aufzumuntern. — Was der Vf. im Anhang als eine gar häufige Ursache der Viehseuchen angibt, nemlich das frühe Austreiben des Viehes auf die noch nasse und bethauete Weide, ist vollkommen gegründet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 23. Julius 1794.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Wien, b. Mösle: *Homilien der Väter über alle sonntägliche Evangelien des ganzen Jahrs.* nach ächten Ausgaben übersetzt, und zum Gebrauche der Seelsorger und Prediger, wie auch zur heilsamen Hauslesung für christliche Seelen eingerichtet und herausgegeben von einem Seelsorger *H. J. A.* 1790. *Erster Theil.* 394 S. *Zweyter Theil.* 401 S. 8. — Homilien der Väter über die feyertäglichen Evangelien des ganzen Jahres, nach ächten Ausgaben übersetzt, u. s. w. 1791. *Erster Theil.* 388 S. — Ueber die festtäglichen Evangelien der Heiligen insgemein. *Zweyter Theil.* 285 S.

Um sich die Ausübung der öffentlichen Verordnung in den österreichischen Erbländern, Kraft welcher bey jedem Frühgottesdienste in Städten und auf dem Lande eine Erklärung des Evangeliums angestellt werden soll, zu erleichtern, verfertigte Hr. *A.* diese Uebersetzung von Homilien der Kirchenväter. Einige seiner Amtsbrüder, welche dieselben zu Gesichte bekamen, „nickten ihm ihren ungetheilten Beyfall zu, und ver„sicherten ihm, dass er ein heiliges und nützliches „Werk unternommen habe, welches gedruckt zu wer„den verdiene." Er ist daher diesem Rathe gefolgt, nachdem sie vorher mit allem Fleisse ihre Verbesserungen dabey angebracht hatten. Wer die Predigten der Kirchenväter kennt, weiss wohl, wie viel auch aus den besten derselben wegfallen muss, wenn sie für unsere Zeiten allgemein brauchbar seyn sollen. Ueberhaupt muss man sich beym Lesen derselben so oft in ihr Zeitalter versetzen, und hat für das unsrige so weit schicklichere Methoden, die Religionswahrheiten fruchtbar vorzutragen, dass man jene Predigten am füglichsten denen überläst, welche sich mit der kirchlichen und theologischen Geschichte des christlichen Alterthums beschäftigen. Da unterdessen das Ansehen der Kirchenväter bey unsern R. Kathol. Mitbürgern noch so gross ist: so dürfen wir es ihnen nicht verargen, dass sie dieselben auch als unveränderliche Muster im Predigen ansehen. Unser Ueberſetzer hat eben keine schlechte Wahl getroffen; sie würde aber freyer, und daher auch noch glücklicher gerathen seyn, wenn er sich nicht auf Predigten über sonn- und feyertägliche Evangelien hätte einschränken müssen. Denn da konnte er weniger auf die vorzüglichsten griechischen Lehrer Rücksicht nehmen, als auf einen *Gregor den Grossen* und *ehrwürdigen Beda*, bey welchem letztern man zugleich Auszüge aus dem *Ambrosius* und *Augustinus* antrifft. Es ist wahr, dass er unter andern auch nicht selten Predigten des *Chrysostomus* aufgenommen hat; aber wiederum nicht nach einer genauern Wahl; sondern nur für die gedachte Bestimmung brauchbar. So hat er für das so neue *Fronleichnamsfest Christi* eine Homilie aus dem *Chrysostomus* und *Ambrosius* zusammengesetzt. (Hom. über die feyert. Evangel. Th. I. S. 281. fg.) Er fühlte es unterdessen selbst, dass manche abgeschmackte Allegorie und gezwungene Schrifterklärung der Väter wohl geringe Erbauung stiften dürfte; sucht sie aber, so gut er kann, und eben nicht glücklich (im Vorberichte zum erstgenannten Theil,) zu vertheidigen. Besser hätte er für denkende Zuhörer und Leser seiner Kirche gesorgt, wenn er (Th. I. d. Homil. über die sonntägl. Evang. S. 4.) *die Kräfte des Himmels*, welche erschüttert werden sollen, nicht durch den heil. *Gregor den Grossen* in *Engel*, *Erzengel*, *Thronen* u. s. w. hätte verwandeln lassen; nicht mit eben demselben in einer besondern Anmerkung (l. c. S. 296.) aus den Worten *Christi* zum todten *Lazarus: Komm heraus*, die Nothwendigkeit der Ohrenbeichte bewiesen; oder (l. c. S. 259.) nicht mit *Beda* an der Eselin und dem Füllen, auf welchem *Christus* in Jerusalem einritt, ein Bild von der Einfalt der Juden und der Heyden, deren Haupt er war, gezeigt hätte. An einem andern Orte (Hom. über die feyert. Evang. Th. II. S. 111. fg.) hat er sich viele vergebliche Mühe gegeben, eine elende Deutung des *Ambrosius* über die *acht Seligkeiten* beym Matthäus aufzuklären; u. dgl. m. Dass er selbst im Stande sey, seiner Gemeine etwas Lehrreiches über Religion und ihre Pflichten zu sagen, sieht man aus den *kurzgefassten Lehrsätzen*, welche er jeder Homilie beygefügt hat, und von welchen wenigstens der grössere Theil praktisch gut ist. Hätte er doch lieber, an statt die weite und sich nicht sehr belohnende Reise zum heil. *Gregorius* anzutreten, gleich selbst über solche Lehren, wie z. B. *Das beste Mittel, das Laster zu meiden, ist, wenn man bey jeder sündhaften Gelegenheit denkt: Gott sieht mich*, u. dgl. m. Predigten aufgesetzt. Einige jener Lehrsätze sind freylich einer weit schärfern Bestimmung bedürftig, wie (Sonnt. Evang. Th. I. S. 162.) dieser: *Da jene, welche sich am Ende ihres Lebens noch wahrhaft zu Gott bekehren, die ewige Glückseligkeit erlangen können: so soll keiner, wenn er auch der grösste Sünder wäre, an der Barmherzigkeit Gottes verzweifeln.* Hieher gehört auch, (Festtägl. Evang. Th. II, S. 148.) dass man *die heiligen Lehren aus dem Munde der Priesterschaft so gern als von Gott selbst hören müsse;* u. a. m. Die Uebersetzung ist übrigens zwar deutlich genug; aber etwas steif, und nicht immer in der reinsten Sprache abgefasst.

Weimar, b. Hoffmanns W. und E.: *Repertorium der neuesten Kirchengeschichte; oder Allgemeines* Regi-

Regiſter über die XII Bände Nova Acta Hiſtorico-Eccleſiaſtica, und über die XII Bände Acta Hiſt. Eccl. noſtri temporis; welches nebſt dem hunderten Theil der letzten XII Bände, den dreyzehnten Band derſelben, und den fünf und zwanzigſten Band dieſer Sammlung ausmacht. *Erſter Theil*, welcher das bibliſche und das Nahmenregiſter in ſich faſst. 1790. 521 S. 8.

Ob es gleich etwas zu viel verſprochen iſt, daſs im gegenwärtigen Regiſter ein Repertorium *der neueſten Kirchengeſchichte* enthalten ſeyn ſoll, indem die Acta H. E. nicht eben weit über die Gränzen der evangeliſchlutheriſchen Kirche hinausgegangen ſind, und ſelbſt die Geſchichte von dieſer nicht ganz vollſtändig enthalten; ſo verkennen wir doch keinesweges den Werth dieſer nützlichen und dem Freunde der neueſten K. Geſchichte unentbehrlichen Sammlung. Die Nova Acta H. E. mit welchen ſich dieſes Regiſter anfängt, erſchienen ſeit 1759. Auf das Namenregiſter wird im nächſten Jahre auch das geographiſche und Realregiſter folgen. Freylich zeigt die ungeheure Menge unbekannter Namen, welche man hier lieſt, daſs die Acta H. E. oft mehr Pfarrergeſchichte als Kirchengeſchichte waren; aber die Herausgeber dachten ſich ohne Zweifel Gäſte: *poſcentes vario multum diverſa palato.*

GESCHICHTE.

Eisenach, b. Wittekindt: *Empörungen der Könige und Fürſten wider ihre Groſsen.* Ein Gegenſtück zu der Geſchichte der groſsen Revolution in Frankreich. 1791. 260 S. *Zweyter Band.* 1792. 286 S. *Dritter Band.* 1793. 264 S. 8.

Das jetztlebende Geſchlecht von Bücherfabricanten hat zwar ſchon manchen äuſserſt ſeltſamen Titel ausgeheckt, um ihrer Waare deſto mehr Abgang zu verſchaffen; aber einen albernern, als den dieſer Sammlung vorgeſetzten haben wir nicht leicht geſehen. Der Himmel weiſs, welchen Begriff der Herausgeber derſelben ſich von *Empörungen* gemacht; oder ob er gar keinen davon hat. Genug, es hat ihm beliebt, folgende heterogene Dinge, die eben ſo gut Gegenſtücke zu jeder andern Hof- und Staatsrevolution in der Welt, als zur franzöſiſchen abgeben können, hier zuſammen zu ſtellen. Im I *Bande*: 1) *Ernſt Auguſt*, *Kurfürſt von Hannover*, wider den *Grafen von Königsmark*; die ſo oft franzöſiſch und deutſch gedruckte *geheime Geſchichte der Herzogin von Hannover*. 2) *Georg der Erſte*, *König von England*, wider den *Herzog von Ormond* der als ein Anhänger des Prätendenten ſich nach Frankreich flüchten muſste. 3) *Ludwig* XIII. *K. von Frankreich* wider den *Marſchall d'Ancre*. Er lieſs ihn bekanntlich in ſeinem Schloſſe Louvre ſelbſt ermorden, um abhängig von ihm und ſeiner Mutter regieren zu können. 4) *Karl* XII. *K. von Schweden* wider den *Generallieutenant von Patkul*, den er als vorgeblichen Landesverräther und Stifter des Nordiſchen Kriegs, rädern lieſs. — Im II *Bande*: 1) *Peter der Groſse*, Ruſs. Kaiſer, wider ſeinen Sohn *Alexius Petrowitſch*, den er als einen ungehorſamen treuloſen Flüchtling hinrichten lieſs. 2) *Eduard* III, *K. von England*, wider den Graf *Mortimer*; einen durch ſeine Schuld unglücklich gewordenen Günſtling. 3) *Albert*, *Landgraf von Thüringen*, wider ſeine *Gemahlin und Söhne*, deren unnatürlicher Verfolger er war. 4) *Philipp* II. *K. von Spanien*, wider ſeinen Sohn *Don Karlos*, den er wegen ſeiner verhaſsten geheimen Verbindung zum Tode verurtheilen lieſs. Obgleich die Geſchichte ſeines Endes ſehr ungewiſs iſt: ſo wird doch hier, ſehr zuverſichtlich, insonderheit auch dieſes erzählt, daſs ſich der Prinz ſelbſt die Adern habe öffnen laſſen. 5) *Ferdinand der Erſte*, *König von Pohlen*, wider den Cardinal *Martinuzius*. Eine wirkliche Empörung! aber nicht eines Fürſten gegen ſeinen Groſsen, ſondern der groben Unwiſſenheit wider die hiſtoriſche Wahrheit. Dieſer *Ferdinand* den unſer Compilator eigenmächtig auf den polniſchen Thron erhebt, iſt *Ferdinand*, Erzherzog von Oeſterreich, König von Ungarn und Böhmen, und zuletzt Kaiſer. Er nennt ſelbſt (S. 216.) *Carl* V. ſeinen Bruder; und kennt ihn doch ganz und gar nicht. Auch von einem Könige *Johann Corvinus*, der S. 252. vorkommt, weiſs die Geſchichte nichts. Bekannt iſt übrigens die Ermordung des verrätheriſchen Cardinal *Martinuzzi* durch Veranſtaltung des kaiſerlichen Feldherrn *Caſtaldo*. 6) *Karl* IX. *K. von Frankreich* wider die *Hugenotten*. Es iſt die Bartholomäusnacht. — Im III *Bande*: 1) *Victor Amadeus* III. *K. von Sardinien*, wider ſeinen Vater *Victor Amadeus* II. Er lieſs denſelben gefangen ſetzen, weil er die freywillig niedergelegte Regierung durch gefährliche Ränke wieder an ſich zu ziehen ſuchte. 2) *Ludwig XIII. K. von Frankreich*, wider den *Herzog von Montmorency*. Er, oder vielmehr *Richelieu*, lieſs dieſen mit den Waffen wider ſeinen König geſtandenen Herzog enthaupten. 3) *Eliſabeth*, *K. von England*, wider *Maria*, *K. von Schottland*. So leicht als möglich, auch mit der Unwahrheit beſchloſſen, (S. 102) daſs *Maria in Tower* enthauptet worden ſey. 4) *Friedrich*, *Kurfürſt von Sachſen* wider *Kunz von Kauffungen*. Der bekannte Prinzenraub. 5) *Johann* II. *K. von Caſtilien*, wider den Reichsfeldherrn *Alvaros de Luna*. Das nicht unverdiente Ende eines übermüthigen Befehlshabers. 6) *Jacob II. K. von Groſsbrit.* wider den *Herzog von Monmouth*. Dieſen ſeinen Brudersſohn, der ſich wider ihn empört hatte, verurtheilte er zum Tode. 7) *Ludwig XIII. König von Frankreich* wider die Herren *Cinqmars* und *von Thou*. Strafe ihrer, beſonders des erſtern, Verbindung mit Spanien gegen den König. Seltſam iſt es, daſs *Cinqmars* immer *Herr le Grand* genannt wird, ſobald er Oberſtallmeiſter geworden war, weil die Franzoſen dieſen kurz *Mr. le Grand* (*Ecuyer*) nannten. 8) *Auguſt*, *Kurf. von Sachſen*, wider *Wilhelm von Grumbach*. Beynahe das Allerungereimteſte ſteht alſo zuletzt: eine Empörung wider einen Hauptempörer! — Woher der Vf. alle dieſe ſchönen Sachen genommen habe, davon ſagt er kein Wort. Manches mag wohl urſprünglich franzöſiſch ſeyn, ſo flüchtig und zum Theil romanenhaft iſt es bearbeitet. Doch was iſt daran gelegen, aus welchen Quellen oder Pfützen ſolche Rhapſodien geſchöpft wurden.

TÜBINGEN, b. Heerbrandt: *Lebensbeschreibung Heinrichs des Grossen*, Königs in Frankreich. Von *Harduin von Perefix*, Bischof von Rodez. Aus dem Französischen übersetzt. 1793 466 S. 8.

Der Uebersetzer scheint entweder nicht gewusst zu haben, dass es schon 2 deutsche Uebersetzungen dieses Buchs gebe, darunter die neuere v. J. 1753. nicht eben merklich schlechter als die seinige seyn dürfte; ingleichen, dass seit 30 Jahren mehrere französische und deutsche Lebensbeschreibungen von *Heinrich dem Grossen*, auch Lobschriften auf denselben, und andere merkwürdige Beyträge zu seiner Geschichte erschienen sind; oder er hat dieselben keiner Aufmerksamkeit gewürdigt. Keines von beiden aber könnte ihn empfehlen. Denn obgleich *Perefixe* unter den ältern Schriftstellern von dem Leben jenes Fürsten, nach den *Memoires de Sully* leicht der Brauchbarste seyn mögte; so trägt er doch noch zu sehr das Gepräge seines Jahrhundert, als dass sein Buch 130 Jahre nach seiner Erscheinung, völlig noch den alten Werth behaupten könnte. Manches ist nach seiner Zeit in ein weit besseres Licht gesetzt worden; in Frankreich glaubten schon sehr lange die meisten nicht, was *Perefixe* S. 192. sagt, *Gott habe Heinrichs Verstand* durch sein heiliges Licht *so weit aufgeklart*, dass er sich entschloss, *die heilsame Belehrung der katholischen Pralaten anzuhören*. Bisweilen ist die Bewunderung zu hoch getrieben; wie wenn S. 430 der bekannte Entwurf, einer neu zu errichtenden christlichen Republik, (der doch an sich noch so streitig ist) so gross genannt wird, dass *mehr als ein menschlicher Verstand* erfodert worden sey, um ihn zu machen. Einiges, was bey dem Vf. noch Wunsch ist, hat man gleich nach seiner Zeit in Frankreich eingeführt, wie S. 313. die Seidenmanufacturen; anderer später Veränderungen nicht zu gedenken. Es fehlt auch nicht ganz an unrichtigen Erzählungen; bey einer derselben (S. 432.) dass *Karl* V. einen *Herzog von Sachsen Wilhelm, aus seinen Kurfürstenthum vertrieben* habe, begnügt sich der Uebersetzer die Anmerkung beyzufügen: „Dass dieser Name falsch sey, braucht kaum erinnert zu werden." Anstatt solcher unnützen Anmerkungen hätte er, wenn ja das Buch noch einmal übersetzt werden musste, andere in bündiger Kürze berichtigende, ergänzende und beurtheilende hinzusetzen sollen. Wie kann man z. B. jetzt noch drucken lassen, was man dem ehrlichen *Perefixe* allenfalls vergibt, dass *Heinrich* sich bey seinem vorgedachten grossen Plan, der wider das Haus Oesterreich gerichtet war, unter andern auch an *die Regenten der Länder Böhmen und Ungarn* gewandt habe; (S 417.) als wenn nicht diese beiden Reiche dem Hause Oesterreich damals unterworfen gewesen wären. Selbst die Sprache unsers Uebersetzers hat mancherley Flecken. An dem eben genannten Orte lässt er *Heinrichen die Regenten einiger Länder untersuchen*, anstatt *ausforschen*; er spricht (S 422. von *funfzehn Potenzen*, anstatt *Mächten*; schreibt *Liege*, *Transylvanien* u. s. w. anstatt *Lüttich*, *Siebenbürgen*. Es liesse sich auch wohl eine und die andere Stelle zeigen, worin er den Verstand ganz verfehlt hat.

STENDAL, b. Franzen u. Grosse: *Historisch-merkwürdige Beyträge zur Kriegesgeschichte des grossen Kurfürsten Friedrich Wilhelms* in der Lebensbeschreibung *Otto Christophs Freyherrn von Sparr*, Röm. Kaiserl. wie auch zu Ungarn und Böhmen Königl. Maj. u. Sr. Kurf. Durchl. zu Brandenburg bestellten General-Feldmarschalls, Geh. Kriegsraths, Obergouverneurs der Churmark Brandenburg, Hinterpommer- und Halberstädtischen Festungen Obristen zu Ross und Fuss, Erbherrn auf Trampe, u. s. w. zur Erläuterung sehr wichtiger Begebenheiten des Hauses Brandenburg im vorigen Jahrhunderte. Aus archivalischen und mit möglichster Genauigkeit benutzten, authentischen gedruckten und ungedruckten Schriften zusammengetragen. 1793. 14½ Bog. gr. 8. m. 1 K.

Der Vf. dieser Beyträge, eben derselbe, von dem wir bereits einen wohlgerathenen Versuch einer Lebensbeschreibung des berühmten Generalfeldmarschalls Freyherrn von *Derflinger* erhalten haben, klagt nicht mit Unrecht über den Kaltsinn, mit welchen man jetzt in Deutschland das Andenken mancher verdienstvoller Männer der vaterländischen Geschichte in der Dunkelheit lasse. Die Ursachen davon sind jedoch leicht anzugeben; eine der vornehmsten wird die Nachwelt in der unglücklichen Verfeinerung des historischen Geschmacks finden, für welchen kunstlose, obgleich wahre, Darstellungen, an denen es uns gar nicht fehlt, von treflichen Mitbürgern, nichts Anziehendes haben. *Sparr* ist einer von den deutschen Feldherren des vorigen Jahrhunderts, die es vorzüglich verdienen, dass man mit ihnen bekannt werde. Er gehört unter die ersten, welche des Kurf. *Friedrich Wilhelms* weit umfassende Entwürfe für die Grösse seines Hauses und Staats glücklich unterstützten. Zwar glauben wir, dass die wenigen Stellen, in welchen ein Geschichtschreiber, wie *Pufendorf*, seiner gedacht hat, ihn schon hinlänglich, vor der Vergessenheit sichern können; allein man hätte doch längst dafür sorgen sollen, seine Lebensgeschichte aufzuhellen. Diess ist hier mit Hülfe archivalischer und anderer guter Nachrichten geschehen. Indessen ist uns doch gleich beym Anfange ein unauflöslicher Zweifel vorgekommen. Die Mutter unsers Helden, heisst es S. 4. starb 1599 den 13 Novemb. bey der Geburt desselben in einem Alter von 14 Jahren und 4 Wochen; wie solches die ihr gehaltene Leichenpredigt meldet. Gleichwohl wird S. 65. aus den Kirchenbuche von St. Marien zu Berlin die Nachricht angeführt, dass *Sparr* 1605. auf die Welt gekommen sey. Die erstere Bestimmung wird freylich durch das Alter der Mutter verdächtig; auch gesteht der Vf. jene Leichenpredigt nur aus einem Auszuge zu kennen, den *Hendreich* gemacht hat. Man möchte also wohl dem Kirchenbuche den Vorzug geben, doch kann der Leser nicht entscheiden. Das erste, was man von *Sparrs* Leben weiss, ist, dass er seit 1632. Oberster in kaiserl. Diensten war. Sein Lehnsherr, der schwache Kurfürst von Brandenburg *Georg Wilhelm* trug ihm zwar 1638 die Direction seiner Artillerie auf; allein viele Jahre darauf findet man ihn noch als kaiserl. Generalmajor, bis ihn *Friedrich Wilhelm* im

J. 1649 in gleicher Würde zu seinem Kriegsrathe, Gouverneur zu Colberg, und Obercommendanten der Festungen in mehrern Provinzen, ernannte, ihm ein Regiment zu Fuss in Colberg, eine Compagnie bey demselben, 2000 Rthlr. wegen des Obergouvernement, und das Versprechen eines jährlichen Gehalts von 5000 Rthlr., wenn das Regiment aufgehoben werden sollte. Vom J. 1651 an, da er die Kurf. Dienste erst antrat, bis in sein Todesjahr 1668 that er sich durch viele Thätigkeit und Geschicklichkeit in aufgetragenen Unternehmungen hervor, niemals mehr als in der dreytätigen Schlacht bey Warschau, im J. 1655. Er entschied den glücklichen Ausgang derselben für Schweden und Brandenburg, indem er die auf Bergen gelegenen Schanzen der Polen eroberte. Nicht geringe Dienste leistete er auch dem Kaiser mit Brandenburgischen Kriegsvölkern in der Schlacht bey St. Gotthard im J. 1664 und scheint dafür von demselben zum Feldmarschall ernannt worden zu seyn. Seine kriegerischen Talente werden zwar S. 67. geschildert, aber, wie der Vf. selbst gesteht, aus Mangel ihrer Nachrichten, nur im Allgemeinen und unvollständig. Das Urtheil über *Friedrich Wilhelms* Frieden mit *Karl Gustav*, (S. 32.), dass er aus einer eingebildeten Noth entstanden sey, können wir nicht unterschreiben. Nach dem grossen Fortgange des Königs in Polen, war der Kurfürst demselben in die Länge gar nicht gewachsen, und durch eine einzige Niederlage völlig zu Grunde gerichtet. In den Beylagen findet man angenehme Erläuterungen über das Brandenb. Kriegswesen das *Friedrich Wilhelm* so wie alles übrige, neu bildete. Das beygefügte Kupfer stellt eine auf *Sparr* 1664 geprägte Schaumünze dar.

Nürnberg, in d. Raspeschen Handlung: *Tabellarisch historisches Handbuch der Kirchen- und Staatengeschichte, bis auf die neuesten und gegenwärtigen Zeiten.* 1793. 736 S. gr. 8.

Anfänglich wollte der Vf. dieses Werks *eine tabellarische Encyclopädie*, oder Ueberficht aller menschlichen Kenntnisse schreiben, worin alle dahin gehörige Gegenstände ungefähr so, wie im gegenwärtigen Buche, die Geschichte auf den ersten Seiten, unter den Aufschriften: Jahre, Fürsten, und einzele Merkwürdigkeiten, folglich bloss summarisch, ohne Erzählungston und wörtliche Beschreibung, chronologisch, synchronistisch und systematisch vorgetragen werden sollten. Er musste aber diesen Entwurf aufgeben, und sich bloss auf die Geschichte einschränken; doch sind noch einige Beziehungen auf jenen Entwurf stehen geblieben: Jetzt also findet man auf 60 Tabellen, welche wiederum unter Abschnitte oder Stücke, wie sie der Vf. nennt, vertheilt sind, die gesammte kirchliche und politische Geschichte folgendergestalt vorgetragen. Die sogenannte *heilige Geschichte* nimmt 2 Stücke und 7 Tabellen ein; sie besteht aus der *Geschichte der Religionen und Weissagungen*, und aus der *Kirchengeschichte*. In jener wird die *patriarchalische*, *heydnische*, *jüdische*, *christliche* und *muhamedanische* Religion; in dieser theils die Geschichte Jesu und seiner Apostel, theils die Geschichte der *Päpste*, tabellarisch dargestellt. Ausgenommen, aber nicht zugegeben, dass diese Trennung der Religions- und Kirchengeschichte von der eigentlichen Weltgeschichte vortheilhaft, ja selbst dem historischen Zusammenhange des Ganzen gemäss sey; finden wir auch in diesen ersten Stücke eine etwas unnatürliche Absonderung der Religionsgeschichte von der kirchlichen. Warum soll überhaupt das Leben *Jesu*, der Apostel und der Päpste in der letztern Platz haben? und wie kann man, ohne den Stifter der Religion zu kennen, wozu erst S. 11. fg. Anleitung gegeben wird, die vorhergehende Religionsgeschichte verstehen? Ausserdem ist auch in diesen Tabellen manches zu berichtigen. Besonders scheint der Vf. in der Geschichte der Päpste, von denen viele gar nicht genannt zu werden verdienten, auf ein älteres Handbuch gerathen zu seyn, und demselben die nicht geringe Anzahl ungewisser und seichter, oder gar falscher Nachrichten abgeborgt zu haben, welche wir hier lesen. Z. B. dass *Calixtus* I. zwischen 219—223. die 4 grossen Jahresfasten gestiftet habe; *Marcellus* von 305—310. der Stifter der 25 Kirchspiele zu Rom, seyn soll; dass *Innocentius* I. von 402—417. die letzte Oelung zu einem Sacrament gemacht; *Bonifacius* II. von 530—532. verordnet habe, dass nach eines Pabstes Tode der Stuhl allemal in 3 Tagen besetzt werden sollte; dass *Vitalianus* (655—669.) befohlen habe, den Gottesdienst in lateinischer Sprache zu halten; *Sergius* I. (687—701.) die Sachsen und Friesen zum Christenthum gebracht habe; dass dem Papste *Zacharias* (741—752.) *Bamberg*, *Erfurt* und *Merseburg* ihren Ursprung zu danken hätten; u. dgl. m. die sogenannte *Weltgeschichte* (S. 34. fg.) wird in die alte und neue abgetheilt, und jene von der 8—22sten Tabelle, nachdem die Geschichte vom Anfange der Welt bis auf Abraham fortgeführt worden, dergestalt abgehandelt, dass die Geschichte der Israeliten, der Babylonier und der Assyrer, der Phoenicier, und übrigen berühmten Völker, auf einander folgen. Eben so ist die neue Weltgeschichte mit der Fortsetzung der jüdischen Geschichte angefangen, und in einer Reihe Nationalgeschichten fortgesetzt worden. Der Plan ist fast durchgehends einerley mit dem, welcher in *Schröckhs* Weltgeschichte für Kinder zum Grunde liegt; dessen Worte sich auch der Vf. öfters bedient zu haben gesteht. In den Tabellen herrscht die Einrichtung, dass eine oder mehrere Spalten die Chronologie, andere die Fürsten, berühmte Gelehrten und andere vorzügliche Männer, einzelne merkwürdige Begebenheiten ferner die wichtigsten Veränderungen im Zusammenhange, und endlich den Zustand der Wissenhaften, Künste und Sitten in sich fassen. Für eine tabellarische Vorstellung können wohl manche Erzählungen zu umständlich heissen: und die Spalte, welche einzele Begebenheiten enthält; dünkt uns grossentheils überflüssig zu seyn. Ueberhaupt aber ist dieses Werk von sichtbarem Fleisse noch mancher Verbesserungen von Seiten der Wahl, Genauigkeit und Stellung der Gegenstände fähig, um eine höhere Brauchbarkeit zu erhalten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 23. Julius. 1794.

ERDBESCHREIBUNG.

Unter der Auffchrift: En Suisse — *Du Gouvernement de Berne.* 1793. 284 S. 8.

Nach der Einleitung ist der Zweck des Vf. die Vertheidigung der bernerschen Regierung gegen verschiedene Libelle. Th. I. C. 1. Von der Regierung überhaupt. S. 2. „Die höchste Gewalt in dem Cantone Bern „liegt in den Händen eines Rathes von höchstens 299 Glie„dern, sämmtlich Bürgern der Hauptstadt, welche sich, „nach den verschiedenen Zweigen der Staatsverwaltung, „in verschiedene Kammern vertheilen. S. 3. „Anfäng„lich beschränkte sich die ganze Republik bloss auf Bern „und die Bannmeile der Stadt. Die Stadt dehnte her„nach theils durch Ankauf, theils durch Anerbung, theils „durch Eroberung, theils durch freywillige Unterwer„fung ihr Gebiet nach und nach aus. Alle Vereinigun„gen indess geschahn unter gegenseitigen Verpflichtun„gen, vermöge welcher die Hauptstadt Bern den Unter„thanen mehr oder weniger Freyheiten bewilligte. Die „Unterthanen haben in ihren gemeinen und Municipal„städten ihre eigene Obrigkeit, Polizey, Einkünfte, „ohne andere Zwischenkunft des Souverains, als im „Fall einer Appellation. S. 4. Durchgängig herrscht die „gröfste bürgerliche Freyheit.“ Ueber die politische Freyheit drückt sich S. 5 und 6. der Vf. folgendergestalt aus: „Wenn man zu einer guten Staatsverfassung un„umgänglich nothwendig glaubt, dass die Erwählung „der Regenten beym Volke stehe, so bleibt die berner„sche Verfassung auch in diesem Sinne gut. Unsere Re„genten ernennt eine grosse Majorität des Volkes, frey„lich nicht mit der Stimme, aber mit dem Herzen. Bey „Aufzählung der Stimmen von allen Einwohnern in dem „Cantone würd' es sich zeigen, dass mehr als $\frac{19}{20}$ dem „gesetzlichen Souverain das volle Recht zur Regierung „feyerlich zukennen.“ Bey solcher Voraussetzung scheint es, dass der Vf. sich theils ohne Noth wegen des Revolutionsgeistes beunruhigt, theils auch hie und da, besonders in der Einleitung, das Geschrey über verdächtige Anschläge übertreibt. „Ich erkläre,“ fährt er in rednerischem Tone fort, „dass ich auch ohne Wahlherren und „Urversammlungen die zeitigen Besitzer der souverai„nen Gewalt zu Führern des Volks wähle; ich wähle „Sie, in wiefern ich freywillig ihrer Erwählung zustim„me; jeden Tag gebe ich ihnen die Stimme meines Her„zens, wodurch ich Sie zu beständigen Repräsentanten „meines Willens erhebe. Ohne aus meinem Zimmer zu „treten, geniesse ich der Befriedigung, meine Reprä„sentanten zu ernennen, und so erfreue ich mich mit „allen guten Bürgern der politischen Freyheit.“ C. 2. Von der bürgerlichen Rechtspflege. S. 8. „Die bürgerli„chen Gesetze sind nicht in allen Gegenden des Cantons „die gleichen. In den deutschen Gegenden gilt, mit „Ausnahme einiger privilegirten Bezirke, das Gesetz„buch von Bern; in dem Wattlande, dem Gouverne„ment von Aigle und in der Stadt Lausanne gelten die „einheimischen fortgeerbten Gesetze. Die bürgerlichen „Rechtshändel gehören nicht unmittelbar vor den Sou„verain selbst. Die Gemeinen und Landstädte haben ih„ren eigenen Richter erster Instanz. Nur durch den Weg „der Appellation gelangen die Streitsachen vor das Tri„bunal des Landvogtes, bey welchem Eingebohrne des „Orts sitzen; von diesem Tribunale gelangen sie weiter „an die Appellationskammern in Bern. S. 9. In Bern „befinden sich zwo solche Kammern; die eine für das „deutsche Gebiet, von welcher noch ein Recurs an den „souverainen Rath geht; die andere für das Wattland, „welche (wofern kein Monitorium erfolgt) unwieder„ruflich entscheidet. S. 10. Vor diesen Kammern stellen „sich die Partheyen in Bern, und sie bezahlen für die „Sentenz eine sehr kleine Summe.“ C. 3. Von der Criminaljustiz. „Mit Ausnahme einiger Städte und Frey„herren, welche das Recht über Leben und Tod haben, „geniessen in allen andern Gegenden die Angeklagten „den Vortheil, dass sie vor das Tribunal desjenigen Orts, „wo das Verbrechen geschah, gebracht werden. Unter „dem Vorsitze des Landvogts wird vor dem Tribunale „der Process untersucht. Nur Hochverrath gehört un„mittelbar vor den souverainen Rath; in jedem andern „Falle wird kein Verbrecher dem natürlichen Richter des „Orts entzogen. Bern bestätigt die Todesurtheile, oder „mildert sie. S. 15. Durchgängig geschont bleibt die „persönliche Sicherheit. Hier aber, setzt der Vf. hinzu, „hier nehmen wir für den Augenblick die letztern Bege„benheiten in dem Wattlande während einer ausseror„dentlichen Epoche aus, und man darf bezeugen, dass „seit Jahrhunderten jede Handlung willkürlicher Autori„tät, jede Verhaftnehmung ohne erwiesenes Verbrechen, „jede gesetzwidrige Criminalprocedur durchaus unbe„kannt gewesen.“ C. 4. Von Besteurungen. S. 18. „Es „gibt nur zweyerley Auflagen, der Zoll und der Terri„torialimpost. S. 19. Die Salzregie ist für das Volk viel„mehr vortheilhaft, als nachtheilig. Es bezahlt für das „Pfund Salz 1 Sous 9 Deniers. Der Zoll ist sehr gering. „S. 21. Der Territorialimpost besteht, 1) in dem Zehnten, „den durch den ganzen Canton aller nutzbare Boden be„zahlt; 2) in den Grund- und Bodenzinsen (*censes fon„cières*), welche jährlich verschiedene Grundstücke an „den Producten selbst entrichten; 3) in den Laods, oder „dem zehnten Denier, welchen der Souverain in dem „Wattlande von den verkauften Gütern bezieht. Auch „gibt

„gibt es Güter, welche vom Zehnten, von den Grund-„zinsen und von den Laods befreyt sind.“ C. 5. Von der Finanzverwaltung. S. 26. „Noch besitzt der Souve-„rain in Bern Eigenthum, Einkommen und einen Schatz, „die, wie der Vf. versichert, den souverainen Rath be-„sonders angehören. S. 27. Er ist Gläubiger von den „mächtigsten Staaten Europens.“ C. 6. Von den Landvögten. S. 32. „Die Landvögte sind sämmtlich Glieder „des grossen Rathes zu Bern; sie besorgen in ihrem Be-„zirke die Finanzverwaltung, haben den Vorsitz in den „Amtstribunälen, wachen für Ordnung und Sicherheit, „und vollziehen die Beschlüsse des Rathes in Bern. S. „35. Jedes Jahr legen sie vor der Finanzkammer über „ihre Verwaltung Rechenschaft ab. Solcher Landvog-„teyen gibt es ungefähr funfzig. S. 36. Jährlich ertra-„gen die reichern 20,000 Franken; im Durchschnitte, „jede in die andere gerechnet, erträgt jede 10,000 Fran-„ken; die Hauptsumme von allen zusammen bringt also „jährlich 500,000 Franken. Wenn diese Summe auf die „Bevölkerung des Cantons (350.000 Seelen) vertheilt „würde, so würde jeder Kopf nicht mehr als ungefähr „1 Livr. 9 Sols geben müssen.“ Diese Berechnung nimmt der Vf. selbst zurück; keineswegs sagt er, S. 37. „ist es das Volk, welches die Landvögte besoldet; der „Souverain besoldet sie; das Volk bezahlt nur die oben-„erwähnten Zölle, Zehnten, Grundzinse.“ Der Vf. macht sich selbst folgenden Einwurf: „Alle diese Steuern „kommen nur der Hauptstadt und den Bürgern der Haupt-„stadt zu gute, ohne dass das Geld in die Provinzen zu-„rückfliesst.“ Hierauf antwortet er S. 38. „Jedes Jahr „wirft der Souverain wieder Etwas an bestimmten Jahr-„gehalten, an zufälligen Gratificationen, an Werken der „Wohlthätigkeit in die Provinzen zurück.“ Ueber dieses Etwas wünschten wir von dem Vf. eine detaillirtere Berechnung zu sehen, um so viel mehr, da er sich oben als sinnreichen Berechner gezeigt hat. C. 7. Vom Zutritte beym Souverain. Er soll sehr leicht und zutraulich seyn. C. 8. Vom Militärwesen. S. 51. „Ausschlie-„ssend beym Souverain steht das Recht, Krieg, Frie-„den, Bündnisse zu machen. S. 52. Keineswegs mit „regulirten Truppen, Garnisonen, Unterhaltung von Fe-„stungen, Kriegessteuern drückt man das Volk nieder. „S. 54. „Jeder Unterthan bleibt vom 16 Jahre bis zum „60 in die Nationalmiliz eingeschrieben, und schafft sich „selbst Gewehr und Uniform an. S. 56. Wenn der Sou-„verain ein Aufgebot thut, so läst er nach eigenem Be-„lieben aus verschiedenen Bezirken Mannschaft aushe-„ben, und zwar unter solchen Anordnungen und Ver-„theilungen, die für das Volk am wenigsten lästig sind; „auch wird die Mannschaft sogleich beym Ausmarsche „besoldet. S. 57. In Bern ist ein Arsenal, nebst einem „eigenem Kriegsrathe. S. 57. Ein Beweis von dem Zu-„trauen des Souverains zum Volke ist es, dass er jedem „Unterthan zu jeder Zeit sein Gewehr in der Hand läst. „S. 60. Bern hat vier Regimenter in auswärtigem Dien-„ste. Die Epoche dieses auswärtigen Dienstes hält der „Vf. nicht für einen Zeitpunkt des Unglücks, sondern „für die erste Epoche der eidgenössischen Ruhe. S. 62. „Durch den auswärtigen Kriegsdienst versichert sich die „Regierung nicht nur den Frieden mit den verbündeten „Mächten, sondern auch ihrer Freundschaft.“ Da indess gegenwärtig Bern der Neutralität geniesst, ungeachtet weder Bern noch irgend ein anderer Canton Truppen weder im deutschen noch im französischen Dienste hat, so wird der Vf. erkennen, dass zur Unterhaltung des Friedens und der guten Nachbarschaft andere Mittel wohl weit zuträglicher sind, als Miethtruppen. Die Vermiethung der Truppen zieht immer öconomische sowohl als moralische Nachtheile nach sich. C. 9. Von dem Kirchenwesen und von dem öffentlichen Unterricht. S. 69. Nach unserm Vf. befindet sich unter der bernerschen Regierung die Geistlichkeit gerade in einer solchen Lage, wo sie nützen, und nicht schaden kann. S. 70. In Bern, wo die Bevölkerung aus 12000 Seelen besteht, befinden sich zwölf Prediger; in Lausanne, bey einer Bevölkerung von 7000 Seelen, sieben; in Vevai vier Prediger. Jeder, der auf eine Predigerstelle Anspruch macht, muss, für das deutsche Land, in der Hauptstadt Bern, und, für das Wattland, in Lausanne geprüft werden. C. 10. Von mildthätigen Anstalten. S. 79. In der Hauptstadt befinden sich zwey Hospitäler; S. 82. zwey Waisenhäuser, aber ausschliessend nur für Kinder der Stadtbürger in Bern. S. 84. Bey Ueberschwemmungen, Feuersbrünsten, Hagelwetter und andern Unglücksfällen sammelt man in Bern Liebessteuern. (Interessant wären hier einige Steuerverzeichnisse.) S. 86. „Man wirft der „Regierung den ausschliessenden Genuss der secularisir-„ten Kirchengüter vor, und man bedenkt nicht, dass sie „daraus theils die Unkosten des Cultus bestreitet, theils „die Beschwerden der Armuth erleichtert.“ C. 11. Von Missbräuchen überhaupt. S. 106. „So wie aller Orten, „so gibt es auch Missbräuche in Bern; allein sie sind „theils wenig zahlreich, theils werden sie abgeschafft, „so bald sie die Regierung gewahr wird, theils auch „durch die grössern Vortheile vergütet.“ Beyspiele und Detail findet man in diesem Abschnitte nicht. C. 12. Von den Gebrechen der Verfassung. S. 108. „Das erste Ge-„brechen, das man der bernerschen Verfassung vorwirft, „besteht darin, dass die Souverainität nicht bey dem „Volke steht, sondern auf den Senat einer einzigen Stadt „concentrit ist. S. 111. „Sie steht nicht in Kraft eines „Decrets bey dem Volke, auch wird sie nicht von ihm „ausgeübt; indess aber geniesst es alle Vortheile dersel-„ben.“ S. 113. Den Einwurf, dass das Volk keine selbstgewählten Landstände habe, beantwortet der Vf. damit, dass es keine verlange. S. 115. „Repräsentanten ernennen, „heisst so viel, als den Andern die Vollmacht ertheilen, für „uns zu wollen. Wozu aber frommt es uns, dass wir eine „solche Vollmacht vielmehr diesen als jenen ertheilen? „Was mich betrifft, setzt der kluge Vf. hinzu, so ent-„fremde ich meinen Willen zu Gunsten Sr. Gnaden und „Excellenzen.“ Sinnreich häuft er Einwurf auf Einwurf: „Geniessen wir aber nicht grösserer Freyheit, wo-„fern wir die Regenten selbst wählen?“ Gerade das Gegentheil antwortet er. S. 117. „So unvermeidlich „sind die Ränke bey den Volkswahlen, dass man in al-„len (?) Republiken, wo bey den Wahlen die Stimmen „gelten, zugleich noch die letzte Entscheidung dem Loos „überläst, der göttlichen Vorsehung, welche so wich-„tige Wahlen besser leitet, als es die blinden Sterblichen „nie

„nie thun könnten.“ Fürwahr eine Aeusserung, die des Vf. religiose Denkart eben nicht in dem schönsten Lichte zeigt. S. 118. „Könnten aber, frägt er, die Repräsen„tanten nicht auf Zeit, z. B. auf zwey, drey Jahre ge„wählt werden?“ In solchem Falle, antwortet er, „würden sie den kurzen Zeitraum ausschliessend zu ih„rem persönlichen Vortheile benutzen.“ S. 121. macht er die richtige Bemerkung: „Wenn der Despote von „Spahis und Janitscharen unterstützt ist, in solchem Falle „hat das Volk freylich keine politische Freyheit, und „gezwungen ist seine Einwilligung: in einem Lande „aber, wie das unsrige, wo die Regierung keine unmit„telbar nur von ihr abhängende Gewalt hat; in einem „Lande, wo sie sich dem Unterthan anvertraut, und wo „dieser bewaffnet ist, in einem solchen Lande geniesst „das Volk mehr ächte politische Freyheit, als wenn sein „Wahl- und Repräsentationsrecht noch so ausgedehnt „wäre.“ C. 13. Von den Feudalrechten. S. 130. „Diese „Rechte fodern in dem Cantone Berne keine persönliche „Dienstbarkeit oder Leibeigenschaft; sie fodern die Er„stattung nur von dem Boden; sie würden durch ihre „Abschaffung drückendere Auflagen nothwendig machen. „S. 132. Die Feudalverbindlichkeiten sind nichts anders „als Rückbezahlungen an eine sehr gesetzmässige Schuld, „grosse Landeigenthümer waren es, die vormals einzel„nen Personen für sich und ihre Nachkommen verschie„dene Grundstücke unter der Bedingung abgetreten ha„ben, dass ein Theil des Ertrags ihnen, ihren Erben „oder Nachfolgern zukommen sollte. S. 133. Allein „manche dieser Feudalverbindlichkeiten gründen sich we„niger auf solche Verträge, als tyrannische Erpressungen „entweder des Adels oder Geistlichkeit: Der Einwurf, „sagt der Vf., passt auf sehr wenige Fälle; neben dem „sind nun einmal auch solche Feudalschulden seit Jahr„hunderten anerkannt.“ C. 14. Von den Gebrechen der Verwaltung. S. 138. Eines von den vorgeblichen Missbräuchen ist die Einschränkung der Freyheit bey dem Getreidehandel. „Unumschränkte Freyheit aber,“ sagt der Vf., „wäre der Ruin des Feldbauers und Landeigen„thümers. Bey dem Bedürfnisse des auswärtigen Ge„treides würden sie die auswärtige Concurrenz nicht aus„halten, und das Volk würde von Monopolisten gedrückt „werden. S. 139. Die Regierung kauft also selbst aus„ländisches Getreide, und füllt damit die öffentlichen „Magazine. Auf solche Weise erhält sie den Preis des „Brodes in einer Taxe, welche sowohl für den Verzeh„rer als für den Arbeiter vortheilhaft ist.“ — Ein anderer vorgeblicher Missbrauch sind die ausschliessenden Privilegieen der Stadtbürger in Bern. Von solchen aber weiss der Vf. überall nichts. S. 140. „Die Handelschaft „ist dem Landmanne eben so frey erlaubt, als dem Stadt„bürger. Zu den Compagnien und Regimentern in aus„wärtigem Dienste hat jener eben so gut Zutritt, als „dieser. Dieser, fährt er fort, behält sich freylich die „grössere Zahl der Militärstellen vor. Und warum nicht? „Die Stadtregierung in Bern ist es, welche die Militär„capitulationen schliesst; S. 141. sie, diese Regierung, „(*l'Etat de Berne, proprement dit*) macht den Mittel„punct oder den Hauptkern der Republik aus.“ Hier macht es der Vf. der Regierung wohl wenig zu Danke, wenn er die Capitale zu ihrem Hauptaugenmerk macht. S. 143. Die Klagen über den Zoll auch im Innern des Landes weiset er mit Bemerkung zurück, „dass die frem„den Waaren nicht höher, ja, nicht einmal so hoch zu „stehen kommen, als im Auslande selbst.“ Eine Bemerkung, die er durch Beyspiele hätte klar machen sollen. Auf S. 144. kömmt er zur ersten Epoche des öffentlichen Unwillens im Wattland. Diese Epoche fällt in das Jahr 1781. „Das Land,“ sagt der Vf., „wird von allen an„dern Auflagen als frey angesehn, (*censé exempt*) ausser „denjenigen, welche durchgängig festgesetzt und be„williget sind, (*établies et consenties géneralement*) näm„lich den Territorialimposten. Inzwischen legte bey Ge„legenheit des Strasenbaues zu Morsee der Rath zu Bern „jedem Besitzer von Grundstücken in diesem Amte eine „Steuer auf.“ Ungeachtet dem Vf. die Nachfrage über die eigentlichen Landesrechte keineswegs schwer seyn musste, so entschuldigt er sich doch mit seiner Unkunde (?) und überlässt andern die Entscheidung, ob die Besteuerung ein Missbrauch sey, oder nicht? „Die Stadt „Morsee machte dagegen Einwendungen.“ Warum lässt uns der Vf. in der Ungewissheit, ob sie mittlerweile die Steuer bezahlt habe, oder nicht? Nach *I. I. Cart* (*Lettres sur le droit public du pays de Vaud*) hat sie bezahlt. „Der Souverain erlaubte den Einwohnern von „Morsee die Ueberreichung eines Memorials. Wegen „überhäufter Geschäfte aber konnte er es bis auf jetzt (?) „noch nicht untersuchen.“ Wir schreiten zum zweyten Theile des Buchs fort: Ueber die neuesten Vorfälle im Pays-de-Vaud. C. 1. Veranlassung der Vorfälle. S. 159. „Seit mehr als zwey Jahrhunderten genoss unser glück„liches Vaterland einer innern Ruhe, deren Gang nichts „unterbrach.“ Der Vf. weiss also nichts von dem im deutschen Bernergebiete ausgebreiteten Bauernaufruhr im J. 1653; nichts von den pietistischen Unruhen, nichts von den Verfolgungen der *Formula Consensus*, nichts von Hänzi's Verschwörung in dem gegenwärtigen Jahrhunderte. S. 160. „Alles Unheil in seinem Lande kömmt „von der französischen Revolution her.“ Und also auch von ihr die S. 144. erwähnte erste Aeusserung des Missvergnügens wegen der Besteurung von Morsee im J. 1781? C. 2. Die ersten Funken; Maassregeln des Souverains zur Unterdrückung derselben. S. 171. „In Paris „war es Mode, die Souverains zu kritisiren; wer von „gutem Tone seyn wollte, kritisirte also auch bey uns „die Regierung. Einige theils enthusiastische, theils ehr„süchtige, Menschen begleiteten mit den freyern Reden „solche Schritte, die unvermerkt hätten eine Revolution „herbeyführen können.“ Unter solchen Schritten meynt der Vf. nach S. 172. verschiedene Zeitungsblätter, welche die Wiedereinführung der Wattländischen Landstände ankündigten. S. 175. Dem Eindruck solcher Blätter setzte die bernersche Regierung im Sept. 1790 eine *Addresse au Pays-de-vaud* entgegen. S. 182. Die väterliche Warnung erwiederten die vornehmsten Ortsobrigkeiten im Pays-de-vaud mit feyerlichen Versicherungen ihrer Volkstreue. S. 184. „Bey weitem der grösste Theil der „Einwohner (*la plus grande majorité*) war bereit, für

„das Heil der Regenten den letzten Blutstropfen zu ver- „giefsen. S. 185. „Bey solchen Gesinnungen der Mehr- „heit, bey der Kraft der Regierung, bey ihren reichen „Fonds und Waffenanstalten, beym Beystande des deut- „schen Landesbezirkes, bey der Unterstützung und Ge- „währleistung aller Cantone, was besorgte Bern von ei- „nigen müfsigen oder Schwindelköpfen? S. 186. Aus „der Gegend von La-Côte wendeten sich die Einwohner „mit theils ehrerbietigen, theils freymüthigen, Recla- „mationen an den Souverain. Sogleich schickte dieser „an Ort und Stelle den Schatzmeister nebst andern Raths- „gliedern." Schade, dafs der Vf. so kurz abbricht! Er gibt zuverstehen, dafs, ungeachtet der Untersuchung, alles im alten geblieben. C. 3. Von der Verhaftnehmung des Hn. Martin. S. 189. „Hr. Martin, Pastor zu „Mézieres, ein untadelhafter und durchgängig geschätz- „ter Mann, war um Mitternacht in seinem Hause arre- „stirt, und auf Befehl der hohen Regierung nach Bern „geführt worden. Der gewaltsame Schritt erregte durch- „gängig lautes Geschrey. S. 190. Zu dem Schritte „hatte den Souverain eine geheime Angebung verführt. „S. 192. War aber, frägt der Vf., die gewaltsame Hin- „schleppung nach der Hauptstadt nicht eine Verletzung „der Provincialfreyheiten? Hätte man den Angegebe- „nen nicht zuerst vor den Richter am Orte vorladen sol- „len?" Hierauf weifs er nur so viel zu sagen, dafs bey Klagen über Hochverrath niemand Richter sey, als der Souverain. Dagegen erinnert Rec., dafs gleichwohl der Souverain im J. 1723 das Gericht über einen bewaffneten Aufwiegler, den Major *Davel*, dem einheimischen Richter in Laufanne überlassen habe. S. 195. „Am En- „de der Procedur erklärte der Rath in Bern Hn. Martin „wegen seines geäusserten freyern Worts völlig schuld- „los, und vergütete ihm die erlittene Kränkung theils „mit Ehrenerklärung, theils mit einer Summe von 100 „Louisdors. S. 197. Den Angeber liefs der Rath unge- „straft." C. 4. Ueber Angebungen (*Delations*) zweydeutiges seichtes Geschwäz. „Bey delicaten Zeitumstän- „den, heifst es am Ende des Abschnitts, mufs der weise „Regent von allen seinen Leuten Nutzen zu ziehn wis- „sen, selbst von nicht achtungswürdigen, (*même des* „*moins estimables*) indem er auch von ihrer Seite (?) „Licht (*was für Licht?* frägt Rec.) schöpft, jedoch oh- „ne dafs er solche misbraucht, die schaden können. „Den Löwen in der Fabel lobt man, dafs er beym An- „marsche alles benutzt, und sich selbst des Esels zum „Trompeter bedient." Eine Maxime, eben so sonderbar, als die Anwendung der Fabel. C. 4. Freudenfeste am 14ten und 15. Julius. Absendung bernerscher Commissarien nach dem Wattlande, in Begleitung von Truppen. S. 226. „Im Frühjahre 1791 hatten sich von Aufsen „her verschiedene Libelle gegen die Berner Regierung, „und damit zugleich in Bern falsche Gerüchte von Em- „pörungen im Wattlande verbreitet. S. 229. Die Em- „pörungen beschränkten sich auf Trinkgelage: Bey dem „einen trank man zu Ehren der neuen Franzosen; bey „dem andern zu Ehren der alten. Da man bey jenen die „dreyfarbigte Cocarde aufsteckte, und die französischen „Cannibalenlieder erschallen liefs, so schickte der Sou- „verain in Begleitung von einigen tausend Bajonetten „und zahlreicher Artillerie eine hohe Commission nach „Rolle. S. 236. Sie stellte die Polizey wieder her, und „damit endigte sich die kriegerische Expedition. S. 238. „Immer indefs hatte sie zwo bis drey Millionen geko- „stet." S. 243. Nicht genug kann der Vf. die eben so kostbaren als gewaltsamen Maasregeln loben: „Denn „bereits," schreibt er, „hatte ein gewiffer Club von „D . . einen armen Fuhrmannsjungen als aufserordentli- „chen Gesandten in den Weinschenken herumreisen las- „sen." C. 5. Von den arrestirten Personen. Sogleich nach dem Anmarsche der Berner Truppen ergriffen einige von den Schwindelköpfen die Flucht, andere geriethen in Verhaft. S. 257. „Ihre sehr kleine Anzahl," sagt der Vf. selbst, „beweiset die gänzliche Schuldlosigkeit „der Majorität des Volkes." S. 263. rechtfertigt er die scharfen Maasregeln durch ein *Argumentum ad hominem*, indem er bemerkt, dafs auch in Frankreich die Gewalthaber nicht weniger scharf für ihre Autorität eifern. — Sehr wohl begreift Rec, dafs ein solcher Apologet bey dem Souverain in Bern wenig Dank habe. Den Mangel sowohl an diplomatischer Gelehrsamkeit als an Einsicht in die gegenwärtige innere Lage der Sachen verbirgt er nur schlecht unter seiner Redseligkeit.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, in d. Gräff. Buchh.: *Züge aus dem Leben unglücklicher Menschen.* 1793. 202 S. 8.

„Wichtig und interessant müssen jedem Menschen Beyträge zur Geschichte des menschlichen Elendes seyn," sagt der Vf. in der Vorrede, und in soferne solche „Beyträge Lehren, Warnungen und Mittel enthalten dem Elende abzuhelfen oder ihm vorzubeugen, sind sie allerdings dem Menschen wichtig. Manche schöne und gut gefagte Stelle enthalten diese Beyträge, wie z. B. S. 1. „Unglück, wenn es nicht auf einmal zu schrecklich „stürmt, vermag in dem Menschen die schönsten Tugen- „genden zu wecken, macht sein Herz weich und zur „Hülfe bereit, erzieht ihn zum wahren grofsen Menschen- „freund" etc. S. 3. redet der Vf. die fühllosen unter den Glücklichen schön und pathetisch an: „Euch, ihr „kalten Geschöpfe, möchte ich fragen: habt ihr noch nie „Menschenthränen gesehen, nie gesehen, wie tief Kum- „mer und Armuth niederbeugen, jede Kraft lähmen, „Hoffnung und Blüthe zertreten kann?" etc. Dafs sie aber alle obbenannte Eigenschaften haben, wodurch sie jedem (verständigen) Menschen interessant werden, möchte Rec. nicht behaupten, indem sie ungleich weniger Lehren und Mittel, als sentimentalische Tiraden von Schicksal und Vorsehung in Stillings Manier etc. enthalten, und überdiefs noch der gröfste Theil des Elendes dieser Beyträge aus der Liebe entstanden ist, wobey denn *more solito* vielmehr Phantasey als Wirklichkeit ist; mit welchem Fehler vorzüglich die zwey letzten Stücke behaftet sind.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 24. Julius 1794.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

RIGA, b. Müller: Dr. *Georg Heinrich Jawandts*, ausübenden Arztes in Meiningen, *Beobachtung einer Ruhrepidemie im Meiningischen im Monat Sept. und October* 1791. Nebst einem Anhang Witterungsbeobachtungen. 1794. 186 S. 8.

Voran geht eine gute, nicht zu sehr überladene, und zur bessern Kenntniss der Epidemie, welche der Vf. in der Folge beschreibt, hinreichende medicinische Topographie des Meiningischen Dorfes Jüchsen. Nur S. 6., wo der Vf. bemerkt, dass der dünne Kaffee, den viele Bauern im Dorfe trinken, Krankheiten errege, die man sonst unter dem Landvolk äusserst selten fand, hätte Rec. die nähere Bestimmung dieser Krankheiten zu lesen gewünscht. Die Verbreitung der Seuche erfolgte auffallend schnell. Zu Ende des Augusts fing die Ruhr unter den Bewohnern des in einem Thale liegenden, sonst gesunden, Dorfes an, und am 5ten Sept lagen schon 26 Menschen an der Krankheit. In der Mitte des Septembers hatte der Vf. täglich 60 bis 70 Kranke zu besorgen, und von 500 Einwohnern wurden über 200 von der Ruhr befallen. Die Ursache lag in der vorher heftigen, dann auf einmal nachlassenden, Hitze; im September wurden die Tage sehr heiss, die Nächte aber sehr kalt. Es wurden fast alle bekannten Arten der Ruhr beobachtet, die entzündliche, die gallichte, die schleimichte, die faulichte, doch war der allgemeine Charakter der Krankheit gallicht. Die schleimichte Ruhr. Ihr Unterscheidungskennzeichen war, ausser dem gastrischen Fieber, und den weissgelben, eyweisartigen Stühlen, eine weisse, oder weissgelblichte mit dickem und zähem Schleim belegte, rauhe, oder zottichte Zunge, und so lange die Zunge so blieb, so lange war an keine Verminderung der Krankheit zu denken. Ueberhaupt macht der Vf. die wahre Bemerkung: dass sich bey der Ruhr die Beschaffenheit der Krankheit auf der Zunge deutlicher und bestimmter, als in irgend einer andern Krankheit, ausdrückt. Die Kranken an dieser Art der Ruhr genasen alle, wenn man nur Brechmittel, dann abführende Mittel, dann eine Mischung aus Löwenzahn- und Alandwurzelextract und viel dünnes, auflösendes und schleimichtes Getränk gab. Waren die Unreinigkeiten weggeschafft, so wirkte eine Mischung von der *Tinctura Thebaica* mit drey Theilen Spiesglaswein vortreflich. Die Rhabarber, welcher der Vf. überhaupt nicht hold zu seyn scheint, schadete. Die gallichte Ruhr befiel schwächliche Körper und Weiber. Ausser den gewöhnlichen Zufällen, war ein Brennen und Drücken in der Herzgrube bey allen Kranken zugegen. Die Zunge war dunkelroth, nur an der Wurzel gelb, bey einigen gar nicht gelb. Der Magen war äusserst reizbar, und 15 Gran von der Brechwurz reichten gewöhnlich hin. Gut war es, wenn das Brennen in der Herzgrube auf das Brechmittel nachliess: geschah es nicht, so erfolgte gewöhnlich die fürchterlichste Complication der Ruhr mit der *febris aphthosa*, und die Kranken starben. Schade ist's, dass der Vf. nicht wenigstens von den Bemühungen spricht, die er anwendete, um die mit Schwämmchen im Nahrungscanal verbundene Ruhr zu heilen. Rec. weiss aus eigener Erfahrung, wie fürchterlich diese Krankheit ist, und wie selten der Erfolg auch den sorgfältigsten Bestrebungen der Aerzte entspricht. Die Rhabarbar schadete auch hier. Das *vitrum antimonii ceratum* war, in hartnäckigen Fällen gebraucht, immer fruchtlos. Der vorgefallene After wurde mit warmen Leinöl gebähet, worauf er gewöhnlich von selbst zurückging. Das künstliche Zurückbringen schadete, weil es zu oft unternommen werden musste, und den Reiz vermehrte. Die Anzeigen zur Aderlasse bey der gallichten Ruhr sind äusserst zweifelhaft, und der Vf. bemerkt sehr richtig, dass in keiner Krankheit die Zeichen, welche eine Entzündung der Eingeweide des Unterleibes verrathen, mehr trügen, als bey der Ruhr, besonders bey der gallichten. Anhaltendes Brennen in der Herzgrube, fortwährendes Bauchgrimmen nach den Stühlen, vermehrter Schmerz des Unterleibes beym Befühlen, Beängstigung, fliegende Röthe des Gesichts, bestimmten den Vf. zur Aderlasse, die dann auch vortheilhaft für den Kranken wirkte. Zuweilen waren aber auch die Gegenanzeigen so stark, dass es äusserst schwer war, die richtige Anzeige zur Aderlasse zu treffen. Von dem Puls, und wie trüglich er sey, wenn man den entzündlichen Zustand der Eingeweide des Unterleibes aus ihm erkennen will. Ueberhaupt verdient der Vf. wegen seiner Bemerkungen über die Verbindung der Ruhr mit Entzündung alles Lob. Die bösartige Ruhr. Die Kranken waren betäubt, hatten das heftigste Brennen auf der Herzgrube, zahllose Stuhlgänge ohne viele Schmerzen, und starben schnell an der Entkräftung und Fäulniss. Die Zunge war bey mehrern Kranken verschieden; aber ein charakteristisches Kennzeichen, welches bey allen bemerkt wurde, war dies, dass man bey allen an der Spitze zwey und mehrere trockene kleine Runzeln sah, die im Verlauf der Krankheit immer nach der Länge zu fortliefen, anfangs einen kleinen halben Zoll lang, oder noch kleiner waren, in der Folge aber sich ausbreiteten, so dass die ganze Zunge runzlicht und so trocken wie Holz wurde. Alle Bemühungen, diese Ruhr zu heilen, waren fruchtlos; doch bemerkte man, dass Erleichterung erfolgte, wenn man so glücklich war, das Brennen auf

auf der Herzgrube zu lindern. Dies geschah zuweilen durch Schröpfen, Blasenpflaster, und einmal sehr wirksam durch fortgesetzte erweichende Umschläge. Die entzündliche Ruhr, die beste und leichteste unter der Behandlung eines guten Arztes, aber auch die tödtlichste unter den Händen der Dorfärzte. Denn bey dieser Ruhr sind nicht allein alle sogenannten specifischen Mittel, sondern auch die schädlich, mit denen man andre Arten der Ruhr gewöhnlich zu heilen pflegt. Der aufgetriebene Unterleib, dessen Schmerzen sich beym geringsten Befühlen vermehrten, war, nebst den übrigen Zufällen des Entzündungsfiebers, das sicherste Kennzeichen. Das sicherste Specificum war eine Aderlasse von 18 bis 20 Unzen. Von der Verwickelung der entzündlichen Ruhr mit nach oben turgescirendem unreinem Stoff. Das Brechmittel, welches den Kranken am Tag vorher getödtet haben würde, beförderte die Genesung, wenn durch die Aderlasse und den antiphlogistischen Apparat die Entzündung vermindert worden war. Von den Ursachen der Bösartigkeit und Ansteckung der Ruhren handelt der Vf. in einem eigenen Kapitel. Nur in Jüchsen wüthete die Seuche: benachbarte Orte, in dem nemlichen Thal gelegen, blieben frey. Der Vf. leitet die Krankheit in dem Dorfe davon ab, dass die Bauern im August, in der Weizenärndte, eiskaltes Wasser gleich aus der den Weizenfeldern benachbarten Quelle tranken, da man dagegen in andern Dörfern in der Aerndte zwar auch kaltes, aber doch erst auf das Feld hingeführtes, also nicht so eiskaltes, Wasser trank. Dass übrigens die Ruhr rheumatischer Natur sey, dies bewiesen auch die mitherrschenden Krankheiten, Rheumatismen, und der Keichhusten, den der Vf. von einer auf die Lungen und die Luftröhre gefallenen rheumatischen Materie ableitet. Das Contagium der Ruhr ging von einem Kranken nicht auf den andern über, wenigstens waren keine sichern Thatsachen da, die dafür sprechen. — Von mehr als 200 Kranken, die der Vf. zu behandeln hatte, starben nur neun, aber auch nicht alle diese würden gestorben seyn, wenn sie nicht so viele Diätsünden begangen, und die Verordnungen des Arztes gehörig befolgt hätten. Zwey Aufsätze, der eine *über die Vorurtheile, die sich den Anstalten der Landesobrigkeit, den Bemühungen der Aerzte, und der lauten Stimme der Vernunft widersetzen*, und *Gedanken und Vorschläge über die Kunst, diese Vorurtheile unter dem Landvolk zu schwächen*, sind grösstentheils aus Zimmermanns Werk von der Ruhr entlehnt. Der Vf., der sich in dieser Schrift durchaus als einen sehr guten Beobachter und denkenden Praktiker gezeigt hat, hat diese Aufsätze deswegen aufgenommen, weil er sah, dass sein Publicum, und das Publicum, von dem Hr. Zimmermann spricht, einerley Vorurtheile hatte.

ERLANGEN, b. Palm: *De vera notione et cura morborum primarum viarum commentatio, cui alterum praemium Ill. Academia Imp. Naturae Curiosorum d. V. Jan. MDCCXCII decrevit*, auctore D. *Gerardo Antonio Gramberg*, Rev. et Sereniss. Episc. Lubecens. consiliario cancellariae, aulae Ducalis et militiae medico. 1793. 178 S. 8.

Erst sucht der Vf. den Begriff: was sind erste Wege? festzusetzen, und gibt dem Nahrungscanal, vom Mund bis zum After, diesen Namen ausschliessend. Ueber den Begriff der zweyten Wege, der noch schwankender, als der der ersten Wege bey den Aerzten ist, erklärt er sich nicht, so wie er auch das Physiologische der ersten Wege nur kurz berührt. Rec. hätte gewünscht, den Satz S. 24. *tubus intestinalis est praecipuum emunctorium*, genauer ausgeführt zu lesen, da der Darmcanal bekanntlich das grösste und thätigste Ausscheidungswerkzeug, sowohl der gröbern, als der feinern Stoffe, im Körper ist. Richtig bemerkt er auch, dass die Arzneyen und Gifte erst und vorzüglich auf die ersten Wege wirken, aber freylich auch, ohne sich auf die Art, wie sie wirken, einzulassen. Eine Stelle ist so schön und wahr, dass Rec. sich nicht enthalten kann, sie abzuschreiben. *Magna primarum viarum sympathia extat, et vis et energia in universam oeconomiam animalem, in sanitatem et morbum, vitam et mortem, animi propensiones et virtutes, ingenii dotes, rerumque gerendarum habitum et robur.* Die Frage: welches sind die Krankheiten, welche einzig und allein von Fehlern der ersten Wege entstehen? beantwortet der Vf. im zweyten Abschnitt. Er nimmt zwey Hauptklassen an: Krankheiten von verletzter Ernährung, und von verletzter Ausführung des Unraths. Von den deuteropathischen Krankeiten setzt er drey Klassen fest: metastatische, consensuelle, und bloss zufällige. Diese Krankheiten führt er nun einzeln, nach Cullens Manier systematisch geordnet, auf, und es ist leicht einzusehen, dass die Zahl derselben nicht gering seyn kann. Von den Kennzeichen der Krankheiten der ersten Wege. Er theilt sie ein in Kennzeichen in dem *status acutus* und in dem *status chronicus*. Rec. hätte gewünscht, dass der Vf. erst von den allgemeinen Kennzeichen der Krankheiten der ersten Wege, und deren semiotischer Würdigung gesprochen hätte; aber er geht zu wenig ins Detail, und wenn er über die Unvollkommenheit der Semiotik in unsern Tagen billige und wahre Klagen erhoben hat, so gibt er gleich bey den einzelnen Fiebern und andern Krankheiten die Unterscheidungskennzeichen an, wie man sie in tausend Büchern liest. Es ist den Aerzten bekannt, wie äusserst schwer sich oft die Zufälle der Unreinigkeit in den ersten Wegen von den Zufällen der sowohl hitzigen, als langwierigen Entzündung des Magens, der Gedärme, der Leber etc. unterscheiden lassen, und doch sagt der Vf. von diesem wichtigen Punct der Diagnosis nichts. Immer steht noch die weisse, die rotzige, (*mucosum linguae stratum*,) die gelbe, grüne, schwärzliche Zunge unter den Kennzeichen vieler einzelnen Krankheiten der ersten Wege, ohne dass der Vf. an die aller Aufmerksamkeit werthe Bemerkung nur denkt, dass dieser Ueberzug oft ganz andere Ursachen, als Unreinigkeiten, zum Grund hat, und oft von der Exhalation der Lunge entsteht. Die Ursachen, ganz nach dem System, mit wenig eigenen Bemerkungen, die nicht sehr erheblich sind. Auf den Gebrauch des Spiessglanzschwefels, (aber in welcher Gabe?) und des Sabadillsaamens sah einst der Vf. eine tödtliche Entzündung des Magens entstehen. Der Vf. ist noch ganz der Humoralpathologie ergeben, er glaubt z. B., dass

Fieber

Fieber entstehen, wenn die zähen, gallichten und fäulichten Theilchen in die Masse der Säfte übergehen, und zwar entstehen Wechselfieber, wenn diese Theilchen in der kleinsten, nachlassende Fieber, wenn sie in grösserer, und anhaltende, wenn sie in der grössten Menge in die Säfte übergehen. Wenn diese gallichten, schleimigten und faulen Theilchen die *fibram membranaceo-musculosam* reizen, so entstehen Krämpfe; wenn dagegen diese Theilchen die Bauchnerven reizen, so entstehen Schmerzen. Vom Consensus der ersten Wege mit andern Theilen handelt er ausführlich und genau, ohne doch neue Thatsachen oder neue Erklärungen darzubringen. Von der Therapie viel zu allgemein, daher auch ohne Nutzen für den Praktiker. Was kann es doch immer helfen, wenn es bey jeder Krankheit heisst, da muss man Brechen erregen, da muss man purgieren: da muss man starke, da schwache Mittel brauchen? Der Vf. sagt: er wolle nur die allgemeine Therapie der Krankheiten der ersten Wege liefern; Rec. findet aber kaum eine allgemeine therapeutische Regel, auf welche die Vorschläge des Vf. gebauet wären. Und was helfen alle *praecepta specialia*, wenn sie nicht auf die festen Regeln der Therapeutik gebauet sind? Immer soll man bey der *febre biliosa* Brechen erregen, *si turget superne materia mobilis*, Purgieren aber *si turget inferne. In mucosa ipecacoannam porrigamus, et digestiva resolventia et incidentia. In intermittentibus ubivis resolventia et evacuantia roborantibus febrifugis praecedant. In quotidiana et tertiana simplici unum alterumve emeticum et laxativum suave sub intervallis datum ac solutio salium febrem plerumque fugant. In quartanis fortiora resolventia, et sal ammoniacum, liquorem digestivum Ph. Suec. evacuantia per os alvumque fortiora ac protractiora, tunc — corticis Peruviani pulveres requiruntur. In duplicatis et triplicatis materia febrilis magis abundans, copiosior hujus sanguine miscela, profundior meatuum obstructio, major viscerum labes, longiores quoque evacuationes — postulant.* Von solchen unbestimmten, allgemeinen, zum Theil falschen Sätzen, wimmelt dieses ganze Kapitel. Rec. fällt hiebey der Vorsteher eines berühmten grossen Krankenhauses in Deutschland ein. Dieser gute Mann hat das Unglück, überall Würmer zu sehen, und der Ausspruch aus dem therapeutischen Dreyfuss ist gewöhnlich: Nun da geben wir den *Martem*. Diese allgemeine Empfehlung der Purganzen und Brechmittel läuft nun so durch alle Krankheiten durch, und bey allen chronischen Krankheiten, die der Vf. in sein nosologisches System aufgenommen hatte, empfiehlt er durchaus immer Brechmittel und immer Purganzen. Man muss zwar bedenken, dass er diese Krankheiten alle neu betrachtet, in so fern sie von den ersten Wegen abhangen; aber da hätte er bedenken sollen, dass man in diesen Fällen nicht immer ausführen muss, und dass kein Vorschlag zur Heilung einer bestimmten und einen Namen habenden Krankheit nützlich seyn kann, falls er nicht auf therapeutische Grundsatze gebauet ist. Bey Behandlung der chronischen Krankheiten finden sich etliche merkwürdige Beobachtungen. Schmalz gab einem Bauer 80 Gran Brechweinstein ohne Wirkung; der Vf. gab einmal einen Scrupel, ja 42 Gran von dieser Arzney ohne viele Wirkung. Rec. glaubt auch, dass die Gemüthsverwirrungen grösstentheils nicht durch die Aderlasse geheilt werden, weil sie grösstentheils nicht vom Ueberfluss des Blutes entstehen. Der Vf. aber sagt, er habe nie bey diesen Krankheiten zur Ader gelassen, welches ein unkundiger Leser leicht so auslegen könnte, als gebe der Vf. den Rath, bey diesen Umständen nie eine Ader zu öffnen.

Dürkheim, b. Pfähler: *Anweisung für Hypochondristen, ihren Zustand gehörig einzusehen und zu verbessern.* Entworfen von *Heinrich Tabor*, ausübendem Arzt zu Frankfurt, und Mitglied des med. Senkenbergischen Instituts. 104 S. 8. (ohne Bemerkung des Druckjahrs.)

Wenn der Vf. sagt: es verräth allemal einen grossen Grad von Stolz, Eigenliebe, oder unbesonnene Kühnheit, wenn ein Arzt seinem erlernten und gleichsam beschwornen System ungetreu ein neues Gebäude aufzuführen trachtet, so muss ihn Rec. von allen diesen Autorsünden und Lastern freysprechen, und bemerken, dass er weder die ältern berühmten Meynungen über die Hypochondrie triftig und mit gehörigen Gründen widerlegt hat, noch dass seine Meynung über die Ursache dieser Krankheit unter die neuern gehört. Er sucht Boerhaves Theorie von der schwarzen Galle, als Ursache der Hypochondrie, und die Meynung des Willis von der Schärfe des Nervensaftes, als nächste Veranlassung dieser Krankheit, zu widerlegen, und diese Widerlegung hätte ihm, bey den grossen Fortschritten, die die Pathologie der Nervenkrankheiten in unsern Tagen gemacht hat, sehr leicht seyn sollen und müssen, falls er nur mit der jetzigen Lage der Pathologie besser bekannt und geschickt wäre, seine Begriffe gehörig aufzuhellen, und in gehöriger Ordnung vorzutragen. Wie wenig aber diese Requisite eines auch nur erträglichen Schriftstellers bey dem Vf. zusammentreffen, zeigt jede Seite dieses Werkleins, und unsere Leser werden sich von der Aufklärung und Denkungsart des Vf. einen Begriff machen können, wenn wir folgendes ganz ungesuchte Probestück von den Sätzen geben, die er vorträgt. *Wenn Willis*, sagt er, *sagt, die Grundursachen der Melancholie sind theils eine essigsaure Ausartung der Nervengeister, theils eine schwarzgallige Ausartung des Blutes; so muss ich freylich, was den ersten Punct betrifft, gestehen, dass man unläugbar einen essigsauren Geruch bey dem Schweisse gewisser Kranken wahrnimmt, der also ein Verderbniss gewisser Säfte andeutet, ob aber hier die Nervengeister, oder andere Säfte verdorben seyn, will ich noch nicht entscheiden. So viel ist aber gewiss, dass bey gesunden nervenstarken Personen der Geruch des Körpers angenehm ist.* Nachdem er in der Manier, von der die eben gegebene Probe zeuget, weitläuftig über Boerhaves und Willis Meynung von Entstehung der Hypochondrie geschwatzt hat, trägt er nun endlich seine, wie er ausdrücklich und wiederholt bemerkt, *neue Meynung* über die Grundursache der Hypochondrie vor, und diese ist

— — *„ein Fehler des Nervensystems."* Die Nerven besitzen eine anziehende magnetische Kraft, die Nervengeister sind elektrischer Natur. Die Nervengeister sind feuriger Natur. Sie sind als Elementarfeuer anzusehen. *In der Hypochondrie — liegt offenbar der Fehler im Nervensafte, der entweder in seiner Menge zu gering, oder in seiner Qualität verdorben ist, und im letztern Fall ist die Feuermaterie nicht feurig genug, um die Säfte in ihrer gehörigen Flüssigkeit zu erhalten.* Diese Sätze und viele andere, zum Theil noch seltsamere, stehen so ohne allen weitern Beweis da. Am Ende des Buchs sieht er die Leidenschaften und den unmäsigen Genuss der Liebe als Grundursachen der Hypochondrie an, und bauet darauf seine Kurvorschläge, die zum Theil so seltsam, als seine Theorie, sind. *Nehmet,* sagt er, *ihr Aerzte, die ihr so lange die schwarze Galle bestritten habt, nehmet die wohlthätige Freundschaft in Schutz!* Blofs durch die Freundschaft, und durch flüchtige, durchdringende Arzneyen, von denen er aber keine nennt, als den Bisam, will er die Hypochondrie curiren. Der Vf. zeigt sich bey mehreren Gelegenheiten auch als Freund magnetischer Curen, und empfiehlt, auch mit aus der Ursache, *weil die Ausdünstung oder Berührung eines gesunden Körpers einem andern Kranken allerdings heilsam werden könne,* das fleifsige Besuchen der (Frauen?) Klöster. *Es ist,* sagt er, *ein unersetzlicher Schade für die Physik des Menschen, wenn man, wie bisher, fortfährt, eine Gelegenheit zur Beobachtung zu verabsäumen, die recht zum Beobachten gemacht zu seyn scheint, ich meyne die Klöster. Diese stille Wohnungen der Enthaltsamkeit — haben doch wirklich schon vor vielen Jahrhunderten Beyspiele von ausserordentlichen Begebenheiten geliefert, die nach meiner Einsicht ihren Grund in einer grossen Anhäufung der Nervengeister hatten. Wenn ein gewisses Divinationsvermögen in der Seele überhaupt befindlich ist, so muss dasselbe um so stärker seyn, wenn die Seele durch körperliche Kräfte, durch mehrere und bessere Nervengeister wirksamer wird.*

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Hamburg,* b. Bachmann und Gundermann: *Rettung der Ehre Adolphs, Freyherrn Knigge, welchen der Herr Hofrath und Ritter von Zimmermann in Hannover als deutschen Revolutionsprediger und Democraten darzustellen versucht hat.* 1792. 46 S. 8. — Der Freyherr *Knigge* gab 1792, ohne sich zu nennen, die hinterlassenen Papiere des sel. Etatsraths *von Schafskopf heraus,* worin er von dem Zwecke und der Geschichte des *Pinselordens* Nachricht ertheilt. Ersterer wird, wie billig, darin gesetzt, der einreifsenden Zuversicht zu der trüglichen menschlichen Vernunft entgegen zu arbeiten; die alte Würde eines auf Autorität und Tradition gestützten Glaubens wieder herzustellen; dem mühsamen und beunruhigenden Untersuchungs- und Forschungsgeiste zu steuern; das Reich der sogenannten Aufklärer auf immer zu zerstören; diejenigen, die über ihre Brüder sich erhaben glauben könnten, auf alle Weise zur Demuth zu bringen, um die goldne Mittelmäsigkeit unter den Menschen zu erhalten; das abscheuliche Laster der Toleranz zu bekämpfen; und gegen die vermaledeyete Publicität, Denk- Sprech- und Pressfreyheit muthig zu streiten. Die Geschichte des Ordens enthält die auffallendsten und bekanntesten Thaten, welche Dummheit, und zuweilen auch Bosheit in der Welt vollführten, nur dass in dem angenommenen Ton der Ironie die Unthaten der letztern, z. B. die berüchtigten Angeber bey den Römern, entweder ganz übergangen, oder in einem minder traurigen Lichte als Werke der Thorheit dargestellt werden. So sagen die Brüder unter andern von England: „Mit Untergang des Hauses Stuart bekamen wir „in England einen grofsen Stofs; doch ist Hoffnung da, dafs, „wenn Luxus, Einflufs des Geldes bey den Wahlen, Titelsucht, „Sectengeist und Hang zur Mystik fortfahren, so wohlthätig, „wie seit einiger Zeit geschehen, in Grofsbrittannien sich aus„zubreiten, wir dort wieder ein neues Reich gründen werden." Diese Stelle denuncirt der Hr. Ritter *von Zimmermann* in der glänzenden Wiener Zeitschrift 1792. Heft VI. S. 318 u. f., wie er selbst sagt, ganz Deutschland im engsten Vertrauen, folgendermafsen! „Doch hoffet der *Churbraunschweigische Oberhauptmann* für die Dummheit in Grofsbrittannien bald wieder ein neues Reich." Demnächst hebt er, um seine Bezüchtigung des besagten Freyherrn, als deutschen Revolutionsprediger und Democraten, *luce meridiana clarius* zu beurkunden, eine Anzahl Stellen aus den Quasi-Schafskopfischen Papieren aus, die insgesammt in den Grundsatz zusammenfliefsen, *dafs aller vernünftigen Regierung ein gesellschaftlicher Vertrag zum Grunde liege.* Nach dieser einfachen Darstellung des Verbrechens und der Anklage, bedarf es nun freylich für den schlichten Menschenverstand eben keiner Rechtfertigung des von Zimmermann, Hoffmann et Compagnie so hart angeklagten churbraunschweigischen Oberhauptmanns in Bremen, so wenig als des deutschen Bürgers und Menschen, *Knigge;* indefs pflichten wir dem Vf. dieser Blätter vollkommen darin bey, dafs die *von Zimmermannsche* Angeberey nicht eine Privatsache zwischen ihm und Knigge ist, sondern das ganze deutsche Publicum angeht, welches bey diesem *ersten* auffallenden Beyspiel römischer *Delationen* nicht aufmerksam genug gemacht werden kann, sich mit vereinigter Macht durch die tiefste Verachtung dem Einreifsen eines Uebels zu widersetzen, das Gottlob, sowohl mit dem Charakter der Deutschen als der Reichsverfassung ganz unverträglich ist. Dies hat er auf eine zweckmäsige Weise, und in einem, bey einer solchen Sache, wirklich mäsigen und bescheidenen Ton gethan; auch verdienen die vorangeschickten Bemerkungen über die römischen Angeber und ihre segenreichen Thaten in unsern Zeiten um so mehr Beherzigung, da es nicht an Leuten fehlt, welche die Regierungen so gerne zum Misstrauen verleiten, dem Hauptlaster in der Staatsverwaltung, und der wahren Sünde gegen den politischen Geist, welche die Verbesserung aller andern Fehler ganz unmöglich macht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 25. Julius 1794.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

London, b. den Robinsons, u. zu Cambridge, bey Flower gedruckt: *Peace and Union*, recommended to the Associated Bodies of Republicans and Anti-Republicans; by *William Frend*, M. A. Fellow of Jesus College, Cambridge. The Second Edition. 1792. 67 S. gr. 8. (1 Sh.)

Ebendas.: An Account of the Proceedings in the University of Cambridge against *William Frend*, M. A. for publishing a Pamphlet, intitled, *Peace and Union*, etc. — Published by the Defendant. 1793. LIII u. 262 S. gr. 8. (4 Sh. 6 d.)

Da die erstere kleinere Schrift in England, und besonders auf der Universität zu Cambridge, grosses Auffsehen erregt hat, und ihr Vf. darüber in eine gerichtliche Untersuchung gezogen ist, deren Verhandlungen er selbst in dem zweyten Buche dem Publikum vorgelegt hat; so verdienen beide eine ausführliche Anzeige, zumal da die Sache selbst von mehr als einer Seite kein geringes Interesse hat.

Die königlichen Proclamationen, und die Menge der in England seit kurzen entstandenen politischen Vereine, sind Beweise genug, von der gegenwärtigen Gährung der Gemüther, und fodern jeden Wohldenkenden dringend auf, sowohl die Beschwerden selbst zu erwägen, als auf ihre beste Abstellungsart bedacht zu seyn. Frankreichs Schicksal ist ein zu auffallendes Warnungsbeyspiel, und wohl dem Volke, das Weisheit daraus lernt! Wäre die Frage blos: ob die gegenwärtige brittische Regierungsform bleiben, oder aufgehoben werden müsse; so wäre die Sache bald entschieden. Die brittische Verfassung hat, bey allen ihren Mängeln, doch entschiedene Vorzüge, und zur Abänderung derselben kann man weder Frankreich noch Amerika, noch irgend ein noch so vollkommenes Ideal, zum Muster wählen. Auch sollte man nur auf Verbesserung, nicht auf Umstürz der Verfassung bedacht seyn. Und diese Verbesserung sollte in England billig zuerst die *Parlamentsverfassung* treffen, sowohl in Ansehung der Dauer, als der Volksrepräsentanten. Jene müsste auf *drey* Jahre bestimmt werden. Und wenn es ausgemacht ist, dass mehrere Marktflecken (boroughs) seit der Revolution herabgekommen sind, so sollte man die Zahl der Repräsentanten jetzt allmählig in ein besseres Verhältniss zu bringen suchen, obgleich die blosse Vergrösserung der Stimmenzahl dazu nicht hinreichend seyn wird. Die bisherige alle sieben Jahr geschehende Erneuerung der Parlamentswahlen hat manche nachtheilige Folgen; und die gegenwärtige Art der Ernennung durch Zusammenberufung gleichfalls. Es wäre genug, aus jedem Kirchspiele Abgeordnete zu diesen Wahlen zu ernennen. Der Vf. empfielt dabey die ehemalige Eintheilung des Landes zum Grunde zu legen. Er glaubt indess, dass gegenwärtig noch kein vollkommenes Repräsentationswesen zu erhalten stehe. Dazu gehört noch mehr Aufklärung der niedern Volksclassen, noch mehr als Annäherung der verschiedenen Stände. Auch würde diese Vollkommenheit nicht nothwendig von so durchaus glücklichen Folgen begleitet seyn, als man sich gemeiniglich einbildet. Freylich würde sich da die Weisheit der Nation, aber auch ihre Thorheit, gleichsam in Einen Brennpunkt sammeln. Wichtiger noch, als die Parlamentsreform, ist die Sorge für die Verbesserung der englischen *Rechte*. Sie bedürfen einer allgemeinen Verständlichkeit für Jedermann, einer grossen Einschränkung der gerichtlichen Kosten, einer grössern Vollständigkeit der Register über Ländereyen, Besitzungen, und Geburten; der Abschaffung der Freyheit, sein Vermögen entfernten Verwandten zu vermachen, und nähere Blutsverwandte zu übergehen; einer bessern Einrichtung der Pachtgesetze und des Jagdrechts; einer grossen Reform des Armenrechts. Besonders aber sollte die Rechtspraxis, und der gewöhnliche Gang der Geschäfte zweckmässiger geleitet, und dann auch das Unbehülfliche, Langweilige und Unbestimmte in den rechtlichen Verhandlungen und ihrer Einkleidung abgestellt werden. — *Religion* und Gesetzgebung betrachtet man immer in genauer Beziehung auf einander; der Vf. aber ist der Meynung, dass die vermeynte genaue Verbindung zwischen Kirche und Staat ein leeres Hirngespinst, und vornemlich in England nicht ausführbar sey, wo man mit eben dem Rechte zwischen Armee und Staat, Seeflotte und Staat, Rechtspflege und Staat, eine Verbindung annehmen könnte. „Hat, fragt er, der Staat, von dem Augenblicke an, da er protestantisch wurde, sich je in eine Verbindung mit irgend einer Kirche eingelassen? und beruhen nicht alle unsre Kirchengesetze auf dem Willen und Ansehen des Parlaments? Wo versammelt sich die Kirche? wo gibt sie Gesetze? wo trägt sie auf gegenseitige Dienstleistungen bey ihrem Alliirten, dem Staat an?" Die herrschende Kirche in England muss man blos als politische Einrichtung und Anstalt betrachten. Die Absicht derselben ist, zu gewissen Zeiten gottesdienstliche Versammlungen zu halten, und das Volk über gewisse, in einer Parlamentsacte festgesetzte Lehren zu unterrichten. Ob der ertheilte Unterricht den jetzigen Zeiten anpassend, ob der darauf gemachte Aufwand den dadurch erlangten Vortheilen angemessen sey, das sind blos Gegen-

ſtände politiſcher Unterſuchung. Das iſt aber freylich die Frage, ob der geiſtliche Stand ſeinen Unterhalt billig von der Regierung, oder dem Publikum erhalten, oder durch den Beſitz eines beträchtlichen Antheils an Grundſtücken des Landes, groſsentheils von beiden unabhängig gemacht werden ſollte. Beides hat viel für und wider ſich. „Geſetzt, die Geiſtlichkeit ſtünde, gleich „der Armee oder Flotte, unter der vollziehenden Ge„walt, ſo wäre bey der verwickelten engliſchen Re„gierungsform groſse Gefahr, daſs die königliche Ge„walt gar leicht die des Ober- und Unterhauſes ver„ſchlingen würde. Denn zehn tauſend Schwarzröcke „unter der Leitung eines Einzigen ſind ein weit furcht„bareres Heer, als zehntauſendmal ſo viel Soldaten, „und für die bürgerliche Geſellſchaft ungleich gefährli„cher." — Auch die engliſche *Liturgie* bedarf gar ſehr einer Reform, und iſt nichts weniger als muſterhaft von Seiten der Ordnung, der Sprache, und des Inhalts. Wenigſtens müſſen Aenderungen frey ſtehen, wenn es gleich auf der andern Seite auch erlaubt ſeyn müſste, beym Alten zu bleiben. Wider die Unbilligkeit der Teſt-Acte iſt ſchon ſo viel geredet und geeifert worden. „Kein Satz im Euklides, ſagt der Vf., „iſt klärer, als der, daſs keine Chriſtengemeine durch „das Evangelium berechtigt ſey, Menſchen durch bür„gerliche Vortheile zu ihrer Parthey zu locken, oder „wegen Religionsmeynungen ſie bürgerlicher Vortheile „zu berauben." Auch wäre keine Gefahr, keine ſchlimme Folge von der Aufhebung der Teſt-Acte zu fürchten, noch ein zu groſser Anwachs der Diſſenters, oder eine zu herrſchende Ausbreitung ihrer gottesdienſtlichen Eigenheiten, die ohnehin manche innere Vorzüge haben. Vielmehr würde jene Aufhebung weſentliche Vortheile bewirken. Mehr Eintracht und Freyheitsgefühl würde dadurch entſtehen, auch mehr Achtung gegen das Betragen der Geiſtlichkeit. Hienge der Widerruf dieſer Acte bloſs vom Könige ab, ſo, meynt der Vf. würde ſie gewiſs ſogleich geſchehen. „Denn wie könnte er „das einem groſsen Theile ſeiner Unterthanen verſagen, „was ihm in den verſchiedenen Ländern ſelbſt zu ſtat„ten kommt, die ſein Anſehen anerkennen? Entweder „iſt er ein Glied der engliſchen Kirche, oder er iſt es „nicht. Iſt er es, ſo wird er ein Diſſenter, ſo bald er „nach Schottland kommt; aber darum verliert er ſeine „Stelle nicht; in Hannover iſt eine andre herrſchende „Religion, und doch bleibt er Kurfürſt." Aber Leidenſchaften und Vorurtheile ſind es vornemlich, die ſich dieſer Abſchaffung einer an ſich unbilligen Einſchränkung widerſetzen; und dieſs iſt freylich auf beiden Seiten der Fall; denn auch die Diſſenters ſind noch gar weit von dem Gipfel chriſtlicher Vollkommenheit entfernt. Den ſchlechten Fortgang des Chriſtenthums überhaupt in den letztern vierzehnhundert Jahren ſchreibt der Vf. vornemlich dem Einfluſſe zweyer Meynungen zu, die aller wahren Religion aus dem Grunde verderblich werden können, nämlich: die Abweichung von dem Begriffe der Einheit Gottes, und der Unterſchied des geiſtlichen und weltlichen Standes, beſonders aber die Anmaſslichkeit des erſtern. Daraus entſtehen für beide Stände die nachtheiligſten Folgen, die auf ihre Denkart und Sitten Einfluſs haben. — Am Schluſſe ſeiner Schrift begegnet der Vf. noch zwey Einwürfen: erſtlich, daſs der vorgeſchlagenen Reformen zu viele ſind; und zweytens, daſs es gegenwärtig gar die rechte Zeit nicht ſey, überall auf Reformen bedacht zu ſeyn. In Anſehung dieſes Letztern ſagt er unter andern: „Die rechte Zeit, Miſsbräuchen zu „ſteuern, und Beſchwerden abzuhelfen, iſt der erſte „Augenblick, worin man ſie kennen lernt. Verſäumt „man dieſen, ſo werden ſie immer gröſser, bis die Re„gierungen für ihre Sicherheit bekümmert, und von „der Parthey, die bey der Fortdauer des Uebels gewinnt, „noch ſcheuer gemacht werden, ſo, daſs ſie, ohne Ge„fährde des gemeinen Beſten nun weder rückwärts noch „vorwärts können." Gerade die jetzige Zeit iſt auch in England für Reform am günſtigſten. „Nur müſſen die Republikaner mäſsig in ihren Forderungen, die Antirepublikaner nicht hartnäckig wider jede Reform eingenommen ſeyn; und die Regierung, verſtärkt durch den Beytritt beider Partheyen zu ihr, als einem Mittelpunkte der Vereinigung, wird der Welt einen geſunden, gedrungenen Staatskörper darſtellen, feſt vereint, eine ſich immer mehr verbeſſernde Verfaſſung zu behaupten, und das gemeine Wohl zu befördern."

Es iſt dieſer Schrift noch ein Anhang über die Hinrichtung Ludwigs XVI. beygefügt, worin der Vf. zu zeigen ſucht, daſs die franzöſiſche Nation dabey gerade ſo verfahren ſey, wie die engliſche bey der Entthronung Jakobs II. Auch glaubt er, man ſey ſo wenig berechtigt, jene Hinrichtung für ungerecht zu erklären, als die Franzoſen in der freyen Wahl und Einrichtung ihrer Verfaſſung zu ſtören; eben ſo wenig aber auch, den Flüchtlingen aus Frankreich Mitleid und Beyſtand zu verſagen. — Zuletzt noch ein ſehr lebhafter Epilog über die Wirkung des Krieges auf die Armen, veranlaſst durch das Geſpräch einiger armen Spinnweiber, von denen das eine ausrief: „Man brandſchatzt uns „um drey Pence vom Schilling, das Viertel unſers Ar„beitslohns! Und wofür?" — Dieſe Worte wünſcht der Vf. mit der warnenden Stimme eines Propheten in die Ohren der Groſsen rufen zu können, auf die, ſeiner Meynung nach, billig die ganze Laſt des Krieges fallen ſollte. „Aber ach! meine armen Landesleute! „ruft er aus, wie viele Jahre von Elend warten eurer „noch, ehe ein einziges Gericht, oder ein einziges „Glas Wein den Tafeln der Begüterten entnommen „wird."

Bald nach ſeiner erſten Erſcheinung erregte dieſs Pamphlet auf der Univerſität Cambridge keine geringe Gährung. Die politiſchen freyen Aeuſserungen darin hätte man jedoch vielleicht ungerügt gelaſſen; aber die Ausfälle wider den geiſtlichen Stand und deſſen Miſsbräuche waren der dort noch ziemlich zahlreichen orthodoxen Partey ein Greuel. Der Handel nahm, wie gewöhnlich, mit Klätſchereyen und geheimen Anſtiftungen ſeinen Anfang, bis verſchiedene Mitglieder des Jeſus-Collegiums eine förmliche Anklage wider den Vf. einreichten, und nun förmliche Sitzungen des Vicekanzlers und des aus 27 Mitgliedern beſtehenden akademiſchen

fchen Senats wider ihn gehalten wurden, worin man Verhör und Unterfuchungen anftellte, wovon nun die vollftändigen Acten von dem Beklagten felbft in der oben angezeigten Sammlung dem Publikum vorgelegt find. Er hat diefe Sammlung in einer mit lebhafter Wärme abgefafsten Addreffe den Mitgliedern des *Unterhaufes* zugefchrieben, macht darin feine Sache zur gemeinfchaftlichen Angelegenheit des ganzen Landes, und fodert fie dringend auf, dem Geifte der Frömmeley und Schwärmerey auf den englifchen Univerfitäten zu fteuern. Zugleich fucht er das Bedürfnifs einer durchgängigen Reform der hohen Schule zu Cambridge darzuthun. Vor allen wünfcht er die Unterzeichnung der 39 Artikel abgeftellt zu fehen. „Das Ungereimte, die „Lehrfätze des Euklid oder Newton zu unterfchreiben, „würde fogleich ins Auge fallen, obgleich ihre Schrif„ten demonftrativ find; aber für Dinge, die blofs Wahr„fcheinlichkeit haben, und die in verfchiednen Zeital„tern entweder aus falfchen Gründen, oder aus über„all keinen Gründen müffen angenommen feyn, wird „folch eine verbindlich machende Unterfchrift von Män„nern vertheidigt und gefodert, die fich anmafsen, Phi„lofophen und Chriften zu feyn!" — Mit Recht wünfcht er ferner, dafs die Nothwendigkeit, fich ordiniren zu laffen, um ein Lehramt bey der Univerfität zu erhalten, aufgehoben werde, die, wie die Verbindlichkeit der Fellows oder Collegiaten, unverheyrathet zu bleiben, Ueberreft des Katholicismus ift. Aus den Statuten follte manches hinweggenommen werden, was fich gar nicht halten läfst, und für unfere Zeiten durchaus nicht mehr paffend ift. Aufserdem aber glaubt Hr. *F.* dem Unterhaufe den beften Beweis abzuftellender Mifsbräuche in den hier dargelegten Verhandlungen feiner eignen Sache geben zu können. Und in der That, wir dürfen uns Glück wünfchen, dafs auf unfern meiften deutfchen Univerfitäten ein theils fo pedantifch weitläuftiges, theils fo dictatorifch abfprechendes Verfahren gegenwärtig, wo nicht unerhört, doch unftatthaft feyn würde, als aus dem ganzen Gange diefer Unterfuchung hervorleuchtet. Die Hauptanklagen wider Hn. *F.* beftanden darin: er habe die Liturgie der englifchen Kirche gefchmähet; (*defamed*) er habe die englifche Kirche abgöttifch (*idolatrous*) genannt; er habe behauptet, dafs alle kirchliche Gerichtshöfe, Titel und Rangordnungen dem Geifte des Chriftenthums zuwider wären; und endlich, er habe die heiligften Aemter der Kirche entweiht. Lieft man indefs die Schrift felbft, fo mufs man den Behauptungen des Beklagten im Ganzen beyftimmen, dafs jene Anklagen grofsentheils auf gehäfsigen Folgerungen aus mifsverftandnen und verdrehten Aeufserungen diefes Schriftftellers beruhen; und da kann man es ihm nicht verargen, dafs er fich zu keinem Widerruf verftehen wollte, fondern lieber das Urtheil der Verweifung und Ausftofsung über fich ergehen liefs. Was man als Rechtsgrund gegen ihn vorbrachte, war die Uebertretung der akademifchen Statuten, und namentlich des Artikels *de concionibus*, deffen Schlufs fo lautet: *Prohibemus, ne quisquam in concione aliqua, in loco communi tractando, in lectionibus publicis, feu aliter publice infra univerfitatem noftram quicquam doceat, tractet vel defendat contra religionem feu eiusdem aliquam partem in regno noftro publica auctoritate receptam et ftabilitam, aut contra aliquem ftatum auctoritatem, dignitatem, feu gradum vel ecclefiafticum vel civilem huius noftri regni vel Angliae vel Hiberniae.* Auf die Verletzung diefes Statuts berief man fich immer, ohne dem Verlangen des Beklagten Gehör zu geben, dafs man ihm feine Irrthümer deutlich angeben, fie ihm aus einander fetzen, und ihn darüber eines Beffern belehren möge. Kein Wunder alfo, dafs ein junger lebhafter Mann die Befchwerden über diefes Benehmen oft bis zu den bitterften Ausfällen trieb, und wenig Schonung mehr gegen feine Richter beobachtete, die offenbar fich gegen ihn zu fchwach fühlten, und fich immer mit fcheuer Aengftlichkeit hinter die Bruftwehr der Förmlichkeit und des Anfehens zurückzogen.

GESCHICHTE.

Augsburg, in d. Wolf. Buchh.: *Allgemeine Kirchen- und Weltgefchichte,* von der *Schöpfung an bis auf unfere Zeiten.* Nach dem Franzöfifchen des hochwürdigen Herrn *Auguftin Calmet,* Abtes zu Senones, und Präfidenten der Benediktiner-Congregation von St. Viton und St. Hidulph. *Des vierten Theils erfter Band.* Fortfetzung der Gefchichte der Römer. 1793. 1 Alph. 17 Bog. gr. 8.

Bey der gewaltigen Menge von Weltgefchichten, grofsen und kleinen, originellen und überfetzten, an welchen fich jetzt in Deutfchland auch der mannichfaltigfte Gefchmack fättigen kann, würde die gegenwärtige, die weder grofse Vorzüge, noch grofse Fehler hat, fchwerlich viele Lefer erhalten haben, wenn nicht *Calmets* orthodoxer Name eine Anzahl unferer katholifchen Mitbürger in Schwaben, Baiern, am Rhein, u. f. w. wahrfcheinlich um ihn her verfammelte. Wir müffen jedoch bemerken, dafs es eigentlich mehrere Verfaffer find, welche bisher nicht fowohl eine Ueberfetzung von *Calmets* Werke, als vielmehr ein eigenes nach feinem Plan, geliefert haben. Damit wird auch bis zum Ende der Römifchen Gefchichte fotgefahren werden; aber mit den Zeiten des entftehenden Chriftenthums foll *Calmets* Original verdeutfcht werden; doch nicht ohne neuere Schriftfteller dabey zu benutzen. In diefem Bande ift die Römifche Gefchichte, vom Ende des zweyten Punifchen Kriegs bis zu den bürgerlichen Kriegen fortgeführt worden. Eine nicht übel gerathene Erzählung; aber etwas zu gedehnt, und die man mit *Fergufons* Gefchichte nicht vergleichen darf. *Adel* und *Pöbel* ift keine Eintheilung der Römer, wie man fie S. 562. angegeben findet. Verfehlten Witz mufs man es nennen, womit S. 616. diefer Band befchloffen wird: „Man darf das von fo *geübten Kriegern* erwarten, dafs fie *fich felbft befiegten,* und Sklaven ihrer felbft, oder vielmehr ihrer Leidenfchaften wurden." Nicht felten findet man undeutfche oder unedle Ausdrücke; z. B. der *biffige Cato,* vom Zufall *geprellt* worden, die *verworrenen* Eigenfchaften *Hasdrubals, metzgen, wenigft, fonderheitlich, einverfperren,* u. dgl. m. Hauptfächlich aber hätte der Vf. gewiffe unnütze und ihn zu fehr verrathende Ausfälle an ir-

 gend

gend einen schicklichern Ort, wozu die Augsburger Pressen Gelegenheit genug darbieten, versparen können. So schreibt er in einer Anmerkung S. 18. weil in einer Rede des *Cato* von geheimen Versammlungen die Rede war. „Die *Maurer*, *Illuminaten* und ehrwürdigen *Jacobiner* hätte der blinde *Cato*, wie billig, ausnehmen sollen.“ S. 56. veranlasst ihn eine Stelle des *Livius* zu der Frage: „Wie es doch muss zugegangen seyn, dass die Bande Philosophinnen schon damals, wo die angebetete *Aufklärungssonne* noch unter dem Horizonte stand, auf die hochweise Maxime verfallen konnte: der Zweck heiliget die Mittel?“ Auch ereifert er sich zweymal, und das bald nach einander, (S. 536. u. 543.) über „den *Kirchenraub*, *oder nach der Sprache unserer Financiers*, *Secularisation der dem Gottesdienste gewidmeten Güter*, über die *gekrönten* oder *ungekrönten Räuber* derselben; denen aber — wie solches in der Geschichte des Cimbrischen Kriegs ganz deutlich geweissagt ist — immer so eine Gattung von barbarischen *Cimbern*, seyen es nur *Maitraissen*, oder *Hofschmeichler*, *Muselmänner* oder *Jacobiner hindrein* das den Göttern geraubte Gut mit schweren Interessen richtig und bald abholen.“ So viel uns bekannt ist, hat noch keine von diesen argen Menschenclassen etwas von den secularisirten Bisthümern und Klöstern im Protestantischen Deutschland abgeholt.

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. *Stuttgard*, b. Cotta: *Ueber das Einweichen und Ersparen des Samens bey der Aussaat, aus mehrern im Grössern gemachten Erfahrungen*, von M. *Steeb*, Pfarrer zu Grabenstetten im Wirtembergischen. 1792. 32 S. 8. (1 Gr. 6 Pf.) Dass das Schwängern des Samens durch Einweichen in düngende Flüssigkeiten von guter Wirkung und einiger fruchtbar machender Kraft sey, auch dabey eine Samensparniss statt finde, ist richtig; nur hätte der Vf., da er eine besondere Abhandlung über diesen Gegenstand liefern wollte, ihn ausführlicher behandeln müssen. Schon vor 2000 Jahren haben die Ackerleute ihren Säesamen in Dung- und Kalkwasser eingeweichet, wie aus dem *Virgil* und *Columella* zu ersehen ist, und die *Chineser*, als bekannte fleissige und gute Ackerleute thun es bey ihrem Reis ebenfalls, ob sie schon sehr fruchtbare und salzige Moräste bauen. Nur durch die Bequemlichkeit und Achtlosigkeit des Bauern ist diese nützliche Gewohnheit abgekommen. Ackerleute kalken höchstens ihren Waizen noch ein, oder benetzen ihn mit salpetrigten Wassern, um ihn vor dem Brand zu sichern. Aber auch schon dieses bewährte Mittel hätte sie aufmerksamer machen und weiter führen sollen. Denn dass das in flüssige Dungmittel eingeweichte Getreide fruchtbarer wird, und mehrere und schönere Körner und Früchte treibt, bestätigt Vernunft und Erfahrung, so gering auch die Salztheile zu seyn scheinen, die sich an das kleine Samenkorn ansetzen und in dasselbe eindringen können. Ihre erste Wirkung ist zwar nur diese, dass sie den Samen eröfnen, und seine Keime zum Wachsthum befördern: aber sie können auch jedem Korn gleichsam als ein Magnet dienen, um die salpetrichten Theile aus der Erde und vornemlich aus der Luft, (die Hauptnahrungsquelle der Pflanzen) desto mehr an sich zu ziehen. Man lege kalcinirte Flintensteine, oder die kalcinirte steinigte Rinde von alten bleyernen Brunenröhren oder aus einem Theekessel in einem Gefäss an die Luft; so wird diese Materie, wegen des darin befindlichen Salpeters beständig Wasser- und Luftsäure an sich ziehen, und wenn es abgedünstet wird, den besten Salpeter geben. — Es hat aber das Einweichen des Samens noch mehrere Vortheile, welche der Vf. nicht berührt. Es bewahrt die Pflanzen vor vielen Krankheiten, wie das Einkalken des Waizen, oder seine Benetzung mit scharfem Essig, oder mit Vitriol schon beweiset. Es stellt den Samen gegen den Frass der Vögel, Würmer und anderer Insekten sicher, da das Mistwasser, Kalk, Salpeter, Salz u. dgl. wegen des Geruchs und Geschmacks, den die Körper davon annehmen, denselben zuwider ist, und wird auch in diesem Betracht derjenige Antheil des Säesamens erspart, den man sonst gewöhnlich für die Vögel und Insekten mitsäen muss. Es bewirkt ferner, dass der eingeweichte und ordentlich zubereitete Same geschwind und zu gleicher Zeit aufgeht, da im Gegentheil das nicht eingeweichte Getreide, theils später, theils ungleich keimet, je nachdem ein Körnchen ausgetrockneter als das andere ist, theils gar nicht aufgeht und verdirbt. — Wie lange die verschiedenen Arten des Samens in der Beize liegen sollen, darüber hat der Vf. keine bestimmtere Anweisung geben können, als dass man dabey auf seine Härte und grössere oder geringere Dicke oder Zartheit seiner Hülse, Haut oder Schale Rücksicht nehmen solle. Das Liegenlassen des Samens bis zum völligen Auskeimen ist bey trockenem Erdreich und Witterung gefährlich. Das angeführte Beyspiel der Aussaat des Hn. Kammerrath *Vorbergs* von eingeweichtem Haber, der die Säcke zersprengt, und schon bis zu grünen Graskeimen ausgewachsen war, gibt noch keinen gültigen Ausschlag. Ausserdem, dass bey einem bereits filzig ausgewachsenen Samen unmöglich eine gleiche Aussaat zu bewirken und zu verhindern ist, dass nicht klumpenweis an einem Ort viele Halmen aufwachsen sollten, deren Wurzel einander die Nahrung entziehen, und keine recht gedeihen können, auch sehr schwerlich unterzueggen sind, so bleibt es immer misslich, dass nicht die ganze Saat bey einfallender Trockenheit verderben würde. Ueberhaupt darf der eingeweichte Same nie in staubtrockene Erde gesäet werden, so wenig als in schmieriges nasses Erdreich, das ohnehin bey keiner Saat taugt, sondern er muss eine gemässe Feuchtigkeit antreffen, um fortwachsen zu können, da er schon den Anfang zum Keimen gemacht, oder wohl gar schon zum Theil gekeimet ist; denn wenn er sonst nicht die geringste Feuchtigkeit anträfe, so würde er sich nicht erhalten können, und verderben müssen. Hn. Vorbergs Acker, den er mit so stark ausgewachsenen Haber besäen lassen, war feucht und nass, welches daraus zu schliessen ist, weil das anhaltende Regenwetter ihn abgehalten, den eingeweichten Samen eher säen zu lassen. Indessen aber, da ein solcher befeuchteter Same sich leicht erhält, wenn er nur etwas weniges Feuchtigkeit im Land antrift, und sich die äusserste Trockenheit in einem wohlgebauten Land, wenn es nicht Sandfeld ist, gar selten ereignet: so kann man im äussersten Fall der Gefahr vorbeugen, wenn man mit dem Einweichen des Samens zurückhält, bis die Erde durch Regen angefeuchtet worden, wenn es anders mit der Saat so lange anstehen kann. — Uebrigens aber bleiben bey aller der Fruchtbarmachung des Samens die bekannten Ackerregeln in ihrer Gültigkeit: dass man gereinigten und guten Samen nehme: das Feld gut bearbeite und sich nicht berede, das Düngen des Feldes dabey ersparen zu können, (welches auch der Vf. nicht behauptet) wie einige dem Schwängern des Samens mit fruchtbarmachenden Theilen eine solche ausserordentliche Kraft beylegen wollen. Sie kommen nur der Pflanze zu Hülfe, dass sie sich dadurch mehr entwickle und ausdehne und von der Erde und ihren Salzen, von der Luft, Thau u. s. w. desto leichter, geschwinder und häufiger eine Zugabe empfängt, die jedoch nach Beschaffenheit der Umstände anhaltend und dauernd ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 26. Julius 1794.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

FRANKFURT, b. Andreä: *Etwas zur Beherzigung für Menschen, denen ihre Gesundheit lieb ist.* Für Leser aus allen Ständen, die Aerzte ausgenommen, von D. *Georg Friedrich Hoffmann dem Jüngern*, Arzte zu Frankfurt am Mayn. 1793. 371 S. 8.

Es sind vermischte Abhandlungen über mehrere Gegenstände der populären Medicin, von denen der Vf. selbst sagt, dass sie nichts als abgebrochene Sätze und flüchtig hingeworfene Gedanken enthalten, die einer müssigen Stunde ihr Daseyn zu verdanken haben. Bey diesem sehr offenherzigen und wahren Geständniss hätte der Vf. nur bedenken sollen, dass dem Publicum mit Arbeiten, die eine solche Entstehung haben, nicht gedient seyn kann, und dass die Achtung, die jeder Schriftsteller für das Publicum haben sollte, ihn verpflichten muss, seine Sätze genau durchzudenken, ehe er sie durch den Druck in Umlauf bringt, dann würden dem Vf. allgemeine Behauptungen, wie gleich S. 1.: *Die Alten hüllten ihre Weisheit in griechische und lateinische Kunstwörter, sie hatten eine dunkle Schreibart, klebten an spitzfündigen Definitionen und leeren Wortklaubereyen*, u. s. f. gewiss nicht entwischt seyn. Uebrigens verräth er gute Bekanntschaft mit den neuern diätetischen Schriftstellern, nur nutzt er dieselben, nach Rec. Meynung, etwas zu sehr, er schreibt grosse, lange Stellen aus ihnen aus, und der Leser vermisst dann natürlich nicht selten an dem Vf. den Mann, der, bekannt mit der jetzigen Lage seines Gegenstandes, denselben entweder erweitern, oder ihm nähere Bestimmung und mehrere Gemeinnützigkeit geben will. Die erste Abhandlung ist überschrieben: *über die Schädlichkeit der populären Medicin*, in welchen der Vf. den Satz: dass man das grosse Publicum über das, was bey Krankheiten zu thun und zu lassen ist, nicht, wohl aber über Gegenstände der Diätetik unterrichten müsse, gut und zweckmäsig, nur mit Einschiebung zu langer Stellen aus andern Schriftstellern, ausführt. *Von dem Gebrauch der Präservationskuren.* Sie stiften Nutzen, wenn man auf das Daseyn irgend eines Krankheitsstoffes schliessen kann. (Auch wenn kein solcher Stoff da ist, sondern wenn die Constitution schwach nnd gegen Krankheitsursachen sehr empfänglich ist.) Ein Gesunder bedarf der Arzney nicht, die seine Gesundheit allemal verändern, das heisst schlechter machen muss; er muss aber die gehörige Lebensordnung beobachten. Die Frühlingskuren seyen noch unter den Präservationskuren die unschuldigsten, besonders sey der Gebrauch von Mineralwassern unschuldig, wenn ein Arzt ihn angerathen habe. Von dem Aderlassen, als Vorbauungsmittel. Rec. findet doch Bedenken zu behaupten, dass Personen von mittlern Alter, die gesund sind, gute Verdauungskräfte haben, nahrhafte Speisen geniessen, gehörig verdauen, wenig durch Ausleerungen verlieren, wenige, aber doch mäsige Leibesbewegungen haben, und sich nicht viel von unangenehmen Leidenschaften anfechten lassen, bald einen Ueberfluss an Blut erzeugen. Die Natur läst diesen Ueberfluss des Blutes, wenn nur die festen Theile ihre gehörige Thätigkeit haben, nicht zu. Die Schädlichkeit des Aderlassens aus Gewohnheit stellt der Vf. ausführlich dar: recht gut ist auch die Regel, dass man selbst wenn Vollblütigkeit da ist, diese, nur dringende Fälle ausgenommen, sicherer durch eine zweckmäsige Lebensordnung, als durch die Aderlässe vermindert. Dass das öftere Aderlassen die Leute fett macht, ist bekannt. Der Vf. erklärt diese Thatsache von der langsamern Circulation, die Rec. lieber als eine Folge der Schwäche ansehen möchte. Von den Brechmitteln und Purganzen. Der Vf. erläutert erst die Wirkungsart dieser Mittel, dann spricht er von den Umständen, unter denen man gewöhnlich abführt. Er zeigt die schwächende Wirkung dieser Arzneyen, und beweist mit den triftigsten Gründen, dass Purganzen oft erst die Unreinigkeiten veranlassen, die man durch ihren Gebrauch auszuführen wähnte. Immer ist es, selbst in Fällen, wo man Mangel der Esslust und Unreinigkeiten spürt, am besten den Unreinigkeiten durch eine zweckmäsige Lebensordnung (und durch Digestivmittel) zu begegnen. Wahl der Purganzen. Der Vf. scheint die blähende und schwächende Manna, und die schwächenden und reizenden Mittelsalze doch zu allgemein zu empfehlen. Den Schaden, den fast alle Purgierpillen thun, stellt er einleuchtend dar. Die gemeine Meynung, dass eine Purganz, wenn sie nicht wirkt, Schaden thut, hätte Rec. gern weitläuftiger entwickelt gesehen. Eine schwache Purganz kann nie schaden, wenn sie auch nicht wirkt, als etwa durch einige Verminderung oder Reizung der Kräfte des Darmcanals. Von reizenden, starken Purganzen hat man aber oft kein Purgieren, wohl aber Zufall der heftigsten Reizung beobachtet. Von den Mitteln, welche den Schweiss treiben, handelt er nur kurz. Man hat oft die höchste Schwäche, verbunden mit widernatürlicher Empfindlichkeit und Beweglichkeit des Nervensystems von dem übermäsigen und habituell erregten Schwitzen entstehen sehen. Die blutreinigenden Mittel. Die besten Blutreinigungsmittel sind die, welche nichts wirken, denn diese schaden doch nicht. Wasser sey die beste Blutreinigung. Der Vf. nimmt noch Schärfen im Blute an, und scheint zu glauben, dass man auf diese gerade durch Arzneyen wirken könne, welches letztere Rec.

Rec. nicht glaubt. Aber er ſtellt auch den wichtigen diätetiſchen Satz: je beſſer die Verdauung, deſto beſſer das Blut, auf, und zeigt dadurch wie voll von Vorurtheilen man iſt, wenn man, ohne die Verdauungswerkzeuge, und ohne den Zuſtand der feſten Theile zu verbeſſern, nur immer das Blut zu reinigen ſucht. Von den vornehmſten Urſachen, beſonders langwierigen Krankheiten. Der Vf. handelt unter dieſer Aufſchrift die Lehre von den Speiſen und Getränken, von vegetabiliſcher und thieriſcher Koſt, und von den verſchiedenen Arten der geiſtigen, nicht geiſtigen, warmen und kalten Getränke mehr diätetiſch, als pathologiſch ab. Dann ſpricht er von den Nachtheilen der andern nicht natürlichen Dinge, der Bewegung und Ruhe, des Laufens, des Tanzens, des Fahrens, Reitens, u. ſ. w. vom Schlafen und Wachen, von den ſchädlichen Folgen in Abſicht auf die Geſundheit, wenn die natürlichen Ausleerungen, als Stuhlgang, Ausdünſtung und Urin in Unordnung gerathen, von den Leidenſchaften, und deren guten und ſchlimmen Wirkungen auf die Geſundheit, von dem Einfluſs der Kleider und verſchiedener andere äuſserlichen Dinge auf die menſchliche Geſundheit. Hier ſpricht er auch von Hn. Fauſts bekannten Vorſchlägen. Vom ſchädlichen Einfluſs der Charlatans, Pfuſcher, Harnpropheten, Winkelärzte, von den Univerſalarzneyen und ſympathetiſchen Kuren. Allgemeine Vorſchriften über das Verhalten bey herrſchenden Krankheiten, und zwar ſowohl um dieſe zu verhüten, als auch wenn Menſchen davon befallen worden ſind. Ein Anhang iſt beygefügt mit der Ueberſchrift: Etwas von den wahren Werth der Arzneykunde. Der Vf. will die Heilkunde wider Rouſſeau und andere vertheidigen, hat aber ſeinen Gegenſtand bey weitem nicht erſchöpft. Der Vorwurf des Unwerthes trifft überhaupt die Heilkunde nicht, leider aber machen viele Aerzte, daſs die Wiſſenſchaft nicht ſo wohlthätig ſeyn kann, als ſie ihrer Natur nach ſeyn konnte. Am Ende folgen *noch einige Beyſpiele von den guten und ſchlimmen Wirkungen der Gemüthsbewegungen, aus Hn. Scheidemantels Abhandlung und aus andern Schriftſtellern.*

Leipzig, b. Böhme: *Mediciniſche und chirurgiſche Bemerkungen*, von *Johann Gottfried Otto*, der — Aemter Grafenthal, Probſtzella, Leuterberg, Könitz Stadt und Landphyſikus und des Königl. Preuſsiſchen Amtes Lauenſtein Med. Pract. 1793. 196 S. 8. nebſt einem Kupfer.

Es ſind kleine, von dem Vf. ohne allen Prunk hingeworfene Beobachtungen, in einer Schreibart, die populär und unterhaltend ſeyn ſoll, dieſen Zweck aber zuweilen verfehlt. Mehrere von den Beobachtungen betreffen gemeine und oft vorfallende Gegenſtände, etliche darunter verdienten aber wohl durch den Druck bekannt gemacht zu werden. Bey einer Frau, die *in ſqualore carceris* an der Waſſerſucht geſtorben war, fand man alle Eingeweide des Unterleibes, ſelbſt die Nieren, in einem mit dem Darmfell wenig zuſammenhängenden Sack eingeſchloſſen. Die Eingeweide ſelbſt, waren ſo verändert und verwachſen, daſs man keines derſelben erkennen und unterſcheiden konnte. Schade iſt es, daſs der Vf. ſo wenige Nachricht von der Krankheit und den Umſtänden gibt, unter denen die Kranke ſtarb. — Bey einem Kind, deſſen Brandwunden man mit Goulardiſchem Waſſer belegt hatte, bemerkte der Vf. einen Harn mit weiſsem Bodenſatz, und meynt dieſer ſey Bley geweſen, welches die Gefäſse eingeſaugt hatten. Rec. wundert ſich, daſs der Vf. eine ſolche Behauptung ohne alle weitere Unterſuchung wagen kann. — Bey einem 35jährigen Mann bemerkte der Vf., daſs nach einem viertägigen Kopfſchmerz die Näthe des Hirnſchädels an etlichen Stellen um faſt drey Viertel Zoll auseinander gegangen waren, — durch mehrere erzählte Fälle beſtätiget der Vf. die ſchon mehrmal erprobten Heilkräfte der grünen Wachsleinwand bey heftigen Rheumatiſmen. — Gute Wirkungen kalter Umſchläge bey eingeſperrten Brüchen. — Tod von einer Verhärtung des untern Magenmundes, einer Krankheit, die in unſern Tagen häufiger iſt, als man wohl glaubt. — Bey einem Manne, der ſich lange an den Schnupftabak gewöhnt hatte, und ſich deſſelben auf einmal entwöhnte, entſtund eine Blödigkeit des Geſichts, die ſich auf den Gebrauch des Schnupftabaks wieder hob. — Eine Frau, bey der das Schwanzbein bey der Geburtsarbeit zerriſſen worden war, konnte keine Winde mehr zurück halten. — Warum ſterben bey zweckwidriger Behandlung ſo wenig Wöchnerinnen auf dem Lande, und in einem namhaften Entbindungshauſe ſo viele? Im Wiener Entbindungshauſe ſterben von 100 Wöchnerinnen 14.: in der Gegend des Vf., wo doch die auffallendſten Fehler im Verhalten der Wöchnerinnen begangen werden, wo man die unglückliche Gebährerin 5, 6, ja 9 Tage lang kreiſen läſst, ehe man den Geburtshelfer ruft, *wo die Hebammen wohl examiniret und verpflichtet, aber nicht unterrichtet werden*, und wo man die Stimme des auf die Geſundheitsvorſorge verpflichteten Arztes nicht hören zu wollen ſcheint, ſterben weit weniger. In dem Phyſikatsbezirke des Vf., der aus 4 Städten, 3 Marktflecken und 50 Dörfern beſteht, fielen in 7 Jahren etliche und zwanzig künſtliche Geburten vor. — Kleine Beyträge zur Semiotik. — Schädlichkeit des Einſtreuens mit Bleyweiſs. — Ein Kinderpulver aus Jalappenpulver, Jalappenharz, Weinſteinrahm und Fenchelzucker empfiehlt der Vf. zu unbedingt als allgemeines Abführungs- und Beruhigungsmittel der Kinder: auch glaubt Rec. an die beruhigende Kraft, die der Vf. der Jalappe zuſchreibt, nicht, und hält dieſe Wurzel nur in ſofern für beruhigend, als ſie die ſcharfen Stoffe ausführt. Bey einer Lungenentzündung, die der Vf. S. 47. beſchreibt, wurde die antiphlogiſtiſche Methode, die einzige, die den Kranken retten konnte, nicht gehörig angewendet. Der Vf. gab anfangs Aaronswurzel, Salpeter und Caſcarille, und in der Folge, blos weil er keine Entzündungshaut auf dem Blute bemerkte, die Fieberrinde und die Arnica. Der Kranke ſtarb, und die Leichenöffnung zeigte, daſs die Lungen brandig waren.

PHILOLOGIE.

Frankfurt a. M., b. Hermann: *Sammlung der neueſten Ueberſetzungen der griechiſchen proſ iſchen Schrift-*

Schriftſteller, unter der Aufſicht des Hn. Prof. *Seybolds.* VIII. Th. 1. B.

Auch unter dem Titel:

Appians römiſche Geſchichte, zum erſtenmal aus dem Griechiſchen überſetzt, und mit erklärenden, berichtigenden und vergleichenden Anmerkungen verſehen von *Fr. W. Dillenius.* I. Band. 1793. 381 S. 8. (16 gr.)

Unter allen griechiſchen Geſchichtſchreibern, die bis auf unſere Zeiten gekommen ſind, hat keinen ein ſo ungünſtiges Schickſal betroffen, als den *Appian.* Die Ueberbleibſel ſeiner römiſchen Geſchichte, die, nach Photius, eigentlich aus 24 Büchern beſtanden hat, wurden zuerſt aus ſehr verſtümmelten und verdorbenen Manuſcripten, auch nicht auf einmal, ſondern nach und nach, wie man ſie entdeckte, herausgegeben, und muſsten nun über 200 Jahre warten, ehe ſie in einer würdigern Geſtalt erſcheinen konnten. Dieſer Umſtand verurſachte, daſs man dem Autor ſelbſt bisher immer nur einen ſehr geringen Werth für die Geſchichte beylegte, und daſs Niemand ſich an eine beſſere Bearbeitung deſſelben wagen wollte, weil die auf ihn verwandte Mühe für verloren gehalten wurde. Erſt in unſern Zeiten begegnete dem guten *Appian* das Glück, daſs ſeine übriggebliebenen Bücher durch Hn. *Schweighäuſer*, dem hierzu eine Menge Hülfsmittel zu Gebote ſtanden, ergänzt, verbeſſert, und in einer neuen Ausgabe lesbarer gemacht, folglich auch ſeine Ehre gerettet wurde. Nunmehr lieſs ſich leicht vorausſehen, daſs ſich auch, nach Wegräumung der bisherigen Hinderniſſe, bald Jemand finden würde, der dem Appian ein deutſches Gewand umhinge, und die des Griechiſchen unkundigen Liebhaber der Geſchichte mit ihm bekannt machte. Dieſen Dienſt hat ihm jetzt Hr. *Dillenius*, Oberpräceptor der lateiniſchen Schule zu Urach im Wirtembergiſchen erwieſen, von deſſen Ueberſetzung wir den I. Band vor uns liegen haben. Er enthält die Vorrede, die Fragmente aus den 5 erſten Büchern (von den Königen, die italiſche, ſamnitiſche und galliſche Geſchichte, von Sicilien und den übrigen Inſeln) das 6. Buch die ſpaniſche, und das 7te die hannibaliſche Geſchichte. Im Ganzen genommen, hat Hr. D. ſeinen Autor treu und richtig überſetzt. Rec. der die Vorrede und den gröſsten Theil des 6ten Buches mit dem Original zuſammengehalten, fand nicht leicht etwas, das eine beſondere Rüge verdiente. Nur dieſs iſt zu erinnern, daſs der Ueberſetzer ſich zu genau an die griechiſche Conſtruction und Verbindung der Sätze gehalten, und z. B. oft 3 Perioden nacheinander mit *da*, *als* oder *nachdem* angefangen hat. Dieſs wird dem Leſer äuſserſt unangenehm und hätte doch leicht vermieden werden können. Dem Texte ſind eine groſse Menge Noten untergeſetzt, die theils die vorkommenden Sachen, Antiquitäten und Geographie erklären, theils den Autor rechtfertigen, wo es nöthig iſt, berichtigen, und mit andern Geſchichtſchreibern vergleichen, theils auch zeigen, wie dieſe oder jene Stelle ſonſt noch überſetzt werden könnte. Von den letztern, die ſehr zahlreich ſind, ſagt Hr. D. in der Vorrede, er habe ſie beygefügt zum Beweiſe, wie ſorgfältig er über ſchwerere Stellen nachgedacht habe, und daſs er vielleicht manche andere ihm vorzuſchlagende Verbeſſerung auch im Sinne gehabt. Demungeachtet müſſen wir ſie gröſstentheils für überflüſsig erklären, da ſie weiter nichts als Floskeln enthalten, wie die Stelle ſich ſonſt etwa noch möchte geben laſſen. Ein Lehrer muſs wohl bey mündlicher Erklärung eines Schriftſtellers ſeinen Schülern ſagen, auf wie vielerley Art eine Stelle überſetzt werden kann, und dann zeigen, welche darunter die beſte iſt; aber ein Ueberſetzer der für das Publicum arbeitet, iſt deſſen überhoben, und hat nur den nach ſeiner Einſicht einzigen richtigen Sinn anzugeben. Unter den Anmerkungen erſter Art ſind uns gleich vorne nicht nur manche überflüſsige, ſondern auch einige ſehr bedeutende Unrichtigkeiten aufgeſtoſsen. Z. B. In Appians Vorrede Kap. 2. heiſst es: *Lenkt man hier um, ſo erblickt man Syrien, Paläſtina und – einen Theil von Arabien.* — Bey Paläſtina ſteht die Note: *Denjenigen Theil von Syrien, worin Paläſtina liegt, den man Paläſtina nennt.* Nach dem griechiſchen Συρια ἡ Παλαιστινη, ſollte es in der Ueberſetzung heiſsen, *das paläſtiniſche Syrien*, ſo hätte die Note erſpart oder nur geſagt werden können, daſs das jüdiſche Land gemeynt iſt. Kap. 3. Note 17. ſteht: *Galater hieſsen ſie (die Gallier) daher, weil ſie bey ihrer Streiferey durch Italien und Griechen and auch in Galatien, eine Landſchaft in Kleinaſien einfielen und ſich zum Theil daſelbſt feſtſetzten.* Rec. traute kaum ſeinen Augen, da er dieſes las. Die Völker, welche die Römer *Galli* nannten, hieſsen bey den Griechen Γαλαται; die Landſchaft in Kleinaſien bekam von ihnen, als ſie ſich darin feſtſetzten, den Namen, nicht aber das Volk von der Landſchaft. Der nemliche Irrthum kömmt auch B. 6. K. 1. vor — K. 5. ſagt Appian: ἢ ὅσα αλλα τηςδε της θαλασσης ονοματα, *oder was es ſonſt für Namen dieſes Meeres gibt.* — Hier kann von keinem andern Meere die Rede ſeyn, als dem mittelländiſchen, deſſen verſchiedene Theile vorher angeführt worden. Allein Hr. D. will unter τηςδε της θαλ. das tyrrheniſche Meer verſtehen, welches dem ganzen Zuſammenhange zuwider iſt. Im 1. Kap. erklärte er doch ſelbſt ἡδε ἡ θαλ. vom mittelländ. Meere. K. 10. hätte κοντωτα durch *Fluſsſchiffe*, (die auf dem Nil gebraucht wurden) gegeben werden können; dann wäre die Anmerkung erſpart und der Uebelklang im Texte: 2000 *Fahrzeuge nebſt vielen andern kleinen Fahrzeugen* vermieden worden. K. 11. am Ende, ſagt Appian: της ευτυχιας ωναντο δια την ευβουλι ν, welches Hr. D. richtig überſetzt: *und durch ihre Klugheit ſich das Glück zu Nutze machten.* Aber er fügt nun die befremdende Anmerkung hinzu: *Ich leſe hier τα της ευτυχιας, weil ωνεομαι nie mit dem Genitivo rei emtae conſtruirt wird.* — Die letzte Bemerkung hat ihre Richtigkeit; nur gehört ſie gar nicht hieher. Denn ωναντο iſt nicht von ωνεισθαι, *kaufen*, ſondern von ονασθαι *genieſsen*, *frui.* Hr. Seybold hat, als Director bey dem Hermann. Ueberſetzungsinſtitut, ebenfalls hin und wieder kleine Noten zur Berichtigung hinzugefügt. So will er B. 1. am Ende des erſten Fragments für εκκαυχωμε οι leſen εγκαυχωμενοι, welches aber unnöthig iſt.

Denn

Denn εκκαυχασθαι ist mit dem andern von gleicher Bedeutung; es steht zwar nicht in den Lexicis, kommt aber beym Euripides (Bach. v. 31.) vor. Er hätte wohl gethan, wenn er das ihm übertragene Recht zu bessern und zu berichtigen, dazu angewendet hätte, oben angeführte und andere ähnliche Unrichtigkeiten zu corrigiren. Noch müssen wir bemerken, dass Hr. D. die lateinische Endung der Volksnamen auf *ensis*, die der deutschen Sprache ganz fremd ist, sehr häufig braucht. So sagt er *karthaginensisch*, *massiliensische Kaufleute* etc. Unsere Sprache erfodert, *karthagische, massilische Kaufleute* zu sagen, und diess ist doch sicher viel wohlklingender.

KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. *Berlin*, b. Rottmann: *Rede über den Zweck der Chemie; uber die Methode, sie zu studiren, und über den Einfluss derselben auf die Arzneywissenschaft.* Am Tage seiner Einführung zum ordentlichen öffentlichen Lehramte der Chemie und Pharmacie, bey dem königlichen Collegio Medico-Chirurgico vorgetragen von D. *Sigismund Friedrich Hermbstädt.* 1792. 44 S. 8. (4 gr.). — Der Vf. will in dieser Rede seinen Zuhörern, vorzüglich denen, die sich zu praktischen Aerzten und Wundärzten bilden, und die vielleicht die Chemie bisher als eine ihnen entbehrliche Nebensache ansahen, „einige Anleitung zu demjenigen „Geschmacke an dieser Wissenschaft ertheilen, den sie vielleicht „noch nicht daran gefunden hatten, weil sie dieselbe nur immer „in ihrer trockensten Gestalt, nie in dem anlockenden Gewande „erblickten, in welchem sie gesehen werden muss, wenn sie „Theilnahme veranlassen soll." Er bemüht sich daher, „den Zweck „der Chemie in einer solchen Gestalt darzustellen, in welcher „diese Wissenschaft erscheint, seitdem sie durch die Bemühungen „der grössten Männer unserer Zeit, so wie derjenigen, welche „sie in der erstern Hälfte dieses Seculi cultivirten, bearbeitet „worden ist, und jetzt wirklich gesehen werden muss." — „Vormals bestand," sagt er, „der einzige Zweck dieser Wissenschaft, „in der Erforschung solcher Naturwirkungen, die, für den begrenzten menschlichen Verstand, unerreichbar waren. Jetzt „ist es der Endzweck dieser Wissenschaft, die so tief in die Geheimnisse der Natur einzudringen vermag, ihr selbst nachzuahmen; ja selbst da weiter fortzuschreiten, wo die in der Natur „einmal angelegte Ordnung der Dinge, es ihr unmöglich macht." — „Durch Thatsachen machen die Chemisten Erfahrungen, die „durch die Beurtheilung, des mit den Grundsätzen der Chemie „vertrauten Arztes, zum Wohl der menschlichen Gesellschaft „angewendet, und dadurch zu ihrer völligen Würde erhoben „werden" u. s. w. Hr. *H.* erläutert nun den Zweck, den die Chemie bey der Zubereitung der Arzneyen zu erreichen strebt, mit einigen Beyspielen; sagt dann ferner etwas vom Nutzen der Chemie zur Erforschung der Theile der Körper, zur Bildung neuer Dinge in Künsten, Manufacturen u. s. w. und empfiehlt endlich seinen Schülern die Wahlverwandschaft, ohne welche, wie er zu erweisen sich angelegen seyn läfst, die Chemie bloss eine mechanische Kunst sey, und den Namen einer so erhabenen Wissenschaft, den man ihr zugestanden hat, nicht verdienen würde u. s. w. Die Beweise dieses Satzes und der übrigen Behauptungen des Vf. muss man in der Rede selbst nachlesen, da sie keinen weitern Auszug verstatten.

Kriegswissenschaften. 1) *Frankfurt u. Leipzig: Kurze Uebersicht des Feldzuges an der Saar und Blies.* Dec. 1793. 48 S. 8.

2) *Ebendas.: Kurze Uebersicht des Feldzuges im Jahr 1793 zwischen dem Rhein und der Saar,* von einem unpartheyischen Beobachter. Aus dem Tagebuch eines bey der alliirten Armee befindlichen Englischen Officiers frey übersetzt. Fortsetzung und Beschluss. 1794. 40 S. 8.

Unter der Maske eines zuschauenden Engländers erzählt in dieser kleinen sehr interessanten Schrift (N. 1.) ein Ungenannter die militärische Geschichte des Feldzuges der Preussischen Armee, in einer blühenden Schreibart und mit tief eindringender Sachkenntniss, welche kein Zuschauer, noch weniger ein Fremder, sondern nur ein Mann vom Handwerk, der noch überdem mitgehandelt hat, erwerben kann. Man findet darin militärische Uebersichten und Berechnungen, wie sie bey dem Generalstaabe und im Hauptquartier entworfen zu werden pflegen, und auf diese scheint sich das Urtheil des Vf. stets zu gründen. Daraus wird denn auch begreiflich, dass nicht alles nach dem Erfolge, sondern mehr nach der Theorie beurtheilt wird, und dass die Vortheile, welche das Corps eines durch die Eroberung von Mainz bekannten Generals bey Bliescastel und Biesingen erfochten, gewissermasen mehr dem Ungefähr als militärischen regelmässig - entworfenen Planen zugeschrieben werden. Ob es übrigens gut sey, durch dergleichen Kritiken zwischen den verschiedenen Befehlshabern einer und derselben Armee Eifersucht und Misvergnügen zu erregen, dies zu bestimmen ist nicht die Sache des Literators. Dieser sieht vielmehr vorliegende Schrift als einen reichhaltigen Beytrag für die erst *später* zu erwartende Geschichte der Feldzüge am Oberrhein an, und empfiehlt sie in dieser Rücksicht zur reifen Erwägung. Da das Terrain, selbst bey den Verheerungen der Häuser und Aecker dasselbe bleibt: so ist für den Sachverständigen noch kein Zeitverlust zu befürchten, um die verschiedenen Urtheile mit einander zu vergleichen, und alsdann das seinige fällen zu können.

In N. 2) fährt der sogenannte englische Officier fort, den Gang des Feldzugs von der Schlacht bey Kaiserslautern bis zu dem Rückzuge über den Rhein, in der ihm eigenen kraftvollen und fliessenden Schreibart, zu erzählen. Das Materielle dieser Fortsetzung kömmt mit dem sogenannten Rapport officiel, zu dem sich der Preussische Hauptmann Hr. *v. Kampz* gegen den Hn. General *v. Hoze* bekannt hat, völlig überein; aber es weicht deshalb desto mehr von dem Tagebuche ab, welches Hr. General *v. Wurmser* durch die Zeitungen bekannt machen liess. Zu diesem Urtheil ist jetzt der Gegenstand noch nicht gereift. Selbst die militärische Ansicht muss durch die Kenntniss der persönlichen und der politischen Verhältnisse ergänzt werden, welche nicht immer einer öffentlichen Darstellung fähig sind. Zu wünschen wäre es, dass von *Braunschweig* und *Wien* aus etwas zur Belehrung des Publicums mitgetheilt, und so auch den unberufenen Schriftstellern der Weg einigermassen gesperrt würde.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 26. Julius 1794.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Dyck: *Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauch praktischer Aerzte.* Funfzehnter Band. Zweytes, drittes und viertes Stück. 1793. 8. jedes St. 12 B.

Zweytes Stück: *Fortsetzung der Abhandlung des Hn. Assalini über die lymphatischen Gefäfse und deren Krankheiten.* S. A. L. Z. 1793. N. 246. *A. N. Aasheim Beobachtung einer seltenen Erscheinung bey der Schwangerschaft.* Bey einem Weibe zeigte sich bey jeder Schwangerschaft ein Knoten über den linken Schaambein, anfangs unter der Haut, der mit dem Steigen der Schwangerschaft bis zum Nabel heraufstieg, dann zuweilen wieder abwärts sich begab und bis zum sechsten Monat an Gröfse und Härte zunahm. Nach der Geburt verminderte sich der Knoten allmählich, den der Vf. von einer widernatürlichen Beschaffenheit des linken breiten Mutterbandes ableitet. *M. Saxtorph über den innerlichen Gebrauch des Bleyzuckers.* Es sind nur etliche Fälle, welche beweisen, dafs der Bleyzucker bey Epilepsie und krampfhaften Krankheiten, in kleinen Gaben nützlich ist. *De Meza praktische Bemerkungen über den Bluthusten. Johann P. Frank. Untersuchungen über die Krankheiten des Rückgrads und des in ihm befindlichen Rückenmarks.* Man wisse von diesen Krankheiten bis jetzt sehr wenig; sogar für die Entzündung des Rückenmarks habe man nicht einmal einen Namen. Jedes Wirbelbein sey als ein Hirnschädel zu betrachten, welcher sein eigenes Gehirn enthalte. Je näher dem Gehirn im Kopfe das Rückenmark sey, desto wichtiger sey es, und daher komme es, dafs das in dem obersten, gröfsten und beweglichsten Wirbelbein enthaltene Gehirn einen wesentlichen Vorzug vor allen übrigen Gehirnen behaupte. Von der Ausdehnbarkeit des Rückenmarks auch nach hinten zu, die bey einigen Krankheiten, z. B. dem Opisthotonus, und bey manchen Gauklern wirklich sehr grofs ist. Von der Verenkung des Rückgrads nach äufserlicher Gewalt hat der Vf. etliche eigene und merkwürdige Fälle verzeichnet. Ein Vater warf seine kachektische Tochter im Zorn heftig auf ein Bett. Sie starb plötzlich und Hr. F. fand die Leber zerborsten, drey Ribben zerbrochen, und das Rückgrad heftig beschädiget. *Hr. Callisen von der Einspritzung in die Trommelhöle durch den zitzenförmigen Fortsatz des Schlafbeins, in der Absicht die Taubheit dadurch zu heilen.* Der Vf. gibt erst genaue Nachricht von allen Operationen dieser Art, die bis jetzt angestellt worden sind, und deren Unwirksamkeit in vielen Fällen wohl unstreitig daher kam, dafs man nicht genug auf die Ursache sah, welche die Taubheit erregt hatte. Denn nur dann kann die Operation von Nutzen seyn, wenn die Ursache der Taubheit durch sie weggeschafft werden kann, z. B. wenn die Krankheit vom Beinfrafs des zitzenförmigen Fortsatzes entstanden ist, oder wenn Kennzeichen eines verborgenen Beinfrafses, oder der Ansammlung von fremden Materien in der Trommelhöle vorhanden sind: auch ist es eine nothwendige Bedingung, dafs die Eustachische Röhre offen sey, denn bey allen, die durch die Operation geheilet wurden, flofs die eingesprützte mit fremdartigen Materien vermischte, Feuchtigkeit durch die Nase ab. Das sicherste Kennzeichen, dafs diese Röhre offen sey, ist nach dem Vf. die Empfindung eines Druckes von innen gegen das Trommelfell, wenn man bey verschlossenem Mund und Nase auszuathmen sucht. *Th. Percival vermischte praktische Bemerkungen.* Der Vf. empfiehlt, aber nur durch Vermuthungen veranlafst, die Elektricität bey Krankheiten von zurückgetretenem Podagra. Ein Kranker warf nach einem heftigen Husten einen ganzen Klumpen lebendige Maden aus. Bey einem nicht genau genug beschriebenen, doch, wie es scheint, mit rothlaufsartiger Entzündung verbundenen Faulfieber leistete dem Vf. die Fieberrinde in Verbindung mit dem Tränklein des Riviere sehr gute Dienste. Der Kampfer wirkte ungewifs, desto besser aber der Wein. *A. Crawford über das Eiter des Krebses und die luftförmigen Flüssigkeiten, die aus den animalischen Substanzen durch die Destillation und Fäulnifs entwickelt werden.* Mit Vitriolsäure brausete die Krebsjauche offenbar auf, und bey dem Aufbrausen entwickelte sich Schwefelleberluft. Von dieser Verbindung der Schwefelleberluft mit dem flüchtigen Alkali leitet der Vf. den faulichten eigenen Geruch, die gröfsere Dünne, und die fressende Eigenschaft des Krebsgiftes ab. Da die dephlogistisirte Salzsäure dieses hepatisirte flüchtige Alkali zersetzt, und den Gestank der Krebsschärfe mächtig verbessert, so empfiehlt der Vf. diese gehörig bereitet, und gehörig verdünnt, zum innerlichen und äufserlichen Gebrauch.

Drittes Stück. *Buchhave über den fieberartigen Schaarbock.* Es war ein fast völliger Verlust des Zahnfleisches und der Zähne, mit fieberhaften Zufällen, nach überstandenen Scharlachfieber. *U. B. Aaskow von dem Nutzen des Halbbades bey wässerichten Geschwülsten und andern auf das Scharlachfieber folgenden Krankheiten.* — *De Meza über die unschädlichen und heilsamen Wirkungen einiger theils verachteten, theils schädlichen Arzneymittel.* Die *bursa pastoris* wurde bey einem heftigen Mutterblutflufs auf die Lenden gelegt, und der Blutflufs verlohr sich. Freylich wurden aber auch andere, wirksame Mi-

Mittel gebraucht; denen Rec. die Kur eher, als der gewiss unwirksamen Pflanze, zuschreiben machte. Nutzen des Beyfuses zur Beförderung der monatlichen Reinigung. Er wird auch in unsern Gegenden als treibendes Mittel von den Weibern mit vielem Nutzen gebraucht. Nutzen der schwarzbraunen Myrobalanen zur Stillung der fliessenden güldnen Ader. *Fourcroy über die Natur der Veränderungen, welche einige thierische Feuchtigkeiten durch Krankheiten und die Wirkung der Arzneyen erleiden.* Die sogenannte schwarze Galle, die der Vf. chemisch untersuchte, sey nichts weiter, als verdickte natürliche Galle. Der Harn solcher Menschen, welche Gallenfieber hatten, gab, eingedickt, ein Extract, welches sich aus dem Weingeist mit Wasser niederschlagen liess. Das phosphorsaure Kalksatz im Urin nimmt bey mehrern Krankheiten zu, wo die Knochen angegriffen werden, desgleichen bey der Gicht, beym Hüftweh, nach starken Flechten, bey scrofulösen Geschwüren. Diese Entwickelung der Säure sey zwar nicht die Ursache, aber doch die Wirkung der Krankheit, die als eine zweyte Ursache des Weichwerdens der Knochen anzusehen sey. Weil faules Blut und andere faule thierische Säfte sogleich tödten, wenn sie in die Adern gesprützt werden, so schliest der Vf. dass die Fäulniss der Säfte bey Fiebern von der Fäulniss todter thierischer Theile ganz verschieden sey. Auch das Blut scorbutischer Personen sey nicht faul, sondern nur nicht gehörig bereitet. *Thouvenel Untersuchungen und Beobachtungen über das trinkbare Wasser.* Besonders handelt der Vf. von den verschiedenen Beymischungen des Wassers aus den Ausdünstungen des Gewächsreichs und von dem Staube, welche dem Wasser einen sumpfichten, aber unschädlichen, Geschmack geben. Die Güte des süssen Wassers werde weniger durch die festen in ihm enthaltenen Bestandtheile, mehr aber durch den Mangel der Luft, wenn es mit derselben nicht gesättigt sey, vermindert. Das Wasser der Seine sey, ungeachtet es durch ein Kloak, wie Paris, fliesst, ziemlich rein, und wenn es auch Personen, die nicht daran gewöhnt sind, Durchfälle errege, so zeuge diess doch von keiner unreinen Beymischung. Je weniger das Wasser Luft enthalte, desto leichter gefriere es, und desto schwerer sey es zum Kochen zu bringen. Eis- und Schneewasser löset die Seife schwer auf, auch die rothe Farbe ist in demselben minder lebhaft. Am besten und hellsten ist die rothe Farbe in gashaltigen Wasser. *L. F. B. Lentin über die Schwämmchenkrankheit der Kinder*, aus der *histoire et memoires de la societé Royale de medecine* übersetzt. Diese vortreffliche Abhandlung, die einen der besten Praktiker Deutschlands zum Verfasser hat, und das Resultat von einer Menge von Beobachtungen enthält, erhielt bey der *Societé de medicine* blos das Accessit, vielleicht weil sich der Vf. zu wenig auf die höchsten bösartigen Schwämmchen, die in den französischen Spitälern herrschen, und in dem *hopital des enfans trouvés* in Paris jährlich mehrere hundert Kinder töden, eingelassen hatte. Er leitet die Schwämmchen von der Unreinlichkeit, überhaupt von der unvollkommen erfolgenden Ausdünstung ab, empfiehlt zu ihrer Verhütung Abführungen und Bäder, und zur Heilung der gutartigen den Saft von dem Hauslauch (*sempervivum tectorum*), ein Mittel von dem auch Rec. immer die besten Wirkungen beobachtet hat, und welches in Sachsen als Hausmittel wider die Schwämmchen allgemein bekannt ist. — *De Lavoisier über die Wirkungen des Vitriol- und Salpeteräthers in der Oekonomie des thierischen Körpers.* Er sucht sie aus der Thatsache zu erklären, dass der Aether bey einem gewissen Grad von Wärme sich ganz in entzündbarer Luft auflöst und, vermischt mit einer bestimmten Quantität atmosphärischer Luft, eine bleibende Flüssigkeit bildet. Bey solchen Erklärungen bleibt aber nur immer die Frage noch unentschieden, ob in dem mit Lebenskraft begabten Körper die Erfolge auch so sind, wie sie sich unter dem pneumatischen Apparat der Scheidekünstler zeigen. *Desperrieres über den Veitstanz und den äusserlichen Gebrauch des Kampfers dagegen.* (in Bädern) *de Lassonne Bemerkungen über den Kampfer.* Er erhöhe auch die Kräfte der stärkenden Mittel, z. B. der Fieberrinde, und würke bey jedem Reitz, der die Harnblase afficirt (als ein besänftigendes Mittel) specifik. *De Fourcroy über die Bereitung, die Heilkräfte und den Gebrauch des kalkartigen Meersalzes.* Es wird aus Isländischen Kalkspath, mit Seesalzsäure aufgelöst, bereitet, und soll, nach des Vf. Erfahrung, eines der grösten Mittel wider die Scrofeln und überhaupt wider Verstopfungen der Drüsen seyn. *l'Aumonier über eine* (eiterhafte) *Versetzung auf eine Muttertrompete und die Ausrottung eines Eyerstocks.* — *Hallé über die Wirkung des Kampfers in grossen Gaben und über die Eigenschaften dieses Heilmittels den Mohnsaft zu verbessern.* Es ist in Deutschland schon längst bekannt, dass der Kampfer als ein besänftigendes Mittel wirkt, und es war Rec, unangenehm hier den alten Streit von der kältenden oder erhitzenden Kraft des Kampfers wieder aufgewärmt zu finden. Auch ist es nicht neu, dass der Kampfer in grosen Gaben gegeben wird, und Hr. Hoffmann war einer der ersten, der Beobachtungen hierüber bekannt machte. Mit Mohnsaft verbunden mache der Kampfer, dass ersterer nicht so sehr betäube.

Viertes Stück. *I. P. Terras über den Gebrauch der trockenen Charpie bey Wunden und Geschwüren.* Sie reize zuweilen, und müsse dann mit Salben bestrichen werden. Mehrere Beobachtungen von dem Nutzen des, wie es scheint, so bald wieder aus der Mode gekommenen Magensaftes bey faulen Geschwüren sind angefügt. *Chambon über die häutige Bräune der Kinder.* Das Wesen der Krankheit liege in einer Anlage des Körpers und besonders der Lungen zur Vereiterung und Entwickelung des Schleims. *Th. Spen von einem besonders langsamen Puls.* Es ist Schade, dass dieser merkwürdige Fall nicht genauer beschrieben ist. Ein sonst gesunder Mann wurde nach einem Rausch ohnmächtig, und nachdem er sich wieder erholt hatte, und nur noch betäubt und schläfrig war, schlug sein Puls 24 mal in einer Minute. Ungeachtet reitzende und erregende Mittel gegeben wurden, sank doch der Puls, bey wiederkommenden Ohnmachten, bis auf 9 Schläge in einer Minute, und unter diesen Umständen starb der Kranke. Die Leichenöffnung entdeckte nichts Widernatürliches. *Von dem Nutzen*

Nutzen der salzsauren Schwererde bey den Scrofeln. Jones Mac Adair über den Gebrauch des Kupfervitriols und des Schierlings in der Lungensucht. Beyde Mittel wurden mit einander verbunden, und leisteten bey der scrofulösen Lungensucht, und bey andern Abzehrungen, die aber der Vf. nicht genau zu bestimmen für gut gefunden hat, treffliche Dienste. *J. Elliot von einer ausserordentlichen Vergrösserung der Milz.* Die Milz wog fast zwölf Pfund, und die Geschwulst war kurz vor dem Tod, nach heftigen Schmerzen entstanden. *Th. Collingwood Heilung eines venerischen Kranken durch eine sehr einfache Quecksilberzubereitung.* Die Krankheit war durch eine Wunde in den Körper gebracht worden. Das mit Zucker zusammengeriebene Quecksilber heilete sie. *Th. Cottington von dem Nutzen der Ulmenrinde bey verschiedenen hartnäckigen Krankheiten*, bey dem abzehrenden Durchfall der Kinder, und bey andern langwierigen Durchfällen. Die schleimichten Bestandtheile dieser Rinde, verbunden mit deren tonischen Kraft, lassen allerdings Nutzen von ihr hoffen. Wider die Flechten hat sie oft Rec. als ein sehr bewährtes Mittel gefunden. *W. Perry von einer Verstopfung des Stuhlgangs, bey der sich das, alle drey Stunden zu zwey Unzen gegebene rohe Quecksilber sehr nützlich erzeigte. — J. Haigthon von einer angebohrnen Taubheit.* Man fand nach dem Tod die weiche Portion der Gehörnerven verkleinert. Das Labyrinth war mit einer käseartigen Materie angefüllt. *Portal über die Dauer der Lungensucht.* Der Vf. hat seine Ideen, auch über die Dauer dieser Krankheit, in dem nun erschienen grösern Werk über die Lungensucht weitläuftiger entwickelt. Die längere oder kürzere Dauer der Krankheit hange zum Theil von der Art der Lungensucht selbst ab, und daher komme es, dass die von zurückgetretenen Ausschlägen entstandene so schnell ablaufe, oder auch von dem Alter der Kranken, weil im jugendlichen Alter der Kreislauf lebhafter ist und die Eiterung schneller erfolge, oder von zufälligen Umständen. In einem andern Auffatz: *von der Beschaffenheit des Blutes bey der Lungensucht*, bemerkt dieser gelehrte Arzt sehr richtig, dass eine Localvollblütigkeit der Lungen das Nasenbluten und die andern Zufälle der Vollblütigkeit in dem ersten Zeitraum der Lungensucht oft bewirke, dass diese örtliche Vollblütigkeit zuweilen auch noch zugegen sey, wenn die Krankheit ihren höchsten Grad erreicht habe. Er hält die Aderlasse nur im Anfang der Krankheit, und als Vorbauungsmittel, für nützlich: in der Folge scheine sich das Blut sehr zu vermindern, wodurch die Aderlasse schädlich werde. *Audry über die Verhärtung des Zellgewebes der neugebohrnen Kinder.* Man ist über die Ursachen dieser höchst tödlichen und in grosen Anstalten ungemein häufigen Kinderkrankheit nicht einig. Rec. hält sie für eine Folge der Vernachläsigung der Reinlichkeit, und der davon abhangenden Unterdrückung der Ausdünstung, also für Wirkung derselben Ursache, welche die bösartigen Schwämmchen erzeugt. Blasenpflaster und warme Bäder schienen die erspriesliehsten Dienste zu thun. *Ailhaud über die von selbst entstandenen Oeffnungen in dem Magen und Gedärmen.* In dem am ausführlichsten erzählten Fall waren Zufälle der Entzündung zugegen, und die Löcher im Magen hingen wahrscheinlich von dem Brand ab, in den die Entzündung übergegangen war. *Saillant über die Magenentzündung bey Kindern*, die, wie überhaupt alle Entzündungen bey Kindern, sehr schwer zu erkennen ist. *Caille über die langwierigen Entzündungen, Marquart über den bösartigen Tripper.* Beyde Abhandlungen sind von keinem grosen Belang. Zum Einspritzen beym Tripper wird das Extract von dem Süsholz empfohlen,

MATHEMATIK.

GÖTTINGEN, b. Dietrich: *Vorübungen zur praktischen und theoretischen Geometrie für Kinder.* Zum Gebrauch für Lehrer welche keine Mathematiker sind. 1791. 102 S. 8. u. 7 K. (8 gl.)

Der Vf. wollte durch diese Vorübungen den Kindern nicht blos den Gebrauch des Handzirkels, des Parallellineals und der Reisfeder lehren, als wodurch sie blos Figuren zeichnen lernen, deren Nutzen sie nicht kennen, sondern er gedachte ihnen vornehmlich auch den Gebrauch der Figuren durch Anwendung des verjüngten Maasstabes auf die praktische Geometrie zu zeigen und so die beym Feldmessen zum Grunde liegenden Begriffe zu entwickeln. Dass er diese Absicht bey vielen erreichen werde, ist um so weniger zu bezweifeln, da sein Vortrag sehr fasslich und mit mancherley guten praktischen Anmerkungen durchwebt ist. Dass er übrigens etwas flüchtig gearbeitet hat, bemerkt man hin und wieder. So erklärt er §. 19. die reguläre Figur auf folgende Art: Sind die Linien, welche eine Figur einschliessen, alle unter einander, oder doch in gewisser abwechselnder Ordnung einander gleich: so heisst die Figur regulär: — hier hätte nothwendig auch der Gleichheit der Winkel, welche die gleichen Seiten miteinander machen, mit sollen gedacht werden, wie auch dieses weiter unten, bey der Lehre von den Vielecken wirklich mit bemerkt wird. Eben so hätte auch am Ende dieses Paragraphen nicht gesagt werden sollen: der Umfang einer jeden Figur heisst die *Peripherie* derselben, denn man braucht diese Benennung blos für den Umfang des Kreises, bey den übrigen Figuren heisst der Umfang *Perimeter*. §. 24 heisst es: „wenn an zwey Figuren alle Seiten und Winkel, in eben der Ordnung, wie sie aufeinander folgen, gleich sind, so dass die eine Figur von der andern sich durch nichts unterscheidet: so sagt man, die Figuren sind einander gleich" — Eigentlich gibt dies die Congruenz; — Gleichheit ist schon vorhanden, wenn beide Figuren einerley Flächen-Inhalt haben, obgleich weder Seiten noch Winkel bey der einen, wie bey der andern sind. §. 104. sagt der Vf.: Ein Prisma ist ein Korper, welche zwey gegeneinander überstehende parallele und gleiche Seiten hat." — Dieser Begriff ist zu weit, indem hiernach auch z. B. ein Dodecaedron ein Prisma seyn konnte. Der Inhalt der Schrift ist übrigens folgender: als Einleitung geht eine Notiz für den Lehrer voraus über die hier unentbehrlichsten Werkzeuge und deren Gebrauch; alsdann folgen die gewöhnlichen Definitionen der Geometrie;

Maafs und Abtheilungen derfelben, hierauf fogleich Aufgaben; Lehrfätze nur gelegentlich, beide ohne Beweife. Ausmeffung der Figuren, Ausmeffung und Theilung derfelben. Am Ende auch Körpermeffungen und Vorfchriften, die Netze zu den geometrifchen Körpern zu verfertigen.

Halle, b. Hemmerde u. Schwetfchke: *Tafeln der Quadrat- und Kubikzahlen, wie auch der gemeinen Logarithmen von 1 bis 1000, nebft den Logarithmen der Sinus und Tangenten.* Zum Gebrauch der Mathematik für Anfänger. gr. 8. 1790.

Der Herausgeber diefer Tafeln, Hr. Prof. *Meinert*, hat fie zunächft für das Lehrbuch der gefammten Kriegswiffenfchaften für Officiere bey der Infanterie und Cavallerie beftimmt, wovon die beiden erften Abtheilungen auch unter dem allgemeinen Titel, Lehrbuch der Mathematik, zu haben find. Die Verlagshandlung glaubte mit dem befondern Abdrucke diefer Tafeln folchen Anfängern einen Dienft zu leiften, die fich nur mit dem theoretifchen Studium der Mathematik befchäftigen, oder zu ihren anderweitigen Abfichten vollftändigere Sammlungen logarithmifcher und trigonometrifcher Tafeln entbehren können. Uebrigens ift diefen Tafeln auch eine Gebrauchsanweifung beygefügt worden, da man in kurzen Lehrbüchern der reinen Mathematik felten dergleichen Anweifungen findet. Die Rechnung wornach Logarithmen von Zahlen, die nicht in diefen Tafeln enthalten find, gefunden werden, gründen fich auf folgenden Satz: Die Differenzen folcher Zahlen, welche gröfser als 1000, und um 1 oder noch weniger von einander verfchieden find, find den Differenzen ihrer Logarithmen, wenigftens bis in die fiebente Decimalftelle, ziemlich genau proportionirt, und zwar defto genauer, jemehr die Zahlen gröfser als 1000 find. Die Aufgaben felbft find mit Beyfpielen erläutert. Hiebey mufs man aber bedenken, dafs der fo eben angeführte Satz auf die hier vorhandnen Logarithmen nicht völlig paffen kann, weil die dazu gehörigen Zahlen 1000 nicht überfteigen, daher man fich auch nicht wundern darf, wenn man auf die angezeigte Art Zahlen und Logarithmen nicht mit der völligen Genauigkeit erhält. Indefs haben diefe Abweichungen bey blofsen Uebungsrechnungen nichts zu bedeuten. Die Tafeln der Sinus und Tangenten Logarithmen gehen von einer, und denn von 3 zu 3 Minuten bis zu 90 Graden in 7 Decimalftellen fort und find wie gröfsere Tafeln eingerichtet, dafs man auf einer und derfelben Seite in den 2 verfchiedenen Abtheilungen, nemlich in der einen die Logarithmen der Sinus und Tangenten des Ergänzungswinkels zu 90 Gr. zu den in der andern Abtheilung befindlichen Logarithmen der Sinus und Tangenten irgend eines gegebnen Winkels findet. Auch hier werden die vorkommenden Fälle durch Beyfpiele erläutert. Wenn man die fo gefundenen Logarithmen mit denen in vollftändig berechneten Tafeln vergleicht, fo findet man, dafs fie gegen jene, in der letzten, oder in den beiden letzten Decimalftellen etwas zu grofs find. Bey angeftellter Vergleichung haben wir diefe Tafeln fehr, doch aber nicht ganz correct gefunden, z. B. log. tang. 34°57′ fteht hier 9,4444199, wo die erfte 4 nach der 9 eine 8 feyn follte.

Frankfurt u. Leipzig. *J. N. Arnould's*, Architect, Kurfürftl. Trierifcher (n) wie auch Kurfürftl. Kölnifcher (n) und Pfalzbayr. beeideter (n) Geometre, *Praktifcher Ingenieur*, worinnen die Rechenkunft und Geometrie, theoretifch und praktifch, vom Proportionalzirkel, von der Bauberechnung und Wafferwaage, von Feftungswerken, Belagerung und Vertheidigung der Städte, von den Sinustafeln und Trigonometrie, von der Geographie oder ein ganzes Land aufzunehmen gehandelt wird. Nebft Anweifung eine Mittagslinie oder Meridian bey Tag und Nacht zu ziehen. Mit Tabellen und 20 Kupfertafeln. 1793. 432 S. 4. (3 Rthl. 16 Gr.)

Der Vf. oder Abfchreiber mag allenfalls ein brauchbarer Feldmeffer feyn; ob ihn aber Eitelkeit, oder Gewinnfucht, oder eine gewiffe Gutmüthigkeit feinem Nächften zu dienen, zum Schriftfteller gemacht habe, das müffen wir dahin geftellt feyn laffen. „Ich kann zwar nicht fagen (fchreibt er in der Vorrede) ob ich der Erfinder des fämmtlichen allein fey; unterdeffen wird es für das allgemeine Befte gleich viel gelten, es komme die Erfindung her von wem fie wolle, wenn fie nur gut ift; das allein kann ich verfichern, dafs ich mir nichts fremdes zuzueignen verlange; ich begehre nur zu nützen." Auf diefe Erklärung hin, fchreibt er nun alles zufammen, was ihm vorkommt, Altes und Neues, Brauchbares und Unbrauchbares, ohne auf das Eigenthum anderer Rückficht zu nehmen. Freylich betrift difs mehrentheils längft verftorbene Perfonen, auffer bey der Ziehung der Mittagslinie, welche aus Helfenzrieder genommen ift. Die Geometrie und Trigonometrie ift aus Wolffens Anfangsgründen abgefchrieben, aber fo nachläfsig, dafs nicht nur manche unverftändliche Worte hineingekommen, fondern dafs auch halbe Beweife, halbe Auflöfungen der Aufgaben fehlen. Anderwärts fchreibt er wieder einen alten Schriftfteller ab, der fich fo, wie Tobias Beutel, immer auf den Euklides beruft. Die Kriegsbaukunft ift aus einem Schriftfteller genommen, der wenigftens fchon 100 Jahr alt feyn mufs. Man findet da noch die hölzerne Gallerie, um über den Graben zu kommen, und dergleichen altväterifche Dinge. Vor allen Dingen hätte fich alfo der Vf. erft felbft unterrichten laffen follen, ehe er andere unterrichten wollte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 28. Julius 1794.

ERDBESCHREIBUNG.

St. Petersburg: D. *Joh. Andr. Guldenstedt Reisen durch Russland und im Caucasischen Gebirge*, herausgegeben von *P. S. Pallas*. Erster Theil. 1787. 511 S. Zweyter Theil. 1791. 552 S. 4. mit vielen Kupfern und einer Karte der bereisten Gegenden.

Hätte der Vf., (der 1781 in Petersburg starb,) die Ausgabe seiner 7jährigen Reise durch die südlichen Provinzen des russischen Reichs und Georgien selber besorgen können: so würden wir gewiss von ihm manche nähere Aufschlüsse über einzelne Gegenstände erhalten haben, die wir, bis andre jene Gegenden eben so sorgfältig untersuchen, entbehren müssen. Indessen hat Hr. *Pallas* aus dem gelehrten Nachlasse des Vf., der oft aus einzelnen Blättern, oder blosser Anzeige der Reiseroute bestand, das wichtigste zusammengelesen, und Naturforscher, Mineralogen und Geographen werden beider Gelehrten Bemühungen auch in ihrer gegenwärtigen Gestalt zu schätzen wissen. Die ganze Reise fiel in die Zeit des ersten Türkenkriegs unter der jetzigen Regierung, in die Jahre von 1768 bis 1775; eine Zeit, die für des Vf. Untersuchungen unter wilden und halbbarbarischen Nationen nicht die günstigste war. Er besuchte das heutige Caucasien, die Völker, welche die nördliche und westliche Seite des Caucasus bewohnen, den grössten Theil von Georgien, die Kabarda, das ehemalige Neurussland, und die benachbarten Provinzen. An einer Reise nach der Krimm ward G. durch damalige Kriegsunruhen verhindert. Diese Gegenden werden hier geographisch und naturhistorisch untersucht; allein besonders wichtig sind des Vf. Nachrichten vom Caucasus, den verschiedenen Nationen, die dies Gebirge bewohnen, und von Georgien und dessen Provinzen, von denen man hier einen reichen Schatz der interessantesten Belehrungen beysammen findet.

Auch nur das wichtigste, was diese Reise enthält, in unserer Anzeige vorzulegen, übersteigt die Kräfte des Rec., und würde für den Raum unsrer Blätter zu viel seyn. Wir müssen daher eine Menge reichhaltiger mineralogischer und botanischer Bemerkungen übergehen, eben so viel geographische Angaben verschweigen, und es unsern Lesern überlassen, in dem Werke selber die mannichfaltigen Kenntnisse des Vf. zu benutzen. Von dem, was wir uns bey wiederholter Durchlesung angezeichnet hatten, wählen wir also nur einiges mit Uebergehung aller naturhistorischen und mineralogischen Bemerkungen aus, nicht um ein Werk zu empfehlen, das schon seit einiger Zeit in gelehrten Händen ist, und für dessen Werth schon der Name des Vf. bürgt, sondern um einigermassen zu zeigen, dass G. eben so mannichfaltig die bereisten Gegenden aufhellt, als andere Petersburger Akademiker, die entweder vor ihm oder mit ihm zugleich auf kaiserlichen Befehl ausgesandt wurden, die entferntesten Provinzen des russischen Reichs zu untersuchen.

Das Land der donischen Kosaken fängt nach unserm Vf. bey Michailow, einem Flecken 700 Werste von Moscau an, und erstreckt sich gegen Osten bis Zarizyn. Die südliche Grenze macht der Donez, und die entgegengesetzte der Choperfluss. Man rechnet sie 40,000 Mann stark, die aufsitzen können. Ihre Hauptstadt ist Tscherkask am Don, einige Werste von Asov. Hier wohnt ihr oberster Befehlshaber, den sie Wois Kowoi Ataman nennen. Im Kriege bekommen sie 12 Rubel Gage, und Proviant für sich und ihr Pferd, auch Pulver und Bley. Allein ihr Pferd, Reitzeug, Kleidung und Gewehr müssen sie selber anschaffen. Auf 2 besondern Platten sind Personen beiderley Geschlechts in ihrer besten und alltäglichen Tracht vorgestellt. Die von ihnen bewohnten Gegenden nehmen einen Raum von 191,520 Quadratwersten ein; sie sind aber so wenig bevölkert, dass man auf jeden Kosaken fast 4 Q.Werste annehmen kann. Kislar, am Terekfluss, treibt ansehnlichen Handel mit Persien. Hier werden jährlich von 1200 bis 2000 Pude persische Seide eingeführt. Der Weinbau erweitert sich, und 1772 wurden von hier und der benachbarten Gegend 18000 Eimer meist nach Astrachan verfahren. Die hier eingerückte Beschreibung der warmen Bäder am Terek stand vorher schon im Jahrgang 1782 des neuen Petersburger Journals. In Georgien hielt sich der Vf. den grössten Theil des Jahres 1772 auf. Er liefert daher ausser seinem Reisejournal auch eine zusammenhängende Schilderung dieses vor ihm so unbekannten Landes, das durch türkische Einfälle und Streifereyen der Bergtartaren, vorzüglich der Lesgier, grosse Verwüstungen erlitten hat. Die Perser nennen das Land Gurgassen, die Türken Gurtscha, die Georgier haben für die Provinzen besondere Namen; der allgemeinste aber fürs Ganze ist bey ihnen Kartwali. Das ganze Land ist in 9 Provinzen vertheilt, deren Lage, Umfang, Ortschaften und andere Merkwürdigkeiten hier genau verzeichnet sind. Eben so ausführlich verbreitet sich Hr. G. über den Caucasus, vorzüglich diejenigen Striche, die er persönlich zu bereisen Gelegenheit hatte. Die Mitte dieses Gebirges setzt er unter 41 Gr. nördl. Br. Die verschiedenen Völkerschaften, welche dasselbe bewohnen, und zum Theil gefährliche Nachbaren der Russen sind, werden

sämmt-

fämmtlich aufgeführt, und nach ihrer Verfaffung, Sprache und Lebensart befchrieben.

In den Jahren 1773 und 1774 bereifete der Vf. von Kislar aus die öftliche Küfte des cafpifchen Meeres, die grofse Kaberda, die Gegenden am Don, und das Gouvernement Katrinoslaw. Die bekannten Ruinen von Madfchar find keine Wohnungen, fondern Maufoläen, mit einem unterirdifchen Gewölbe verfehen, welches nicht Keller, fondern Gräber find, worin die Särge geftellt waren. Aus einigen Infchriften fah der Vf., dafs der Ort im 8ten Jahrhundert blühete, und die Einwohner zu den Mahometanern gehörten. Die Stadt Tfcherkask hat wegen der Ueberfchwemmungen im Frühling und Anfang des Sommers eine fehr ungefunde Lage. Die gröfste Tiefe des Hafens Taganrock ift nur 7 Fufs, daher Kriegsfchiffe von 60 Kanonen einige Werfte tiefer im Meere liegen müffen. — Die Wafferfälle des Dnepers führen diefen Namen fehr uneigentlich. Es find nur Felfenftücke oder Klippen, die aus dem fonft gleichförmig inclinirten Flufsbette hervorragen, und zwifchen denen der Strom wegen verengerten Kanals mit gröfserer Heftigkeit und wirblicht fliefst. Manche von diefen Stellen betragen in der Länge nur wenige Schritte, manche wie der *Nenafitez* faft 1 Werft. Solcher Stellen find in einer Strecke von 40 Werft 15, und der Vf. glaubt, dafs man die meiften Felfen zur Beförderung der Schiffahrt leicht wegfprengen, oder mit weniger Arbeit die kleinen Nebenarme des Fluffes fchiffbar machen könne. Bey Tor fowohl, als bey Bachmut, in der Provinz Katerinoslav find anfehnliche Salzfiedereyen, aber das dazu nöthige Holz fteht in zu hohem Preife. Wahrfcheinlich find fie feit der Befitznehmung von Taurien eingegangen. Auf den Jahrmärkten zu Romna wird ftarker Handel mit den kraufen fchwarzen Lämmerfellen getrieben; 100 Stück werden zu 60 bis 70 Rubel verkauft, die Lämmer werden bald nach der Geburt gefchlachtet. Vorzüglich wird das Fell von frühzeitig gebornen Lämmern gefchätzt, wegen des fammtartigen Anfehens. Es werden aber nie Mutterfchafe, es fey denn zufällig, gefchlachtet, um das Fell von ungebornen Lämmern zu erhalten. — Die bekannten unterirdifchen Gänge des Halfcherskifchen Klofters in Kiow hat der Vf. ebenfalls befchrieben, und ihre Länge, Breite und Richtung auf der 7ten Kupfertafel erläutert. Sie find drey Fufs breit und einen Faden hoch, an den Seiten der Gänge find zwey Fufs hoch über den Fufsboden Vertiefungen ausgehauen, in denen die Särge mit den unverwefeten Leichnamen ftehen. In den Gängen des h. Antonius, die 20 Faden im Viereck betragen, ftehen dergleichen 47, und in den Gängen des h. Theodofius 33. Die Haut und die Finger der unverwefeten Körper find braun, und durch die Vertrocknung fehr zufammengezogen, überhaupt aber die Körper klein, und nicht fehr faftreich gewefen. Zwifchen den offenftehenden unverwefeten Leichnamen ftehen noch an den Seiten der Gänge in kleinen Gewölben Särge mit verwefeten Körpern. Die Univerfität Kiow im Brezkifchen Klofter verdient kaum den Namen eines mittelmäfsigen Gymnafiums. Von den 500 dort Studierenden wohnen 200 im Klofiergebäude, und diefe werden auf öffentliche Koften theils durch Almofen, theils durch Vermächtniffe unterhalten. Das Klofter reicht ihnen von feinem Proviant monatlich einen Garniz Grütze, und einen Pajok Mehl. *Neffim* in der Tfchernigowfchen Statthalterfchaft ift der wichtigfte Handelsplatz in Neurufsland. Der Ort hat 16000 Einwohner. Er ift das Waarenlager des Handels zwifchen Rufsland, der Krimm, Moldau, Wallachey, Türkey, Schlefien, Danzig und Leipzig. Aus den 3 letzten Gegenden werden holländifches und englifches Tuch, fchlefifche Leinewand, franzöfifche und deutfche feidene und baumwollene Waaren, Treffen, fteyermärkifche Senfen etc. eingeführt. Gute Pferde werden hier in Friedenszeiten das Stück zu 10, und Ochfen zu 6 Rubel von den Türken, Griechen, Tataren, Kofaken und Kalmucken verkauft.

Eine fehr genaue Karte von den Ländern zwifchen dem cafpifchen und fchwarzen Meer, zeigt die Gebirgsketten des Caucafus, und die Lage von Georgien, Armenien und Circaffien, nebft den angrenzenden Ländern, die Aftracanifche Steppe, nebft dem Lauf des Terek- und Kubanfluffes. Eben diefelbe ift in einem englifchen Werke nachgeftochen, das 1788 in London unter dem Titel: *Memoir of a Map of the Countries comprehended between the Black Sea and the Cafpian with an Account of the Caucafian nations and Vocabularies of their Languages.* 4. erfchien, und worin der Vf. Hr. *Ellis* Guldenftedts Nachrichten von den Caucafifchen Völkern auszugsweife zufammengeftellt hat. Eben derfelbe ift Hn. Pallas, laut der Vorrede, bey Entwerfung diefer Karte fehr behülflich gewefen.

HAMBURG, b. Hofmann: *Neuere Gefchichte der See- und Landreifen.* Dritter Band. 415 S. Vierter Bd. 1791. 292 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Beide Theile diefer längft durch ihre gute Auswahl, getreue Ueberfetzung und richtigen deutfchen Ausdruck bekannte Sammlung, die Hr. Prof. *Ebeling* in Hamburg beforgt, find gröfstentheils mit des Abentheurers *Benjowski* Reifen und Schickfalen angefüllt. Da wir diefe bey ihrer Erfcheinung umftändlich angezeigt haben: fo bemerken wir dabey blofs, dafs der Herausg. manche Auswüchfe weggefchnitten, auch hin und wieder die Urfchrift in den Anmerkungen berichtigt und verbeffert hat. Als Zugabe zum 4ten Bande hat eben derfelbe auszugsweife *Hipolitus Stepanofs* Tagebuch feiner Reife von Kamtfchatka nach Macao angehängt. Diefer war Benjowski's Begleiter auf feiner Flucht, von Kamtfchatka, ward aber von ihm in Macao hinterlaffen, und ftarb 1772 in Batavia. Hr. E. hat die kurze Reife aus dem Novemberftück des *Journal encyclopédique* hier eingerückt. Umftändlicher, und mit mehrern Befchwerden gegen Benjowski angefüllt, kann man felbige in der 7ten Beylage zu *Ary Huyfers betenopte Befchryving der Oftindifchen Etabliffementen*, Amft. 1790. finden. Hier wird S. 387. Graf Moriz Auguft von Benjowski (Benef) wirklich als Haupt der ganzen Unternehmung genannt, auch Hn. Ebelings Muthmafsung S. 284. beftätigt, dafs die Flüchtlinge anfänglich Sagalin auf der chinefifchen Küfte zu erreichen dachten. Diefer Name fteht wirklich im Original. S. 289. der deutfchen Ueberfetzung wird unter

unter den 70 Flüchtlingen, die mit Benjowski entrannen, *ein Kanzler* mit aufgeführt. Uns war dieses beym Lesen unerklärlich. Benjowski Tagebuch sagt darüber nichts. Beym Huyser aber heisst diese Person Cancettisch, welchen Ausdruck wir noch weniger verstehen, wenn er nicht etwa Cancellist bedeuten soll.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Marburg, in der neuen akad. Buchh.: *Archiv für die biblische und Morgenländische Literatur*, von *Ge. Wilh. Lorsbach*, Prof. der Theologie zu Herborn. Zweytes Bändchen. 1794. 341 S. kl. 8.

Die Fortsetzung dieses gelehrten Archivs ist, nach einem Stillstand von 2 Jahren, zwischen dem 1 und 2ten Bändchen, eine unerwartete, immer aber eine angenehme Erscheinung für den Orientalisten. Der Vf. hat dem Titel den Zusatz *biblisch* gegeben, weil er hier in der 2ten Stelle eine *Beschreibung niedersächsischer Bibelhandschriften aus dem 15ten Jahrhundert* S. 55 – 238. aufgenommen hat. Sie ist für den Kenner nicht ohne Interesse, und mit Fleiss ausgearbeitet. Wir wünschen nur, dass der getheilte Zweck, den biblischen Literator und den orientalischen Sprachgelehrten zugleich zu befriedigen, die Liebhaber des Archivs eher vermehren als vermindern möge! Da dieser für altdeutsche Sprache und Denkart immer merkwürdige Aufsatz den grösseren Theil des Bändchens einnimmt, so enthält es für den Orientalisten nur 2 Abhandlungen.

I. wird ein arabisch-persisches Wörterbuch, *Mokaddemat Aladab* (*Vorbereitungskenntniss*) — ein kleines Werk, welches aus dem bey Herbelot und bey Golius (am Ende der Vorrede seines arabischen Lexicons) unter diesem Titel angeführten vielleicht ein Auszug, gewiss von dem letzteren verschieden ist — beschrieben. Sein jetziger Besitzer ist Hr. GRR. *Hezel.* Es verdient bey einer neuen Ausgabe des Golius oder Castellus nicht übergangen zu werden. Hr. *L.* beschreibt hier sein Aeusseres, macht auf Schreibfehler darin, von denen er manche bessert, aufmerksam, und gibt aus einigen Kapiteln Excerpte zu Ergänzung der arabischen Wörterbücher. S. 15. gibt es in der Note c ein von dem Vf. nicht enträthseltes Beyspiel, dass man auch in spätern Zeiten Nomina propria aus dem Arabischen ins Persische *übersetzte*, und daher z. B. der nemliche Mann im arabischen *Alaoddin*, und im persischen Schriftsteller *Bahaoddin* genannt seyn kann, weil beide Namen einerley bedeuten. Eine zur Erklärung so mancher Verschiedenheiten in den Personennamen der ältern orientalischen Geschichte unentbehrliche Bemerkung! Bey Griechen, Hebräern und Persern hat der nemliche König oft bloss aus diesem Grunde einen sehr verschieden klingenden Namen. — Einige deutsche Worte in der Beschreibung, wie S. 21. *zum Geleucht*, S. 51. *eine Wieke*, sind Provinzialismen. Wie *Mas* der Diamant, S. 28. unter den Schmiedewerkzeugen stehen könne, hätte wohl eine Erläuterung verdient. Castellus setzt bey *Alamas* — „ferrum secans." S. 39. findet sich eine bemerkenswerthe Sitte. Der Orientale drückt seinem Getreidehaufen, wenn er ihn sicher aufbewahren will, allerley Figuren auf, vermittelst eines Bretts, in welches diese Zeichen eingeschnitten sind, und das er *ein Sigill* nennt.

II. folgt die *Beschreibung einer Niedersächsischen Uebersetzung und Catena über das Buch Jesus des Siraciden*; um so merkwürdiger, da selbst Sen. *Göze* von niedersächs. biblischen Mssen keines aufgefunden hatte. Das gegenwärtige ist seit 1785 in der Oranien-Nassauischen Archivbibliothek zu Dillingen. Der Uebersetzer und Sammler, wahrscheinlich ein Ordensmann, lebte nach einer inneren Spur, welche die Handschrift enthält, und womit auch die Schriftzüge übereinstimmen, zwischen 1440 und 1447. Das Mf. scheint sein Autographum zu seyn. Hr. L. beschreibt das Aeussere davon genau, gibt das 26ste Kapitel als Probe, nebst der Catena von erbaulichen Anmerkungen und Anekdoten, welche dasselbe begleiten; hierauf auch das 49ste Kapitel, welches freyer übersetzt, und mit Zusätzen bereichert ist. Er hebt ferner einige der Catena eingewebte Legenden aus, und benutzt endlich seine Handschrift als Beytrag zur Literatur der altdeutschen Dichtkunst, weil sie viele Reime aus Freydank u. a. enthält. Ein artiges Emblem von der Freundschaft verdient Auszeichnung.

„So fangh der vroideghen en:	So fang der Freudigen einer:
Nach stetem schine der sunnen klar	So wie der Sonne steter Schein —
Nicht so de Mane wandelbar,	nicht wandelbar, wie Mondenlicht
so vrounde stat	so Freunde steht,
Dat is myn raet	Dies ist mein Rath,
in steter leve bunden."	in steter Liebe verbunden.

In der Catena sind über 90 Autoren, zum Theil unbekannte, citirt. Das Verzeichniss derselben wird hier mitgetheilt. An einem andern Ort aber wird Hr. L. ein niedersächsisches Glossarium aus diesem Codex bekannt machen. Durch die Herrn *Schnurrer* und *Drück* ist Hr. L. in den Stand gesetzt worden, am Ende seiner Abhandlung zu zeigen, dass 3 niedersächsische Bibelausgaben, welche in der Bibelsammlung der herzogl. Bibliothek zu Stuttgart als die ältesten aufbewahrt werden, in ihrer Uebersetzung von Jesus, Sirachs Sohn, mit der hier beschriebenen wenig gemein haben.

III. werden mit Beziehung auf *Gaabs* Abhandlung von ähnlichem Inhalt in den Memorabilien I. St. *zum syrischen Lexicon des Castellus und Michaelis gelehrte Beyträge aus Vergleichung des Persischen* geliefert, da aus der letzteren Sprache nicht weniges zu verschiedenen Zeiten in die aramäischen Dialecte übergegangen ist. S. 246. skizzirt der Vf. seine Gründe, die altpersische und die altchaldäische (nicht aramäische) Sprache für Eine zu halten, und erklärt nach dieser Voraussetzung die meist bekannten chaldäischen Namen. *Aharman* wird S. 258. als das böse Grundwesen der Perser Αρειμανης, erklärt. Ahar ist *Befleckung*, Manisch *die Natur.* Rec. zweifelt aber, ob das ης in αρειμανης nicht bloss griechische Endung sey. Deswegen hat auch bey den Syrern und Tal-

Talmudisten das Wort kein *s* am Ende. Sollte die Sylbe *Man* nicht das persische صايان *nos* seyn, und also Ariman oder Aharman *inquinatio nostra* bedeuten? *Arsaces* ist ein Appellativum: Arshacojo bedeutet *Erdbeherrscher*. Das Femininum von diesem Wort steht Jerem. 25, 26. 51, 41. für שֵׁשַׁךְ — Sollte bey diesem seltsamen Ausdruck an شاهنشاه *Schahanschah* (Rex Regum) zu denken seyn, das der Hebräer *Schassach* aussprechen hörte? Ueberhaupt enthält dieser Artikel auch zum hebräischen Lexicon, wo dies Worte aus der Sprache der Chaldäer aufnehmen muss, manche beleuchtende Beyträge. Rec. wünscht seine baldige Fortsetzung vorzüglich.

KOPENHAGEN, b. Heins: *Efterretninger om udenlandsk Literatur*, (Nachrichten von ausländischer Literatur.). 1793. I. B. May bis August. 408 S. ohne Vorrede und Subscribentenverzeichniss. II. B. Septbr. bis Decbr. 392 S. u. XXIV. Register.

Ein sehr nützliches Unternehmen, dem dänischen Publicum die gemeinnützigsten Nachrichten von der Literatur anderer Nationen mitzutheilen. Die Herausgeber, eine Gesellschaft von Gelehrten in Kopenhagen, scheinen auch, so weit man aus einigen eigenen Recensionen urtheilen kann, der Ausführung gewachsen zu seyn, und der Redacteur, Hr. Bibliotheksecretär *Nyerup*, ist durch Fleiss und Kenntnisse zu diesem Geschäft vorzüglich geschickt: nur dürfte es zur Erreichung des Endzwecks wesentlich gehören, den Plan noch genauer zu bestimmen, damit auf der einen Seite kein wirklich wichtiges gemeinnütziges Werk übergangen, oder andere, minder erhebliche, angezeigt werden, wie z. B. *Dumourier reduit à sa juste valeur*, und auf der andern die zu grosse Ausdehnung einiger Recensionen bey andern eine nachtheilige Sparsamkeit nothwendig mache. Uebrigens werden die meisten Recensionen aus deutschen, französischen, englischen und schwedischen Journalen, mit Anführung der Quellen, entlehnt; es findet sich aber auch in jedem Hefte eine Anzahl eigener. Unter diesen haben uns vorzüglich gefallen die Recension von *l'Ami des loix*, *Kotzebue* vom Adel, *Eberhard* über Staatsverfassungen, Briefe über den Sectennamen *Lavaterianismus*, *Kochs* Odeum Friedrichs des Grossen, Schriften aus *Upsal*, zum Theil von Studirenden, (wobey man interessante Nachrichten von dem Zustande der Pressfreyheit in Schweden erfährt.) *Vossens* Musenalmach für 1793, *Herders* Briefe zur Beförderung der Humanität, *Ewalds* was sollte der Adel jetzt thun? Ausserdem kommen am Ende eines jeden Hefts kürzere Nachrichten und literarische Anekdoten vor, theils aus Briefen, theils aus Journalen und andern Schriften. Verschiedene dieser Artikel sind sehr interessant, besonders gelegentliche Urtheile über einzelne merkwürdige Stellen der neuesten Schriften. In dem Decemberstücke S. 382. wird die Schrift *Friedrich Graf von Struensee, oder das dänische Blutgerüst* mit Recht als eine erbärmliche Sudeley verschrieen; es ist nicht zu begreifen, wie solche Armseligkeiten noch einiges Auffehen erregen können. Von der schwedischen Literatur, die leider nicht einmal *ein einziges* eigenes Journal hat, könnte man billig aus dem benachbarten Königreiche vollständigere Nachrichten erwarten. Es war uns daher sehr auffallend, die Anzeige der *Witterkets - Historie - og Antiquitets - Academiens Handlingar* aus dem *Esprit des Journaux* (!) entlehnt zu sehen.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Leipzig*, b. Crusius: *Versuch, den sichern Gebrauch der spanischen Fliegen oder Blasenpflaster näher zu bestimmen.* 1793. 76 S. 8. — Der Vf. hat es sich ausdrücklich zum Gesetz gemacht, nur von dem äusserlichen Gebrauch der spanischen Fliegen im Blasenpflaster, nach der Vorschrift der *Ph. Danica* bereitet, zu reden, und meynt, dass wir die Krankheiten noch nicht alle wissen, in welcher das Blasenpflaster nützlich oder schädlich ist, dass es also Pflicht des Praktikert sey, dasjenige, was er nach reifen Versuchen (?) beobachtet und entdeckt, bekannt zu machen. Er betrachtet die spanischen Fliegen 1) als Abzugs- oder Ableitungs- und Ausleerungsmittel, 2) als Erregungsmittel, 3) als besänftigendes und zertheilendes, und 4) als Zusammenziehungsmittel. Die allgemeinen therapeutischen Gesetze, nach welchen die Blasenpflaster wirken, vermisst Rec. in diesem Buche; der Vf. geht die Krankheiten vom Kopf bis zum Fuss durch, und sagt nicht viel mehr, als dass er sie da nützlich, dort schädlich befunden habe. So versichert er bey dem schwarzen Staar nie Nutzen von den spanischen Fliegen am Arm bemerkt zu haben, wohl aber, wenn sie auf den Nacken gelegt wurden. Unbedingt und wider die therapeutischen Regeln empfiehlt er andere Mittel, z. B. bey der Gicht das Guajakharz. Er bemerkt dabey wohl freylich, dass man andere bekannte Gichtmittel auch nicht zu brauchen unterlassen müsse, billig aber hätten die Umstände angegeben werden sollen, unter denen dieses hitzige und reizende Mittel bey der Gicht Vortheile verspricht. Bey Augenentzündungen *aller Art* empfiehlt er die Blasenpflaster, die doch, wenn grosse und allgemeine entzündliche Reizung im Körper vorhanden ist, sicher schädlich sind. Den Nutzen der spanischen Fliegen beym Eiterauge gibt er als sehr gross an, besonders wenn die Ansammlung des Eiters nach den Pocken, oder nach den Masern entstanden ist. Von den Blasenpflastern, als reizendes Mittel betrachtet. Auch da vermisst Rec. die Bestimmungen, unter welchen es als ein solches angewendet werden kann. Auch gedenkt der Vf. der grossen Heilkräfte der auf die leidende Stelle gelegten spanischen Fliegen, um den bevorstehenden Uebergang der Entzündung in den Brand zu verhüten, nicht. Er empfiehlt beym Seitenstich die Blasenpflaster ganz unbedingt als schmerzstillende Mittel, da sie doch bey jeder Entzündung nur mit grosser Vorsicht angewendet werden müssen, und dieselbe sehr oft vermehren, wenn sie zur Unzeit angewendet werden. Nachlässigkeiten im Ausdruck finden sich oft, und zuweilen völlig unbekannte Ausdrücke. Das Friesel der Kinder soll z. B. eine krampfhafte Krankheit seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 29. Julius 1794.

RECHTSGELAHRTHEIT.

SCHLESWIG, gedr. b. Serrighausen: *Corpus statutorum Schlesvicensium,* oder *Sammlung der in dem Herzogthum Schleswig geltenden Land- und Stadtrechte,* nebst den für diese Gegenden erlassenen neuern Verfügungen. Mit Anmerkungen begleitet. *Erster Band,* die sämmtlichen Landschaften betreffend, nemlich Eyderstädt, Nordstrand, Stapelholm und Fehmarn. 1794. 813 S. 4.

Für Einländer ist diese Sammlung unentbehrlich; aber auch dem ausländischen Rechtsgelehrten, der sich von der Rechtsverfassung des Herzogthums Schleswig unterrichten will oder muss, wird sie schätzbar und willkommen seyn. Die Unternehmer des Werks sind *C. C. Freyherr von Brockdorf* und *F. C. von Eggers.* Ihre Arbeit hat sich nicht bloss auf Besorgung des Abdrucks der Landrechte oder auf das blosse Verdienst eines Sammlers eingeschränkt, sondern sie haben den Werth und die Nutzbarkeit dieser Sammlung durch hinzugefügte zahlreiche Anmerkungen, Hinweisungen auf ältere und neuere Gesetze, Erklärung veralteter, oder undeutlicher Worte, Berichtigung des wahren Sinns u. s. w. zu erheben und zu vergrössern gesucht.

Dieser I Band liefert die Rechte der 4 Landschaften *Eyderstädt, Nordstrand, Stapelholm* und *Fehmarn,* deren jede ihre eigenthümliche rechtliche Verfassung hat. 1. *Das Eyderstädtische Landrecht* v. J. 1591. nebst den Registern und andern Verordnungen, die nach Ertheilung desselben ergangen sind. Bey dem Abdrucke des Landrechts ist die neueste Ausgabe v. J. 1737. in so weit zum Grunde gelegt, als sie mit der authentischen Ausgabe v. J. 1591. übereinstimmte. Es bestehet aus 4 Theilen die das Privat- und Criminalrecht betreffen und aus der sogenannten Eyderstädtischen Reformation, die sich mit Polizeysachen beschäftigt. Die beygefügten, für diese Landschaft ergangenen Verfügungen, enthalten 112 Artikel. 2. *Das Spadelandesrecht.* Es ist ein allgemeines Deichrecht, sowohl für die Landschaft *Eyderstädt,* als für das übrige *Marschland.* In der Mantissa zu *Hackmanns* Tr. de jure aggerum findet man es bereits abgedruckt. Beygefügt sind diejenigen Deichordnungen und Verfügungen, welche für die Districte, wo das Nordstrander Landrecht gilt, gegeben werden, z. E. die Tondern-Pellwormsche Deicharde. u. s. w. 3. *Landrecht des Nordstrandes* v. J. 1572. der Abdruck folgt der *Heimrichschen* Ausgabe v. J. 1670. deren Noten sich auch unter dem Texte befinden. Es bestehet aus 3 Theilen und ist mit den nöthigen Registern versehen. Dies Landrecht ist nicht bloss für die Insel Nordstrand sondern auch für die *Böking-* und *Wieding-Harde,* so wie für die Inseln *Sylt, Osterland-Föhr* und *Pellworm* verbindlich; daher die Herausgeber auch alle für die genannten Districte erlassenen Verfügungen, deren 40. über besondere Gegenstände mitgetheilt werden, haben abdrucken lassen. Merkwürdig ist die in holländischer Sprache ausgefertigte *Octroy* für die Hauptheilnehmer des neuen Nordstrandes v. J. 1652. die hier, neben dem Originale, mit einer deutschen Uebersetzung von *Heinrich Walter* auf gespaltenen Columnen geliefert ist. — 4. *Stapelholmer Constitution* v. J. 1623. Sie enthält eigentlich kein vollständiges Landrecht, vielmehr scheint sie ursprünglich nur auf die Abstellung gewisser Mängel und Missbräuche gerichtet zu seyn. Inzwischen tritt sie doch, nebst den für die Landschaft Stapelholm gegebenen gesetzlichen Vorschriften, welche die Herausgeber unter 10 Nummern geliefert haben, an die Stelle eines vollständigen Landrechts. 5. *Das Fehmarnsche Landrecht* v. J. 1558. Die Unvollkommenheit desselben in Betracht der übrigen, ist sehr auffallend; indess wird es doch von einem jedesmaligen Landesherrn von neuem bestätigt. Ein Abdruck davon ist in *Dreyers* Samml. vermischter Abhandl. Th. 2. S. 1031. befindlich. Durch die nachherigen Gesetze für die Insel Fehmarn, von welchen 75. der erheblichsten hier abgedruckt sind, ist manches erweitert, berichtigt und ergänzt worden. Die hier abgedruckten speciellen Verordnungen, Rescripte, Mandate u. dgl. welche den 4 Landschaften ertheilet sind, erstrecken sich von Zeit der Bekanntmachung der Landrechte, bis zum Jahr 1750. Von den ältesten Landrechten der 4 Landschaften aber haben die Herausgeber absichtlich keine umständlichern Nachrichten gegeben; weil sie durch die spätern, in dieser Sammlung enthaltenen, aufgehoben sind. Wir müssen dieses auch um so mehr billigen, da bereits bey andern Schriftstellern, ältern und neuern, z. B. in *Dreyers* Samml. verm. Abhandl. *Heimrichs* Nordfriesischen Chronick, *Boltens* Beschreibung von Stapelholm u. a. m. ausführliche historische Nachrichten über die ältern Landrechte des Herzogthums Schleswig anzutreffen sind. — Auszüge aus diesen einzelnen Landrechten zu geben, würde die Grenzen dieser Anzeige überschreiten. Die *Statuten der Städte* sollen die folgenden 2 Bände liefern.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Beygang: *Predigten, hauptsächlich zur Berichtigung irriger Vorstellungen und zur Bestreitung falscher Grundsätze;* von *Friedrich Wilhelm*

Wedag, Prediger der evangelisch-reformirten Gemeine zu Leipzig. *Erster Theil.* 1793. 384 S. 8.

Irrige Vorstellungen in Sachen der Religion zu berichtigen und falsche Grundsätze zu bestreiten, bleibt immer eine von den Absichten, die man, bey Predigten haben muss, wenn man dadurch wirklich erbauen, d. h., nicht bloss rühren, sondern vernünftig belehren und aufklären will, um gründlich zu bessern. Es ist also auch nöthig und nützlich, diesen und jenen herrschenden Vorurtheilen und praktischen Irrthümern in der Religion bisweilen in eigenen, besonders darauf gestimmten Predigten entgegen zu arbeiten; und, wenn der Prediger seine Zuhörer kennt, und, wie Hr. *W.* auf die eigenthümlichen Bedürfnisse derselben Rücksicht zu nehmen weiss; — denn andere Vorurtheile herrschen unter dieser, andere unter jener Classe von Menschen, andere in der feinern und gebildetern, andere in der ungebildetern Welt, auch erhalten dieselben Vorurtheile hier und dort sehr verschiedene Modificationen; — wenn also darauf gehörige Rücksicht genommen wird: so kann der Prediger durch dergleichen *praktisch-polemische* Vorträge, wie man sie nennen könnte, viel Gutes stiften. Aber das sieht nun auch ein Jeder von selbst, dass es eben kein leichtes, sondern ein vorzüglich schweres Geschäft sey, dergleichen Vorträge zweckmässig einzurichten, und dass dazu eine ganz eigene Lehrweisheit gehöre. Rec. denkt sich, ausser der schon angeführten, etwa noch folgende Regeln, die dabey beobachtet werden müssen, wenn man seine Absicht, Vorurtheile und Irrthümer nicht bloss zu bestreiten, sondern auch zu besiegen, erreichen will: 1) die Meynungen, die man bestreitet, müssen *wirklich irrig* seyn; man muss also auch blosse Missverständnisse und Missdeutungen sonst richtiger Grundsätze von eigentlichen Irrthümern und falschen Grundsätzen wohl unterscheiden; 2) die Irrthümer, die man widerlegt, müssen *praktischer Art* seyn; 3) sie müssen *überzeugend*, folglich auch so klar und deutlich, so allgemein fasslich, als möglich, widerlegt werden; 4) man muss sich dabey der grössten *Bestimmtheit* in einzelnen Ausdrücken sowohl als in der Darstellung der ganzen Sache befleissigen, damit man nicht auf der andern Seite wieder Missverständnisse und Missdeutungen errege, indem man dergleichen heben will. Diese Regeln scheint Hr. *W.* nicht immer beherziget und befolgt zu haben. Gleich in der 2ten Predigt, wo der *Gesichtspunkt* berichtiget werden soll, *aus welchem man die Religion betrachten muss*, wird es für eine irrige Meynung erklärt, wenn man glaubt: „Die Religion sey uns hauptsächlich zu „dem Ende bekannt gemacht, damit wir durch sie in „den Himmel kommen sollen." Das ist sie doch aber wirklich, wenigstens, wenn von der christlichen Religion die Rede ist. Denn Jesus und seine Apostel weisen uns hauptsächlich auf unsre himmlische Bestimmung hin, und lehren uns hauptsächlich; dieser Bestimmung gemäss zu denken und zu handeln, unsern Schatz, unser eigentliches Gut, nicht auf Erden, sondern im Himmel zu suchen, und da schon jetzt unser Wesen zu treiben, (Phil. 3, 20.) also auf Erden recht eigentlich für den Himmel zu leben. Diess, meynt nun zwar Hr. *W.* (S. 35 ff.) gehe mehr die ersten Christen, die als Anfänger im Christenthum noch sehr irrdisch gesinnt waren, und doch auf der Erde unter den damaligen Verfolgungen nicht viel zu erwarten hatten, als uns, an. Aber, wenn man auch zugibt, dass bey jenen Vorschriften auf die Umstände der Zeit besondere Rücksicht genommen sey; so bleibt es doch immer allgemeine Lehre des Christenthums, dass wir nicht auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare sehen, und uns mehr um das Himmlische, als um das Irrdische bekümmern sollen. Selbst in den Stellen, (auf welche Hr. *W.* sich S. 36. beruft) wo Himmel und Himmelreich nicht gerade unser künftigen Aufenthalt in einer andern Welt, sondern das Reich Jesus auf Erden bedeutet, liegt diese Lehre zum Grunde; denn Jesus selbst beschreibt ja sein Reich als ein solches, das nicht von dieser Welt, nicht ein irdisches, sondern ein himmlisches Reich sey, in welchem man für den Himmel gebildet werden soll. Es gehört also recht eigentlich zu dem Zwecke und Geiste des Christenthums, uns über die Erde hinauf zum Himmel zu erheben, oder uns himmlisch gesinnet zu machen, d. h., uns vornemlich nach solchen Gütern und Freuden streben zu lehren, die im Himmel noch fortdauern, und uns an eine solche Denkungsart und Handlungsweise zu gewöhnen, die im Himmel noch gültig seyn wird. Genauer entwickelt, heisst diess nun freylich nichts anders, als uns tugendhaft denken und handeln und in den Gütern und Freuden der Tugend, nicht in den Freuden der Sinne unser höchstes Gut suchen lehren. Aber das Eigenthümliche des Christenthums ist hierbey, dass es uns dazu durch das beständige Hinweisen, nicht auf unsre irrdische, sondern auf unsre künftige höhere himmlische Bestimmung zu gewöhnen sucht, die auch allein uns himmlisch gesinnt machen kann, da hingegen das blosse Hinweisen auf unsre irrdische Bestimmung uns irrdisch gesinnt machen würde. Wollten wir denn uns diess Ziel, diess grosse und einzig würdige Ziel aller menschlichen Hoffnungen und Wünsche, unsern Zuhörern aus den Augen rücken, oder es wenigstens in ihren Augen herabsetzen, indem wir sie lehren die Religion, das Christenthum sey uns nicht vornemlich für den Himmel und um des Himmels willen gegeben? In der That war diess Hn. *W.* Absicht nicht; denn er protestirt hauptsächlich dagegen S. 33. Er wollte nur den Missdeutungen vorbeugen, die man von der an sich richtigen Meynung, dass uns die Religion als eine Führerin zum Himmel gegeben sey, zu machen pflegt, indem man nun die Religion als eine Wissenschaft ansieht, die mit unserm gegenwärtigen irrdischen Leben, und mit unserer Bestimmung für diese Welt wenig oder gar nichts zu thun habe; und nun ging er auf der andern Seite zu weit. Hier trat also die erste oben erwähnter Regeln ein, dass man blosse Missverständnisse wahrer und richtiger Grundsätze mit falschen Grundsätzen nicht verwechseln müsse. Wie? wenn der Vf. den falschen Gesichtspunkt, aus welchem man die Religion zu betrachten pflegt, so gefasst, und den richtigen Gesichtspunkt, aus welchem man sie beurtheilen muss, dagegen so bestimmt hätte: „Die Religion ist nicht eine vom menschlichen Leben getrennte, mit unsern

fern übrigen Angelegenheiten gar nicht verbundene, in unfre irrdifchen Bedürfniffe, Verhältniffe und Pflichten gar nicht eingreifende, müfsige, nur den Verftand oder gar nur unfre Einbildungskraft befchäftigende Wiffenfchaft, fondern eine Wiffenfchaft des Lebens, eine Anleitung, wie wir in jeder Lage und in jeder Verbindung unfers Lebens uns fo verhalten, unfre Bedürfniffe fo befriedigen, unfre Verhältniffe fo benutzen, und unfre Pflichten fo erfüllen follen, dafs wir Gottes Abfichten an uns erreichen, unfrer gegenwärtigen Beftimmung gemäfs handeln, und uns zugleich auf eine andere höhere Beftimmung vorbereiten." Dann wäre die Vergleichung unfrer gegenwärtigen und künftigen Beftimmung, die hieher nicht gehörte, und die Herabfetzung der letztern gegen die erftere, die viel Anftofs erregt, weggeblieben; dann wäre nicht zweydeutig behauptet S. 32. „Gott habe uns hier eine Religion für die Erde gegeben, dort werde er uns eine andere für den Himmel geben;" nicht S. 33 auf die Frage, was ift alfo der Zweck unfrer gegenwärtigen Religion? fo unrichtig geantwortet: „Nicht die Glückfeligkeit des Himmels; nein; diefe hängt nur entfernter Weife damit zufammen u. f. f." Wie? die Glückfeligkeit des Himmels hinge mit der Religion, auch der chriftlichen Religion, nur entfernterweife zufammen? da fie doch das einzige Ziel ift, auf welches diefe uns hinweifet, da das Chriftenthum uns lehret, um ihrentwillen Alles hintanzufetzen, wenn es ihr hinderlich werden will, und unfer ganzes Verhalten fo einzurichten, dafs wir ihrer theilhaftig werden können? — Hiernach mufs denn auch in der folgenden 3ten Predigt noch manches berichtiget und genauer beftimmt werden, wo der Vf. zeiget, *wie man fich auf Erden der Glückfeligkeit des Himmels verfichern könne*; nemlich, wenn man überhaupt fich bemühe, fo verftändig, fo gut und glückfelig zu werden, als man es in feiner Lage werden kann, insbefondere aber 1) die irrdifchen Dinge und feine irrdifchen Verhältniffe und Pflichten richtig kennen zu lernen fuche, dann 2) diefer Erkenntnifs gemäfs handle, 3) feiner Seele eine immer harmonifchere und heitrere Stimmung geben, und 4) Schwierigkeiten überwinden und Wiederwärtigkeiten mit ftandhaften Muthe erdulden lerne. „Wie dunkel, und wie unbeftimmt? Wer fieht hier die Verbindungen ein, worin das Alles mit unferer himmlifchen Glückfeligkeit fteht? Wäre es nicht deutlicher und richtiger gefagt: Um uns den Himmel zu fichern, müffen wir hier fchon 1) uns für den Himmel bilden und 2) für den Himmel wirken? da denn zugleich gezeigt werden konnte, wie wir eben dadurch uns auch für unfer gegenwärtiges Leben recht zweckmäfsig bilden und in demfelben recht thätig und wirkfam werden. — In eben der Predigt heifst es S. 70. nachdem die vorhin erwähnten Regeln aus einander gefetzt worden: „Aber, wird mancher „ängftlich fragen, habe ich hier auf Erden nichts mehr „zu thun, um mich der Glückfeligkeit des Himmels zu „verfichern? habe ich keine Pflichten gegen Gott? und „mufs ich nicht auch einen Theil meiner irrdifchen Le„benszeit auf die Religion verwenden? Ich antworte: „Pflichten gegen Gott haben wir eigentlich nicht; denn „er ift kein Menfch, der von Menfchenhänden bedient „werden könnte." Hier verftöfst der Vf. gegen die 2te oben angezeigte Regel. Denn offenbar ift das kein praktifcher, fondern ein *fpekulativer* Irrthum, den er hier beftreitet. Blofs fpekulativ ift die Frage, und nur in die *Kritik der Religion* gehörig, ob man von Pflichten gegen Gott reden könne oder nicht. Denn es kommt doch am Ende darauf an, ob der Ausdruck bequem oder übel gewählt fey. Darüber mag man denn in den Syftemen der Moral entfcheiden. Im populären Vortrage der Religion mufs man dergleichen Fragen nicht aufwerfen. Denn was werden die meiften Zuhörer dabey denken, wenn man ihnen fagt, wir haben keine Pflichten gegen Gott? „Werden hier nicht Mifsverftändniffe entftehen, die weit gefährlicher find als das, Dank und Liebe und Gehorfam gegen Gott u. f. w. für Pflichten in einem zu anthropopathifchen Sinn zu halten? Und kann man denn diefer Mifsdeutung nicht fchon durch die Bemerkung vorbeugen, dafs man Gott keinen eigentlichen Dienft leiften könne, wie man Menfchen dergleichen leiftet. — Noch bedenklicher aber drückt der Vf. fich in der 4 Pred. bey der Beantwortung der Frage aus: wie man fich mit der Religion befchäftigen müffe? Seine Antwort ift: 1) „befchäftige dich mit der Religion, wenn dir nichts beffers und nothwendigers zu thun obliegt, und 2) befchäftige dich mit der Religion, wenn du ihren Unterricht, Rath und Troft nöthig haft." Wie übel kann das nicht gedeutet und angewandt werden? Der Vf. erklärt zwar im voraus, dafs er unter der Befchäftigung mit der Religion hier nicht die Ausübung ihrer Lehren und Vorfchriften, fondern nur das Nachdenken über diefelben, das Lefen und Hören ihrer Unterweifungen, und die Beobachtung gewiffer äufserlicher Religionshandlungen verftanden wiffen wolle. Aber fürs erfte ift das dem Sprachgebrauche und der Natur der Sache felbft zuwider; denn man befchäftiget fich doch auch mit der Religion, wenn man diefelbe auf fein Herz und Leben anwendet, um fie in Ausübung zu bringen. Und überdiefs find jene Regeln noch Mifsverftändniffen unterworfen, wenn auch nur von äufserlichen Religionsübungen die Rede ift. „Befchäftige dich mit Gebet und Andacht, mit Anhörung und Betrachtung der Wahrheiten der Religion u. dgl. wenn du nichts Nöthigeres zu thun haft;" — wer wird nun nicht etwas Nöthigeres zu thun haben? „Befchäftige dich mit der Religion wenn du gerade ihres Raths und Troftes bedarfeft;" — wird nun die Religion, die eine Gefellfchafterin und Begleiterin unfers ganzen Lebens feyn foll, nicht zu einer blofsen Rathgeberin in Verlegenheit und mitleidigen Tröfterin in Leiden gemacht werden? Was der Vf. auch gegen diefe und ähnliche Mifsdeutungen hier und da fagen mag: fo wird er fie doch nicht verhüten, da fein unbeftimmter Ausdruck wenigftens fie veranlaffet. Er bemerkt ja felbft am Ende der Predigt, S. 95. dafs auf die äufserliche Uebung der Religion, befonders auf die öffentliche gemeinfchaftliche Andacht, in unfern Zeiten *zu wenig* gehalten werde. Hätte diefe Bemerkung ihn nicht vorfichtiger machen follen? In der That aber wollte er nur dem Vorurtheile widerfprechen, nach welchem man auf das Aeufserliche in der Religion zu viel Werth

 legt

legt. Sein Thema hätte also heifsen müssen: Dafs man aus den äufserlichen Religionsübungen nicht die Hauptsache der Religion machen müfse; oder noch besser: von der richtigen Schätzung äufserlicher Religionsübungen; wie man 1) nicht zu viel, aber auch 2) nicht zu wenig darauf halten müsse. Dann würde Alles deutlicher und bestimmter, vorgetragen seyn; und bey der Bestreitung irriger Meynungen, besonders solcher, die an richtigere Grundsätze gränzen, und damit leicht verwechselt werden, kann man kaum deutlich und bestimmt genug reden. S. oben die 3te und 4te Regel. Aber freylich wären dann die hier vorgetragenen Sätze nicht so auffallend ausgedrückt worden; und auffallende wirklich paradoxe Sätze scheint unser Vf. zu lieben. — Darum wird er auch selten recht populär. Denn populär wird man nur alsdann, wenn man seine Gedanken so ausdruckt, wie jeder Andere, der an eine gute gebildete Sprache gewöhnt ist, sie ausdrucken würde, und von den Dingen, von welchen die Rede ist gerade das sagt, was jeder am meisten daran bemerkt, oder doch gleich daran finden kann und muss, wenn er aufmerksam darauf gemacht wird. Die beste Predigt ist die, bey welcher der Zuhörer durch eine angenehme Täuschung überredet wird, er würde gerade eben das gesagt haben, was der Prediger sagt, und es eben so gesagt haben, wie diefer. Wer die Kunst versteht, kann dabey doch neu und interessant werden. Hr. *W.* aber sagt von den Gegenständen, womit er es zu thun hat, fast nie, was am nächsten, sondern was am entferntesten liegt, worauf kein Anderer kommen und woran kein Anderer jetzt denken würde; oder, wenn er das Näherliegende berührt, so drückt er es auf eine solche Art aus, dafs man es für etwas Unbekanntes, Fremdes und Tiefliegendes ansehen mufs. Dadurch wird er denn natürlicher weise unfafslich und unpopular. Beweise hiervon findet man, aufser den schon angeführten Predigten auch in der 5ten, wo er von der *angenehmen Stimmung der Seele als der Grundlage zur menschlichen Glückseligkeit* redet. Wer versteht das: angenehme Stimmung der Seele? Ruhige und zufriedene Gemüthsfassung, soll es heifsen. So aber wird in der Predigt beständig von Stimmen und Verstimmen der Seele zur Glückseligkeit gesprochen, und dadurch das Ganze dem gröfsern Theile der Zuhörer unfafslich gemacht. Einzelne unpopuläre Ausdrücke, als *Moralität*, *moralisches Wesen*, *moralische Beschaffenheit* u. s. f. an die der Vf. sich sehr gewöhnt hat, wollen wir nur im Vorbeygehen erwähnen. Auch die Anfangsgebete sind meistens viel zu gekünstelt, wodurch sie das Herzliche verlieren, und zum Theil zu weit ausgeholt. Hier und da haben wir auch eine unrichtige Erklärung und Anwendung biblischer Stellen gefunden; z. B. S. 58. wo die bekannte Stelle Matth. 7, 13. in welcher Jesus von dem damals schwierigen Eingange in sein Reich redet, von einem schmalen und engen Wege zum Himmel erklärt wird; S. 85. 86. wo die Stellen des N. T., in welchen die Erkenntnifs der Religion Jesu als die erste und vornehmste Wissenschaft des Christen beschrieben wird, auf die Lehrer der Religion allein eingeschränkt werden; S. 140. wo der Vf. — durch eine unzeitige Anwendung der neueren kritischen Moralphilosophie verleitet — unter dem natürlichen Menschen, der nichts vom Geiste Gottes vernimmt, 1 Cor. 2, 14. den blofs Gutherzigen versteht, der, was eigentlich Moralität und höhere Tugend sey, nicht begreifen könne, unter dem Geistlichen aber v. 15. den moralisch gebildeten Menschen, da Paulus doch bey dem letztern Ausdrucke an nichts anders dachte, als an einen begeisterten Dichter, dessen höhere Begeisterung von einem Unbegeisterten, ungeweiheten (profano, natürlichen) Menschen nicht beurtheilt werden könne. — Indefs bemerken wir diefs alles nicht, um Hn. *W.* Predigten etwas von ihrem Werthe zu entziehen, oder die Vorzüge derselben auch nur im mindesten zu verdunkeln. Denn sie gehören immer zu den besten deutschen Kanzelreden, die wir haben; nicht nur in Ansehung der Wahl der Materien, sondern auch in Absicht auf die Ausführung derselben. Im Ganzen genommen zeugen sie von einem selbstdenkenden Verfasser, und haben wahre Originalität. Viel Philosophie, richtige Einsicht in das System der reinen Moral, Welt- und Menschenkenntnifs, leuchten überall aus demselben hervor, und man kann aus diesen Predigten wirklich etwas lernen. Desto mehr aber wünschten wir denn, dafs sie auch von den vorhin angezeigten Fehlern frey seyn, und dafs die künftigen Vorträge des Vf., deren wir noch mehrere im Drucke zu erwarten haben, davon immer freyer werden möchten. Vorzüglich haben uns in diesem ersten Bande die 6te Pred. von dem *Unterschiede zwischen einem natürlich guten und einem moralisch guten* (oder wirklich tugendhaften) *Herzen*, die 7te von dem *Unterschiede zwischen einem fehlerhaften und boshaften*, gefallen, welche auch wohl in dem ganzen Bande die fafslichsten und populärsten sind. Die 11te, 12te und 13te über das freye Forschen und Prüfen in Sachen der Religion als unschädlich für die Ordnung und das Glück der menschlichen Gesellschaft," über die Nothwendigkeit bürgerlicher Ruhe und Ordnung," und über „die Quelle des Aufruhrs und der Empörung zur Rechtfertigung der Aufklärung in diesem Stücke," enthalten besonders ein Wort zu seiner Zeit, männlich und freymüthig geredet. Uebrigens kann der würdige Vf. aus der Ausführlichkeit dieser Anzeige schliessen, mit welcher Aufmerksamkeit wir seine Predigten gelesen haben, und wie viel Werth wir auf dieselben vor manchen andern legen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 30. Julius. 1794.

PHYSIK.

Wien, b. Wappler: *Vollständige praktische Abhandlung von den Arzneymitteln*, nach deren Ursprunge, Unterscheidung, Güte, chymischen Bestandtheilen, Verbindungs- und Wirkungsarten, und pharmaceutischen Zubereitungen, in Verbindung mit der Erhaltungs-, Vorbauungs- und Heilungslehre, nach physischen, chymischen, physiologischen und pathologischen Gründen. Zum Gebrauche für Aerzte und Nichtärzte, bearbeitet von *J. C. Hackel*, D. d. A. K. *Zweyter Theil.* 1793. 704 S. 8.

Der gegenwärtige Theil dieses Werks, dessen erster Theil in A. L. Z. 1793. No. 337. angezeigt ist, handelt die *nährenden Substanzen*, als die erste Classe der *stärkenden Arzneyen*, ab. 1. *Abschn. Von den Nahrungsmitteln überhaupt.* 1. *Kap. Von der Natur der Nahrungsmittel und ihrer zweckmässigen Anwendung.* Nahrungsmittel ist, im ausgedehntesten Verstande, alles was seiner Natur nach, und nach der Einrichtung des nahrungsbedürftigen Wesens geschickt ist, die wesentlichen Bestandtheile des letztern darzubieten. Ein Nahrungsmittel für Thiere ist dasjenige, was solche Stoffe enthält, die durch die Kräfte der ersten und zweyten Verdauung, und durch das Vermögen zur Ansetzung und Verbindung in die thierische Natur verwandelt werden können. 2. *Kap. Von der Zubereitung der Nahrungsmittel, besonders vom Mehle — und vom Brote.* In dem Anhange von den *Geschirren* wird die Wichtigkeit der zweckmässigen Wahl derselben eingeschärft. In den schwarzen oder bleyfarbigen Geschirren ist der Zusatz zum Thon nicht, (wie der Vf. sagt) Wasserbley oder *Molivdena* (Molybdäna), sondern Reisbley oder Graphit. — Dass zu der äussern Schmelze des ächten Porzelans Zinn oder auch Bleykalk komme, ist, wenigstens bey dem Berlinischen, nicht der Fall. — Dass die zinnernen Gefässe *allemal* noch Bley enthalten, lässt sich doch von ächt englisch zinnernen Gefässen nicht erweisen. — 3. *Kap. Von der Ordnung, in welcher die Nahrungsmittel abgehandelt werden.* 2. *Abschn. Die Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche.* 1. *Kap. Von den Getreidearten*, und deren Anwendung; wobey zugleich die *Biere* abgehandelt worden. — Die Braunschweiger *Mumme* wird hier an mehrern Stellen *Mumie* genannt. 2. *Kap. Von den Hülsenfrüchten.* 3. *Kap. Von den nährenden Wurzeln und Kräutern.* 4. *Kap. Von dem Obste, den Garten- und Baumfrüchten*, wo bey dem Artikel *Weintraube* zugleich von der Weingährung, den verschiedenen Weinen, dem Weingeist, dem Essig, gehandelt wird. 5. *Kap. Von den Erdschwämmen*, denen der Vf. überhaupt, und zwar als Arzt mit Recht, nicht hold ist. 3. *Abschn. Nahrungsmittel aus dem Thierreiche.* 1. *Kap. Von der thierischen Nahrung überhaupt, von den nährenden Bestandtheilen des Thierreichs, von der Art, sie auszuziehen: Von den Fleischbrühen insbesondere.* 2. *Kap. Von den Säugethieren.* 3. *Kap. Von den Vögeln.* 4. *Kap. Von den Fischen.* 5. *Kap. Von den Amphibien.* 6. *Kap. Von den Insecten und Würmern.* 7. *Kap. Von den Producten der Thiere, als Milch, Eier und Honig.* 4. *Abschn. Von den Nahrungsmitteln aus dem Mineralreiche. Von dem Wasser überhaupt. Von den süssen und Mineralwassern, von der Art, sie zu untersuchen; von ihren Bestandtheilen, und von ihrer Anwendung zum diätetischen Arzneygebrauche. Besondere Bestimmung verschiedener Mineralwasser.* — Der Vf. hat zwar in Zusammentragung der hier angezeigten Materien, die meistens aus *Zückert, Spielmann, Bergius*, geschöpft zu seyn scheinen, vielen Fleiss angewendet; nur hätte er ganz unbeschadet bey mehrern Artikeln sich kürzer fassen können. Manches würde seinen Platz schicklicher in einem Kochbuche gefunden haben. Auch sind der Artikel zu viele, welche nur auf sehr entfernte Weise zur Materia alimentaria gezogen werden können, und daher das Buch ohne Noth vergrössern. So könnten, um nur einiges anzuführen, wegfallen: der Kanariensaamen, — von dem er selbst sagt, dass er fast ganz allein zum Vögelfutter bestimmt sey, und sonst weder als Nahrungs- noch als Heilmittel gebraucht werde, — Lablab, Mungos, Nelumbo, Scirpus maritimus, die Katze, der Igel, das Eichhörnchen, der Fuchs, der Delphin, das Einhorn, u. d. m. Ueberflüssig ist die detaillirte und dennoch unvollständige Aufzählung der Spielarten der Pfirsche, der Kirschen, und anderer Obstarten, mit ihren Gärtnernamen. — Den Fliederbaum nennt der Vf. das gröste Geschenk des Urhebers der Natur. — Der letzte Abschnitt von den Wässern, besonders den Mineralwässern, ist nur sehr mittelmässig ausgefallen.

Berlin, b. Nauck: *Nützliches Allerley aus der Chemie und Physik.* Ein Beytrag zum chemischen Journal des Herrn Bergrath *Crell.* Mit Kupfern. 1793. 244 S. 8.

Durch dieses Aushängeschild auf dem Titelblatte lasse man sich nicht verleiten, dahinter etwas mehres zu erwarten, als eine, ohne Kenntniss des gegenwärtigen wissenschaftlichen Zustandes ausgewählte Sammlung, bestehend aus 15 meistens veralteten Abhandlungen; deren abermalige Herausgabe und Uebersetzung der ursprünglich lateinisch geschriebenen, im Jahre 1793 vielmehr ein unnützliches Allerley ist. Die *Geschichte der künstlichen Luft*, von *Spielmann* und *Corvinus* kann, nach den

der seit dem erfolgten weit beträchtlichern Fortschritten in Kenntniss derselben, jetzt nicht mehr interessiren; so wie auch von *Bergmanns Anleitung*, *künstliche Gesundbrunnen zu bereiten*, eine nochmalige Uebersetzung, bey der schon vorhandenen von *B's.* sämmtlichen Schriften, überflüssig ist. *Ittershagen's* Erzeugung des Arseniks durch Kunst, und *Scopoli's* Silbererzeugung im Quecksilber, Kupfer, Zink, Spiesglanz u. s. w. vermittelst der flüchtigen Schwefelleber, gehören zu den längst vergessenen alchemischen Verwandlungsgrillen. *Hagen's* Abhandlung vom Braunstein aus den Act. Nat. Curios. jetzt noch hervorzuholen, ist fast eine Beleidigung des Vfs.; denn so viel darf man von dem Sammler fodern, dass er wisse, wie sehr seitdem die chemische Kenntniss des Braunsteins berichtigt und in ein mehreres Licht gestellt worden ist. Eben so wenigen Dank möchte auch H. *Wiegleb* dem Sammler, für die gleichfalls aus den Act. Nat. curios. genommene chemische Untersuchung über den Kiesel, schuldig seyn wollen; da Hr. *W.* anjetzt ohne Zweifel darüber völlig einverstanden seyn wird, dass die aus 2 Unzen Kiesel vermeintlich erhaltenen 2 Drachmen Alaunerde, ihr Herkommen der Schmelztiegelmasse verdanken.

Braunschweig, in der Schulbuchh.: — *Joh. Heinreich Helmuth's*, Herzogl. Braunschw. Lüneb. Superintendentens, Predigers in Calvörde, u. s. w. *Anleitung zur Kenntniss des grossen Weltbaues, für Frauenzimmer*, in freundschaftlichen Briefen. Zwote verbesserte und ansehnlich vermehrte Auflage. 1794. 581 S. m. K. (1 Rthlr.)

In der Anzeige der ersten 1791 erschienenen Ausgabe ist bereits (von einem andern Rec.) genauere Nachricht gegeben worden, was man in dieser Schrift zu suchen hat. Vermehrungen hat diese zwote Ausgabe, wie schon der Titel zu erkennen gibt, allerdings in beträchtlicher Anzahl erhalten. Die Anzahl der Briefe ist von 67 bis auf 106 angewachsen. Veranlassung dazu gaben verschiedene Fragen Emiliens, z. B. über Breite des Erdschattens, über Bestimmung der Umlaufszeit des Uranus; diese zu beantworten, nahm der Vf. Gelegenheit, von den Ursachen der Kreisbewegung der Planeten, von der wechselseitigen Schwere der Weltkörper, und den merkwürdigen Keplerschen Gesetzen etwas zu sagen. Ueberhaupt sind mehrere neue Zusätze und Veränderungen in einzelnen Stellen hinzugekommen; auch hat der Vf. ein sehr ausführliches und brauchbares Register nebst dem Inhaltsverzeichnisse der Briefe angehängt. Rec. setzt die Art des Vf., astronomische Ideen seinen Lesern so viel möglich anschaulich zu machen, aus der ersten Ausgabe als bekannt voraus, und wünschte nur, dass er für diese wiederholte Auflage mehrere neue astronomische Schriften benutzt haben möchte (z. B. Bode's Erläuterung der Sternkunde. II. Aufl. 1793); diess würde ihn in den Stand gesetzt haben, manches für seinen Endzweck sehr brauchbare aus den neuesten Entdeckungen nachzuholen, und anderes richtiger und genauer vorzutragen. In der Nachschrift sucht sich der Vf. gegen einige vom Rec. der ersten Auflage in der A. L. Z. 1793. No. 236. gemachte Einwürfe zu rechtfertigen. Um nemlich zu beweisen, dass in dem Dreyeck, in dessen Spitzen Erde, Planet und Sonne liegen, auch für die obern Planeten alle Winkel (durch Data der Beobachtung) gefunden werden können, um daraus weiter mittelst einer bekannten Seite die Entfernung des Planeten von der Sonne abzuleiten, beruft sich der Vf. auf eine Stelle aus *de la Lande's* astronomischen Handbuche (oder aus dessen übersetztem *Abrégé de l'Astronomie*) wo aus Copernicus Buche *de Revol.* libr. 5. c. 9. ein praktisches Beyspiel für die Möglichkeit jenes Verfahrens angeführt sey. Allein aus dem, was hier der Vf. aus *de la Lande* summarisch anführt, wird die Sache um nichts begreiflicher. Rec. hat jenes Handbuch nicht bey der Hand, fand aber das nemliche Allegat in der dritten Ausgabe von *de la Lande's* Astronomie No. 1150., und hiernach lässt sich erst deutlicher einsehen, wie Copernicus durch *Rechnung* (so behauptet der Vf. nach *de la Lande*) den heliocentrischen Ort des Planeten gefunden haben soll. Copernicus leitete durch mehrere nach einander beobachtete Oppositionen, welche ihm mithin den aus der Sonne gesehenen Ort des Planeten gaben, die wahre heliocentrische Bewegung desselben für eine zwischen jene Oppositionen fallende Beobachtung ab; nur so ward es ihm möglich, in dem schon genannten Dreyeck nicht nur den Winkel an der Erde, sondern auch an der Sonne, sammt der Entfernung der Erde von der Sonne, als bekannt vorauszusetzen, und daraus die verhältnissmässige Entfernung des Planeten von der Sonne zu berechnen. Einer ähnlichen noch scharfsinnigern Methode bediente sich nachher *Kepler* (*commentar. de stella Martis*), die wahren Abstände des Mars von der Sonne, woraus er so äusserst fruchtbare Resultate zog, aus *Tycho's* Beobachtungen abzuleiten. Die *Keplerschen* und *Newtonschen* Weltgesetze geben übrigens jetzt leichtere, zum Theil indirecte, Methoden an die Hand, das Problem aufzulösen.

Frankfurt a. M., b. Esslinger: *G. F. Parrot's* Professor (s) der Mathematik und Physik in Offenbach, *zweckmässige Luftreiniger*, theoretisch und praktisch beschrieben. 1793. 310 S. 8.

Nach Versicherung des Vf. in der ziemlich sonderbar geschriebenen Vorrede hat derselbe in diesem Buche, „alle seine ventilatorische Wissenschaft ausgekramt, und so sehr als möglich ausgedehnt." Das letztere ist nun freylich durch vielen Wortaufwand geschehen, wobey der Vf. oft seinen Witz und seine satyrische Laune hat mit ins Spiel kommen lassen. Es kann seyn, dass der Vf. hiezu Veranlassung gehabt hat; nur dünkt uns, dass er hiermit nichts bessert, seine Ideen aber dadurch zu weit aus einander stellt. Auf diese Art ist des Vf. Vortrag nicht selten dunkel und oberflächlich worden, bey allen seinem Bestreben recht deutlich und gründlich zu seyn. Sein Buch enthält viel Gutes und Brauchbares — besonders der praktische Theil — und verdient, nach Rec. Ueberzeugung, allerdings in dieser Rücksicht empfohlen zu werden, um so mehr, da man ihm lebhafte und warme Darstellung der guten Sache, eifriges Bestreben, der Menschheit nützlich zu seyn, nicht absprechen kann. — Eine treue Anzeige des Inhalts nebst einigen

nigen Bemerkungen, werden nun das Buch vorläufig bekannt machen können.

Einleitung: Von unsern Kenntnissen in der Lehre von der Luft überhaupt. (Der Vf. hat hier davon zu wenig beygebracht.) Sie waren bis jetzt nicht hinlänglich wahre Luftreiniger hervorzubringen (die mechanischen Eigenschaften der Luft, worauf sich ein guter Ventilator gründet, sind aber doch bisher nicht so unbekannt gewesen; auch die bekannten Luftwechselmaschinen nicht so unbrauchbar als der Vf. sich vorstellt, wie er aus dem Berichte vom Bergbaue, Gehlers physical. Wörterbuche etc. hätte ersehen können). Allgemein erfoderliche Eigenschaften eines Luftreinigers (Wegschaffung der verdorbnen Luft aus eingeschlossenen Räumen und wieder Herbeyführung reiner atmosphärischer Luft). Aufzählung der bisher erfundenen Luftreiniger und ihre Unzulänglichkeit (der von Hn. de l'Isle de St. Martin erfundene und im 6. Bande des Mag. für das Neueste aus der Physik und daraus in Gehlers phys. Wörterb. beschriebene Ventilator hat der Vf. hier nicht mit aufgezählt, auch nicht den in Cavallo's Abhandlung über die Natur und Eigenschaften der Luft. In der S. 303 u. f. befindlichen Nachschrift holt der Vf. den erstern nach, und zeigt aufrichtig, wie er auf seine Erfindung gekommen ist. Sein Ventilator weicht auch in sehr vielen Stücken von jenem ab). Zwey Röhren machen einen Luftreiniger aus. (Es sollen nemlich in unserer Wohnung 2 Röhren vorhanden seyn, eine deren Mündung mit dem obersten Theile, und eine deren Oeffnung mit dem untersten Theile der Luft communiciret. Diese Idee ist schon aus Cavallo's angef. Abhandl. S. 175. bekannt). Dieser Luftreiniger ist der beste, nur seine Wirkung nicht gross genug. — (Der Vf. zeigt nun auf eine ihm eigne Art, mit Versuchen unterstützt, wie er bestmöglichst einzurichten sey. — Er gründet in Absicht des Wegströmens der Luft eigentlich seine Einrichtung darauf, dass bekanntlich der Druck der Atmosphäre durch einen Luftzug etwas abgehalten werden kann, hierauf beruht auch der Ventilator des Hn. etc. de St. Martin.)

Erster theoretischer Theil. 1. Kap. Von den Saugventilatoren: Allgemeine Grundsätze der Lehre der Friction flüssiger Körper als Mittel zur Mittheilung der Bewegung. Hieraus ist der Hauptgedanke zu einem Saugventilator, der völlige Gnüge leistet, genommen. (Die Friction der Flüssigkeiten soll erstlich als ein Widerstand angesehen werden können, und dann noch als eine Kraft oder wenigstens als ein Mittel zur Communication der Bewegung. Nach dem Vf. „ist die Friction der Lufttheile aufeinan„der, wie bey den festen Körpern, nichts anders als „der Stoss der an einander zunächst stehenden oder sich „physicalisch berührender Theile." „Folglich ist die Fri„ction ein wahrer Stoss." Einen solchen Schluss hätte Rec. von einem Prof. der Mathematik nicht erwartet. Wenn also Wind die ihm im Wege stehenden Lufttheile wegstösst (oder drückt): so geschieht diess auf die Friction des Windes, vermöge welcher er den Zusammenhang der Lufttheile überwindet (S. 27.). Der Vf. hätte seine folgenden Lehren, ohne das Wort Friction zu gebrauchen, blos aus dem ganz einfachen Satze ableiten können: dass jeder Wind, so schwach er auch sey, die ihm im Wege liegenden Lufttheile bewegen kann. Bey den flüssigen Körpern lässt sich Friction nicht in dem Sinne brauchen als bey festen. Wir kennen die eigentliche Beschaffenheit jener Körper gar nicht hinlänglich, und wissen nicht ob sich ihre Theile so übereinander bewegen als wie ein fester Körper über dem andern. Und da äussert sich bekanntlich die Friction nicht blos durch Wegstossen, sondern auch durch Niederbeugen der hervorragenden Theile des einen Körpers die dem andern im Wege stehen, oder auch, dass der zu bewegende Körper über des andern Erhöhungen weggehoben wird. Sich die Theile der flüssigen Körper voll Erhabenheiten und Vertiefungen, auch nur so, wie bey dem polirtesten festen Körper, vorstellen, welches man doch thut, wenn man ihnen eine Friction wie den festen Körpern beylegt, heisst (wie es freylich von andern Physikern auch geschehen ist) sich jene Körper nicht als flüssige vorstellen, sondern als einen Haufen sehr kleiner Körner, die auf das beste polirt wären. Der Vf. wird in Woltmanns Beyträgen zur hydraulischen Architectur einen Beweis finden, dass die Wassertheilchen keine Friction unter einander haben können; noch weniger wohl die Lufttheilchen?). Dass nun der schwächste Wind die vorliegenden Lufttheilchen bewegen kann, dient dem Vf., zu Schwächung des Druckes der Atmosphäre über der obern Oeffnung der ersten, wie den vorhin erwähnten beiden Röhren (oder, wie der Vf. in der Folge, wiewohl nicht ganz richtig, sagt, einen luftleeren Raum in dieser Röhre hervorzubringen), um dadurch ein beständiges und hinreichendes Ausströmen der elastischern Luft eines Zimmers zu bewirken. Er trifft daher eine fast ähnliche Vorrichtung als die ist, welche den mehr erwähnten Ventilator des Hn. de l'Isle de St. Martin ausmacht. Eine Röhre, die oben 2 kegelförmige Hüte hat, und unten in einem luftdichten Kasten befestiget ist; statt der Oeffnungen mit Schiebern, gehen aus dem Kasten Röhren in alle Zimmer, wo die Luft gereiniget werden soll. Auch wird der Raum zwischen beiden Kegeln durch Wände in 8 Kammern getheilt und der obere Kegel bedeckt. Wie nun das Saugen eigentlich hervorgebracht werde, und welche Verhältnisse für alle Theile der Hüte des Saugventilators die besten seyn, um ein Maximum von Wirkung hervorzubringen, unternimmt der Vf. im folgenden zu untersuchen und kommt damit in ein noch ziemlich unbearbeitetes Feld, durch das er sich in Rücksicht der Ausübung meistentheils ganz gut durchhilft, freylich nicht mit Aufstellung einer scharfen Theorie, wie Euler, Kästner, Karsten und andere grosse Mathematiker gethan haben würden, und die hier von dem Vf., ob er sich gleich S. 105. entschuldigt, zu erwarten gewesen wäre. Indessen wird S. 102. versichert: dass er seine Theorie durch hundertfältige Versuche, die er mit Ventilatoren von allen Gattungen und Grössen gemacht habe, bestätiget gefunden hat, u. s. w.

Im 2. Kapitel werden die *Druckventilatoren* betrachtet. Jeder Druckventilator hat zur Absicht: 1 die Luft, die der Saugventilator wegnimmt, mit guter zu ersetzen;

tzen; und 2) die Wirkung des letztern zu vermehren. Diess geschieht, wenn eine gewisse Quantität frischer Luft in den zu reinigenden Ort presst, die Luft dieses Orts elastischer macht, und die obern Schichten derselben auf die Mündung des Ventilators presst. Zu dieser Absicht wird wieder der Wind gebraucht; aber die Vorrichtung hiezu ist, in Rücksicht der Hüte, die umgekehrte vorige; Kasten und Röhren bleiben ungeändert. Die Kegel sind etwas spitziger. Der obere dient zum Auffangen und Fortleiten des Windes in die Röhre, der untere bestimmt die Grenze der Wirkung des Windes auf den obern u. s. w. In Rücksicht der Kasten bleibt das meiste wie bey den Saugventilatoren, die Abänderungen werden im 2ten Theile beschrieben. Nun handelt der Vf. von der nähern Bestimmung der Kegel; Eintheilung des Druckventilators in 12 Kammern, u. s. f. Versuche über die Bewegung der Luft durch eine 12 Schuh lange Röhre von $2\frac{1}{2}$ Zoll Durchmesser. Folgerung hieraus (bewegte Luft von 6 bis 20 Fuss Geschwindigkeit verlöre, in der Röhre $\frac{1}{12}$ bis $\frac{1}{8}$ ihrer Geschwindigkeit; schwächere weniger, stärkere mehr. Ein Luftstrom, dessen Geschwindigkeit = 1 Fuss, verliert $\frac{1}{20}$ in nur erwähnter Röhre. In 120 Fuss langen Röhren, von demselben Durchmesser, kann dem Strome die Hälfte seiner Geschwindigkeit genommen werden. Dieser Verlust nimmt mit der Geschwindigkeit selbst ab). Noch: Versuche mit mehreren neuen Arten von Saugventilatoren. Mit Beschreibung und Berechnung eines neuen Saugers wird dieses Kapitel beschlossen. (Im wesentlichen mit dem bey dem Bergbaue längst im Gebrauche gewesenen Windrade einerley, wovon man in Berichte vom Bergbaue, Delius Anleitung zur Bergbaukunst, Cancrins erste Gründe der Berg- und Salzwerkskunde 7ten Theile u. f. Nachricht findet. Der Vf. hat aber dieses Windrad weit vortheilhafter eingerichtet, und könnte nun wohl in Bergwerken unter schicklichen Umständen zu Wegschaffung verdorbener Luft gut gebraucht werden.)

Zweyter Theil. Praktische Beschreibung der Luftreiniger, und Anwendung auf das gemeine Leben. Zuerst Bestimmung des Aufwandes an gesunder Luft für einen Menschen. Der Vf. gibt $\frac{1}{4}$ Kubikfuss in jeder Minute an. Die mittlere Geschwindigkeit bewegter Luft setzt er = 1 Fuss für die Secunde, und findet daher die in der 120 Fuss langen Saugröhre = $\frac{1}{2}$ Fuss; in der Druckventilators-Röhre aber $1\frac{1}{8}$ Fuss, woraus er folgert, dass der Queerschnitt der Saugröhre doppelt so viel Quadratzolle haben müsse, als Menschen sind, für die der Saugventilator wirksam seyn soll. Nun, Anwendung auf die Wohnhäuser: Anlage des Saugventilators; praktische Bestimmung der Durchmesser der Röhren; Material und Verfertigung derselben; praktische Beschreibung der Hüte; Vorsichten wider das Feuer; vom Druckventilator; Gebrauch des Windrades; wie der Zug des Druckvent. zu hindern; Verwandlung des gemeinen Ofens in einen Druckventilator. Ein vollständiges französisches Camin. — Fernere Anwendung auf die Krankenhäuser: Verhältniss der Durchmesser der Druck- und Saugröhren; die Kasten des Druckventilators; Construction des Windrades und Druckventilators; ein wesentlicher Nutzen der letztern; etwas theoretisches über die Luftcirculation; Ofen des Krankenzimmers. Weitere Anwendung auf die Gefängnisse; Kirchen; Schauspielhäuser; Versammlungshäuser; Kühlhäuser; Schiffe; auf Bergwerke: (der Vf. stellt sich den Zustand der Bergleute zu gefährlich vor. Auf gut eingerichteten Bergwerken, wie in Sachsen, und andern Orten wird immer auch auf guten Wetterwechsel Rücksicht genommen. — Der Vf. empfiehlt sein Windrad hauptsächlich, welches er auch in dieser Rücksicht erfunden haben will. Mit einem von $12\frac{1}{2}$ Schu in Durchmesser will er wenigstens 27000 Kubikfuss Luft in jeder Minute wegschaffen. So eine starke Wegschaffung auf einmal, ist nie, oder äusserst selten, nöthig. Rec., der doch den Bergbau von Jugend auf kennt, erinnert sich keines solchen Falles. Mit mehrerem Vortheile kann man aber, statt der sogenannten Windfange des Vf. Luftreiniger brauchen, von welchem Gebrauche er wenig beybringt. Es scheint dem Vf. an specieller Kenntniss des Bergbaues zu fehlen). Noch wird die Anwendung gezeigt auf Reinigungscanäle, Schornsteine, Ofenröhren und Reverberlaternen. Zuletzt muss Rec. noch bemerken, dass S. 94. die Rechnung falsch ist. Der Vf. sagt da $S(1^2+2^2+3^2+4^2\ldots) = S(1+4+9+16\ldots) = S(1+3+5+7\ldots)$. Jene Summe aber ist $= \frac{1}{6}v(2v\ \ +3v+1)$ und diese $= \frac{1}{2}(1+v)v$, wenn v das letzte Glied ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHYSIK. *Leipzig*, b. Fleischer: *Ueber die Zubereitungen aus dem Spiesglase und dem Gebrauch derselben bey Krankheiten.* 1792. 72 S. 8. — Der Inhalt dieses Werkchens zeichnet sich durch nichts besonders aus. — Das, zum innerlichen Gebrauch bestimmte, rohe Spiesglanz mit Wasser auf dem Reibesteine feinzureiben, wird S. 6. mit Recht, dem blossen zerpulvern und *durchseihen* — durchsieben, oder durchbeuteln, hat vermuthlich der Vf. sagen wollen, — vorgezogen. — S. 9. ertheilt der Vf. den Rath, das Spiesglanz mit einer Unze oder 6 Quent. Bittersalzerde zu vermischen; vergisst aber dabey, das Gewicht des erstern zu bestimmen. — S. 11. soll man, bey Bereitung des schweisstreibenden Spiesglanzes, die verpuffte Masse eine Zeitlang im Schmelztiegel zwischen glühende Kohlen stehen lassen, und so gehörig in Kalch verwandeln, *dann mit einem Löffel etwas Wasser hinzuschutten* u. s. w. — Wie? zu der im Feuer stehenden, glühenden Masse? Welche verwirrte Anweisung! — Nach S. 13. soll, im franz. und engl. Spiesglanze, der Schwefel *ungefähr die Hälfte* betragen: da er doch nicht viel mehr als den fünften Theil, darin ausmacht. Die Benennung *Perlenmutter* S. 19. für *Materia perlata*, würde unstreitig zur Verwechselung der Sachen selbst Anlass geben. — Die Beschreibung, S. 39. dass im Huxham. Spiesglanzweine die metallischen Theilchen gleichsam *wie Wolken herumschwimmend* vertheilt sind, bringt die gegentheilige Vorstellung von dem hervor, was der Vf. von deren inniger Auflösung eigentlich hat sagen wollen. — Am Schlusse sagt der ungenannte Vf. ganz treuherzig: er hoffe, dass der geneigte Leser etwas Neues und *der Aufmerksamkeit Merkwürdiges* von ihm nicht erwartet habe, und schmeichle sich, dieser *unreifen* und *unbedeutenden* Schrift wegen, Vergebung zu erhalten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 30. Julius 1794.

GOTTESGELAHRTHEIT.

AMSTERDAM, b. J. Allart: *Betoog der waare en eeuwige Godheid van onzen Heere J. C. tegen hedendaagsche bestrydingen:* door *Dionysius van de Wynperse*, S. S. Th. D. Phil. Math. et Astron. Prof. te Leiden. 1794. 216 S. 8. (22 St) d. i. Beweis der wahren und ewigen Gottheit unsers Herrn J. C. gegen heutige Angriffe, u. s. w.

Vor einigen Jahren setzte die Theolog. Fakultät zu Göttingen auf ausdrücklichen Befehl des Königs von England, der sie zugleich zur Richterin über die einkommende Preisschriften ernannte, einen Preis auf den besten Beweis der Gottheit Jesu. Es kam eine ganze Schaar von Schriften ein, aber die Fakultät erklärte, dass keine derselben der Absicht des ausgesetzten Preises entspreche, und sie also keine bekommen könne. Kurz nachher setzte die im *Haag* errichtete *Gesellschaft zur Vertheidigung des Christenthums* (eigentlich zur Vertheidigung der Lehren des hergebrachten Theolog. Systems) einen Preis auf die beste Abhandlung über denselben Gegenstand, besonders mit Rücksicht auf die Einwendungen der neuern Bestreiter dieser Lehre, und unter mehrern ward der vor uns liegenden Schrift der Preis zuerkannt. Sollte das Urtheil der Haagschen Gesellschaft gegen das Urtheil der in diesem Lehrsatz gewiss orthodoxen Göttingschen Fakultät nicht ganz verlieren, so war natürlich zu vermuthen, dass die von jener bekrönte Abhandlung ganz vorzüglich seyn werde, und Rec. erwartete insonderheit darin eine weise Auswahl der Beweise, eine sorgfältige Trennung der ganz untüchtigen, der schwächern, und der eigentlich stringenten Beweise, eine genaue Entwickelung ihrer Beweiskraft, und eine gründliche Vertheidigung derselben wider die Einwendungen (und Zweifel) der heutigen Bestreiter (und Zweifler). Freylich machte der vorgesetzte Inhalt ihn etwas bange, dass er nicht alles so finden möchte, wie er erwartete, aber er fasste wieder neuen Muth, als er S. 24. las, dass der Vf. von den beyzubringenden Beweisen sagte, „*Wy hebben dezelve niet getragt te tel-„len, maar te weegen.*" (Ich habe sie nicht zu *zählen*, sondern zu *wägen* gesucht.) Aber Rec. muss bekennen, dass er sich in seiner Erwartung sehr betrogen gefunden habe, und er zweifelt sehr, ob durch diese Abhandlung nur Ein Zweifler werde überzeugt, auch nur ein Einziger Bestreiter dieses Lehrsatzes werde widerlegt werden. Zwar fehlt es in dieser Schrift nicht an einer Menge von Beweisen, die für den zu vertheidigenden Lehrsatz beygebracht worden; (sie sind unter 16 Classen gebracht, und bey jeder findet man eine ganze Schaar von Schriftstellen angeführt) aber wenn man diese sichten wollte, so fürchtet Rec. dass die meisten durchfallen, und nur wenige im Siebe zurückbleiben werden. Der Vf. sucht zwar diese Sammlung von tüchtigen und untüchtigen, von stärkern und schwächern Beweisen einigemal damit zu entschuldigen, dass einige von ihm beygebrachte Beweise, wenn sie auch an sich selbst nicht viel sagten, doch in Verbindung mit einander nicht unnütz wären. Da er aber die Beweise nicht *zählen* sondern *wägen* wollte, wozu denn eine solche Menge untauglicher Beweise? Oder wenn sie durchaus mit paradiren sollten, warum sie dann nicht wenigstens von den stärkern abgesondert, und etwa anhangsweise als solche angeführt, die zwar an sich selbst nichts beweisen, aus denen aber unser Lehrstück, wenn es mit andern Beweisen bestätigt ist, gleichfalls einigermaassen abgeleitet werden kann, oder die durch jenes Lehrstück alsdann neues Licht und neuen Nachdruck erhalten? Möchte man es doch endlich einsehn, dass man einer Wahrheit durch Untereinandermischung guter und schlechter, starker und schwacher, Beweise keinen Dienst, sondern vielmehr Schaden thut! Dadurch, dass man beide ohne Unterschied neben einander setzt, bringt man den Leser nothwendig auf den Gedanken, dass beyde gleiche Kraft haben. Und wenn er dann mit leichter Mühe in einigen offenbare Schwächen entdeckt, so macht er nur gar zu leicht von diesen einen Schluss auf alle, behauptet, wenn er *Bestreiter* der Wahrheit war, mit kühner Zuversicht, dass alle Beweise offenbare Schwächen haben, vermuthet diess, wenn er ein bescheidner *Zweifler* war, und fürchtet es, wenn er die Wahrheit bisher zwar *glaubte*, aber dabey ein *nachdenkender und unparteiischer Untersucher* ist. Dahingegen, wenn gute und schlechte, schwächere und stringente Beweise gehörig von einander abgesondert werden, werden wenigstens die beiden letztern von den Mängeln der einen nicht blindlings auf die andern schliessen, und wird der erste mit seinen zuversichtlichen Behauptungen nicht sogleich Glauben finden. Ob nun der Vf. sich des hier erwägten Fehlers schuldig gemacht habe, mag der Leser selbst aus einigen Proben beurtheilen. So werden z. E. unter den *göttlichen Namen*, woraus der Vf. zuerst die Gottheit Jesu beweist, §. V. nicht allein *mein Gott* in den Worten Thomä, sondern auch *Rabbuni* Joh. XX. 16. und der Name *Herr* und *Heiland* oder *Seligmacher*, wie es in der holländ. Uebersetzung ausgedrückt wird, gerechnet, und zum Beweise von den letztern unter andern auch Luc. II. 11. 2. Pet. I. 11. II. 20. III. 2. 18. angeführt. So wird §. IX. seine Gottheit daraus bewiesen, dass er *unschuldig* litt und starb. Wenn das wahr seyn soll, sagt der Vf., so muss er so

wenig einer Gotteslästerung als eines Aufruhrs schuldig gewesen seyn. Er muss sich also *entweder* nie eine übermenschliche Grösse beygelegt haben, *oder* diese muss ihm wirklich zukommen. Und nun wird zum Beweise dass er sich eine übermenschliche Hoheit beygelegt habe, unter andern angeführt Joh. XIV. 6. XV. 1 — 5. Matth. XI. 27. So wird §. XII. seine Gottheit aus seiner *Oberherrschaft über seine Kirche*, und §. XIV. daraus bewiesen, dass er *der Geist auch der A. T. Offenbarung* ist, und §. XVIII. aus der *Verdammlichkeit seiner Verwerfung*, wobey aber lauter Stellen angeführt werden, die ganz offenbar nur von der Verwerfung *seiner Lehre* reden, z. E. Joh III. 16 — 18. 2. Thess. I. 7 — 9. Hebr. X. 28. 29. XII 25. II. 2 — 3. Wir haben diese Proben, so wie sie uns vorkamen, aus einer Menge mehrerer ausgehoben, und halten sie zur Bestätigung unsrer Behauptung für völlig hinreichend.

Um aber zu beweisen, dass es in dieser Abhandlung auch an einer *genauen Entwickelung der eigentlichen Beweiskraft* selbst der bessern Beweise, und einer *gründlichen Vertheidigung derselben wider die Einwendungen und Zweifler der neuern Bestreiter und Zweifler* fehle, müssen wir auch noch hierbey etwas verweilen. Man wird leicht finden, dass der Vf. bey jeder Klasse der von ihm beygebrachten Beweise zwar den *Major* weiter aus einander setzt, aber nicht den Beweis des *Minor*, auf den es doch eigentlich hier ankömmt, gehörig entwickelt, d. i. dass er zwar (obgleich nicht immer auf eine den Nachdenkenden befriedigende Weise) zeigt, dass der, von dem dies und jenes gesagt, dem dies und jenes beygelegt wird, Gott seyn müsse, aber nicht, dass diess in den von ihm angeführten Stellen von Jesu wirklich gesagt, ihm wirklich beygelegt werde, und dass diese Stellen grade so ausgelegt werden müssen, und keine andre Erklärung zulassen. So wird z. E. Röm. IX. 5. sowohl bey dem Beweise aus göttlichen Namen §. V. als aus der ihm zuerkannten göttlichen Ehre §. VIII. angeführt, aber auch nicht viel mehr als angeführt. Denn die Anmerkung S. 26. dass επι παντων nicht auf πατερες sich beziehe, und die Anmerkung S. 52, dass in mehrern Stellen des N. T. Doxologien auf Christum gefunden werden, (wohin denn doch Offenb. I. 6. auf keine Weise gerechnet werden müste) enthält doch noch lange nicht alles, was zur Entwicklung und Vertheidigung des in dieser Stelle liegenden Beweises zu sagen nöthig wäre. So wird Joh. I. 1. 2. §. V. u. VI. als ein Beweis angeführt, dass Jesu göttliche Namen und Eigenschaften beygelegt werden, ohne dass diess im geringsten weiter entwickelt, und gezeigt wird, weder dass λογος Name der höhern Natur Jesu sey, noch dass Θεος hier in seiner höchsten Bedeutung genommen werden, oder εν αρχη heissen müsse, von Ewigkeit, ohne alles welches diese Stelle so gut als kein Beweis ist. So wird Col. I. 15 — 17. §. VI. zum Beweise seiner Ewigkeit angeführt, die aus den Worten αυτος εςι προ παντων abgeleitet wird, ohne dass eine Silbe über das πρωτοτοκος πασης κτισεως gesagt, oder gezeigt wird, dass προ παντων eine ewige Präexistenz in sich schliesse, und also sowohl den *Arianismus* als *Socianismus* widersprche. Rec. lässt es zur Ersparung des Raums bey diesem Exempeln bewenden, die er sonst noch sehr vermehren könnte.

Um indessen einen Beweis seiner Unpartheylichkeit zu geben, muss Rec. noch zum Schluss ausdrücklich bemerken, dass diese Schrift, so wenig sie nach seinem Urtheil zur Widerlegung oder Ueberzeugung neuerer Bestreiter der Gottheit Jesu oder neuerer Zweifler an derselben beytragen kann, sich dennoch vortheilhaft von ähnlichen Schriften, besonders Holländisch-Reformirter sowohl als lutherischer Orthodoxen unterscheidet, indem sie in einem sehr bescheidnen Tone abgefasst ist, und sich des Schimpfens und Verdammens der Andersdenkenden enthält; welches einen rühmlichen Kontrast mit den bey Gelegenheit des neulichen Schisma in der Lutherischen Gemeine zu Amsterdam ans Licht gekommenen Predigten und Schriften der sogenannten orthodoxen Parthey macht. Und mit Rücksicht auf diese letztern kann Rec. sich nicht enthalten, ein paar Aeusserungen unsers gewiss sehr orthodoxen Vf. über ein paar Punkte anzuführen, die von den Schismatikern zu Amsterdam den Predigern vom sogenannten Neuen Licht als gefährliche Ketzereyen und Verfälschungen des Christenthums vorgeworfen wurden. S. 22. Es ist an sich selbst wohl erlaubt, und *mit guten Auslegungsregeln übereinstimmend*, bey solchen Stellen, die ein Geheimniss vortragen, worauf die Vernunft nicht führt, einen Versuch zu machen, ob man durch eine schickliche Erklärung dem Uebernatürlichen ausweichen könne; indem man diese Stellen nemlich in einem nicht so starken Sinn, oder uneigentlich nimmt, oder sie nach einer ungewöhnlichern Bedeutung eines Worts, oder *als Anspielung auf Volkssprache und Meinungen*, u. s. w. versteht. S. 151. Ich erkenne die Heiligung *für den vornehmsten Theil* der Erlösung von der Sünde, und für die Absicht der Sünde, und für die Absicht der Versöhnung durch Christum." So stark haben sich, so viel Rec. weis die Amsterdammschen Prediger vom Neuen Licht hierüber nicht einmal ausgedrückt. — Solche Aeusserungen in einer durch und durch orthodoxen Abhandlung, die von einer steif orthodoxen Gesellschaft, die sich *zur Vertheidigung des Christenthums* vereinigt hat, vor mehrern andern gekrönt ist, müsten die Schismatischen Ketzermacher in Amsterdam und ihre Vorfechter beschämen und belehren, wenn sie einer Schaam und Belehrung fähig wären.

PHILOSOPHIE.

Berlin u. Stettin, b. Nicolai: *Catechismus der gesunden Vernunft: oder Versuch in fasslichen Erklärungen wichtiger Wörter nach ihren gemeinnützigsten Bedeutungen und mit einigen Beyspielen begleitet,* zur Beförderung richtiger und bessernder Erkenntniss. Von F. E. *von Rochow* auf Rekan. *Zweyte Auflage.* 1790. 71 S. 8. (6 gl.)

Jeder Wohlgesinnte wird den, der unter seine Zeitgenossen *deutliche* Begriffe verbreitet, als einen Wohlthater des Menschengeschlechts ehren; und die dahin abzweckende menschenfreundliche Absicht des würdigen Vf.

Vf. der, in diesem Katechismus enthaltenen in Frag und Antwort eingekleideten 67 Erklärungen allgemein interessanter und häufig vorkommender Wörter (als z. B. *wollen*, *denken*, *Endzweck*, *Wahrheit*, *Recht*, *Pflicht*, *Ordnung*, *Natur* u. s. f.) ist nicht zu verkennen, und längst allgemein verehrt; so dass wir nicht nöthig hätten, diese zweyte Auflage besonders anzuzeigen, wenn uns nicht einige Betrachtungen zu wichtig schienen, um sie hier zu übergehen. Zu deutlichen Begriffen wird zweyerley erfodert: 1) dass sie richtig sind, und 2.) dass sie von jedem Besitzer selbst erworben, nicht geglaubt, sondern *eingesehen* werden. Ein falscher oder aufgedrungener, (sey er noch so treffend,) wird nie deutlich, und erschwert oft bis zur Unmöglichkeit die Erwerbung des richtigen oder klaren Begriffes. Bisher ist man (einige wichtige Zweige von Kenntnissen leider ausgenommen), in der Art, Kindern nach und nach zu Begriffen zu helfen, den natürlichen Weg gegangen, indem man ihnen selbst die nützliche Bemühung überliess, aus dem mannichfaltigen Sprachgebrauche die Einheit des Begriffs zu entwickeln, der als eigner Erwerb ihnen wichtig und praktisch wird, ihre ganze Thätigkeit in Bewegung erhält und zu mehreren Entdeckungen reizt. Der vom Vf. eingeschlagene Weg, aus dem Begriffe den Sprachgebrauch zu erörtern, möchte dagegen den misslichen Erfolg haben, dass durch zu frühzeitige Bekanntschaft mit dem auswendiggelernten trocknen Begriffe die ganze reichhaltige Materie, zu der er einst führen könnte, von dem Schüler für abgethan und erschöpft angesehen würde, weil Begriffe, ausser Verbindung mit praktischer Erkenntniss dargeboten, nicht sein Eigenthum werden, ihm gleichgültig bleiben und höchstens historischen Glauben bewirken, der bloss ins Gedächtniss übergeht, Verstand und Herz leer lässt, und daher keinen, wenigstens keinen wohlthätigen, Einfluss auf das praktische Leben bekommt; (ein Schicksal, welches die für Menschenwürde und Menschenwohl besonders wichtigen Wahrheiten am meisten und fast durchgängig trifft, eben weil man vorzüglich diese angehenden Weltbürgern zu voreilig und auf eine verkehrte Art beyzubringen in guter Absicht bemüht ist). Eine zu früh gewagte Definition ist ja selbst dem Gelehrten im weitern Forschen hinderlich; wie viel mehr noch dem Kinde, das von Natur dazu bestimmt ist, von dunkeln und unbestimmten Begriffen täglich zu deutlichern und treffendern fortzugehen, das den *Geist* einer Sprache fassen soll, den selbst der Erwachsene, der mehr oder weniger schon *einer* Sprache mächtig ist, weder im Wörterbuche noch im Unterrichte findet. Gewiss sind eigne irrige Begriffe minder schädlich als fremde auf Autorität hin geglaubte Begriffe (bey denen das Begreifen in zufälliger Umstand wird). Vom Irrthum kommt man eher zurück als vom Vorurtheil; letzteres verursacht Trägheit des Verstandes, dahingegen der Irrthum oft allein im Stande ist, uns die zweckmässigere Anwendung unsrer Thätigkeit zu lehren.

Dass Begriffe, die man einem selbstdenkenden Wesen aufdringen will, treffend richtig, wie es der ehrwürdige Vf. nennt, *haarscharf*, seyn müssen, ist wohl unstreitig, weil an fernere Berichtigung nicht leicht zu denken ist; (jeder dahin abzweckende Versuch würde ja einen unerlaubten Zweifel in die Einsicht des Lehrers verrathen). Es wird in dieser Lehrart unbedingter Glaube gefodert; jede Despotie des Verstandes kann aber nur durch wirkliche Weisheit *einigermassen*, nie gänzlich, gerechtfertigt werden, da sich derselben selbst das höchste Wesen enthält.

Die Definitionen des Vf. von *Vernunft* und *Verstand*, wovon die erste: (S. 12.) „die den Menschen von allen „Thieren unterscheidende Fähigkeit, verständig werden „zu können" und der letztere: (S. 29.) „die durch Lernen und Ueben zum zweckmässigen Gebrauch oder „recht angewendete Vernunft" seyn *soll*, enthalten, ungerechnet, dass ein irriger Sprachgebrauch den Vf. das Wort *verständig* statt *weise* brauchen lässt, einen unerklärlichen Zirkel. Mehrere Wörter werden nicht *erklärt*. S. 9. ist die Frage: „Was *bedeutet* das Wort „*Seele*?" Antwort: „den unsichtbaren (unkörperlichen?) „Theil *des Menschen*, wodurch sein Körper lebt, und „in Wirksamkeit gesetzt wird." Diese *Bedeutung* hat auch das Wort Nervensaft, und in dieser Bedeutung wenigstens, kann den übrigen Thieren die Seele, wie der Vf. thut, nicht abgesprochen werden. Auf die Frage; „Was *bedeutet* das Wort *recht*?" dienet zur Antwort: „dass man etwas für regelmässig erkläre." Diesem nach gibt es entweder in der ganzen Geometrie keine regelmässige Figur als den rechten Winkel, oder wahre Schönheit hat immer recht, oder das Recht besteht in der *Erklärung*; lieber gar in der Einbildung! Diese Beyspiele werden zum Beweis der minder *haarscharfen* Begriffe des Vf. hinreichen. Die gute Absicht desselben wird am besten erreicht werden, wenn der Lehrer die Worte, von denen der Lernende deutliche Begriffe bekommen soll, nicht unrichtig braucht. Hierbey kann dieser Katechismus zur Warnung dienen, denn der Vf. gibt selbst mehrere Beweise, dass Irrthümer im Sprachgebrauche nicht so leicht zu vermeiden sind, weshalb wir uns nur auf das bereits angeführte Beywort: *verständig* beziehen dürfen, so wie sich auch schwerlich alles, was S. 39. und 53. über *ungläubig* und *wahr* gesagt ist, besonders *wahr denken*, rechtfertigen lassen möchte.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Helmstädt*, b. Fleckeisen: *D. Jo. Frid. Kleukeri tractatus de nexu, qualis constat inter utrumque divinae constitutionis foedus, prophetico, ad insignem illum Petri Apostoli locum* 1 ep. I Vers 10 — 12. 1792. 98 S. 8.

Ebendas. *Expositio sermonis Jesu Joh. V. Vers* 39. *coll.* 46. 47. *et super ejus sententia de nexu inter scriptorum mosaicorum argumentum et doctrinam suam nonnulla.* Auctore *Henr. Philippo Sextro*, Th. D. et P. P. O. in acad. Jul. Carol. 1792. 86 S.

I. Das Band, welches die Schriften A. u. N. Testaments verknüpft und die Beziehung der Sachen und Personen in beiden auf einander, so wie überhaupt die gegenseitigen Verhältnisse dieser Bücher in Rücksicht ihres Ursprungs, haben sich die Gelehr-

lehrten in verschiedenen Zeiten und Orten sehr verschieden gedacht. Hr. K. erzählt hier zuerst die dreyerley Meinungen, für deren jede man mehrere angesehene Theologen anführen kann. Einige behaupten, das A. u. N. Test. sey aus natürlichen Ursachen, so wie andere gute Bücher, zu erklären; andere glauben, bey der Entstehung des N. T. müsse man übermenschliche Kräfte annehmen, wenn man auch das A. T. aus natürlichen Ursachen ableiten könne; und endlich noch andere sind der Meynung, beiderley Schriften hätten einen übernatürlichen Ursprung, und wären auf eine von dem gewöhnlichen und ordentlichen Laufe der Natur gänzlich abweichende Art entstanden. Der letztern Vorstellungsart tritt der Vf. bey, und seine Gründe dafür sind die bekannten und gewöhnlichen, jedoch mit allerley guten Bemerkungen durchwebt. Dabey ist aber nicht zu läugnen, dass er, aus Vorliebe zu seinem Glauben, hin und wieder von Andersdenkenden, deren Sinn er verkennt, wegwerfend urtheilt. So sagt er z. E. von den Deisten S. 10. *De illis non opus est dicere, cum, spreta omni veritatis historicae fide ac lege, nudis abstractionis philosophicae rationibus aut formulis ducantur, unde velint dirimi, quae talibus subjecta esse nullatenus possint.* Und S. 11. von den Rationalisten: *Hi aut tollunt omnino (quod quidem facillimum videtur ex istis principiis simpliciter philosophantibus, deque fide historica ne quaerentibus quidem) aut aliorsum vertunt, quodcunque sacris in literis de rerum in facto positarum divina constitutione et effectione traditum est: caussae divinitatem alienando, rerumque proprietatem infirmando, transmutando et invertendo.* Deisten und Rationalisten (es ist die Rede von vernünftigen, nicht aber von solchen, die ohne alle Gründe in den Tag hineinschwatzen) verwerfen keinesweges die *Glaubwürdigkeit* jener Documente, sondern sie glauben hinlängliche Gründe zu haben, dass man auch diese Schriften, wie jedes andere alte Buch, nach alter Denk- und Sprachweise, nach ihren ihnen eigenthümlichen Local- Temporal- und Nationalverhältnissen verstehen müsse, und nicht die Worte pressen dürfe. Und dabey hat der Vf. jene Gründe, welche die absolute Nothwendigkeit darthun, dass man die Vernunft überall, also auch bey der Bibel als obersten Richter annehmen müsse, keinesweges widerlegt. Wie soll man nun das Bestreben, die Nichtgültigkeit der Vernunft durch die Vernunft zu beweisen, anders als einen seltsamen Zirkel nennen? Wer durch die Vernunft darthun will, dass man der Vernunft nicht trauen dürfe, der gesteht, alles Protestirens ungeachtet, doch zum wenigsten gleich soviel, dass auch seine Vernunftschlüsse fehlerhaft seyn können, und mithin nichts beweisen. Sind aber seine Vernunftschlüsse wahr: so beweisen sie zugleich, wider seinen Willen, dass die Vernunft Gewissheit geben, und über das, was Wahrheit sey, richten könne, dürfe und müsse. Hierauf sucht der Vf. sein Thema, dass sich die Stellen „vom Messias im A. T. wirklich auf die Person Jesu beziehen,“ aus 1. Petr. I, 10 — 12. zu beweisen. In dieser Absicht wird diese Stelle umständlich erklärt. Er will dabey die ganz natürliche Lösung nicht gelten lassen, dass Petrus *als* Jude und *wie* ein Jude zu Judenchristen rede, und nicht anders reden konnte; ein Punkt, der bereits mehrmals, auch in dieser A. L. Z. ist erörtert worden. Wie gewiss es aber sey, dass man absolute und hypothetische Wahrheit genau unterscheiden, und besonders hier Petri Aeusserungen nach seinen Nationalideen erklären müsse, beweist selbst die vom Vf. gewählte Stelle. Petrus sagt nämlich darin: „*selbst den Engeln gelüstete es, Christi Religion kennen zu lernen.*“ Diese sehnlichen Wünsche der Engel (*εις ἁ επιθυμουσιν αγγελοι παρακυψαι*) sind doch gewiss nichts anders als Vorstellungsart damaliger Zeit. Weil die Engel, wie die Juden glaubten, schon bey Mosis (unvollkommenern) Gesetzgebung beschäftigt waren. (Gal. 3, 19.): so mussten sie sich auch nach Christi weit vollkommenern Religion innigst sehnen. Und so führt Petrus temporelle Gründe an, um die Erhabenheit der neuen Religion zu versinnlichen und seine Zeitgenossen zur Annahme derselben geneigter zu machen. Glaubte er an diese Sehnsucht der Engel, wie Rec. eben nicht in Abrede seyn will; so hat man doch daraus noch kein Stück der christlichen Dogmatik gemacht. Wer sich also in der Hermeneutik gleich bleiben will, der kann aus dem darneben stehenden unmöglich etwas für *eigentliche* Weissagung folgern. Fast scheint es, dass der Vf. diese natürliche Folge selbst fühlte, weil er diesen Theil des Verses weder übersetzt, noch erklärt, sondern ganz mit Stillschweigen übergeht. — Uebrigens hat Hr. K. diese Schrift als Inauguraldisputation für die theologische Doctorwürde nach Helmstädt geschickt, welche Promotion der Hr. D. *Sextro* in der 2. Schrift bekannt macht.

II. Nach des Vf. Meynung muss man bey dem Dogma von der Wirklichkeit messianischer Weissagungen vor den Aeusserungen der Apostel, besonders Jesu eigene Aussprüche genauer prüfen, um sich von Jesu eigener Ueberzeugung über diesen Punkt zu unterrichten. Dazu wählt er hier die Stelle Joh. 5, 39. vergl. 46. 47., und setzt den Zusammenhang derselben sehr gut auseinander. Er kleidet das meiste, was Johannes, nach seiner Art, nur kurz und abgerissen erzählt, in Gespräche zwischen Jesus und seine Zeitgenossen ein; die zugleich die wahrscheinlichen Einwendungen der Gegner enthalten. Nach verschiedenen triftigen Bemerkungen (z. E. S. 45 über *μαρτυρειν*, S. 54 über *πιστευειν*, S. 56. ff. über *γραφειν περι τινος* u. s. w. zieht der Vf. das Resultat, dass man keine *Personal*- sondern bloss *Realbeziehung* des A. u. N. Test. annehmen könne. Er zeigt dass Jesus nicht sowohl einzelne Stellen auf ihn besonders deutend aufsuchte, sondern vielmehr nur behauptete, dass der Keim seiner bessern Religion bereits im Moses liege. Jesus baute sein Ansehen nicht auf *einzelne* Stellen im Moses, als auf solche, die von ihm handeln sollten, sondern beruft sich auf die *ganze* mosaische Constitution überhaupt, und besonders auf die Beschaffenheit und innere Vortreflichkeit seiner Lehre. Joh. 7, 16. 17. u. a. m. Unter den Erklärungen einzelner Stellen verdient hier Joh. 5, 38. (S. 25.) bemerkt zu werden, wo der Vf. *ὃν* (*ἀπέστειλεν ἐκεῖνος*) vom Moses, und nicht wie gewöhnlich von Jesus versteht, welches ausser den vom Vf. bemerkten Gründen (aus v. 46. etc.) auch durch den Parallelismus *ὁ πεμψας με* unterstützt werden kann. — Wer jene Kleukersche Schrift liest, darf diese nicht übersehen, da sie, ohne es eben zu sagen, jene gewissermasen berichtigt. Aus dem angehängten kurzen Lebenslauf des Hr. Dr. Kleukers, den *er selbst* verfertigte, ziehen wir eine Stelle S. 79 an, und überlassen das Urtheil dem Leser. Er sagt von sich in der dritten Person: *Eam statim studiorum iniit rationem exegitque, qua per plures, suo quidem ordine et successione, literarum, vel maxime variarum, campos pertransiret, idque eo, ut posset aliquando inter insigniora eruditionis atque doctrinae ornamenta haberi.*

Leipzig: *De gravissimis Theologiae seniorum Judaeorum decretis, quorum vestigia in libris inde ab exilii aetate usque ad seculi quarti post C. N. initia deprehenduntur.* Disp. hist. quam. d. XII. Apr. 1794. publ. def. *Car. Henr. Lud. Poeliz*, Ernstthalio-Schoenburgicus, Phil. D. A A. Mag. Resp. *Jo. Henr. Pabst*, Th. Cult. 55 S. 4. Der Vf. hat dieses, auch für die Geschichte des ersten Christenthums merkwürdige Thema nicht nur mit rühmlichem Fleiss und vieler — beynahe mit allzuvieler — Belesenheit abgehandelt, sondern auch dabey Proben einer für solche Materien geübten Beurtheilung gezeigt. Er verdient, zu weiteren Arbeiten in diesem Fache aufgemuntert zu werden. Nothwendig aber ist es, dass, sobald der Raum dies gestattet, die Beweisstellen aus den Quellen selbst *neu* gesammelt, geprüft und angeführt werden, da die älteren Sammler oft gerade das wesentlichste übersehen, alles aus einen andern Gesichtspunkt betrachtet und fast ganz ohne Kritik, oft bloss nach den lateinischen Uebersetzungen gearbeitet haben. Auch Corrodi in seiner Gesch. des Chiliasmus und in andern Aufsätzen in den Beyträgen zur Beförderung des vernünftigen Denkens in der Religion, auf welche der Vf. (der Kürze wegen) oft verweist, hat allzu eilfertig aus jenen Excerpten wieder excerpirt, der Aechtheit der Quellen, ihrem Alter, ihrem Vaterland u. dgl. zu wenig nachgespürt, aber auch durch die daher entstandenen Fehler seiner Arbeiten gegen alles Compilirn in einem Fach, wo eigener Fleiss so verdienstvoll werden kann und die Quellen selbst wohl zu überschauen sind, ein warnendes Beyspiel gegeben. Vorzüglich muss bey dem Thema des Hn. Vf. auch Justins Dialogus c. Tryphone Judaeo und was Origines hie und da von der jüdischen Theologie seiner Zeit anführt, geprüft und verarbeitet werden. — Dass vom zweyten Aufsatz im ersten Stück der Memorabilien (über den *λογος*) nicht der Herausgeber, selbst Vf. sey, zeigt die von demselben beygefügte Note.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 31. Julius 1794.

PHILOSOPHIE.

Halle, b. Franke u. Bispink: *Katechismus der natürlichen Religion*, als Grundlage eines jeden Unterrichts in der Moral und Religion, zum Gebrauche für Eltern, Prediger, Lehrer und Zöglinge von D. *Carl Friedrich Bahrdt*. 1790, 204 S. 8.

Görliz, b. Hermsdorf u. Anton: *Sokratische Gespräche zur Einleitung und Erläuterung des Bahrdtischen Katechismus der natürlichen Religion.* Ein Beytrag zur Beförderung eines vorurtheilsfreyen Nachdenkens der Vernünftigen und Gebildeten, ohne Unterschied des Geschlechts, des Alters und des Standes. 1793. 336 S. 8.

Man kennt schon Bahrdts hellen Blik in Beurtheilung dessen, was der gesunden Vernunft des Menschen gemäss und zu seiner wahren Veredlung brauchbar ist: man fühlt aber auch überall die Wärme, womit er die fasslichsten und interessantesten Wahrheiten der Religion und Sittenlehre, herauszuheben und recht lebhaft empfindbar zu machen weiss. Eben dies zeichnet auch wieder diesen Katechismus aus, welcher alles umfasst, was der Knabe und Jüngling von vernünftiger Religion zu wissen nöthig hat, und den Kern des Bahrdtschen Systems der moralischen Religion enthält. Schade ist es, dass der Vf. sich nicht an eine strengere Ordnung gebunden, und die verschiedenen, hier behandelten, Materien nicht deutlicher von einander abgesondert hat. Ohne bestimmte Abschnitte und Anzeige des jedesmaligen Inhalts lauft alles in der nemlichen Paragraphenzahl bis an das Ende fort; kaum ist der Begriff der Religion und Gottheit mit ein paar Worten bestimmt, so wird von S. 4 — 29 die Lehre von dem menschlichen Erkenntniss- und Willens-Vermögen vorgetragen, und alsdann erst wieder auf Gott, Vorsehung, Gebet, Unsterblichkeit eingelenkt, die Theorie der menschlichen Glückseligkeit erläutert, und an letztere die Moral angeknüpft. Diese fängt, wie uns deucht, ganz richtig mit Gesundheitsregeln an (S. 89) weil Gesundheit Grundlage unserer Glückseligkeit, und dann die Tugend das eigentliche Mittel zur Befestigung unsers Wohls ist (S. 102). Weiterhin werden nun die Tugenden der Gerechtigkeit und Gemeinnützigkeit, die Rechte der Menschheit, die natürlichen und bürgerlichen Rechte erklärt, nichts wird vergessen, was zum Glück und Wohlstand des Einzelnen sowohl als des Ganzen gehört, und endlich beschliesst eine Anleitung zur *Besserung* das ganze nützliche Werkchen. Aeltern und Lehrern dürfte übrigens, bey allen seinn Vorzügen, noch manches daran zur Ergänzung, näheren Bestimmung, besseren Anordnung übrig bleiben. So hängt es z. B. nicht ganz mit den nachmaligen zuversichtlichen Behauptungen des Vf. von, alles umfassender, Liebe Gottes zusammen, wenn er auf die Frage: was ist denn Gott? — antworten lässt: „Gott ist ein Wesen, das uns *gänzlich unbekannt* ist." Erkennen wir doch seine Liebe so klar! Eben so schwankend wird (S. 16) auf die Frage: Was hat Wahrheit für Einfluss auf die menschlichen Handlungen? — geantwortet: sie ist die *einzige* Hervorbringerin derselben. — Wollte Gott, es wäre dem also! —

Nicht ohne inniges Vergnügen wenden wir uns von dieser Schrift zu einer anderen, mit ihr verwandten, nemlich zu *den Sokratischen Gesprächen*, zu deren Abfassung Bahrdt in der Vorrede zu obiger Schrift (S. 6) einige Winke gibt. Seit langer Zeit erinnert sich Rec. nicht, in dem gemeinnützigen, fasslichen, und doch bestimmten und unterhaltenden Tone Etwas gelesen zu haben, das seinen Kopf wie sein Herz so ganz befriediget hätte, wie diese, in Papier und Druck sehr unansehnliche, Schrift. Die Einkleidung ist zuerst historisch, und dann wird sie erst im wahren Sinne des Worts *Sokratisch*. Wessen empfindlicher Seele die feste, männliche Freymüthigkeit in der Sprache der Wahrheit zum Anstosse werden könnte, dem rathen wir, die Lesung des musterhaften Buches mit Pfarrer *Rüdigers* Rede an seine Gemeinde, und seiner Erklärung an das Consistorium, also mit S. 32, anzufangen. Verspürt er alsdann noch nichts von der siegenden Macht, welche gerader Sinn, Biederkeit und geläuterte Vernunft sonst gewöhnlich über menschliche Gemüther ausüben, so mag er die übrige Geschichte überschlagen, und zu den Gesprächen fortgehen, worinn ihm das Chimärische einer prätendirten völligen Gleichheit der Menschen, die unabwendbare Einschränkung gewisser unstreitigen Rechte durch die gesellschaftliche Verbindung, und so vieles was ihn erquicken mag, gleichsam an *einem* fortlaufenden Faden selbst aus seiner Seele gewickelt; aber worin ihm auch unvergleichlich schön gezeigt wird, wie Verabredungen, Verträge, dann Gemeinschaft der Güter, Begriffe von Eigenthum, wie Erbeigenthum, Ueberfluss, nöthiges Auskommen, Mangel, — also Ungleichheit, — wie alsdann Dienstbarkeit, Leibeigenschaft, erbliche Leibeigenschaft, endlich das Lehnsystem habe entstehen müssen, ohne dass bisher noch von Gewalt die Rede gewesen wäre: wie sich Obrigkeiten, Demokraten, Aristokraten, — also ein Adel, — Monarchen gebildet, wie der Despotismus und das Ungeheuer, der Gewissenszwang empfangen und gebohren wor-

worden, wie zuletzt das Streben der Gesellschaft nach der Wiedererlangung der, ihr gewaltthätig entzogenen, Menschenrechte unaufhaltbar werde, aber mit welcher Vorsicht man auch den schrecklichen Ausbrüchen zuvorkommen müsse, welche mit der Majestät des Pöbels unausbleiblich verbunden seyen; — Es mag wenige Schriftsteller geben, die das Werden wie ein Kind, um in das Reich der Wahrheit einzugehen, so gut verstehen, als der Vf. dieser Schrift. Rüdiger, die Hauptperson des Dialogen, scheint seinen Sohn, die zweyte Person, nur noch so am Gängelbande hin und herzuführen, und doch, ehe man es denkt, hat man wieder neu entdecktes Land, zu welchem man also Schritt vor Schritt, ohne es zu bemerken, hingeleitet ward. Möchte solcher gesunden Geistesnahrung aus dergleichen Federn noch recht viele fliesen!

Wir wollen jetzt nur noch eine kurze Inhaltsanzeige vom *historischen* Theile dieses interessanten Buches geben. In einer abgelegenen, durch Gebirge von der übrigen Welt getrennten, Gegend liegt ein Dörfchen, das etwa zwanzig Feuerstellen enthält. Dies bekommt an Rüdigern einen Seelenhirten, der vor anderen seines gleichen anfänglich blofs das voraus hat, dafs er Naturkunde und Chemie erlernt, und seinem Geiste ein reges Streben erhalten hat, es in allem, was er weifs und zu thun hat, immer weiter zu bringen. *Herhold*, der Amtmann des Orts, trägt zur neuen Schöpfung, welche nach und nach mit Rüdigers Seele vorgeht, das meiste bey; ein Vorurtheil nach dem andern wird abgelegt, und, wie und wodurch es verdrungen, aber wie es auch wieder durch bessere Belehrungen ersetzt wird, meisterhaft geschildert. Mit vereinigten Kräften und ausserordentlicher Klugheit bringen es beyde dahin, dafs eine gänzliche Aenderung in den Gesinnungen der Gemeinde vorgeht; die Schuljugend wird von *Ernst*, einem einsichtsvollen Schulmeister, durch zweckmäfsige Kenntnisse aller Art hiezu vorbereitet, Mädchen werden eben so gut gebildet als Knaben, Redlichkeit, Arbeitsamkeit, Frohsinn und Mäfsigkeit sind die Tugenden, worauf Religion, Erziehung, Unterricht, Beyspiel, frühe Gewöhnung hinleiten; die Natur selbst, deren Gott man allein verehrt, wird ein grofses, überall offenes und überall gegenwärtiges, Sittenbuch; denn sich selbst sucht man in eben dieselbe Harmonie zu stimmen, welche man, nach der gegebenen frühen Anweisung, in ihr und ihren Gesetzen entdeckt: der alte Gottesdienst fällt auf diese Art von selbst hinweg, das Predigen wird in lehrreiche Gespräche, der Kirchengesang in Loblieder der Natur, und ihres grofsen Urhebers, von einer herzerhebenden frohen Musik begleitet, umgeschaffen, Altar, Crucifixe, Priesterrock und Kragen verschwinden; der Name *Gottesdienst* wird getilgt; was man feyert, — sind Feste der Natur, Sittlichkeit und Vernunft (wie man sie in Deutschland in der Stille heilig hält, nicht wie sie in Frankreich öffentlich geschändet wird, kurz Feste der Vernunft anders, ganz anders entstanden und gefeyert, *ja ehe man noch in Frankreich daran dachte*, — was man jetzt hat, ist keine Sekte mehr, sondern ein Völkchen von Weisen. — Zum Glück des Völkchens und seiner Wohlthäter erfuhren der Superintendent, und sein Vikar, Hr. *Radegast*, erst nach Jahren, was da alles vorgegangen war. Schulmeister *Kauz* aus dem Orte, wo sich Se. Hochwürden aufhielten, verirrte sich auf einer Reise in diese abgelegene Gegend, roch Ketzerey, that es dem Oberhirten kund; dieser berichtete es an das Consistorium, ein Consistorialbote eilt dahin, man fodert Rüdigern eine Verantwortung ab, er gibt sie schriftlich von sich, oder beschreibt vielmehr in seiner Antwort dem Consistorium den ganzen Verlauf seiner eigenen Umbildung und der, daraus erfolgten, Umschaffung seiner Gemeinde, nimmt alsdann von dieser Abschied, beydes mit einer unübertreffbaren Würde, Geradheit und Herzlichkeit. Durch einen übereilten, und nachher von dem gesammten Collegium, das jüngste Mitglied ausgenommen, sehr bereueten Schritt des Präsidenten wird der ganze Prozefs aus den Händen des Consistoriums in die Hände des *Ministers*, eines vortrefflichen Mannes, gespielt. Mit langsam überlegender Weisheit geht dieser, der das edle Herz seines Fürsten ganz in der Gewalt hat, in der Sache zu Werk; der Fürst trägt, wie ein Vater seinem Sohne, dem Abgeordneten des Dörfchens, *Klaas*, alle seine Bedenklichkeiten vor, wird endlich durch diesen Mann bestimmt, selbst hinzureisen, findet da alles über seine Erwartung schön, bestätiget Rüdigern in seinem Amte, und nimmt die ganze frohe Gemeinde in seine unmittelbare Obhut. Alles frohlockt, und segnet den guten Fürsten, ein neues Fest, das Fest der siegreichen Vernunft, wird eingeführt; — nur Wilhelm, Rüdigers Sohn, stimmt nicht ganz in die allgemeinen Lobpreisungen ein, und hieran entspinnen sich die nachfolgenden Sokratischen Gespräche, in welchen Wilhelm mit dem Bekenntnisse schliesst: *Mein Geist demüthiget sich tief vor diesem Fürsten, und meine Verehrung seines erkannten Werths wird mir mein ganzes Leben hindurch eine unzerreifsbare Fessel des Gehorsams und der Unterwürfigkeit seyn.* Rec. versichert, dafs, bey aller Vortrefflichkeit der Schilderung in dem ganzen Buch keine Spur von Uebertreibung ist. Reine Vernunft ist alles!

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Kopenhagen, b. Schulz: *Minerva et Maanedskrivt.* 1793. I. B. 417. S. II. B. 440 S. III. B. 432 S. IV. B. 415 S. 8.

Wir zeichnen, unserer Gewohnheit nach, nur die wichtigsten prosaischen Aufsätze aus, davon sich in diesem Jahrgange eine besonders reiche Erndte findet, und machen die Freunde der dänischen Poesie nur im Allgemeinen darauf aufmerksam, dafs er gleichfalls nicht wenige schöne dichterische Arbeiten enthält.

Jan. Ueber Krankenhäuser auf dem Lande in Norwegen von Prof. *Strøm.* Rede an dem Geburtstage des Kronprinzen Friedrich des unvergleichbaren (magelöse) nebst einer Nachricht von der Feyerlichkeit des Artillerie-korps an diesem Tage (die Rede hat viele treffliche Stel-

Stellen; auch ist das Lob, das dem Kronprinzen ertheilt wird, so viel wir wissen, wirklich Stimme der Nation. Allein demungeachtet wünschten wir dem Redner mehr Enthaltsamkeit. Auch des Guten thut man zu viel, wenn es unzeitig angebracht wird; das scheint der Redner mehr als einmal übersehen zu haben, noch grösser aber war die Abwesenheit dessen, der die Rubrik des Aufsatzes verfertigte).

Febr. Ueber die Rechtmäſsigkeit der Todesstrafen (Sie werden vertheidigt aus den bekannten Gründen, die jedoch nicht mit hinlänglichem philosophischen Scharfsinn entwickelt sind.) Nachricht von der Ausarbeitung des neuen dänischen Wörterbuchs von Prof. *Ehlert*. Eine Traurede (ein sehr interessantes Stück, voll wahrer Philosophie über diese in der menschlichen Gesellschaft so wichtige Einrichtung) Unterschied zwischen einer dänischen Tonne Hartkorn, einem Schleswig Hollsteinischen Pflug Landes, und der Norwegischen Grundhauer (das richtigste Verhältniſs ist, daſs ein Pflug 9 Tonnen Hartkorn ausmacht. Die Norwegische Grundhauer ist in der Verordnung v. 22. Apr. 1682 gleichfalls nach einem gewissen Verhältniſs gegen Hartkorn angeschlagen, welches noch jetzt besteht).

März, Bericht über den grönländischen Handel von dem Prof. *v. Eggers*. Ueber die Nothwendigkeit der Todesstrafen (erhebliche Zweifel gegen die Anwendung derselben in manchen Fällen, und treffende Bemerkungen über die Veranstaltungen, wodurch sie entbehrlich werden). Einige Züge von dem Leben und Charakter des verstorbenen Conferenzrath *de Hoffmann* (Nur blosse kurze historische Data, nebst einem Verzeichniſs der Schriften dieses höchst würdigen und auch allgemein geehrten Beamten, der am 3. Febr. 1793 in seinem 80sten Jahre starb, nachdem er dem Vaterlande 55 Jahre gedient hatte).

April. Ueber den Gemeingeist, eine Rede von dem Bischof Dr. *Schönheyder* in der Gesellschaft der Wissenschaften zu Drontheim zur Feyer des Geburtstags des Königs und Kronprinzen am 29. Jan. 1793. (Einige gute Gedanken, vermischt mit religiösen Vorurtheilen und schiefen politischen Grundsätzen). Etwas über die kleinen Städte in Dänemark von Hn. G. C. B. (Richtige Bemerkungen über den Verfall derselben, die Aufmerksamkeit verdienen). Wie kann die geringere Anzahl der Staatsbürger die meisten Stimmen ausüben? nebst einigen Bemerkungen über Rousseau's *Contract social* und über das neuere französische Staatsrecht von Hn. Etatsrath Tetens. (Bekannte Sachen mit ermüdender Weitschweifigkeit und viel Selbstgefälligkeit vorgetragen, zum Theil auch sehr falsch angewandt.

May. Statistische Nachrichten von den Norwegischen Kupferbergwerken von Prof *Thaarup*. (Interessante, zum Theil noch nicht bekannte Data. *Röraas*, welches schon vor 1644 gebauet ward, hat von 1646 bis 1791 überhaupt gegeben 237863 Schffpf. 9 Lispf. 6½ Pf. Garkupfer, dessen Werth 17 Millionen Thaler betrug; die Einkünfte des Königs an Zehnten, Zoll und Accise werden in dieser Zeit auf 3,189,231 Rdr. 18 Sch. berechnet. *Insät* oder *Quikne*, das älteste im nördlichen Norwegen, Kupferbergwerk, ward schon 1629 gebauet, und gibt jährlich 2 – 300 Schffpf. Garkupfer. Die übrigen sind Lökken oder Meldal, Selboe, Frideriksgarn oder Foldal und Guldnäs, welches letztere jedoch fast verlassen ist. Ausserdem sind im nördlichen Norwegen 13, und im südlichen 11 jetzt verlassene Werke). Gibt es Wahrheiten a priori, und wie unterscheiden sie sich von den Wahrheiten a posteriori? von Hr. *Chr. Hornemann* (eine Abhandlung, welche reifes Nachdenken mit einer sehr zweckmäſsigen Freymüthigkeit verbindet. Die Wahrheiten a priori werden, wie billig, vertheidigt). Ueber den Vorschlag eine Universität in Norwegen zu errichten. (Sehr erhebliche Gründe für die neue Universität von mannichfaltigen Seiten dargestellt, welchen jeder, der das Land kennt, beypflichten wird). Neue Erklärung der Marmortafel mit dem Bilde der Sonne in dem Matthäischen Landhause zu Rom, welche Aleander, Montfaucon und mehrere beschrieben haben von *Nic. Abildgaard*.

Jun. Fortsetzung der Nachrichten von den Norw. Bergwerken (diesmal von den Eisenwerken, deren überhaupt 19 sind. Aus den beträchtlichsten, *Bärum*, ward im J. 1791 für 167000 Rthr. verkauft). Fortsetzung der Anmerkungen über das neuere französische Staatsrecht (Hr. Etatsrath *Tetens* läugnet hier ziemlich sophistisch und arrogant, daſs es unveräusserliche Rechte des Menschen gebe; vertheidigt den unumschränkten Despotismus, die Sklaverey, Leibeigenschaft und ähnliche Greuel, von Seiten der *Rechtmäſsigkeit*. Beyläufig einige Ausfälle auf die Kantische Philosophie, die bey solchen Grundsätzen uns gar nicht unerwartet waren.) *Scalabrini*, ein Italiäner, bey Nachrichten aus Dänemark (der 80jährige Greis, der während vieler Jahre königl. Dänischer Kapellmeister war, und jetzt in Lucca lebt, bricht bey der Nachricht von dem jetzigen Glücke dieses Landes, in ein herzliches und verdientes Lob aus).

Jul. Fortsetzung der Anmerkungen über das neuere französische Staatsrecht (von eben dem Gehalt als das vorhergehende Stück). Nachricht von der Verfassung und möglichen Verbesserung der Stadt *Varde* in Jütland (Einsichtsvolle Bemerkungen über den gesammten Nahrungsstand der kleineren Städte). An den Herausgeber von *L***g*, nebst dessen Antwort. (Kurze Erörterung der Frage, wie weit Individualität in dem Charakter des Normanns erhalten werden müste?)

Aug. Ueber Städte von *N. D. T. S.* (in ökonomischer Rücksicht ein wichtiger Aufsatz). Warum soll man Bücher schreiben? (eine sehr glückliche Ausführung des Gewinns, den der Schriftsteller für sich selbst aus seiner Arbeit zieht, so wie des nicht zu berechnenden Nutzens und Vergnügens, das er andern durch Mittheilung und Erweckung von Ideen gewährt) Auffoderung bey Gelegenheit der im Juny Monat d. M. bekannt gemachten Punkte abseiten der Commission für die Universität und gelehrten Schulen (Warme Bitte, an alle Sachkundige, ihre Meynung öffentlich darüber zu sagen). Aus einem Schreiben aus Schweden. (Leider

fieht es dort um den Genufs der Prefsfreyheit betrübt genug aus).

Septembr. Ueber den Einwand der Minderjährigkeit. (Er wird mit Recht dem allgemeinen Staatsrecht angemeffen gefunden; wenn aber der Vf. fcheint den Zeitpunkt der Volljährigkeit noch über das 25fte Jahr ausdehnen zu wollen, fo dürfte man ihm wohl nicht beypflichten können). Ift man berechtigt einen anonymen Verfaffer zu nennen? (wird mit Recht verneint, wenn nicht das Buch ein Pasquill ift, oder die Sitten angreift), Auf Veranlaffung des Auffatzes im July Monat über die Stadt *Varde* (Erinnerungen, welche das Lokale betreffen, zum Beweife wie forgfältig man darauf bey jedem Verbefferungs-Vorfchlage Rückficht nehmen müfte). Rede in der lateinifchen Schule zu *Rönne* auf Bornholm am 27. Jul. 1793 von Rector *Andrefen* (manche richtige Gedanken über die moralifche Erziehung). Note des brittifchen Gefandten am dänifchen Hofe, nebft der Antwort des Grafen Bernftorf (diefe, ihrem Inhalt nach fchon aus politifchen Blättern bekannten Staatsfchriften, werden hier in der Originalfprache mitgetheilt, welches defto wünfchenswerther war, da die Antwort des Grafen Bernftorf, beides in Rückficht auf Grundfätze und Darftellung ein wahres Meifterftück ift, das mit zu den fchätzbarften Urkunden des praktifchen Völkerrechts gehört).

Octob. Ein paar Worte über Landprediger (werth beherzigt zu werden, um die Foderungen an fie herabzuftimmen und auf Verbefferung ihres Schickfals ernftlich zu denken). Ueber den Volontairdienft bey königlichen Collegien (zum Theil freylich nur local, aber doch in manchen Stücken auf junge Gefchäftsmänner überhaupt anwendbar). Nachricht von der Verficherung der Gebäude gegen Feuerfchäden in den Städten des Königreichs Dänemark (veranlafst durch ein königliches Refcript, dafs alle Hausväter befragt werden follten, ob fie lieber auf die bisherige Weife 10 Schilling dänifch d. i. 3 ggl. von jeden verficherten 100 rthl. jährlich, und bey vorfallenden Brandfchäden einen aufferordentlichen Zufchufs nach der Repartition, oder für beftändig 15 Schilling dänifch bezahlen wollten, unter königl. Zuficherung, dafs alsdann nie ein aufferordentlicher Beytrag gefodert werden folle. Man hätte wohl nicht geglaubt, dafs die Pluralität fich gegen den letzten Vorfchlag erklärte, dennoch war das der Fall; ein Beweis im kleinen, wie oft die Pluralität des Volks fehl greift. Nemlich 4493 Stimmen die für 3,152,780 rthl. verfichert hatten, waren dafür, und 8607, die für 5,883,510 rthl. verfichert hatten, dawider. In 68 Städten (die kleine Stadt Svannike fehlt) war die Mehrheit nur in 14 Städten für den letzteren Vorfchlag, und in 7 erklärten fich alle Stimmen dafür. Uebrigens zeigt eine angehängte Tabelle, dafs nach einer 30jährigen Erfahrung, die angefchlagene erhöhete Abgabe zur Beftreitung aller Brandfchäden würde hingereicht haben. Die verficherte Summe war im J. 1762 nur 6,544,650 rthl.; jetzt ift fie 9,036,290 rthl. Alle Brandfchäden in den gedachten dreyssig Jahren betrugen 288,837 rthl. 34 Schilling).

Novemb. Ueber den Bornholmer Cement von dem Affeffor *Hofgaard.* Fortfetzung des Berichts von dem grönländifchen Handel von dem Prof. *von Eggers.*

December. Ueber Kalender von R. (Wohlgewählte hiftorifche Bemerkungen, mit Anwendungen auf den neuen franzöfifchen Kalender). Ueber wefentliche Schulverbefferungen in Norwegen von Prof. *Wilfe.* (Mit Bedauren fieht man, dafs unter der fonft fo wohlthätigen dänifchen Regierung diefs für die bürgerliche Gefellfchaft fo wichtige Fach noch in einer traurigen Lage feyn mufs). Etwas über eine Univerfität in Norwegen (fchiefe Einwürfe, aus einer andern periodifchen Schrift, dem *Viborger Samler,* mit berichtigenden Anmerkungen abgedruckt).

Dem hiftorifchen Artikel in jedem Monate müffen wir eben das Lob beylegen, was wir dem vorigen Jahrgange ertheilet haben. Wir können daher nicht umhin zu wünfchen, dafs der künftige Herausgeber diefer Monatfchrift, Hr. Prof. *Rahbeck,* eben den Ton darin erhalten möge. Vielleicht hat das Publikum Urfache, ihn dazu defto mehr zu ermuntern, da der bisherige Mitherausgeber, und in den letzteren Jahren alleinigen Herausgeber, Hr. Secretair *Pram,* der fich durch diefe Bemühung und den thätigen Antheil, den er felbft an der Monatfchrift nahm, ein fehr grofses Verdienft um die dänifche Literatur erwarb, durch verfchiedene Unannehmlichkeiten, die er in feinem Abfchiede an die Lefer am Schluffe diefes Jahrgangs nur kurz berührt, dahin gebracht ift, diefes Gefchäft aufzugeben; ein Entfchlufs, der jedoch bey der in Dänemark geltenden Prefsfreyheit und der bekanntlich dort herrfchenden Stimmung des Publikums immer noch etwas räthfelhaft fcheint.

STOCKHOLM, b. Kellerberg. *Journaliften eller utvalda Samlingar Blandade ämnen, hämtade i synnerhet utur de nyafte och bäfte Engelfka Journaler til nytta och noje för medborgare af bägge könen.* (Der Journalift, oder ausgefuchte Sammlung vermifchter Auffätze, befonders aus den neueften und beften englifchen Journälen zum Nutzen und Vergnügen für Mitbürger beiderley Gefchlechts.) II. Th. 762 S. gr. 8. mit 12 Kupf.

Diefes Lefebuch ift mit ziemlich guter Auswahl gefchrieben. Die Schreibart ift natürlich und gut, und die Art: find fo vermifcht dafs Lefer allerley Art daraus bald Nutzen bald Vergnügen fchöpfen können; nun follten die Sammler und Ueberfetzer billig bey jeder die Quelle angezeigt haben, woher folche genommen worden, welches doch nur bey wenigen gefchehen ift. Am Ende jedes Quartals find einige englifche Bücher aber nur kurz recenfirt, doch nicht immer die neueften, fondern von 1788. u. d. gl. Jedem Quartal find 3 faubere Kupfer beygefügt, welche die Ruinen von Baalbeck und Palmyra, Francklins Bildnifs, der Eremite, und fechs Scenen aus der Iliade vorftellen.

Monatsregister

vom

Julius 1794.

I. Verzeichniss der im Julius der A. L. Z. 1794. recensirten Schriften.

Anm. Die erste Ziffer zeigt die Numer, die zweyte die Seite an.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

)(

Fock's

Mi-

)(2 Voyage

W.

Z.

II. Ver-

II. Im Julius des Intelligenzblattes.

Ankündigungen.

)(2 Kün-

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Tromms-

Preisaufgaben u. Preisaustheilungen.

Todesfälle.

Universitäten Chronik.

Vermischte Nachrichten.

Pan-

ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG

AUGUST 1794.

No. 251 — 285.

worunter 26 ordentliche Stücke und 9 Beylagen.

JENA,

in der Expedition dieser Zeitung,

und LEIPZIG,

in der Churfürstl. Sächsischen Zeitungs-Expedition.



NACHRICHT.

Die *Allgemeine Literatur-Zeitung*, davon wöchentlich sechs Stücke ohne die Beylagen, Intelligenzblätter und Register erscheinen,

Kostet wie bisher *Acht Thaler Conventionsgeld*, wobey die wichtigen Louisd'ors zu *Fünf Thaler*, die Ducaten zu zwey Rthlr. 20 Groschen, die wichtigen Carolins und alten Schildlouisd'ors zu *Sechs Thaler Vier Groschen*, die neuen seit 1785 ausgeprägten Schildlouisd'ors zu *Sechs Thaler* die Laubthaler zu 1 Rthlr. 12 gr., die Conventions-Thaler zu 1 Rthlr. 8 gr. angenommen werden. Für diese *Acht Thaler* liefern die nächsten löbl. Postämter und Zeitungs-Expeditionen innerhalb Deutschland die A. L. Z. wöchentlich postfrey; bey grösrer Entfernung, oder andern etwa eintretenden besondern Fällen, kann der Preis auch etwas höher kommen, worüber denn mit dem löbl. Postamte, bey welchem die Bestellung gemacht wird, billige Uebereinkunft zu treffen ist.

2. Von der Vorausbezahlung können wir in keinem Falle abgehen. Sie ist zur Aufrechthaltung des Instituts durchaus nothwendig, wenn anders die löbl. Postämter und Zeitungsexpeditionen, welche von uns unmittelbar die benöthigten Exemplare beziehen, die mit uns verabredeten Zahlungstermine halten sollen. Da wir uns lediglich mit diesen, nicht mit unsern geehrtesten Abonenten unmittelbar, zu berechnen haben, so setzen wir voraus, das jene ohne Vorausbezahlung, es sey dann auf ihre eigene Gefahr und Risico, keine Exemplare zu spediren anfangen, folglich allezeit in Stande seyn werden, in guter Ordnung zu bleiben, da wir hingegen in jedem Falle ausgebliebener Zahlungen, uns genöthiget sehn, die fernere Spedition der nicht verabredetermasen berichtigten Exemplare zu suspendiren.

3. Ungeachtet wir beym Anfange der A. L. Z. und in der ersten Ankündigung v. J. 1784 nur für die vor dem Eintrit des neuen Jahres wirklich bestellten Exemplare *Schreibpapier* versprachen, so sahen wir uns doch bald in lästige Nothwendigkeit versetzt, die Verwirrungen des Schreib- und Druckpapiers zu vermeiden, *alle* Exemplare ohne Unterschied auf Schreibpapier abdrucken zu lassen. Ungeachtet nun der mit jedem Jahre notorisch gestiegene Preis des Schreibpapieres, uns beynahe gezwungen hätte, diesen äusserlichen Vorzug unsers Journals aufzugeben, und sie fernerhin, wie es mit allen deutschen gelehrten Zeitungen geschieht, auf Druckpapier abdrucken zu lassen, so haben wir jedoch bey der Beeiferung die A. L. Z. mit jedem Jahr eher zu verbessern, als in irgend einem Stücke schlechter werden zu lassen, auch für dies Jahr das Schreibpapier beybehalten.

4. Da es jedoch schlechterdings unmöglich ist für eben den Preis so gutes Schreibpapier als in den beiden ersten Jahren zu liefern, so lassen wir für solche Abonenten, welche ein paar Thaler mehr jährlich

lich um dafür besseres Papier zu erhalten, nicht ansehen, Exemplare auf *sehr schönes Postpapier* abdrucken. Diese Exemplare aber kosten jährlich *Zwey Thaler* mehr, als die gewöhnlichen auf ordinäres Schreibpapier, (nemlich es muss dafür an uns *Acht Thaler* jährlich *ohne die Speditionsgebühren* vorausgezahlt werden.) Auch müssen die Exemplare jedesmal *vor Anfang des Jahrs* bey uns bestellt und endlich können sie nicht anders als *monatlich broschirt* geliefert werden, weil bey den wöchentlichen Speditionen die Schönheit der Exemplare wegen der noch frischen Druckerfarbe nicht erhalten werden könnte, auch die Verwirrung mit den Exemplaren auf *ordinärem Schreibpapier* nicht zu vermeiden wäre.

5. Es sind uns oft Fälle vorgekommen, dass man uns die auf ein Exemplar der A. L. Z. zu zahlenden *Acht Thaler* Pränumerationsgelder hieher nach Jena unter unsrer Addresse zugesandt, und verlangt hat, die A. L. Z. dafür portofrey wöchentlich spediren zu lassen. Allein dies müssen wir gänzlich verbitten, nicht als ob wir nicht jedem gern gefällig seyn *wollten*, sondern weil wir auf diese Art vermöge der einmal bey den Zeitungs-Expeditionen festgesetzten Einrichtung niemanden dienen *können*. Denn es kommen uns ja jene *Acht Thaler* nicht ganz zu, indem *Zwey Thaler* oder soviel sonst nach der von dem Abonenten mit dem, welcher ihm unmittelbar abliefert, getroffenen Verabredung über die uns gebührenden *Sechs Thaler* bezahlt wird, den spedirenden Postämtern und Zeitungsexpeditionen zukommen. Jeder Abonent kann also, wenn er die Zeitung wöchentlich verlangt, nirgends anders als bey dem Postamte seines Orts, oder der ihm nächstgelegenen Stadt pränumeriren. Von hieraus können wir die Spedition auf keine Weise einleiten, und sind also genöthigt die von den Abonenten an uns unmittelbar eingesandten Pränumerationsgelder an die Absender zurück zu schicken.

6. Wer die Allg. Lit. Zeitung monatlich broschirt verlangt, wendet sich an die ihm nächstgelegene Buchhandlung und erhält sie für acht Thaler jährlich. Es ist aber zu bemerken, dass wenn jemand auch mit einer Buchhandlung in Rechnung steht, er doch nicht verlangen kann, die Allg. Lit. Zeitung von derselben auf Credit zu erhalten, sondern solche ebenfalls wie bey den Postämtern sogleich bey der Bestellung bezahlen müsse.

Wir hoffen daher; dass uns künftig alle löbl. Postamts Zeitungs-Expeditionen und Buchhandlungen, bey nicht erfolgender terminlicher Zahlung mit der Entschuldigung gänzlich verschonen werden, als ob die Pränumeration von den Abonenten nicht zu erhalten wäre. Dahingegen bitten wir auch jeden unsrer geehrtesten Abonenten, dafern er wirklich bey einer Buchhandlung oder Postamte pränumerirt hätte, wenn ihm denn doch die Allg. Lit. Zeitung nicht ordentlich sollte geliefert werden, schlechterdings keine Entschuldigung anzunehmen, als ob von uns die A. L. Z. nicht ordentlich geliefert würde, vielmehr solches directe an uns sogleich zu melden.

In Absicht der *Defecte* müssen wir nochmals wiederhohlen, dass wir alle diejenigen, welche etwa durch unsre Schuld entstanden wären, bey der Anzeige sogleich *unentgeldlich* ersetzen. Jeder unsrer Hn. Abonenten also, dem einzelne Stücke nicht geliefert werden, darf nur an die Behörde, von welcher er die Zeitung erhält, einen Zettel mit den ihm fehlenden Nummern abgeben, mit dem Ersuchen, solchen sogleich zurücklaufen zu lassen.

Gehn aber einzelne Stücke in Lesegesellschaften, oder sonst verlohren, so ist jede einzelne Nummer der A. L. Z. mit *Einem Groschen*, jedes Stück des Intelligenzblattes mit *Sechs Pfennigen*, jedes

jedes ganze Monatsstück mit *Sechzehn Groschen* oder einem *Gulden* Conventionsgeld zu bezahlen. Unter dieser Bedingung versagen wir Niemanden die ihm fehlenden Stücke, und es ist blos eine Ausflucht der Undienstfertigkeit, wenn manchen Abonenten ist versichert worden, sie wären von uns nicht zu erhalten. Sollte nun jemand dennoch die verlangten Defecte nicht erhalten können, so ersuchen wir ihn an uns geradezu franco zu schreiben, die ihm fehlenden Nummern genau zu verzeichnen, auch den Betrag dafür gleich beyzulegen.

8) Hauptspeditionen haben wir bisher das *kaiserliche Reichs-Postamt* zu *Jena*, das *fürstl. sächs. Postamt* daselbst, die *churfürstl. sächs. Zeitungsexpedition* zu *Leipzig*, das *kaiserl. Reichs Postamt* zu *Gotha*, die *herzogl. sächs. privilegirte Zeitungs-Expedition* oder sel. Mevius Erben zu *Gotha*, das *königl. preuss. Grenz-Postamt* zu *Halle*, das *königl. preuss. Hofpostamt* in *Berlin* die kaiserlichen Reichsoberpostämter zu *Nürnberg*, *Augsburg*, *Frankfurt am Mayn*, *Hamburg*, *Cölln*, das *kais. Reichs Postamt* in *Bremen*, das *kais. Reichs Postamt* zu *Stuttgardt*, das *Fürstl. Samt-Post-Amt* im Darmstädter-Hof zu *Frankfurt* am *Mayn*, Hr. Postverwalter *Albers* in Hannover. Doch wendet jeder Abonent mit der Bestellung und Vorausbezahlung sich an diese Expeditionen nur mittelbar, durch das Postamt seines Wohnorts oder das ihm zunächstgelegene.

9) Allen deutschen Buchhandlungen wird mit einem Rabatt von 25 pro Cent vom Laden Preise *acht Thaler*, die Allgem. Lit. Zeitung franco Leipzig von der löbl. *Churf. Sächs. Zeitungs-Expedition* daselbst *monatlich* broschirt geliefert, und sie sind dadurch ebenfals in Stand gesetzt dies Journal für Acht Thaler innerhalb Deutschland zu liefern. Die Churf. Sächs. Zeitungs-Expedition lässt die Exemplare an die Commissionärs der Herren Buchhändler in Leipzig, so bald sie angekommen, abliefern. Und wer auf diesem Wege die A. L. Z. erhält, leistet auch die Zahlung an die Churf. Sächs. Zeitungs-Expedition zu Leipzig.

10) Zu Erleichterung der Fracht für die sämtlichen Buchhandlungen, welchen *Frankfurt am Mayn* näher liegt als Jena, ist die Hauptniederlage bey Hn. Buchhändler *Hermann* in Frankfurt am Mayn gemacht worden.

11) Für ganz *Frankreich* und den *Elsass* hat die löbl. *Akademische Buchhandlung* zu *Strasburg* die Haupt Commission übernommen.

12) Für die ganze *Schweiz* die *Steiner-Zieglerische Buchhandlung* zu *Winterthur*.

13) Aus Holland und Gelderland kann man sich an die Buchhändler Hn. *Hannesmann* in Cleve, desgleichen an Hn. *Friedrich Wanner* in *Dordrecht* an Hn. Buchhändler *Jülicher* in Lingen und Hn. Buchhändler *Röder* in *Wesel* addressiren.

Jena den 31sten August 1794.

Expedition der Allg. Lit. Zeitung.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 1. August 1794.

PHILOLOGIE.

LEIDEN, b. Mostert: *Observationes in Euripidis maxime Hippolytum.* — *Exercitationum academicarum Specimen primum.* Quod, favente numine, praeside *Joanne Luzac*, J. U. D et in academia Batava linguae graecae, et histor. patriae professore ordinario, in auditorio literario publice def. *Abraham Blussé*, Dordraco-Batavus, die 21 Januarii 1792. 58 S. gr. 8.

EBENDAS.: *Observationes in loca Veterum, praecipue* quae sunt de *Vindicta Divina.* — Exercitationum academicarum Specimen secundum. — Quod — def. *Janus ten Brink*, Amstelodamo-Batavus. Die 16 Junii 1792. 126 S. gr. 8.

EBENDAS.: *Observationes in loca Veterum*, praecipue quae sunt *de Vindicta Divina.* — Exercitationum academicarum Specimen tertium. — Quod — def. *Johannes Jacobus Schultens*, Amstelodamo-Batavus, die 26 Junii 1793. 196 S. gr. 8.

Wer sich durch den Titel dieser Abhandlungen des Herrn Prof. *Luzac* verleiten läst, weiter nichts darin, als unzusammenhängende Bemerkungen, und sogenannte Conjecturen zu suchen; — entweder weil die meisten Producte dieser Art in der That zu keinen höhern Erwartungen berechtigen, oder auch, weil die gegenwärtigen auf holländischen Boden entsprungen sind, — der wird sich im Verfolg seiner Lectüre auf eine angenehme Weise getäuscht finden. Er wird allerdings eine Menge der scharfsinnigsten Verbesserungen verdorbener Stellen, im griechischen und lateinischen Schriftstellern, antreffen, aber auch bald mit Vergnügen gewahr werden, dass die Wortkritik hier der höhern, die sich mit Untersuchungen über die Aechtheit alter Ueberbleibsel, und der Geschichte philosophischer Meynungen überhaupt beschäftiget, bloss zur Unterlage dient, und ihr usurpirtes Vorrecht, als Zweck behandelt zu werden, der letztern, wie billig, einräumt. Sollte er sich auch hin und wieder genöthiget sehen, den Behauptungen des Vf. seinen Beyfall zu versagen, so wird ihm doch der angenehme Vortrag, der in diesen Abhandlungen von einem Ende zum andern herrscht, ein reines, von jenen Behauptungen unabhängiges Vergnügen gewähren. Wir wollen, ehe wir zur Beurtheilung einzelner Stellen übergehen, zuvor den Zweck und die Veranlassung dieser Aufsätze mit den eignen Worten der Vorrede angeben: *Cum Literarum Graecarum studium, quod in Patria nostra intermortuum pene videtur, a nonnullis tamen in Academia Batava juvenibus minime negligatur, ut, quae inde crescere spes posset, eam magis magisque foveret atque excitaret, constituit Cl. Praeses in Scriptores Graecos Latinosque Observationes identidem sic in lucem edere, ut Disputationi Academicae pro more inserviant, mox, si placuerit, in unam Syllogen colligendae, etc.* — Dass der Hippolytus des Euripides auch nach den meisterhaften Recensionen eines *Valckenaer, Musgrave,* und *Brunck* hier und da der kritischen Feile noch bedürfe, beweist der Vf. durch eine beträchtliche Anzahl von Stellen, deren Unverdorbenheit wenigstens bezweifelt werden kann. Die vorgeschlagenen Verbesserungen haben uns jedoch nicht allemal befriediget; weil sie entweder nicht ganz unentbehrlich waren, oder auch, weil sich der Vf. in der Wahl seiner Mittel vergriffen zu haben schien. Zu den entbehrlichen Conjecturen würden wir nun gleich die erste im V. 37. zählen, wo die Rede von Theseus ist, nach der gewöhnlichen Lesart ἐνιαυσίαν ἔκδημον αἰνέσας φυγήν. Die ἔκδημον φυγὴν missbilliget der Vf. aus dem Grunde, *quia ipse Theseus* ἔκδημος *erat, non exilium, quod certe intra patriam locum habere non poterat.* Er corrigirt demnach ἔκδημος, nemlich Θησεὺς, und macht dadurch den Ausdruck des Euripides matt und prosaisch. Nichts ist ja bey den griechischen Dichtern gewöhnlicher, als diese Verwechslung der Beywörter, die auch schon andere Kritiker zum Emendiren verleitet hat. Im Euripides selbst finden sich ähnliche Beyspiele in Menge, wovon wir nur das folgende anführen, Androm. 399, ἥτις σφαγὰς Ἕκτορος τροχηλάτους κατεῖδον. Auch die Römer haben diese charakteristische Eigenschaft der griechischen Dichtersprache überall nachgeahmt, z. B. Properz I, 3, 7. *Ebria quum multo traherem vestigia Baccho.* Horaz I. Od. 28, 18. *Exitio est avidum mare nautis,* wo man ebenfalls *avidis — nautis* hat substituiren wollen. Bentley hat aber mit Recht jene Lesart, die durch die meisten Handschriften bestätiget wird, vorgezogen. Man vergleiche Dörings Anmerkung zu Catull 64, V. 310. Im V. 268 verbessert der Vf. die Worte, ὁρῶμεν τάςδε δυστήνους τύχας auf gleiche Weise: ὁρῶμεν τῆςδε δυστήνου τύχας, welche Verbesserung uns eben so entbehrlich zu seyn scheint, als die vorige. Eine umständlichere Kritik findet sich S. 10. über V. 428, wo es der Vf. sehr wahrscheinlich macht, dass anstatt ἁμιλλᾶσθαι βίῳ gelesen werden müsse, ἀμύνεσθαι βίῳ, mit folgender Erklärung: *Hoc unum ajunt vitae esse praesidium et tutamen, si cui adsit animus justus et aequi rectique amans.* V. 673, τίνα νῦν ἢ τέχνας ἔχομεν, ἢ λόγον Σφαλεῖσαι κάθαμμα λύσειν λόγον; Brunck bemerkt schon, dass die Lesart λόγον falsch sey, ohne jedoch etwas Bessres vorzuschlagen. Unser Vf. liest.

lieſt: *κάθαμμα λύσειν νόσου*; nicht unwahrſcheinlich! Die Liebeskrankheit der Phädra wird in mehrern Stellen dieſes Dramas *νόσος* genannt. Wie aber, wenn Euripides hier nicht die beſondere Gemüthsſtimmung der Phädra allein, ſondern zugleich das Mitleiden und die Betrübniſs ausdrücken wollte, die der Chor über die traurige Lage derſelben *ſelbſt* empfindet. Demnach könnte man mit einem noch geringern Aufwand von Buchſtaben leſen: *κάθαμμα λύσειν μόγου*. Zur Beſtätigung dieſer Lesart von Seiten der Sprache führen wir in Androm. 120. *ἄκος τῶν δυσλύτων πόνων τεμεῖν*, und V 304. *παρέλυσε — πόνους*. Auch Horaz bedient ſich dieſer Metapher Epod. IX 37. *Curam metumque Caeſaris rerum juvat Dulci Lyaeo ſolvere*. Eine ſehr ſcharfſinnige Conjectur finden wir S. 45, wo der Vf im V 746 anſtatt, *ἔνθα γε πορφύρεον σταλάσσουσ' Εἰς οἶδμα πατρὸς*, nach einer Stelle des Plinius, (Hiſt. Nat. Lib. XXXVII, c. 2) der den Hippolytus wahrſcheinlich vor Augen hatte, zu leſen vorſchlägt: *εἰς οἶδμα Πάδου* Die Gründe, die ſowohl für dieſe Emendation von dem Vf. ſelbſt als auch gegen dieſelbe von Ruhnkenius angeführt werden, müſſen wir dem eignen Nachleſen der Kritiker überlaſſen. Noch werden in dieſem erſten Stück verſchiedene Fragmente des Euripides theils erläutert, theils verbeſſert. Als ein Meiſterſtück von Interpretation empfehlen wir S. 32, eine Erklärung des Fragments aus der Antiopa: *Πολλοὶ δὲ θνητῶν τοῦτο πάσχουσιν κακόν. Γνώμη φρονοῦντες, οὐ θέλουσ' ὑπηρετεῖν ψυχῇ, τὰ πολλὰ πρὸς φίλων νικώμενοι*, welches Musgrave ſo überſetzt: *Multi mortalium hoc vitii habent, ut, quamvis mente ſapiant, nolint tamen obſequi animo ſuo, ut plerumque ab amicis victi*; ohne Sinn! die übrigen Erklärungen von Grotius, und Heath. ſind um nichts beſſer, ausgenommen daſs jener die Redensart *νικᾶσθαι πρὸς φίλων* richtiger überſetzt, *vinci vel ſuperari a cupidis gaudiis*, Herr L. beweiſt den Sprachgebrauch, nach welchem *τὰ φίλα voluptatis animo gratae; illecebrae, quae dulcedine ſua mentem trahunt; gaudia praeſertim Veneris* bedeuten, und zeigt aus der Platoniſchen Philoſophie, daſs *γνώμη* und *ψυχὴ* einander in dem Sinn entgegengeſetzt werden, daſs man unter jenem Worte die Vernunft (*τὸν νοῦν, τὴν φρόνησιν, τὸν λόγον*.) unter dieſem das ſinnliche Begehrungsvermögen oder die Begierden überhaupt, (*τὸ πάθος* oder *τὴ παθητικὸν*) verſtehen müſſe; gerade ſo, wie die neuern griechiſchen Philoſophen *τὸ πνεῦμα* und *τὴν ψυχὴν*, und Paulus mit andern Schriftſtellern des N. T. *ἄνθρωπον ψυχικὸν* und *πνευματικόν* einander entgegen geſetzt haben. Es wird ferner gezeigt, daſs dieſer Theil der Plat. Philoſophie älter, als ihr Stifter ſelbſt ſey, daſs ſchon vor ihm *Timäus Locrus* und die Pythagoräer überhaupt daſſelbe von der menſchlichen Seele gelehrt haben, und daſs man folglich den Euripides gar wohl aus dem Plato erläutern könne, weil beyde aus einer gemeinſchaftlichen Quelle geſchöpft haben können. (Aus dem Xenophon lieſsen ſich noch viele Beweisſtellen für die angeführte Bedeutung des Worts *ψυχὴ* anführen. So heiſst es in der ſchönen Stelle Cyrop I 3. 15, wo über den Unterſchied der Perſiſchen und Mediſchen Regierungsformen geſprochen wird, von dem König der Perſer: *μέτρον δὲ αὐτῷ οὐχ ἡ ψυχὴ, ἀλλ' ὁ νόμος ἐστίν*.) Nachdem nun der Vf. ſeinen Grund in Anſehung des Sprachgebrauchs von allen Seiten geſichert hat, ſchlägt er vor, in obigem Fragment zu leſen *Γνώμη φρονοῦντες εὖ, θέλουσ' ὑπηρετεῖν* u. ſ. w. und überſetzt die ganze Stelle; *Mortalium multi hoc pati ſolent malum; Mens recta ſentit, et tamen libidine vult obſequi, cedens voluptatis jugo* — Ohne dieſer gründlichen Erklärung zu nahe zu treten, getraueten wir uns gleichwohl die gewöhnliche Lesart zu vertheidigen, und denſelben Sinn herauszubringen. Nur müſste man alsdann das Comma nicht nach *φρονοῦντες*, ſondern nach *οὐ* ſetzen. — Die zweyte Abhandlung beginnt mit einer vortreflichen Einleitung über die Kirchenväter. Einige von ihnen, deren Schriften offenbare Spuren des verdorbnen Zeitalters, worin ſie geſchrieben worden, verrathen, mögen immerhin ungeleſen bleiben. Diejenigen hingegen, die von *Juſtinus Martyr* an bis auf *Cyrillus* und *Theodoretus* von Cyrene gegen die Vorurtheile und Verläumdungen der Heiden eine beſsre Religion vertheidigt haben, verdienten allerdings, fleiſsiger und mit mehr Sorgfalt ſtudirt zu werden, als in unſern Tagen zu geſchehen pflegt. Die erſte Stelle unter ihnen behauptet *Clemens* von Alexandrien, der ſo viel claſſiſche Gelehrſamkeit beſaſs, und mithin auf die Sammlung der Fragmente aller Dichter und Philoſophen ſo viel Sorgfalt verwandte, daſs der Vf. kein Bedenken trägt, ihn in dieſer Rückſicht mit *Plutarch* und *Johannes von Stobi* zu vergleichen. Kein einziger Kirchenvater hatte auch ſo hohe Begriffe von der griechiſchen Literatur, als Clemens, und wenn andere die Philoſophie und Dialektik für eine Erfindung des Teufels hielten, ſo war nach ſeiner Ueberzeugung (Strom. I, 2.) das Studium der Weisheit ein Geſchenk, welches den Griechen vom Himmel verliehen wäre. Das Leſen der griechiſchen Schriftſteller ſagt er Str. I, 4. iſt eine Vorbereitung des Gemüths zur wahren Religion. Dieſe Behauptung des *Clemens* bringt den Vf. ſeinem Zweck näher, und nöthiget ihm das Geſtändniſs ab, daſs, wenn man alles, was die Griechen von der Gottesfurcht, Vorſehung, Strafen und Belohnungen nach dem Tode, von der Mäſsigkeit, Liebe zum Vaterland u. ſ. w. gelehrt haben, ſammlen und ſyſtematiſch darſtellen wollte, es jedem unglaublich ſcheinen würde, daſs noch vor 36 Jahren behauptet worden ſey, *es laſſe ſich aus den Schriften der alten Philoſophen kein in jeder Rückſicht vollſtändiges Syſtem der Ethik darſtellen*. Um ſo mehr bedauert der Vf. den elenden Zuſtand, worin ſich die moraliſchen Ueberreſte der alten Dichter und Weiſen zur Zeit noch befinden, und zeigt an einem einzigen Lehrſtück der griechiſchen Theologie und Moral, *de Vindicta divina*, und den ſich darauf beziehenden Stellen, wie viel in dieſer Hinſicht zu thun übrig ſey. Zum Leitfaden und gleichſam zum Thema dieſer Unterſuchung wahlt er den ſchönen Prolog des Plaut. *Rudens*, *Qui gentes omnes, mariaque et terras movet*, bis auf die Worte, *Retinete porro, poſt factum ut laetemini*; theils, weil ſich in demſelben in der That alles vereiniget befindet, was die Pythagoräer und älteſten Weiſen über dieſen Gegenſtand gelehrt haben, theils

auch

auch, um am Ende ſeiner Unterſuchung einen Fehler zu verbeſſern, der in den Worten des Prologs, *poſt factum ut laetemini*, verborgen liegen ſoll. Zuerſt beſchäftiget ſich der Vf. mit dem bekannten Fragment der Perictyone, von den Pflichten der Kinder gegen ihre Aeltern, und den Strafen des Ungehorſams; (Stobaeus Serm. 77. p. 457) bey welcher Gelegenheit eine vortrefliche Anmerkung gemacht wird über die *δίκη κακώσεως* der Athenienſer oder *actio malae tractationis*, wie ſie von den Römern genennt wurde; die jeder mit Vergnügen leſen wird, wenn er auch die Anwendung, die der Vf. hiervon auf das Fragment der Perictyone macht, nicht billigen ſollte. S. 111 wird das Fragment eines Ungenannten beym Stob. Ecl. Phyſ. Tit. VII kritiſch beleuchtet. *Grotius* (Stob Grot. p. 119.) emendirt: *ὀυχ ἑυδει Διὸς Ὀφθαλμος. ἐγγὺς δ᾽ ἔςι καὶ παρὼν πόνῳ*, *operi ſed prope et praeſens adeſt.* Im Pariſer Codex ſteht, *και περ ὢν πόνῳ.* Hieraus macht *Toup* Emend. in Suidam P. III, p. 334. *ἐγγὺς δ᾽ ἔςι καί περ ὢν ἄνω*, welches der Vf. mit Recht verwirft. So könnte wohl ein Evangeliſt, aber kein griechiſcher Dichter geſchrieben haben. Er ſelbſt corrigirt — *καί περ ὢν πόλῳ*, *licet longe abſit in coelo*, unſerm Gefühl nach, ebenfalls matt und unſchicklich. Wir würden lieber leſen: *ἐγγὺς δ᾽ ἔςι, καί περ ὢν πρόσω*, um des Gegenſatzes willen, wovon ſich viele Beyſpiele bey den Dichtern, unter andern beym Euripides in ähnlichen Stellen finden, z. E. Jon, 585, *πρόσωθεν ὄντων, ἐγγύθεν θ᾽ ὁρωμένων*, auf welche Worte Cicero Attic. 13, 10, anſpielt, vergl. Eurip. Bacchae, 387, und Aeſchyl. Eumenid. (Grotii Excerpt. p. 37.) *κλύει και πρόσωθεν ὢν θεός.* — Die S. 116 in Theokritus Idyll. XXI, 14, vorgeſchlagne Verbeſſerung, *ὁ πᾶς πόρος*, anſtatt, *ὁ πᾶς πόνος*, iſt nicht neu. So hat ſchon *Köhler* emendirt.

In der dritten Abhandlung kömmt der Vf. auf die Kirchenväter, und die in ihren Schriften zerſtreuten Fragmente der alten Tragiker und Komiker, zurück. Auffallend iſt es in Anſehung dieſer Fragmente überhaupt, daſs Juſtinus Martyr, Clemens und andere, um zu zeigen, wie richtig die Griechen über die Lehre eines einzigen Gottes, über Vorſehung, göttliche Gerechtigkeit, Gottesdienſt und Opfer gedacht haben, faſt überall dieſelben Stellen anführen, und daſs gleichwohl dieſe Stellen, einige Verſe ausgenommen, weder in Plutarch, (der doch oft über dieſe Gegenſtände ſchreibt, und überdieſs ſo gern die Dichter citirt,) noch auch in dem Florilegium des Johannes Stobenſis gefunden werden. Vorausgeſetzt alſo, was ſich mit Grund vorausſetzen läſst, daſs ſie Plutarch und Johannes St. nicht gekannt haben, ſo entſteht natürlich die Frage; wie ſind Juſtinus und Clemens an dieſe Fragmente gekommen? und, haben ſie dieſelben erdichtet? Die letztere Frage wird vom Vf. verneinet, weil er eine befriedigende Antwort auf die erſtere gefunden zu haben glaubt. Daſs die Kirchenväter auch bey andern Gelegenheiten unvorſichtig und unkritiſch zu Werke gegangen ſind, iſt bekannt. Man weiſs, wie viel Autorität ſie den ſogenannten Sibyllíniſchen Gedichten einem, *Hecatäus*, *Eupolemus*, *Artapanus*, *Ariſteas* oder *Ariſtäus* beylegen, unter welchen Namen höchſt wahrſcheinlich ein gewiſſer gräciſirender Jude aus der Alexandriniſchen Synagoge verborgen liegt, wie in Anſehung des Hecatäus ſchon *Philo Herennius* behauptet, in Anſehung der übrigen aber J. *Scaliger* und *R. Bentley* vermuthet haben. Dieſe Vermuthung wird bey unſerm Vf. zur Gewiſsheit durch die Entdeckung, daſs ein Betrüger aus der erſten Claſſe, *Ariſtobulus*, (*origine Judaeus*, *diſciplinâ Philoſophus*, *ſectâ Peripateticus*, wie er hier charakteriſirt wird,) der Erfinder aller dieſer ſchönen Sachen ſey, wie nach dem Geſtändniſs des Vf. der ſelige *Valkenaer* unwiderſprechlich dargethan haben ſoll in einer noch ungedruckten *Diſſertatio de Ariſtobulo Judaeo, Scriptore Commentarii in Legem Moyſis, et conditore verſuum ſub nominibus Lini, Homeri et aliorum*, die ſich in den Händen des Hrn. L. befindet, und die er durch den Druck bekannt zu machen verſpricht, ſobald er die ebenfalls von Valkenaer hinterlaſsne neue Bearbeitung der *Fragmente des Callimachus*, (*opus quidem poſthumum, ſed conſummatiſſimum*) und *Hiſtoriae Maccabiticae vetus Epitome, Graece et Latine*, herausgegeben haben wird. *Ariſtobulus*, der unter Ptolemäus Philometor lebte, und bey dieſem, gleichwie die Juden überhaupt in Gunſt und Anſehen ſtand, ſchrieb ſeinen Commentar über das Geſetz Moſis in der Abſicht, um den König zu überzeugen, daſs die Griechen alles Gute, was ſie von der Religion gelehrt hätten, den göttlichen Schriften der Hebräer verdankten. Um aber dieſe Behauptung auſser allen Zweifel zu ſetzen, interpolirte und verſtümmelte er Verſe des Homer, Heſiodus, Aeſchylus, Sophocles u. a. dergeſtalt, daſs man ſie vielmehr für das Machwerk eines in den Moſaiſchen Schriften bewanderten Juden, als für Ueberreſte jener ehrwürdigen Griechen halten ſollte. Dieſs alles hat eben Valkenaer in der angeführten *Diſſertatio etc.* bewieſen, und auf dieſe Abhandlung beziehen ſich vermuthlich die Worte in *Diatribe Eurip.* p. 34. *Judaeis cur hanc fraudem imputari malim, quam Chriſtianis, exemplo mendacis Judaei nitar aliquando demonſtrare, qui ſi homines etiam primarios decepit, quid de aliis erit exiſtimandum?* Hieraus zieht nun der Vf. den Schluſs, daſs Juſtinus Martyr, und Clemens Alexandrinus, vielleicht auch Antiochenus Theophilus, aus jenem Commentar des Ariſtobulus, ohne ihn allemal zu nennen, (der einzige Vorwurf, den man ihnen machen kann) diejenigen Stellen genommen haben, die ihnen zur Vertheidigung der neuen Religion die bequemſten dünkten, und daſs hernach die neuern Kirchenväter, Theodoretus und andere den Clemens mit eben der Unvorſichtigkeit, (an Betrug von ihrer Seite iſt hier nicht zu denken) wie dieſer den Ariſtobulus, ausgeſchrieben haben. Was es aber auch mit dieſer Sache für eine Bewandniſs haben mag, ſo erhellt wenigſtens aus der nun folgenden ſcharfſinnigen Kritik des Hrn. L. deutlich, daſs die fünf Fragmente, die hier mit der oben erwähnten Stelle des Plautus verglichen werden, ſie mögen nun den Ariſtobulus, oder einen andern ſpätern Schriftſteller zum Verfaſſer haben, unächt ſind, und, ſo wie ſie auf uns gekommen, von keinem attiſchen Dichter geſchrieben ſeyn können. Die Beweiſe, die alle aus der Sprache ſelbſt abgeleitet ſind, müſſen wir der

eignen

eignen Prüfung des Lesers überlassen. — Die Worte des Plautus, *id eo fit, quia Nihil ei acceptum est a perjuris supplicii*, veranlassen den Vf., eine Untersuchung über die Meynungen der Alten, den *Meineyd* betreffend, anzustellen, die allein die Mühe diese Aufsätze gelesen zu haben, reichlich belohnen würde. So fürchterlich und unerbittlich streng sie sich auf der einen Seite die Gottheit in Bestrafung eines freywilligen und feyerlich abgelegten Meineyds dachten, so mild und versöhnbar schien ihnen dieselbe auf der andern gegen solche Menschen, die gezwungen oder aus Noth, um Leben und Freyheit gegen Feinde zu retten, falsch geschworen hatten. Dieses wird unter andern mit einem Fragment des Euripides bewiesen, und zugleich gegen Valkenaer Diat. Eurip. Cap. 18. p. 187. behauptet, dass der Zusatz des Dichters, die Götter verzeihen auch Aeltern, die ihre eines Mords überführten Kinder gegen das Gesetz in das väterliche Haus aufnehmen, obgleich sie sich dadurch selbst der Mordthat theilhaftig machten, ebenfalls in der Vorstellung von der Versöhnbarkeit der Götter in Fällen, wo die Natur mit dem Gesetz in Collision kömmt, seinen Grund habe, und dass folglich die Lesart, ἢ παισὶν αὐθένταισι — richtig sey. — Der zur Ueberzeugung gewordene Glaube, *der Meineydige kann der Strafe der beleidigten Gottheit nicht entgehen*, hatte einen sehr wohlthätigen Einfluss auf das Verfahren der Athenienser in Criminalprocessen, welches sich überhaupt von den bey uns gewöhnlichen Proceduren in dergleichen Fällen so vortheilhaft unterscheidet. Wir können uns nicht enthalten, eine hieher gehörige Stelle abzuschreiben, um zugleich eine Probe von der Schreibart des Vf. zu geben: *Quidni enim mirum accidat iis, qui non nisi de indagandis, exquirendis, convincendis reis, de quaestione habendâ, de necessario in re criminum equuleo, somniant, — quidni mirum accidat huic Juris consultorum genti, reo Athenis defensionem caussae liberaliter fuisse permissam; nullis neque judices neque accusatorem eum ursisse interrogationibus, nullis territasse minis, nedum carnificum tormentis; nec unquam apud Graecos, praesertim Athenienses, cuiquam nisi Tyranno in mentem venisse, liberos homines cruciatibus ad confitendum crimen adducere? Sed hoc parum: Plus est, tam longe abfuisse Athenienses ab adficiendo malis nondum convicto reo, ut illum ne vinculorum quidem incommodis aut squallori carceris subjicerent. Quin, reo, post caussam jam dictam habitamque primam a se orationem, licebat, si, auditis probationibus adversarii, defensioni suae diffideret, fugâ saluti suae consulere, et ea, quae ipsi integra manserat, eundi redeundique liberâ uti facultate, ut, amissis tantum et in aerarium redactis bonis caetera salvus in peregrinum solum evaderet.* Hierauf folgt eine Beschreibung von den bey Criminalprocessen im Areopagus gewöhnlichen Feyerlichkeiten, wobey zugleich gegen Sigonius und andere gezeigt wird, 1. dass hierzu ein besondrer, den Manen und unterirdischen Göttern geweihter Tag, (der 30 jedes Monats, welcher τριακὰς hiess,) bestimmt war; 2. dass die Priester des Tempels der Eumeniden, in der Nähe des Areopagus, die vorläufigen Opfer verrichteten; 3. dass die sogenannte Διωμοσία nicht aus einem, sondern aus drey besondern Eidschwüren bestand, wovon der erste vor der Anklage, der zweyte nach der ersten Rede des Anklägers und des Beklagten, der dritte nach gefälltem Urtheil der Richter zum Vortheil des Anklägers abgelegt wurde. Dem Beklagten war es erlaubt, nach dem ersten Schwur und der darauf folgenden Vertheidigungsrede, (πρότερος λόγος,) wenn er seine Sache für verlohren hielt, sich durch die Flucht zu retten, woran ihn weder die Richter noch irgend ein anderer Mensch hinderlich seyn durfte. Sobald er hingegen zum zweytenmal geschworen und betheuert hatte, dass er in seiner Vertheidigung der Wahrheit getreu geblieben sey, dann musste er den Ausgang des Processes abwarten, und sich dem Ausspruch der Richter unterwerfen.

Die Gründe, mit welchen hierauf der Vf. die Gelindigkeit der Athenienser gegen Mörder und Meineydige mit der Vorstellung; dass sie der strafenden Gottheit doch nicht entgehen können, und insofern schon unglücklich genug sind, in Uebereinstimmung bringt, müssen wir, um nicht zu weitläuftig zu werden, übergehen, und erinnern nur noch, dass die in den Worten des Plautus, *post factum ut laetemini*, versprochne Verbesserung auf einen der künftigen Aufsätze erspart ist, dem wir mit Verlangen entgegen sehen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Maurer: *Wöchentliche Unterhaltungen über die Erde und ihre Bewohner von Zöllner und Lange.* Fünften Jahrgangs, drittes und viertes Vierteljahr. 1788. von S. 414 bis 814. (ohne das Register.)

Mit diesen Quartalen ward diese gemeinnützige Zeitschrift von Zöllner beschlossen. Sie enthalten Aufsätze über die speculative Philosophie, über das Erhabne und Schöne vorzüglich in Rücksicht auf beide Geschlechter, und allgemeine Uebersicht des menschlichen Wissens, welche auch besonders abgedruckt sind. In demselben Verlage, aber von andern Verfassern ist sie fortgesetzt unter dem Titel:

Wöchentliche Unterhaltungen über die Charakteristik der Menschheit. 1 bis 3 Jahrgang.

Auswahl gemeinnütziger Gegenstände, fassliche und angenehme Darstellung haben auch dieser Fortsetzung vielen Beyfall verschafft. Wir wünschten nur, dass die Mitarbeiter, bey steter Rücksicht auf ihr gemischtes Publicum, hie und da bestimmter und vorsichtiger in ihren Urtheilen seyn möchten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 2. August 1794.

TECHNOLOGIE.

Ingolstadt, b. Krüll: *Anfangsgründe der Bergwerkskunde.* Von Franz von Paula *Schrank*, der Gottesgel. u. Weltweish. Doctor, kurpfalzbaierschen wirklichen geistlichen Rathe, Prof. der Landwirthschaft, ökonom. Botanik, Forstwissenschaft u. Bergwerkskunde an der Univers. zu Ingolstadt. 1793. 392 S. 8. (20 gr.)

Die *Einleitung* enthält: Encyklopädie des Bergbaues, oder vielmehr eine Skizze dazu. Viel Gutes, das wohl zu beherzigen ist. Zuerst Begriff der Bergwerkskunde; dann im Allgemeinen (§. 2, 3.), wie man sie erlernen kann. Unsers Erachtens könnte der Unterricht in der Bergbaukunst mit grosem Vortheile *in 2 Klassen* gebracht werden. In der ersten Klasse dürfte von der gesammten Bergbaukunst nur das gelehrt werden, was ihr, so zu sagen, eigenthümlich ist, was man gemeiniglich das Praktische des Bergbaues nennt; davon aber so viel, dass die Lehrlinge von der ganzen Kunst eine vollständige Uebersicht erhielten. Zu diesem *1sten Curs* in der Bergbaukunde könnte unsers Vf. Lehrbuch dienen, wenn ein geschickter Lehrer das Mangelhafte verbessert, das Fehlende ersetzt, und ihm so das einseitige benimmt. Werden die Vorlesungen an einem Orte gehalten, wo selbst Bergbau im lebhaften Umtriebe steht, wie zu Freyberg, in Schemnitz etc.: so wird der Unterricht vorzüglich gut ausfallen, wenn die Lehrlinge, während des 1sten Curses, unter Anleitung des Lehrers fleissig fahren, dadurch das Gelernte repetiren, sich damit recht vertraut machen, und dadurch selbst noch die erlangten Kenntnisse erweitern. Diesen Unterricht kann keiner entbehren, er mag sich dem ganzen Bergwesen oder nur einzelnen Theilen desselben widmen; keiner, er mag sich zu einem Rechnungsführer, oder zu einem praktischen Beamten, oder zu einem gelehrten Bergmanne, qualificiren wollen. Der Unterricht der zweyten Klasse ist nur für diejenigen unumgänglich nothwendig, welche sich auf das ganze Bergfach legen; er trägt gleichsam die *höhern Kenntnisse*, das Philosophische der Bergbaukunst vor, und kann ohne eine gewisse Summe gründlicher Kenntnisse aus den da hinein schlagenden Hülfswissenschaften nicht vollständig verstanden werden. — Nun geht der Vf. die einzelnen Theile der Bergwerkskunde und die nöthigen Hülfswissenschaften durch. Nach ihm muss ein Bergmann lernen: Physik, Mathematik, Chemie, Mineralogie, Gebirgskunde, Bergbaukunst, Aufbereitungskunst, Probierkunst, Scheidekunst, (Schmelzkunst, Siedereyen,) Markscheidekunst, Bergmaschinenkunst und Bergrecht. Die vier ersten Wissenschaften setzt der Vf. voraus; Probierkunst und Scheidekunst überläst er der Chemie; Markscheidekunst und Bergmaschinenkunst der angewandten Mathematik, und das Bergrecht eignen Lehrern, und trägt daher nur Gebirgskunde, Bergbaukunst und Aufbereitungskunst vor, zuletzt aber noch die Bergwirthschaft.

Erster Theil: *Gebirgskunde.* 1ste Abhandlung. *Oberirrdische Erdbeschreibung.* A) *Physische Erdbeschreibung.* „In Rücksicht seiner Oberfläche lässt sich der Erdball in 3 Theile theilen, die gröblich unter einander gemengt sind: Berge, Ebnen, Kessel oder Wassersammlungen." Von den Vertiefungen des festen Landes erwähnt er blos der Kessel und Schlünde, die Thäler aber, welche er erst unten (§. 17.) bey einer andern Gelegenheit gedenkt, sind hier ganz vergessen. Schlünde und Krater unterscheidet der Vf. blos durch ihre jähere Tiefe. — §. 12. findet man eine ziemlich vollständige Zusammenstellung von den Höhen der merkwürdigsten Berge, von denen einige weniger bekannt sind. Nur wäre auch hier zu wünschen, dass der Vf. neuere Schriften, z. E. Lasius u. a. benutzt hätte. — Form und Gruppirung der Berge wird genau durchgegangen; doch wäre bisweilen in der Terminologie etwas zu verbessern. — Der Vf. theilt (§. 21.) nach ihrem innern Baue die Gebirge ein in ganze Flötze und vulcanische Gebirge. *Ganze Gebirge* sind ihm die aus einem festen ununterbrochenen Gesteine, und *Flötzgebirge*, die aus über einander liegenden, oft dicken Schichten, bestehen. Des Vf. ganze Gebirge sind nichts anders, als das, was Werner und andere Geognosten Urgebirge nennen. Der Ausdruck aber ist unpassend, weil mehrere Urgebirge stratificirt sind, z. E. Thonschiefergebirge. So ist auch des Vf. Definition der Flötzgebirge ganz unbestimmt, indem er zwar von Schichtung spricht, aber nicht diese, sondern das Uebereinanderliegen *verschiedenartiger Flötze* meynt; denn sonst gehörten Granitgneis und andere Gebirge, in wie fern sie auch aus einzelnen Schichten bestehen, zu den Flötzgebirgen. §. 21. sagt er: es könne leicht das Ansehn haben, als ob er einen doppelten Eintheilungsgrund dabey vor Augen habe, und bey seinen ersten beiden Classen mehr auf die Structur, und bey der letzten Classe auf die Entstehung der Gebirge Rücksicht nähme. Indessen enthält die erste Classe blos den Granit; die 2te die übrigen uranfänglichen, die gesammten Flötz- und aufgeschwemmten Gebirgsarten. B) *Mineralogische Erdbeschreibung.* In der Einleitung warnt der Vf. vor den modischen Geogonien, setzt den Unterschied zwischen gemischten und gemengten Mineralien auseinander, und zeigt in einer Anmerkung sehr gut, wie lächerlich es sey, in den Gebirgsarten auf ihre Mischung

Mischung Rückſicht zu nehmen, wovon ſich ſelbſt einige unſerer verdienten Chemiker noch nicht überzeugen können, wie die Analyſen des Gneis, der Grauwacke etc. beweiſen. Nun folgt das Syſtem der einzelnen Gebirgsarten nach des Vf. Ordnung: 1) Granit; 2) Schieferfels; 3) Kalkfels; 4) Quarzfels; 5) Speckſteinfels; 6) Hornfels; 7) Trümmerſtein (Wacken); 8) vulkaniſche Gebirgsarten. Der Vf. geht nun jede dieſer Gebirgsarten einzeln durch, handelt erſt von den dieſelben conſtituirenden Foſſilien, dann zählt er die einzelnen Unterarten und Abänderungen auf; ſpricht ferner von der Form der hieher gehörigen Berge, von der Erzführung der Gebirgsart und ihrem geographiſchen Vorkommen. Intereſſant iſt beſonders, was über die Erzführung (z. E. beym Kalkfels) geſagt wird; dafür aber verräth der Vf. ſehr einſeitige Kenntniſſe in der mineralogiſchen Geographie, und hätte ſich wenigſtens mit den ſächſiſchen und harzer Gebirgen nur etwas bekannter machen ſollen. Ueberall, wo der Vf. ſeinen eignen Gang geht, zeigt er ſich faſt durchaus als einen ſcharfſinnigen, genau prüfenden Naturforſcher von richtigem Gefühl und richtiger Beurtheilungskraft; um ſo unangenehmer iſt es, wenn man denſelben ſo ſehr an einem *Fichtel* und a. *hängen* ſieht: zu verkennen iſt es übrigens auch nicht, wie viel Einfluſs Hr *Haidinger* auf unſers Vf. Geognoſie hat. Da der Vf. hier wider ſeinen Willen leicht mehrere Vorurtheile verbreiten könnte: ſo muſs dieſer Theil ſeines Buchs etwas ausführlich durchgegangen werden. — 1) *Granit.* Wenn behauptet wird, Granit komme nie in Schichten vor, ſo verwechſelt der Vf. offenbar Schichtung und ſchiefriges Gewebe; geſchichteten Granit gibt es wohl, nie aber ſchiefrigen. Unter den ſeltnern Gemengtheilen des Granits vergiſst der Vf. die Granaten, rechnet aber dafür unrichtig die Hornblende her, indem er den Werneriſchen Syenit unrichtig als eine Unterart des Granits betrachtet. 2) Zum *Schieferfels* rechnet er Gneis, Glimmer- und Thonſchiefer, mit den ihnen untergeordneten Arten. Warum faſst aber der Vf. mehrere weſentlich von einander verſchiedene Gebirgsarten unter Einen Namen zuſammen? Zum Gneis werden mehrere Arten gerechnet, die zum Glimmerſchiefer gehören. Die Abänderung, die der Vf. für den Gneis der Sachſen ausgibt, wird bloſs von den gemeinen Bergleuten ſo genannt, welche ehedem allein in der Nähe ihrer Erzgänge aufgelöſten Gneis allein mit dieſem Namen belegten. Der Vf. irrt ſehr, wenn er den wahren Speckſtein nicht als einen Gemengtheil ſehr vieler verwitterter Gneisarten annehmen will; eben ſo, wenn er behauptet, Granit könne in Gneis durch Verwitterung übergehen. Die Fichtelſche Hypotheſe, nach welcher der Gneis regenerirter Granit iſt, verdiente keine ſo weitläuftige Widerlegung, ſo wenig als man noch 1793 der eingebildeten Verwandtſchaft des Gneiſes mit dem Baſalte im Ernſt gedenken ſollte. — Des Vf. Geſtellſtein iſt der Werneriſche Quarzfels, der in Sachſen, ſo wie am Harze, gar nicht erzführend iſt, wie der Vf. mit Haidinger glaubt. — Den Murkſtein gibt der Vf. richtig als Unterart entweder des Quarzfelſes oder des Glimmerſchiefers an; nur erwähnt er fälſchlich den Feldſpath unter ſeinen Gemengtheilen, und vergiſst dafür den Schörl. Rec. möchte auch den Namieſterſtein der Oeſtreicher hieher rechnen. Das Altenberger Zinnſtockwerk findet ſich keineswegs in Murkſtein, wie aus *v. Charpentiers* mineralogiſchen Geographie der Kurſächſiſchen Lande hätte erſehen werden können. — Zum Thonſchiefer rechnet der Vf. nicht allein den uranfänglichen, ſondern auch den feinkörnigen Grauwacken-Mergel und Brandſchiefer, die doch beide nur in Flötzgebirgen vorkommen. Beym Hornſchiefer wird der Ferberiſche und der Walleriſche unterſchieden. Zu erſtern rechnet der Vf. einige Abänderungen des Werneriſchen Quarzfelſes, zu letztern aber Werners Sienit, Grünſtein, Hornblendſchiefer und alle Hornblendegeſteine. In einer Anmerkung behauptet der Vf. von Kieſelſchiefer der neuen Oryktologen (Werners) mit eben ſo viel Unkenntniſs, aber mit weniger Unbeſcheidenheit als Hr. *v. Fichtel*, daſs ſich dieſe Gebirgsart *nie* in Gebirgsmaſſen fände, ungeachtet die Kieſelſchieferberge in Böhmen (bey Prag und an vielen andern Orten) und Sachſen (in der Gegend von Haynichen u. ſ. f.) bekannt genug ſind. Auch unterſcheidet der Vf. neptuniſchen und vulkaniſchen Hornſchiefer; zu letztern ſcheint er den Grünſtein zu rechnen. — 3) Kalkfels. Dieſen theilt der Vf., wie Werner, in 3 Arten ab: in uranfänglichen, aufgeſchwemmten (Werners Mittelkalkſtein), und regenerirten (Werners Flötzkalkſtein), zieht aber dieſer Eintheilung noch eine andere in gemengten und ungemengten vor, welche wieder mannichfaltige Unterabtheilung zuläſst. Die Anmerkung, daſs der Gallmey bloſs in Kalkgebirgen breche, iſt ungegründet. — 4) *Quarzfels.* Hier zeigt ſich des Vf. *gänzliche* Unbekanntſchaft mit allen den Fortſchritten, welche beſonders in der Geognoſie in Sachſen gemacht worden ſind, wieder ſehr auffallend. Er rechtfertigt ſich weitläuftig, daſs er den Quarzfels als Gebirgsart aufführe, und ſpricht davon als von etwas unerhörtem, weiſs aber nicht, daſs Werner dieſs ſchon längſt vor ihm gethan hat; eben ſo hält er die baierſchen Quarzfelſen für die einzigen in Deutſchland, und kennt weder die ſächſiſchen (bey Frauenſtein, Linda, Oberſchöna etc.), noch die Harzer. — 5) *Speckſteinfels.* Hiezu zählt der Vf. a) den Topfſtein; b) den Serpentin, α) ungemengten, β) gemengten; c) den Speckſtein. Dieſer letztere verdient nicht den Rang einer eignen Gebirgsart, in ſo ferne er nicht gemengt iſt, und im letztern Falle ſcheint ihn der Vf. mit Chloritſchiefer zu verwechſeln, wenigſtens nach §. 60. — 6) *Hornfels.* Hieher werden die verhärteten Thon- und Hornſteinporphyre gerechnet. Was ſich der Vf. unter den Porphyriten und Pſeudoporphyren der Sachſen denkt, verſteht Rec. nicht. Seines Wiſſens iſt dieſe ſo ſchwankende Benennung vielleicht nirgends ſeltner im Gebrauche, als eben in Sachſen. Zum Hornfels rechnet der Vf. auch die Grauwacke, aber ganz mit Unrecht. Als Gangart findet ſich Porphyr nur ſelten. — 7) *Wacke* nennt der Vf. alle Breccien und Sandſteine, und verbindet alſo mit dieſem ſo ſehr gemiſsdeuteten und dadurch ſchwankend gewordnen Worte, wieder einen ungewohnten Begriff, weshalb er durch die Anm. 1. kaum gerechtfertiget wird. Ueber die Sandſteingebirge, (zu denen jedoch der Vf. fälſchlich auch den Trippel- und die Steinkohlenflötze zu zählen ſcheint,) manche intereſſante Bemerkung. — 8) *Vulcaniſche Felsarten.* In der Einleitung zu dieſem Abſchnitte zeigt ſich der Vf. als ein Mann von ſehr richtiger Beurtheilungskraft

kraft und nicht gemeinem Scharfsinne, dem zu einem vollkommenen Geognosten nur mehrere Erfahrung und weniger Einseitigkeit zu wünschen wäre. Sehr richtig werden die eigentlichen Vulcane und das, was Werner Pseudovulcane nennt, unterschieden; aber die Literatur über die vulcanischen Gebirgsarten ist äusserst mangelhaft. Die vulcanischen Erzeugnisse zerfallen in Producte, (wohin der Vf. Trass, Lava und Basalt rechnet,) und Educte, (wozu die Leucite, Lavenschörl u. a. gehören,); letztern gesteht der Vf. zum Theil neptunischen Ursprung zu. Beym Trass praktische Anmerkungen über die bindende Eigenschaft der Eisenerde. Den Basalt in Platten läfst der Vf. durch Zusammensinterung der vulcanischen Asche entstehen, so wie die einbrechende Hornblende u. a. Krystalle allen chemischen Principien zuwider, durch Aussinterung und Krystallisation. Wenn die zusammengebackne vulcanische Asche erzführend ist, so entsteht nach dem Vf. das *Saxum metalliferum*, welches nichts weniger als Werners Wacke, wie vermuthet wird, ist; vielmehr rechnet Hr. *Werner* den Graustein von jeher zu den Thonporphyren und seine Wacke ist ein einfaches grünlich graues, dichtes, mattes erdiges Fossil. — Bey den Laven werden unterschieden: a) eigentliche Laven, wohin, wie leicht zu vermuthen ist, der Vf. auch fälschlich den Obsidian rechnet; b) dichte; c) gleichartige Laven; d) vulcanische Schlacken, wie der rheinische Mühlstein und Bimsstein. Den plattenförmigen Basalt verwechselt der Vf. augenscheinlich mit Mandelstein und verwittertem Porphyr (§. 83.) Den säulenförmigen Basalt läfst der Vf. nach der Beroldingischen Hypothese entstehen. Ueber die Entstehungsart der prismatisch abgesonderten Stücken überhaupt. Aus den einzeln aufgeführten Arten des Basalts sieht man, dass der Vf. mit diesem Worte einen sehr unbestimmten und viel weitern Begriff verbindet, als andere Mineralogen. Basalt soll ein äthiopisches Wort seyn, und soviel als *gebrannt* heissen. — Trapp. — Porphyrfels, zu dessen Grundmasse der Vf. Jaspis annimmt, und hieher doch auch den *Serpentino verde antico* rechnet. Er läfst ihn durchs Feuer entstehen, weil er oft blasig ist, (dies ist er aber fast nie im Innern der Berge, sondern nur nahe am Tage, indem diese Form eine Folge der Verwitterung des Feldspaths ist. Für den vulcanischen Urspung beweist sie nichts; denn man kennt auch blasigen Quarz, Kalkstein, Wacke etc.), und die Gemengtheile des Granits hat (welches letztere doch selten ist). Der Porphyr ist häufiger, (besonders in Sachsen,) erzführend, als der Vf. glaubt — Mandelstein, wo der Vf. den mit Achatkugeln übersehen hat. — Zeolithfels nach Fichtels Bemerkungen.

Zweyte Abhandlung. Unterirrdische Erdbeschreibung. Der Vf. unterscheidet hier wieder Massen-, Lager-, und Flötzgebirge. — Weitläuftig handelt er von *Gängen*, sowohl in geognostischer als bergmännischer Rücksicht. In seiner Definition (§. 100.) von Gängen fehlt das Hauptkennzeichen, dass sie aus Fossilien, die vom Gebirgsgesteine verschieden sind, bestehen müssen, welches erst §. 105. angeführt wird. — Vom Streichen der Gänge. Nach dem Vf. u. a. ist es die Richtung nach einer gewissen Weltgegend. Allgemeiner und bestimmter gesprochen ist das Streichen eines Ganges, die Lage seiner söhligen Ausdehnung, und wird nach dem Winkel bestimmt, den eine söhlige Linie, die man sich auf dem Saalbande des Ganges vorstellt, mit der Mittags- oder Magnetlinie macht. Dieser letztere Winkel kann mittelst des Compasses unmittelbar beobachtet werden, und heisst observirter Streichwinkel, jener muss aber erst durch diesen und der Magnetabweichung gefunden werden, und heisst daher reducirter Streichwinkel. In der Markscheidekunst ist dieser Unterschied wichtig, und auch für den Grubenbau, weil die Richtigkeit vieler vom dem Markscheider zum Behufe einer sichern Veranstaltung zu machenden Angaben, mit darauf beruhet. Wie der Vf. §. 101. Anm. 1. den Compass beschrieben hat, kann man nicht sehen, ob er den sonst gewöhnlichen Setzcompass meynt, oder den itzt gebrauchlichen Grubencompass, den die sächsischen Markscheider auch Hängecompass nennen. Wie die Ungarn und Schweden ihren Compass eintheilen, hätte doch auch erwähnt werden sollen. — Unrichtig ists, wenn der Vf. sagt: angewachsene Gänge wären selten reich; und bald darauf, edle Erze würden in der Teufe reichhaltiger. Beides ist in verschiedenen Erzrevieren sehr verschieden. Ueber Veredlung der Gänge; auch durch unedle zufallende Klüfte, wie sehr häufig im sächsischen Erzgebirge. Zuletzt zählt der Vf. die verschiedenen Fossilien auf, die in Gängen brechen, rechnet aber darunter ganz unrichtig Feldspath, Glimmerschiefer und Thonschiefer, so wie eine Menge andere sehr gewöhnliche fehlen. Ueberhaupt würden dem Vf. v. Charpentiers miner. Geogr.; Werners Abhandl. von Gängen; Lasius etc. bey dieser wichtigen Materie sehr viel Dienste geleistet haben. — *Flötze.* Hier kommen einige nicht ganz genaue Bestimmungen vor, die aus des Vf. Abtheilung der Gebirge folgen. Unvollständig und fehlerhaft ist auch das Verzeichniss der Fossilien, die in Flötzen brechen. Das Kochsalz bricht in Stöcken und eignen Gebirgsmassen. Alaunschiefer in Thonschiefergebirgen als Lager. Vitriolerze ebenfalls in Lagern. Schwefelkiese in Lagern. Eisenthonerze in aufgeschwemmten Gebirgen. — Zwischen Stockwerke und Stöcke macht der Vf. keinen Unterschied. Was er Steinscheide nennt, heisst eigentlich *Stockscheider.* — Tage- und Seifenwerke: falsch ist es, dass sich gediegen Quecksilber in Seifenwerken finden sollte.

Dritte Abhandlung. Anzeigen der Mineralien. Voraus das nöthige historische vom Bergspiegel, der Wünschelruthe, der Magnetkugel, der Magnetnadel; (alles gut gesagt). In wie ferne Kahlheit der Gebirge, gewisse Nebel, feurige Lufterscheinungen, Quellen, Schneeschmelzen, Thau, Geschiebe, Guhren, Waschwerke etc. Anzeigen von Mineralien sind. (Sehr gut.) — Zuletzt einige geognostische Regeln für die Schätzung der Bauwürdigkeit eines unverritzten Feldes, die theils von dem Aeussern des Gebirges, (wo der Vf. besonders dem Hn. von Trebra folgt,) theils von der Gebirgsart, theils auch von dem Miteinanderbrechen mehrerer Fossilien, hergenommen sind. Im bergm. Taschenbuche würde der Vf. für diese Materie noch manches brauchbare gefunden haben.

Zweyter Theil. Bergbau. 1ste Abhandl. Schürfen. Dies Wort hat der Vf. in einem sehr weiten Sinne genommen. Darnach schürft man auch auf alten, aber aufgelasse-

gelassenen, Bergwerken. Sonst schürft man nur im unverritzten, frischen unverhauenen Gebirge. Das Unter- und Aufsuchen aufgelassener Bergwerke ist nicht auch Schürfen. Richtige Regeln über jenes Untersuchen und Aufsuchen. — Aufsuchung bekannter Gänge in benachbarten Gebirgen; bey Gängen, die bloss in einer und derselben Gebirgsart streichen, ist das Ausstecken eines Ganges, (worüber in *Lempens* Fortsetzung seiner Markscheidekunst ausführliche Anweisung gegeben wird,) ein sicheres Hülfsmittel, woferne nur dabey, wie auch der Vf. meynt, mit auf die geognostischen Kennzeichen, gehörige Rücksicht genommen wird. Regeln, in Gebirgen, die schon untersuchten und bebaueten Gebirgen mehr und weniger benachbart sind; oder völlig unverritzt sind, Gänge zu entdecken. (Viele und richtige geognostische Beobachtungen in verschiedenen Gebirgen angestellt, geben die besten Regeln; auch zu Aufsuchung der Gänge und anderer Lagerstäte in völlig ungebauetem Gebirge.) Bey mehrerer Bekanntschaft mit guten geognostischen Schriften, werden dem Vf. auch mehrere Regeln, als er hier beygebracht hat, zur Kenntniss kommen. Wenn man in einem Gebirge einen Gang entdeckt, so soll man da mehrere suchen, und dann den Ort ihres Zusammenkommens, wobey man soll zu erfahren sich bemühen, ob sie einander parallel streichen, oder einander zufallen. (Gänge können 1) entweder ganz parallel seyn, d. h. einerley Streichen und Fallen, sowohl der Grösse als Beschaffenheit nach haben; oder 2) sie streichen einerley, haben aber nicht einerley Fallen, und das sind parallelstreichende Gänge, welche entweder im Ausgehenden, oder im Fallen, in der Tiefe, zusammenkommen; oder 3) sie haben einerley Verflächung der Grösse und Gegend nach, und diese kommen nur im Streichen zusammen; oder 4) sie haben weder einerley Streichen noch Fallen: diese kommen sowohl dem Streichen als Fallen nach zusammen. Das Zusammenkommen nach ihren Streichen, oder im Ausgehenden kann bey der Entblösung gebraucht werden, nicht ihr Zufallen, welches letztere in ansehnlicher Tiefe geschehen kann.) — Wie auf einem neu gefundenen Gange angesessen werden muss. — Aufsuchung der Flötze. — Worauf man zu sehen habe, wenn man ein Bergwerk fündig gemacht hat.

Zweyte Abhandlung: *Treibung der Stolle und Strecken, und Absinkung der Schächte.* Diess und das folgende hauptsächlich nach Delius; die Regeln und Vorschriften aber ganz gut zusammengestellt, und das nicht ohne eigne Bemerkungen. — §. 159. Nicht jeder seigere Schacht ist ein Richtschacht; nur der, welcher vom Tage wieder im Quergesteine ganz seiger im Hangenden eines Ganges um selbigen in einer gewissen Tiefe zu ersinken, niedergebracht wird — *Stölln:* S. 169. ist Flügelort und Querschlag nicht richtig erklärt. Ein Flügelort entsteht, wenn von der Hauptrichtungslinie eines Stollns weg, eine Strecke in einer andern Richtung, sie mag jene recht- oder schiefwinklicht schneiden, getrieben wird. Ein Querschlag ist eine im Quergesteine getriebene Strecke. Wird z. E. von einem Schachte aus, oder von einem Gange zum andern, oder von einer Strecke zur andern in derselben Sohle liegenden u. s. w., eine Strecke im Queergesteine getrieben, so ist das ein Queerschlag. S. 173. II. Oft thut man besser, tiefe Erbstölln auf Gängen zu treiben. Da muss man von der geraden Linie abweichen, wie es der Gang erfodert. Tiefe Stölln haben auch oft mit zur Absicht die Bauwürdigkeit des Gebirges in der Stollnteufe zu untersuchen. S. 173. III. Ein Erbstolln, der viel Wasser abzuführen hat, muss eine tiefe Wasserseige haben. Es gibt Stölln, die 7 und mehr Fuss tiefe Wasserseigen haben, und dabey 5, 6 und mehr Fuss weit sind. S. 174. Nicht bloss Gegenörter werden durchschlägig; auch Schächte und Ueberhauen, Schächte mit Strecken etc. S. 175. V. ist ein Druckfehler, und muss man 20 bis 24 Zoll lesen. Die Treibung tiefer Stölln erfodert allemal, wegen Absinkung der Lichtlöcher, der Förderung etc., die Treibung wenigstens eines höhern Stolls, oder dass selbiger schon vorhanden sey. — *Schächte.* S. 179. I. ist Bremsschacht falsch erklärt. Man nennt Bremsschacht oder Bremmer einen Schacht, der höchstens 10 bis 12 Lachter tief ist, nicht jeden abgesetzten Schacht. Zur 2männischen Förderung mit dem gemeinen Hornhaspel kann ein Schacht 20 bis 24 Lr. tief seyn. Wo nun, wie es sonst sehr gewöhnlich war, aus ansehnlichen Tiefen mit dem 2männischen Haspel gefördert wird, gehen auf seiger fallenden Gängen, aus bekannten Ursachen, die Förderschächte insgemein nicht in gerader Linie nieder: der folgende steht allezeit wenigstens um einige Lachter seitwärts von dem vorstehenden, und heisst nicht Bremsschacht. Auf flach fallenden Gängen gehen zwar oft die Mittellinien der Förderschächte in einer und derselben fort, die Haspel werden allezeit auf das Hangende in schicklicher Weite gesetzt; aber man findet auf schlechten Gängen öfters auch die zweymännischen Förderschächte abgesetzt, und diese heissen nicht Bremsschächte. Ueberhaupt trifft man, besonders auf Gangbergbau viel Schächte unter einander an, die nicht in gerader Linie fortgehen, sondern seitwärts abgesetzt sind, wie es das Locale, diese und jene speciellen Absichten und sonst Nebenumstände, (die Untersuchung des Ganges, die Beförderung des Wetterwechsels, die Förderung etc.) erfodert haben. Nach S. 179. 4. soll bloss über Gesenke eine Hornstadt kommen. Diess ist nicht so. Denn bey allen Schächten, wo mit dem Haspel gefördert wird, muss für jeden Haspelknecht eine Hornstatt seyn, Raum, wo der Haspelknecht zur gehörigen Umdrehung des Haspels stehen kann. Ist dieser Raum nicht schon da, so wird er besonders ausgehauen. Was S. 182 ff. in Rücksicht der Anlegung eines seigern Schachtes gesagt ist, gilt mehr von Hauptschachten, die seiger vom Tage niedergebracht sind. Indessen hätte der Vf. doch auch noch die übrigen Fälle, wo seigere Schächte zu sinken sind, bemerken, und dafür ebenfalls Regeln ihrer Anlegung geben sollen; eben so auch für flache Schächte. Denn dass seigere Schächte nicht in allen Fällen den Vorzug haben, bemerkt der Vf. selbst §. 168. Nr. 2. Es lässt sich erweisen, dass es bey schmalen Gängen, die nicht sonderlich flach fallen, vortheilhafter ist, gleich vom Tage nieder auf solchen die Hauptschächte abzusinken. Freylich bey ansehnlich flach fallenden Gängen, — z. B. 50, 45, 40 u. w. Grade, wo das Nebengestein sehr schmeidig und nicht sonderlich haltbar ist, — thut man allezeit besser, Richtschächte zu sinken.

(*Der Beschluss folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 2. August. 1794.

TECHNOLOGIE.

INGOLSTADT, b. Krüll: *Anfangsgründe der Bergwerkskunde.* Von Franz von Paula *Schrank* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Dritte *Abhandlung, Grubenzimmerung.* A) *In* (auf) *Stollen und Strecken.* S. 186. In Sachsen und auf dem Harze, heissen nur die beiden Stöcke, die an die Ulmen zu stehen kommen, und welche der Vf. mit *Delius* Stempel nennt, Thürstöcke; sein dritter heisst die Kappe. S. 189 u. f. Die Pfähle werden an andern Orten (z. E. in Sachsen) auch aus 3 Ellen langen Schwarten gemacht. B) *Schachtzimmerung.* Rec. bemerkt nur: dass, selbst in seigern Schächten, die Zimmerung, wo die Kappen oder Stempel mittelst Hohlkehlen mit den Jöchern verbunden werden, gar nicht, bey halbwege starkem Drucke aus den Stössen, steht, wie Rec. an mehreren Orten gesehen hat. Jöcher und Kappen müssen mit Gesichtern verbunden seyn, wie Thürstöcke und Kappe, und wie man aus dem Berichte von Bergbaue lernen kann. S. 206. wird gesagt, dass in flachen Schächten keine Tragstempel nöthig wären. Allerdings, wenn er mit Polzen oder ganzen Schrote verwahret werden muss. Freylich ist die Zimmerung in solchen Schächten mühsamer und schwerer als in seigern, wenn der flache Schacht durch die Zimmerung nicht verkrüpelt werden soll.

Vierte Abhandlung, Die Arbeit auf dem Gestein. Die verschiedenen Grade der Gesteinsfestigkeit, die im 1sten Stücke des 1sten Jahrganges des bergmänn. Journals von Hn. Werner angegeben und beschrieben sind, hätte der Vf. immer annehmen können. Sie sind in der Praxi allerdings brauchbar. — Die Bergeisen macht man besser gleich aus Stahl. — Man steckt gewöhnlich die Räumnadel gleich an die Patrone und schiebt letztere durch erstere mit in das Loch. Darauf stampft man getrockneten und von Steinen gereinigten Lehm gehörig fest. Wenn das Loch etwa ⅓ voll ist, muss man die Räumnadel ein wenig herausziehen; ebenfalls auch, wenn das 2te Drittel des Loches besetzt ist. Thut man diess nicht: so kann man die Nadel, wenn das Loch gehörig und völlig besetzt ist, äusserst schwer herausbringen. Das Brandröhrgen, oder der Zünder, oder die Raquete, wie es auch an einigen Orten heisst, ist theils von Schilf, theils von Pappier, mit nassen Pulver ausgeschmiert und hernach getrocknet. Jetzt schlägt man an einigen Orten des Kursächs. Bergbaues, ehe man das Loch mit Lehm besetzt, wieder einen hölzernen Pfropf (oder Block etwa 1½ Zoll hoch, auf die Patrone, oder besser über selbiger, dass zwischen der Patrone und dem Pfropfe ein luftvoller Raum bleibt. Man kann das Loch nun weit sicherer besetzen und im letztern Falle wirkt das Pulver auch mehr. Man bohrt einmännisch zu 15, 18, zuweilen auch zu 20 Zoll tief; die Löcher werfen denn noch gut, wenn sie nur gut angelegt sind. Die zweymännischen Bohrlöcher sind, auf Strassen und in Fürstenbauen von vieler Weitung, und wo das Gestein fest ist, beym Schiessen aus dem Ganzen weit vortheilhafter als die einmännischen, wie die Erfahrung ebenfalls gelehrt hat. Man gewinnt mit einer gewissen Anzahl zweymänn. Bohrlöcher mehr als mit doppelter Anzahl unter ähnlichen Umständen angelegter einmann. Bohrlöcher. Wo das Gestein sich leicht zieht, oder viel Ablösungen hat etc., da tritt der Fall ein, den der Vf. §. 209. Nr. 2. angeführt hat. Uebrigens ist es gewiss, dass ein Schuss, wenn er vortheilhafter wirken soll, mehr reissen und Gestein trennen als werfen muss.

Fünfte Abhandl, Vom Grubenbau. Gleich anfangs (S. 230.) merkt der Vf. sehr richtig an, dass auch bey dem Bergbaue: „*mit der wenigsten Auslage die grösste* „*Einnahme zu bewirken ist. Aber die wenigste Auslage* „*ist nicht allemal die, welche, für sich selbst betrachtet,* „*die kleinste ist, wie die grösste Einnahme nicht allemal* „*die ist, welche mir ein gegebenes Gewerbe in der kürzesten* „*Zeit und in der grössten Menge verschaffet.* Wenn der „Ertrag irgend eines Gewerbes durch grössere, rechtzei-„tige Auslagen gesichert und vergrössert, wenn er durch „eine *kluge Genügsamkeit* um *so viel dauerhafter* gemacht „wird, hingegen durch eine *unzeitige Sparsamkeit* seine „Quelle bald *ärmlich* wird, oder *gar versiegt: so sind* „*jene grössern, aber rechtzeitigen, Auslagen die klein-*„*sten*, so ist jener *kleinere, aber dauerhaftere, Ertrag* „*der grösste.*" So wahr und einleuchtend dieser Grundsatz ist, so sehr wird er insgemein missverstanden, obgleich seine Nichtbefolgung bey dem Bergbaue weit nachtheiliger ist als bey irgend einem andern Gewerbe. Uebrigens handelt der Vf. bloss vom Baue auf Gängen und Flötzen. Stockwerke sieht er in Rücksicht der Abbauung als sehr mächtige Gänge an und empfiehlt für sie den ungarischen Queerbau. So überzeugt Rec. von den grossen Vortheilen des Queerbaues auf mächtigen Gängen ist, so wenig ist noch ausgemacht, ob er wirklich für Stockwerke, wie das Altenbergl. und andere sind, vortheilhafter in Absicht der Gewinnung ist, als der gewöhnliche Stockwerksbau, den der Vf. doch auch hätte beschreiben sollen. Wenn man indessen den beschriebenen Queerbau mit dem gewöhnlichen Stockwerksbau genau vergleicht: so dürfte, wenigstens bey festem Gesteine, die Gewinnung durch letztern besser von

von Statten gehen oder eingerichtet werden können als durch erstern. — Bauwürdige Gänge werden bekanntlich durch Strafsenbau, Förstenbau und Queerbau abgebauet, wovon der Vf. auch hauptsächlich handelt; er sagt aber wenig oder gar nichts von Hülfs- und Versuchsbauen, die doch auch mit zu dem Grubenbaue gehören. Vom Strafsen- und Förstenbaue hätte indessen noch mancherley können beygebracht werden. Es fehlen z. B. Regeln für die gute und vortheilhafte Anlage eines Strafsen- oder Förstenbaues; es hätte mehr, als §. 236 u. f. geschehen ist, von den Vortheilen und Nachtheilen des einen und des andern Baues beygebracht werden können etc. — In Rückficht des Baues auf Flötzen betrachtet der Vf. nur die schwebenden Flötze, die wenig oder gar kein Fallen haben. Flötze, die auf dem Kopfe stehen oder ein starkes Fallen haben, d. i. mit dem Horizonte einen ansehnlichen Ngwinkel machen, nimmt er, mit Hn. von Trebra, in Hinsicht der Abbauung, für Gänge. Sonach wird hier hauptsächlich vom *Strebenbau* gehandelt. Doch geht der Vf. nicht tief genug in die Sache. Hohe Flötze empfiehlt er durch eine Art von Queerbau abzubauen. Der Pfeilerbau, gehörig angelegt, ist so etwas und hier besser als der eigentliche Queerbau, wie man auf gut betriebenen Steinkohlenwerken sehen kann; freylich muss da der Pfeilerbau so angelegt seyn, dass mit geringen Kosten eine ansehnliche Quantität Kohlen gewonnen werden und die Arbeiter dabey doch auch gehörigen Verdienst haben können. *Von der Grubenmaurung.* Es scheint anfangs, dass zwar der Vf. den Nutzen der Grubenmauerung erkenne, aber nicht hinlänglich, ob er gleich des Hn. von Trebra Anempfehlung für sich hat und auch anführt. Doch widerlegt er §. 258. die von ihm §. 257. nach Delius vorgebrachten Einwendungen gegen diese Art des Grubenausbaues. Auf den kursächs. Bergwerken, als in Freyberg, Schneeberg etc. können aus Erfahrung die grofsen Vortheile der Grubenmauerung, besonders der Kalkmauerung, gezeigt werden. Im bergmänn. Journal von 1793 wird der Vf. schöne Beyträge zur Kalkmaurung finden, sowohl in Rücksicht des ökonomischen und technologischen als mathematischen; auch eine kleine Nutzberechnung im Magazin für die Bergbaukunde, 2tem Theile. — §. 259. zu Ende steht: „wirklich hat man in „Marienberger Refier des Bergamtes Freyberg" etc. Das Marienberger Refier hat ein eignes Bergamt, das nicht unter dem Bergamte zu Freyberg, sondern unter dem dasigen Oberbergamte steht, wie alle Bergämter des kursächs. Erzgebirges. — Uebrigens hätte hier Rec. mehr von dem technologischen und mathematischen der Grubenmaurung (freylich das mathematische so gemeinfasslich wie möglich vorgetragen), erwartet.

Sechste Abhandlung. Von der Förderung. Zuerst die bey der Streckenförderung gewöhnlichen Fortschaffungszeuge: Laufkarn, Hunte. Der ungarische Hunt wird vorgezogen. Aus von Böhmers Grubenförderung hätte der Vf. noch andere sehr vortheilhaft eingerichtete Hunte (so wie gute Harkel), können kennen lernen, auch sonst vieles in Rücksicht des technologischen, ökonomischen und mathematischen, das hier hätte sollen benutzt werden. — Zu Umtreibung der stehenden Winde, des gemeinen Bergwerksgöpels, zieht der Vf. mit Recht die Pferde den Ochsen vor. Er gibt das mechanische Moment eines Pferdes 3mal gröfser als das eines Ochsens an. Rec. weiss aber aus Beobachtung, dass eine und dieselbe Last aus einer und derselben Tiefe mit 3 Pferden in 6 Stunden, mit 4 Ochsen aber in 7 Stunden aufgefördert wurde. Sonach verhielte sich der Effect eines Ochsens zum Effecte eines Pferdes = 9 : 14 = 1 : 1⅝. Die Pferde waren weder von einem schlechten noch sonderlich starken Schlage. — Die Pferdegöpel auf den kursächs. Bergwerken, besonders zu Freyberg, Anneberg und Schneeberg, sind viel besser als die ungarischen eingerichtet. Im bergmännischen Journale von 1792 findet man einen beschrieben. Eben so hat auch Rec. daselbst die Wassergöpel vortheilhaft und mechanisch gut eingerichtet gefunden. Die da gebräuchliche Verrichtung des Tonnenfaches und der Tonnen, erleichtert den Gang dieser Maschine sehr, und ist auch bey Haskoln nachgeahmt worden, wie man aus dem vorhin angeführten Buche Hn. von Böhmers ersehen kann. — Zuletzt ertheilt der Vf. die für den Bergbau sehr wichtige und daher sehr wohl zu beherzigende Regel: „*Man treibe die Wirthlichkeit aufs höchste und vermeide alle Filzigkeit, Ersparniss an Zeit ist oft mehr Gewinst als Ersparniss an Summen.*"

Siebente Abhandlung. Von der Wetter- und Wasserlosung, Wetterlosung. Der Vf. braucht §. 290. das Wort: Stickluft, statt: mephitischer Luft. Das erste würde Rec. nach der neuern Chemie, lieber und richtiger für die sogenannte phlogisticirte Luft gebraucht haben. §. 291. sucht der Vf. einen Beweis für den Satz: dass im Winter die Wetter durch tiefere Tageöffnungen und im Sommer durch höhere, einfallen, zu geben. Allein der Satz ist nicht allgemein, wie selbst aus des Vf. Beweise erhellet, und wie er auch §. 292. selbst bemerkt. Doch sieht man, dass er ihn mit Jars u. a. für allgemeiner nimmt als Delius thut und er auch wirklich ist. Dass jener Satz nicht so allgemein ist, wird auch im 1sten Bande der Beobachtung und Entdeckung aus der Naturkunde versichert. Nur dann fallen im Sommer die Wetter zu den höhern Tagöffnungen ein, wenn (wie sich selbst aus des Vf. Beweis ergibt), die tiefern (ihrer Lage nach), mehr von der Sonne beschienen werden als jene, folglich dadurch die Luft über der tiefern Oeffnung wärmer, mithin leichter und specifisch elastischer wird, also da in die Höhe steigt. Delius erklärt alles so ziemlich richtig; nur denkt er sich erwärmte Luft schlaffer als kältere, da doch jene nur eine geringere Dichte, aber dabey eine gröfsere specifische Elasticität besitzt, indem für unsere atmosphärische Luft, die nur genannte Elasticität, der Wärme proportional ist. — Die zur Beförderung des natürlichen Wetterwechsels gegebenen Regeln sind gut und in der Praxi längst gebraucht worden. Für den künstlichen Wetterwechsel zieht der Vf. in Absicht der Wirkung mit Recht die Wassertrommel und den Wetterofen vor, wozu Rec. noch den Harzer Wettersatz setzt. Die Wetterlutten thun nicht für das Einziehen der Wetter die gehörigen Dienste,

ste; besser, wenn man sie zum Ausziehen der Wetter braucht, welches leicht angeht. Uebrigens würde der Vf. noch viel Brauchbares über die Wetter im Magazin für die Bergkunde gefunden haben. — *Wasserlosung.* Hier ist der Vf. in der That zu oberflächig: er handelt *diese wichtige* Materie nicht ganz auf 7 Seiten ab. Er hätte können, ohne Zeichnung, mancherley Gutes über die Wasserlosung mit Maschinen sagen können. Er konnte die Einrichtung dieser Maschienen als bekannt voraussetzen und durfte sich nur mehr über ihren Gebrauch in diesem und jenem Falle, über ihre Vortheile, Unterhaltung etc. auslassen.

Dritter Theil. Aufbereitungskunst. 1ste Abhandlung. Grundsätze der Aufbereitungskunst. Die in der Note §. 317. erwähnte und zu Schemnitz gebräuchliche Vorrichtung oder Gradationswäsche ist was an andern Orten eine Klaubwäsche heifst. Rec. hat sie auch auf verschiedenen Gruben in der Freyberger Revier, nebst noch andern hübschen Wäschvorrichtungen, eingeführt gefunden. Von der auf der Grube Kurprinz Friedrich August befindlichen, steht eine Beschreibung im 3ten Theile des Magazins für die Bergbaukunde, wozu sich im 10ten Theile ein schätzbarer Beytrag findet. — Zu dem Siebsetzen (§. 319. u. f.) finden sich im bergmänn. Journale schöne Beyträge; auch welche zu den Pochen und Waschen, ebenfalls auch im 2ten Theile der Bergbaukunde. — Der Stofsherd wird §. 342. zu kurz abgefertiget. Im nur erwähnten 3ten Theile des Magazins für die Bergbaukunde ist einer abgebildet und beschrieben, wie sie in Freyberg mit vielem Vortheile eingeführt sind. Aus der letzten Abhandlung dieses Theiles wird man auch seine Behandlung abnehmen können. Die *Stofsherde* hält Hr. von *Trebra* unter allen Herden mit Recht für die *glücklichste Erfindung.* Sie bereiten mehr, reiner und mit viel weniger Kosten auf. Bey den röschgepochten Erzten übertrifft der Stofsherd die Glauchherde nicht so sehr; aber ansehnlich bey den zähgepochten: besonders vortheilhaft ist er daher, wo edle Geschicke durch Waschen auf den Herden müssen aufbereitet werden; 4 Stofsherde wirken in diesem Falle mehr als 12 Kehr- oder Glauchherde. Diefs widerspricht freylich Delius Urtheil, der aber bekanntlich auch nicht ohne Vorurtheil war, so viel Verdienste er übrigens hat. — *Zweyte Abhandlung. Vom Teichbaue.* Rec. sieht nicht wie diese Materie zur Aufbereitungskunst kommt. Wollte der Vf. aber von den Aufschlagewassern Unterricht ertheilen: so mufste er nicht die Aufsammlung derselben, sondern auch ihre Aufsuchung, Herbeyleitung und zweckmäfsige Vertheilung, abhandeln.

Vierter Theil. Von den Bergwerkspersonen und der Bergwirthschaft. Hauptsächlich wird hier von letztern gehandelt. — §. 364. wird das Wort Kux, weiblichen Geschlechts genommen, ist aber männlichen Geschlechts. Man spricht nicht die Kux, sondern der Kux, des Kuxes etc. — Ziemlich ausführlich über die verschiedenen Arten der Gedinge, wozu sich aber noch manches fetzen liefse. Der Vf. schreibt in Rücksicht des richtigen Verdingens auf dem Gesteine vor, dafs von den Steigern, Geschwornen und übrigen Grubenbedienten, drey Schichten hindurch Arbeit soll gemacht und daraus das Gedinge bestimmt werden. Diefs Verfahren ist sehr weitläuftig, und auch nicht nöthig: man mufs nur solche praktische Beamten verdingen lassen, die sich durch Erfahrung eine hinlängliche Kenntnifs vom Gesteine erworben haben, indem sie alle mögliche Gesteinsarbeit geraume Zeit hindurch selbst getrieben haben. Beym Verdingen zeigt sich besonders der Nutzen der vorher erwähnten Grade der Gesteinsfestigkeit, hauptsächlich wenn man sie mit Rechnungen verbindet, wie im 4ten und 10ten Theile des Magazins für die Bergbaukunde stehen. Die Schemnitzer Art auf dem Gesteine zu verdingen (S. 372.) ist eigen und auf die ersten und längst bekannten Lehren der Theorie der Zuverläfsigkeit und Versuche gegründet, von der Lambert in seinen Beyträgen so schön gehandelt hat. Das Verdingen nach dem Gewichte oder des Gehaltes des gewonnenen Erztes läfst sich, ob es gleich in Niederungarn längst gebräuchlich ist, allgemein nicht einführen. Bey sehr edlen Geschicken kann es wegen dem zu starken Steigen der Löhne mit dem Metallgehalte, nicht mit Vortheile angewendet werden. Den gröfsten Vorzug hat es, aus begreiflichen Ursachen, beym Bauen auf Gängen wo edle Geschicke in Nestern einbrechen, nur mufs man die Arbeiter immer unter guter Aufsicht haben. Indessen steht dieser Verdingungsart, die ungleichförmige Vertheilung des Gehaltes in den gewonnenen Erzthaufen entgegen, wodurch es leicht geschehen kann, dafs die Gewinnerlöhne entweder für die Grube oder die Arbeiter nachtheilig ausfallen. Genaue Erztproben und bewährte Kenntnifs des Erztgehaltes kann jedoch dieses Nachtheilige sehr vermindern. — Die S. 380. Nr. 2. aus dem Delius für die Hunteförderung beygebrachte Gedingtabelle ist nicht richtig, wie in der 2ten Auflage von Beyers gründlichen Unterrichte vom Bergbaue nach Anleitung der Markscheidekunst, ist gezeigt worden. — Die Zimmerung zu verdingen, thut man nicht wohl, da solche Gedinge leicht der Grube zum Nachtheile gereichen können.

SCHÖNE KÜNSTE.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Ueber Deklamation*, von *H. G. B. Franke. Zweyter Theil.* 1794. 294 S. 8.

Von dem ersten Theil dieser in ihrer Art schätzbaren Schrift hat zu seiner Zeit ein andrer Recensent (A. L. Z. v. 1792, III. 437.) die Anzeige geliefert, und den Werth nicht verkannt, der ihr sowohl von Seiten des Inhalts als der Behandlung gebührt. Jener erste Theil war theoretisch, und betrachtete die Declamation im Allgemeinen; dieser zweyte hat eine specielle Anwendung zur Absicht, und führt daher zur Aufschrift: *Angewandte Declamation.* Indefs gaben eben die Beyspiele des Praktischen dem Vf. zu mancher weitern Erörterung des Theoretischen Gelegenheit; und auch hier findet man sich lehrreich und anziehend von einem Manne unterhalten, der über seinen Gegenstand reiflich nachgedacht, und ihn sich überall, wo er hörte, las, oder unterrich-

tete, lebhaft vorschweben liess. Zuerst werden einige Bemerkungen vom Ausdruck der Seele durch die Rede überhaupt vorausgeschickt, vornemlich in Hinsicht auf den grössern oder geringern Grad ihrer Thätigkeit und Ruhe, und den gleichartigen Stufengang, den hier das Gemüth und seine Dolmetscherin, die Rede, beobachten. Sodann wird jeder einzelne Zustand der Seele mit seinen verschiedenen Modificationen, in dieser Beziehung, besonders durchgegangen; und da handelt der Vf. erstlich vom Ausdruck im Zustande des Denkens, oder von der Ideendaclamation, wo die Abstufungen wieder so mannichfaltig sind, als die Denkarten selbst, indem Ueberlegung, Wahrnehmung, Ungewissheit, Zweifel, Ueberzeugung, Folgerung, u. s. f. jede ihren ganz eignen Ton des Vortrags fodern. Bey dieser Gelegenheit macht der Vf. einige feine und für den Unterricht brauchbare Bemerkungen über den Periodenbau, und über die darin liegenden Verhältnisse der Gedanken und Sätze unter einander. Durch den bey diesem Abschnitte zum Grunde gelegten Unterschied des objectiven und subjectiven Ausdrucks in der Declamation, gewinnt die Deutlichkeit und Bestimmtheit nicht wenig. In der folgenden dritten Abtheilung ist die Rede vom Ausdruck im Zustande der Gemüthsbewegungen und Leidenschaften, oder von der Empfindungsdeclamation. Hier wird eine allgemeine Betrachtung über den Empfindungsausdruck überhaupt vorausgeschickt, und untersucht, worin er sich vom Vortrage der Gedanke unterscheide. Dadurch nemlich, dass dieser die Verhältnisse der Ideen nach ihrer Lage, Stellung, Folge, u. s. f. und die ganze Richtung und Wendung des Verstandes dabey angibt; jener hingegen mehr die Wirkungen der Eigenschaften einer Sache darlegt, und die daher entstandenen Gefühle, die entweder angenehm oder unangenehm sind, anzugeben sucht. Daher die vielen Interjectionen und Beywörter; daher auch der Umstand, dass die Declamation der Empfindung den Accent mehr auf Adjective, als auf Substantive, setzt. S. 122. hat der Vf. einen ganz glücklichen Versuch gemacht, diesen Unterschied des Vortrages der Empfindung und der Gedanken durch Bezeichnung der Längen und Kürzen in der Tongebung in einem Beyspiel anschaulich zu machen. Sehr richtig ist auch der physiologische Unterschied bemerkt, dass an der Empfindungssprache mehr die Brust, an dem Gedankenvortrage aber mehr die feinern Schwingungen der Hirnsiebern Theil nehmen. Bey der Betrachtung jeder einzelnen Empfindung und des ihr entsprechenden Ausdrucks der Rede legt der Vf. nicht die zu weitläuftige und zu allgemeine Eintheilung der Empfindungen in angenehme und unangenehme zum Grunde, sondern versucht lieber eine eigne, nach der Verschiedenheit, wie sich eine Empfindung im Innern fühlt, und in sofern einige Empfindungen mit dem Gefühle der Ausdehnung, der Erweiterung verbunden sind, andre hingegen verengen, andere schwächen und erschlaffen. Jede dieser drey Arten hat denn wieder ihre Unterabtheilungen, die nach einander derchgegangen, und mit Beyspielen erläutert werden. Endlich handelt der Vf. noch im vierten Abschnitte von dem Ausdruck im Zustande des Vorstellens, oder von der Phantasiedeclamation, die auch die malerische heissen kann, und welche die Absicht hat, die Gegenstände nicht bloss verständlich, sondern anschaulich zu machen. Auch diese hat ihre verschiednen Grade, darnach sich richtende Erfodernisse und Rücksichten, die man auf dieselben nehmen muss, um durch Malerey nicht mehr zu verderben als zu heben, um nicht lächerlich und abgeschmackt zu werden, wo man rührend und eindringlich seyn will. — — Auch dieser zweyte Theil macht dem Beobachtungsgeiste und dem lautern Geschmacke des Vf. Ehre, und sein Buch gehört zu der gewiss nicht zahlreichen Klasse unsrer abhandelnden Schriften, die sich auch durch edle und blühende Schreibart auszeichnen, ohne dass jedoch seine Belehrung über Declamation selbst Declamation geworden wäre.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. Danzig, b. Troschel: *Zwey Predigten bey Gelegenheit der feyerlichen Erbhuldigung, welche Sr. Majestät dem Könige von Preussen Friedrich Wilhelm II. den 7. May 1793 in Danzig geleistet wurde.* Gehalten von *J. W. Linde*, Pred. an der heil. Geistkirche. 1793. 46 S. gr. 8. — Diese Predigten bürgen für den Geschmack, wie für das Wahrheitsgefühl der Danziger, da sie, wie Rec. weiss, ihrem Vf. von mehreren seiner Zuhörer abgefodert worden sind. Der Ton in denselben ist der Würde der Kanzel angemessen, nichts weniger als schmeichelnd, wie es leider bey ähnlichen Veranlassungen sonst oft der Fall ist. Durchweg herrscht die Sprache eines Mannes, der, ohne dem anerkannten Werthe der bürgerlichen Verfassung, in welcher er bis dahin lebte, etwas zu vergeben, mit männlichem Anstande in eine neue überzugehen, und sich in die Zeit zu schicken versteht. Die von der Regierung vorgeschriebenen Texte sind zu der auf dem Titel angezeigten Feyerlichkeit zweckmässig benutzt. Ueber *Hiob* 36, 5—7, wirft der Vf. am Vorbereitungstage zur Huldigung die Frage auf: *Woher weiss ich, dass wir am Tage der Huldigung unserm Könige mit Willigkeit und Treue schwören?* und die Antwort, nach einer auf die Geschichte des Menschen, oder der Entwickelung seiner Neigungen, Begierden und Grundsätze, sich gründenden Eintheilung heisst: *Wir schwören* 1) *als verständige und erkenntliche Männer*, 2) *als geübte und erfahrne Bürger*, 3) *als aufgeklärte und entschlossene Christen.* Am Danktage nach der Huldigung knüpft er den Faden seiner Betrachtungen wieder an, um über 2 *Sam.* 14, 17. zu zeigen: *Wie Liebe und Treue gegen den neuen König*, zu welcher er vorhin ermuntert hatte, *durch Bekanntmachung mit dem Charakter des Königs nach seinen einzelnen Zügen, durch Entschlossenheit selbst auf den König einzuwirken, und durch Gebet zu Gott für sein Wohlergehen*, geäussert werden müsse. Alles darüber gesagte zeichnet sich durch Ausführung und Einkleidung gleich vortheilhaft aus, daher auch Rec. einzelne Stellen auszuheben sich enthält, die ausser dem Zusammenhange sehr verlieren würden. Als Muster guter Casualreden, mit Rücksicht auf ein im Denken geübtes, oder doch durch Lectüre gebildetes Auditorium, verdienen diese Predigten ganz gelesen zu werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 4. August 1794.

GOTTESGELAHRTHEIT.

BREMEN, b. Förſter: *Jeſaias zweyter Theil*, neu überſetzt und kritiſch bearbeitet von *Gerhard Krägelius.* 1791. 108 S. gr. 8.

Der erſte Theil dieſer Ueberſetzung iſt in der A. L. Z. 1791. No. 101. angezeigt worden. Wir wollen uns ſtatt eines allgemeinen Urtheils diesmal auf *eine* Stelle etwas näher einlaſſen, und wählen dazu den Anfang des 27. Kapitels, deſſen Lesart bekanntlich von neuern Kritikern für ſehr verderbt gehalten wird. Daſs Hr. K. viele Conjecturen gewagt habe, beweiſt ſchon die Ueberſetzung K. 27, 1—6. 1. *Dann wird Jehovah durchbohren Leviathan, die zaubernde Schlange, Und Leviathan, die ſich ſchlängelnde Schlange Und würgen das Ungeheuer im Meere.* 2. *Alsdann wird ein angenehmer Weinberg ſeyn Und Wein in ihm vom köſtlichſten Geſchmack.* 3. *Ich, Jehovah, bewache ihn mit meinen Augen, Mit meinem Angeſichte decke ich ihn. Bey Nacht ſchütze ich ihn, Und bey Tage bewahre ich ihn.* 4. *Eine Mauer brauche ich nicht. Wer wird mich zur Dornhecke machen können? Mit Kriegesſturm will ich über ſie herfallen Und alles in Brand ſtecken.* 5. *Der Feind wird ſich halten an meiner Kraft, Und Friede machen mit mir, Ja Friede wird er machen mit mir.* 6. *Es wird die Frucht aus der Wurzel hervorkommen. Jacob wird aufſprieſsen, Und aufblühen Iſrael, Und früchtevoll wird der Erdkreis ſeyn.* V. 1. lieſt der Vf. יִנְקֹר oder vielmehr יִקֹּר ſtatt יפקר, und glaubt, daſs die LXX ſo geleſen haben. Aber ἐπάξει muſs man von ἐπάγω, nicht, wie Hr. K. will, von πήγνυμι ableiten; und in dieſer Ueberſetzung wird פקר öftrer, z. B. Exod. 32, 33, 34, 7. durch ἐπάγω ausgedrückt, auch ſogar hier und noch in 4 Stellen des Jeſaias. S. K. 15, 7. 24, 21. 26, 14. 26, 21. Es bleibt alſo die vorgeſchlagene Lesart eine bloſse Muthmaſsung, die, nach des Rec. Gefühl, nicht eben wahrſcheinlich iſt, weil פקר einen ſchicklichen Sinn gibt und ſowohl die Autorität der alten Verſionen, als der hebräiſchen Handſchriften für ſich hat. Für ברח lieſt er חֹבֵר ohne irgend eine Auctorität und ohne dringende Urſache. Denn alles ſpricht für die gewöhnliche Lesart, auch Hiob. 26, 13. man mag nun dadurch mit Schultens *ſerpentem mali ominis*, oder mit den LXX. die fliehende oder ſchnelle Schlange verſtehn. V. 2. hat Hr. K. חמר in חמר וחמר und ענג in ענב verwandelt. Die erſte Aenderung hat etwas für ſich. Denn für חמר ſteht bey den LXX. καλὸς, ἐπιθύμημα Allein hieraus folgt nicht einmal, daſs die LXX. חמר zweymal geleſen, ſondern nur, daſs ſich hier, wie Pſ. 29, 1. eine doppelte Ueberſetzung eben deſſelben Wortes eingeſchlichen hat. Auch würde dieſe Muthmaſsung durch Berufung auf die vielen Handſchriften und Ausgaben, von denen einige חמד, andre חמר leſen, nichts gewonnen haben, weil die Aehnlichkeit des ד und ר die Quelle dieſer verſchiedenen Lesart iſt. Rec. getraut ſich zwar nicht, zuverläſsig zu entſcheiden, welches die wahre Lesart ſey, doch iſt er geneigt, mit den LXX. und dem Chaldäer חמר vorzuziehen. Im erſten Satz iſt weiter keine Aenderung nöthig, wenn man conſtruirt, *tum vineam quod attinet, canite de ea.* Allein da ein Wechſelgeſang Gottes und des Weinbergs folgt: ſo kann ſich Rec. des Gedankens nicht erwehren, daſs man für לָהּ vielleicht לָךְ, wie die Poëten mit eben dem Rechte für לך ſchreiben können, mit welchem Moſes Gen. 49, 11. עירה für עירו ſetzt, ausſprechen müſſe: *Alsdann ſing, o geliebter Weinberg, mit ihm dieſen Wechſelgeſang.* Der Pluralis von ענו ſteht dieſer Auslegung nicht entgegen, weil כרם das ganze jüdiſche Volk bedeutet. Setzt doch Jeſaias auch Kap. 7, 13. den Pluralem zu בית דויד. Vielleicht hat der Vf. der Vulgata auch לה geleſen. Denn er überſetzt: *in die illa vinea meri cantabit ei*, und *ei* kann ſich hier wohl nicht auf *vinea* beziehen. V. 3. leitet Hr. K. אשקנה von נשק ab und lieſt פני ſtatt פן, oder vielmehr לפני. Daſs נשק *decken*, oder ohne Metapher *beſchützen* heiſsen könne, wird nicht bewieſen. Und die gewöhnliche Lesart giebt, wenn man רגעים nach dem Arabiſchen von einem häufigen Regen verſteht, einen guten Sinn: *ich tränk ihn oft mit Regen.* Auch der letzte Satz bedarf keiner Veränderung. Denn יפקר kann man imperſonaliter nehmen, *ne quis eum invadat.* Im letzten Satze lieſt Hr. K. mit Lowth אפקר und hat den Syrer, auch den Chaldäer, und nicht wenige hebräiſche Handſchriften zu Gewährsmännern dieſer Lesart. Es entſtehn auch auf dieſe Art ein paar Parallelſätze. Nun lieſse ſich zwar dieſe Concinnität ſogar ohne Abänderung der vorhergehenden Sätze erhalten, wenn man פן in פני verwandelte und alſo überſetzte: *Mit meinen Augen blick' ich auf ihn des Nachts, des Tages bewach ich ihn.* Man könnte auch behaupten, daſs der Syrer ſo geleſen und nur פני nicht ausgedrückt habe, weil dieſs ein poetiſcher Pleonasmus iſt. Allein daſs die gewöhnliche Lesart, ob ſie gleich keine ſo concinnen Sätze gibt, die ächte ſey, wird durch die Gewohnheit der Hebräer, פקד mit על im böſen Verſtande zu nehmen, beſtätigt. Der Parallelismus der Sätze kann hier nichts entſcheiden, da von einem einzelnen Satze die Rede iſt, der einige Aehnlichkeit mit der Zeile Pſ. 1, 2. hat: *Und ſein Geſetz durchforſchet Tag' und Nächte*

te

te lang. V. 4. lieſt Hr. K. חומה für חמה *ira.* Nun iſt zwar dieſe Aenderung nicht ſchlechterdings nöthig. Denn die gewöhnliche Lesart gibt, wenn man dieſen Satz mit dem vorhergehenden Vers verbindet, einen guten Sinn: *Tag und Nacht will ich ihn ſchützen; denn ich zürne nicht auf ihn.* Aber חומה paſst doch viel beſſer zu dem Folgenden, wenn man dem Sprachgebrauche gemäſs ſo überſetzt: *Wär ich doch umzäunt mit Geſträuch und Dornen.* Und dieſe Lesart hat auch nicht bloſs die LXX. nebſt dem Araber, ſondern auch den Syrer für ſich. Doch Hr. K. gibt noch eine andre Ueberſetzung von dieſer Stelle: *Eine Mauer iſt zwar nicht da, die ihn umgibt. Aber wie würd' er mir Dorn und Diſteln bringen können? Mit Kriegsſturm würd ich ja ſogleich über ihn herfahren, und alles auf einmal in Brand ſtecken.* Er nimmt nemlich an, daſs man ſtatt לי leſen könne לוקחה, welches die LXX. durch ἡ οὐκ ἐπελάβετο αὐτῆς ausgedrückt haben ſollen. Aber die Autorität dieſer aus einer ſo fehlerhaften Handſchrift des Jeſaias ziemlich frey überſetzten Verſion entſcheidet gegen die übrigen und gegen den Zuſammenhang nichts, auch iſt es hart, anzunehmen, daſs מי hier *wie* heiſse, da מי יתן ſonſt immer einen Wunſch anzeigt. Daſs Hr. K. die Worte zuſammen nimmt, welche durch trennende Accente, die, auch als muſicaliſche Zeichen betrachtet, das Ende der Sätze anzeigen, von einander abgeſondert ſind, erweckt auch kein gutes Vorurtheil für ſeine Erklärungen. Der letzte Satz hat keine Schwierigkeit, wenn man annimmt, daſs in demſelben die Feinde des jüdiſchen Volkes redend eingeführt werden, wie Pſ. 2, 3. die Rebellen. V. 5. verwandelt der Vf. אוֹ in אוֹיֵב ohne weiter einen Grund zu haben, als den, daſs die LXX. או gar nicht ausdrücken. Rec. iſt geneigter, dafür הוא zu ſetzen, oder anzunehmen, daſs או hier, wie Hiob 22, 11. 2 Sam. 18, 13. u. ſ. w. für און ſtehe und *ha!* bedeute. Hr. K. lieſt ferner תבואה באה משרש und beruft ſich auf die LXX., welche οἱ ἐρχόμενοι τέκνα haben, und darauf, daſs am Ende תנובה folgt; das erſte beweiſt vielmehr, daſs die Griechen הבאים laſen und dieſs durch τεκνα erklärt, und, wie das oft der Fall bey den LXX. iſt, hernach in den Text genommen worden, das letztere aber, daſs הבאים hier ein Synonym von תנובה ſey, welches man deſto eher annehmen kann, weil בוא auch bisweilen *naſci* heiſst, z. B. Eccleſ. 1, 4 u. 5. 14. Dieſs vorausgeſetzt, kann הבאים hier das bedeuten, was Pſ. 80, 12. durch יונקות ausgedrückt wird. Nun iſt weiter keine Aenderung nöthig; aber Hr. K. vernachläſsigt auch hier die Accente und lieſt יפרח oder ויפרח, ohne daſs man weiſs warum? Wenn man zu den wenigen, von uns für nöthig befundenen, Aenderungen noch die Bemerkung zu Hülfe nimmt, die aus der V. 2. vorgeſchlagenen kleinen Aenderung nothwendig folgt, daſs 3—6. verſchiedene Stimmen wechſeln, die ſich leicht errathen laſſen: ſo erhält man folgende Ueberſetzung: 1. *Dann wird Jehovah ſtrafen Mit ſeinem grimmigen, ungeheurem, gewaltigen Schwerdte Den Leviathan, die ſchnelle Schlange, den Leviathan, die ſich ſchlängelnde Schlange, Und tödten den Drachen des Meeres.* 2. *Dann ſing', o geliebter Weinberg, mit ihm dieſen Wechſelgeſang:* 3. (Jehovah) *Ich, Jehovah, bewach ihn, mit häufigem Regen tränk ich ihn. Damit ihm niemand ſchade, bewach ich ihn Tag und Nacht.* 4. (Der Weinberg) *Ich habe keine Mauer! O wär ich umzäunt mit Geſträuchen, Mit Dornen zur Zeit des Krieges!* (Der Feind) *Ich fall ihn an, Verbrenn' ihn ſogleich.* 5. (Der Weinberg) *Ha! Er befeſtigt meine Schutzwehr. Er verſchafft mir Sicherheit, Sicherheit verſchafft Er mir.* 6. (Jehovah) *Seine Senker läſst Jacob Wurzel ſchlagen, Spröſsling und Blüthen treibt Iſrael, Und füllt den Erdkreis mit Früchten.* Ob Hr. K. zu viel und Rec. zu wenig geändert, und welche Aenderungen Grund haben, dieſs zu entſcheiden, überlaſſen wir billig den Leſern und geben bloſs die Verſicherung, daſs der Vf. ſeiner Methode durchgängig treu geblieben ſey. Auf die Anfrage, ob es für alle poetiſche Bücher des A. T. überhaupt und für das Buch des Jeſaias insbeſondre, gut ſeyn würde, wenn man den Text ſo, wie er iſt, bloſs nach einem gewiſſen kritiſchen poetiſchen Maaſsſtabe abdrucken lieſse, kann Rec. nach ſeinem Gefühl keine andre, als bejahende Antwort ertheilen.

Halle, in der Buchhandlung des Wayſenhauſes: *Pentateuchus ex recenſione textus hebraei et verſionum antiquarum latine verſus* notisque philologicis et criticis illuſtratus a *Joan. Aug. Dathio*, editio altera emendatior. 1791. 708 S. gr. 8.

An dieſe zweyte Ausgabe der Ueberſetzung des Pentateuchs hat der ſelige Dathe ſelbſt in jedem Verſtande die letzte Hand gelegt. Denn bloſs die Vorrede zu dieſer Ausgabe rührt von einer fremden Hand her, die der edeln Denkungsart und Beſcheidenheit, mit welcher der Vf. dieſs treſſliche Werk angefangen und vollendet hat, ein verdientes Denkmal ſetzt. Der Eifer des Vf., dieſs Werk immer mehr zu vervollkommnen, iſt in allen angebrachten Aenderungen eben ſo ſichtbar, als ſeine Beſcheidenheit. Gen. 1, 2. opfert er ſeine ehemalige Erklärung der Döderleiniſchen auf; denn er verſteht, wie dieſer, durch den *Geiſt Gottes* nicht mehr den *Wind*, ſondern *Gottes ſchöpferiſche Kraft.* Und die Gründe, die ihn zur Aenderung ſeiner Meynung bewogen, waren dieſe: 1) weil Moſes an andern Orten durch רוח אלהים die göttliche Kraft verſteht, und 2) weil, ſo oft in dieſer Beſchreibung der Schöpfung eine neue Begebenheit erzählt wird, der Vf. ſagt: *Gott ſprach.* Rec. ſcheint der erſte Grund um deswillen nichts zu entſcheiden, weil dieſes erſte Lied, wie auch Hr. D. ſelbſt einräumt, und Moſes Kap. 2, 4. durch die Nachſchrift nicht undeutlich zu verſtehn gibt, vor Moſis Zeiten gedichtet und nur von dieſem eingerückt worden iſt. Der zweyte Grund trifft auch Dathens erſte Erklärung nicht. Denn wenn hier der Dichter den Wind nur als eine wirkende Urſache des entſtehenden, oder wiedererſcheinenden Lichtes erwähnt hat, wie D. in der erſten Ausgabe annahm, weil der Wind zu Zerſtreuung der, die Sonne verdunkelnden, Dünſte viel beytragen konnte: ſo konnte der Dichter nicht ſagen: *Gott ſprach*, es ent-

entstehe der Wind, sondern er musste diesen Ausdruck bis zur Beschreibung des wiedererscheinenden Lichtes sparen. Daher findet Rec. die Uebersetzung dieser Stelle in der ersten Ausgabe: *tum ventus, a deo immissus, movebat has aquas, et deus (sic) jussit, ut lux oriretur,* immer noch treffender, als die gegenwärtige: *tum vis divina his aquis supervenit, et jussit deus lucem oriri.* Auch da erwähnt Hr. *D.* die Meynungen andrer, wo er ihnen nicht folgt, um seinen Lesern die Wahl zwischen den verschiedenen Meynungen zu erleichtern, wie Gen. 2, 5. Doch opferte er seiner Bescheidenheit nie seine Ueberzeugung auf. Daher erklärt er sich Gen. 3, 8. mit aller Freymüthigkeit und mit wichtigen Gründen gegen die Meynung derer, welche in diesem Kapitel ein Philosophem über die Verwandelung des goldenen Zeitalters in das silberne finden, eine Behauptung, die ihm zu kühn und zu unsicher vorkommt, weil sie blossen Muthmassungen eben so viel Spielraum läst, als die allegorischen und mystischen Erklärungen; er zieht also billig die simple Erklärungsart vor, die Hr. Eichhorn ehedem von dieser Stelle gab. Gen. 4, 7. beweist Hr. *D.* dass die *enallage generis* hier lange nicht so hart sey, als die Ellipse des Namens *Abel*, welche Hr. Döderlein annahm. Gen. 10, 21. gibt er einen deutlichen Beweis seiner Wahrheitsliebe. Denn obgleich die Erklärung dieser Stelle, bey welcher er dem Worte גם die Bedeutung *multitudo* aus dem Arabischen vindicirte und הוא zum folgenden Satze zog, den Beyfall eines Michaelis und andrer erhalten hatte: so bezweifelte er doch selbst die Richtigkeit derselben, nachdem er Schellings Abhandlung über die Geburtsfolge der Söhne Noah gelesen hatte. Er bemerkt daher in dieser Ausgabe, dass nach dem Sprachgebrauche הגדל zu אחי gezogen werden muss, und nicht mit יפת construirt werden kann, auch räumt er ein, dass הוא nach לשם eben so gut absolute stehn könne, als nach einem Affixo, und beruft sich auf Gen. 4, 26. Er übersetzt daher diese Stelle in der Anmerkung weit richtiger also: *Semo quoque nati sunt filii. Hic est pater Hebraeorum, frater Japheti natu major.* Gen. 11, 7. will Hr. *D.* auch kein Philosophem finden. Gen. 19, 24. übersetzt er in dieser Ausgabe also: *Jehova depluit in Sodomam et Gomorrham sulphur et ignem jactis fulminibus e coelo* anstatt *imbrem sulphureum et igneum a Jehova.* Diese Uebersetzung ist ohne Zweifel viel natürlicher und richtiger, als die vorige. Gen. 43, 9. gibt Hr. *D.* ערב mit Hn. Funken *deducere: Ego eum deducam a me debes eum repetere.* Und Gen. 44, 32. verlangt die Partikel מעם sogar diese Bedeutung, *deduxit (servus tuus) puerum a patre meo* Exod. 23, 19. vertheidigt der Vf. seine Erklärung gegen Michaelis, V. 21. aber geht er zu Herders Meynung über und versteht durch מלאך יהוה nicht mehr den unerschaffenen Engel Gottes, sondern die Feuer- und Wolkensäule, als Symbol der göttlichen Gegenwart. Die Richtigkeit dieser Behauptung bestätigt er durch Exod. 14, 19. wo das, was in dem einen Parallelsatze *der Engel Gottes* heisst, im andern *die Wolkensäule* genannt wird. Auch beruft er sich auf Exod. 13, 21. wo gesagt wird, dass Jehovah des Tags in der Wolkensäule vor dem Israelitischen Volke hergegangen sey. Es würde überflüssig seyn, die wenigen Zusätze und Aenderungen zu erwähnen, die in den übrigen mosaischen Büchern noch vorkommen, da die angeführten zur Genüge beweisen, dass diese Ausgabe den Namen einer verbesserten Ausgabe verdient, und dass jede Aenderung in derselben ihrem Vf. Ehre macht.

SCHÖNE KÜNSTE.

RIGA, b. Hartknoch: *Azor*, des Sohnes Babuk, *Reise nach Persepolis*, oder *die verkehrte Welt.* 1793. 102 S. 8. (8 gr.)

Ein scythischer Philosoph, *Azor*, wird von einem der Schutzgeister Asiens, nach *Persepolis* abgesendet, um die politische Unruhen und Umänderungen in dieser grossen Stadt zu beobachten. In XVI. Kapiteln wird erzählt, was dieser junge Philosoph daselbst wahrgenommen habe, in welche er verflochten worden, wie man ihn aufgenommen, und unterhalten habe.

Unter Persepolis ist *Paris* gemeynt; unter *Osymandias* der letzte König, *Ludwig* XVI.; unter *Arima-Tonania*, die Königin; unter *Aurim* Maury; unter *Vebaner* — *Barnave;* unter *Beaumira* — Mirabeau u. s. w. — Sonst ist weiter kein Schlüssel beygefügt. Indessen lassen die Schilderungen und eingeführte Reden selten Zweifel übrig, worauf jedes Kapitel bestimmt hinziele. Der Vf. scheint eine gemässigte Demokratie oder beschränkte Monarchie, und überhaupt die Hauptsätze der französischen Constitution von 1791, unter dem Schleyer historischer Allegorien, empfehlen zu wollen. *Mirabeau* und *Barnave* werden sehr herausgehoben. Der König und die Königin sprechen voller Moral und Rührung, bereuen, dass sie sich verführen lassen, die Rechte des Volks manchmal zu verkennen, geben die beste Zusicherungen zur Beruhigung u. s. w.

Offenbar ist das Buch im J. 1792, noch vor der Arretierung des Königs geschrieben, und die Jahrzahl 1793 wohl nur des Drucks oder der Messe wegen vorgesetzt. Der Vf. würde wahrscheinlich mehrere Kapitel sehr umgeändert haben, wenn er die Aufschlüsse der nächsten Monate (nur etwa bis in den October 1793) vermuthet hätte. Uebrigens ist die Allegorie eben nicht sehr sinnreich erfunden, oder mit anziehenden Schilderungen durchgeführt. Die Liebesintrigue, welche episodisch angebracht ist, soll wohl das Interesse verstärken, mag aber nur empfindsame Jünglinge und Mädchen, welche in jedem Buch etwas romanhaftes verlangen, reizen und wird auch diese schwerlich befriedigen.

LEIPZIG, b. Dyk: *Grundsätze der Kritik*, von *Heinrich Home*, übersetzt von *Johann Nicolaus Meinhard.* Dritte verbesserte und vermehrte Ausgabe. *Erster Band.* 505 S. *Zweiter Band.* 514 S. *Dritter Band.* 548 S. 1790. 91. gr. 8.

Es gereicht diesem bekannten ästhetischen Werke nicht weniger, als der Lehrbegierde und dem Geschma-

cke des deutschen Publicums zur Ehre, daſs die Uebersetzung deſſelben, wie das Original, öfterer neuer Auflagen bedurfte. Und ſo wie dieſs letztere bey Wiederholung des Drucks durch Zuſätze und Verbeſſerungen gewann, ſo war dieſs auch ſchon bey der 2ten deutſchen Ausgabe der Fall, und iſt es noch mehr bey der gegenwärtigen 3ten, deren Beſorgung ein in dieſem Fache der Litetatur rühmlich bekannter Gelehrter, Hr. *Schatz* in Gotha, übernommen hat. Sein Verdienſt um dieſe Arbeit iſt in der That nicht geringe. Er verglich das Ganze, Wort für Wort, mit der letzten, von dem Vf. ſelbſt noch beſorgten, Originalausgabe, und verbeſſerte noch einige Unrichtigkeiten und Uebereilungen, die dem erſten Ueberſetzer ſowohl, als den beiden vortrefflichen Männern, (Hn. *Weiſse* und Hn. *Garve*) welche die Durchſicht der erſten Ausgabe übernommen hatten, entgangen waren, wovon er in ſeiner Vorrede ein paar Beyſpiele anführt, die allerdings einer Verbeſſerung ſehr bedürftig waren. Mehrerer Aenderungen aber bedurfte der Stil überhaupt, wegen der ſeit 25 Jahren ſo beträchtlich gröſsere Ausbildung deutſcher Sprache und Schreibart; vornemlich aber die ehedem in Proſe überſetzten poetiſchen Stellen, welche Hr. *Sch.* jetzt in Verſe, und, ſo viel wir verglichen, meiſtens glücklich und treffend überſetzt hat. Hie und da möchte man indeſs wohl die deutſchen Hexameter wohlklingender, und die Jamben geſchmeidiger und minder verſchränkt, wünſchen.

Zu jedem Bande ſind auſserdem noch *Anmerkungen, Berichtigungen* und *Zuſätze* gekommen, die gewiſs, im Ganzen, dem Scharfſinne des Herausg., und der auf ſeinen Schriftſteller verwandeten Aufmerkſamkeit Ehre machen. Sie ſind nicht immer widerlegend, ſondern oft Beſtätigung und weitere Ausführung der in der Schrift ſelbſt befindlichen Bemerkungen; oft aber auch mit Einſicht und Gründlichkeit abgefaſste Rügen deſſen, was *Home* zu einſeitig beurtheilt, zu voreilig gelobt oder getadelt hatte. Durch das beygefügte zwiefache Regiſter der Schriftſteller und Sachen hat dieſs immer ſehr ſchätzbare Werk an Brauchbarkeit gleichfalls gewonnen.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Mannheim*, b. Schwan u. Götz: *von den Gränzen des Rechtes, der Moral und der Klugheit*; und dem aus der genauen Berichtigung und Abſönderung (Abſonderung) dieſer Begriffe zu erwartenden Nutzen für die Geſetzgeber, die Magiſtrate und die ganze Geſellſchaft. Vorgel. in den Churpfälz. phyſikaliſch-ökonom. Geſellſch. zu Heidelberg von *J. A. Völlinger*, Churpfälziſchen (m) Rathe, und Prof. d. Staatswirthsſchafts-Hohenſchule zu Heidelberg. 1791. 61 S. 8. — So übereinſtimmend wir auch mit dem Vf. über die Wichtigkeit einer genauen Unterſcheidung der von ihm abgehandelten Gegenſtände denken; ſo wenig können wir uns doch überzeugen, daſs derſelbe durch dieſe Schrift auch nur das Mindeſte zur Erreichung dieſes Zwecks beygetragen habe. Nirgends liegen beſtimmte Begriffe zum Grunde, und das Ganze iſt daher ein ſchwankendes, bald nur halb wahres, bald nur halb verſtändliches, mit Gemeinplätzen, Beyſpielen und Zeugniſſen anderer Schriftſteller ſonderbar durchflochtenes Räſonnement. Zum Belege dieſes vielleicht hart ſcheinenden Urtheils, ſetzen wir die Hauptſtelle, wo der eigentliche Unterſchied angegeben werden ſoll, mit des Vf. eignen Worten her. „Der Menſch, ſobald er „exiſtirt," heiſst es S. 25. „äuſsert eine Kraft." Bey Verwendung ſeiner Kraft iſt das erſte, das unumgänglich nöthige, dieſe Kraft ſelbſt, folglich ſeine Exiſtenz zu erhalten. Darin liegt der Finalgrund des Rechtes. Der Menſch, ſobald ſeine Exiſtenz geſichert iſt, äuſsert ſeine Kraft in Erweiterung, Erhöhung, *Verlängerung* (!) und Veredlung derſelben, darin liegt der Grund der Moral. Der Menſch, als vernünftiges Weſen auch begabt mit Sinnlichkeit, äuſsert ſeine Kraft nach Vorſtellung des Zweckes; und der Bedienung der dieſer Vereinigung der Sinnlichkeit mit dem vernünftigen Weſen angemeſſenen Mittel dazu; dieſs iſt der Grund der Geſetze der Klugheit." Wir fürchten nicht, daſs der Leſer nach dieſer Stelle noch andre Beweiſe in Abſicht des Inhalts fodern werde. Was aber den Stil betrifft: ſo iſt auch dieſer ſehr weit von der Correktheit entfernt, die ſich doch von jedem Schriftſteller mit Recht erwarten lieſse. Theils ſind wir auf mehrere Sprachfehler geſtoſsen. (So wird das Adjectivum der *einzelne* ſchlechterdings indeclinabel gebraucht. S. 7. für den *einzeln* Menſchen, beym *einzeln* Menſchen. S. 9. die *einzeln* Aeſte u. ſ. w. Wenn der Vf. das Wort declinirt, ſchreibt er es hingegen der *einzele*. So S. 22. u. a. a. O. m. S. 11. wird *wegen* mit dem Dativ conſtruirt. S. 13. warum wurden die Juden ſo oft *auf* ihre*n* Sabbath geſchlagen? ſtatt *an* ihre*m*; Theils ſind uns provinzielle, auch nicht wenige ſelbſtgebildete, und gewiſs nicht empfehlungswürdige Ausdrücke vorgekommen (z. B. S. 6. Uebelweſen. S. 14. Gefach. S. 16. Gauckelwohl. S. 19. Treuheit. S. 39. Geltendmachung.) Auch an unrichtigen oder geſchmackwidrigen Phraſen fehlt es nicht. So S. 21. ein Schatten der Menſchheitsrechte iſt gangbar geblieben. S. 23. denn die Univerſalgeſellſchaft iſt die City (Hauptſtadt) der Natur. S. 24. Gelon handelte als Miniſter der Menſchheit und folgende ganze, auch ſonſt merkwürdige Periode. S. 15. Wenn einer das Glück hat, eine *anderſt* getüpfelte oder gewundene Muſchel zu finden, einem noch nie benannten Graſe oder Unkraut den Taufnamen zu geben, Maſchinen- und Manufacturwerkzeuge bis ins *Kindiſche* zu *vervollkommnen*, jeder Zwiebel- und Knoblauchzahl und Güte jedes Stautes *herauszuſtatiſtiſiren*, der Induſtrie und Production durch ſo überkluge und detaillirte Vorſchriften beyzuſpringen, daſs er ihr einen Zuwachs an Zeit durch Abkürzung des Gähnens zu gewinnen weiſs, wie nutzbar, wie wichtig dem Staate und der Menſchheit ſcheint dann ein ſolcher Schulapoſtel nicht. (!!)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 5. August 1794.

PHILOSOPHIE.

Regensburg, in der Montag- u. Weifsifchen Buchh.: *Ueber die Selbſtkenntniſs, ihre Hinderniſſe und Vortheile.* Von *A. Weishaupt.* 1794. 128 S. gr. 8.

Das *Ideal* des Selbſtkenners zu entwerfen, die Beſtandtheile dieſer Kenntniſs anzugeben, und aus ihnen ſowohl die Schwierigkeiten als auch die Vortheile derſelben vor Augen zu legen, nicht damit der Menſch dieſen ungeheuren Gegenſtand in ſeinem ganzen Umfange erſchöpfe, ſondern nur ein jeder anſchaulich überzeugt werde, wie wenig er von dem thue, was er vermöge ſeiner Kräfte thun könnte und ſollte, und daſs er ſich beſſer, als bisher, kennen lerne, — dieſs iſt der Zweck gegenwärtiger Schrift. Kein Maasſtab kann allgemein ſeyn, welcher nicht zu gleicher Zeit der höchſte iſt. Dieſer allein iſt unwandelbar und untrüglich. Allen Menſchen liegt daher daran, dieſen Maasſtab zu finden, und ſich deſſen zu bedienen. Aus dieſer Urſache kann, wie der Vf. richtig bemerkt, wenn von Selbſtkenntniſs und Vervollkommnung der Menſchen die Rede iſt, wohl zu wenig, aber nie zu viel gefodert werden; auch iſt nicht zu läugnen, daſs alles, was hier zu den weſentlichen Beſtandtheilen der Selbſtkenntniſs gezählt iſt, von jedem, nach einer genaueren Zergliederung, als in dem Begriffe derſelben enthalten, gedacht werden müſſe, ungeachtet ſie der Vf. ſelbſt gleich anfänglich (S. 4.) nur auf gewiſſe beſtimmte innerliche Eigenſchaften des Menſchen und unter dieſen wieder ganz allein auf ſolche einſchränkt, *welche Handlungen veranlaſſen; auf Aeuſserungen des Willens, und ihre Gründe.* Das Erkenntniſsvermögen kommt hier nur in ſo ferne in Betracht, als ſolches unſern Willensäuſserungen zum Grunde liegt, als, durch gewiſſe Vorſtellungen, entſprechende Handlungen hervorgebracht werden. Es iſt in der That angenehm, den Ideen des Vf. vom Anfange an bis zur höchſten Steigerung des von ihm entwickelten Hauptbegriffes zu folgen, und Form ſowohl als Materie machen dieſe Schrift insbeſondere für junge Männer vorzüglich empfehlungswerth. Da uns aber der Raum dieſer Blätter nicht geſtattet, den Ideengang des Vf. Schritt vor Schritt zu bemerken, ſo begnügen wir uns mit einer kleinen Probe davon. — Wer ſich ſelbſt will kennen lernen, muſs zuvörderſt die *allgemeine,* und dann wieder die *beſondere,* Menſchennatur ſtudieren (S. 6, 7.) und muſs mit Zuverläſſigkeit vom Sichtbaren auf das Unſichtbare ſchlieſsen, die Gründe eigener ſowohl als fremder Handlungen mit Genauigkeit beſtimmen lernen. Dieſe Gründe ſind *ſeine Vorſtellungen.* Aber nicht jede Vorſtellung bringt bey allen Menſchen dieſelbe Wirkung hervor: es kommt auf ihre Verbindung mit andern an; man muſs daher nicht bloſs ſeine Vorſtellungen, ſondern auch ihre beſondern Folgen und Verknüpfung, kurz *ſeine eigenthümliche Ideenreihe kennen,* und iſt dieſs geſchehen, ſo wird erfodert, daſs man ſich, nach jenen Merkmalen, auch noch unter eine gewiſſe Gattung oder Art ſtellt, d. i. über ſich urtheilt und beſtimmt, welche von allen möglichen, contradictoriſch entgegengeſetzten Eigenſchaften und Prädicaten einem, als individuellem Weſen, kraft einer ſo modificirten Ideenreihe, zukommen. Nun iſt man zwar auf dem rechten Wege, aber noch nicht am Ziele. Zu welchem Ende wollte ich wiſſen, daſs ich ehrgeizig oder eigennützig bin? gilt es gleich viel, dieſe oder die entgegengeſetzten Eigenſchaften zu haben? Um dies zu entſcheiden, ſo iſt höchſt nothwendig, daſs man die vielen zerſtreuten Urtheile unter ein allgemeines höchſtes und letztes Urtheil bringt, ſie in einem letzten und gemeinſchaftlichen Geſichtspunkte vereinigt, und auf dieſe Art über ſich und ſeinen geſammten innern Zuſtand ein Endurtheil ſpricht, — ein Urtheil, durch welches alle übrigen beſonderen Urtheile einen Zweck und eine Bedeutung erhalten. (S. 19.) — Hier lagen die Aufſchlüſſe *Kants* in der Moralphiloſophie dem Vf. ſo nahe, und der, von dieſem feſtgeſetzte, Unterſchied zwiſchen Verſtand und Vernunft hätte ihm zur Erörterung dieſes letzten wichtigſten Punktes ſo dienlich werden können, daſs man nicht einſieht, warum er keinen Gebrauch davon machte. Doch, es gefiel ihm nun einmal beſſer, bey dem Begriffe der *ſittlichen* Vollkommenheit ſtehen zu bleiben, ohne ſich über das Prädikat, welches er dieſer Vollkommenheit beyfügt, oder über die *Sittlichkeit ſelbſt* weiter zu erklären. Seiner Meynung nach beziehet ſich das Endurtheil, welches die Selbſtkenntniſs ſchlieſst, ſchlechthin auf die Frage: *bin ich vollkommen oder nicht?* und dieſs drückt er nun bald wieder ſo aus: *beſitze ich moraliſchen Werth?* bald: *erreiche ich den letzten Zweck meines Daſeyns?* bald: habe ich diejenige Reihe von Vorſtellungen, welche ein jeder Menſch kraft ſeiner Beſtimmung haben ſoll, *deren Folge der Zuſtand eines dauerhaften Vergnügens iſt?* Derjenige kennt ſich alſo, nach dem Vf., ſelbſt, *welcher ſeinen moraliſchen Werth, den Grad ſeiner ſittlichen Vollkommenheit, das Verhältniſs, in welchem jede ſeiner Handlungen, Bewegungsgründe und Vorſtellungen in Hinſicht auf den letzten Zweck ſeines Daſeyns ſteht, mit Wahrheit und Zuverläſſigkeit beſtimmen kann.* (S. 20.) Aus dieſen Grundzügen wird nun in der Folge nicht bloſs das Ideal des Selbſtkenners entworfen, ſondern es werden auch die groſsen Vortheile daraus abgeleitet, welche eine wahre Selbſtkenntniſs verſchafft. Sie geht den Menſchen näher an, als irgend eine andere, ſie

ſie veredelt ſeine Abſichten, befördert die ganze moraliſche Beſſerung, die richtige Beurtheilung anderer, die Weisheit und Klugheit; gibt der Seele Charakter und Stärke, volle Beruhigung und wahren Troſt. Möchte doch das, durch die Anhängſel des Aberglaubens herabgewürdigte, und gerade demjenigen Alter, welches desſelben am meiſten bedurfte, dem jugendlichen am verächtlichſten gemachte, zur moraliſchen Vervollkommnung aber unentbehrliche Geſchäft einer regelmäſsig angeſtellten täglichen Selbſtprüfung, ohne welche die Kenntniſs ſeiner ſelbſt nicht wohl erlangt werden kann, durch dieſe und ähnliche Schriften in ihre verlorne Würde wieder eingeſetzt werden.

Hannover, b. den Gebr. Hahn: *Ueber Geiſternähe und Geiſterwirkung*, oder über die Wahrſcheinlichkeit, daſs die Geiſter der Verſtorbenen den lebenden ſowohl nahe ſeyn, als auch auf ſie wirken können. Einige Verſuche von *G. E. W. Dedekind.* 1793. 152 S. 8.

Mit einer, in der That ſeltenen, Geſchwindigkeit erlebte dieſe Schrift in *einem* Jahre zwey Auflagen, wovon jedoch die zweyte weder verbeſſert noch vermehrt iſt. Der Vf. fühlte wohl ſelbſt, daſs in einem Zeitalter, wie das unſrige, mit ſeiner Geiſternähe und Geiſterwirkung nicht viel zu machen ſey, und eilt daher gleich in der Vorrede hinter die Aegide der kritiſchen Philoſophie, indem er ſagt: *er übergebe dem Publicum die feſte Hoffnung!!* daſs die, von ihm hier aufgeſtellten, Hauptideen von den künftigen Verhältniſſen unſers Geiſtes nach dem Tode *durch die praktiſche Vernunft ſo gut realiſirt werden können, und gegen allen möglichen Zweifel ſo ſiegend ſtehen bleiben werden, als die Idee von Unſterblichkeit??* — Wie eine Philoſophie, dergleichen die kritiſche iſt, welche ſelbſt die Möglichkeit, etwas über Geiſter zu beſtimmen, läugnet, ja im Gegentheile die Unmöglichkeit hievon erwieſen hat, nun bey Hn. D. zu der Ehre gelangt, die Stütze ſeiner Declamationen zu werden, begreifen wir keinesweges. — Die Hauptſache, welche auf dem Titel angegeben wird, nimmt gerade den kleinſten Theil des Werkchens ein, und wird mit dem Bruchſtücke aus einer, am dritten Oſtertage 1790 gehaltenen, Predigt unter der Rubrik: *Etwas über das fortdaurende Verhältniſs der Geiſter der Verſtorbenen mit der Erde und mit ihren Bewohnern* S. 71. abgefertiget. Aus dieſer theuren, für den Kanzelvortrag ſo äuſserſt paſſenden, Wahrheit werden dann in der Folge noch weit koſtbarere Folgen abgeleitet, wie z. B. dieſe: *die Engel und die, zur Engelwürde* (ſtatt Engelswürde) *erhabenen Geiſter der Vollendeten ſind Schutzgeiſter der Menſchen.* — Wirklich? — und damit wir ja das feſtiglich glauben, ſo kommt ſogleich *Eine*, beſonders abgefaſste, *Widerlegung des, aus der Lehre von dem Zuſtande der Böſen nach dem Tode hergenommenen, Einwurfes gegen das Ueberall- und Naheſeyn der Vollendeten*; auch wird dabey noch menſchenfreundliche Rückſicht genommen auf folgende zwey Vorwürfe: *daſs die Lehre von einem beachtenden! und ſchützenden Einfluſſe der Engel und der Geiſter der Verſtorbenen auf uns und unſere Schickſale theils auf einen quaalvollen* (warum nicht lieber wahnſinnvollen?) *Aberglauben leite, theils der täglichen Erfahrung widerſpreche*; und endlich ſchlieſst das liebe Buch mit geheimen Nachrichten, welche ſein Vf. *über den ſtufenweiſen Gang der Glückſeligkeit nach dem Tode*, vermuthlich von einem Engel oder einem mit der Engelsdignität in Händen hat. — Dies ſind doch Predigten! Doch, man höre nur, wie majeſtätiſch und angemeſſen für die wunderlichen Schauſpiele, die man da ſehen ſoll, ſich die ganze Scene gleich in der erſten Predigt eröffnet. Nach vorangeſchicktem: *Auferſtehen, ja auferſteh'n wirſt du, mein Staub,* — beginnt der Redner in eigener Manier, wie folgt: *Ja! ja du Herr des Lebens und des Todes! ja, du Herr des Todes und des Lebens! was ſo wahr, ſo rein, ſo unvertilgbar tief in unſerem innigſten Gefühle liegt, was mit ſo vielem Anſpruch in dem ganzen Menſchenweſen fodert,* (wer verſteht dies?) *was uns allein im Sturm der Leidenſchaften halten, und zu ſchönen, groſsen, aufopfernden Tugendthaten reifen laſſen, was uns zum edeln Ausdauern im unverdienten Leidensdruck nur ſtärken, und im Gefühl der Todesnähe vor einer ſchrecklichen, dem Urſprung unſeres kaum gefühlten Daſeyns fluchenden, Verzweifelung uns ſchützen kann — Wunſch! Ahnung! Hoffnung der Unſterblichkeit! — Das, Auferſtandener! haſt du uns durch deine Lehre, das uns durch deine ſegensvolle Auferſtehung als Chriſten wiſſen, als Chriſten glauben laſſen.* Nun geht es in eben dem Tone an die *Menſchen! Staubbewohner! Sterbliche!* deren Sterblichkeit unter den widernatürlichſten Tautologien gar kläglich beſchrieben wird, bis man endlich erfährt, daſs es nichts deſtoweniger mit ihrer Unſterblichkeit gewiſs ſeye. — Die Nähe abgeſchiedener Geiſter, *ohne daſs ſie jedoch ſichtbar werden*, beweiſt der Vf. in ſeinem Bruchſtück einer Predigt ungefähr folgendermaſsen. Die Seele, ſagt er, dauert *mit ihren Fähigkeiten* nach dem Tode fort: zu dieſen Fähigkeiten gehört auch das *Erinnerungsvermögen*; bleibt dieſes, ſo muſs man ſich unfehlbar auch der hinterlaſſenen *Seinigen* noch in jener Welt erinnern: hieraus, meynt er, müſſe eine Sehnſucht nach ihnen entſtehen, und dieſe Sehnſucht könne ſchlechterdings nicht ohne Befriedigung gelaſſen werden, wenn nicht die Seeligkeiten des Himmels ſelbſt wieder ſehr unvollkommen ausfallen ſollen. *Aber*, ſetzt er hinzu (S. 81.) *ja, möchte man mir einwenden, wenn das Zurückkommen aus den entfernten Welten auf die Erde nur ſo möglich wäre, als das Zurückſehnen uns jetzt wahrſcheinlich iſt* ! (Wem iſt es wahrſcheinlich?) *Möglich? Warum nicht möglich? Warum ſollte es nicht unſerem Geiſte nach dem Tode, nach der Entfeſſelung von ſeinem ſchweren niederdrückenden Körper, eben ſo möglich ſeyn, nach unſerer Erde ſich wiederum zurückzuſchwingen, als er in einer andern Welt ſich aufzuſchwingen dann im Stande iſt? Mögen wir es uns auch denken, wie wir wollen, ein Vermögen, eine Kraft ſich aufzuſchwingen, müſſen wir dem Geiſte des Verſtorbenen doch zugeſtehen, wenn er nicht immer nur ein eingeſchränkter Erdner bleiben ſoll; und dieſs Vermögen, dieſe Kraft, — die vielleicht nichts anders als das bloſse Wollen iſt, — ſollte es dem Geiſte mehr beſchwerlich und minder möglich machen, ſich nach Gefallen einſt auf dieſe Erde wiederum herabzuſinken?* — Dieſe Proben mögen

gen hinlänglich seyn, um jedem gesunden Auge zu zeigen, was an diesem Buche sey, zu dessen genauer Prüfung der Vf. mit einer so vielbedeutenden Miene auffodert. Es ist ein trauriger Beweis, wie sehr der wahre Zweck des Predigtamtes auch noch in unsern Tagen, wo wir *Spaldings* klassische Schrift hierüber besitzen, misskannt, und wie immer noch lieber geschwärmt als belehrt werde.

STUTTGART, b. Erhard u. Löflund: *Sophylus oder Sittlichkeit und Natur, als Fundamente der Weltweisheit.* In zwey Gesprächen. Nebst einer Abhandlung über den Geist des Zeitalters, von M. *Chr. Gottfr. Bardili*, Professor an der Karlshohenschule. 1794. 204 S. 8. 16 S. Vorr.

Diese Dialogen enthalten ein philosophisches System, welches der Vf. zu seiner eigenen Beruhigung entworfen und bewährt gefunden hat. Die Hauptideen desselben sind ungefähr folgende: Von dem Charakter des Menschen hängt vorzüglich die Art ab, wie er sich und die Welt betrachtet. Ist dieser in der Ordnung, so lernt der Mensch aus täglicher Erfahrung in und an sich selbst das moralische Gesetz kennen, welches ihm die Realität des Begriffs von der Freyheit erweist, ihn dadurch zur Annahme vernünftiger Zwecke in der ganzen Welteinrichtung führt, und so in ihm die Ueberzeugung von den beiden übrigen Problemen der Vernunft wirkt und befestigt. Man sieht bald, und der Vf. erinnert uns selbst daran, dass er bey diesem Ideengange vornemlich der Kantischen Philosophie gefolgt sey, die ganze Darstellung zeugt von Scharfsinn und philosophischem Geiste, und wir zweifeln daher nicht, dass die Lectüre dieser Dialogen für geübte Denker lehrreich und unterhaltend seyn werde. Nur folgende Bemerkungen mögen uns vergönnt seyn. Wenn es, wie bekannt, in unsrer Literatur noch sehr an guten philosophischen Dialogen fehlt: so kann ein Grund dieses Mangels allerdings in der Schwierigkeit dieser Manier, ein andrer vielleicht in unsrer Sprache liegen: ein sehr erheblicher ist unstreitig in der unglücklichen Wahl der Materie zu suchen. Trockne Speculation oder eine lange Reihe zusammenhängender Forschungen sind offenbar für diese Form nicht: die Verfasser bemühen sich vergeblich, solche Gegenstände in einen natürlichen und angenehmen Dialog zu verarbeiten. Die eingemischten Individualitäten, die Auffrischung des unscheinbaren Stoffs durch Farben der Phantasie, und die absichtliche Nachlässigkeit im Gange des Gesprächs verwirren den Leser, und führen ihn unvermerkt von den vorgetragnen Wahrheiten ab, oder unterbrechen ihn wenigstens im Zusammenhange seiner Gedanken. Selbst der Vortheil des Dialogs, dass sich dabey bequemer Einwendungen anbringen und heben lassen, ist für den Leser nur allzuoft mehr Störung als Erleichterung, besonders wenn es die Vff. nicht verstehn, erhebliche Einwürfe, und diese zur rechten Zeit zu machen. Rec. gesteht, dass er die angezeigten Gespräche wiederholt gelesen hat, um den Ideengang darinn zu fassen, und er zweifelt noch, dass ihm diess ganz gelungen sey: so sehr ist der Faden der Speculation durch die eingewebten Erzählungen, Beschreibungen und Herzensergüsse theils verzogen, theils ganz unkenntlich geworden. Auch sind die sprechenden Personen selbst offenbar zu idealisch angelegt, und ihr Denksystem hat etwas Romanhaftes, der gewöhnliche Fehler philosophischer Dialogen. Stellenweise gleicht das Gespräch mehr einem Examen: hin und wieder gränzt es an poetische Prosa. Passt wohl folgende Stelle in den Ton eines Gesprächs, oder überhaupt in den guten Ton? S. 56. „*Bannstrahlen lagerten sich*, wie weiland der Cherub mit dem „Flammenschwerdte, zwischen gesunde Vernunft und „Aberglauben; die *Metaphysik streckte das Gewehr*, oder „*stund* selbst dabey *Schildwache*: die Naturkunde kam; „Deutschland, Italien, England und Frankreich bothen „der Fremdlingin ihre besten Köpfe an: sie ward gross, „und kein Bannfluch und kein *scholastisches Piket* vermochte der Kraft zu widerstehen, womit sie *einbrach* „und zertrümmerte, bis *das Paradies* der gesunden Vernunft wieder *erobert* war." Was kann geschraubter seyn, als folgende Stellen gleich beym Anfange. „Beynahe," sagt Sophylus, „hätte ich die Sonne, wie einst „ihr gekrönter Verehrer (Julian) mit schwärmender Andacht empfangen." Echekrates versetzt: „Er stieg herab, dein gekrönter Sonnenpriester, vom Unendlichen „herab zur letzten Stufe seines Thrones, fiel nieder, als „hätt' ihn der Anblick betäubt, und hielt sich noch am „Saume seines ätherischen Gewandes. — Wir steigen „jene Ketten, welche die Welt am Throne der Gottheit „befestigen, hinan, bis sich selbst Sirius sammt dem Sternenheere unter unsern Füssen dreht, und nur die grosse Einheit für alles, was ist, die intensive Unermesslichkeit im Vater der Geister allein, und ohne ihres gleichen, vor uns liegt." Der Vf. mag es uns verzeihen, aber wir können das nicht anders, als Bombast nennen, und haben es aus Erfahrung, dass diese falsche Lebhaftigkeit dem Verständnisse der vorgetragnen Ideen durchaus mehr schadet, als nützt. Einen gleichen Vorwurf kann man der Erzählung S. 81 ff. und dem darin angebrachten Traume — ein allzu abgenutztes Vehikel — machen. Auch getrauen wir uns nicht, Ausdrücke, wie *das Paradies anblümen* (mit Blumen besetzen), *vaterländische Kugel, elende Drehkugel* für Erde, *ein Licht ausstrahlen* (durch Strahlen auslöschen), zu vertheidigen. Andre Fehler, z. B. feste als Adverbium, darfen, an jemand fordern u. d. gl. übergehen wir. Im 2ten Gespräche hat der Vf. eine Hypothese über den Zusammenhang der organischen Natur vorgetragen, die sich als solche empfiehlt, wenn sie gleich im Grunde nur durch eine leichtere Formel sich von den gewöhnlichen unterscheidet. Die angehängte Abhandlung enthält zum Theil treffliche Gedanken, aber meistens in poetischem Schwunge vorgetragen, und in vielen Stellen überaus unnatürlich, z. B. S. 115. „Der reine Beweggrund der Pflicht wird demnach durch die Lebhaftigkeit eines leidenschaftlich regen Gefühls so in mir durchdrungen, dass ich nicht „weiss, welchem von beiden ich den grössten Einfluss „auf gegenwärtige Arbeit zuschreiben muss." Der Hauptgedanke in der Abhandlung ist folgender: „Unser Zeitalter ist reich an treflichen Ideen: allein zu diesen Ideen

 ,fehlt

„fehlt 1) noch der Charakter, 2) unter den besten von „ihnen ein bündiger Zusammenhang, 3) die kluge Rück-„sicht auf die Schwäche des Menschen." Der Aufsatz ist bey Gelegenheit der ersten Gesetzgebung Frankreichs niedergeschrieben, und wird dem philosophischen Beobachter der Weltbegebenheiten manchen guten Gesichtspunct andeuten; dem deutschen Patrioten wird besonders die Apologie des deutschen Charakters von S. 175 u. f. den Vf. achtungswerth und lieb machen.

Berlin, b. Oehmigke: *Neue philosophische Bibliothek*, herausgegeben von *Kiesewetter* und *Fischer*. 1793. 238 S. 8.

Diese Bibliothek ist dazu bestimmt, Auszüge aus neuern philosophischen Schriften von Wichtigkeit, mit Anmerkungen darüber, zu liefern. In diesem ersten Stücke beschäftigen sich die Herausgeber mit Heydenreichs Betrachtungen über die Philosophie der natürlichen Religion von S. 1 bis 80, Platners philos. Aphorismen N. A. von 81. bis 162., und Maass Versuch über die Einbildungskraft von 163 bis 238. Die Auszüge sind ziemlich genau, und die Anmerkungen zeugen von vertrauter Bekanntschaft mit der kritischen Philosophie. Dennoch machen die erstern die Lectüre der ausgezognen Werke nicht entbehrlich, und die letztern sind nur für einen Vertrauten der Wissenschaft berechnet, der solche Werke ohnedem ganz zu lesen pflegt. Wir glauben, dass die Herausgeber sich um die Verbreitung philosophischer Kenntnisse verdienter machen würden, wenn sie, anstatt detaillirter Auszüge, lieber im Allgemeinen den Geist wichtiger philosophischer Werke und die darin zum Grunde liegenden Principien darstellten, über einzelne Puncte ausführlich ihre Meynung mittheilten, und auf vorzügliche Stellen aufmersam machten, wenn sie das für die Philosophie zu werden suchten, was die Bibliothek der schönen Wissenschaften für ihr Fach ist.

ERDBESCHREIBUNG.

Frankfurt u. Leipzig: *Fabriken- und Manufacturstand in Böhmen*, im J. 1792. 3½ Bog. 8.

Eine interessante Uebersicht vom Manufactur- und Fabrikfleisse im Königreiche Böhmen. Zuerst liefert der Vf. ein *Verzeichniss von den Waaren*, die im genannten Jahren hier verfertigt wurden, nebst der *Anzahl der Personen*, die dabey beschäftigt waren, desgleichen Anzeige des *Werths der Waaren, und wieviel davon in- und ausserhalb der östreichischen Lande abgesetzt wurde*; 2) folgt ein *Verzeichniss der Handelshäuser*, nebst Bestimmung, womit sie handeln. 3) *Anzahl der Fabriken, und Fabrikanten*, der *Stühle* etc., vom J. 1785 u. 1792. Aus allem diesem zeichnen wir nur folgendes aus: Von allerhand leinenen Artikeln, (mit Inbegriff der Spitzen, auch der Wachsleinwand), wurde im Jahr 1792 für 16,819,123 fl. verfertigt, davon setzte man innerhalb der östreichischen Erblanden für 8,816,358 fl., und in andern Landen für 7,982,765 fl. ab. Man zählte 249,540 Flachsspinner, von denen sich ein Drittel das ganze Jahr hiemit beschäftigte. Leinwand wurde auf 38,811 Weberstühlen bereitet, von diesen sind ⅔ beständig im Gange. Der Werth dieser Waare betrug im Durchschnitt 13,168,950 fl. Von schafwollnen Waaren verfertigte man für 8,797,320 fl., wovon für 1,412480 fl. in fremde Lande versendet wurde. Von baumwollnen Waaren wurden für 1,735,925 fl. gemacht, in fremden Landen debitirte man für 517,915 fl. Der Werth der seidnen Waaren betrug 448,260 fl., diese fanden sämmtlich, innerhalb der östreichischen Lande Absatz. An gedruckten Tüchern und gedruckter Leinwand bereitete man 1,272,682 fl., davon ging auswärts für 424,227 fl. Der Werth der fabricirten Papierwaaren, mit Inbegriff der Papier-maché-arbeiten, auch der Papiertapetenmalerey, betrug 206000 fl. für 31900 fl. wurde hievon auswärts verkauft. Die Fabrication der Lederartikel, und der rauhen Pelzwerke, belief sich auf 2,203,408 fl., hievon blieb fast alles im Umfange der östreichischen Lande; denn nur für 1071 fl. ging auswärts. Der Werth der Metallwaaren betrug 927,580 fl., wovon für 114,566 fl. an Fremde verkauft wurde. An Glaswaaren lieferte Böhmen für 1,715,962 fl. Auswärts verkaufte man hievon für 1,217,400 fl. Die im Lande verfertigte Alaun, Schmalt, Stärke, Haarpuder, Mennig, Potasche. Vitriol, Schwefel, Bleystifte hatten einen Werth von 407,621 fl., wovon man für 97,800 fl. ins Ausland versendete. Verschiedne andre Artikel, als: Drechslerwaaren, Haarkämme, Bürsten, musikalische Instrumente, Saiten, italiänische Blumen, Pergamentbilder, Siegellack, hatten einen Werth von 60,690 fl. Das Ausland erhielt hievon für 21,610 fl. Von allen hier genannten böhmischen Manufactur- und Fabrikproducten belief sich der Ertrag auf 35,645,447 fl., worunter aber der, in der Königsaaler Zuckersiederey gewonnene Zucker, nebst verschiednen Artikeln noch nicht mit begriffen ist. Von allen obigen Waaren erhielt das Ausland für 11,840,734 Fl. Im J. 1792. zählte man 138,412 Fabrikanten, im J, 1785 nur 88,872. Im erstgenannten Jahre hatte Böhmen 340,128 Flachs-, Schaafwolle- und Baumwollespinner, im letztern Jahre 88,872. Ungern vermisst man bey den hier mitgetheilten schätzbaren Handelsnachrichten, die Anzeige, wieviel von jeder Waare in Böhmen selbst geblieben ist, desgleichen genauere Bestimmung, in welche von den östreichischen Provinzen die Waaren, und wieviel hievon, in jede derselben versendet wurde?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 6. August 1794.

PHYSIK.

SALZBURG, b. Mayer: *Dominici Beck* Capitularis Oschenhusani etc. *Institutiones Physicae*, praelectionibus publicis destinatae. *Pars I. Physicam generalem complectens.* Editio tertia multum aucta. 1790. 174 pag. cum figuris.

Da dieses Lehrbuch sich sowohl durch Gründlichkeit, als Leichtigkeit der Darstellung vortheilhaft auszeichnet; so wünscht Rec. bey der Anzeige dieser neuen Ausgabe auch diejenigen auf dasselbe aufmerksam zu machen, denen es etwa noch nicht bekannt ist. Besonders empfiehlt er diesen ersten Theil einem jeden, der zum Studium der eigentlichen Naturlehre wohl vorbereitet zu schreiten wünscht, indem er hier diejenigen Vorkenntnisse, ohne welche keine gründliche Natureinsicht möglich ist, kurz und fasslich beysammen findet. Nach einer kurzen Einleitung über die Physik überhaupt, und der Erklärung der verschiedenen Eigenschaften der Körper, beschäftigt sich der Vf. von S. 39 — 138 mit der Lehre von der Bewegung; hierauf folgen bis S. 248. die Anfangsgründe der Statik und Hydrostatik, und zuletzt die nöthigen Erklärungen einiger chemischen Operationen. Besonders empfiehlt sich dem Anfänger die Bewegungstheorie, die so abgefasst ist, dass er, auch ohne Kenntniss der höhern Analysis, sie gründlich zu erlernen im Stande ist. Indessen hält es Rec. für Pflicht, die Mängel dieses Lehrbuchs eben so unpartheyisch als seine Vorzüge, anzugeben. So vermisst er in dieser Bewegungstheorie die Lehre vom Stosse der Körper, von der Schätzung des Raums, der Zeit, Geschwindigkeit und Quantität der Bewegung, ingleichen die physisch - mechanischen Grundsätze von der beständig gleichen Quantität der Materien, und Beharrungszustande der Körper und von der Gleichheit der Wirkung und Gegenwirkung, da doch allen diesen Materien, nach einer richtigen *Topik*, gerade hier, und nirgend anders ihre eigentliche Stelle gebührt. Ganz unrichtig ist der Gesichtspunkt, aus welchem der Vf. die *zusammengesetzte* Bewegung betrachtet, wenn er dieselbe § 38. so erklärt: *motus compositus oritur, dum corpus determinatur ad motum a pluribus simul causis, in illud juxta diversas quidem, non tamen e diametro oppositas, directiones agentibus.* Wenn also ein Körper von 2 Ursachen zugleich nach *derselben* Richtung oder nach *gerade entgegengesetzten* Richtungen bewegt wird; so hält er die bewirkte Bewegung nicht für eine zusammengesetzte, sondern einfache — und aus welchem Grunde? weil es hier eben so viel sey, als ob eine einzige Kraft, die im ersten Fall der Summe der beiden Kräfte, und im zweyten ihrer Differenz gleich ist, in den Körper wirkte. (§ 38-42.) Allein wenn eine Bewegung aus diesem Grunde nicht eine zusammengesetzte seyn könne; so wäre sie es auch in dem Falle nicht; wenn zwey Kräfte den Körper nach *indirect* entgegengesetzten Richtungen bewegen. Denn hier ist ja der Effect gleichfalls eben derselbe, als ob in derselben Zeit eine einzige Kraft den Körper durch die Diagonal des Parallelogramms triebe, das mit den beiden Kräften und dem Winkel ihrer Richtungen beschrieben wird, und der ganze Unterschied zwischen diesen und den beiden ersten Fällen besteht bloss darin, dass in diesen der gedachte Winkel das eine mal = 0, und das andere mal = 180° wird, daher auch bekanntermassen die beiden ersten Fälle unter der trigonometrischen Formel für den dritten Fall wirklich mit begriffen sind. Der Irrthum des Vf. liegt also darin, dass er bloss auf die Richtung der Bewegung, nicht aber auf die Veränderung ihrer Geschwindigkeit sieht. Allein wenn man sich eine Bewegung als zusammengesetzt denkt; so will man nicht bloss wissen: wie aus mehrern geradlinigten Bewegungen, zu denen ein Körper zugleich bestimmt wird, einen einzigen nach einer andern Richtung, sondern vorzüglich: wie aus ihnen eine *geschwindere* oder *langsamere* möglich sind. Denn da die Geschwindigkeit eine *intensive* Grösse sey; so entsteht hier eben besonders die Frage: wie sich z. B. aus zwey gleichen einzelnen Geschwindigkeiten ein doppelter *Grad* von Geschwindigkeit erzeugen lasse. Tadelhaft ist es endlich, dass der Vf. bey dieser neuen Ausgabe keine Rücksicht auf Kants metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft genommen, ja derselben nicht einmal erwähnt hat. Für den kritischen Philosophen ist daher das, was er S. 1 — 46 vorträgt, unbefriedigend. Doch! die Mode, so zu thun, als ob jene kantische Schrift gar nicht existirte, scheint sich bey unsern Physikern immer erhalten zu wollen.

GREIFSWALDE, b. Röse: *Herrn Lavoisier* (weiland) Mitgl. d. kön. Acad. d. Wiss. zu Paris, *physikalisch-chemische Schriften.* Aus dem Französischen gesammlet und übersetzt mit Anmerkungen. Fortgesetzt von *D. H. F. Link*, ord. Prof. d. Naturgesch, Chem. u. Botan. in Rostock. *Fünfter Band.* 1794. 288 S. 8.

In diesem Bande liefert Hr. *L.* die übrigen noch nicht übersetzten Abhandlungen des, um die Scheidekunst so verdienten — leider! nun auch als ein Opfer der Blutdürstigen Pariser Demagogen gefallenen — *Lavoisiers*; einige *in extenso*, andere, vornemlich die ältern mit An-

Abkürzungen. Zuerst: *die Fortsetzung der* (im vorigen Bande abgebrochnen) *Abhandlung von der Wirkung des Feuers, welches durch Lebensluft angefacht wird, auf mineralische Substanzen.* Ferner: *Abhandlung über die Verbindung des Sauerstoffs mit dem Weingeist, dem Oel, und andern brennbaren Körpern. — Bericht über den Cider der Normandie. — Bemerkungen über die Zerlegung des Wassers durch vegetabilische und animalische Substanzen. — Versuche über die Zerlegung des Salpeters durch Kohlen. — Versuch über die Wirkung des Vitriol- und Salpeter-Aethers in der thierischen Oekonomie. — Abhandl. über die Veränderungen, welche die Luft unter einigen Umständen, wo viel Menschen beysammen sind, erleidet. — Ueber das Verbrennen des Eisens* Auch fand Hr. L. für nöthig, einen Auszug aus dessen *Traité, elémentaire de Chimie* hinzuzufügen, da manches, was in jenen Abhandlungen gesagt ist, darin berichtiget, erweitert und vermehrt sich findet. Ein Anhang des Uebersetzers, über einige Grundlehren der Chemie, macht den Beschluss. In selbigen, und in einigen jener Abhandlungen eingeschalteten Anmerkungen, theilt Hr. L. über mehrere Gegenstände, vornemlich über das Gewicht der Körper, über die Elemente, über den Wärmestoff, über die chemische Verwandtschaft, und über einige Einwürfe gegen die antiphlogistische Theorie, seine eigene Meynungen und Urtheile mit. Ob er nun gleich mit einigen Theorien, wie auch mit einem Theile der Nomenclatur seines Autors nicht ganz zufrieden ist, so erklärt er sich doch im Ganzen für das antiphlogistische System, und zeigt an mehrern Beyspielen dessen Vorzug vor den ältern. Mit Recht missbilligt er den entscheidenden und bittern Ton, welchen sich einige von den Gegnern des neuen Systems bey ihren Angriffen erlaubt haben. „Eine Theorie" frägt er „von einem Manne vorgetragen, dessen Apparat vielleicht jeden andern übertrifft, der unermüdet in Anstellung mannigfaltiger Versuche ist, den gewiss jeder für einen Mann von Kopf erkennen muss, dem es nicht an Hülfskenntnissen, der Philosophie, Mathematik und Physik mangelt, verdient die so weggeworfen zu werden?" — Bey diesem Bande befinden sich 3 Kupfertafeln mit eben so vielen aus dem *Lavoisier* copirten Geräthschaften davon auf dem Titelblatte keine Anzeige gemacht ist.

Leipzig, b. Böhme: *Sammlung auserlesener Abhandlungen über die interessantesten Gegenstände der Chemie.* Aus dem Lateinischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet; von *C. F. A. Hochheimer.* 1793. 294 S. 8.

Hr. *H.* hat sich hier einer anderweitigen literarischen Handlangerey gewidmet, indem er akademische Streitschriften „dem chemischen Publikum, worunter sich doch viele befinden, denen die lateinische Sprache *nicht angenehm* ist" in deutscher Sprache vorlegt. Das Geschäfte, die unter der Menge der akadem. Dissertationen und Programmen doch zuweilen noch vorkommenden guten, — obgleich *rari nantes in gurgite vasto* — aus dem Wuste der übrigen hervorzuziehen, wäre übrigens wohl Dankenswerth; nur müsste es bald nach Erscheinung der Originale geschehen. Auch möchte eine Uebersetzung *in extenso* wohl nur bey einem kleinen Theile derselben nöthig seyn; bey den mehresten aber ein Auszug genügen, welcher das wirklich interessante, als Körner vom Spreu gesichtet, darlegte. Die hier übersetzten hatten zwar zur Zeit ihrer Erscheinung mehr und weniger ihren Werth; nur jetzt kann deren Inhalt nicht mehr durch Neuheit reitzen. *Inhalt.* 1) *Von der Spanischen Soda.* Diss. von D. jean Leiden 1773. 2) *Von der Salzsäure und ihrer Dephlogistisirung.* Programm von *Gallisch.* Leipz. 1782. 3) *Von dem brennbaren Geiste in der Milch.* Diss. v. *Oseretskowsky.* Strasb. 1778. 4) *Von den riechenden Grundstoffe in den Pflanzen.* Diss. v. *Michalowsky.* Königsb. 1788. 5) *Von einigen Goldkalken;* u. 6) *von einigen Quecksilbersalzen.* Beides Progr. v. *Eschenbach.* Leipz. 1785. 7) *Von einigen Bernsteinsalzen;* und 8) *einige Bemerkungen über die Spiesglasbutter.* Beides Progr. v. *Leonhardi* Leipz. 1775. 9) *Von dem zusammenziehenden Stoffe der Pflanzen.* Diss. v. *Wannowsky.* Königsb. 1791. 10) *Untersuchung des Harns und der Phosphorsäure.* Diss. v. *Lauth.* Strasb. 1781. 11) *Von dem Weinsteine.* Diss. v. *Corvinus.* Strasb. 1780. 12) *Untersuchung des Camphers.* Diss. v. *Kosegarten.* Gött. 1785. — Die Uebersetzung selbst ist soviel Rec. bey einiger Vergleichung der ersten Abhandlung mit deren Originale ersiehet, richtig und gut. Der Anmerkungen sind nur wenige. Wenn Hr. *H.* in einer derselben (S. 97.) sagt: „*Lavoisier*, der das Phlogiston verwerfen will, nimmt dafür seinen Kohlenstoff an, der jedoch nur dem Namen nach von dem Phlogiston unterschieden ist;" so scheint dieses einen Mangel an hinlänglich klaren Begriffen von *Ls.* Theorie anzudeuten.

Frankfurt a. M., b. Gebhard u. Körber: *C. H. Stucke,* Apothekers in Lennep, u. Mitgl. d. Gesellsch. naturf. Freunde in Berlin, *chemische Untersuchungen einiger niederrheinischen Fossilien eines Vesuvians, und des Wassers im Basalt.* 1793. 144 S. 8.

In Gemässheit des von dem verdienstvollen Vf. der *niederrheinischen Reise* geleisteten Versprechens, die merkwürdigern Contenta einiger dortigen gemengten Gebirgsarten chemisch zerlegt darzustellen, erscheint nun gegenwärtige Schrift; wodurch zu dessen Erfüllung ein guter Anfang gemacht worden. Da diese Untersuchungen von einem Manne herrühren, welcher sich bereits als chemischer Schriftsteller vortheilhaft angekündigt hat, so gereicht solches zu einem günstigen Vorurtheile über die Richtigkeit der dargelegten Resultate; obgleich derselbe, wie aus seinen, getreu angezeigt scheinenden, Relationen erhellet, mit einigen Schwierigkeiten und Unfällen, die die Wiederholung einer und andern dieser Analysen eben nicht überflüssig machen möchten, dabey zu kämpfen gehabt hat. — I. *Zerlegung eines kristallisirten Feldspaths.* Es ist dieses das unter dem Namen *Drachenfelser Feldspath* bekannt gewordene Fossil, dessen Bestandtheile nach Hn. *Stucke's* Angabe, in 100 Theilen betragen: *Kieselerde* 33 *Thon,* 46 *Bittererde* $9\frac{1}{2}$, *Kalkerde* $2\frac{5}{8}$, *Eisen* $3\frac{3}{8}$ *Kupfer* (?) $\frac{1}{8}$ bis $\frac{1}{4}$, *Wasser* und *Luft* $2\frac{1}{4}$. Die Gegenwart der Bittererde, und das

das Uebergewicht der Thonerde über die Kieselerde, verbunden mit der im Aeussern, durch sein glasiges Ansehen, durch Ermangelung des eigentlichen späthigen Gefüges, u. s. w. sich so sehr auszeichnenden Abweichung, geben, nach Rec. Dafürhalten, genugsamen Grund an die Hand, dieses Fossil ganz vom Feldspath zu trennen. II. *Chemische Untersuchung einer verhärteten Porcellanerde*; welche am Fusse des Drachenfelser Berges, in geringer Tiefe unter der Dammerde, in ein bis anderthalbzolliger Mächtigkeit vorkommt. Sie enthalte: *Kieselerde* 83½, *Thonerde* 2¾, *Bittererde* 1, *Kalkerde* ¾, *Eisen* 1⅛, *Wasser und Luft* 10. Nach des Hn. B. R. *Nose* ganz richtiger Bemerkung, stimmt sie in Ganzen mit dem Verhalten der Opale und Hydrophane sehr überein. III. *Zerlegung des basaltischen Hornblende aus dem Unkelsteiner Basalt*. Dessen hier angegebene Bestandtheile sind: *Kalkerde* 32½, *Kieselerde* 28, *Thonerde* 12½, *Eisenkalk* 22¾, *Braunstein* ½, *Luft* 4¼. IV. *Zerlegung eines Vesuvians*. Bekanntermassen hat jetzt H. *Werner* die sogenannten vesuvischen Edelsteine, sonst auch wohl Schörle genannt, mit diesem Namen belegt. Obschon der Vf. bey der Analyse auch dieses Fossils viel Fleiss und Mühe angewendet hat, so scheint er doch selbst sie noch nicht als ganz vollendet betrachten zu wollen. Doch vermeint er, die Bestandtheile folgendermassen bestimmen zu können: *Braunstein* 40½, *Eisen* 16¾, *Kalkerde* 16, *Kieselerde* 26½. Eine wiederholte genaue Untersuchung dieses Fossils würde ganz vorzüglich zu wünschen seyn. V. *Untersuchung des Wassers im Unkensteiner Basalt*. 84 Gran der aus den Hohlungen dieses Basalts gesammelten Wassers hinterliessen nach dem Verdunsten ¾ Gran trocknen Rückstand welchen H. *St.* auf ½ Gran Bittererde, ¼ Gr. Thonerde, und ⅛ Gr. Kieselerde schätzt. — Aus der angehängten Nachschrift des Hn. B. R. *Nose*, welche über ein und anderes hieher gehörige einige Auskunft mittheilt, will Rec. nur noch dessen Anzeige ausheben, dass der *Glanzspath* zum Talkgeschlecht gehöre, und seine Stelle ohnweit des Amiants und Kyanits erhalten dürfte. — In den Wunsch, womit Hr. *N.* diese Nachschrift schliesst: dass doch künftig alle Chemisten sich der Glaubwürdigkeit streng besleissigen und ihren Werth einsehen mögten! — stimmt Rec. von ganzem Herzen mit ein.

ERFURT, b. Keyser: *Systematisches Handbuch der Pharmacie für angehende Aerzte und Apotheker*, von *Joh. Barthol. Trommsdorf*, Apothekers zu Erfurt, u. d. Kurfürstl. Maynz. Akad. d. Wiss. Mitgl. 1792. 346 S. 8.

Dem ehemaligen Mangel eines, dem jetzigen wissenschaftlichen Zustande der Pharmacie angemessenen Lehrbuchs ist zwar gegenwärtig hinlänglich abgeholfen: doch kann vorliegendes, wegen seines deutlich und in guter Ordnung vorgetragenen Inhalts, neben den vorzüglichern *Hagenschen*, *Hermstädtschen*, u. a. noch wohl Platz finden; da wahrscheinlich dessen Vf. zugleich die Absicht gehabt, ein wohlfeileres Handbuch den Anfängern in die Hände zu bringen. Nur hätte er entweder über die einfachen Arzneymittel sich etwas mehr auslassen, oder sein Buch nicht Handb. der *Pharmacie*, sondern der *pharmacevtischen Chemie* betiteln müssen. Viel zu dürftig ist z. B. dasjenige, was er §. 6. von den Sammeln und der Behandlung frischer Vegetabilien sagt; woselbst auch das schnellere Trocknen derselben in angemessener Ofen-Wärme, wenn es wie in unserm nördlichern Clima gewöhnlich der Fall ist, an einer hinlänglichen Luftwärme ermangelt, zu empfehlen gewesen wäre. §. 235. wird *Gagat* irrig unter den Kieselarten, und zwar als einerley mit *Achat* (Agath) genannt; und §. 237. der *Lasurstein* sehr uneigentlich unter die in Apotheken aufgenommenen Kalkerden gezählt. — Dass §. 312. das Verpuffen nur einzig und allein bey salpetersauren Salzen statt finde, und kein anderes Salz diese Erscheinung liefere, kann doch anjetzt nicht mehr gesagt werden; indem das mit Lebensluftstoff übersättigte Digestivsalz dem Salpeter hierin noch weit vorgehet. Wenn Hr. *T.* §. 316. sagt, dass man nicht wisse, was aus der Salpetersäure wird, die unter dem Verpuffen verlohren geht: so beweiset dieses seine Unbekanntschaft mit den Erfahrungen der neuern oder antiphlogistischen Chemie; an der er doch selbst zum Ritter zu werden mitunter versucht hat. — §. 511. zweifelt er an der Existenz einer ächten, auf Wasser schwimmenden flüchtigen Salzaethers, und zwar aus dem Grunde, weil dessen Bereitung dem Hn. *Westrumb* nicht gelungen ist. Diesem Zweifel kann aber Rec. seine eigene Erfahrung, die ihm mehrmals wohl gelungene Verfertigung desselben, entgegen stellen. — Den wahren Grund von der grossen Verschiedenheit des ätzenden und versüssten Sublimats hat der Vf. §. 588 wohl nicht getroffen; wenn er sagt, dass solcher *nur* in dem verschiedenen Verhältnisse der Salzsäure bestehe. — Ungegründet ist §. 665. die Behauptung, dass das salzsaure Eisen sich nicht kristallisiren lasse; da es bey gehöriger Behandlung allerdings, und zwar in schönen lichtgrünen Kristallen, anschiesst. — Der ganze 670 §. mit der Hypothese der Herleitung des süssen Geschmacks der, mit vegetabilischen Säuren bereiteten, Eisentincturen von einem sich dabey erzeugensollenden Zucker, hätte wegbleiben können. Ohnedem ist es falsch, dass *alle* Pflanzensäuren mit dem Eisen einen süssen Geschmack erzeugten: denn dieses thun nur die Säfte derjenigen Früchte, welche die *Apfelsäure* enthalten; dahingegen die essigsauren und zitronensauren Eisenauflösungen nichts weniger als süss sind. — Obgleich der Vf. §. 519. sagt, es sey *ausser allem Zweifel*, dass der *Weingeist* aus Essigsäure, Luftsäure, Brennstoff und Wasser bestehe, so gehört solches dennoch zu den unbestätigten Hypothesen, dergleichen er mehrere als ausgemachte Lehrsätze aufführt; welches aber am wenigsten in einem Lehrbuche geschehen sollte.

SCHÖNE KÜNSTE.

PARIS, b. Prault: *Dictionaire des arts de Peinture, Sculpture et Gravure*. Par M. *Watelet* et *M. Levesque* Tom. I. *A* bis *D*. LII und 656 S. *Tome* II. *E*. bis *G*. 648 S. *Tome III*. *H*. bis *Pas*. 780 S. *Tome IV*. *Pas* bis *Pei*. 675 S. *Tome V*. *Pen* bis *Y*. 834 S. 1792. 8. (11 Rthlr. 6 Gr.)

Dieses Wörterbuch ist nicht mehr und nichts weniger, als ein wörtlicher Abdruck des 1788 bey *Panckoucke* zu Paris erschienenen Theils der *Encyclopedie Methodique, ou par ordre des matiéres* welcher die *schönen Künste* zum Gegenstand hat, und in der A. L. Z. 1790. N. 204 u. 206. und 1793 N. 78. ausführlich recensirt ist. Rec. sieht den Nutzen, den dieser Nachdruck leisten soll, nicht ein; da ja auch die Partien der Encyklopädie *einzeln* verkauft werden; auch ist darüber weder von dem Verleger, noch von dem Redacteur Levesque etwas angezeigt. Das Octav-Format dieses Wörterbuchs allein möchte bequemer, als das Quartformat der Encyklopädie seyn. Uebrigens ist der Preis des erstern unverhältnissmäsig höher, als der Preis dieses Theils der Encyklopädie, welcher durchaus dieselben Artikel enthält. Aus der *Eloge de Mr. Watelet* welche vorangedruckt ist, und am 29 August 1786. in der königlichen medicinischen Societät von dem Secretair derselben *Vic-d'Azyr* verlesen ward, sollen nur noch einige literarische Notizen über den verstorbenen Watelet ausgehoben werden, ohne übrigens dem hochklingenden Lobrednerton über diesen Schriftsteller, Dichter und Künstler, von dem *Winkelmann* richtig sagte, er habe in gebundener und ungebundener Rede vieles über die Kunst gesungen und geschrieben, was er nicht verstanden, in allem beyzustimmen. *W.* ward 1718. in Paris geboren. Er äusserte früh Talente zur Musik und Zeichnung, machte Künstler-Reisen durch Deutschland und Italien, und blieb einige Jahre in Rom. — (Sein schüchterner Geschmack und seine beschränktere Einsicht und Irrthümer in manchen Theilen der Kunst, die ihm, wie mehrere seiner Schriften es beweisen, ungeachtet seines Studiums in Rom, eigen blieben, sind allenfalls mit der Gewöhnung *W.* an die damals geltenden verjährten Vorurtheile der französischen Künstler-Schulen und Kunstlehrer, worin *W.* erzogen war, zu entschuldigen. *Les compositions*; so charakterisirt Levesque in dem Vorbericht selbst jenes Zeitalter der Kunst in Frankreich, *de nos aristes, leurs agencemens, leurs dispositions, leurs expressions, les caractéres qu' ils donnoient aux têtes, leur dessin, leur couleur, tout, s' il est permis de parler ainsi, sentoit chez eux le terroir, et leur productions, applaudies dans le pays ou elles avoient pris naissance, perdoient leur valeur dés qu' elles etoient transplantées. J' ai vu des tableaux que tout Paris avo t admirés dans une exposition publique, se montrer fades, sans vie et sans couleur, dans une galerie d' un Palais étranger, quoi qu' on eut pris soins, de ne leur pas associer des voisins trop redoutable.* Eben diese Vorurtheile der alten französischen Malerschule, veranlassten denn auch Watelets Geringachtung der Antike überhaupt.) — Nach seiner Rückkehr nach Paris erwarb er sich Ruhm als Maler, Dichter und Schriftsteller. Er schrieb sein Lehrgedicht unter dem Titel *l'art de peindre.* — Das für die Encyklopädie bestimmte *Dictionaire des arts* fing er bald darauf an, hinterliess aber nur den Buchstaben *A* und *B.* ganz und *C.* bis zu den Artikel *Conference* vollendet, (Hr. *Levesque* übernahm nach seinem Tode die Vollendung des Wörterbuchs). Von einem dritten Werk unter dem Titel: *de l' origine et de la destination des arts liberaux* erschien nur der erste Theil, und auch dieses Werk hat *W.* unvollendet gelassen. In seinen Erholungsstunden übersetzte er ausländische Werke der Dichtkunst und machte eigne Arbeiten dieser Art. — Noch existirt von ihm ein *Essai sur les jardins.* In seinen letzten Jahren beschäftigte er sich mit dem Grabstichel und arbeitete damit nach Rembrandts Manier. Er starb i. J. 1786.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Ohne Druckort: Ueber Imm. Kants philosophische Religionslehre.* In einem Briefe an einen Freund. 1793. 32 S. 8. Dieser Brief, welcher einen kurzen Auszug oder eigentlicher nur die Hauptideen aus jedem Abschnitt des genannten Werkes mit einigen eingeflochtenen Bemerkungen, Zweifeln und Einwürfen enthält, war, (wie der Vf. sagt), bloss zum Privatgebrauch eines Freundes bestimmt, der das Werk wegen vieler Geschäfte nicht lesen konnte, und daher nur die Hauptideen durch einen Auszug zu erfahren wünschte. Der Hauptinhalt des kantischen Werks ist zwar sehr gedrängt, aber doch treu und fasslich dargestellt. Desto mehr muss man sich wundern, dass die Bemerkungen nicht allezeit treffend sind, und gewisse Sätze nur deswegen bezweifeln oder bestreiten, weil sie der Vf. nicht verstand. Gegen den Begriff vom radikalen Bösen wird erinnert: durch die Annahme einer bösen Maxime werde das Böse nicht erklärt, weil daraus noch nicht erhelle, warum der freye Wille die Uebertretung des Gesetzes und nicht vielmehr die Befolgung desselben in seine Maxime aufnehme; das Böse sey schon erklärt, wenn man sage: Vernunft und Sinnlichkeit erfordern oft entgegengesetzte Sachen, wird jene dieser untergeordnet, so ist es eine böse Handlung. — Wenn aber diese Handlung moralisch seyn soll: so muss sie durch Freyheit geschehen, und setzt also eine Maxime voraus. — Eben so unerheblich sind die Einwürfe gegen den Satz: das radikale Böse kann nicht in der Sinnlichkeit gedacht werden, denn es wäre sonst nicht verschuldet. Der Vf. fragt unter andern: ob der Grund des Bösen eben verschuldet seyn müsse. Und doch ist leicht einzusehen, dass, wenn der Grund des Bösen nicht verschuldet ist, es auch das aus jener Quelle entspringende Böse nicht seyn kann; woraus dann ferner folgte, dass es gar kein moralisches Böse gebe. — Wenn der Vf. die Verpflichtung aus dem ethischen Naturstande in ein ethisches gemeines Wesen überzugehen, bezweifelt, und zwar aus dem Grunde, weil in beiden Zuständen eben dieselbe Vernunft eben dasselbe Gesetz vorschreibe, und eben dieselbe Freyheit angenommen werden müsse, und daher die Verpflichtung und die Hindernisse zu einem guten Lebenswandel in beiden gleich stark seyen: so hat er nicht daran gedacht, dass die Hindernisse, durch welche die Menschen unter einander die Erfüllung ihrer Pflichten erschweren, nach und nach aufhören müssen, wenn sie sich verbinden mit vereinten Kräften das Reich Gottes herbeyzuführen, oder mit andern Worten, die moralische Gesinnung in jedem andern zu beleben, zu stärken, und auszubreiten. — Uebrigens ist der Vf. in den meisten Punkten mit Kant einverstanden und überzeugt, dass nicht nur die Religion, sondern auch der christliche Glaube durch Kants Werk viel gewonnen habe und in Zukunft noch mehr gewinnen werde. Durch dieses Geständniss unterscheidet er sich von denjenigen gelehrten Katholiken, welche nach S. 5. den Umsturz der Religion und Jakobinische Grundsätze aus der Kantischen Philosophie wittern; nur drückt er sich auf eben derselben Seite etwas zweydeutig darüber aus. Dieses macht seinem Herzen und Verstande um so mehr Ehre, da er auch ein Katholik ist, ob er gleich einige Partheylichkeit für seinen Glauben merken läst, da wo er Kanten einer Partheylichkeit gegen denselben beschuldiget. Er glaubt nemlich: es liege mehr in Privatverhältnissen als in der Natur der Sache, dass die meisten Resultate jenes Werks günstiger für den Protestantismus als Katholicismus ausfallen. — Das Publicum würde nicht viel verloren haben, wenn dieser Brief ungedruckt geblieben wäre.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 6. August 1794.

TECHNOLOGIE.

HALLE, b. Kümmel: *Beschreibung und Geschichte des Hallischen Salzwerks* von *Joh. Chr. Förster* Kön. Pr. Kriegs- und Domänenrath und Professor zu Halle. Nebst Urkunden und einem Kupfer. 1793. 262 S. in 8. (2 fl. 30 Kr.)

Das ganze Buch hat drey Hauptabtheilungen: 1) *Beschreibung des Hallischen Salzwerks,* 2) Geschichte des Hallischen Salzwerks. 3) Urkunden. *I. Abtheil. I. Kap. von den Salzbrunnen und den Gaben derselben.* Die Gegend um Halle ist ungemein Soolenreich, so dass leicht noch mehrere Soolquellen eröffnet werden könnten. Vormals hatte man auch bey Giebichenstein einen Salzbrunnen, welcher 1702 mit seiner Auszimmerung von ohngefähr entdeckt wurde; diese Soole wurde vor dem Sieden gradirt, aber wegen der grosen Unkosten wurde 1711 dieses Sieden eingestellt und das Gradirhaus abgebrochen. Auf königliche Kosten wurde 1704 der sogenannte königliche Brunnen abgeteuft und daraus bis 1711 auf königliche Rechnung Salz gesotten, weil es an Extrasoole für die königliche Rechnung fehlte. Seit 1709 verminderte sich der Salzabsatz der Pfännerschaft, es ergab sich also bald aus dem alten Brunnen hinlänglicher Ueberschuss von Soole für die königliche Siedereyen, und man achtete daher die neuen Brunnen nicht weiter. Die ganze Saline benutzt überhaupt 4 Brunnen, deren Soole sowohl in der Quantität als in der Qualität sehr verschieden ist. Der *Deutsche Brunnen* ist der beste, $35\frac{1}{4}$ Ellen tief. Der *Gutjahrsbrunnen* ist nicht so reichlich und 45 Ellen tief. Der *Meterizbrunnen* ist in der Qualität der geringste und $38\frac{3}{4}$ Ellen tief. Der *Habekorn* gibt die wenigste Soole und ist $35\frac{1}{2}$ Ellen tief. Nach Hn. Grens Untersuchung enthält 1 Pfund oder 16 Unzen Soole aus dem Deutschen Brunnen 6 Loth 2 Quent. 9 Gran reines Küchensalz, 23 Grane Kalcherde, $2\frac{1}{4}$ Gran Gyps, $1\frac{1}{2}$ Gran rohe Kalkerde. Zur Untersuchung dieser Brunnen wurden Zimmermeister beeidigt, welche solche von Zeit zu Zeit befahren mussten. Alle zehen Jahre wurden vom Salzgraf und einigen Räthen solenne Brunnenfahrten vorgenommen, welches aber gleich nach Beendigung des 7jährigen Kriegs abgestellt wurde. Der Deutsche Brunnen ist in 32 gleiche Theile oder *Stühle* eingetheilt, und jeder Stuhl in 48 Pfannen, also enthält der Deutsche Brunnen überhaupt 1536 Pfannen. Dabey werden noch mehrere Maasse genau bestimmt. Der Gutjahrsbrunnen enthält 1008 Pfannen, der Meterizbrunnen 1360, der Habekorn 208. Zugleich wird genau bestimmt, wiewiel Soole auf jede Pfanne für eine Woche gerechnet wird. Auf jede Siedwoche oder 6 Siedetage werden aus allen 4 Brunnen zusammen versotten 16680 Zober, welches nach Bestimmungen, die sich S. 8 finden, 37029 Zentner beträgt und nach Rec. Ueberrechnung gegen 5000 Ztr. Salz austragen möchte. Aber bey unaufhörlicher Bearbeitung der Brunnen lässt sich dieser Ertrag nicht auf jede der 52 Wochen in Anschlag bringen; man hat daher von Zeit zu Zeit *Kaltlager* oder Ruhewochen, in welchen die Brunnen nicht bezogen werden. Nach S. 15 mögten sich aber doch 42 Siedwochen jährlich anschlagen lassen, welches jährlich einen Salzertrag von $42 \times 5000 = 210000$ Zentnern gibt. Soviel Salz könnten die Brunnen liefern, aber der Mangel an Salzdebit verstattet bey weitem nicht soviel zu versieden. Das übrige in diesem Kapitel betrifft blos das Verhältniss, nach welcher sich die mancherley Theilhaber unter einander zu berechnen haben und ist für fremde Leser sehr wenig interessant. *2tes Kap. von den Arbeitern unter den Brunnen und den Aufsehern derselben.* Was hier für Rec. interessant ist, ist die vormalige Anordnung zur Beyschaffung der Brunnensoole nach den Siedhäusern, welche vormals blos durch Menschen geschahe, woraus sich nach der gemachten Anordnung für gemeine Leute eine Art von *Präbende* ergab, die sie im Alter, in Schwachheit und Krankheit ohne Mühe und Arbeit geniessen konnten; Trefflich! Rec. erinnert sich einer dem K. Joseph geschehenen Bekanntmachung einer Spinnmaschine, wodurch eine Menge Spinnerinnen entbehrlich gemacht werden konnte. Joseph belohnte den Erfinder als *Kaiser,* aber als *Menschenfreund* erlaubte er nicht die Einführung dieser Maschine, weil durch sie soviele Arme ihr Brod verlieren müssten: ein ächter Beleg zum Beweis von Josephs oft verkannter Grösse! Möchten doch alle Verbesserer landesherrlicher Fabriken bedenken, dass Beförderung des Menschenwohls die erste Pflicht der Fürsten und der einzige Zweck aller Anstalten seyn müsse, und dass es eigentliche Kränkung menschlicher Rechte ist, wenn man den Ertrag *ohnehin schon einträglicher* landesherrlicher Anlagen dadurch zu vergrösern sucht, dass man die Zahl der dürftigen Arbeiter, welche bisher durch eine solche Anstalt ernährt wurden, vermindert. Nur dann hat ein Verbesserer einer *für sich selbst solchen einträglichen* Anstalt Anspruch auf wahres Verdienst und auf Dank, wenn er sie durch seine Kenntnisse so zu vervollkommnen vermag, dass eine grösere Anzahl hülfsbedürftiger Menschen als vorher dabey ernährt werden kann, oder dass des Eigenthümers Vortheil ohne jene Zahl zu vermindern vergrössert wird, aber das ist freylich kein so leichter Weg, sich selbst einigen Glanz zu verschaffen und für seine eigene Börse zu sorgen; es ist nicht die Sache gewöhnlicher

licher Financiers. *3tes Kap. von den Kothen.* Hr. F. erinnert, dafs man bis jetzt die Kothen auf mancherley Art abgeändert habe, dafs sie aber selbst jetzt noch nicht so beschaffen seyen, wie sie seyn sollten, wenn man nach den neuesten auf Theorie und Erfahrung gestützten Grundsätzen Salz sieden wolle; die vielen sich einander durchkreuzenden Rechte der vielerley Eigenthümer setze bey dem Hallischen Werk wichtigen Hauptumänderungen die gröfsten Schwierigkeiten entgegen. Dafs ein gewisser Salinen-Inspector, *Abich*, gegen eine in der That königliche Belohnung hier eine Pfanne mit einem Circulirheerd auf eine längst vorher bekannt gewesene und in mehreren vorher schon erschienenen Schriften genau beschriebene Weise angelegt hat, wird von Hn. F. hier nicht bemerkt, vielleicht weil es ihn auf zu grofse Weitläuftigkeit geführt haben würde, die Unentbehrlichkeit eines auswärtigen Mannes bey einer Anlage, wozu Hr. F. selbsten hinlängliche Geschicklichkeit gehabt hätte, begreiflich zu machen. Gemeiniglich gab es nicht völlig 100 Siedehäuser, niemalen aber über 112. Die Kothen waren vormals sehr schlecht gebaut, sie hatten auch keinen besondern Qualm- oder Schwadenfang, und die Eigenthümer sahen sich daher alle 30 bis 40 Jahre genöthigt, ihre Kothen neu bauen zu lassen. Die Arbeiter und Kothmeister in den Kothen waren von jeher die sogenannten *Halloren*, die aber nie einen Anspruch auf diesen Verdienst zu machen hatten, sondern nach Gutdünken angestellt oder abgeschafft werden konnten. Sie sind noch jetzt die eigentlichen Arbeiter beym Sieden, womit sie durch die Erfahrung und vorgeschriebene Regeln bekannt werden. Das jetzige Verfahren wird weiter unten beschrieben. Durch einige Probesiedungen wurde jedem Siedmeister die erfoderliche Soolenmenge und Feuerung zu einer bestimmten Menge Salz festgesetzt; was nun ein geschickterer Siedemeister an der Feuerung ersparte oder an mehrerem Salz herausbrachte, war Nebenverdienst für ihn. Es war eine sehr übele Einrichtung, dafs die Siedmeister zugleich selbst Verkäufer des Salzes waren, und nun ihren Herrn nach Abzug aller gehabten Unkosten nur den Ueberrest einhändigten. Diese Administration wurde ihnen mit Recht vor etwa 19 Jahren entrissen. Hr. F. rühmt übrigens die grofsen Verdienste der Halloren um die Stadt bey Feuer- und Wassersnoth; sie haben besondere Privilegien auf das Lerchenstreichen und Fischefangen in dem Saalstrom. *4tes Kap. Von den Inhabern der Kothen und Güter und von den Pfännern.* Es müssen hier drey Arten von Interessenten unterschieden werden: 1) die *Koth-Eigenthümer*, welche das Eigenthum einer oder mehrerer Kothen oder auch nur eines Theils einer Kothe haben, womit aber nicht sogleich das Recht des Salzsiedens verbunden ist; 2) die *Gutsherrn*, welches die wahren Eigenthümer der aus den Brunnen kommenden Soole sind und nicht nothwendig zugleich Kotheigenthümer zu seyn brauchen. Sie müssen allemal das Hallische Bürgerrecht haben; jeder solcher Gutsherrn darf aber in einem jeden Brunnen höchstens einen Stuhl besitzen. 3) *Die Pfänner oder Salzjunker* haben das Recht, eigenthümliche oder erpachtete Soole in einem ihnen ganz- oder nur zum Theil eigenthümlichen oder nur erpachteten Siedhaus zu versieden. Hier wäre es zu weitläuftig, die ausführlich bestimmten Erfodernisse und Rechte der Pfänner auch nur im Auszuge mitzutheilen. Sie machen, da sie allemal angesehene Bürger seyn müssen, eine ansehnliche Gesellschaft aus, die wegen ihrer vielen und wichtigen Angelegenheiten einen eigenen *Syndicus* hat, welcher sowohl in der Jurisprudenz als in der Salzwerkskunde gute Kenntnisse haben mufs. *5tes Kap. Von dem Holzamte und der Salzcasse.* In den alten Zeiten bediente man sich zum Versieden des Strohfeuers, wofür aber in der Folge die Feuerung mit Holz eingeführt wurde; auch bey dieser Holzfeuerung fanden sich grofse Schwierigkeiten, welche aber durch die schon im J. 1582 getroffene Einrichtung des Holzflöfsens gehoben wurden. Die mit Chursachsen von der Pfännerschaft abgeschlossenen Holzflöfscontracte waren so wichtig, dafs sie in den Jahren 1604, 1608, 1612 und 1678 auf 100000, 80000, 150000 und 200000 Klafter gingen. Bey solchen Contracten wird auf das Holzbedürfnifs der Stadt Halle mitgesehen, welche es um einen bestimmten Preis von der Pfännerschaft bekommt. Die bey diesem Holzwesen vorfallenden vielen Geschäfte veranlafsten die Errichtung eines Holzamts. Schon 1624 ging man mit Einführung des Steinkohlenbrandes um, ohne das Vorhaben auszuführen; zu Ende des vor. Jahrhunderts machte man einen neuen Versuch damit, bis man endlich 1707 erst damit vollends zu Stande kam, nachdem ein hällischer Salzsieder darauf verfallen war, die zum Salztrocknen fehlende Hitze durch angebrachte blecherne Röhren zu erhalten, daher nunmehr weit weniger Holz verbraucht wird. Seit 16 bis 18 Jahren ist dem Holzamt zugleich die Administration der Salzcasse übertragen worden. *6tes Kap. Von den Thalgerichten.* Um das gesammte Salzwerk gehörig zu regieren, ist von Alters her ein *Salzgräf* mit den *Oberbornmeistern* darüber gesetzt worden. Durch den Recefs vom 10ten Juni 1579 verlohr der Churfürst von Sachsen das vorher gehabte Recht, den Salzgrafen mit dem Blutbanne zu belegen. Im jetzigen Jahrhundert hat sich diese ganze Einrichtung sehr abgeändert; die Oberbornmeisterstellen sind ganz eingegangen und der König wählt Einen aus dem Schöppenstuhl zum Salzgraf. *7tes Kap. Von der Lehntafel, Besatzung und Friedewirken.* *8tes Kap. Von der Wichtigkeit dieser Saline.* Sie ist seit dem 30jährigen Krieg aufserordentlich herabgesunken, und nur noch im J. 1740 war sie von viel gröfserem Belang als jetzt, da der Salzdebit so sehr geschwächt worden ist. Bis zu Anfang des 30jährigen Kriegs hatte man jährlich zwischen 40 und 50 Siedwochen; jetzt aber bleibt die Zahl der Siedwochen immer zwischen 12 und 20. Im Ganzen ist nach Hrn. F. Angabe der Ertrag der Soolengüter um $\frac{3}{4}$ gefallen. Dieser Verfall habe auf die Stadt, auf die Population, auf alle Gewerbe den nachtheiligsten Einflufs. „Es ist zwar wahr, „sagt Hr. F. am Ende dieses Kapitels, dafs vormals weit „mehrere Menschen und Familien bey dem Salzwerke „standen als erfodert wurden, wenn man nach dem Ge„setze der Sparsamkeit hätte arbeiten lassen wollen, „allein Sparsamkeit ist zwar bey einem einzelen immer „Tugend, nicht aber jederzeit bey einer ganzen Klasse „von

„von Menschen" etc. Rec. war es angenehm, auch hier wieder einen Mann von edler Denkart zu finden, der kein Financier von gemeinem Schrot und Korn ist. Nunmehr folgt die Geschichte des Hällischen Salzwerks, das wahrscheinlich schon vor Christi Geburt im Gang gewesen. *Erste Periode* bis auf den Erzbischoff Ernst 1476. *Zweyte Periode* von 1476 bis auf die Regierung des Churfürsten Friedrich Wilhelm 1680. *Dritte Periode* von Friedrich Wilhelm bis auf den Tod Friedrichs des zweyten. Wie der Verfall in dieser Periode immer grösser wurde, wird umständlich erzählt. Friedrich der Grosse wollte zwar dem Werk geholfen wissen, aber alle Bemühung war vergebens. Er verfiel endlich auf die Idee, Steinsalz aus dem bereits gesottenen Salz für das Vieh verfertigen zu lassen; es wurde mit etwas Thon zusammengestampft, aber der Zweck wurde nicht erreicht; es wurde nachher versucht, das gesottene Salz zu Rothenburg schmelzen zu lassen, man erhielt auch ein treffliches Steinsalz, aber es war zu kostbar (vielleicht auch zu alkalisch?) Auch die Bemühung, Arzney- und Fabriken-Mineralien aus dem Salze zu erlangen, führte nicht zum Zweck. *Vierte Periode.* Nachricht von den Einschränkungen und neuesten Einrichtungen unter Friedrich Wilhelm II. Der würdige Preussische Minister Frh. v. Heinitz sah ein, dass sich die schlimmen äusseren Verhältnisse dieses Werks nicht abändern liessen und dass eben darum der fernere Bestand desselben von einer zweckmässigen inneren Einrichtung abhänge. Es wurden zu dem Ende im J. 1787 drey Commissarien zu diesem Geschäfte ernannt, worunter sich Hr. *F.* selbsten befand, nach dessen Gutachten auch nachher die ganze bisherige Einrichtung abgeändert wurde. In einem zu diesem Ende neu erbauten gemeinschaftlichen Siedhause wurde gegen Ende des J. 1790 schon zu sieden angefangen. Dieses Siedhaus ist 210 Fuss lang und 52 Fuss breit; es enthält eine Sied- und drey Soggpfannen, jede zu 22 Fuss lang 18 Fuss breit und 16 Zolle tief. Erst im November 1790 geschahe die erste Siedung, und schon im Febr. 1791 musste Hr. *Senff*, welcher das Siedhaus nach seinem Plan hatte errichten lassen, Beschwerden über die Untauglichkeit dieses Gebäudes erleben, indem eine beträchtliche Quantität in Tonnen abgegebenen Salzes als feucht, gelb und unbrauchbar wieder zurückgenommen werden musste. Hr. *Senff* weigerte sich, Abänderungen vorzunehmen; die Untersuchung wurde daher Hrn. Kämmerer Weber übertragen, und dieser fand mehrere Abänderungen nöthig, die auch vorgenommen wurden. Der Erfolg davon entsprach der Absicht und machte Hn. Weber Ehre. Inzwischen enthält sich Rec. mit Fleiss aller Anmerkungen über die hier umständlich von Hn. F. erzählten Mängel, welche Hr. *Weber* gegen Hn. *Senff* anzugeben gewusst hat, weil er Hn. Senff's Verantwortung nicht an der Seite hat, und jene Klagen schon zu einer Zeit erhoben wurden, wo nicht nur noch alles Mauerwerk frisch und voll von Feuchtigkeiten seyn konnte, sondern auch die Jahreszeit selbst für Hn. S. nicht vortheilhaft war. Rec. liess vor mehrern Jahren selbsten ein Siedhaus erbauen, es wurde mitten in einem sehr heissen Sommer beendigt und doch waren einige Monate zum Sieden nöthig, ehe der Feuerzug unter der Pfanne und in der Trockenkammer nach Rec. Wunsch ausfiel; alsdann war er aber so trefflich, dass er nachher ein besonders zum Luftzug angelegtes Gewölbe beständig verschlossen halten musste und dass er heilig versichern kann, nie einen bessern Zug gesehen zu haben. Rec. liess sich auch damalen durch einige Rathgeber, welche wegen des äusserst schlechten Zugs sogar auf den Gedanken kamen, dass aus Versehen der Ausgang am Ende des Heerds etwa ganz möge zugemauert worden seyn, nicht irre machen, sondern hielt es für nothwendig die allmälige Austrocknung alles Mauerwerks abzuwarten, und bloss hiermit erreichte er aufs vollkommenste seinen Zweck. Vielleicht foderte dieses auch Hr. Weber? Aus diesen Gründen also will Rec. hierüber nicht entscheiden, und man wird ihn um soviel unpartheilicher halten, da er bey seiner Ehre versichern kann, dass ihm die Existenz der beyden Männer bis diesen Augenblick ganz unbekannt war. Zum Schluss dieses Kap. wirft Rec. noch die Frage auf, ob es nicht vortheilhaft für das Salzwerk seyn möchte, nur ein einziges zweywändiges 400 Fuss langes Gradirhaus anzulegen, gesetzt auch dass solches nur durch eine Windmühle zu betreiben wäre? Hierüber mit Entscheidung zu sprechen fehlt es Rec. an hinlänglicher Lokalkenntniss. Den Beschluss dieses Buchs machen die Urkunden und dann die Erklärung des beygefügten Kupfers, wodurch das neue Siedhaus vorgestellt wird.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Crusius: *Versuch über die Gränzen der Aufklärung unter den Römern* von *Joh. Jak. Wilh. Münnich*, Pastor in der Stadt Hadmersleben. 1789. 431 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 Ggr.)

Das Wort Aufklärung nimmt der Vf. in der weitesten Bedeutung, nach welcher nicht bloss richtige Begriffe über des Menschen wesentliche Bedürfnisse, sondern auch Wissenschaft, Verfeinerung, Bildung und Cultur, darunter begriffen werden. Der Entwickelung der wesentlichen Kennzeichen einer vollkommnen Aufklärung bey einem Volke hat er ein eignes Kapitel gewidmet, welches das 2te der Ordnung nach ist, aber wohl richtiger das erste wäre. Im 1sten Kap. stellt er Betrachtungen über das Zeitalter der höchsten Aufklärung in Rom an. Nachdem er die Widersprüche in Augusts Charakter und öffentlichem Leben, welches theils aus schlechten und ausschweifenden, theils aus vernünftigen und weisen Handlungen zusammengesetzt war, ausgeführt hat, so löst er am Ende das Räthsel dadurch, dass er alle Tugenden dieses Fürsten für Heucheley erklärt, wie August selbst am Schlusse seines Lebens durch die Frage an seine Freunde bewiesen habe: *Ecquid iis videretur mimum vitae commode transegisse.* (Das menschliche Leben verglichen alte und neue Schriftsteller mit einem Schauspiele.) Warum also einen so gehässigen Sinn in diese Worte legen, die nichts mehr und nichts weniger zu sagen scheinen, als: ob er seine Rolle gut gespielt d. h. ob er seinem Posten gut vorgestanden

ſtanden habe? Freylich iſt dieſer bildliche Ausdruck vorzüglich der Handlungs- und Wirkungsart eines Staatsmanns und Regenten angemeſſen, der oft ſeine wahren Plane und Geſinnungen aus politiſchen Gründen hinter einer Maske verſtecken muſs!) Seine künſtliche und zuſammengeſetzte Rolle habe ihm Mäcenas, Agrippa und Meſſala vorgezeichnet, und ſowohl dieſe, als die Livia, haben ihn in der Ausführung derſelben unterſtützt. Auguſt war nicht Schöpfer des goldnen Zeitalters der Cultur in Rom, ſondern die Cultur ſeiner Zeit war die Frucht der vorhergehenden Zeit. Wenn Rom je ein goldnes Zeitalter der Cultur hatte, ſo war es das des Cicero und der Triumvirn. Aber Rom iſt nie zu einem vorzüglichern Grade von Aufklärung gelangt. Nicht alle Theile der Wiſſenſchaften wurden von den Römern bearbeitet. Einige wurden ganz verachtet nnd vernachläſsigt: nur wenige bis zu einer gewiſſen Vollkommenheit hinaufgetrieben. Die Philoſophie ward nie allgemeines Studium der Römer. Nur einige Auserwählte trieben ſie, an ihrer Spitze Cicero. „Was die Engel in der Ordnung der Welt ſind, das ſind die Philoſophen in der Ordnung der Politik" ſagt der Vf. etwas ſonderbar in ſeiner Digreſſion über den Werth der Philoſophie für das bürgerliche Leben. Mathematik, Stern- und Erdkunde ward faſt gänzlich vernachläſsigt. Das Studium der Sprache und der Beredſamkeit wurde mit dem glücklichſten Erfolge bearbeitet. Es war ein Product der republikaniſchen Staatsverfaſſung und ſank mit dem Fall derſelben. Rechtsgelahrtheit und Geſchichte wurde eifrig betrieben, doch faſt ausſchlieſslich die vaterländiſche Geſchichte (und auch dieſe ſehr einſeitig!) In der Dichtkunſt lieferten die Römer Meiſterwerke; doch erreichten ſie nie ihre griechiſchen Muſter. Ferner herrſchte in Rom keine allgemeine Freyheit im Denken (?) und Schreiben: man wollte manchen Wiſſenſchaften das Bürgerrecht verſagen; die Philoſophie tolerirte man höchſtens. C. III. über den Zuſtand der Künſte. Die Römer waren bloſse Kunſtliebhaber, und brachten es, auſser der Pantomime, zu keinem hohen Grade von Vollkommenheit darin. C. IV. über den Zuſtand der Religion. Die religiöſen und moraliſchen Begriffe der Römer waren ſehr ungeläutert. Ihr Gottesdienſt ſehr abergläubiſch, zum Theil die Ausſchweifungen ſehr begünſtigend. C. V. die einſt rauhen, aber reinen und einfachen, Sitten der Römer gingen in der Folge in die gröſste Sittenverderbniſs über. C. VI. die R. Erziehung taugte wenig oder nichts, C. VII, Luſtbarkeiten und Zeitvertreibe. Die Römer führten die griech. Spiele ein, aber ohne den Geiſt derſelben zu ahnden. Ihre Luſtbarkeiten in geſellſchaftlichen Zirkeln gingen auf groben Genuſs an Schmäuſen und Trinkgelage. (Der Vf. ſpricht hier zu allgemein; die urbanen Römer waren mit den feinern Vergnügungen des geſelligen Lebens gar nicht unbekannt). C. VIII. u. IX. die Geſetze und die Polizey waren im Ganzen zweckmäſsig, aber ſie wurden vernachläſsigt und kamen im Verfall. — Das Bild, welches der Vf. von den Römern entwirft, iſt nicht geſchmeichelt, doch im Ganzen wahr. Aber Manches iſt übertrieben, vorzüglich im Cap. über die Religion, wo er ganz im Tone der Kirchenväter über die Greuel des Heidenthums ſeufzt. Das Buch hätte gewonnen, wenn viele weitläuftige und unnütze Abſchweifungen weggefallen wären. Es enthält viele freye, kühn gedachte und ſtark ausgedrückte, Wahrheiten.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Roſtock*, b. Adler: *Sanitatis humanae ex facie medicinae practicae commutatae ſchematiſmus rhapſodia anthroponoſographica. Poſt impetratum MDCCLXXXIII in academia nuper Buetzovienſi Doctoris gradum ut legi ſibi injunctae faceret ſatis medicorum in Academia Roſtochienſi reſtaurata ordini gratioſo exhibuit MDCCXCIII. Jo. Phil. Stucker.* Erſt von den Hämorrhoiden, und was für Einflüſſe deren Erregung auf die Geſundheit der Menſchen gehabt habe, und von Stahl, der aus Eigennütz dieſen Blutfluſs für ſo wichtig gehalten habe. In Halle, und in der Gegend umher ſeyen Hämorrhoiden noch ſehr häufig, vielleicht weil ſich von den Zeiten der Stahlianer die Anlage zu dieſem Blutfluſs noch herſchreibe. Kämpfs Klyſtiere, meynt der Vf, könnten vielleicht in Zukunft ſo wirken, wie ehedem die balſamiſchen Pillen, und die Hömorrhoiden wieder erregen. *Schema catarrheumaticum*, oder eigentlich von den Nachtheilen der erſchlaffenden Kurmethode, bey Nerven- und andern Krankheiten, die freylich ſo gut, als die von jeder andern Kurmethode Statt haben, die aber auch nicht Statt haben werden, wenn man nur die Kurmethoden richtig, nnd nach Indicationen anwendet. Rec. vermiſst in dieſem Aufſatz faſt durchaus die Beſtimmung, wo die erſchlaffende Kurmethode ſchädlich iſt, worauf doch eigentlich alles ankommt. Die Fieberrinde mache die Nerven beweglicher, und befördere Nervenkrankheiten. (Allerdings, und unter gewiſſen Umſtänden, wie dies R. Whytts Kurmethode gar oft beſtätigt hat: aber eben die Beſtimmung der Umſtände vermiſst wieder Rec. durchaus. *Schema atonico-nervoſum.* Selten ſeyen jetzt entzündliche Fieber in Städten; häufig dagegen Schleim- und Nervenfieber. Zu den langwierigen Krankheiten geſelle ſich Nervenſchwäche, und daran ſey der Thee, die Brechmittel, die Elektricität, der Magnetiſmus, das Aderlaſſen (das doch jetzt unſtreitig weit ſeltener gebraucht wird, als ehedem) und der Gebrauch des Mohnſafts ſchuld. *Μετάβασις εἰς τὸ δέρμα.* Warum der Vf. hier eine griechiſche Aufſchrift wählt, ſehen wir nicht: ſeine ganze Schreibart iſt überhaupt geziert, ſonderbar und undeutlich. Er beweiſt die Wahrheit der, wir glauben allgemein anerkannten, Thatſache recht gut, daſs, ſeit man bey der Kur der Fieber mehr ausführt (und dem Fieberreiz durch antiphlogiſtiſch beſänftigende Mittel begegnet) die exanthematiſchen Fieberkrankheiten weit ſeltener ſind. *Schema gaſtricum.* In dieſem Aufſatz hat der Vf. theils die Nachtheile der Ausführungen an ſich, beſonders aber die Umſtände recht gut angegeben, unter denen ſie entweder unwirkſam, oder ſchädlich ſind.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 7. August. 1794.

PHILOSOPHIE.

HALLE, b. Francke u. Bispink: *Antilogie des Realismus und Idealismus.* Zur nähern Prüfung der ersten Grundsätze des Leibnizischen und Kantischen Denksystems. Von *E. G. F. Wrede.* 1791. 340 S. 8.

Abermals ein Versuch, die kritische Philosophie in ihren Grundpfeilern zu erschüttern. Hr. *W.* führt dieselbe durchgehends unter dem Titel des Idealismus auf, ohne sich zu fragen: mit welchem Rechte? und was Idealismus sey? Unter Idealisten hat man jederzeit diejenigen verstanden, die das Daseyn der Körper, oder der äussern Gegenstände im Raum bestreiten. Aber wo hat *Kant* dieses bestritten? Hat er nicht vielmehr bewiesen, dass wir vom Daseyn dieser, nicht erst, wie Descartes meynte, durch einen unsichern Schluss von einer gegebenen Wirkung auf eine bestimmte Ursache, sondern unmittelbar durch Anschauung eben so gewiss sind, als von unserm eigenen Daseyn, ja dass, ohne die Existenz beharrlicher Gegenstände im Raum, sogar das Bewusstseyn unsers eigenen Daseyns in der Zeit schlechterdings unmöglich wäre? Nur das hat Kant zugleich bewiesen, dass man sich von der Realität der äussern Dinge, die uns bloss empirisch durch Wahrnehmung gegeben wird, und daher von der Form unsers sinnlichen Anschauungsvermögens abhängt, einen unrichtigen Begriff macht, wenn man sie für *transscendental* hält, und sich einbildet, dass die äussern Dinge auch *an sich* so beschaffen sind, wie sie uns unser äusserer Sinn darstellt — und diess aus dem ungekünstelten Grunde, weil er unwidersprechlich gezeigt hat, dass der Raum nichts weiter, als die subjective Form unsers äussern Sinnes, mithin in Beziehung auf diesen etwas sehr reales, ohne Rücksicht auf diesen hingegen nichts ist. Aber auf gleiche Art hat er auch bewiesen, dass selbst die Realität unsers Ichs, so wie es uns die innere Wahrnehmung als in der Zeit existirend darstellt, bloss in empirischer, keinesweges aber in transscendentaler Bedeutung, als ob wir, auch abstrahirt von unserer Sinnlichkeit, Zeitwesen wären, zu nehmen sey, weil die Zeit gleichfalls nichts als die Form unsers innern Sinns ist. Die Realität der Gegenstände, die uns durch innere und äussere Wahrnehmung gegeben wird, ist also nach Kant bloss eine empirische und bedingte, weil sie von der Empfänglichkeit unsers sinnlichen Anschauungsvermögens abhängt, ihre *transscendentale unbedingte* Realität hingegen, oder die Art ihres Seyns *an sich*, ohne Raum und Zeit (wie dieses etwa in einer *nicht sinnlichen*, sondern *rein intellectuellen* Anschauung, die wir nicht kennen, sich darstellen würde) liegt ganz ausser dem Gebiete menschlicher Erkenntniss, und ist daher für uns eine *blosse und unbestimmte Idee* von einem *Etwas*, das uns ganz unbekannt ist. Bloss in dieser Rücksicht belegte Kant seine Sinnenlehre, durch welche die Realität der äussern Gegenstände im Raum, d. i. der wahre Realismus zuerst gründlich erwiesen worden, und auch allein erweislich ist, mit dem Namen des *transscendentalen Idealismus*, der also nichts weiter sagt, als dass alles Reale, was wir durch die äussere Wahrnehmung von den Körpern kennen, eben so wenig etwas transscendentales, d. i. ihnen, auch unabhängig von unserer sinnlichen Art, sie anzuschauen, *an sich* zukommendes ist, als alle das Reale, was wir durch die innere Wahrnehmung von unserm Selbst kennen. Will man dieses also für Idealismus im eigentlichen Sinne halten; so muss man dem grossen Weltweisen nicht bloss vorwerfen, dass er das Daseyn der Körper leugne, sondern zugleich, dass er *sein eignes Daseyn* leugne!!

Alles dieses sollte doch billig ein jeder sehr wohl beherzigen, ehe er die kritische Philosophie unter dem gehässigen Titel des Idealismus aufführt, und sich an ihre Widerlegung wagt. Wie wenig dieses aber auch von Hn. *W.* geschehen, zeigt seine Schrift von Anfang bis zu Ende. So verwirrt er nicht nur gleich Anfangs den innern Sinn mit dem Verstande, indem er S. 7. jenen für bloss *denkend* erklärt, sondern er gibt sogar S. 12. vor, dass nach der kritischen Philosophie die Data unserer Erkenntniss theils Phaenomena, theils *Noumena* und jene äusserliche, diese aber innerliche Momente der Sinnlichkeit seyn, da doch Kant die Gegenstände des innern Sinns eben sowohl, als die des äussern, für Phaenomena erklärt, unter einem Noumenon hingegen ausdrücklich *nicht-sinnliche* Gegenstände, Objecte des *reinen Verstandes* versteht. Und nun das Hauptziel seiner Schrift? Dieses geht dahin, zu beweisen, dass unser Verstand bloss eine *reine Receptivität* sey, und dass wir also die äussern Gegenstände so anschauen, wie sie *an sich* sind.

Die ganze Untersuchung des Vf. betrifft daher folgende 3 Aufgaben: I. Wie werden die äussern Gegenstände uns gegeben, indem wir sie uns vorstellen; *an sich*, oder *uneigentlich?* (Eine sehr unrichtige Antithese! Denn *unserm Vorstellungsvermögen* kann doch im *eigentlichen* Sinne ein Ding nur gegeben werden, sofern dasselbe ihm die Materie oder den Stoff zur Vorstellung gibt. Dagegen würde das gerade ein Geben im *allereineigentlichsten* Sinne seyn, wenn man sagen wollte, dass ihm das Ding selbst oder an sich gegeben würde.) II. Sind nothwendige Sätze der Erkenntniss bloss a priori möglich? III. Sind Raum und Zeit die Formen unserer Sinnlichkeit? Da Kant seine transscendentale Aesthetik gerade

gerade auf die beiden letzten Sätze, als einen wegen ihrer unmittelbaren Evidenz, unerschütterlichen Grundpfeiler baut: so muss jede zweckmäfsige und gründliche Beurtheilung derselben schlechterdings mit diesen anfangen. Allein Hr. *W.* hat es für zuträglicher gefunden, den Kampfplatz erst mit dunkeln und unbestimmten Begriffen zu eröffnen, und durch diese nachher die klaren und evidenten desto leichter zu verwirren. Er fängt nemlich mit der ersten Aufgabe an, und sucht unmittelbar zu entscheiden, dass die äufsern Gegenstände, indem wir sie uns vorstellen, uns als Dinge an sich gegeben werden, d. i. von uns so angeschaut werden, wie sie an sich wirklich sind. Sein Beweis ist deutlich und kurz ausgedrückt dieser: Wahrheit ist die Gleichheit der Ideenbeziehung auf einander mit der Objectbeziehung auf einander. Nun gibt es zwar eine solche Gleichheit der Ideenbeziehung der Vorstellungen des innern Sinnes auf einander mit der Beziehung der Vorstellungen des äufsern Sinns auf einander, mithin gibt es zwischen den Vorstellungen des innern und äufsern Sinns Wahrheit. Indessen ist diese Wahrheit blofs *subjectivisch*, weil hier die Objecte, deren Beziehung betrachtet wird, blofse Vorstellungen des äufsern Sinns, also blofs etwas Subjectives in uns sind. Nun aber kommt die gesammte Menschenvernunft ins Spiel, und dringt aus einem nothwendigen Bedürfnis auf ein drittes Datum, worauf sich die correspondirenden Vorstellungen des innern und äufsern Sinns zugleich beziehen, nemlich das reelle Object. Da wir nun nach dem Lehrbegriffe des Idealismus von den reellen Gegenständen nichts wissen, auch keine Vorstellung haben können davon, wie es zugeht, dafs sie zusammen genommen mit unserm Subjecte die Vorstellung äufserer Gegenstände erzeugen: so bleibt uns, wegen der Bedürfnisnothwendigkeit der Verknüpfung der subjectiven Momente unserer Sinnlichkeit mit reellen Gegenständen, gar nichts anders übrig, als blofs Wahrheit zwischen den erstern und letztern zu haben, das heifst: alle Verhaltnisse der Vorstellungen des äufsern oder des innern Sinns unter sich, sollen den Beziehungen des Reellen unter sich correspondiren, oder welches eben so viel ist, Formeln von den Beziehungen des Reellen unter sich seyn, und so müssen demnach auch alle Kategorieen sich schlechterdings auf reelle Gegenstände beziehen.

Hiedurch glaubt nun Hr. *W.* nicht nur die *Idealisten*, sondern auch zugleich ihren Gegner *Kant* ganz klar widerlegt zu haben. Allein *jene* haben bekanntlich dieses Räsonnement noch nie befriedigend gefunden, indem sie das Bedürfnifs, mit den Vorstellungen des äufsern Sinns reelle Gegenstände aufser uns zu verknüpfen, nicht für ein Postulat der Vernunft, sondern für ein blofses Spiel der Phantasie erklären. *Kant* hingegen, der die Unmöglichkeit des letztern, und daher das Daseyn reeller Gegenstände aufser uns, zuerst dargethan, kann dieses ganze Räsonnement, da es ihn nicht antastet, völlig zugeben. Denn nach seinem Lehrbegriff wissen wir von den reellen Gegenständen sowohl in als aufser uns nicht nur sehr viel, sondern unser ganzes Wissen betrifft blofs sie. Sie eben sind nach ihm die wahren Gegenstände der Erfahrung, auf sie sind alle Kategorieen anwendbar, und darin eben besteht nach ihm die objective Wahrheit, dafs jeder Reihe empirischer Vorstellungen eine Reihe reeller Objecte entspricht. Nur entsprechen ihr diese reelle Objecte blofs so, wie unsere Sinnlichkeit für sie empfänglich ist, d. i. als *Erscheinungen*, wie sie aber, unabhängig von unserer Sinnlichkeit, *an sich* beschaffen seyn mögen, davon weifs Kant nichts, und mifsgönnt es keinem, der hievon etwas zu wissen wähnt. Sollen also die Schlüsse des Hn. *W.* den Kantischen Lehrbegriff antasten: so mufs er — und eben darin steckt das Misverständnifs — unter *reellen* Gegenständen Gegenstände meynen, wie sie *an sich* sind. Alsdenn aber ist sein ganzes Räsonnement nichtig. Denn das ist zwar, wie Kant selbst behauptet, ein nothwendiges Bedürfnifs unserer Vernunft, das, was uns erscheint, auch unabhängig von diesem sinnlichbedingten Prädicat, an sich als ein unbedingtes Etwas zu denken. Dafs aber dieses Etwas uns auch so *erscheinen* müsse, wie es *an sich* ist, und daher die Kategorieen auch auf Dinge an sich anwendbar seyn müssen — das anzunehmen, ist kein Vernunftbedürfnifs, keine Foderung des Gemeinsinns, sondern steht vielmehr mit den klaren Begriffen von Raum und Zeit im offenbarsten Widerspruch.

Nun sucht Hr. *W.* zwar ferner darzuthun, dafs, wenn die Kategorieen auf Dinge an sich nicht anwendbar sind, und wir von letztern gar nichts wissen, die kritische Philosophie auch gar nicht Dinge an sich behaupten könne. Denn da sie von ihnen nichts weifs: so könne sie sich a) nicht einmal einen *Begriff* von ihnen machen, und sie daher auch nicht für *Raum*- und *Zeitlos* ausgeben, vielweniger könne sie b) da die Kategorie der Ursache auf sie nicht anwendbar ist, beweisen, dafs unser äufsere Sinn von ihnen *afficirt* werde, und hieraus auf ihr Daseyn *schliessen*, ja sie könne c) nicht einmal nach ihren Daseyn *fragen*, oder es *zugeben*, weil auch die Kategorie des Daseyns von ihnen nicht gilt. Allein hier zeigt sichs besonders, dafs Hr. *W.* die kritische Philosophie nur eben so oberflächlich, als der gröfseste Theil ihrer Gegner, kennt. Denn a) beweift diese ja selbst ausdrücklich, dafs ein bestimmter positiver Begriff von den Dingen an sich für uns unmöglich ist, und dafs wir sie blofs unter der unbestimmten negativen Idee eines *Etwas*, das *nicht Erscheinung*, d. i. *nicht* etwas *im Raum und in der Zeit* befindliches ist, denken können, und es ist daher eine nicht geringe logische Uebereilung, wenn Hr. *W.* nicht einsieht, dafs das negative und übrigens ganz unbestimmte Prädicat des Raum- und Zeitlosen, schon in der Idee eines Dinges an sich unmittelbar enthalten ist, b) behauptet sie selbst, dafs wir nicht das mindeste davon wissen, wie unser äufserer Sinn von *Dingen an sich* afficirt werde, sondern nur, dafs alle unsere Vorstellungen, da sie, vermöge der innern Wahrnehmung, in uns successiv entstehen, eine *Ursache* haben müssen, das heifst: unser Vorstellungsvermögen mufs von irgend etwas, es mag dieses zu unserm Selbst gehören, oder etwas von uns verschiedenes seyn, *afficirt* werden, und daher, sofern es hiezu fähig ist, ein *passives* Vermögen seyn, das wir eben darum *Sinnlichkeit* nennen, mithin ist die Sinnlichkeit ein vom Verstande wesentlich unterschiedenes Vermögen, indem letzterer,

rer, zufolge unsers Bewusstseyns, als ein die Vorstellungen *verbindendes* Vermögen in *Spontaneitat* und *Selbstthätigkeit* besteht. Auf diesem Wege beweist also die kritische Philosophie nur, *dass* wir *afficirt* werden, und dass daher Sinnlichkeit und Verstand zwey ganz verschiedene Quellen und Vorstellungen sind, die jedoch nur in Vereinigung Erkenntniss möglich machen. Dass aber die Gegenstände, die uns der äussere Sinn unmittelbar als ausser uns im Raum darstellt, nicht zu unserm Selbst gehören, sondern etwas von uns verschiedenes sind, das leitet sie nicht aus dem Afficirt werden, also nicht durch einen Schluss von einer gegebenen Wirkung auf eine bestimmte *Ursache* her, sondern, wie Rec. schon anfangs bemerkt hat, vielmehr daher: weil unser innerer Sinn uns selbst bloss als in der Zeit darstellt, mithin alles, was zu unserm Selbst gehört, bloss wechselnd ist, folglich etwas Beharrliches voraussetzt, als woran allein der Wechsel wahrgenommen werden kann. Dieses Beharrliche aber können wir nicht selbst seyn, eben darum, weil der innere Sinn unser Selbst bloss als in der Zeit, folglich im blossen Wechsel darstellt, also muss es etwas von uns verschiedenes seyn, das uns nicht durch den innern, sondern durch den äussern Sinn dargestellt wird. Dieser aber stellt uns die Gegenstände als im *Raum* vor. Nun ist zwar *der* Raum selbst beharrlich; aber da der Raum selbst nicht wahrgenommen werden kann; so kann er das Beharrliche, an welchem der Wechsel wahrgenommen wird, nicht seyn. Also muss es im Raum *beharrliche Gegenstände* geben, die von uns verschieden sind, und so sind wir vom Daseyn reeller von uns verschiedener Gegenstände, die uns der äussere Sinn als im Raum befindlich darstellt, nicht nur eben so gewiss, als von unserm eigenen Daseyn, das uns der innere Sinn als in der Zeit vorstellt; sondern ohne das erstere könnten wir uns des letztern gar nicht einmal bewusst werden. Auf diese bündige Art, nicht aber, wie Hr. *W.* die Sache vorstellt, beweist Kant (Crit. d. r. V. S. 274—279. zweyte Aufl.) wider die Idealisten das Daseyn reeller Gegenstände unmittelbar aus dem *blossen Bewusstseyn unsers eigenen Daseyns in der Zeit.* c) Da uns indessen diese Gegenstände nicht anders, als im Raum und in der Zeit gegeben werden; so ist von selbst einleuchtend, dass bloss ihr *empirisches* Daseyn, d. i. so fern sie *Erscheinungen* sind, für uns *erkennbar*, d. i. unter der *bestimmten Kategorie* der *Existenz* denkbar ist, ihr *Seyn an sich* hingegen d. i. was dieses, unabhängig von Raum und Zeit, als blossen Bedingungen unserer Sinnlichkeit, bedeuten mag, ist eine ganz unbestimmte leere *Idee*, und nach *diesem* ihrem Seyn zu *fragen*, nöthigt uns bloss ein *subjectives* und *formales* Bedürfniss unserer Vernunft, bey jedem *bedingt* Gegebenen etwas *Unbedingtes* vorauszusetzen. Wenn daher die kritische Philosophie sagt: es *gibt* etwas uns Unbekanntes, was ohne alle Zeitbedingung *schlechthin ist*, und den Erscheinungen zum *Grunde* liegt; so prädicirt sie von diesem *Etwas an sich* gar nicht die Kategorieen der *Existenz*, der *Substanz* und der *Ursache*, wie man ihr leider gewöhnlich aus offenbarem Missverstande vorwirft, indem sie ja ausdrücklich lehrt, dass diese auf Dinge *an sich* nicht anwendbar sind, sondern alle jene Ausdrücke sind hier blosse *unbestimmte logische* Formen, von Gegenständen *überhaupt* zu urtheilen, die nichts weiter sagen, als: da das uns gegebene empirische Daseyn der äussern Gegenstände etwas von unserer Sinnlichkeit abhangendes, mithin Bedingtes ist; so setzt dieses ein *unbedingt* oder *schlechthin seyendes Object*, als die absolute *Bedingung* von jenem voraus, ohne von diesem bloss logisch gedachten Subject, von seinem absoluten Seyn, und in welchem Sinne es die Bedingung des Erscheinens seyn mag, den mindesten realen und bestimmten Begriff zu haben.

Rec. würde sich die Mühe erspart haben, den wahren Sinn der kritischen Philosophie in Ansehung der reellen Gegenstände ausser uns so sorgfältig auseinander zu setzen, wenn Hr. *W.* nicht leider so viele Collegen hätte, die sich eben so rasch an ihre Widerlegung machen, ohne erst zu fragen, ob sie nicht einen Kampf mit ihrem eigenen Schatten beginnen, und in wessen Kopfe eigentlich die Ungereimtheiten und Widersprüche, mit denen sie um sich werfen, ihren Sitz haben mögen. Was Hr. *W.* weiterhin von der Möglichkeit der Form der Dinge an sich beybringt, und die Art, wie er seine beiden letzten Aufgaben, dass nothwendige Sätze a posteriori möglich, und dass Raum und Zeit Formen der Dinge an sich seyn, zu beweisen sucht, dreht sich nicht nur unter lauter Schlüssen aus unbestimmten leeren Begriffen immer fort um eben den falschen Satz: es sey die Lehre des *Gemeinsinns*, dass unter den reellen Gegenständen, die wir kennen, nichts anders als Dinge an sich zu verstehen seyn, sondern zeigt zugleich seine Unbekanntschaft mit dem wahren Sinne der kritischen Philosophie immer auffallender, je weiter man liest. So sind ihm nach derselben z. B. die Gegenstände im Raum durchweg nichts weiter als der Raum selbst, und aller äussere Unterschied der Gegenstände müsste sich also bloss aus den möglichen Combinationsformen des Raums und der Zeit S. 82. 83. angeben lassen, d. i. die *Qualität* derselben müsste nichts anders, als *Quantität* seyn!! Die Art aber, wie Hr. *W.* über Raum und Zeit, und besonders über die Mathematik philosophirt, ist unter aller Kritik. Der Vortrag des Hn. *W.* ist übrigens so figurirt, dass er zum Muster eines unphilosophischen Vortrags dienen kann. Dem Rec. war fast das halbe Buch hindurch nicht anders, als ob er auf den Kampfsplatz eines Grammatikers versetzt wär. Ueberall sah er sich im Gedränge von *Imperativen*, *Conjunctiven* und *Indicativen*, und am bängsten wurde ihm, wenn der *Indicativ* durch alle *Casus declinirt* wurde, und jeder *Casus* der *Declination* seinen besondern *Imperativ* erwartete. Zur Probe mag folgende Stelle S. 63. dienen, die ohnehin merkwürdig ist, da sie den Beweis enthält, dass die afficirenden Gegenstände nicht die Form des afficirten Subjects annehmen können: „Indem das Subject modificirt wird: so leidet seine Form selbst eine Modification, das heisst, sie wird genöthigt, von dem Indikative, das heisst hier von der am längsten ausdauernden, oder sich gleichmässig wiederholenden Gestalt der Form, zu dekliniren. Folglich kann die Affection des Realen sich so

wenig

wenig nach der Form richten, dass jene (die Affection) allemal einem Undinge zu Gebote stehen müsste, wenn sie von einer Form befehliget würde, die in der Affection nicht einmal so viele Gesetzlichkeit hat, dass sie ihren Indicativ unwandelbar erhalten kann: denn die Declination der Form von ihrem Indicative ist völlig unbestimmt, und folglich sind in derselben, durch mehrere Casus, lauter verschiedene Gesetze gegeben. Sollen diese befolgt werden, so müssen sie alle mit einander befolgt werden, weil keins derselben bestimmt werden kann, welches unter allen, seinen Imperativ zur Ausübung bringen soll; daher würde diese letztere gänzlich unterbleiben müssen. Allein da sie ausdrücklich gefodert wird, so müssen alle Imperative zugleich zur Ausübung schreiten. Nun sind aber alle Imperative der Declination nicht gleichzeitig, sondern der eine Casus der Declination schon immer vergangen, wenn der andere eintritt, und daher ist auch der, jedem Casus der Declination zugehörige Imperativ nicht mehr vorhanden; folglich muss die Affection, wegen der Nothwendigkeit der Ausübung aller Imperative (in Gedanken,) sich nach einem einzigen gegenwärtigen, und allen vergangenen Formgesetzen, auch wohl gar nach einigen zukünftigen, wenn solche noch möglich sind, nemlich, wenn man noch nicht den letzten Casus der Declination bey der Formmodification berührt hat, auf einmal zugleich richten; folglich jedes Gesetz, welches nicht mehr, oder noch nicht da ist, ein ausübendes Gesetz seyn. Das ist der grösseste Widerspruch." Ja wohl!

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Schleswig u. Leipzig, b. Boie: *Grundsätze einer richtigen Politik nach dem Phocion.* Von einem Dänischen Bürger. 1794. 158 S. 8.

Es ist ein wahres Uebel für die in unsern Tagen so hart angefochtene Sache der Publicität und Pressfreyheit in politischen Gegenständen, wenn sich junge Schriftsteller zu Rittern für sie aufwerfen, denen wenig mehr als guter Wille zu Theil ward. Solche unberufene Streiter geben nicht nur der Gegenparthey sehr wichtige Gründe an die Hand, welche sie aus der Schwäche und Geringhaltigkeit der angeblichen Producte des politisirenden Geistes hernehmen; sondern sie erregen bey dem grössern, unbefangenen Publicum, das eigentlich zwischen beiden Partheyen richten soll, eine Unlust und Ekel vor dergleichen Untersuchungen, wobey diejenigen immer gewinnen, die das Licht scheuen. Man sollte daher allerdings es der Kritik zur heiligen Pflicht machen, die Staatsklügler aus dem Gebiet ernster politischer Untersuchungen zu verscheuchen, so wie sie die Dichterlinge, die den Parnass nicht erreichen werden, von dem Wege schon durch ihre Geissel abtreibt. Und vor allen Dingen ist es grosse Wohlthat für alle, wie für den Einzelnen, wenn die Belehrung zeitig kömmt; wenn sie den Rittersmann bey seinem ersten Ausfluge zum absitzen bringt, oder ihn, wenn etwa der erste Zug nicht ganz hoffnungslos war, warnt, sich weiter zu begeben, als seine Kraft reicht. In dem letztern Falle befindet sich der Verfertiger dieser Schrift, welcher sich am Ende unterzeichnet hat, der Hr. Graf *Jens Juel von Ahlefeldt-Caurnig.* Er hatte im verflossenen Jahre zwey kleine anonyme Broschüren herausgegeben, *Schreiben eines Dänischen Bürgers an den Kronprinzen*, und *über Dänemarks gegenwärtige Politik, von einem Dänischen Bürger.* Beide sind in der A. L. Z. 1794. N. 77. angezeigt; die letztere nach der dänischen Uebersetzung. Ohne sich gerade auszuzeichnen, verdienten sie doch, *als fliegende Blätter betrachtet*, Beyfall; denn sie enthielten, besonders die erstere, freymüthige und zum Theil wahre Bemerkungen über Gegenstände der allgemeinen Aufmerksamkeit. Aus eben diesem Grunde erregten sie auch einiges Aufsehen, wie man daraus schliessen kann, dass sie ein paar andere Broschüren veranlassten. Aber nun stieg zugleich des Vf. Idee von seiner politischen Wichtigkeit und seinem Schriftstellerberuf über alles Maass und Verhältniss. Er beschloss kecklich „durch den Druck seine Ideen über Glück oder Unglück „der bürgerlichen Gesellschaft mitzutheilen, und hoffte „und wünschte auf diesem Wege *Aufklärung* und durch „diese hin und wieder Gutes zu verbreiten." Als ein Pröbchen dieser Bestrebungen erhalten wir hier einen Auszug aus *Mably's* bekanntem Phocion, vermehrt und verändert, wo das Original mit seinen Ideen nicht übereinstimmte, und „die Beschäftigung seiner Nebenstunden, die auf diese Art zu einem System angewachsen „ist, legt er dem Publico mit der Zuversicht vor, dass „man die Stimme der Wahrheit darin nicht verkennen, „und seiner Absicht Gerechtigkeit wiederfahren lassen „werde." Ohne uns mit ihm darüber einzulassen, was unter einem System der Politik zu verstehen sey, und wie weit diese Schrift sich zu einer so vielumfassenden Benennung eigne, können wir doch ohne Bedenken versichern, dass das ganze, einige allgemein bekannte Gedanken Mably's über die Gründung der Politik auf Moralität des Einzelnen ausgenommen, durchaus in keinem Betracht Aufmerksamkeit verdiene, und ohne allen Schaden und Nachtheil in den allgemeinen Schlund wandern könne, der früh oder spät alle überflüsige Druckschriften begräbt. An seiner guten Absicht hingegen wollen wir nicht zweifeln, und eben um deswegen müssen wir noch von Amtswegen ihn auf den bis zur Unerträglichkeit selbstgefälligen Ton aufmerksam machen, worin er in der Schlussrede uns von seiner bisherigen Schriftstellerey unterhält, damit das Publicum desto sicherer hoffen könne, sobald wieder kein unreifes, am wenigsten angeblich systematisches, Product von ihm zu erhalten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 8. August 1794.

PHYSIK.

STUTTGART, b. Metzler: *Beschreibung einiger Elektrisirmaschinen und elektrischer Versuche.* 5te Fortsetzung. Mit Verbesserungen und Zusätzen zur 4ten Fortsetzung, von M. *Gottlieb Christoph Bohnenberger.* 1790. 333 S. gr. 8. mit 5 Kupf.

Der 1ste Abschnitt enthält die Beschreibung zweyer Maschinen, von welchen die 1ste mit der in der 4ten Fortsetzung beschriebenen fast gänzlich übereinkommt. Das Hauptstück ist bey derselben ein 20 Zoll langer und 10 im Durchmesser haltender Cylinder von grünem böhmischen Glase. Der Vf. glaubt, dass das grüne Glas weniger Feuchtigkeit anziehe, als das weisse, und ist überhaupt wegen Abhaltung dieser Feuchtigkeit sehr verlegen. Rec. hat sich aus einer grossen Menge von Versuchen überzeugt, dass es bey dieser angezogenen Feuchtigkeit nicht sowohl auf die Art der Masse, als vornemlich auf die Dicke und Temperatur derselben ankomme. Sobald ein Cylinder im Glase etwas stark und dabey beträchtlich erkältet ist: so schlägt sich im warmen dunstigen Zimmer eine Menge Feuchtigkeit, die sich mit dem freyen Wärmestoff, der ins kalte Glas dringt, verbunden hatte, auf der Oberfläche desselben nieder, da sie nicht, eben so wie der Wärmestoff, in dasselbe hineindringen kann; man darf also nur dem Glase eine etwas höhere Temperatur geben, als diejenige ist, welche die Luft des Zimmers hat, so wird man vor der Feuchtigkeit sicher seyn, das Glas selbst mag übrigens grün oder weiss aussehen. Solche Nebenbemerkungen über einzelne Theile der Maschine macht der Vf. mehrere, und sie haben in mancherley Rücksicht mehr Werth, als die eigentliche Beschreibung der Maschine selbst, da man ja leicht hunderte und tausende von Vorrichtungen angeben kann, wodurch sich elektrische Erscheinungen erwecken lassen. So wird z. B. bey einer Walzenmaschine von Wollen- oder Seidenzeug mit Recht bemerkt, dass es weit vortheilhafter sey, die Walzen 3 Fuss im Durchmesser zu machen, und dafür die Entfernung derselben von 4 Fuss auf 2 Fuss zu setzen; denn auf diese Art kommt die Zeugbahn weit eher herum, und liefert deshalb weit mehr elektrische Materie an den Conductor. Ausserdem ist auch ein beträchtlicher Theil von des Vf. neuern zweckmässigen Untersuchungen durch Bemerkungen des Rec. in der A. L. Z. bey den vorigen Fortsetzungen, veranlasst worden. Die im 2ten Abschnitt beschriebenen Versuche betreffen Ladungen belegter Flaschen, wo bey der einen der Knopf mit dem Reibzeug, und die bey der andern mit dem Conductor des Cylinders in Verbindung steht. Durch solche Vorrichtungen lässt sich eine Ladung der Flasche bewirken, wo man niemals ein Zerbrechen derselben oder eine Entladung über den unbelegten Rand befürchten darf; das Uebermaass geht nemlich bey einer solchen Anwendung über den Cylinder in das Reibzeug zurück. Es folgen nun eine Menge artiger Versuche mit einer doppelten Verstärkungsflasche, wo nemlich eine in der andern steht, mit den zugehörigen Erklärungen aus der Franklinischen Theorie, die sich freylich weit natürlicher hätten geben lassen, wenn der Vf. 2 verschiedene Materien angenommen hätte, die beym Reiben des Cylinders getrennt, und bey den Explosionen wieder schnell und gewaltsam vereinigt werden, und wo, ehe diese Vereinigung wirklich geschieht, die eine von den beiden Materien sich allemal in die Nachbarschaft desjenigen isolirten Leiters drängt, welchem die andere Materie bey dem Elektrisiren im Uebermaass ist mitgetheilt worden. Uebrigens sind auch diese Versuche selbst nicht wesentlich von denen verschieden, wo man eine Flasche an der andern ladet, ja mit denen ganz einerley, welche Adams und Cuthberson bey ihren über einander gestellten Flaschen beschrieben haben; unser Vf. bemerkt aber mit Recht, dass jene Beschreibungen sehr schwankend und unvollständig abgefasst sind, und er sieht sich dadurch veranlasst, sie einer genauen Kritik zu unterwerfen, und durch Vergleichung mit den seinigen ihnen diejenige Bestimmtheit und Berichtigung zu geben, deren sie bedürfen. In der Folge beschreibt Hr. B. noch 2 andere Arten von zusammengesetzten Flaschen, und zeigt, wie man sich aller 3 Arten mit Vortheil zu einer Batterie bedienen könne, die bey gleicher Belegungsfläche weniger Raum auf dem Tische einnimmt. Ein Versuch über das Entzünden des Phosphors mittelst des elektrischen Funkens, gelang dem Vf. nie anders, als wenn die Spitze des Draths, an welchem der Phosphor, etwa von der Grösse eines Hirsenkorns steckte, gegen einen Körper, der die positive Elektricität hatte, mit mässiger Geschwindigkeit bewegt wurde, die Elektricität mochte übrigens stark oder schwach seyn; war hingegen der Fall umgekehrt, so blieb die Entzündung allemal, auch bey der stärksten Elektricität, aus. Er zieht deshalb aus seinen Versuchen den Schluss, dass der Phosphor niemals durch einen Funken, er sey einfach oder verstärkt, sondern allezeit durch den an der Drathspitze sich bildenden Stern, angezündet werde. Es schien auch nicht gleich viel zu seyn, wie tief die Drathspitze in den Phosphor gebracht, oder wie er sonst angesteckt wurde; zieht die Spitze ganz durch denselben hindurch, so dass man sie sehen kann: so gelingt der Versuch nicht, und eben so widrig ist der Erfolg, wenn das Phosphorstück etwas gross, und die Spitze nicht tief genug hineingebracht worden ist. Rec., welcher

welcher vor einiger Zeit ebenfalls vielerley Versuche über die Entzündung verbrennlicher Substanzen mittelst der Elektricität, und unter denselben auch mehrere über die Entzündung des Phosphors anstellte, bediente sich eines Conductors, der durch eine Glasröhre in 2 über einander stehende Theile getrennt war, von welchen der obere die positive, und der untere, der mit dem Reibzeug in Verbindung stand, die negative Elektricität hatte. Auf einen vorstehenden Arm dieses untern Conductors wurde ein metallenes Schälchen befestigt, in dasselbe etwas Druckpapier, und auf dieses ein dünnes Scheibchen Phosphor gelegt. Ein Drath mit einem Knopf vom obern Conductor wurde dem Phosphor so nahe gebracht, dass beym Umdrehen der Maschine Funken in das Schälchen auf den Phosphor schlugen. War nun der Phosphor so eben erst von einem Stängelchen abgeschnitten, und mit Löschpapier ein wenig abgetrocknet worden: so ging die Entzündung allemal sogleich vor sich; hatte hingegen das Scheibchen einige Zeit an der freyen Luft gelegen, und sich dessen Oberfläche mit einer dünnen Schicht Phosphorsäure überzogen, so konnten die stärksten und anhaltendsten Funken unter übrigens ganz gleichen Umständen, keine Entzündung bewirken. Es wäre also wohl noch zu untersuchen, ob bey Hn. B. Verfahren nicht vielleicht auch ein solcher Ueberzug von Phosphorsäure Einfluss auf den Erfolg seiner Versuche gehabt hätte. Eine sehr einfache und leichte Vorrichtung beschreibt er auch, ganz freyes, auf einer Glastafel ausgeschüttetes Schiesspulver, selbst mit einer Flasche, die nur ½ Quadratfuss Belegung hat, anzuzünden; doch gehört viele Behutsamkeit zu diesem Versuch. Eben dieselbe Bewandnifs hat es auch mit einem andern, wo eine Flasche in ein- und demselben Augenblick zu entladen, und wieder aufs neue zu laden ist. Man muss nemlich 2 belegte Flaschen an den Knopf eines elektrisirten Leiters so stellen, dass die eine etwas weiter als die andere davon entfernt ist, wo aber die Verschiedenheit in dieser Entfernung auf das genaueste abzumessen ist. Eine merkwürdige Anwendung hievon macht der Vf. auf die Gewitter, wo sich zuweilen eine starke elektrische Wolke entladet, und in dem Augenblick wieder von einer entfernten einen Theil ihrer Ladung enthielt; und dieses Entladen und Wiederladen kann sich besonders alsdann, wenn mehrere Gewitter zugleich am Himmel hinziehen, durch verschiedene Distanzen bis auf eine grosse Entfernung erstrecken. Der 3te Absch. enthält einige Zusätze und Verbesserungen. Man sieht hieraus, dass Hr. B. nicht bloss Entwürfe macht, sondern auch unermüdet darauf bedacht ist, ihnen die möglichste Vollkommenheit zu geben. In einem Anhange beschreibt er noch eine von ihm erfundene philosophische Lampe. Es ist dieses die sonst schon bekannte Einrichtung des Heronsbrunnens, um entzündbare Luft mit Hülfe des elektrischen Funkens anzuzünden. Hr. B. sammelt die entzündbare Luft erstlich in eine Blase, und drückt sie dann aus dieser in das untere Gefäss seiner Lampe. Dieses Verfahren hatte er schon in seiner 1sten Fortsetzung bekannt gemacht, und ein andrer Rec. in der A. L. Z. hatte es gemissbilligt; Hr. B. wünschte den Grund dieser Missbilligung zu wissen, der ihm aber nicht bekannt gemacht wurde. Wir wollen ihm unsere Meynung nicht vorenthalten. Mehrere Erfahrungen haben uns gelehrt, dass die entzündbare Luft leicht und bald durch die Zwischenräume der Blase entweicht, und Stickluft zurücklässt. Viel sicherer und leichter verfährt man also, wenn man eine gebogene Röhre in den Stöpsel der Flasche befestigt, worin die entzündbare Luft bereitet wird, und das andere Ende jener Röhre an die obere Mündung der elektrischen Lampe schraubt. Auf diese Art füllt Rec die seinige binnen 2 oder 3 Minuten ohne alle weitere Umstände, und erhält die reinste und wirksamste entzündbare Luft, die Entbindungsflasche muss aber freylich etwas gross und stark im Glase seyn. Zum Beschluss beschreibt Hr. B. noch eine Vorrichtung, wie man einen Glascylinder sowohl von innen als aussen reiben kann, die er aber noch nicht selbst zur Ausführung gebracht hat.

TÜBINGEN, b. Heerbrandt: *Leichtfassliche Chemie, für Handwerker und deren Lehrlinge, worin die Anwendung dieser Kunst auf die Verarbeitung aller Metalle, und die Bereitung verschiedener Farben kurz und gründlich gezeigt wird. Vorzüglich für Mahler, Gold- und Silberarbeiter, Vergolder, Färber, Seiffen-* (Seifen) *sieder und andere Künstler und Professionisten.* Von *J. A. Weeber.* Neue verbesserte Ausgabe. 1793. 134 S. 8.

Dieses Werkchen, welches, obgleich in einem ungebildeten Stile geschrieben, doch mit unter einige nicht ganz üble praktische Anweisungen enthält, und wovon die erste Ausgabe in der A. L. Z. 1792. N. 3. angezeigt worden, hat in dieser gegenwärtigen doch nur sehr unbeträchtliche Verbesserungen erhalten. Immer noch schreibt der Vf. *Minninge* (*Minium*), *Umbraum* (Umbra), *Traubentröster* (Trester) u. s. w. Das Vitriolsauer bildet hier noch mit dem Pflanzenlaugensalze *würfliche* Krystallen. Auch müssen wohl dem Vf. Würfel und Spiesse gleichförmige Figuren seyn, da er sagt: „man hat – bey der Destillation des Kochsalzes mit Salpetersäure, — zum Rückstand einen *würfelichen* Salpeter, der in kleinen *Spiessen* zu Krystallen anschiesst.“ — Unter den Anweisungen scheint Rec. vornemlich auch die, einen lieblichen und geistreichen Wein aus Stachelbeeren (*Ribes Grossularia L.*) zu bereiten, einer mehreren Empfehlung werth zu seyn. — Wenn der Vf. sagt: „die Erze finden sich – *in Flössen*, wenn das Erz gleichsam wie ein Fluss fortläuft;“ so ist dies keine unebne Derivation des Wortes *Flötz.* — Dass der Vf. unter der Rubrik: *Verfälschungen*, einiges vorbringt, was einer Verläumdung ähnlich sieht, wird in den beygefügten Anmerkungen eines Ungenannten gerügt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

KOPENHAGEN, b. Heins: *Dana. Et Maanedskrift.* (Dana. Eine Monatsschrift. I. Bind. 1793. 312 S. kl. 8.

Diese neue dänische Monatsschrift, welche ihre älteren

ren Mitschwestern in Ansehung der äußsern Eleganz sehr übertrifft, ist ein erfreulicher Beweis mehr, wie sehr sich der Geschmack für populäre Literatur in diesem Reiche unter dem Schutz der goldenen Pressfreyheit ausgebreitet hat. Im Junius 1782 erreichte die einzige Schrift dieser Art, die man hatte, ihr Ende mit dem 12ten Monatsstück, weil es an Auffätzen und an Lesern fehlte, und seit d. J. 1784, wo Dänemarks vortrefflicher Kronprinz, Pressfreyheit nicht durch ein Gesetz, (denn das bestand schon seit 1771,) gab, sondern sie bloss durch eine liberale Art der Regierung im Umlauf brachte, hat Dänemark 4 neue, originale periodische Schriften bekommen, die eigentlichen gelehrten Blätter, und verschiedene andere Wochenblätter und Zeitschriften, geringeren Gehalts, ungerechnet. Die *Minerva* nemlich ist seit 1785 ununterbrochen fortgesetzt, und hat bisher noch immer den ersten Rang behauptet; *Iris* und der *dänische Zuschauer* von *Rahbeck* (eine Wochenschrift) haben beide mit 1791 ihren Anfang genommen; seit dem Jenner d. J. kommt nun auch diese *Dana* hinzu, welche nach der Schutzgöttin Dänemarks benannt ist. Der Inhalt derselben ist zwar mannichfaltig, indessen ist er doch vorzüglich der schönen Literatur gewidmet. Daher hat auch jedes Monatsstück den stehenden Artikel Literatur, worunter man umständlichere, zum Theil mit vieler Einsicht, und meistens unpartheyisch geschriebene Recensionen der neuesten einheimischen Producte findet, die in die Philosophie, Geschichte, und besonders in die schönen Wissenschaften einschlagen; ferner einen andern stehenden Artikel an den Nachrichten von dem dänischen Theater, die gleichfalls sich vortheilhaft auszeichnen, und jetzt die beste Notiz in diesem Fache geben.

Unter den übrigen Auffätzen nennen wir besonders folgende: die Kronik der Bienen, ein Gedicht in 4 Theilen von *J. Smidth.* Fabeln von *Φλ.* Der erhörte Wanderer von *Smidth.* Claudine von Florian, übersetzt von *Host.* Gesang an die Tonharmonie, von *Högh Guldberg*, mit einer sehr gefälligen Musik, von dem Kammerherrn *Giedder.*

Ohne Druckort: *Etwas wider die Feinde Josephs des Zweyten, oder Antwortschreiben an einen Gönner der Schrift: Kaunitz und Garampi — über die Augsburger Kritiker.* 1792. 130 S. 8.

Unerachtet diese Schrift ganz polemisch und aus dem Zusammenhange mit einer wohl bekannten Controvers herausgehoben ist: so fehlt es ihr doch keineswegs an Interesse. Sie verbreitet sich, gröfstentheils nach Sonnenfels und Martini, über einige der wichtigsten Momente des allgemeinen Staatsrechts in der Anwendung auf die deutsche Reichsverfassung und die Regierung Josephs II. Viel Wahres und Nützliches ist darin enthalten; aber auch manches, wobey man die bey der Behandlung einiger für die Menschheit höchst bedeutenden Gegenstände so vorzüglich nöthige Präcision, Consequenz und Behutsamkeit gar sehr vermisst. Eine genauere Zergliederung und Prüfung dieser Schrift würde hier viel zu weit, bis auf einige der ersten, wesentlichsten Fragen führen, worüber es in Europa und noch weiter unter Kanonendonner zur Sprache gekommen ist. *Specielle* Vertheidigungsgründe für den höchst wahrscheinlich verkennten Monarchen. die doch der Titel anzukündigen scheint, sucht man darin vergebens.

Der Ton dieser Streitschrift ist gröfstentheils, — wenigstens in Bezug auf des Vf. sattsam bekannte Gegner, — noch gemäfsigt genug. Freylich muss man hie und da unverständliche Anspielungen oder auch Ausbrüche von Heftigkeit übersehen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Leipzig,* in d. Weidmannischen Buchh.: *Das vermeynte Grabmal Homers,* nach einer Skizze des Hn. *Lechevalier* gezeichnet von J. Dom. *Fiorillo* — erläutert von C. G. *Heyne.* Mit fünf Kupfertafeln. 1794. 38 S. gr. 8. — Der unermüdet forschende und jezt, indem wir diess schreiben, auf einer Reise durch Portugal und Spanien zur Vollendung seines grofsen, ganz Europa umfassenden Reiseplans begriffene *Lechevalier* begleitete vor einigen Jahren eine Dame nach Petersburg, und fand bey seiner Anwesenheit daselbst Gelegenheit, einen alten marmornen Sarkophag mit Basreliefs, der im vorletzten Türkenkriege aus einer Insel des Archipelagus nach Petersburg in das gräfl. Stroganowsche Sommerpalais gebracht, und unter der sonderbaren Benennung *Grabmal des Homers* auch auswärts bekannt worden war, an Ort und Stelle genau abzuzeichnen. Bey seiner spätern Durchreise durch Göttingen theilte Hr. L. diese Skizze dem Hn. HR. *Heyne* mit, und gab ihm die nöthigen Erläuterungen dazu in Gegenwart des Hn. Prof. *Heeren* und Hn. *Fiorillo*, der es übernahm, Zeichnungen zu einem Kupferstich darnach zu verfertigen. Diese erhalten wir nun hier auf 5 Kupfertafeln, wovon die erste eine Vorstellung des ganzen Sarkophags gibt, die vier folgenden aber die Figuren in halb erhobener Arbeit nach den vier Seiten des Monuments abbilden. Hr. HR. *Heyne* setzte aus Freundschaft für Hn. Lechevalier und um das Publicum nicht länger in Ungewissheit über ein altes Denkmal zu lassen, von dem sich seit 20 Jahren so viele und widersprechende Gerüchte durch Europa verbreitet hatten, schon vor einem Jahre eine archäologische Erläuterung dazu, die aber jetzt erst zugleich mit den Kupferstichen ausgegeben worden ist. Den Anfang macht eine historische Einleitung über die Entdeckung dieses Denkmals auf der Insel Nio (im Alterthume *Jos*) durch einen sonderbaren Abentheurer, dem Grafen *Pasch von Krinen*, der im russischen Seedienste die Inseln des Archipelagus plündern half, und bey dieser Gelegenheit auch diesen Sarkophag nach Livorno brachte, von wo er, nachdem er dem vorigen Könige von Preufsen vergeblich angeboten worden war, nach Petersburg, man weiss selbst nicht durch wen, gekommen ist. Diese Nachricht hat Hr. Heyne aus *Björnstahls Reisen* II, 169. entlehnt. Wir hätten aber wohl gewünscht, aus dem bey Björnst. angeführten, von dem Grafen von *Krinen* selbst herausgegebenen *Ragguaglio di tutte le anti-*

chitá

chità da esso scoperte, e specialmente del sepolcro di Omero. Livorno 1773., und aus einem andern historischen Versuche des *Giuseppe Ricci*, Florenz 1775., der auch dort erwähnt wird; noch etwas bestimmteres über diesen antiquarischen Grossspreecher zu erfahren, da ja diese seltenen Schriften nirgends wahrscheinlicher, als in der Göttingischen Bibliothek, zu suchen sind, und der Name dieses Menschen seitdem völlig verschollen ist.

Die Hauptvorstellung auf der einen langen Seite des Sarkophags, *die Entdeckung des als ein Mädchen verkleideten Achilles auf der Insel Scyros durch den Ulyss*, veranlasst zuerst eine Entwicklung dieser alten Dichtersage, und einen Blick auf ihre Veranlassung durch einige von den cyclischen Dichtern weiter ausgeführte Verse Homers. Man weiss schon, wie ein *Heyne* einen solchen Gegenstand ausführt. Selbst die Art der Ausführung ist belehrend, und die gedrungene Kürze derselben musterhaft. Es lag nicht in dem Plane des Erläuterers, alle Schwierigkeiten und Widersprüche, die sich auch bey dieser Dichtersage finden, zu lösen. Sonst hätten wir wohl einige Rücksicht auf das Räthsel genommen, zu sehn gewünscht, wie Neoptolemus, der Sohn Achills, mit der Deidamia im 10ten Jahre des Trojanischen Kriegs schon als mannbarer Held auftreten kann. Schon *Fabretti ad tabellam Iliadis* p. 359. fand dies unerklärbar. Wenn aber S. 15. in der Anm. gesagt wird: das satirische Drama des Sophokles, Ἀχιλλέως ἐρασταί habe auch aus dieser Verkleidungsgeschichte des Achilles auf Scyros seinen Stoff entlehnt, so dürfte dies wohl kaum mit den noch vorhandenen Fragmenten aus diesem Stücke T. IV. p. 608 f. *ed. Brunk* zu vereinigen seyn, wo offenbar auf die frühere Erziehung des Achilles unter den Phönix und Chiron angespielt wird, so wie etwa auch der *mollis Achilles* beym Ovid. Trist. II, 411. nicht von dem unter die Mädchen versteckten Jüngling, sondern von dem Knaben, der den Satirn gewisse Gefälligkeiten erwies (τὰ παιδικὰ beym Scholiasten des Aristoph. Vesp. 1021.) zu erklären ist. Auch würden wir die grosse Gruppe von Seegöttern, die Plinius als ein Meisterwerk des Scopas anführt, nicht wie hier geschieht S. 17. in der Anmerk. auf den Transport des jungen Achilles nach Scyros, sondern auf seine Apotheose und feyerliche Begleitung auf die ihm geweihete Insel Leuce am Ausflusse des Isters (Pausan. III, 19. p. 259. Schol. Apoll. Rhod. IV, 814.) beziehen. Darauf führt schon der bey der Gruppe des Scopas präsidirende Neptun. Zur Reise nach Scyros braucht Thetis doch selbst beym Statius Achill. I, 222. nur *delphinas bijuges*. Auf diese Auseinandersetzung der Geschichte folgt nun eine kurze Darstellung der Scene, meist nach der Achilleide des Statius, und nur die Vergleichung des Basreliefs selbst, wobey mit Recht die Anmerkung angefügt wird, dass man aus dieser Uebereinstimmung des Dichters mit dem Kunstwerke noch gar nicht zu dem Schlusse in *Spence's* Manier berechtigt sey, als habe der Dichter gerade *diess* oder ein ähnliches Kunstwerk vor Augen gehabt. Die eilf Figuren auf dem Relief werden einzeln durchgegangen und erläutert: hier dürfte sich vielleicht in *artistischer* Hinsicht noch eins und das andere erinnern lassen. Die ganze Composition, in so fern auf einem alten Relief von Composition die Rede seyn kann, möchte wohl die Muthmasung bestätigen S. 37., dass die Hauptseite in keinem so guten Stile gearbeitet sey, als das Uebrige. Indess ist doch der gute Geschmack des Künstlers daran nicht zu verkennen. Die drey Schwestern sassen auf drey Stühlen. Das also, was in der Mitte entweder auf dem Kunstwerke selbst nicht deutlich genug zu sehen war, oder von *Lechevalier* nicht scharf genug gezeichnet wurde, und in der Erklärung für einen Korb oder Basis gilt S. 24., kann wohl nichts anders seyn, als der Stuhl, von welchem Deidamia in ihrer Angst aufgesprungen ist, da sie nun bittend vor den losbrechenden Achill niederknieet. Auch das ist ein schöner Gedanke des Künstlers, dass er durch eine ungewöhnliche Verlängerung des Horns, durch dessen Blasen der verkappte Achilles zuerst seiner Rolle ungetreu wurde, und das hier beynahe das Ohr des Achills berührt, selbst das Auge der ungeübtesten Beschauer sogleich auf die Hauptfigur hinlenkt, und durch diesen kleinen Zug der ganzen Scene ein Leben einhaucht, welches durch die spielenden Amorinos in einem ähnlichen Relief in die in der Villa di Belvedere zu Frascati bey *Winkelm. Monum. Ined.* p. XV. schwerlich ersetzt wird. Auch in der Erzählung des Appollodor III, 13. 8. und Hygin f. 96. spielt dieser *tubicen* eine Hauptrolle. Noch bezieht sich eine von den zwey Kehrseiten auf den Aufenthalt Achills zu Scyros. Hier spielt er zwischen zwey Mädchen, wovon die vorderste ohne Zweifel die Deidamia ist, auf der Leyer. Die schöne Stelle des Statius Achill. I, 572 ff. wird hiebey sehr passend verglichen. Mit diesen zwey Scenen der Achilleide auf Scyros wechseln nun auf den zwey andern Seiten des Sarkophags zwey verwandte Scenen aus der Centaurenfabel. Auf der einen schmalen Queerseite unterrichtet Chiron den Achill im Bogenschiessen. Der Künstler läst, wie diess in den schönsten Kunstwerken so häufig der Fall ist, einige Nebendinge ganz weg, die man aber sehr leicht hinzudenken kann. Man denke sich nur den Bogen in die Hand des Lehrlings, und den Köcher auf seinen Rücken. Dann erklärt sich auf einmal die beym ersten Anblick so gezwungene Verbeugung der rechten Hand auf den Rücken. Man könnte aber auch sagen, dass diese Bewegung der Hand, um hinterrücks einen Pfeil aus dem Köcher zu ziehen, einen gewissen Handgriff erfodert habe, wie bey unserm heutigen Militair der schnelle Griff in die Patronentasche. Chiron lasse also hier seinen Zögling blos den Handgriff exercieren. Wie gewöhnlich dieses Manoeuvre im Alterthume gewesen sey, zeigen auch so viele, wenigstens nach ächten Antiken ergänzte, Statüen; z B. in den *Marbres de Dresde* N. 70. 123. 127. Die letzte Seite, dem Stile nach ohne Zweifel die schönste und edelste, enthält den Kampf zweyer Centauren mit einem Löwen und einer Löwin. Alle vier Figuren haben einen bewundernswürdigen Ausdruck, und diesem hat der Künstler nicht ohne grosse Ueberlegung selbst die Proportion aufgeopfert. Hr. HR. *Heyne* schliesst seine scharfsinnige und geschmackvolle Erläuterung mit dem Wunsche, dass ein Kunstkenner in St. Petersburg nun Zeichnung und Erklärung noch einmal genau nach dem Original mustern, und auch die Maasse genauer angeben möge. „Der Sarkophag," setzt er hinzu, „hat die Asche einer angesehenen Person, *wahrscheinlich erst aus den Zeiten der Römer*, enthalten." In der That kann über diess und so vieles andere, was hier kaum angedeutet ist, nur die Autopsie urtheilen.

Wir können die Anzeige von diesem durch Inhalt und Schicksale merkwürdigen Denkmale des Alterthums nicht schliessen, ohne den feinen ächtattischen Witz bemerkbar gemacht zu haben, mit dem der Vf. der Erklärung die Trockenheit und Steifheit einer antiquarischen Untersuchung zu beleben gewusst hat. Möchten doch die Parabel von dem Fasse des Diogenes recht viele Gelehrte beherzigen, die ihre unberufene Theilnahme an den Welthändeln nur zu oft auf ihre eigenen Unkosten viel zu laut werden lassen! Folgende Probe mag vielleicht manchen reizen, diese kleine Schrift schon um des in ihr herrschenden Tones willen seiner Aufmerksamkeit werth zu halten. Die Rede ist, vom Achill, der die Insel plünderte, wo er erzogen war. „Indessen das Völkerrecht hat zu allen Zeiten seine Ausnahmen „gehabt. Vielleicht wollte Lycomed nicht mit in Krieg gegen „den Nationalconvent in Troja ziehn, der sich für den Paris „erklärt hatte. Das ganze damals bekannte Europa nahm aber „doch an der Rache Antheil; denn das Beyspiel war gefährlich; „es konnte andern auch begegnen, dass ihnen die Frauen geraubt „wurden; und dazu läst man es nicht gern kommen. *Eine „Neutralität fand also nicht statt:* Lycomed musste mitgehn, oder „sich plündern lassen."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 9. August 1794.

ERDBESCHREIBUNG.

Braunschweig, in d. Schulbuchh.: *Reise von Braunschweig nach Paris im Heumonat* 1789. von *J. H. Campe.* 1790. 372 S. 8.

In der bekannten Campischen Sammlung von Reisebeschreibungen für die Jugend, macht diese Reise den 8ten und in der kleinen Kinderbibliothek den 14 Th. aus. — Ein Auszug dieser schon i. J. 1790. herausgekommenen und allgemein gelesenen Briefe, würde überflüssig seyn; deswegen erlaubt man sich nur einige allgemeine Bemerkungen. Die Briefe sind an die erwachsne Tochter des Vf. gerichtet, und, wie bekannt, zur Lectüre für die Jugend überhaupt bestimmt. „Er schreibe, sagt Hr. *C.* in der Vorrede, nur das, was er für wahr und nützlich halte, und um dieses zu erkennen, habe er es an Fleiss und Aufmerksamkeit nie fehlen lassen. Er sey aber, wie andre Menschen, dem Irrthum unterworfen, könne in seinen Beobachtungen, Beurtheilungen und Entscheidungen über die sich ihm auf der Reise darstellenden Gegenstände fehlen, sich selbst täuschen, unrecht sehen, falsch hören oder unrecht urtheilen, und verdiene deshalb, bey seinen übrigens guten Absichten, billige Nachsicht." — Diese Erklärung ist bescheiden, und muss von billigen Beurtheilern dieser Briefe beachtet werden; dennoch werden auch diese bey mehrern Stellen derselben, besonders über Deutschland und Brabant, sich nicht wohl überzeugen können, dass sie ihre, von dem Vf. selbst ihnen gegebne, *Bestimmung*, einer *fasslichen, nützlichen* und *belehrenden Lectüre für die Jugend,* — (bey welcher Klasse von Lesern der Massstab des Alters bey weiten nicht allein, sondern vielmehr der der Kenntniss und der Verstandes- und Urtheilskraft hauptsächlich in Betracht zu nehmen ist,) durchaus erfüllen. — Manche Bemerkungen und Nachrichten nemlich sind in diesen Briefen unvorbereitet, unerklärt und bloss hingeworfen, und folglich den Verstandeskräften sehr vieler, man könnte wohl behaupten der meisten, jugendlichen Leser, nicht angemessen, folglich ihnen unverständlich, und können auf ihre lebhafte Einbildungskraft gerade entgegengesetzte Wirkungen, falsche Bilder und Begriffe, und nachtheilige Eindrücke hervorbringen. In der Gegend von Paderborn z. B. sah der Vf. ein, durch einen Erdfall entstandnes, ungeheures Erdloch, und zweifelt nicht, dass der Aberglaube der dortigen Landleute nicht ermangeln werde „*eine ganze Legion Teufel* „und *Poltergeister* in dieses fürchterliche Erdloch einzu„quartiren, und der *furchtsame Wanderer* zur Nachtzeit „mit *klopfenden Herzen* und *emporsträubendem Haar* dar„an vorübergehen werde." Den jungen Lesern von reifern Jahren nutzt dieses supponirte krasse Ammen-Mährchen nicht, und was für widrige Eindrücke kann es dagegen bey jüngeren und weniger vorbereiteten Lesern wirken? — In Paderborn herrscht der „*plump„ste abergläubischste Katholicismus,* mit allen *schändlichen* „*Missbräuchen* welche gewöhnlich damit verbunden sind „u. s. w." Rec. wünscht allen jungen Lesern der kleinen Kinderbibliothek eine, mit frühreifer Beurtheilungskraft, verbundne Mässigung, um bey solchen und vielen ähnlichen Bemerkungen, in der Folge dieser Briefe, über religiöse und politische Verfassungen nicht zur Intoleranz u. s. w. hingerissen zu werden, welche oft auf ihr ganzes künftiges Leben einen nachtheiligen Einfluss hat. Man denke nur hierbey an jene in der Jugend durch schlimme Beyspiele und unvorsichtige Aeusserungen anderer empfangne und nachher so schwer zu bekämpfende Eindrücke in Ansehung der Juden, wenn gleich zu diesen Eindrücken allerdings noch mehrere Ursachen mitwirkten. — Die Metaphern, womit der Vf. mehrere Briefe schliesst, mögen auch in der Folgezeit eines väterlichen berichtigenden Commentars bey Mlle. Campe bedurft haben; als da sind: „er reise zum Grabe des Despotismus, — er müsse eilen nach Paris zu kommen ehe die Hydra des Despotismus völlig todt geschlagen werde, *wobey wie es hiesse die Köpfe der Aristokraten, wie Mohnköpfe* (!!) *fliegen* u. dgl. Eines solchen unzeitigen und unüberlegten Spasses, sollte sich jeder Mann von einigem feinen Gefühl und Billigkeit schämen — und ein *Erzieher* in Briefen für die Jugend gewiss enthalten! — Bey der Rückkehr „von dem Leichenbegängniss des französischen Despotismus" (über die hoch und leer schallenden *Worte*!) erwartet Hr. *C.* in Lüttich einer zweyten *Revolutionsfeyer,* und in Brabant einer dritten mit beywohnen zu können, und setzt in einer Note hinzu, dass diese von ihm vorhergesehenen beyden *Staatsumwälzungen* dort geschwinder, hier aber ein wenig später, als er glaubte, eingetroffen sey. Aber nicht ausführlich und gründlich genug belehrt der Vf. hier seine jungen Leser von den *Ursachen* dieser bevorstehenden *Staatsumwälzungen* und von der Art und Weise dieser wirklich eingetroffnen *Um-* und *Wiederumwälzungen,* erfahren sie gar nichts: welches doch zur Verständigung dieser nun einmal berührten Materie so nothwendig gewesen wären. In Brabant waren die Volksgährungen schon ausgebrochen und der Vf. unterläfst nicht seine, beym Anblick dieser Scene empfundnen, Staatsumwälzungs-Schauder seiner Tochter mitzutheilen: folglich hätte man von ihm mit allem Recht auch die nähere Entwicklung und Erläuterung der Ursachen und Wirkungen der elenden Capucinaden in Brabant, die von der grossen

grofsen franzöfifchen Revolution fogar nichts ähnliches hatte, erwarten können. Die grofsen Worte, welche er auch bey diefer Gelegenheit gebraucht, als, verletzte Menfchenrechte, Erwachen der Vernunft und Aufklärung bey dem Volk u. f. w. find bey diefer von Pfaffen erregten Empörung gar nicht anwendbar. Ein kurzes und verstecktes Wort ift zwar einmal, über die guten Abfichten Jofephs bey feinen gemeinnützigen Reformen in Brabant, aber ohne eigentliche Anwendung auf die gerade durch diefe *guten* Reformen, welche das Pfaffenregiment zerftören follten, erregten Verfchwörungen der Priefter gefagt. Die Aeufserungen am Schlufs des 5ten Briefes, über die zweifelhafte Ausficht bey den Unruhen in dem unter dem Despotifmus des Aberglaubens und der Priefter ftehenden Lande, hätten, zu Nutzen und Frommen der jungen Lefer der kleinen Kinderbibliothek, denen diefes Schaugericht doch nun einmal aufgetifcht war, als der eigentliche Gefichtspunkt der Beurtheilung diefer Staatsbegebenheit, weiter ausgeführt und ihnen näher vor die Augen gerückt werden müffen. — Die folgenden Briefe find von Paris, dem grofsen Schauplatz der Revolution, in deffen grofsen Ocean Hr. *C.* fich wie er fagt, *Kopf über, Kopf unter!* (fo viel als *à tête perdue*) hineinftürzen und feinen fchaukelnden Wellen überlaffen will, datirt. Hier, fo wie auf der Reife bis dahin durch Frankreich, bezieht er fich oft, und verweifet feine Tochter und mit ihr alfo auch feine übrigen jungen Lefer und Leferinnen, auf feine bekannten *Briefe aus Paris zur Zeit der Revolution gefchrieben*, und auf die darin mitgetheilten Bemerkungen und Nachrichten. Ueber den Gehalt eines Theils diefer Briefe ift bekanntlich das unbefangne Publicum längft eins. Solche Spiele der Phantafie als in einem Theil diefer befagten Briefe enthalten und mit fo fchmeichelnden Farben übertüncht find, dafs felbft denkende Männer, welche den franzöfifchen Nationalcharakter nicht genau kannten, dadurch getäufcht wurden, kann Rec. der minder oder mehr erwachsnen Jugend nicht empfehlen. — Die vor uns liegenden Briefe über Paris hingegen find faft durchaus für jedes Alter lefenswürdig und verftändlich. Sie enthalten, darftellende Befchreibungen vieler Sehenswürdigkeiten, charakteriftifche Züge und Anecdoten, Erzählungen aus der ältern franzöfifchen Gefchichte. Skizzen von Volksfcenen, kleine Aventüren des Tages, allgemeine Beobachtungen über die National-Bildung der Franzofen u. dgl. lehrreiche und unterhaltende Bemerkungen mehr. — Mit dem Schlufs diefes Bandes, wo die Fortfetzung der Briefe noch verfprochen wird, find diefe abgebrochen, weil dem Vf., nach der Vorr. zum 9 Th. der Sammlung, die Luft und Ueberzeugung fehlte mit der Fortfetzung Nutzen zu ftiften — und vielleicht hat er aus mehrern Gründen wohlgethan, hier die Mittheilung feines Parifer Tagebuches an die Jugend zu unterbrechen.

Leipzig, b. Schwickert: *Joh. Ernft Fabri* Prof. d. Philof. *Geographie für alle Stände.* Erfter Theil, *erfter Band.* 1786. 1247 S. gr. 8. *Zweyter Band,* welcher den Befchlufs vom öfterreichifchen Kreife, den fchwäbifchen und bairifchen Kreis, und einige Abfchnitte vom fränkifchen Kreife enthält XXII u. 1052 S. gr. 8. *Dritter Band,* welcher den Befchlufs vom fränkifchen Kreife und einige Abfchnitte vom oberfächfifchen Kreife enthält. 1791. XIV u. 1234 S. *Vierter Band,* welcher die Fortfetzung und den Befchlufs von oberfächfifchen Kreife enthält. 1793. XX u. 924 S. gr. 8.

Noch ift kein Werk über die allgemeine Erdbefchreibung vorhanden, was in einer folchen Ausführlichkeit alle Theile diefer Wiffenfchaft umfafste und wenn man einerfeits den raftlofen Fleifs des Vf. in Sammlung, Ausziehung und Verarbeitung einer fo grofsen Anzahl geographifcher und ftatiftifcher Werke bewundern mufs, fo kann man fich andererfeits des Wunfches nicht erwehren, dafs doch endlich der Vf. bey feinen allgemein anerkannten Verdienften um den Schulunterricht in der Geographie fowohl, als um die Verbreitung geographifcher Kenntniffe unter allen Klaffen von Lefern, durch irgend eine öffentliche Unterftützung belohnt, und er in den Stand gefetzt werde, diefes wirklich für alle Stände brauchbare Werk in günftigerer Lage als bisher fortzufetzen.

Des erften Theils erfter Band beginnt mit den Vorkenntniffen aus der mathematifchen und phyfifchen Geographie. Dann folgt die allgemeine Abhandlung über Europa; die Befchreibung von Deutfchland überhaupt und denn vom öfterreichifchen Kreife, die Befchreibung von Niederöfterreich und Inneröfterreich.

Die folgenden drey Bände erftrecken fich über die übrigen Länder des öfterreichifchen Kreifes, den fchwäbifchen, baierifchen, fränkifchen und oberfächfifchen Kreis.

In der Vorrede des letzten Bandes meldet Hr. *F.* dafs vom fünften Bande das erfte Alphabet bereits abgedruckt, und nach dem Schluffe diefes vierten Bandes der Anfang des fechsten der Preffe übergeben werde, ohne deutlich zu beftimmen, ob mit diefem fechsten die Befchreibung von ganz Deutfchland vollendet feyn werde. Ueber diefe Menge von Banden, welche der erfte Theil begreift, wird fich niemand wundern, wenn man bedenkt, dafs nicht leicht eine brauchbare Schrift, fo viel derfelben auch, feitdem Büfching fo vortreflich vorgearbeitet, mit jeder Meffe erfchienen, unbenutzt gelaffen ift. Von den vorzüglichften Topographien und Städte-Befchreibungen z. B. Nicolais Reifen, und Befchreibung der Reifen Berlin und Potsdam, Dafsdorfs Befchreibung von Dresden u. f. w. hat fich Rec. durch genauere Vergleichung felbft überzeugt, dafs nichts wichtiges daraus übergangen ift. Sehr viele Schriften, die die fpecielle Naturgefchichte des Landes, die Befchaffenheit und den Ertrag der Gebirge fowohl, als der Aecker, Wiefen, und Weiden, die Oekonomie, Produkte, Manufacturen, und Fabriken; die Handlung, Einwohner, ihre Zahl, Befchäftigungen, und wie viel z. B. mit dem Bergbau, mit den Manufacturen u. f. w. befchäftigt find, was und wie viel fie produciren; Religionsverfaffung, Landesregierung, Vorzüge und Würden

den des Landesherrn, Lehnsverhältnisse, Landesverfassung, Landstände, Landescollegien, Aemter, Expeditionen; Bergwerksverfassung, Finanzwesen, Abgaben, Schulden, Hofstaat, Kriegsverfassung, Wissenschaften, Künste, Schulwesen u. s. w. betreffen, sind vollständig genutzt, und man findet von allen hier genannten Artickeln sehr detaillirte Anzeigen. Dabey hat der Hr. F. sich das Verdienst erworben, dass er nicht bloss in der Einleitung das ganze Verzeichniss der gebrauchten, oder hieher gehörigen Schriften angezeigt, sondern auch häufig im Text selbst namentlich die anführt, die man darüber nachschlagen kann. Dazu kommen nun noch sehr viele handschriftliche Nachrichten z. B. im 3ten Theile von der gefürsteten Grafschaft Henneberg. Weil hier der Zusätze im Anhange zu viel würden geworden seyn; so hat der Vf. mit Bewilligung des Verlegers den ganzen 2ten Bogen mit sehr kleiner Schrift umdrucken lassen, und so mehr als ein Drittel des ersten Textes an neuen Zusätzen geliefert.

In ein weitläuftiges Detail bey der Anzeige eines solchen Werkes zu gehn, wäre ganz unzweckmässig, und nach dem Plan der A. L. Z. unmöglich. Also nur ein paar Bemerkungen; wozu uns die Durchlesung der letzten beiden Bände veranlasst hat. In dem kurzen Abriss der Geschichte des deutschen Ritterordens im 3ten Bande wird Heinrich von Wallpott der erste *Gross- und Deutschmeister*, Otto von Karpen der 2te, und dessen Nachfolger Herrmann II. genannt; nämlich der 3te Ordensmeister, der hier ausgelassen ist, war Herman I. Bart. Bekanntlich haben diese 3 ersten Ordensmeister zu Acon oder Acre sich aufgehalten, und sind nie nach Deutschland gekommen. Auch waren sie keine *Gross-* und *Deutschmeister*, sondern bloss Meister des Hospitals Sanctae Mariae zu Jerusalem, wie sie Pabst Coelestin in seiner Bestätigungsurkunde nennt. Selbst Herman II. von Salza der zuerst nach Deutschland gekommen, und in den Reichsfürstenstand erhoben worden, hat sich noch nicht einmal einen *Grossmeister* (Magister generalis) genannt, ob er gleich häufig von andern aus Achtung so genannt wurde. Es steht hier ferner: die Ordensbrüder hätten sich 1223 in Preussen niedergelassen, und ein gewisses Schloss Vogelsang zum ersten Wohnort bekommen — das ist aber erst 1230 geschehen denn, nach dem Dusbury, dem ältesten Geschichtschreiber des Ordens, dem Hartknoch und andern, ward zuerst 1226 der Vergleich zwischen Conrad von Masow und dem deutschen Orden wegen der wider die Preussen zu schickenden Hülfe geschlossen, und Hartknoch meynt sogar, dass statt 1226 die Jahrzahl 1229 müsse gesetzt werden, welches jedoch wohl nicht so leicht zu erweisen seyn möchte. Dass sich der Schwerdträger Ritterorden in Liefland unter Otto von Karpen (oder vielmehr um die Zeit, da er Ordensmeister in Palästina war; denn er selbst hat wahrscheinlich nie etwas von den liefländischen Schwerdtbrüdern gehört.) schon ausgezeichnet habe; mögte auch wohl einer Verbesserung bedürfen. Höchst wahrscheinlich sind die Ritter welche sich vor Ankunft des deutschen Ordens in Preussen hervorgethan, als die nach dem Muster der liefländischen Schwerdtbrüder von Herzog Conrad gestifteten Ritter von Dobrin. Gesetzt aber man wollte darunter die 1205 vom Rigischen Bischof Albert gestifteten und 30 Jahr darauf mit den deutschen Brüdern vereinigten Schwerdtbrüder verstehen: so konnte ja dieser erst gestiftete Orden, der nie stark gewesen, und seiner Schwäche wegen sich schon 30 Jahr drauf mit dem deutschen Orden verbunden, zu des Otto von Karpen Zeit, der 1206 gestorben, sich noch nicht ausgezeichnet haben. Doch wie leicht ist es nicht, bey einer so ungeheuren Menge von Sachen, die in diesem Werke kurz und zweckmässig zusammen gebracht sind, im Ausdruck einmal etwas zu versehen?

In der Naturgeschichte der in Pommern einheimischen Vögel im 4ten Bande ist der Eisvogel (Alcedo Spida Lin.) vorzüglich bemerkt. Er ist ja aber auch in andern deutschen Provinzen so selten nicht. Unter den Fischen verdienen die *Sterlette* einer Erwähnung, die König Friedrich II. aus dem kaspischen See bringen liess, und damit nach unsern Vf. einige Seen des preussischen Pommern besetzt worden sind. Nach Hn. Bloch III Th. der einheimischen Fische ist diess nicht ganz richtig. Friedr. II. liess allerdings 50 Stück Sterlette aus dem kaspischen See bringen, und 30 kamen lebendig an. Damit besetzte er den Cüstriner Stadtgraben, und einen See bey Stettin, aus diesem aber verliefen sie sich bey dem ersten grossen Wasser, ohne dass sie in einem Teiche oder Flusse wieder gefunden wurden. Nur in dem Cüstriner Stadtgraben haben sie sich bis jetzt erhalten.

Von eben diesem Verfasser ist in der letzten Ostermesse die 3te Auflage des geographischen Lehrbuchs für die ersten Anfänger, so den 2ten Theil des Schützischen N. Elementarwerks ausmacht, erschienen, welches auch als ein separates Lehrbuch unter folgendem Titel zu haben ist:

Halle, b. Gebauer: *Joh. Ernst Fabri* Prof. der Philos. *Elementargeographie. Erster Theil.* Dritte durchgehends umgearbeitete Auflage. 1794. 452 S. gr. 8.

Auch hier bemerkt man überall die Sorgfalt, womit der Vf. Veränderungen die seit der 2ten Auflage vorgegangen, nachgetragen, Zusätze eingeschaltet, und Unrichtigkeiten verbessert hat. Es wird sich also dieses Lehrbuch noch ferner in dem Ruhm eines der brauchbarsten Hülfsmittel beym ersten Unterrichte der Kinder in der Geographie zu seyn, behaupten; selbst Lehrern, die andere Bücher z. B. das von Hn. Gaspari zum Grund legen, wird es bey der Wiederholung nützliche Dienste leisten.

Leipzig u. Budissin, b. Deinzer: *Reise nach dem Nordpol* aus dem Tagebuch eines Grönlandfahrers, herausgegeben und mit Anmerkungen vermehrt von *J. C. S.* 1791. 52 S. 8.

Die Leser haben dadurch nichts verloren, dass wir diese Schrift so spät anzeigen. Wir gedenken ihrer bloss der Vollständigkeit wegen. Der Vf. ist ein nun schon verstorbener Chirurgus, *Hertwig*, der die Reise nach

nach Grönland mitgemacht hat, das Jahr ist nicht einmal genannt. Er mag ein guter ehrlicher Mann gewesen seyn. Wir zweifeln nicht an der aufrichtigen Erzählung seiner Fahrt nach Grönland, ohne die geringste Erdichtung, und ohne irgend eine andere Nebenabsicht zu erreichen, als nur die, dem Verlangen seiner Freunde ein Genüge zu thun, und ihre Neugierde zu befriedigen. Und dabey hätte der Sohn des guten Mannes und der Herausgeber es sollen bewenden lassen. Denn sonst enthält die Reise im Grunde lauter bekannte und oft schon besser gesagte Dinge. Ein gewisser Mag. Trample soll überdiess schon vor etwa 10 Jahren eben diess Manuscript zu bearbeiten sich erdreistet haben, mit dessen Arbeit der jetzige Herausgeber aber gar nicht zufrieden ist. Von der wenigen geographischen und Naturhistorischen Kenntniss des Vf. findet man auch hier Beweise genug. Nur eine unbedeutende Anmerkung von dem Herausgeber unter dem Text S. 45. hat Rec. bemerkt. Einige Anmerkungen über die Grönländer hat er, wie er selbst versichert; aus *Sanders* Schrift über die Weisheit und Güte Gottes in der Natur erborgt.

GESCHICHTE.

1. Leipzig, b. Gabler; *Vertheidigung Ludwig des Sechszehnten, aus dem Französischen des Herrn von Lally-Tolendal.* 1794. 234 S. 8.

2. Chemnitz, b. Hoffmann: *Ludwig XVI. vor Deutschlands Richterstuhl, oder Gemälde aller Greuel und Misshandlungen, die dieser unglückliche König erdultet* (erduldet) *hat.* 1793. 160 S. 8.

3. Augsburg, b. Bürglen; *Gespräch im Reiche der Todten zwischen König Ludwig XVI. Leopold II. und Gustav III..* 1793. 59 S. 4.

1. Des edeln *Lally-Tolendal* Vertheidigungsschrift ist nicht durchaus ein Muster eines guten Vortrages: neben einfachen und kraftvollen Stellen enthält sie auch gesuchte, und wortreiche; die Lage in der sie geschrieben ward, hätte wohl noch grösre Mängel entschuldiget.

Eben deshalb aber musste sie, wenn sie übersetzt werden sollte, einem geschickten Uebersetzer in die Hände gerathen. Der gegenwärtige ist allenthalben, wo sein Original durch ungekünstelte Beredsamkeit glänzt, hinter demselben zurück geblieben, und scheint es da, wo es dunkler und gesuchter wird, nicht immer ganz verstanden zu haben. Zum Beweise des letztern, und zugleich zu einer Probe des Styls diene die Stelle des Einganges wo *Lally*, von dem *wunderbaren Interesse* spricht, welches der König, ungeachtet aller Bemühungen seiner Feinde, ihn herabzusetzen, immer noch in den Augen der ganzen Welt behielt: „Wer ist denn der Mann, dem so viele Drangsale, so „viele *Autoritäten* (*volontés*) so viele Kräfte, nicht je„ne *anziehende Einnehmlichkeit* haben rauben können, „welche das Verhängniss in seine Person gelegt hat“ (der Sinn dieser Stelle ist gänzlich verfehlt: Im Original heisst es *dépouiller de l'interêt attaché à sa personne par la necessité.* Wo ist hier von *anziehender Einnehmlichkeit* die Rede?) „Es ist der directe Abkömm„ling, der rechtmäfsige Erbe jener fünf und sechzig „Könige — — den Rechte des Bluts, ein vierzehn„hundertjähriges Herkommen und die *gleichhellige* Ein„stimmung der Franzosen mit jener erhabnen *Magi„stratur* bekleidet hatten, welche wir Königthum nen„nen, dessen Nahme mit dem Gesetz so *wesentlich „verschmolzen* war, dass er auch dann noch dessen „*Inhaber* (dépositaire) und Organ blieb als er (es) schon „nicht mehr schuf. u. s. f.“ Da wo der Vortrag bloss *historisch* wird, ist die Uebersetzung gröfstentheils richtig, und im gewöhnlichen Verstande des Wortes, treu.

2. Die Hälfte dieses elenden Geschreibsels ist eine schlechte Uebersetzung der Vertheidigungsrede des *Deseze.* Vielleicht noch ein Glück für den, welcher sich durch den Titel verleiten liess, dieses Büchlein zu kaufen. Denn, was der Vf. *ex propriis* zu Markte bringt, ist unter aller Kritik.

3. In einer kurzen vorläufigen *Nachricht* versichert der Vf.: „er habe bloss, nach Auftrag des Hn. „Verlegers, die Absicht gehabt, denjenigen, die grösre „Werke wegen höherm Preise nicht kaufen kön„nen, — — die Hauptumstände der Revolutionsge„schichte kürzlich zu beschreiben. — — Er liefert da„her hier aus mehrern grössern Werken einen kurzen „Auszug. u. s. f.“ — Hat man aber je gehört, dass man einen *historischen Abriss* in ein *Gespräch im Reiche der Todten* einkleidet? Und sollte man diess veraltete Gewand jetzt wieder hervorsuchen, wenn man nicht von Witz und Laune überfliesst? Sollte man es wagen, wenn man nichts besseres ans Licht zu bringen weiss, als folgendes: (S. 13.)

„*Gustav* III. Ich lausche nun mit horchenden Oh„ren begierig, Ludwig, Ihr Schicksal noch weiter zu „vernehmen.“

„*Ludwig XVI.* Trauriges Geschäfte für mich! doch „Ihnen: als herzlicher Theilnehmer, will ich mein „ferneres Schicksal, das Ihnen nach Ihrer Ermordung „noch unbekannt scheinet zu seyn, kürzlich erzählen. „Im Tempel war seit dem 10ten August 1792. für mich „und meine Familie der Aufenthaltsort. u. s. f. — —

„*Gustav.* Ist es nicht schaudernd eine solche Be„handlungsart erfahren zu haben? O, öfters geblende„ter Freyheitsgeist, führst du darinnen deinen Ruhm, „Unschuldige in Fesseln zu legen?“

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 9. August 1794.

PHILOSOPHIE.

JENA, b. Cuno's E.: *Ueber den Versuch einer Kritik aller Offenbarung.* Eine philosophische Abhandlung von M. *Friedrich Immanuel Niethammer,* Adjunct der philosophischen Fakultät (nunmehr Prof. der Philosophie) zu Jena 1792. 117 S. 8.

Diese Abhandlung kündigt ihren Vf. als einen Mann an, von dessen Scharfsinn und Forschungsgeist die Philosophie manche schätzbare Früchte erwarten darf. Hr. N. schrieb sie, ihrer ersten Bestimmung nach, als eine akademische Streitschrift und zu einer solchen hätte er in der That keine zweckmäsigere Materie wählen können, als die ihm ein eben damals erschienenes Werk darbot, das mit Recht die grösseste Aufmerksamkeit auf sich zog, und das, trotz so mancher Bemühung, es gleich Anfangs herabzuwürdigen, immer seinem Vf. grosse Ehre erworben hat, und die Grundlage zu allen künftigen Untersuchungen über Offenbarung bleiben wird, wofern sie anders von einem festen Princip ausgehen sollen. Ausser dem nächsten Zweck, einen so wichtigen Gegenstand bey dieser Gelegenheit öffentlich zur Sprache zu bringen, hatte er noch die allgemeine Absicht; durch einen zweckmäsigen Grundriss der Kritik aller Offenbarung, und durch eine mit Rücksicht auf die Bedürfnisse gewisser Leser geordnete Zusammenstellung der Hauptmomente ihres Inhalts, den Gegenstand selbst mehr allgemein verständlich und einleuchtend zu machen, und dadurch vielleicht einige Schwierigkeiten wegzuräumen, welche einem oder dem andern Leser das Verfahren der Kritik selbst erschweren könnten. Diese Absicht dürfte durch den im zweyten Abschnitte gelieferten fasslichen Grundriss jenes Werks auch wohl ziemlich erreicht werden. Um dieselbe noch besser zu erreichen, schickt Hr. N. im ersten Abschnitt noch einige vorbereitende Betrachtungen über folgende Punkte voraus:

1. *Ueber die Entstehung des Begriffs einer Offenbarung*, die er in der Kindheit der Völker bey den noch ungebildeten Söhnen der Natur aufsucht, die bey auffallenden äussern und innern Naturerscheinungen da, wo sie keine bekannte Ursache fanden, eine unbekannte setzten, welche ihre Gottheit hiess.

2. *Ueber den Begriff der Offenbarung überhaupt*, die er im engsten Sinne durch eine *von Gott unmittelbar geschehene Belehrung* erklärt, und hiebey zeigt, dass zu jeder möglichen Erkenntniss, dass eine gewisse Belehrung eine göttliche Offenbarung sey, eine von der Gottheit unmittelbar hervorgebrachte Wirkung in der Sinnenwelt d. i. *Wunder* gehört.

3. *Ueber die Bestimmung des Inhalts einer Offenbarung*, von welchem er zu zeigen sucht, dass er weder der *Form*, noch der *Materie* nach, sich aus dem Begriffe der Offenbarung bestimmen lasse. Denn gesetzt, die für eine gewisse Lehre vorhandenen Thatsachen wären hinreichend, ihren unmittelbaren göttlichen Ursprung zu erweisen; so müste die Vernunft dieselbe nicht nur ohne alle Rücksicht auf die *Form* ihres Inhalts, ob dieser unbegreiflich, ob er allen Gesetzen unsers Denkens widersprechend, ja ob er sogar dem Gesetz unserer praktischen Vernunft entgegen wäre — dennoch als wahr und untrüglich annehmen, sondern eben dieses müste sie auch ohne alle Rücksicht auf die *Materie* des Inhalts thun, gesetzt auch, dass diese nicht bloss Moralität und Religion, sondern theoretische Erweiterung der Erkenntniss aller Art zum Zweck hätte. Diese Schlüsse scheinen dem Rec. nicht befriedigend. Denn liesse es sich durch Thatsachen *hinreichend erweisen*, dass eine gewisse Belehrung unmittelbar von Gott sey; so wäre ja hiedurch eines Theils ihre untrügliche Wahrheit zugleich mit erwiesen, mithin wäre die Vernunft vor aller Besorgniss, irgend etwas, was den Gesetzen unsers Denkens oder der praktischen Vernunft entgegen wäre, in ihr anzutreffen, vollkommen gesichert, und die Sphäre ihrer Thätigkeit würde in diesem Falle zwar allerdings bloss darauf eingeschränkt seyn, den wahren *Sinn* ihres Inhalts zu entwickeln, die *Scheinwidersprüche* zu heben, und für die, die ihn erst mittelbar durch andere empfangen hätten, vor allen Dingen seine *Aechtheit* zu untersuchen, indessen würde sie hiedurch im Grunde gar nicht verengt werden, sondern eben so gross bleiben, als wenn man mitunter unrichtige Lehren zu besorgen hätte. Anderntheils liegt es eben so klar schon im Begriffe einer *göttlichen* Belehrung, dass ihr *Endzweck* durchaus kein anderer, als Beförderung der Moralität seyn könne, denn der *Heilige* kann schlechterdings keinen andern haben, und Rec. sieht daher nicht ein, wie Hr. N. dieses S. 28 als zweifelhaft vorstellen konnte. Nun ist unter allen Beförderungsmitteln der Moralität *Religion* das erste und unentbehrlichste, indem ohne Glauben an Gott und Unsterblichkeit das praktische Gesetz sich selbst widersprechen würde. Also liegt es schon im Begriffe einer Offenbarung, dass die Hauptgegenstände derselben *Moral* und *Religion* seyn müssen, und da von Gott und dem Leben nach dem Tode, als übersinnlichen Gegenständen, gar keine *theoretische objective* Erkenntniss für uns möglich ist; so folgt zugleich von selbst, dass eine *objective theoretische* Erweiterung unserer Religionskenntnisse kein Gegenstand einer Offenbarung seyn könne. Das einzige, was der Offenbarungsbegriff hierin unentschieden liesse, wäre also Erweiterung unserer *subjectiven*

ven Religionskenntniſſe, d. i. Eröfnung gewiſſer uns gänzlich verborgener *Ideen* von Gott, und gewiſſer für unſere Moralität und Beruhigung von ihm getroffenen auſſerordentlichen Veranſtaltungen dergleichen, z. B. unzählige Chriſten von je her in der Lehre des Evangeliums anzutreffen geglaubt, haben. Soll daher der Offenbarungsbegriff auch eine dergleichen ſubjective Ideenerweiterung in der That ausſchlieſsen; ſo muſs bewieſen werden, daſs ſie widerſprechend ſey. Was aber die Naturobjecte betrift, von denen allein objective theoretiſche Erkenntniſs für uns möglich iſt, ſo läſst es zwar der Begriff einer unmittelbaren göttlichen Belehrung an ſich unentſchieden, ob dieſelbe zur Beförderung der Moralität nicht wirklich ein Gegenſtand der Offenbarung ſeyn könne (S. 29), und ſie könnte durch gedachten Begriff, nur unter der Bedingung ausgeſchloſſen werden, wenn hieraus für unſere Kenntniſſe überhaupt der Nachtheil, den eine von Hr. N. S. 30 angeführte Stelle aus einer allerdings vortrefflichen Schrift beſorgt, wirklich zu fürchten wäre, weil das, was die freye Entwickelung und Thätigkeit der Vernunft hemmt, unmöglich Zweck der Gottheit ſeyn kann. Da aber dieſe Stelle zu viel beweiſt, indem hieraus offenbar folgen würde, daſs aller Unterricht, und das ganze Erziehungsgeſchäfte überhaupt das verderblichſte Uebel für die Menſchheit wäre; ſo pflichtet Rec. Hn. N. allerdings bey, daſs der bloſse Begriff einer unmittelbaren göttlichen Belehrung über dieſen Punkt nichts beſtimmt. Geſetzt indeſſen, eine durch Thatſachen hinreichend erwieſene Offenbarung enthielte unter ihren Lehren, zu beſſerer Beförderung der Moralität durch ſchnellere Cultur des Verſtandes auch objective Naturkenntniſſe; ſo würden dieſe doch, als Gegenſtände des Wiſſens, von deren Wahrheit der Vernunft ſich ſelbſt zu überzeugen im Stande iſt, zu ihrer *Beglaubigung* jene übernatürliche Thatſachen gar nicht nöthig haben, ſo wenig, als das Moralgeſetz und die mit ihm unzertrennlich zuſammenhangenden Poſtulate der praktiſchen Vernunft zu ihrer *Beglaubigung* eines *Wunders* bedürfen, ſondern die geſchehenen Wunder müſsten in dieſem Falle einen ganz andern Zweck haben, den auch der Verfaſſer der Kritik aller Offenbarung vortrefflich entwickelt hat.

4. *Von dem theoretiſchen Ueberzeugungsgrunde für das Daſeyn einer Offenbarung.* Dieſer beruht auf der Möglichkeit der Ueberzeugung, daſs ein gewiſſes Factum entweder der Innen- oder der Auſsenwelt unmittelbare Wirkung Gottes ſey. Eine ſolche Ueberzeugung aber iſt weder durch *Anſchauung* möglich, weil Urſache als Begriff, und Gott als ein überſinnliches Weſen keine Objecte möglicher Anſchauung ſind, noch durch einen *Schluſs*, weil daraus, daſs ein Factum aus den uns *bekannten* Naturgeſetzen nicht erklärbar iſt, weder folgt, daſs es überhaupt nicht durch Naturgeſetze möglich ſey, noch, daſs es gerade durch die Cauſalität Gottes, und nicht etwa durch die Cauſalität irgend eines andern überſinnlichen Weſens bewirkt ſey. Die Gegner der Offenbarung haben alſo vollkommen Recht, die Unerweiſslichkeit derſelben zu behaupten, aber offenbar eben ſo Unrecht, wenn ſie ihre Unerweiſslichkeit für einen Beweis ihres Nichtſeyns halten, da es doch etwas ganz anders iſt: nicht einſehen, daſs etwas wahr iſt, oder einſehen, daſs es nicht wahr iſt. Der ganze Streit, in wiefern er durch *Erkenntniſsgründe*, objectiv entſchieden werden ſollte, muſs alſo auf immer unausgemacht bleiben. Ja geſetzt auch, daſs eine Belehrung, welche eine ſolche Sanction durch eine auſserordentliche Erſcheinung erhält, noch ſo zweckmäſsig, der Weisheit und der Güte Gottes ſo angemeſſen, den Menſchen ſo heilſam und nützlich, ihrem Sinne nach ſo unerforſchlich und doch, ſo bedeutungsvoll, ihren Inhalt nach ſo erhaben und heilig, und mit Einem Wort Gottes ſo ganz würdig iſt: — ſo erklärt Hr. N. es doch eines philoſophiſchen Kopfes ganz unwürdig, den göttlichen Urſprung derſelben — der doch zum wenigſten nicht unmöglich iſt, — als das wahrſcheinlichere anzunehmen, und da die Lehre ſelbſt für uns moraliſch ſo ſchwache Geſchöpfe von ſo wichtigem praktiſchem Nutzen ſeyn kann, ſie zu unſerer Unterſtützung im Guten zu *glauben*. Dergleichen Declamation, die alle freye Unterſuchung tödtet, wünſcht Rec. als wider die Würde des Philoſophen ſtreitend, überhaupt weg, beſonders aber bey einem ſo wichtigen Gegenſtande, und wo die Sache ſelbſt nicht einmal klar iſt. Denn wenn Hr. N. alles *Glauben* aus *theoretiſchen* Gründen für unphiloſophiſch erklärt; ſo verwirft er auch den *doctrinalen* Glauben, der etwas um eines *ſubjectiven* Bedürfniſſes der *theoretiſchen* Vernunft willen, für wahr hält, z. B. wenn man deſshalb eine höchſte Intelligenz annimmt, weil die Vernunft in der Nachforſchung der Natur überall zweckmäſsige Einheit vorausſetzen muſs, da doch *Kant* ſelbſt, der hierin gewiſs, ſo ſtrenge als möglich iſt, zugeſteht: er könne ſelbſt in dieſem *theoretiſchen* Verhältniſſe ſagen, daſs er *feſtiglich* einen Gott *glaube*, und daſs der Ausdruck des Glaubens in dieſem Falle ein Ausdruck der Beſcheidenheit in objectiver Abſicht, aber doch zugleich der *Feſtigkeit* des *Zutrauens* in *ſubjectiver* ſey. Allein wer eine Offenbarung aus den von Hn. N. angeführten Gründen glaubt, der hält ſie nicht einmal aus einem bloſsen theoretiſchen Bedürfniſſe, für wahr, ſondern vorzüglich aus einem praktiſchen, weil er dieſen Glauben für ein nothwendiges ſubjectives Beförderungsmittel ſeiner Moralität hält, und er dabey zugleich die völlige Sicherheit hat, daſs er nie eines Irrthums bey dieſer Annahme werde überführt werden können. Ein Glaube aus dieſer Quelle aber iſt ja einerley mit dem, welchen Hr. N. S. 112 ſelbſt als philoſophiſch und *für uns* völlig gültig erklärt. Auſserdem aber ſcheint ſelbſt bey der Behauptung, daſs wir nie ſicher wiſſen können, ein Factum ſey nicht durch Naturgeſetze möglich, das bloſse Berufen auf die Eingeſchränktheit unſerer Naturkenntniſſe dem Rec. heut zu Tage bey weitem nicht befriedigend. Denn da wir nunmehr vermittelſt der Kategorieen nicht nur alle *metaphyſiſche* Naturgeſetze in ihrem ganzen möglichen Umfange kennen, ſondern auch das *Princip* wiſſen, auf welchem ſie beruhen, nemlich weil ohne ſie keine empiriſche Erkenntniſs von Gegenſtänden d. i. keine Erfahrung möglich iſt; ſo entſteht jetzt allerdings die Frage; ob ſich nicht Facta denken laſſen, von denen der Charakter des Uebernatürlichen objektiv erweiſslich wäre

wäre, und ob nicht namentlich viele von denen, die uns vom Stifter der christlichen Religion erzählt worden, in diese Classe gehören? Wenn ich z. B. Wasser, das ich in ein Gefäss goss, binnen wenigen Augenblicken in köstlichen Wein verwandelt, oder einen in völliger Fäulniss liegenden Körper schnell ins Leben zurückkehren sähe; so würde ich wohl schwerlich Bedenken tragen, mit apodiktischer Gewissheit zu behaupten: diese Facta waren *durch Naturgesetze* schlechterdings unmöglich, weil sonst alle Möglichkeit der Erfahrung wegfiel. Denn wäre das erstere Factum durch Naturgesetze möglich, so könnte ich niemals mit objektiver Gewissheit sagen: was ich ins Gefäss giesse ist *Wasser*, weil ich nicht wissen könnte, ob nicht während der Zeit, da ich den Begriff: *Wasser* denke schon statt dessen Wein da wäre, und wäre das *zweyte* Factum *durch Naturgesetze* möglich; so könnte ich nie sagen: der Mensch ist todt, und ihn beerdigen lassen, weil er vielleicht, mittlerweile da ich dieses sagte, ihn dem Grabe übergab, schon wieder lebendig seyn könnte. Wäre aber von einem Facto, das zur *Beglaubigung* einer Lehre ausdrücklich angekündigt worden, objectiv erweislich, dass es nicht durch Naturgesetze möglich sey; so wäre es zugleich apodiktisch erwiesen, dass es durch die Causalität *Gottes* bewirkt sey, weil es schlechterdings wider die Moralität des höchsten Wesens streitet, Facta, die in der That übernatürlich sind, zur Beglaubigung der Lehre eines Betrügers zuzulassen, gesetzt auch, dass sich durch die Causalität irgend eines andern uns unbekannten übersinnlichen Wesens in der That möglich wären. Uebrigens aber versteht es sich von selbst, dass auch in diesem Falle eine objective apodiktische Gewissheit vom Daseyn einer Offenbarung aus Wundern nur für diejenigen Statt finden könne, die dergleichen Beglaubigungsfacta selbst wahrgenommen. Denn alle übrigen können sich demungeachtet *theoretisch* hievon nicht anders, als auf dem Wege der *historischen Glaubwürdigkeit* jener Thatsachen versichern.

5. *Von der Möglichkeit der Offenbarung*, wo Hr. N. zeigt, dass der Begriff ganz problematisch ist, so dass, weder die Möglichkeit noch Unmöglichkeit erwiesen werden kann.

6. *Vom praktischen Ueberzeugungsgrunde für das Daseyn einer Offenbarung*, der in folgenden Satze besteht: „Wenn zur vollständigen Erfüllung des Sittengesetzes Offenbarung erfodert wird; so läfst sich erwarten, dass eine Offenbarung wirklich sey."

MATHEMATIK.

Berlin und Stralsund, b. Lange: *Versuch einiger Beobachtungen über die Witterung der Mark Brandenburg besonders in der Gegend um Berlin*, von *Carl Ludwig Gronau*, zweyten Prediger der reformirten Parochialkirche, ordentlichen Mitglieds der Berlinischen Gesellschaft naturforschender Freunde. 1794. 315 S. 8. (1 Rthlr).

Der Vf. hat hier gesammlet, was er von Beobachtungen über die Witterung der Mark Brandenburg nur auftreiben konnte. Er fängt mit dem Jahre 177 vor Christi Geb. an. In diesem Jahre sey nach dem Livius und Sethes Calvisius eine so strenge Kälte, vermuthlich in Italien, gewesen, dass fast alle Bäume erfroren sind, wie müsse es also nicht in der Mark Brandenburg ausgesehen haben? (Man sieht hieraus warum der Vf. sehr oft auch die Witterungen anderer Länder mit aufgenommen hat. Sie sollen vermuthlich in den folgenden Theilen dieses Buches, zu Schlüssen in Absicht auf die Witterungskunde der Mark Brandenburg benützt werden.) Die Beobachtungen gehen bis zum Jahre 1791, doch fangen sich die detaillirten, und die Mark Brandenburg selbst betreffenden, erst mit dem Jahte 1701 an. Die in den letzten Jahrzehenden hat der Vf. selbst angestellt, ältere hat er aus des ehemaligen berlinischen Astronomen Kirchs meteorologischen Nachlasse, und andern ihm von guten Freunden mitgetheilten Hülfsmitteln gezogen. Was rückwärts 1701 von Witterungen vorkommt, ist theils aus Pilgrams Witterungskunde (Wien 1788) theils andern dem Vf. zu Gesichte gekommnen Annalen geschöpft, betrift aber, wie gesagt, nicht gerade die Mark Brandenburg, sondern auch andere Länder, kann also überhaupt zu Vergleichungen dienen — Der Vf. war anfänglich willens, diese Reihe von Beobachtungen erst mit dem gegenwärtigen Jahrhunderte zu schliessen. Da er aber nicht wissen könne, ob er dieses meteorologische Jubiläum erleben werde, oder er alsdann noch im Stande seyn konnte, Wetterbeobachtungen aufzusetzen, so begnüge er sich hiermit nur die ersten 91 Jahre einstweilen den Liebhabern der Meteorologie mitzutheilen, und hoffe den Rest, der erst im Jahr 1801 die völlige Zahl der 100 Jahre beschliesse, in einem 2ten Theile, so wie in einem 3ten die Resultate aus diesem Beobachtungen, und die Gründe worauf man die Vorherkündigung der Witterung, die Wiederkehr gewisser Perioden u. d. gl. gebaut habe, nachfolgen zu lassen. Unserem Bedünken nach dürften diese Resultate wohl nur ein Zeitvertreib seyn, so wie alle bisherigen meteorologischen Cykel in den Köpfen derjenigen, welche sich überreden können, in dem ungeheuren Ocean atmosphärischer Auflösungen und Niederschläge einmal einen Silberbaum zu finden.

Paris, b. Désaints W.: *Traité de Navigation*, conténant la Théorie et la Pratique du Pilotage, par *Bouguer*. Troisieme Edition, augmentée de plusieurs notes et additions par M. *de la Lande*. 1792. 8.

Die erste Ausgabe des *Bouguer'schen* Werks über die Schiffahrt erschien bereits 1753. Nach Bouguers (1758 erfolgten Tode veranstaltete *de la Caille* 1760 die 2te Ausgabe, welcher er einiges zusetzt, anders abkürzte. Diese La Caille'sche Ausgabe wurde beynahe unverändert 1769 und 1781 wieder abgedruckt. Nachdem auch hievon die Exemplarien sich vergriffen hatten, und eine neue Ausgabe nothwendig schien, so übernahm Hr. *de la Lande* diese Ausgabe, welche er, ohne Rücksicht auf die zwey letztgenannten, die dritte nennt. Sie verdankt ihm mehrere nützliche, hin und wieder auch literarische Zusätze, auch Ergänzung einiger Stellen durch so viele Theorie, als der Schiffer braucht, um von manchem vorher bloss historisch angezeigten Verfahren die Gründe genauer einzusehen.

hen. Was die Schiffahrtskunde durch neue und bequemere Methoden, hauptsächlich in Absicht auf Längenbestimmung, seit Bouguer und de la Caille gewonnen hat, ist am gehörigen Ort eingeschaltet. Diese neue Ausgabe des Bouguerschen *Traité de Navigation* durch Hn. de la Lande steht übrigens in keinem Zusammenhang mit dem (vorhin angezeigten) *Abrege de Navigation* des nemlichen Verfassers.

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. *Dresden*, b. Walther: *Entdecktes Geheimniss der allgemein vorhandenen brauchbarsten Gährungs - Mittel zum Backen, Brauen und Brandweinbrennen*, mit Vergleichung der *Meſtmacherischen*, *Wegnerischen* und *Weſtrumb'schen* und meiner verbesserten Gährungs - Arten; auch Lehre, ein Fünftheil mehr Brandwein zu erhalten, vom Kurfürstl. Sächsl. Kommissionsrath *Riem*, beständigen Sekretär der ökonomischen Societät, und Mitglied mehrerer ökonomischen und naturforschenden Gesellschaften. Als Beylage zu meiner neuen Sammlung. 1793. 52 S. 8. Es ist seit einiger Zeit mit Geheimnisskrämereyen des Unfugs viel und mancherley getrieben, aber auch von manchem Edeldenkenden öftere Beschwerden gegen die Abstellung dieser Prellereyen laut genug gesagt worden. Der Vf. gegenwärtiger Schrift, Hr. C. R. *Riem*, ist einer dieser wackern Männer, welcher sich dergleichen Arten von Erwerbungsfucht aus allen Kräften widersetzt hat, und hoffentlich dadurch manchem Unkundigen die Louisd'or erhalten hat, welche der Bude eines Geheimniss - Krämers, ohne diese kleine Schrift, zugewandert wären.

Wenn man erwäget, welch ein nöthiges Hülfsmittel die Bierhefen bey der Brandweinbrennerey Bier - und Essig - Brauerey u. s. w. abgeben, und mit wie vielem Kostenaufwand diese Hefen oft von entfernten Orten herbeygeschaft werden müssen, besonders wenn diese Geschäfte im Grossen betrieben werden; so muss man gewiss solchen Männern, wie den Freyherrn von *Meſtmacher*, *Riem* und *Weſtrumb* danken, dass sie ein Surrogat, welches die Stelle jenes Mittels grossentheils ersetzt, auf eine so uneigennützige Weise öffentlich bekannt machten.

Um so mehr aber ist es zu bewundern, wenn sich diesem ungeachtet noch Leute, wie in Braunschweig und Hamburg finden konnten, welche dem Publikum ein ähnliches Ding, unter dem Titel eines Geheimnisses, für einen und zwey Louisd'or, selbst mit Abfoderung eines Eydes (???) für dessen Verschweigung, ansinnen können. In gegenwärtigen Bögen stellet Hr. *R.* die verschiedenen Gährungsmittel, als: das *Meſtmacherische*, *Weſtrumb'sche* und die seinigen neben einander — sie weichen im wesentlichen wenig von einander ab. Dann beschreibt er das sogenannte *Wegnerische*, so wie es ihm von einem Freunde, auf einem gedruckten Blatte, mitgetheilt worden.

Hoffentlich erspart Rec. manchem Leser den Louisd'or wenn er das ganze Verfahren hier einrückt: S. 33. 36. *das Gährungsmittel.* Wenn man abgekühlt und das gewöhnliche Gährungsmittel, nemlich recht guten Geest oder Bierhefen in das Küfen gethan, und durchgerühret hat, so lässt man es damit dreyviertel Stunden stehen, damit es sich senket, und die Masse oben klar wird, alsdann nimmt man aus einem Kufen von 4 Berliner Scheffel oder 300 Pfund Schrot, 16 Eymer (der Eymer zu ohngefehr 9 Kannen, 108 Kannen 11 Ohme gerechnet) so dünne ab, als man es nur abschöpfen kann. Diese 16 Eymer kommen zusammen in ein besonderes reines Küfen, das nicht am Feuer sondern kühl stehen muss. Man nimmt eine kleine Hand voll Hopfen, streuet solchen drüber, und deckt es zu. Diese 16 Eymer geben nun den folgenden Tag das Gährungsmittel ab. Des Nachts kommt dieses in eine Gährung, und es setzt sich ein Schaum oder Geest darauf, mit dem man auch wohl Bier in Gährung bringen kann. Will man den folgenden Tag wieder abkühlen, so läst man an das Küfen so viel fehlen, dass die 16 Eymer noch hineinkommen, ehe man sie aber hineinthut, rührt man die Masse stark um, und das thut man auch, wenn man das Ferment hineingethan hat; man muss deswegen zum Aufbehalten des Gährungsmittels zwey Küfen haben — das was man gebraucht hat, wird sogleich mit heissem Wasser rein ausgespühlt, und bleibt ledig stehen auf den folgenden Tag; alle Wochen einmal, thut man die beyden Gährungsküfen voll reines kaltes Wasser, und läst's über Nacht darin stehen. Man verfährt übrigens den dritten, vierten und folgende Tage, wie den zweyten Tag, und so gibt eine Küfe mit Zusetzung des Hopfens dem andern das Gährungsmittel ab. Diess ist die ganze Procedur. Wollte man es unter drey Viertelstunden herausnehmen, so hat es nicht die Stärke, weil die gährensollende Masse noch nicht von dem Ferment genug beseelt worden. Nimmt man es später heraus, nemlich: nach Verlauf von 3 bis 4 Stunden, da sich die Gährung völlig zeigt, so würde das Ferment eine zu frühe Säure bewürken, welches von den aufkommenden Träbern herrührt, mithin schädlich seyn. Auch darf die gährende Masse da nicht mehr gestöret werden, denn selbst Klopfen und Stossen an die gährenden Küfen ist nicht gut. Das ganze Geheimniss beruhet auf dem rechten Zeitpunkt, und die Zuthat des Hopfens, und die Bewahrung des Gährungsmittels für die Säure. Bey grosser Hitze die dem Brandtweinbrenner, wie bekannt, schädlich ist, ist der Versuch nicht sicher zu machen, so wenig als man von dem besten Geest den stets gehörigen Brandwein bekömmt, oder gut Bier brauen kann. Das erste Kufen kann etwas weniger geben, weil einige Eymer herausgenommen sind, die folgenden aber nicht. Das Bierbrauen, da nemlich ein Getränk dem andern das Ferment liefert, und das *ad infinitum* fort, hat mich auf jenen Gedanken gebracht — nur den Zeitpunkt zu treffen, und es vor zu früher Säure zu bewahren, darauf habe ich lange vergebens gedacht, bis ich es gefunden. Ich glaube die Sache kann noch weiter getrieben werden, so dass man von einem Kufen so viel Geest erhielte, womit zehn andere in gehörige Gährung zu bringen wären — doch ist diess bisher nur eine blosse Spekulation, wovon ich indessen den Versuch machen werde, zweifele aber fast gar nicht an einem guten Erfolg. Ein jeder mache nun den Versuch von meiner angegebenen Methode sorgfältig, so wird er sicher finden, dass die Erfindung alles übertrifft, was bisher von dergleichen künstlichen Gährungsmitteln bekannt geworden, und keiner wird mit gutem Gewissen sagen können, dass es ihm nicht das wenige Geld hundertfach werth sey, dasfür den Erfinder über das Drittheil mit Kosten aufgeht, hoffet daher, dass ein jeder seinem Eyd getreu, es für sich allein benutzen, und damit der Erfinder für seine grosse Mühe belohnt werde, bey seinen Freunden empfehlen wolle. Bey warmer Witterung giesse man den Liquor in das Gährungsmittel, es präservirt für Säure und Fäulung, bey kühler Witterung ist es entbehrlich."

Besagter Liquor wird S. 37. folgendermassen beschrieben: „Nimm ein Pfund Hopfen, ein Pfund Holzasche, ein Viertelpfund Salz, giesse darauf fünf Kannen Wasser, und lasse es eine Stunde kochen, giesse es reine ab, und verwahre diesen Extrakt in Bouteillen. Nimm davon zu dem Gährungsmittel, von vier Berliner Scheffel eine Achtel Kanne. Den Brenner zu täuschen, nehme ich etwas Brandwein darunter, bediene es mich Winter und Sommer, um ihn irre zu führen, und damit dieser das Geheimniss mehr in dem Liquor, als in der eben angezeigten Procedur suchet."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 11. August 1794.

PHILOSOPHIE.

WIEN, b. Stahel: *Von der Liebe des Vaterlandes.* Ein philosophisch-historischer Versuch. Erster Theil. 392. S. Zweyter Theil. 380 S. 1793. 8.

Den ersten Keim des empirischen Begriffs von *Vaterlandsliebe,* — eines Worts, das vielleicht nie so sehr gemisbraucht worden ist, als zu unsern Zeiten, dessen eigenthümlicher Sinn also völlig bestimmt zu werden verdient, — findet Rec. in der Anhänglichkeit an dem *Grund und Boden*, auf welchem der Mensch geboren wurde, sich nährte und erwuchs. Von diesem dehnte er sich auf die *gesellschaftliche* Verbindung mit den auf demselben Boden lebenden Menschen, und von diesen auf die *bürgerliche* oder *Staatsverfassung*, zu welcher dieser Boden mit seinen Bewohnern gehört, aus. Nach dieser letztern Ausdehnung des Begriffs beruht der Patriotismus auf der Anhänglichkeit an die Gegenden und deren Bewohner, die unter einer und derselben *Staatsverfassung* stehen. Dass es nicht *unter einem und demselben Regenten* heissen könne, erhellet daraus, dass mehrere Länder eines und desselben Regenten von verschiedener Verfassung seyn können, deren jede nur den Bewohnern ihres Landes, denen der übrigen aber nicht gefällt. Der *Patr.* dieser letztern Art kann keinen festen und dauerhaften Grund haben, so lange jene Anhänglichkeit ein Werk der blossen Gewohnheit ist, mit denselben Menschen an demselben Orte oder in demselben Lande zu leben, und mit ihnen auf irgend eine beliebige Weise regiert zu werden; denn man kann sich gar leicht an andere Menschen, an andere Oerter und Gegenden und an andere Regierungsweisen gewöhnen, man kann überzeugt werden, dass das bürgerliche System, in welchem wir leben, ungleich unvollkommner und mangelhafter sey, als andere, die wir kennen; jede Veränderung unserer Gesinnungen gegen unsere Mitbürger, jeder Gedanke an schönere und fruchtbarere Gegenden, bessere Regierungen und Staatsverfassungen, würde also auch unsere Anhänglichkeit an unser Vaterland erschüttern. Oder, wäre jemand für sein Vaterland und die Verfassung desselben, ungeachtet ihrer Gebrechlichkeit, die er entweder nicht bemerkte oder nicht achtete, eingenommen, so würde sein Patriotismus nur *blind* seyn, und dieser ersterben, so bald ihm die Augen aufgingen. Die Anhänglichkeit an unser Vaterland kann also nur dann von Beständigkeit seyn, wenn sie eine Wirkung der Ueberzeugung ist, dass durch die politische Verfassung, unter welcher wir leben, nicht allein der Zweck des Staats, nemlich die Sicherung der natürlichen und unverlierbaren, so wie der im Staate wohl erworbenen Rechte, durch äussere Zwangsgesetze, sondern auch der Endzweck aller Staatsverfassung, nemlich die Erziehung der Menschen zu einem Zustande, in welchem sie, unabhängig von äussern Zwangsgesetzen, in einem bloss *gesellschaftlichen* Verhältnisse, ihren eigennützigen Trieb durch das Gesetz ihrer eigenen Vernunft einschränken und regieren, am zuverlässigsten befördert und erreicht wird. Und einen solchen letzten Zweck aller Staatsverfassung müssen wir setzen, so lange er noch möglich ist, und der Staat noch als blosses Mittel zu einem höhern Zweck gedacht werden kann. Der Patriotismus besteht nach allem diesem in der aus der Ueberzeugung von der Güte und Zweckmässigkeit unserer Staatsverfassung entspringenden thätigen Anhänglichkeit an dieselbe. Je gegründeter jene Ueberzeugung ist, desto wahrer und ächter wird auch der *Patriotismus* seyn; aber mit der Erreichung jenes Endzwecks aller Staatsverfassung wird er auch aufhören, und der *Kosmopolitismus*, als eine in demselben Verhältnisse höhere Tugend, in welchem der durch den Staat zu bewirkende Zustand (das goldne Zeitalter der Dichter) vorzüglicher ist, als jener, an dessen Stelle treten.

Mit diesen Vorstellungen sind wir an die Lesung dieses weitläuftigen Werks gegangen, nach deren Vollendung wir weder unsere Begriffe zu ändern, noch unsere Einsichten in die Natur des abgehandelten Gegenstandes zu vermehren Gelegenheit gefunden haben. Der Vf. ist ein junger Mann, der von seinem Werke selbst sehr bescheiden urtheilt, und die Unvollkommenheit desselben mit seiner Lage, am Fusse der ungarischen Alpen, in welcher ihm, ausser wenigen ausgesuchten Werken, keine Büchersammlungen zu Diensten standen, und mit seiner Jugend entschuldigt. Wenn diese Bescheidenheit auf ihrer Seite Nachsicht verdient, so verlangt doch auch die Kritik auf der ihrigen, dass jene Nachsicht nicht auf Kosten der Wahrheit ihres Urtheils geschehe. Es muss also frey von uns gesagt werden, dass zwar dieses Buch kein verächtliches Product sey, und dass sein Vf. Aufmunterung verdiene. Er verräth allerdings Anlage zum Selbstdenken, und seine Schreibart ist gut und rein. Ueberall aber offenbaren sich Spuren der Unreife seiner Denkkraft und des Mangels an Gründlichkeit, wodurch sein Vortrag schleppend, mager und declamatorisch wird.

Das ganze besteht aus zehn Kapiteln, die durch beide Theile fortlaufen. *Erster Theil. Einleitung: Von dem Wachsthum und Abfall der Staaten, ihren Ursachen und Graden.* Die Stufen des Wachsthums und Abfalls gibt der Vf. so an: 1) *werdende* Staaten, durch weise Gesetzgeber oder Eroberer. 2) *Steigende* St. 3) *Blühende*

hende St., und 4) Staaten in ihrem *höchsten Flor*. Die höchste Blüthe ist Anfang der Schwäche, also: 5) *sinkende* St.; a) solche, deren Abnahme äusserer Glanz verhüllt; b) deren Verfall von aussen sichtbar ist; c) sterbende Staaten. Es fällt sogleich in die Augen, dass zwischen 2, 3 und 4 so wenig als zwischen a, b und c) sich ein realer Unterschied befinde; und folglich auch der Vf. statt wahrer unterscheidender Merkmale von jeder dieser sogenannten Stufen, nur unbestimmte, auf mehrere dieser Stufen passende Gemeinplätze aufstellen konnte. So sagt er z. B. von *steigenden* Staaten: „Das Ansehn der Gesetze wird immer mehr befestigt, der Staat durch Bündnisse mit benachbarten Nationen gesichert, und durch Genuss des Friedens beseliget. Künste werden erfunden, und zu immer grösserer Vollkommenheit gebracht. Der Staat bereichert sich durch Handlung, oder durch Bearbeitung der Landesproducte, oder durch beide Wege zugleich." Was hindert wohl, dieses auch von blühenden, und im höchsten Flor stehenden, Staaten zu sagen, und was ist zwischen *Blüthe*, die auch höchste Blüthe seyn kann, und höchstem *Flor* für ein Unterschied? Bey den *blühenden* Staaten „zeigt sich die Stärke der Nation in allen Theilen der Staatsverwaltung. Die Nahrungszweige werden immer mannichfaltiger. Die Industrie des Volks steigt. Gewerbe, Künste, Wissenschaften, Handlung gehen ihren ungestörten Gang. Die Nation *gleicht einem zur Vollkommenheit gediehenen an Früchten reichen Baum*. Und doch soll es noch einen höhern Grad, einen *höchsten Flor*, geben! „Die Nation hat nun die höchste Stufe ihrer *Grösse* erreicht. Sie gleicht der allen Stürmen trotzenden Eiche. Leider ist dieser Zeitpunkt des höchsten Flors der Staaten von kurzer Dauer. Die höchste Blüthe ist der Anfang ihrer Schwäche." Wenn dieser Ausspruch wahr wäre: so möchte man die Staaten wohl warnen, dieser gefährlichen Stufe nicht nahe zu kommen. Aber man sieht wohl, dass der Vf. über Zweck und Endzweck des Staats und die beiden angemessene innere Verfassung, Verwaltung und Gesetzgebung nicht klar dachte; es darf uns also auch nicht wundern, dass wir nicht erfahren, was er unter *Grösse*, *blühen* und *Flor* des Staats versteht. Eben so unbefriedigend und unbestimmt sind die zu diesen Stufen angeführten Beyspiele aus der Geschichte, deren sich der Vf. reichlich bedient, und weshalb er sein Werk einen *philosophisch-historischen* Versuch genannt hat. Die Staaten von Sparta und Athen, die als *werdende* Staaten, von weisen Gesetzgebern gegründet, angeführt werden, können auch als Beyspiele zu allen übrigen Graden des Steigens und Fallens mit gleichem Rechte gebraucht werden. Die *werdenden* Reiche Alexanders des Gr., Timurbegs, Dschingischans, Attilas wurden nicht aufgelöst, weil diese Regenten *unweise* Eroberer waren, sondern weil ihre Nachfolger nicht ihren Kopf und ihren Muth hatten. Auch der jüdische Staat hatte das Loos, unterjocht zu werden, und seine Selbstständigkeit zu verlieren, ungeachtet er, den der Vf. als Beyspiel eines auf dauerhafte Fundamente gegründeten werdenden Staats anführt, von *Moses*, der hier das *Muster eines weisen Volkserziehers* genannt wird, selbst gestiftet war. Phönicien, Karthago, die Niederlande und die Republik Venedig könnten nicht bloss als Beyspiele für *steigende*, sondern auch für blühende und in ihrem höchsten Flor stehende, mithin auch — da der höchste Flor der Anfang der Schwäche seyn soll — nebst Frankreich unter Ludwig XIV das hier nur als Beyspiel eines *höchstflorirenden* Reichs gilt, unter die Rubrik der *sinkenden* Staaten gestellt werden. Die Ursachen, oder, wie es der Vf. nennt, die sichersten Zeichen der *steigenden Grösse* der Staaten, sind Sittlichkeit und Patriotismus, die ihres *Verfalls*, Unmoralität, Schlaffheit und Eigennutz. Durch dieses bereitet sich der Vf. den Uebergang zu seiner Abhandlung vom Patriotismus selbst. Kap. I. Natur der Vaterlandsliebe. Entwicklung und Festsetzung des Begriffs; Bemerkungen. Der Begriff der VL. wird durch den Begriff des Vaterlands bestimmt, in wiefern darunter die *Nation* verstanden wird. Die Nation ist eine zusammengesetzte Gesellschaft, die einen allgemeinen Zweck hat, innere und äussere Sicherheit, sowohl des Lebens, als des Eigenthums; welcher Zweck das allgemeine Beste ist, zu welchem jedes Mitglied beytragen muss. Jeder Staat ist um desto glücklicher, je mehr die ganze Verfassung desselben auf die Erreichung dieses allgemeinen Wohls abzweckt; je bestimmter die Rechte und Verbindlichkeiten der einzelnen Glieder und Stände desselben sind; je mehr die einzelnen Bürger und Stände zum steten Streben nach dem allgem. Besten durch allgemeine Anstalten, das heisst, durch öffentliche und gemachte Gesetze, vornemlich aber durch Erziehung, gebildet werden. In diesem Zustande ist ein *gewisser Allgemeingeist* herrschend, d. i., jeder Bürger erkennt die Verbindlichkeit, zum Wohl des Staats mit beyzutragen. Es entsteht *Eifer* für das allg. Beste, der mit Aufopferungen mancher Art verbunden ist, und — *dieser thätige Eifer für das allgemeine Beste ist Vaterlandsliebe*. Allein 1) wird der Begriff der Vaterlandsliebe nicht bloss durch den Begriff des Vaterlands, als *Nation* genommen, bestimmt. Auch die besondern einzelnen Staaten einer Nation sind Vaterland, und ihre Glieder können Patrioten seyn. 2) Der Zweck des Staats ist in zu enge Grenzen eingeschlossen, da die Rechte des Menschen und Bürgers sich weiter als auf das blosse Leben und Eigenthum erstrecken. 3) Ist es unbestimmt gelassen, wie die Verfassung des Staats zur Erreichung seines Zwecks beschaffen seyn müsse; und ohne diese Bestimmung lässt sich der Begriff des Patriotismus schlechterdings nicht ausmitteln. 4) Die Rechte und Verpflichtungen der Staatsglieder und Stände können *völlig bestimmt* seyn, und in Ansehung derselben der Zweck des Staats gleichwohl verfehlt werden, weil einzelnen Bürgern und Ständen Rechte gegeben, und mehrern oder allen Bürgern Verbindlichkeiten aufgelegt werden können, welche, so bestimmt sie auch sind, der bürgerlichen Freyheit, oder dem allgemeinen vernünftigen Willen aller Staatsglieder widerstreiten. 5) Dass ein Staat desto glücklicher sey, wenn durch seine Verfassung, durch die Bestimmung der Rechte und Verbindlichkeiten seiner Glieder, durch öffentlich bekannt gemachte Gesetze, und durch Erziehung das allgemeine Beste befördert werden soll, ist weiter nichts, als ein blosser Zirkel; denn das Glück des Staats ist weiter nichts, als dieses allgemeine Beste

Beste, und umgekehrt. Wie durch kundgemachte Gesetze, die keine andere, als *Zwangsgesetze* sind, das Volk zum steten Streben nach dem allgemeinen Besten *gebildet* werden könne, sehen wir nicht ein. Eben so wenig 6) wie aus dem von dem Vf. geschilderten Zustande jener *Gemeingeist* herrschend werden, und ein thätiger *Eifer* für das gemeine Beste entstehen könne. In allen europäischen Staaten ist durch Verfassung, Bestimmung der Rechte und Verbindlichkeiten der Staatsglieder, und durch Gesetze das Leben und Eigenthum desselben gesichert; wir müssen aber gestehen, dass wir noch keinen kennen, in welchem jener sogenannte *Gemeingeist* und *Eifer* ganz allgemein und lauter herrschend wäre, oder in welchem ein Bürger sich willig entschlösse, alle Vortheile, die ihm ein anderer Staat darböte, aufzuopfern, um nur sein Vaterland, bloss um seiner Verfassung, seiner Gesetze und der Rechte willen, deren er sich in demselben zu erfreuen hat, nicht zu verlassen. Uebrigens ist 7) der Vaterlandsliebe hier ein gar zu eingeschränkter Spielraum gesetzt, und gerade ihr charakteristisches Merkmal übergangen. Ein Bürger kann für die Erhaltung der Sicherheit des Lebens und des Eigenthums seiner Mitbürger sich sehr thätig beweisen, ohne gleichwohl im eigentlichen Sinne des Worts *Patriot* zu seyn, und zwar aus dem Grunde, weil er durch Einsichten und Kenntnisse überzeugt ist, dass die politische Verfassung seines Landes weder den Zweck noch Entzweck des Staats zu befördern und wirklich zu machen geschickt ist. Aus demselben Grunde kann ein Staatsglied den guten Regenten verehren und lieben, ohne ein Patriot zu seyn, und als Patriot den schlechten hassen und verachten. Wenn bloss Gehorchen und seine Verbindlichkeiten als Bürger erfüllen, zum Charakter des Patrioten berechtigte, dann wäre freylich nichts leichter, als Patriot zu seyn; und wenn die Ueberzeugung von der Güte und Brauchbarkeit der Staatsverfassung zur Wirklichmachung des Zwecks und Endzwecks des Staats nicht der Grund des Patriotismus seyn soll, so ist freylich jeder seiner Pflicht gehorsame Unterthan, er mag unter *Franz II* und *Carl August*, oder unter *Tippoo Saheb* leben, — ein *Patriot*. „Die Liebe des Vaterlandes kann zur *Leidenschaft* werden, die ganz sich ihrer selbst vergisst, die zu erstaunlichen Aeusserungen der Kraft und zu den äussersten Aufopferungen uns hinreisst. Diese *leidenschaftliche* L. d. V. ist dem Vf. *Patriotism* im engern Sinn, oder *Enthusiasm fürs Vaterland*, gleichweit vom Kaltsinn und von blinder Schwärmerey entfernt; der, wenn er durch *Religion* und *Trieb der Ehre* zugleich angefeuert wird, den *höchsten Grad* erreicht.“ (Ein *leidenschaftlicher*, *enthusiastischer*, ein durch *Religion* und *Ehrtrieb angefeuerter* Patriotism soll *keine Schwärmerey* seyn! wer begreift das?) Da politische Freyheit und Gleichheit in jeder Regierungsform bestehen kann und sollte, indem die höchste Gewalt in einem Staate, er sey ein demokratischer, oder aristokratischer, oder monokratischer, nur der Verkündiger und Vollstrecker des allgemeinen vernünftig bestimmten Willens ist und seyn darf; so folgt auch, dass unter der Vaterlandsliebe der Bürger, nach welcher Form sie regiert werden mögen, kein Unterschied statt finde. Der Vf. ist aber anderer Meynung. Er behauptet, dass sich die Vaterlandsliebe nach den Regierungsformen auf die verschiedenste Weise modificire; dass der Republikaner sein Vaterland anders liebe, als der Unterthan eines monarchischen Staats. Der Bürger des *eigentlichen Freystaats* liebe zunächst seine *Freyheit*, sammt dem Antheil, den er an der Regierung seiner Republik habe. Der *aristokratisch* beherrschte, liebe zunächst die Gesetze, dann den Ueberrest der Freyheit, den die Regierer ihm gelassen hätten; der Unterthan eines Fürsten hingegen *zunächst* den Fürsten, dann auch die *Landesconstitution*, soweit sie mit dem allg. Besten vereinbar sey, und die Gesetze. (Nach dieser letzten Bestimmung würde sich der Patriotismus in monarchischen Staaten wieder in grössere und kleinere Portionen eintheilen lassen, je nachdem die Landesconstitution und die Gesetze mehr oder weniger mit dem allgemeinen Besten vereinbar wären. Kap. II. *Gründe der Vaterlandsliebe*. Sie sind: Gewohnheit, Ideenassociation und Wirkung der Einbildungskraft, bleibender Eindruck der ersten Empfindungen auf unser ganzes folgendes Leben, Eigenliebe, Eigennutz, Anhänglichkeit an Personen, denen wir Dankbarkeit für uns geleistete Wohlthaten schuldig sind, Dankbarkeit gegen das Vaterland für Nahrung und Sicherheit des Lebens und des Eigenthums; Theilnehmung an der Landesconstitution, *für welche wir aus* mehr oder *weniger vernünftigen Gründen eingenommen sind* (!), Theilnahme an dem Wohl der Nation, von welcher wir uns als Glieder eines Körpers betrachten; und endlich Pflichtgefühl, das aus dem Verhältniss des Bürgers zu dem Staat sich herleiten lässt. (Auf den einzigen wahren Grund der Vaterlandsliebe hat der Vf. keine Rücksicht genommen, und ob er wohl ihm nahe zu kommen scheint, wenn er S. 163. sagt: dass die Theilnahme an der Landesconstitution um desto mehr zur Vaterlandsliebe wirken müsse, je mehr wir Gelegenheit hätten, uns von der Weisheit und Wohlthätigkeit derselben zu überzeugen; so geht er doch vor ihm vorbey, ohne sich weiter mit ihm abzugeben, und zu bestimmen, inwiefern die Landesverfassung weise und wohlthätig sey, und ein Grund der Vaterlandsliebe werden könne. Noch eine Stelle, die uns besonders aufgefallen ist, schreiben wir zur Bestätigung unsers obigen Urtheils ab, und schränken uns in Ansehung der übrigen 8 Kap. auf eine blosse Anzeige ihres Inhalts ein. S. 160. will der Vf. die grosse Frage, wie er sie nennt, beantworten: *Was ist das allgemeine Wohl?* und da lautet dann seine Antwort so: „Das *allgemeine Beste* ist das *Wohl des Ganzen*, d. h.: das, was dem *ganzen Staat*, oder der *ganzen Nation* — nicht einer Volksklasse, und noch viel weniger dem Fürsten allein, am *zuträglichsten* ist. Es ist dem Wohl des ganzen Staats am zuträglichsten, wenn Ruhe und Ordnung im Staat gehandhabt, wenn das Ansehn der Gesetze heilig gehalten, wenn jedem Bürger Schutz und Gerechtigkeit ertheilt, und jeder Verbrecher ohne Standesrücksicht und ohne Ansehn der Person bestraft wird. Oft ist das allgemeine Beste nur das, was dem Staat, *das heisst*, der Nation, von welcher der Landesfürst das Haupt ist, *am wenigsten schäd-*

schädlich — was unter allen Uebeln, die den Staat treffen können, *das geringste* ist. Die nähere Bestimmung des allgemeinen Besten hat ihre grosse Schwierigkeit. Sie setzt Uebersicht der ganzen Staatsverfassung, sie setzt *Kenntniss des Nationalcharakters und der ganzen Staatskraft* voraus. Die Schwierigkeiten häufen sich noch mehr, wenn wir, was wir mit Grunde annehmen können, hinzufügen, dass Fürsten oft die wohlthätigsten Anstalten, durch welche sie das Glück ihrer Länder zu befestigen suchen, *verheelen* müssen, um diese Anstalten von inneren oder äusseren Feinden nicht vor der Zeit vereitelt zu sehen." III. *Aeusserungen der Vaterlandsliebe.* Thätigkeit für das gemeine Beste und Aufopferungen für das allgem. Wohl. IV. *Wirkungen der VL.* Sie veredelt die ganze Denk- und Handlungsart der Nation; sie ist ein sicherer *Beweis* der Blüthe und Glückseligkeit der Völker; sie ist das festeste Band der Staaten; sie macht die Völker unsterblich, und stellt sie andern zum Muster auf. *Zweyter Theil.* V. *Patriotische Züge und Charaktere aus der Geschichte der Phönicier und Karthaginenser, Griechen und Römer.* VI. *Unterschied der VL. in Republiken und Monarchien.* VII. *Vom Patriotismus im engern Sinn, oder von der Begeisterung für das Vaterland.* VIII. *Von den Ursachen, wodurch die VL. in den Völkern geschwächt und ausgerottet wird:* Eigennutz und Eigenliebe, Geist des Standes, Zwietracht, Ehrgeiz und Herrschsucht, Despotismus der Regierungen, Religionsverfolgungen und Gewissenszwang, drückende Armuth, zu grosse Bevölkerung, Mangel der Erziehung zur VL. und Anhänglichkeit an unpatriotischen Nationalvorurtheilen. IX. *Vom Afterpatriotismus:* Empörungsgeist und Schwärmerey für das Vaterland, Privateigennutz, Geist des Standes, Vorurtheil des Alterthums, Vorurtheil des Neuen, partheyische Verachtung anderer Nationen, Nationalstolz und Nationalhass. X. *Von der Erziehung zur Vaterlandsliebe.* Hiezu werden folgende Regeln gegeben: 1) Erhaltet den Geist der Väter, oder wecket ihn von neuem, d. h., erhaltet oder wecket von neuem die Tugendliebe der Völker. 2) Flösset dem Zögling *Liebe der Landesverfassung* ein, und bildet ihn zum *nützlichen* Bürger des Staats, in welchem er geboren ist. 3) Verbreitet mit Weisheit *zweckmässige* Aufklärung unter der Nation. 4) Suchet mit Unterdrückung des *Eigennutzes* und des *Standesgeistes* den *Allgemeingeist* unter dem Volke zu wecken. 5) Wecket in Fällen, die dieses Hülfsmittel nothwendig machen, die *patriotische*, und wofern diese nicht hinlänglich ist, zugleich die *religiöse Begeisterung.* (Der wahre Patriotismus bedarf eines *solchen* Beystandes fürwahr nicht, und wo man seine letzte Hoffnung auf diesen setzt, da mag der Patriotismus schlecht genug beschaffen seyn. Doch setzt der Vf. noch hinzu: dass man die *patriotische Schwärmerey* sowohl als den *fanatischen* Eifer für Religion verhüten müsse. Wie aber *patriotische* und *religiöse Begeisterung* von *patriotischer Schwärmerey* und *religiösem Fanatismus* verschieden sind, und wie sich verhüten lasse, dass die Menschen die Grenzlinie zwischen beiden überschreiten, darüber findet sich hier keine Belehrung.) 6) Erziehet die Völker zur Toleranz. 7) Bildet die Völker zur Menschenliebe. 8) Wecket und leitet die wahre *Ehrliebe* unter den Nationen. (Bey so gebildeten Nationen werden die Versuche, sie in politische und religiöse Begeisterung zu setzen, schwerlich anschlagen; die fünfte Regel hätte also ganz wegbleiben können, wenn man auch den übrigen, so unbestimmt und unzureichend sie auch zur Beförderung der Vaterlandsliebe sind, gelten lassen wollte. Sind die Glieder eines Staats dumm: so werden sie, die Verfassung des Staats mag zweckmässig seyn oder nicht, ohne jene Mittel das thun, was ihnen auszurichten aufgetragen wird; sind sie aufgeklärt, so werden sie sich nicht politisch und religiös begeistern lassen, und ihre Pflichten aus Liebe zur Pflicht erfüllen.)

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Basel u. Gotha*, b. Thurneysen u. Ettinger: *Tägliches Taschenbuch für das Jahr* 1793. 8. (16 gr.) *Dasselbe für das Jahr* 1794. (mit dem Zusatz [illegible] dem Titel: *für alle Stände.*) — Dies Taschenbuch ist auf w[illegible]liche Brauchbarkeit in täglichen Geschäften des bürgerlichen [illegible]d Privatlebens calculirt, und also ein *Taschenbuch* im eigentlichen Sinne, welches die bisherigen nicht sind. Es soll jährlich wiederholt, und, so viel möglich, berichtigt, und nach dem ganzen Umfange seines Zwecks erweitert werden. Auch ist der Inhalt des diesjährigen gegen den des vorigen schon beträchtlich verbessert und vermehrt. Da es nicht sehr bekannt scheint, so theilen wir den ganzen Inhalt mit. Zuerst Kalendernachrichten; von der Sonne, dem Monde und den Planeten, Von der Erde insbesondere. Darstellung, was eine Ortsveränderung auf der Erde am Himmel beträgt. Zeit- und Festrechnung. Kalender der Juden. Von den Finsternissen und andern Himmelserscheinungen des 1794sten Jahres. Mondsviertel. Hierauf folgen 53 doppelte liniirte Seiten, zur Einnahme und Ausgabe und zu Anmerkungen auf jeden Tag des Jahres eingerichtet. Dann auf 96 S. Verzeichniss der üblichen Längenmaasse, Gewichte und Münzen in Europa; Verhältniss der Zahlung nach den in Deutschland üblichen 16 Münzfüssen; Eintheilung des Ellen-, Getreide- und Weinmaasses, des Handelsgewichts und der Münzen in einigen der vorzüglichsten Städte Deutschlands: Vergleichung der Meilen nach der gefundenen Länge eines Grades vom mittlerm Umfange der Erde, 29576 Ruthen zu rechnen; Erklärung der Cours-Zettel; Resolvirungs-Tabellen der Reichsthaler in Reichsgulden und der R.Gulden in R.Thaler; besondere Zahlenbenennungen; Bestimmung des Werths der bekanntesten in- und ausländischen Münzen nach dem 20 Fl. Fuss, 24 Fl. Fuss und hannöverischen Kassengelde; 518 Postrouten, zu welcher 35 Städte Deutschlands als Mittelpunct angenommen sind, mit Angabe der Meilenzahl von einer Station zur andern, und Hinweisung in die entferntesten Staaten; Angabe der Geleise in verschiedenen Ländern; Verzeichniss der vornehmsten Messen und Jahrmärkte. Das Taschenbuch ist in rothes Leder gebunden, und mit einer Brieftasche versehen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 12. August 1794.

RECHTSGELAHRTHEIT.

LEMGO, b. Meyer: *Jahrbücher des Kayserlichen Reichs-Kammergerichts.* Jahrgang 1788 von *Johann Melchior Hoscher.* I. Band. I. u. II. Theil, 1789 u. 1790. 186 u. 284 S. II. Band. 1791. 284 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wir haben die Anzeige dieses Buchs bisher verzögert, in der Hoffnung, bald eine Fortsetzung derselben zu bekommen, und solche zugleich mit erwähnen zu können. Es scheint aber, dass der fleissige Vf. (der jetzt die Stelle eines Protonotarii bey dem kaiserl. Kammergericht bekleidet, und sich auch durch andere Schriften um dasselbe verdient gemacht hat) dieses nützliche Unternehmen, vielleicht wegen Mangel des Absatzes, aufgegeben habe. Sein Plan ist allerdings vielumfassend. Er will nicht nur in jedem Jahrgange die ergangenen *merkwürdigen Decrete* und *Urtheile* vollständig liefern, und dadurch eben das leisten, was Barth, Blum, Deckherr und Ludolf in ihren bis 1688 gehenden Sammlungen gethan haben; sondern er will auch die seitdem zurückgebliebene Lücke ausfüllen, dabey jedoch nur vom Jahre 1740 anfangen, (weil die von Ludolf in seiner Observationen II. bis IV. Theil, und im III. Theil seiner Symphorematum enthaltene *Appendices et fasciculi sententiarum cameralium selectarum,* die bis 1739 gehen, für eine solche Sammlung passiren können) und nur eine Nachlese von den darin etwa fehlenden Urtheilen liefern. Hiernächst sollen diese Jahrbücher 2. eine vollständige *Uebersicht aller anderen wichtigen Ereignisse bey diesem Gericht* enthalten; nemlich a) *die Veränderungen bey dem Personale,* und eine Anzeige der neuern *Präsentationsgeschichten;* b) eine umständliche Schilderung der *Verfassung in Hinsicht der Behandlung der Geschäfte,* wobey α) die Schreiben kaiserl. Majestät an das Kammergericht; β) Reichsschlüsse über dessen Verfassung; γ) darauf gefolgte *Conclusa Pleni;* δ) darüber an Kaiser und Reich erstattete Berichte; ε) *Conclusa Pleni* überhaupt, welche in die Verfassung einschlagen; provisorische Verfügungen, auch Uebereinkunft in vollem Rath über theses, die sonst *in praxi variante* versirten (Senatus consulta) ζ) Berichte und gemeine Bescheide darüber vorkommen; c) diejenigen Berathschlagungen in Pleno, welche auf die innere Verfassung des Gerichts einen so nahen Bezug nicht haben; d) eine vollständige Anzeige der über die Verfassung des Kammergerichts herausgekommenen Schriften; e) eine Nachlese zu den in des Hn. v. Balemanns Sammlung enthaltenen *Conclusis Pleni* und gemeinen Bescheiden; wie auch f) eine Ergänzung des dort befindlichen *Verzeichnisses* der *privilegiorum de non appellando;* g) merkwürdige *statutarische Verordnungen,* die in den bey dem Kammergerichte anhängigen Rechtssachen vorkommen, in so weit solche in andern Sammlungen noch nicht enthalten sind; h) die merkwürdigsten unter den neuern, in Kammergerichtl. Processsachen vorgekommenen Deductionen und Promemoria, nach Verhältniss der Wichtigkeit entweder ganz oder Auszugsweise; i) auserlesene *Muster von Proberelationen;* k) eine Auswahl meisterhafter *Streitschriften.* Nach dieser Mannichfaltigkeit und Reichhaltigkeit von Artikeln, sollte es nie an hinlänglichen Stoff fehlen, um wenigstens einen ziemlichen Band für jedes Jahr zu liefern. Der Vf. will auch nach Befinden andere Gegenstände aufnehmen, von denen in dem angegebenen Plane nichts erwähnt wird. Diese 2 Bände, wovon der erste in 2 Theile abgesondert ist, enthalten nur den Jahrgang 1788. Es fehlen aber dabey noch die 2 letzten Abschnitte, welche *periodum quinquennalem,* auserlesener merkwürdiger Urtheile vom Jahre 1740 bis 1745, ingleichen ein Verzeichniss der bey dem Kammergericht immatriculirten Notarien enthalten sollten. Ueberhaupt ist auch die von dem Vf. zuerst vorgezeichnete Ordnung des Werks nicht ganz beybehalten, und der 8te Abschnitt, welcher den Urtheilen bestimmt war, wegen seiner Voluminosität, zum 2. Bande gemacht worden. Der nützlichste Theil dieses Unternehmens ist unstreitig die fortgesetzte Sammlung merkwürdiger Decrete und Urtheile. Der Vf. bemerkt mit Recht, dass die mit dem Jahre 1789 angefangene *Wetzlarer* Zeitung, welche ein Verzeichniss der Urtheile und Decrete enthält, diesen Artikel nicht überflüsig mache; weil diess Verzeichniss theils an sich mangelhaft sey, theils die Urtheile nicht *in extenso* liefere. Er beobachtet bey den Decreten und Urtheilen die grösste Genauigkeit und Vollständigkeit, wozu ihm, das Amt, welches er bekleidet, die beste Gelegenheit verschaffte. Es ist auch ein gutes Register dabey befindlich. Nur hätten, bey den Urtheilen, die darüber gesetzte lateinische Summarien hier und da kürzer und bündiger gefasst, auch aus der Sammlung der Decrete manche Interims- und Vorbescheide, z. E. die Erkennung der Berichtschreiben, die Ertheilung oder Abschlagung der Fristerstreckungen etc. füglich ganz weggelassen werden können, da solche zu den *merkwürdigen* nicht gehören.

JENA, in der Cröcker. Buchh.: D. *Joh. Lud. Schmidts,* herz. Sächs. Cob. Meining. Hofr. und ord. Prof der Pand. auf der herz. sächs. Gesammtacademie zu Jena, wie auch des herz. sächs. gem. Hofger. des Schöppenst. und der Juristenfac. das. Beysitzers, *practisches Lehrbuch von gerichtlichen Klagen und Einreden.*

den. Vierte annoch nutzbarer eingerichtete Ausgabe. 1792. 814 S. ohne das Register. 8.

In dieser neuen Ausgabe hat der nun verstorbene Vf. die bisher beobachtete Ordnung beybehalten; eine Ordnung, die für ein Aggregat von Rechtsmaterien, das keiner streng systematischen Anordnung fähig ist, im Ganzen genommen, nicht unzweckmäsig ist. Dass man es dabey mit den Eintheilungsgründen nicht so genau nehmen dürfe, versteht sich von selbst. Diess zeigt sich gleich bey der etwas unbequemen Haupteintheilung der Klagen in solche, die wegen annoch bereits zuständiger Rechte angestellt werden können, und solche, wodurch wegen verlorner Rechte, eine Wiedereinsetzung in den vorigen Stand Rechtens gesucht wird. Trifft man doch unter den Klagen der ersten Art die meisten Restitutionsklagen an. Uebrigens hat dieses Buch durch die häufigen Zusätze des Vf. sehr an Brauchbarkeit gewonnen. Besonders scheint derselbe auf die Erinnerungen *Webers* (in den *Beytr. zu der Lehre von gerichtl. Klagen und Einreden*) hin und wieder Rücksicht genommen zu haben. So sind §. 80. a. b. c. d. und §. 132. a. b. c. d. allgemeine Bemerkungen über die Frage: wem die Beweisführung obliege, eingeschaltet, wobey jedoch die Begriffe von wahrer und scheinbarer Verneinung weder richtig sind, noch ein brauchbares Kriterium für das *onus probandi* abgeben. Auch bey einzelnen Rechtsmitteln findet sich jene Frage nun sehr häufig bestimmt. Ausser einem sorgfältigen Nachtrag der neuern Literatur hat die Vollständigkeit der Sammlung durch Einrückung einiger Rechtsmittel, z. B. der Imploration zur Erlangung eines Zustandes, des *remedii indemnitatis* (Separationsgesuchs der Erbschaftsglaubiger) u. a. zugenommen. §. 363. a. b. c. d. werden die Bestimmungen der *actionis donat. pr. nupt. repet.* genauer angegeben. Sollte aber nicht diese Klage durch *condictio sine causa* entbehrlich werden? Die in der That unverkennbare Verschiedenheit zwischen der *Condictio ex chirographo* und der Executivklage ist §. 880. a. b. c. d. weiter auseinandergesetzt worden. Doch möchten wir bey jener den Beklagten nach Ablauf der 2 Jahre mit der Einrede nicht empfangenen Geldes nicht schlechterdings ausschliessen. Auch der Stil einiger Formulare, z. B. §. 254 u. 354. ist verbessert worden. Bey andern, die der Modernisirung vielleicht eben so bedürftig waren, z. B. §. 259. 324. u. a. ist es beym Alten geblieben. Ohne nun noch anderer hin und wieder eingestreuten Zusätze zu erwähnen, werden schon diese wenige Bemerkungen hinreichend seyn, den Vorzug dieser neuen Ausgabe ins Licht zu setzen.

Berlin, b. Vieweg d. ä.: *Handbuch des deutschen Staatsrechts* nach dem System des Hn. geheimen Justizrath Pütter. Zum gemeinnützigen Gebrauch der gebildeteren Stände in Teutschland, mit Rücksicht auf die neuesten merkwürdigsten Ereignisse, bearbeitet von dem Hofrath und Professor *Häberlin* zu Helmstädt. Erster Band. 1794. 620 S. gr. 8.

Ein deutsches Staatsrecht für Liebhaber ist bey dem gegenwärtigen politischen Drange unsers Publicums keine unerwartete Erscheinung. Zwar dürfte es überhaupt die Frage seyn, in wie weit unsre verwickelte und hin und wieder so unbestimmte Staatsverfassung für blosse Dilettanten angenehm beschrieben werden könne: wenigstens will es Rec. nicht einleuchten, wie bey einer Arbeit, die auf diese Wirkung berechnet wurde, das System des Hn. G. J. R. *Pütter* zum Grunde gelegt werden konnte. Es ist hier nicht die Frage, in wiefern der Plan dieses vortrefflichen Mannes für den Gelehrten von Profession der zweckmäsigste sey: für den blossen Liebhaber ist er es gewiss nicht. Dieser will die Hauptlehren von der höchsten Gewalt u. s. w. *schnell* und *mit einmal* übersehen, und seine leicht ermüdete Aufmerksamkeit nicht erst durch manche Nebenfragen, wie die von der Religion, im Reich oder von den Canzleygebräuchen in den deutschen Reichslanden abspannen lassen, ehe er auf diese Hauptfragen geführt wird. Auch würde er sich lieber vieles mit wenigen Worten sagen lassen, was ihm, wenn man einmal Püttern §. für §. folgt, weitläuftig vorgetragen werden muss. Indessen wird Hn. Hofrath Häberlin dadurch, dass er seine Schüler auf einem andern Wege hätte führen sollen, das Verdienst seines Ganges überhaupt nicht entzogen, vielmehr hat er gerechte Ansprüche auf unsern Dank. Sein Kommentar ist leicht, fasslich und mit vielen Erläuterungen aus der neuesten politischen Geschichte durchwebt, die hier durch kein Verschönerungsglas betrachtet wird. Zwar fehlt es im Ganzen an Räsonnement, an prüfender Vergleichung dessen, was *ist* mit dem, was seyn *sollte* und *könnte:* aber abgerechnet, dass auch hier die strenge Treue gegen seinen Autor den freyen Ideengang des Vf. hemmen musste, so lassen sich Unterlassungen der Art aus dem Grunde der erlaubten Selbstliebe billig entschuldigen. Dieser Band enthält die vier ersten Bücher von Pütter und es werden ihm noch zwey andre nachfolgen: zu viel, wie es scheint, für den *gemeinnützigen Gebrauch der gebildeteren Stände.* Mit vorzüglichem Fleisse ist das Kapitel von den Gränzen des deutschen Reichs, so wie das von dem Reichstage gearbeitet: dem Kapitel von dem Rechte der höchsten Gewalt hingegen und der wichtigen Untersuchung, in wie weit die Reichsstände ihre Landeshoheit der höchsten Gewalt im Reiche unterordnen müssen, wünschten wir etwas mehr Bestimmtheit. In Rücksicht der Meynungen ist der Vf. fast durchaus Püttern gefolgt, dessen Schriften, besonders die *Entwicklung* und die *Beyträge* sehr sorgfältig benutzt worden sind. Gewiss verdient er auch dafür unsern Dank. Mögen auch einige von Pütters Lehren auf Hypothesen beruhen: wer kann zweifeln, dass sie im Ganzen den Grundsätzen des allgemeinen Staatsrechts und dem Wohle Deutschlands die angemessensten sind?

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Kopenhagen, b. Poulsen: *Maanedskriftet Iris.* 1793. I. B. 328 S. II. B. 328 S. III. B. 328 S. IV. B. 328 S. 8. ohne Inhaltsverzeichniss.

Die wichtigsten Auffätze, sind ausser verschiedenen vorzüglichen poetischen Stücken, folgende:

I. B.

I. B. Bemerkungen eines Dorfpfarrers über die Umstände welche seine Amtsbrüder entschuldigen, wenn sie nicht genug zu der Aufklärung des gemeinen Mannes zu wirken scheinen (zum theil richtig, zum theil unbefriedigend). Ueber den Selbstmord (vorzüglich in Rücksicht auf die Beweggründe). Ueber den Aberglauben des Landmanns, von Pastor *Faber* (populäre Aufklärungen einiger Vorfälle aus den neueren Zeiten). Ueber akademische Lehrbücher von Professor *Tode* (Bedenklichkeiten, die ein akademischer Lehrer sehr zu beherzigen Ursache hat, ehe er sich an die Arbeit wagt).

II. B. Fortsetzung des Plans zu einem Lehrbuch der Religion für heranwachsende Christen (Verhalten des Menschen gegen seine leidenden Mitbrüder; eben so voll von wahrer gesunder Vernunft und in einem so angemessenen Ton als die ersteren Stücke). Bedenken über die Mittel, dem Lebendigbegraben zuvorzukommen, von D. *Herholdt* (Gründe gegen die Errichtung eines Leichenhauses, wozu der Hofprediger Bostholm in einer kleinen Schrift das Kopenhagener Publicum aufgefodert hatte). Etwas über peinliche Strafen von Doct. *Böttcher* (richtige Bemerkungen gegen den Arrest bey Wasser und Brod, der wenigstens dahin abgeändert werden sollte, dass ein Theil des Brods als Suppe in Wasser gekocht würde; auch müsse billig, sobald ein Arrestant krank würde, von einem Arzt sein Zustand gehörig untersucht werden, ohne zu solchen grausamen Proben zu schreiten, dass man z. B. einem epileptischen ein glühendes Eisen in die Hand steckt).

III. B. Nachricht von einer Dorffeyer (nachahmungswürdige Aufmunterung des guten und fleissigen Landmanns). Bemerkungen über die A. L. Z. N. 77. d. J. recensirte Schrift: *Abnahme der Achtung der Vorzeit für die Gerichte durch den Einfluss der Geistlichkeit und des Adels* (die Eigenschaften der Richter, die ganze Lage der Umstände und selbst die Art der Procedur wird mit Recht auch mit als eine Hauptsache angesehen; übrigens aber bringt der Vf. zur Vertheidigung der Geistlichkeit manche Gründe vor, die bey einer nähern Untersuchung wohl nicht Stich halten dürften). Zwey Reden in der Freymaurer Loge St. Olai zu Christiania zum Andenken *Tullius* (eines vortrefflichen Dichters, der seinen Zeitgenossen schon in seinem 37sten Jahre 1765 entrissen ward) und *Conrad Clausons* (eines ungemein thätigen und geschickten Eisenwerksbesitzers) von Kammerherrn *Anker*. Kritische Untersuchungen und Bemerkungen auf Veranlassung der Idee von einer hohen Schule für das Königreich Norwegen und in Rücksicht auf die Foderungen und Erwartungen der Gesellschaft und der Individuen von einer solchen Anstalt, von Secr. *Gudenrath* (Einige gute und freymüthige Ideen, obgleich mit vielen unreifen vermischt).

IV. B. Wohlgemeynte Epistel vom Lande auf Veranlassung eines Blatts des Bürgerfreundes (die Geistlichen, insonderheit die Landgeistlichen werden gegen einige freymüthige Erinnerungen in jener Wochenschrift sehr weitläuftig, aber wahrlich weder gründlich noch anständig vertheidigt). Erinnerungen gegen das erste Heft des Entwurfs eines christlich-evangelischen Gesangbuches von Pastor *V. K. Hiort* (feine Bemerkungen sowohl in Rücksicht auf Moral als Poesie). Fortsetzung der kritischen Untersuchungen und Bemerkungen von Secr. *Gudenrath.* Antwort auf die Bemerkungen über die Schrift: Abnahme der Achtug u. s. w. (B. III.) von dem Verfasser *G. C. Baden* (meistens treffend, aber nicht immer in anständigem Ton). Briefe eines jungen reisenden Arztes (für diessmal über die Reise von Kiel nach Hamburg. Ein sehr interessanter Anfang, der für die Fortsetzung viel gutes verspricht. Von Hamburg und dem dortigen Theater. Auf der Bibliothek des Gymnasiums zeigt man unter andern Merkwürdigkeiten zwey Theile *Autographa principum et nobilium*, welche aus Briefen, Stammbüchern und Bücherartikeln, u. s. w. geschnitten, und hier aufgeklebt sind. Aus einem Stammbuche, das, wie der Erzähler glaubt, der schwedischen Prinzessin *Ulrica Eleonora* gehörte, waren folgende Stellen aufbewahrt. Von *Karl* IX.: *factus est Dominus protector meus*; von *Christian* IV.: *Deo et Patriae*; von *Gustav Adolph*: *Non properanti omnia clara et certa, festinatio improvida et caeca*; von dem unglücklichen *Karl I.*: *Si vis omnia subjicere, subjice te rationi*; von *Christine. Fata viam invenient*).

Auch in diesem Jahrgange ist jedem Hefte unter der Rubrik *Kritik* und *Analyse* eine Anzahl kurzer, von Prof. *Tode* verfasster, Recensionen, und eine kurze historische Uebersicht von dem Zustande Europens hinzugefügt. Die letztere scheint an Werth mehr zu verlieren als zu gewinnen, zumal da, wo der Vf. sich auf politische Prophezeyhungen einläst, die bekanntlich im höchsten Grade misslich sind.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Berlin, b. Himburg: *Les Nuits champêtres* par M. *de la Veaux.* Nouvelle Edit. avec figures en taille-douce. 1794. 149 S. 8. (1 Rthlr.)

Ebend., b. Ebend.: *Der Mann von Gefühl.* 4te Aufl. m. K. 1794. 224 S. 8. (1 Rthlr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Berlin*, b. Mylius: *Commentarius in primam partem libelli de Xenophane Zenone et Gorgia.* Praemissis vindiciis Philosophorum Megaricorum scripsit *Georg. Lud. Spalding.* 1793. 8. XIV u. 83 S. (8 gr.) — Die Veranlassung zu dieser Schrift, welche in Ansehung der Sprachkenntnisse, des kritischen Scharfsinnes, der Belesenheit und gründlichen Kerntniss der griechischen Philosophie dem Vf. wahre Ehre macht, war die Bewerbung um die philosophische Doctorwürde in Halle. Sie ist

iſt eine wahre Bereicherung der griechiſchen Literatur, und wegen der Aufklärung, welche die dem Ariſtoteles beygelegte, höchſt verdorbene kleine und nicht unwichtige Schrift erhält, war ſie es werth, daſs der Vf. ſie durch den Druck bekannt machte.

In der erſten Abhandlung vertheidigt der Vf. die Megariſchen Philoſophen gegen die ihnen gemachten Vorwürfe, daſs ſie Streitigkeiten liebten um zu ſtreiten, und nichts als leere Spitzfindigkeiten in den Munde führten. Es läſst ſich, wie er ſagt, nicht denken, daſs Männer wie Euklid, Diodorus Cronus und Stilpo, von deren Wahrheitsſinne und ſittlichem Charakter uns die Denkmäler der Geſchichte überzeugen, ſo elende Spielereyen des Verſtandes zu ihrer einzigen Beſchäftigung ſollten gemacht haben. Vielmehr findet er höchſt wahrſcheinlich, daſs dieſe Männer zufolge einer Nachricht des Cicero (Lucullus c. 42.) und Laertes (II. 106.) das Eleatiſche Syſtem annahmen, einige Nachbeter hingegen, wie Eubulides und Alexinus, ſich wenig um den Geiſt des Syſtems bekümmerten, ſondern nur durch auffallende, dem gemeinen Menſchenſinne widerſprechende, Behauptungen eitlen Ruhm ſuchten. In dieſem Geſichtspunkte zeigt der Vf., wie die wenigen Sätze, welche von den Megarikern auf uns gekommen ſind, theils aus der Eleatiſchen Philoſophie entſprungen, theils mit derſelben in ſehr enger Verbindung ſtehen. Und es iſt nicht zu leugnen, daſs auf dieſem Wege einige Behauptungen der Megariker ſehr glücklich von dem Vf. aufgeklärt worden ſind. Nur dürfte dieſe Idee leicht zu weit führen, daſs man eine Verbindung mit dem Eleatiſchen Syſtem zu finden meynte, die doch nur ſcheinbar iſt und wenn wir nicht irren, ſo iſt dieſs dem Vf. auch wirklich begegnet. Die Behauptung des *Euklides*, „*Gut ſey nur dasjenige*, was eins ſich immer ähnlich und gleich iſt," läſst ſich in der That aus dem Eleatiſchen Syſtem ableiten. Allein es iſt doch noch eine Verſchiedenheit zwiſchen beiden: Eins iſt den Eleatikern das Reale; Eins iſt dem Euklid das Gute. Und wer weiſs, ob nicht Euklid den Begriff des Guten von dem Plato angenommen hatte. Zum wenigſten ſcheint *Cicero* dieſs Acad. IV. c. 42. anzunehmen. — Wenn *Diodorus Kronus* die Wirklichkeit der Bewegung beſtritt, ſo ſcheint er mit den Eleatikern gemeinſchaftliche Sache gemacht zu haben. Allein da er ſich dahin erklärte, es ſey nicht möglich, daſs ſich ein Körper bewege, aber daſs er bewegt worden ſey, das leugne er nicht, weil es die Wahrnehmung lehre. (Sextus adv. Math. X., 85. 86.) ſo läſst ſich das mit dem Grundſatz der Eleatiker nicht vereinigen. — Endlich die Behauptung des *Stilpo* (Diogenes II. 119.) es gebe keine Geſchlechtsbegriffe, oder vielmehr, es fehle ihnen an objectiver Realität, ſcheint, wo wir nicht irren, dahin zu zielen, daſs nicht durch den Verſtand, ſondern nur durch die Sinnlichkeit etwas erkannt werde, wogegen die Behauptung der Eleatiker, daſs die Sinnlichkeit die Quelle des Scheins und der Verſtand der Wahrheit ſey, ſtreitet. — Durch dieſe Bemerkungen ſoll übrigens dieſer Abhandlung ihr Werth gar nicht entzogen werden; er bleibt ihr, wenn auch der Vf. in einigen Punkten zu weit gegangen ſeyn ſollte.

Was nun den Commentar über die 2 erſten Kapitel der gedachten Schrift betrifft: ſo hat ſich der Vf. ein wahres Verdienſt erworben, daſs er durch ſeinen kritiſchen Scharfſinn den Text derſelben gröſstentheils, und wie uns dünkt, meiſtens glücklich wieder hergeſtellt, und dadurch die Erklärung des Inhalts möglich gemacht hat. Ob gleich Hr. *Fülleborn* ſchon ſehr aufgeräumt hatte: ſo war doch noch ſehr viel zu thun übrig. Der Vf. benutzte die Leipziger Handſchrift, die Verbeſſerungen des genannten Kritikers, und wo er von dieſen verlaſſen war, da half er dem Text durch richtigere Interpunktion und durch Conjecturen, wobey ihm ſeine Beleſenheit, ſein kritiſches Gefühl und ſeine Sprachkenntniſs ſehr zu ſtatten kamen. Ein nicht kleineres Verdienſt beſteht darin, daſs er endlich nach mancherley Vermuthungen ſo glücklich geweſen iſt, den Philoſophen, von deſſen Syſtem der Stagirite, oder wer ſonſt Verfaſſer dieſer Schrift iſt, handelt, mit gröſster Zuverläſsigkeit beſtimmt zu haben. Wir müſſen ſowohl von den kritiſchen Verbeſſerungen des Textes als auch von dieſer Entdeckung noch etwas ſagen. Den Text nach der Sylburgiſchen Ausgabe hat Hr. Sp. gleich voran abdrucken laſſen. Nach demſelben heiſst es S. 3. gegen das Ende des erſten Kap. *ἀμφοῖν δὲ πιςὴ, μᾶλλον ἄυτη (δόξα), καὶ θᾶττον ἀεὶ προεῖντο πάντες ταύτην ἐκείνης τὴν δόξαν. ὥς ἐι καὶ συμβαίνειεν ἀν τις ἐιναι τὰς Φύσεις, καὶ αδύνατον γενέσθαι τὶ εκ μὴ όντος καὶ μὴ πολλὰ ἐιναι τα πράγματα, ἐλέγχοιτο μὲν αν ὑπ' αλληλων ταῦτα.* Wenn man mit dem Vf. für *αει* — *αν* für *προειντο* — *προσειντο*, und in dem zweyten Satz für *συμβαινειεν*, *συμβαινει*, und mit den Leipziger Handſchr. für *εν αν τις εναντιας* lieſt *Φασεις* gegen *Φυσεις* vertauſcht, und *μη* ausſtreicht, ſo iſt Licht und Zuſammenhang da. S. X. Sylb. p. 4. wird ein Vers des Empedokles angeführt, welcher einen Grund enthalten ſoll, warum es keinen leeren Raum gebe, und ſo lautet: *αεὶ γὰρ θήσεσθαι ὅπη καὶ τις αιέν. ἐρεῖ δε, ὁμως.* Hr. Sp. verbeſſert ihn ſo: *αεὶ γὰρ Φησὶν εσεσθαι ὅπη κε̃ τις αἰὲν ερειδῃ*, betrachtet ihn als Parentheſe und fängt mit *ὁμως* den Nachſatz an. Eben ſo glücklich iſt die Berichtigung der Parmenidiſchen Verſe S. XI. wo für *βεβαιότερον* (welches auch Plato Sophiſta S. 256. Zwbr. A. hat) die wahre Leſart *βαιότερον* aus dem Simplicius und für *ἐιναι μεχρι ον ἐςι τῇ ᾳεχῇ, πέλεμεν χρεὼν εςι τῇ ἢ τῇ* hergeſtellt wird. So treffend und zahlreich aber auch die Verbeſſerungen ſind, und ſo viel dieſe kleine Schrift, welche für die Kritik ein wahres *ſtabulum Augiae* iſt, gewonnen hat: ſo iſt doch noch immer eine ſtarke Nachleſe nöthig, ehe ſie ganz lesbar wird. So muſs z. B. S. IX. Z. 3. *τυγχάνομέν δὲ ἔχοντες αμφοτέρας τὰς ὑπολήψεις, ταύτας* für — *τυγχανομενα δὲ εχοντος* etc. geleſen werden. Einige Stellen und vorzüglich das Ende des 2ten Kapitels ſind ſo verdorben, daſs er nicht einmal die Hand anzulegen wagte. Daſs nicht alle Conjecturen der richtigen Leſart gleich nahe kommen, läſst ſich ſchon von ſelbſt vermuthen. S. VIII. am Ende heiſst es nach der Sylb. Ausg. *ἐι δὲ τῦτο μὴ οἱοντε*, (daſs nemlich etwas aus Nichts werde), *ὐκ ειναι τὰ οντα πολλά. γένοιτο γὰρ ἄν ὄν, ὅτι ἐςὶν ἄπειρον ἔιναι. ἐι δ' ὑτως ὐκ ἐιναι τὰ οντα πολλά*; nach Hn. Spaldings Veränderung: *ἐι δὲ τῦτο μὴ οἱον τε, ὐκ ἐιναι τὰ οντα πολλά. (γένοιτο γὰρ ἄν ὄν ὅ, τι εςὶν) ἄπειρον δὲ ἔιναι — εἰ δὲ τοιῦτον καὶ ἕν.* Rec. ſchien die ganze Stelle einer weniger abweichenden Veränderung zu bedürfen. Man darf nur leſen: *γένοιτο γὰρ ἂν ὂν τι, ὅ ἐςὶν ἄπειρον τῦ ἐιναι*, ſo kommt ein Sinn heraus, der mit dem Vorhergehenden und Folgenden recht gut zuſammen paſst. Wenn Etwas nicht aus Nichts werden kann, ſo gibt es nicht viele exiſtirende Dinge. Denn ſonſt müſste etwas wirklich werden, was des Seyns beraubt iſt. Iſt dem alſo, ſo iſt alles nur Eins. —

Es iſt bekannt, daſs *Fabricius* und *Tiedemann* der Leipziger Handſchrift zufolge annahmen, daſs die 2 erſten Kapitel vom Zeno, und die 2 folgenden vom Xenophanes handeln. Nach dieſen ſuchte *Fülleborn* zu beweiſen, daſs auch in den 2 erſten Kapiteln die Rede vom Xenophanes ſey. Nach den Gründen, die Hr. *Spalding* S. 31. 63 — 65. anführet, kann es keinem Zweifel mehr unterworfen ſeyn, daſs die 2 erſten Kapitel die Lehre des Meliſſus zum Gegenſtande haben. Denn nachdem, was uns Ariſtoteles, Simplicius und andere von den Eleatikern zum Theil mit ihren eignen Worten berichten, legte Parmenides dem Eins Endlichkeit, Meliſſus aber Unendlichkeit bey, Xenophanes aber behauptete es ſey weder endlich noch unendlich. In den erſten Kapiteln will der Vf. die Behauptung des Philoſophen widerlegen, welcher ſagte, Alles ſey Eins und das Eins ſey unendlich. Es kann alſo kein anderer als Meliſs gemeynt ſeyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 13. August. 1794.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Beer: *Handbuch des protestantischen Kirchenrechts nach den neuesten, besonders chursächsischen Gesetzen*, D. von *Jacob Friedrich Kees*, des Churfürstl. Sächs. Oberhofgerichts und des Consistorii zu Leipzig, wie auch des Landgerichts im Markgrafthum Niederlausitz Assessor. 1791. 359 S. 8.

Diese Schrift soll, nach dem Zweck des Vf., nicht nur halbjährigen akademischen Vorlesungen füglich zum Grunde gelegt, sondern auch von einem jeden, der nicht ohne alle Hülfswissenschaften ist, dazu benutzt werden können, sich von den Sätzen des geistlichen Rechts, die so vielen Personen im gemeinen Leben zu wissen nöthig sind, richtige und deutliche Begriffe zu bilden. — Der Inhalt derselben ist folgender; Begriff des protestantischen Kirchenrechts; Schlüsse der Kirchenversammlungen; päbstliche Gesetze; Einschränkung der päbstlichen Gesetze in Deutschland durch Concordaten und öffentliche Verträge; kursächsische geistliche Gesetze; Begriff und Eintheilung der geistlichen Personen: Bestellung geistlicher Personen: Rechte und Verbindlichkeiten geistlicher Personen; vom Patronatrechte; von den Verbrechen der geistlichen Personen, ihren Strafen und von Niederlegung des geistlichen Amts; von den Sakramenten; von der Liturgie; von Verlöbnissen und von der Ehe; von Pfarr- und Kirchengütern überhaupt und deren Verwaltung; von geistlichen Entrichtungen und dem Allmosen; von Pfarr-Dotalen und Pfarr-Inventariis; von den geistlichen Gebäuden und Kirchenstühlen; von Begräbnissen; von Erbschaften geistlicher Personen und vom Gnadenhalbenjahr; vom Verfahren in geistlichen Sachen und den diessfalsigen Instanzen. — Aus dieser Inhaltsanzeige schon zum Theil, noch mehr aber aus der Ausführung selbst erhellet, dass der Titel dieses Werkes nach zwey Rücksichten zu viel verspricht. Einmal wird in demselben blos das *Privatkirchenrecht* behandelt, des *Staatskirchenrechts* hingegen überall nicht gedacht, so dass man hier von den rechtlichen Verhältnissen der verschiedenen Religionstheile in Deutschland gegen einander; von dem Unterschiede der Majestätsrechte in Ansehung der Kirche, und der Collegialrechte der Kirche; von dem Grunde und den Gränzen der Gewalt evangelischer Landesherrn in Kirchensachen; von den Rechten katholischer Landesherrn in Ansehung der Kirchensachen ihrer evangelischen Unterthanen und umgekehrt u. s. w. gar nichts findet — dann ist zweytens dasselbe nur in Kursachsen brauchbar, denn der Vf. hat sichtbar immer allein die kursächsische Verfassung und Gesetze vor Augen gehabt, und des gemeinen Rechts nur dann ganz kurz Erwähnung gethan, wenn es auch noch in Kursachsen ohne alle nähere Bestimmung vollkommen anwendbar ist. — Aber auch aus diesem verengten Gesichtspunkte betrachtet, ist diese Schrift des vermiedenen Aufwands von Gelehrsamkeit sowohl, als auch ihrer fliessenden und fasslichen Schreibart wegen, wohl als Handbuch für solche, die keine Rechtsgelehrte von Profession sind, keinesweges aber als Lehrbuch bey akademischen Vorlesungen brauchbar. Dazu fehlt es ihr an wissenschaftlicher systematischer Form (diess zeigt die obige Inhaltsanzeige); an Vollständigkeit (hier kann, um nur eines Umstandes zu gedenken, das Kirchenstaatsrecht unmöglich ganz mit Stillschweigen übergangen werden, und wie der Vf. des Eides gar nicht gedenken konnte, ist wirklich schwer zu begreifen); an Benutzung der neuesten Literatur (diese ist ganz vernachläsigt, man findet wenig andere Schriftsteller als Carpzov und seine Gefährten angeführt); endlich an Präcision und Bestimmtheit der Begriffe. (So heisst es z. B. S. 2. *Privatkirchengesetze* sind diejenigen, welche die Rechte und Verbindlichkeiten der Mitglieder der Kirche, als solcher, *unter einander* (nicht auch gegen Dritte?) bestimmen — Ferner: wie nun jede öffentliche Versammlung zu einem gemeinschaftlichen Endzweck verbundener Personen ohne Genehmigung der höchsten Gewalt im Staate, in ein Verbrechen ausartet, so sind die Rechte der Kirche im Ganzen gegen den Staat aus den Gesetzen des Landes, oder den zwischen dem Fürsten und den Mitgliedern der Kirche geschlossenen Verträgen zu bestimmen. Wer nennt eine Kirche tolerirt, wenn sie die Gesetze weder genehmigen noch verbieten. (Wenn alle öffentliche Versammlungen zu einem gemeinschaftlichen Endzweck verbundener Personen *ohne Genehmigung der höchsten Staatsgewalt* ein Verbrechen ausmachen; so gibt es gar keine tolerirte Kirche, denn dieser geht ja nach des Vf. eigenen Begriffen eine solche Genehmigung ab.) — Weiter S. 23. In der protestantischen Kirche heisst eine geistliche Person im allgemeinen Verstande eine zum Dienst der Kirche berufene und nach vorgängiger Prüfung ihrer Fähigkeit dazu vom geistlichen Gericht confirmirte Person, *welche unter des letzteren Gerichtsbarkeit steht.* (Dieser Beysatz ist nach des Vf. eigenen Ausführung von dem Gerichtsstande der Geistlichen in der Allgemeinheit unrichtig.) — Endlich S. 172. Die Erbrechte der Eheleute finden nach deutschen Rechten nicht eher statt, als nach erfolgter Besteigung des Ehebetts. (In der Allgemeinheit ist auch dieser sowohl nach dem ursprünglich deutschen, als nach dem jetzt geltenden deutschen Rechte unrichtig.) — Nach diesen Betrachtungen wird wohl diese Schrift mit den neuern, der Hn. *Wiese* und *Schnaubert* nicht in Collision kommen.

Göttingen, b. Dieterich: D. *Joh. Ant. Lud. Seidenstickers Entwurf systematischer Pandecten*, zu Vorlesungen. 1791. 52 S. 8.

Nach der Natur der Sache sollte man denken, zu dem Entwurf und der Ausführung eines ganzen Rechtssystems werde, ausser natürlichen ausgezeichneten Geistesgaben, eine durch anhaltendes Studium und langjährige Erfahrung erworbene detaillirte Uebersicht des ganzen grossen Feldes der Rechtswissenschaft unumgänglich nothwendig erfodert; und der Deutsche insbesondere, der seine so sehr unsystematische Gesetzgebung, und die so verschiedenartige Quellen seines Privatrechts nur einigermasen kennt, sollte billig die Schöpfung eines Systems dieses seines Privatrechts für eine doppelt schwere Aufgabe halten. — Aber die Geschichte des Tages, diese grosse Lehrmeisterin des Menschengeschlechts, scheint uns fast von dem Gegentheil überzeugen zu wollen. — Kaum sind unsere jungen Männer der Schule entschlüpft; so ist nach der neuesten Sitte das erste, wodurch sie sich dem Publicum zu empfehlen suchen, nichts mehr und nichts weniger, als — ein neues System; — und zwar begnügen sie sich, nicht damit ihre Kräfte an einem einzelnen Theile zu versuchen, sondern das ganze in Deutschland geltende Privatrecht ist das Feld, auf das sie sich gleich beym Eintritt in die gelehrte Welt wagen. — — Was solche übereilte Versuche, neue Lehrgebäude aufzustellen, der Wissenschaft frommen, ist nicht schwer zu bestimmen. — Ueber dem ewigen Feilen an der Schale wird der Kern vergessen, und unsere an superficielle Kenntnisse ohnedem sich so sehr gewöhnende studirende Jugend, wird durch lauter Methode von dem Quellenstudium am Ende ganz abgeleitet. — Rec. ist gewiss keiner von denjenigen, die blind am alten hängen; er weiss auch gar wohl, dass die ältere Methode die Rechtsgelehrsamkeit zu behandeln eben so unlogisch war, als die Pandectenordnung unsystematisch ist, und er schätzt deswegen die Verdienste einiger neuern Gelehrten, die hier eine andere Bahn brechen, besonders diejenige des für die gelehrte Welt nur zu frühe gestorbenen *Hofackers* nach ihrer ganzen Grösse; allein er ist auch eben so lebhaft überzeugt, dass 1) so lange unser Privatrecht auf so ungleichartigen Quellen beruht, ein logischrichtiges System desselben nicht denkbar ist, und jeder Versuch der Wissenschaft nicht nur nichts nützt, sondern vielmehr schadet, weil er den Studirenden verwirrt und vom Quellenstudium abführt. Römisches Recht, deutsches Recht, Lehenrecht, Kirchenrecht fliessen aus so verschiedenen Quellen, dass sie sich in eine Form unmöglich giessen lassen. Mischt man sie unter einander: so findet der Studierende ihre Zusammensetzung nicht mehr, und weiss so keinen Grund seines Glaubens anzugeben; dass 2) am Ende es ziemlich gleichgültig ist, ob man das Personenrecht dem Sachenrecht, oder das Sachenrecht dem Personenrecht voranschickt, wiewohl das erstere immer noch das natürlichste scheint; dass 3) die Wissenschaft nicht viel dabey gewinnt, ob man diese und jene einzelne Rechtslehre, unter dieser oder jener Rubrik abhandelt. Genug schon, wenn die Ordnung nur natürlich und also so ist, dass ein jeder in dieselbe sich leicht finden kann; dass endlich 4) langjährige erprobte Erfahrung dazu gehört, das brauchbare von dem unbrauchbaren abzusondern, und die oft sehr versteckten Räder, durch die die verschiedenen Rechtstheile in einander greifen, aufzufinden. — Von diesem Standpunkte aus die Sache betrachtet, kann dann auch wohl das Urtheil über die vorliegenden systematischen Pandecten nicht sehr günstig ausfallen. — Einmal scheint Hr. *S.* seine Arbeit zum voraus schon sich zu leicht genommen zu haben, denn er schreibt gleich im Eingang der Vorrede: „Eine Anzeige meiner Vorlesungen über geläuterte Pandecten (*Göttingen* b. Dieterich 1790. 8.) gab mir neulich Gelegenheit, einige Ideen über die Methode des römischen Rechts zu äussern. Sie beschäftigten mich ganz, und ich fühle Beruf, sie durch ein Compendium *gleich in dem ersten halben Jahre!!!* auszuführen. Aber bald musste ich mich zu einer längern Frist entschliessen, und ich sah wohl, dass mich die erste Hitze des Vorsatzes betrogen hatte. Statt des angekündigten grössern Werks liefere ich vorläufig nur einen kurzen Entwurf, theils um indessen doch einen nothwendigen Leitfaden zu haben, theils *um hier oder dort* einen in den Stand zu setzen, mir vorher noch lehrreich werden zu können." — Dann glaubt der Vf. das ganze römische Recht unter allgemeine Grundsätze zusammenstellen, und alles einzelne aus diesen wieder herleiten zu können. — Ein Glaube, der Rec. Glauben weit übersteigt, der aber die Quelle mancher nur gar zu viel versprechenden Aeusserungen unsers Methodisten seyn mag. So heisst es z. B. S. 40.: „Um dem Gedächtniss bey den vielen Feyerlichkeiten des Erbrechts, und namentlich der Testamente zu Hülfe zu kommen, und um die vielen positiven Gesetze mehr unter Grundsätzen und legislatorischen Absichten zu vereinigen, muss sich der Docent in die Situation setzen, als solle er die Mittel zur Rechtsgewissheit, welche der Grund der Feyerlichkeiten ist, unter Anleitung der Natur der Sache erst erfinden, *und dann die Resultate dieser Speculationen mit dem Positiven exegetisch vergleichen.*" Desgleichen S. 43. bey der Lehre von Legaten und Fideicommissen: „Die vielen subsidiarischen Bestimmungen der Positivgesetze sind nur Supplemente zum Willen des Disponenten, Unterschiebungen natürlicher Präsumtionssätze, einzelne Fälle und Beyspiele, die die Natur der Sache unerschöpft lassen. Diese trockene Nomenclatur wird zur grössten Wohlthat des Verstandes belebt *durch ein allgemeines Räsonnement über Präsumtionen und Rechtsätze, wie sie sich unmittelbar, auch ohne alle Rücksicht auf das Positive, aus dem wahrscheinlichen Willen und der Absicht des Testirers ergeben.*" — Ferner das hier skizzirte System selbst hat durchaus nichts hervorstechendes, und manches, gewiss nicht unerhebliche hätten wir dagegen einzuwenden. — Endlich bedient sich dann auch Hr. *S.* einer ganz neuen, zum Theil sehr hieroglyphischen Terminologie. Z. B. Juristische Umstandslehre; Stände der moralischen Beschaffenheit; Stände der Proprietät und Obligationen etc.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Wever: *Voltair's sämmtliche Schriften.* XVI. B. 447 S. 1788; XVII B. 531 u. XX S. 1789; XVIII

XVIII B. 542 S. 1790; XIX B. 648 S. XX B. 627 S. XXI B. 473 S. 1791; XXII B. 548 S. XXIII B. 582 S. 1792; XXIV. B. 491 S. XXV. B. 530 S. 1793; XXVI. B. 518 S. 1794. 8.

Die ersten *vier* Bände dieser Uebersetzung sind bereits im Jahrgang von 1786 Nr. 305. angezeigt und beurtheilt worden. Was damals ein anderer Mitarbeiter über ihren Werth sagte, scheint dem Vf. der gegenwärtigen Anzeige einer andern Reihe von Bänden so gegründet zu seyn, dass er sich bloss darauf beziehen zu dürfen glaubt. Nur einige kleine Erinnerungen will er hinzufügen, die vielleicht den einsichtsvollen Uebersetzern, bey ihrem unverkennbaren Bestreben ihrer mühevollen Arbeit immer mehr das Gepräge möglicher Vollendung aufzudrücken, nicht gleichgültig bleiben werden.

Es sind gewiss *zu viele ausländische* Worte beybehalten, die zum Theil wenigstens recht gut verdeutscht werden konnten. *Mokiren; insultiren; imponiren; protegiren; enrhumirt; Fadaise; Bêtise; indigniren; Gourmand; Indigestion; Sottise, Tracassarie, Pillori* u. s. w. — Wie es scheint, verwerfen die Herren Uebersetzer den Gebrauch der Conjunctivs und Optativs gänzlich; sonst fände man nicht, z. B. XXII, 394.: „Gott gebe, dass „er die deutschen Jesuiten *wegschickt!*" Wofern sie einen Optativ in unserer Sprache annehmen, so war hier ein Fall, wo es schlechterdings gebraucht werden musste. Ferner sollte nicht *lehren* überall mit den Dativ construirt seyn, weil es gewiss die bessern Autoritäten gegen sich hat.

Was den *poetischen* Theil der Uebersetzung betrifft, so müssen wir gestehen, dass es Rec. nicht gefallen wollte, überall den Jamben ohne Unterschied und ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit des Gegenstandes gebraucht zu finden. Seinem Gefühle nach gehörten zu andern Gegenständen auch andere Versarten, besonders mit Beybehaltung des Reimes, wie es auch hier und da, nicht ohne Success, schon geschehen ist. Schwer mag das freylich seyn; aber unmöglich ist es nicht für vereinigte Kräfte, die schon so viele Schwierigkeiten überwunden haben.

Die zahlreichen Anmerkungen der Uebersetzer, mit Fleiss und Wahl aufgesucht und bearbeitet, erleichtern die Lecture, und enthalten zugleich eine Gallerie von Schilderungen interessanter Menschen.

Nach der schon bekannten guten Einrichtung wird der *Briefwechsel mit d'Alembert* und die *Correspondenz mit Gelehrten*, *Staatsmännern* etc. welche die Bände XXIII bis XXVI. in sich begreifen, jener sowohl als diese, besonders ausgegeben.

STUTTGART, b. Steinkopf: *Theologische und kritische Versuche* von *M. C. L. Camerer*, Vikarius zu Dusslingen im Wirtembergischen. 1794. 201 u. 14 S. 8.

Das Durchlesen der hier abgedruckten *vier* Abhandlungen hatte uns durch die Wahl des Gegenstandes, die Wahrheitsliebe und den Fleiss in der Bearbeitung, auch durch die Gutmüthigkeit, ja Gewissenhaftigkeit des darin herrschenden Tons für den Vf. als einen hoffnungsvollen jungen Theologen äusserst angenehm eingenommen. Um so trauriger war uns auf den letzten Blättern die Ueberraschung, dass derselbe (nach der empfindungsvollen Anzeige seines Bruders, welcher als Mathematiker uns sonst schon sehr vortheilhaft bekannt war) bereits von dem Schauplatz der sublunarischen Theologie vor Beendigung des Abdrucks dieser Versuche abgetreten sey.

In der ersten Abhandlung findet man am meisten eigenes, so unerwartet es manchem seyn mag, dass sich *über den Canon des Alten Test.* (diess ist die Ueberschrift der Abhandlung) viele neue Bemerkungen noch geben lassen. Der Vf. las das N. T. nebst den Schriften des Philo und Josephus ganz eigentlich in der Absicht, um aus genauer Prüfung *aller* Citationen gewiss sich zu überzeugen, welche Bücher *erweislich* zu Jesu Zeiten in der Sammlung gewesen seyen, die bey den damaligen Juden kanonisches (normatives) Ansehen über Religion und Theokratie hatte. *Eine* sichere Stelle ist ihm für die Bejahung genug. Hingegen zeigt er, dass dem Prediger und hohen Lied der Antheil am jüdischen Canon zu Jesu Zeit nicht sicher zu vindiciren sey, wenn man nicht Melito und Origenes dafür als Auctoritäten gelten lassen wolle; wozu diese beide nach seinen gegründeten Bemerkungen nicht ohne gerechten Widerspruch gebraucht werden können. Mustermäsig ist es, wie der Vf. über diese Frage bloss historisch und uneingenommen alles nimmt, wie die Zeugnisse liegen, und sich jedes Hineintragen zu Gunsten eines vorgefassten Ziels verbietet. Der Prediger und das Hohelied werden im N. T., bey Philo und Josephus *nie*, Ruth, Esras, Nehemias und Esther *nie als Schriften* angeführt. Die eine von Eichhorn für Esra, als Schrift, angeführte Stelle aus Philo ist (§. 11.) nicht beweisend. Wenn Eichhorn in seiner Einleitung S. 109. ältern Schriftstellern über den jüdischen Kanon zugibt, dass die Bücher, auf welche sich Josephus als auf glaubwürdige Quellen der jüdischen Geschichte berufe, damals im Kanon der Juden gestanden seyn, so bemerkte dagegen der Vf., dass nicht alles, was Josephus βιβλια αρχαια εβραιων nenne, sondern bloss, was er als ιερας βιβλας citire, *sicher* zu seinem Kanon gerechnet werde. Er gibt zwar zu, dass aus Zusammenstellung anderer Anzeigen vom B. der Richter, Ruth, Esra, Nehemia, Esther ebenfalls behauptet werden könne, Josephus habe sie in seinem Kanon gehabt; desto scharfsinniger aber zeigt er, dass *für* Koheleth und das Lied der Lieder auf keine Weise eben diess gesichert werden könne. Denn dass Josephus seinen Kanon, wie Origenes gezählt habe, werde nur bittweise angenommen. Melito aber war *nicht*, *um* vom Kanon sich sicher zu unterrichten, in den Orient gereist, sondern hatte nur auf seine Reise darüber Nachricht — niemand weiss, von wem — eingezogen. Bey ihm fehlt sogar Esra, und das Auskunftsmittel, dass Melito Esra und Esther als Ein Buch gezählt habe, ist nicht glaublich, weil M., wenn er sonst 2 Bücher unter Einem Titel begreift (wie die Bücher der Könige und Chroniken) sie doch als zusammengesetzt für 2, 4 u. s. w. aufzählt. Auf das Ansehen eines solchen Erzählers, dessen Quellen unbekannt und verdächtig sind, lasse sich also die gewöhnliche Behauptung nicht bauen, dass die beiden Aufsätze, Koheleth und das Hohelied, von Jesu unter den von den Juden seiner Zeit für göttlich gehaltenen

Schriften angetroffen worden seyn, dass der allegorisierende Philo von dem Hohenlied, einer Schrift, an welcher die Allegorie nachher so manchfache Nahrung fand, gar keinen Gebrauch mache, sey allzu auffallend dagegen. Melito aber hat nach seinem Ausdrucke: 'η και σοφια entweder ein Apokryphum in den Kanon setzen gehört, oder ist wenigstens zweifelhaft gewesen, ob er von den Proverbien oder von der unächten Weisheit Salomos annehmen solle, dass sie von seinen Gewährsmännern zum jüdischen Kanon gerechnet sey. Welch ein Untersucher! Gegen Origenes, wenn man ihn zur Auffindung des Kanons der Zeiten Jesu gebrauchen will, gilt diess sehr, dass er Baruch ohne den mindesten Unterschied unter andern kanonischen Aufsätzen citirte und höchstwahrscheinlich dessen Brief als einen Brief Jeremiä in seinem Kanon annahm. Der Vf. zeigt also, man könne *nicht erweisen*, dass der jüdische Kanon in Jesu Zeitalter anders als auf folgende Art berechnet worden sey:

Erste Klasse zu 5.

5 Bücher Mosis. 1 — 5.

Zwote Klasse zu 13.

Josua	6.	Esther	13.
2 Richter und Ruth	7.	Jesaia	14.
2 Bücher Samuels	8.	Jeremia	15.
2 Bücher der Könige	9.	Ezechiel	16.
2 Bücher der Chroniken	10.	Daniel	17.
Esra	11.	12 kleine Propheten	18.
Nehemia	12.		

Dritte Klasse zu 4.

Hiob	19.	Psalmen	21.
Sprüchwörter	20.	Klaglieder	22.

Wir wüssten nicht, was gegen diese Berechnungsart einzuwenden seyn möchte, wenn nicht sonsther die Kanonicität von Koheleth und Canticum dargethan wird. Wenn hingegen der Vf. auf Josephus Archäol. B. 10. K. 11. §. 7. sich bezieht, wo dem Daniel βιβλια im Plural zugeschrieben werden, und daraus für erwiesen hält, dass von Daniel damals mehrere Schriften vorhanden gewesen seyn, die also verloren seyn müssten, so ist die Stelle zwar merkwürdig, leidet aber doch auch eine andere Deutung. Ueberhaupt zeigt diese Abhandlung sehr gut, dass man über streitige Punkte in der gegenwärtigen Materie eher, was nicht erwiesen und doch allzu gewöhnlich angenommen sey, entdecken könne und müsse, als dass zu positiven Behauptungen neue Schritte gemacht werden können. Uebrigens ist, wenn auch nach des Vf. Weise genau bestimmt wird, welche Aufsätze zu Jesu Zeit für Producte göttlicher (gottgefälliger) Begeisterung gegolten haben, alsdann freylich die Behauptung noch nicht entschieden: dass die Juden darüber historisch, kritisch und philosophisch richtig dachten; weil noch nicht *erwiesen* ist: dass die Begründer des Christenthums über eben diese Schriften, die sie als historische Quellen über das fromme und verehrte jüdische Alterthum nützten, nach historischer Kritik geurtheilt, oder, statt der so gelehrten Kunst ächter historischer Kritik, über diese Fragen, welche die Religion *nicht zunächst* angingen, einen Ersatz aus der übersinnlichen Welt erhalten hatten.

Die II. Abhandlung *über den Kanon des Neuen Testaments* enthält am wenigsten eigenes. Wäre zu einer detaillirten Recension der III. Abhandlung *Prüfung der Zieglerischen Einleitung in den Brief an die Hebräer* (meist einer Vertheidigung des Hn. *Storr*) hier noch Raum, so würde am Ende doch das Resultat diess seyn, dass die Sache wenig gewinne, wenn irgend Persönlichkeiten eingemischt werden und eine allzu polemische Form gewählt ist. In der IV. Abhandlung wird aus einer sehr mühsamen Vergleichung des griechischen alttestamentlichen Bibeltextes im N. Test. mit eben dem Text bey Philo, Justin, Theophilus Alex. Irenäus und andern, sicherer als bisher je geschah, gezeigt: *nach welchem Text das A. T. in dem Neuen angeführt werde*, und das Resultat mit dem von Eichhorn in seiner Bibliothek der biblischen Literatur 2. Band S. 955 ff. gegebenen verglichen, von welchem es nicht häufig abweicht.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. Kummer: *Kein Platz im Gasthofe.* Eine dramatische Posse in 3 Aufzügen von *M. H. Arvelius.* Nach einem französischen Original. 1793. 94 S. 8. — Rec. kennt das französische Original nicht, nach welchem diese *Posse* bearbeitet seyn soll. Die deutsche Schaubühne hätte indessen nichts verloren, wenn ihr der Vf. mit diesem Stücke *kein* Geschenk gemacht hätte: da sie schon ein ähnliches — weit besseres Lustspiel, *der taube Liebhaber* (nach dem Englischen) — besitzt. Die Handlung in dem gegenwärtigen Stücke ist sehr gedehnt; in den Charakteren ist wenig Abstufung, die Situationen sind matt, der Dialog ist wässericht. Auch ist es sehr unbegreiflich, wie der Hr. *v. Weyrauch*, ein sonst kluger, gutdenkender Mann, seine einzige Tochter einem Thoren, wie dem Landjunker Reitesel versprechen kann, und zwar so, dass der Theil, durch dessen Verschulden diese Heirath vielleicht nicht zu Stande kommen sollte, verbunden ist, den andern 10000 Rthlr. zu bezahlen.

Druckfehler. In No. 236. d. J. S. 170. Z. 30. von oben lies *bestreichet* statt *befreyet.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 13. August 1794.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Ulm, b. Wohler: *Juristisches Magazin für die deutschen Reichsstädte.* Herausgegeben von *Tobias Ludwig Ulrich Jäger,* Canzleyadjunct u. Advoc. in Ulm, (nunmehr Rathsconsulent in Ulm.) Erstes Bändchen. 1790. 402 S. 8. (ohne den Anhang.) Zweytes Bändchen. 1791. 488 S. 8. (ohne den Anhang.) Drittes Bändchen. 1793. 525 S. 8.

Das Reichstädtische Staatsrecht gehört bekanntlich zu den noch sehr unbebauten Feldern unsers deutschen Territorialstaatsrechts. Der Grund davon liegt theils in der eigenthümlichen, und überdem noch so sehr abweichenden, Verfassung der einzelnen Reichsstädte; theils in der geheimnissvollen Hülle, mit welcher die meisten städtischen Magistrate noch immer die innere Verfassung und Einrichtung der ihrer Leitung anvertrauten städtischen Gemeinheiten zu bedecken sich bestreben; theils endlich in dem auch noch in unsern Zeiten so viele andere deutsche Regierungen beherrschenden Geiste, nach welchem sie, durch eine engbrüstige Politik irre geführt, die gewöhnlichsten Regierungshandlungen, die ihrer Natur nach jedem aus dem Volke, dem daran gelegen, ohne allen Rückhalt bekannt gemacht werden sollte, in das feyerliche Gewand wichtiger Staatsgeheimnisse einkleiden. — — Gerade am auffallendsten; indessen bleibt dieses Benehmen immer bey den städtischen Magistraten, die als blosse Verweser der, der ganzen städtischen Gemeinheit zustehenden, landeshoheitlichen Gerechtsame von ihrer Verwaltung Rechenschaft abzulegen rechtlich sich nie weigern können; allein so wie gewöhnlich, so dürfte wohl besonders hier die Furcht, es möchten Missbräuche entdeckt werden, der einzige Grund des geheimen Hasses gegen Publicität seyn. — — Unter diesen Umständen ist es ein, allen Dank des Publicums verdienendes Unternehmen, dass Hr. *J.* die vorliegende Materialiensammlung veranstaltete. Solchen wiederholten Versuchen kann am Ende die Geheimnisssucht doch nicht widerstehen, und so gewinnt die Wissenschaft immer breiteres Feld. — Staatsrechtliche Verhältnisse hat der Herausg. allezeit zum vorzüglichsten Augenmerk; aber der Abwechselung und Vollständigkeit wegen, und um ein grösseres Publicum zu gewinnen, nimmt er auch privatrechtliche, statistische und historische Artikel auf. — Der Inhalt der vorliegenden drey ersten Bände ist der: *Erster Band.* 1) *Ueber das statutarische Recht der Reichsstadt Ulm in Schuldsachen.* Nach diesem soll die Obrigkeit auf die eingereichte Klage des Gläubigers gegen seinen Schuldner, diesem keine Frist zur Zahlung zu gestatten, sondern unter gewissen Voraussetzungen augenblicklich Execution durch Personalarrest, oder Pfändung, welches *das Stadtrecht*, und in der Volkssprache *das Einfallen* heisst, verhängen; daneben werden verschiedene besondere Verordnungen wegen des schädlichen Borgens, wegen der Art und Weise, die Gläubiger sicher zu stellen, wegen der Verträge in Schuldsachen, wegen der Location der Gläubiger beym Concurs, endlich wegen der Bestrafung muthwilliger Fallirten gemacht. 2) *Beschwerden der Reichsstadt Dünkelsbiel über die wiederholte Brandenburg-Anspachische gewaltsame Sperranstalten,* vom Jahr 1789. Die genannte Reichsstadt hat gegen das hier beschriebene unerhörte gewaltthätige Verfahren von Seiten Anspachs die verbandmäsige Unterstützung des schwäbischen Kreises angerufen, und dadurch ein nachdrückliches Vorstellungsschreiben von diesem an den Hn. Markgrafen bewirkt. 3) *Schwäbisch-Hall- und Gemündische Beschwerden wegen Fruchtsperre und angehaltener Transitofrüchten,* vom J. 1789. Sind gegen Anspach, Elwangen und Oettingen gerichtet, und haben Intercessionen von Seiten des Kreises zur Folge gehabt. 4) *Fragmentarische Geschichte des neuesten Reichshofrathsprocesses der gesammten Schwäbisch-Gemündischen zugewandten Landesunterthanen gegen den dortigen Magistrat, verschiedene Beschwerden betreffend.* Eine merkwürdige Leidensgeschichte einer seit Jahrhunderten unter dem Druck und den Missbräuchen eines pflichtvergessenen städtischen Magistrats seufzenden Bürgenschaft, welcher erst 1777 durch lesenswerthe reichshofräthliche Erkenntnisse, und eine darauf abgeordnete kaiserliche Executionscommission ein Ende gemacht wurde. 5) *Obrigkeitliche Verordnungen der Reichsstadt Frankfurt* vom Jahr 1788. Sie betreffen a) die Aufhebung der Vakanzen oder Ferien bey Gericht; b) das Verbot aller Weinniederlagen in dasigem Stadtgebiete ausserhalb der Stadt; c) das Verbot, Pelzwaaren 14 Tage vor dem Geleitstage in der Stadt, oder innerhalb der Bannmeile vor- und aufzukaufen; d) die Geleitslösung während der Messe; e) die Ablegung der Brunnen-Rechnung; f) die Betrüger-Fallimenten; g) die Edictalladungen in Concurs-Sachen; h) das dasige Töpferhandwerk; i) das Buchbinderhandwerk; k) das Tobacksrauchen beym Einfahren des Heus und der Früchte; l) die Instruction für die die dasigen Schützen; m) das Verbot oder Dungausfuhr aus dasigem Stadtgebiet; n) das Verbot, während der Messen keine Waaren oder Güter nach geschehenem Kanonenschuss über die Strassen zu tragen, oder zu fahren; o) das Dreherhandwerk. 6) *Obrigkeitliche Verordnungen der Reichsstadt Frankfurt,* vom Jahr 1788. Sie sind folgende: a) Verbot des schnellen Fahrens und Reitens in der Stadt; b) Verbot der Umzüge und Schmäuse bey Handwerksgesellen; d) die bessere Verwaltung der Einnahme und Ausgabe

gabe der Künstler - Gesellschaften und Handwerker betreffend; d) wiederholtes Verbot der Lotto - und Wettecomtoir; e) Holz - und Steinkohlenbrand betreffend; f) die Zulassung auswärtiger Baumeister betreffend; g) Schanzenordnung; h) die Verlängerung der Heegzeit betreffend; i) Verbot, fremde Kranke in die Stadt zu bringen; k) der Mehlvorrath auf bevorstehenden Winter betreffend; l) Unterricht und Ordnung, wonach sich diejenigen Gesellschaften, die sich zur Privatreinigung auf dem Bauamte einschreiben lassen, zu richten haben. 7) *Steuerfuss der Reichsstadt Regensburg.* Die hier verzeichneten Abgaben sind nicht übermässig. 8) *Etwas von Hypotheken und weiblichen Intercessionen nach Reichsstadt Augsburgischen Statuten.* 9) *Exemtionsstreit zwischen Memmingen und dem kaiserlichen Landgericht.* 10) *Memmingen betreffende Supplemente zu Wegelins Werk von den Reichsstädten.* Ist ein blosses Verzeichniss einiger weniger Verordnungen und Schriftsteller Memmingen betreffend. 11) *Kleiner Beytrag zum Recht der Jagdfolge in den Reichsstädten Ulm, Memmingen, Frankfurt.* 12) *Aelteste Nürnbergische Prachtgesetze aus dem XIV Jahrhundert, ein Beytrag zur Geschichte des Luxus, der Moden und des Wohlstandes der Reichsstädte.* 13) *Merkwürdigkeiten und Alterthümer aus der peinlichen Rechts- und Gerichtsverfassung der Reichsstadt Nürnberg.* 14) *Reichstagsnachrichten.* Sie betreffen die kammergerichtliche Visitation; die in dem städtischen Collegium bekanntlich bestrittene Sigillationsart; die neue Wahl eines Bischofs zu Regensburg; die Nuntiatursache; das Zwischenreich. *Anhang. Die Jurisdiction über Civilsachen in der Reichsstadt Ulm.* Vom Herausgeber dieses Journals. Beschreibt die Instanzen - Ordnung in Schuldsachen, nach der besondern Verfassung der Reichsstadt Ulm. *Zweyter Band:* 1) *Capitulationspuncte der Frankfurtischen Bürgerschaft von 1525.* 2) *Gehobene Beschwerden der Nürnberg. Bürgerschaft von 1525.* Zwey wichtige Actenstücke, die diese Sammlung vorzüglich zieren. 3) *Kurze Uebersicht des bey dem kaiserlichen Reichshofrath anhängigen Processes der Reichsstadt Regensburg gegen den Hn. Fürsten zu St. Emmeram, die vertragswidrige Beeinträchtigung bürgerlicher Nahrung betreffend.* Ein neuer Beytrag zu dem traurigen Gemälde von der deutschen Reichsjustizverfassung. Ein Prädenz - Streit zwischen den kreisausschreibenden Fürsten des baierischen Kreises hindert die Vollstreckung des zu Gunsten der Reichsstadt Regensburg ergangenen oberstrichterlichen Ausspruchs. 4) *Ursprung und Verfassung des Regensburgischen Hausgrafen - Amts.* Ihm sind alle Handwerksinnungen untergeben. 5) *Vergleich zwischen dem Hn. Reichserbgeneralpostmeister Fürsten von Thurn und Taxis und dem Magistrat zu Frankfurt am Main, die Gerichtsbarkeit der daselbst wohnenden kaiserlichen Reichspostbeamten und Bedienten betreffend,* vom Jahr 1789. 6) *Artikel aus Statuten und Reichsschlüssen der Reichsstadt Isni, welche der Bürgerschaft am Schwörtag jährlich publicirt werden.* Diese Statuten und Rechtsschlüsse sind 1544 errichtet, den ersten May desselben Jahres publicirt, 1622 den 8ten Febr. renovirt, und bis jetzt, einige wenige neue dazu gekommene Artikel ausgenommen, unverändert gelassen worden. 7) *Reichshofräthliche Conclusa in Sachen der Bürgerschaft in Wimpfen wider den Magistrat daselbst,* von 1779 und 1783. Sind sehr umständlich, und zur Einsicht der besondern Verfassung der Reichsstadt Wimpfen lehrreich. 8) *Innere Rathsordnung der Reichsstadt Dinkelsbühl.* Die Zeit der Errichtung dieser Ordnung konnte der Vf. nicht auskundschaften. 9) *Der Frawen Wirt zu Ulm aid und Ordnung.* In dem Manuscript ist die Zahl des Jahrhrhunderts so undeutlich geschrieben, dass es ungewiss bleibt, ob es das Jahr 1410 oder 1510 seyn soll. Uebrigens enthält diese Ordnung, ausserdem dass sie ein neues Beyspiel von den in damaligen Zeiten unter obrigkeitlicher Genehmigung und Aufsicht errichteten Frauenhäusern gibt, manches lesenswerthe. 10) *Von der Besetzung und Erneuerung des Memmingischen Stadtregiments.* 11) *Reichsstadt Memmingische bürgerliche Vermögensteuer.* 12) *Beytrag zum Codici diplomatico Norimbergensi.* Ist ein Schenkungsbrief des schwedischen Königs Gustav Adolphs vom Jahr 1632 an die Stadt Nürnberg über das in derselben gelegene deutsche Haus sammt allem Zubehörungen. 13) *Zweyerley Berichtigungen, Nürnberg betreffend.* Betreffen zwey literarische in v. Selchow Electis juris Germanorum, S. 239., und von Sartori Beyträgen in reichsstädtischen Sachen, 1. B. S. 288., wo zwey Schriften angeführt werden, die gar nicht existiren. 14) *Reichstagsnachrichten bis auf das Jahr 1791.* Betreffen die Fortsetzung des Reichstags während eines Zwischenreichs, die reichsstädtischen Monita zur Wahlcapitulation, die Wiedereröffnung des Reichstags nach dem Regierungsantritt Leopold II, die Unruhen in der Reichsstadt Kölln. 15) *Fragmente aus dem Ulmischen Staatsrecht.* Sind Reformationen und Constitutionen Karls V, die Ulmische Regimentsverfassung betreffend, und ein Vergleich zwischen der Ulmischen Obrigkeit und Bürgerschaft vom 2ten Septbr. 1787. 16) *Nachrichten, die Oekonomie, das Rechnungs- und Steuerwesen der Reichsstdt Isni betreffend,* von 1775. 17) *Geschichte eines wichtigen Streits zwischen der Kaufmannschaft und allen Zünften und Gewerben in der Reichsstadt Ravenspurg und dessen Entscheidung.* Ein lesenswerther Aufsatz, der über die so häufig vorfallende Collisionen zwischen den verschiedenen Zweigen der bürgerlichen Nahrung viel Licht verbreitet. 18) *Etliche Artikel, christliche Ordnung betreffend, auf dem Städte-Tag zu Memmingen beschlossen den 26sten Febr. 1531.* Sind wegen ihres Einflusses auf mehrere statutarische Verordnungen einiger Reichsstädte merkwürdig. Schade, dass der Herausg. nicht mehr historische Aufklärung über diese Artikel beybringen konnte. *Anhang. Versuch einer actenmässigen Geschichte der zehen vereinigten Reichsstädte im Elsass von ihrem Ursprung bis auf gegenwärtige Zeiten.* Leidet keinen Auszug. Der Herausg. hat sich übrigens nicht darüber geäussert, ob er, oder wer der Vf. sey. *Dritter Band:* 1) *Regimentsordnung der Reichsstadt Augsburg vom Jahr 1719.* 2) *Nachricht von der Sublevationsdeputation in Ulm.* Diese Deputation ist eine Anstalt, die sich in ihrem Zweck und in ihrer Einrichtung dem nähert, was in den übrigen reichsständischen Territorien gewöhnlich mit dem Ausdruck: — *Kammercollegium* — bezeichnet wird. 3) *Kleiner*

Kleiner Beytrag zur Localkenntnifs Nürnbergs. Betrifft a) das Recht der patricifchen Familien, ihre Töchter, in einer befondern alten, hier befchriebenen, Tracht traueu zu laffen; b) die nürnbergifchen Leichen mit Zahlmännern, welches Perfonen find, die, um Lohn gedungen, die Leichen begleiten; c) das Verzeichnifs deffen, was einem zum Tode verurtheilten Miffethäter zu Nürnberg in den drey letzten Tagen an Speis und Trank abzureichen gewöhnlich ift. 4) *Gefährliche Machinationen der Katholiken wider den guten, edeln achtzigjährigen Herrn Antoni von Albig, Beyfaffen zu Kempten, und D. Georg Zeämann, Pfarrer dafelbft, vom Jahre* 1625.unbedeutend. 5) *Gefchichte, betreffend der Kemptifchen Weberfchaft Unruhe und Aufftand gegen einen ehrfamen Rath dafelbft vom Jahre* 16 5 u 1616 *wegen des Zumuthens an die Kaufleute dafelbft, dafs fie die ankommene Leinwandlegel nicht in ihre Gewölber oder Gewahrfam nehmen, fondern auf öffentlichen Wagftadel ab- und wieder aufladen, auch wegführen follen.* 6) *Actenftücke, den Streit über Mittheilung der kaiferlichen Commiffionsacten und Verordnungen zur Kenntnifs der Verfaffung in Ravensburg, oder der Verhältniffe des geheimen, des innern Raths, der Herrn des Gerichts und des grofsen Raths, als Volksrepräfentanten unter und gegen fich, betreffend. Von den Jahren* 1766 – 1792. Noch find die bezeichneten Verhältniffe nicht ganz ins Reine gebracht. 7) *Grundgefetze der Reichsftadt Wangen.* 8) *Etwas über die politifche Verfaffung der Stadt Goslar.* Aus dem Journal von und für Deutfchland von 1790. Band II. Stück II. abgedruckt. 9) *Auszug eines unter dem* 18*ten Jul.* 1706 *von der Juriftenfacultät zu Tübingen erftatteten Gutachtens, einige über das Wahlrecht zu Biberach aufgeworfene Fragen betreffend.* 10) *Einige Verträge der Reichsftadt Ifsni.* 11) *Verfaffung der Stadt Hamburg.* Aus Normanns geographifchem und hiftorifchem Handbuche der Länder-Völker- und Staatenkunde des erften Bandes fünfter Abtheilung ausgehoben. Eben diefs ift der Fall bey den vier folgenden Artikeln. 12) *Etwas von Bremen.* 13) *Etwas von Lübeck.* 14) *Etwas von Regensburg.* 15) *Etwas von Frankfurt.* 16) *Etwas von Worms.* Aus dem Journale von und für Deutfchland von 1784. IV. St. N. 4. 16) *Etwas von Rothenburg an der Tauber.* Aus Mofers reichsftädtifchem Magazin S. 682. 18) *Aeltere Schwörbriefe der Reichsftadt Ulm.* Sind von den Jahren 1327 und 1345. 19) *Aachen, wie es war, und wie es werden follte.* Ift ein vollftändiger Auszug aus folgender Schrift: Entwurf einer verbefferten Conftitution der Reichsftadt Aachen. Verfafst von dem herzogl. Clevifchen Subdelegatus *von Dohm.* 1790. Von dem merkwürdigen kammergerichtlichen Urthel in diefer Sache, welches unter dem 17ten Febr. 1791 ergangen, und den darauf erfolgten Ereigniffen will der Herausg. in dem folgenden Bande Nachricht ertheilen. 20) *Bemerkungen über die Nürnbergifche Staats- und Steuerverfaffung, nebft einer Nachricht von den innerlichen Zwiftigkeiten diefer Stadt.* 21) *Eine Austrägalcommiffion im Kempten.* Unterm 12ten Febr. 1788 erkannte der Reichshofrath in den Streitigkeiten der Reichsftadt Kempten gegen das Hochftift Kempten, auf Bitte der Stadt einer Austrägalcommiffion auf Conftanz und Wirtemberg, die auch wirklich ausrückte. 22) *Reichftadt Hamburgifche Verordnung, das fchärfere Verbot der Werbungen arbeitsfähiger junger Leute zur Bevölkerung entfernter Pflanzftädte betreffend.* 23) *Nördlingen gegen den Hn. Fürften zu Oettingen-Oettingen und Oettingen Wallenftein, eine widerrechtlich angelegte Fruchtfperre und reichsconftitutionswidrige Abftrickung der freyen Getreidezufuhr in die Reichsftadt Nördlingen und deren Schranne betreffend.* 24) *Kurzer Auszug aus der Wahl- und Regimentsordnung der Reichsftadt Ifsni vom* 12*ten May* 1729. 25) *Ueber das Verhältnifs zwifchen Magiftrat und Bürgerfchaft in Reichsftädten.* Ein Auszug aus einer im Jahr 1779 zu Göttingen unter dem Titel: *De nexus inter magiftratum ac cives civitatum imperii fundamento ac effectu* erfchienenen Streitfchrift. 26) *Noch etwas über Augsburgs Verfaffung.* Aus Normanns oben angezogenem Werke. 27) *Ueber Oligarchendruck in Worms. Ein merkwürdiges Actenftück fürs Archiv der reichsftädtifchen Oligarchie überhaupt, zur Beherzigung der Patrioten.* Frankfurt und Leipzig, 1787. Ift ein Auszug aus einer Druckfchrift, die in Sachen der Bürgerfchaft zu Worms gegen das Collegium der Dreyzehner bey Reichshofrath übergeben worden ift. (f. A. L. Z. 1788. Nr. 176b.) 28) *Auszug aus der Stadt Weifsenburg am Nordgau Statuten und Ordnung.* Gedruckt durch Carl Meyer 1739. 29) *Das Ulmifche rothe Buch.* Unter dem rothen Buche verfteht man das ältefte Ulmifche Gefetzbuch, welches Verordnungen aus dem 14ten und 15ten Jahrhundert enthält, und deswegen jenen Namen führt, weil die Gefetze und Verordnungen mit rothen Anfangsbuchftaben gefchrieben find. Hier find einige Stellen daraus abgedruckt — Die vorftehende Inhaltsanzeige zeigt, dafs die reine Ausbeute für nähere Kenntnifs der reichsftädtifchen Verfaffung aus diefen drey erften Bänden zwar noch nicht fehr erheblich ift; allein der Fleifs des Herausg. läfst für die Zukunft mehr Zuwachs hoffen, wozu wir ihm alle Unterftützung aufrichtig wünfchen.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Jena, in d. akad. Buchh.: *De morbo Gallico fcriptores medici et hiftorici partim inediti partim rari et notationibus aucti. Accedunt morbi Gallici origines Maranicae.* Collegit, edidit, gloffario et indice auxit D. *Ch. Gothfr. Gruner.* 1793. LIV und 624 S. 8.

Es war vielleicht nur dem deutfchen Fleifse, und in Deutfchland nur wenigen Gelehrten, aufser Hn. *Gruner*, möglich, uns die Urkunden über eine der fürchterlichften Geifseln des Menfchengefchlechts mit der Vollftändigkeit und Genauigkeit zu liefern, als es nun von diefem unermüdeten Manne, fowohl in dem Supplement zum Luifini (Jena, 1789. f. A. L. Z. 1790. N 322.), als in diefer Sammlung, gefchehen ift. Bekanntlich gaben, nach Aftruc und Sanchez, zwey würdige Gelehrte, Hr. Hensler, deffen Unterfuchungen fowohl über die Luftfeuche, als über den Ausfatz mit einer mufterhaften Genauigkeit

nauigkeit angestellt sind, und Hr. Girtanner der Frage über die Entstehung der Lustseuche ein neues Interesse; man fand neue Quellen und Urkunden auf; man bezog sich auf sie, und da allen, die sich bey diesem Streit interessirten, es wichtig seyn musste, die Beweise, auf die man sich bezog, selbst zu prüfen, so verdient gewiss Hr. Gruner allen Dank, dass er alles sammelte, was er von dieser Krankheit auffinden konnte. Er hat über 300 Bände von Werken der Dichter, Geschichtschreiber und Aerzte jener Zeiten selbst gelesen; er hat überall, und nicht bloss in Deutschland, seine Netze ausgestellt, und die Ausbeute war wohl sehr reichlich, wie diese Sammlung einleuchtend beweist, aber doch nicht so, dass man behaupten könnte, die Sammlung der Urkunden sey nun vollständig und geschlossen; denn es fehlen noch 9 Schriften von dem Zeitpunkt des Ausbruches der Seuche an, bis 1539. Er hat diese Schriften in der Vorrede verzeichnet, und es ist zu wünschen, dass auch diese noch in seine Netze fallen mögen. Vielleicht liegt ein Theil derselben, und noch manches ganz unbekannte in der vaticanischen Bibliothek, deren Schätze von Handschriften und gedruckten Schriften der Aerzte aus dem Mittelalter noch wenig, oder eigentlich gar nicht bekannt sind.

Vor der Sammlung selbst steht eine gelehrte Abhandlung des Hn. Gr. *Morbi Gallici origines Maranicae*. Seine Meynung von Entstehung der Lustseuche ist aus dem Aphrodisiacus, und aus mehrern Aufsätzen im Almanach für Aerzte schon bekannt. Hier hat er die Gründe für dieselbe wieder zusammengestellt, und mit einem Aufwand von Gelehrsamkeit erläutert. Er glaubt, die Lustseuche rühre bloss von den aus Spanien vertriebenen Maranen her, in so fern sie von fleischlicher Vermischung abhangt; das epidemische Fieber aber, unter dem sie sich zeigte, habe von der Pest hergerührt, die zu jener Zeit, vom Jahr 1492 bis zu Ende des Jahrhunderts in Italien herrschte, im Anfange des 15ten Jahrhunderts aber nachliess. Zu dieser Zeit sey auch die Lustseuche seltener mit Fieber verbunden gewesen, und langwieriger geworden. Die Schriften und Excerpte über die Lustseuche, die in dieser Sammlung enthalten sind, betragen an der Zahl 27. Manche darunter sind klein, aber doch wichtig, z. B. ein Nürnbergisches Gesetz, die Franzosen betreffend, von 1496, ein Auszug aus dem Stiftungsbrief des Nürnbergischen Zwölfbrüderhauses, von 1710. Andere aber sind gross und weitläuftig, und darunter verdient das Werk des *Julianus Tanus de Saphati* die grösste Aufmerksamkeit. Es ist dem Pabst Leo X zugeschrieben, und zu Anfang des XVI Jahrhunderts verfasst worden. Es befindet sich als Manuscript in der Laurentianischen Bibliothek zu Florenz, und Hr. Fossi, Secretair der Akademie der Wissenschaften zu Florenz, gab Hn. G. die erste Nachricht davon. Das Werk selbst ist sehr weitläuftig, voll von Lehrsätzen des Aristoteles und Galenus, wie sie von den Arabern in das Abendland übergingen, und zugleich voll von Excerpten aus den Arabern und Arabisten, die Aernte für die Geschichte der Krankheit und deren Heilung aus diesem mehr als 200 Seiten einnehmenden Buche ist freylich sehr gering; indessen verdient doch Hr. G. Dank, dass er diese bisher völlig unbekannte Urkunde durch den Druck bekannt gemacht hat, aus der man wenigstens sieht, dass der Vf. von der Krankheit keiner andern Meynung war, als seine Zeitgenossen, und dass er dem Quecksilber, als Salbe gebraucht, grosse Heilkräfte wider die Pocken und Blattern von dieser Krankheit zuschrieb. Die übrigen Stellen sind aus *Antonius Codrus, Jacobus Unrestus Wilibald Pirckheimer, Augustinus Niphus*, dessen Büchlein *de morbo Gallico* den Johannes Pascal zum Verfasser hat, *Hieronymus Emser, Philippus Beroaldus, Leonardus Giachinus, Janus Cornarius, Thomas Rangonus, Jo. Ant. Roverellus*, der ein Büchlein herausgegeben hat: *Liber de morbo quodam Patursa affectu tractatus* 1537. 8., in welchem er Almenars Buch *de morbo Gallico* mit Weglassung der Vorrede wörtlich abgeschrieben hat. Ein eigener praktischer Theil ist indessen vom Roverelli, und Hr. G. hat nicht allein das Werk des Almenar, welches sich Roverelli zueignete, sondern auch den dem Roverelli eigenen Theil von S. 310. hier abdrucken lassen. *Remacli Fuchsii morbi Hispanici curandi per ligni Indici decoctum exquisitissima methodus*, Paris, 1541., ist völlig abgedruckt. Dann folgen Stellen aus *Aloyf. Mundellae epist. medic.*, die Krankheit betreffend, aus *Ant. Fumanelli operib.* aus *Hieronym. Cardanus, Hercules Bonacossus, Bernardinus Corius, Joannes Langius, Joach. Curaeus, Jo. Hessus, Thomas Erastus, Achilles Pirminius Gassarus, Jo. Crato a Kraftheim.* Von der Schrift des *Thomas Jordanus*, *luis novae in Moravia exortae descriptio*, Frankfurt, 1580., ist der grösste Theil abgedruckt. Ein recht gutes Glossarium zum bessern Verständniss der arabischen und arabistischen Wörter ist angefügt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. Ohne Druckort: *Freymüthige Erklärung eines Deutschen über zwey herrschende Missbräuche.* 1792. 1 B. 8. Dass die Geistlichen in gewissen Gegenden Deutschlands nicht nur die öffentlichen Schenkhäuser besuchen, sondern auch ihre eigenen Wohnungen in solche Häuser verwandeln, wird hier mit Ernst und Laune gerügt. Stellen aus Synoden und Kirchenversammlungen nehmen dabey nicht weniger als *sechs* Seiten ein. Er musste wohl dieses für nothwendig halten, wenn seine Auffoderung in jenen Gegenden, für die er schrieb, von Wirksamkeit seyn sollte; ausserdem möchte man wohl darin einen Beweis finden, dass auch in einer Schrift von *einem* Bogen unzweckmässige Weitschweifigkeit herrschen kann.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 14. August 1794.

OEKONOMIE.

STUTTGART, b. C. Fr. Cotta: *Encyklopedie der Forstwissenschaft, oder Sammlung der beym Forstwesen vieljährig erprobten Bemerkungen, Vortheile......* von *Joh. Albrecht Mayer*, Hohenl. Neustein. Rath, und Stadtvogt d. Aemt. Forchtenb. u. Niedernhall. 1ster Theil von A bis F. 1793. 8. S. 497. [Pr. 1 fl. 30 kr.]

In der Einleitung, versichert der Vf.: „er habe viele Reisen bloss, um Forstkenntnisse zu sammeln, und zu berichtigen, angestellt; — habe 13 Jahre mit eisernem Fleiss Bemerkungen gesammelt, ein Register darüber geführt, und sey dadurch in den Stand gesetzt worden, über *alle* Fälle im Forstwesen ein gewisses *Ganzes* — ein Resultat, zu finden!“ — — Solche Aeusserungen berechtigen zu grossen Erwartungen. Ob sie erfüllt werden dürften, wollen wir noch nicht entscheiden. Das erste Fragment des Ganzen; das gegenwärtig vor uns liegt, erstreckt sich noch nicht weit genug dazu. Aber, dass uns viele Rubriken in dieser Inventur von A bis F nicht gehörig ausgearbeitet, und viele dagegen mit unnützen Weitläuftigkeiten, und Gemeinsprüchen überladen scheinen, können wir doch jetzt schon nicht bergen. In einem Buche, das den Umfang, wie das vorliegende ist, haben soll, muss der Raum nach Möglichkeit gespart werden, um gedrängte Nachrichten aufnehmen zu können, und Voluminosität zu vermeiden. Mehrere Blätter in der *Einleitung* enthalten Declamationen, die einen guten Staatsdiener schildern und dessen Belohnung anempfehlen sollen; und in dem Buche selbst kommen gar viele moralische und politische Definitionen vor, z. B. *Accord*, accordiren bedeutet überhaupt die Uebereinstimmung der Willensmeynung zu einem und eben demselbigen. — *Alles*; unter dieser Rubrik heisst es: „*Alles* was ist, besteht aus zweyerley „Grundeigenschaften: es gehört unter die Zahl der *Kör*„*per* und hat was *leeres* an sich. Hievon hängt seine „Beweglichkeit, seine Bestandtheit ab.“ —— *Aufwand* — ist der Gebrauch seiner Kräfte um einen grössern Vortheil, als die aufgewandten Kräfte sind, dadurch zu erlangen. — *Bestrafung* - heisst soviel, als eine freundschaftliche Erinnerung, wegen einer nicht rechtlichen Handlung. Die Definitionen, welche unter den Rubriken: Bedingung; Betrug; Capital; Credit; Echo; Ehre Eigennutz; Fleiss; Furcht u. s. f. vorkommen, sind (fast alle) weder genau, noch zweckmässig in einem Buche dieser Art angebracht.

Ferner nehmen mehrere eingerückte Urthels-Sprüche, und *wörtlich* mitgetheilte kammergerichtliche Bescheide öfters halbe und ganze Seiten ein. Diese Inserate scheinen uns sehr zweckwidrig.

Noch einen grössern Anstoss aber, welcher der Forstwissenschaft eigentlich angeht, veranlassen die unbestimmten Angaben der Längen- und Flächenmaasse indem nemlich in unzähligen Stellen von Schuh und Zollen geredet, und nirgends (so viel Rec. hat ersehen können) gesagt wird, ob rheinländisches oder ein anderes Maas dabey zu verstehen sey. Unter dem Artikel: *Ausklaftern*, kommen allein die Worte vor: „Eine Klafter wird zu 6 Nürnberger Fuss gerechnet.“ Diese Angabe ist sehr wenig belehrend, da der Vf. an dieser Stelle von körperlichem Inhalt redet, und dabey allemahl drey Dimensionen anzugeben sind. Von Schuh, und Zoll und Morgengrösse hätte namentlich unter den Rubricken: Ackermessen, Anschlagen, und Anpflanzen, genaue Bestimmung gegeben werden sollen. —

Der Vf. bringt einige Belehrungen über Rechnung in Forstsachen bey, und zeigt in Beyspielen, wie er sich dabey benehme; die Vortheile geübter Arithmetiker, und Geometer, nach der heutigen Cultur scheint er aber nicht zu kennen. — Unter der Rubrik, *Decimalbruch* heisst es: — das sey ein Beywort aus dem lateinischen, so nur in *einigen* Zusammensetzungen in der Rechenkunst und Geometrie gebraucht wird! — Dass *Buchstaben Formeln* existiren, welche in den besten forstwissenschaftlichen Büchern der letzten Jahrzehnden vorkommen, und dass damit bey sehr wichtigen Fragen allerdings viel ausgerichtet wird, davon erfährt der Leser dieses Buchs bloss auf einer einzigen Seite (25) etwas, das sehr wenig bedeutet, und die Vortheile nicht ahnden lässt, welche bey wichtigern Untersuchungen von einem *Oppel, Hennert, Burgsdorf, Däzel*, und andern, der Aufmerksamkeit aller Forstliebhaber empfohlen sind. — Allzu wenig ausgeführt, und mit Eile bearbeitet scheinen uns die Artikel: *Abart; Aberglaube;* (wo es sich wohl der Mühe verlohnt hätte, eine Reihe verderblicher Einbildungen, welchen Förster gewöhnlich nachhängen, mit aufmerksamen Fleiss gesammelt, aufzustellen.) Ferner: *Ablegen, Absenken — Abschreiten; Adamsapfel; Adamserde; Ameise; Anpflanzen; Auslichten; Baumrinde; Buschholz; Eichellesen;* (Die Behauptung, hiebey vorkommt. „Wer die Eicheln „lesen dürfe, dürfe auch die Schweine dahin treiben!“ — leitet viele Einschränkungen, und sollte nie als ein allgemeines Gesetz ausgesprochen werden.) Unter D vermisst man die Artikel: *Dauben* und *Daubenhauer;* auch unter F die über *Fass;* (auch unter B *Böttcher.*) Ferner kommt unter *Föhre* oder *Forle* gar nichts vor, als eine Verweisung auf *Fichte*; und unter diesem Artikel sucht man vergebens nach näheren Bestimmungen und Unter-

Unterscheidungen des Forlen und Fichtenholzes. Die Rubrik: *Flügel der Saamen* fehlt ganz; die zwey Zeilen unter dem Artikel *Fliegen*, die davon Erwähnung thun, leisten natürlich kein Genüge. *Flöz* ist vielleicht auf *Gefloz* verspart. *Forstuhr* ist sehr flüchtich behandelt, und gibt gar unzureichende Belehrung.

Dieser angezeigten Gebrechen ungeachtet, hat das Buch dennoch nicht unbedeutenden Werth. Die Schreibart ist fliessend, deutlich, und meistens modern und correct; es enthält viele recht gute Bemerkungen und geprüfte Erfahrungen, zeigt auch von Lectüre und Bekanntschaft des Vf. in bewährten Forstbüchern. Seine Bemühung, physikalische Kenntnisse zu verbreiten, und Forstliebhabern (noch mehr aber Förstern, die Bildung suchen) öfters Grund und Ursache vieler Erscheinungen im Wald zu erklären, welche gewöhnlich keiner Erklärung werth geachtet werden, ist vorzüglich lobenswerth. Die Artikel: *Anziehen; Blatt; Baum; Befruchten; Berg; Beschneiden; Blitz; Blume; Clima; Fasern Feuer; Frost; Frucht* mit Zugehör... verdienen, wie uns dünkt, vorzügliche Aufmerksamkeit und Beyfall. Auch ist es gut zu heissen, dass der Vf. sich nicht scheut, hier und da Provinzial-Ausdrücke in Forstsachen zu Artikeln oder Rubriken zu machen. In einem Sachwörterbuch, wie das vorliegende ist, scheint diese Freyheit zweckmäsig, manchmal schlechterdings nothwendig zu seyn; freylich muss man sich derselben mit Beurtheilung und Klugheit bedienen, und nicht gar *alle* terminologische Einfälle aufnehmen. Der Vf. hat dabey mit Vorsicht gehandelt; und wir wünschten bloss, dass er öfters die Provinzen Deutschlands genannt hätte, in welchen einzelne Benennungen bekannt sind, oder andern weichen. —

Läst es sich der Vf. gefallen, bey Fortsetzung seines Werkes cultivirte Kenner in Forstsachen zu berathen, und ihre Erinnerungen bey einzelnen Artikeln anzunehmen, auch durch Nachträge Ergänzungen beyzubringen, so kann sein Buch ein sehr interessantes Werk werden. Unsere Rüge der angezeigten Mängel hat gar nicht die Absicht, den Vf. bey dem Publikum verdächtig zu machen, oder Kauflustige abzuschrecken. Im ganzen verdient er immer für seine Bemühung Achtung und Dank.

MÜNCHEN, b. Lindauer: *Ueber Forsttaxirung und Ausmittlung des jährlichen nachhaltigen Ertrags zum Gebrauch oberdeutscher Taxatoren, Geometer, und Förster.* Mit Illumin. Forstkarte, und 2 Tab. 1793. 8. S. 123. [Preis 30 kr.]

Auf einem Zueignungs-Blatt nennt sich als Verfasser Hr. Prof. *G. A. Däzel.* In der Vorrede gibt derselbe die Absicht dieser Schrift zu erkennen; sie ist: „die „*preussische* Methode, zu taxiren, ist deutschen Provin„zen, wohin sie noch nicht gelangt in, vielleicht auch „nimmer gelangen würde, zum Nutzen deutscher Für„sten und Völker bekannter zu machen, und das Ge„heimniss aufzudecken, was einige oberdeutsche Forst„bediente aus derselben machen wollen." — Hierauf erklärt sich derselbe umständlich über die Freyheit, die er sich in dem Buche genommen, hie und da algebraische Formeln einzumengen, und sucht die Vorurtheile der sogenannten Praktiker zu widerlegen. Rec. denkt im Ganzen eben so, wie der Vf.; aber er kann sich doch nicht überzeugen, dass es räthlich sey in Schriften, welche, wie die vorliegende, Aufklärung unter viele Forstliebhaber verschiedener Gattung verbreiten sollen, algebraische Formeln ohne Erläuterung hinzustellen, wie der Vf. bey wichtigen Veranlassungen S. 35. in Beziehung auf den jährlichen Holz-Zuwachs, S. 111. bey der Angabe, wie der zukünftige Holzbestand auf den gegenwärtigen zu reduciren sey; und S. 113. über den jährlichen Ertrag und die Dauer des Hiebes, dieses gewagt hat. Alle Vorerkenntnisse der dabey angebrachten Formeln lassen sich freylich ohne mehrere Bogen damit zu füllen, nicht aus einander setzen; aber die Anzeige *einiger* Wege, auf denen der Verstand zu solchen Gleichungen gelangt, sollte doch niemals umgangen werden. Der Vf. hat sogar selbst *alle* Citationen auf bestimmte Bücher, in welchen die Beweise der vorgebrachten Formeln zu finden seyen, vermieden. — — Das Buch selbst ist von reichhaltigem Inhalt, und wir wünschten, dass es in die Hände vieler Forsttaxatoren käme; die meisten aber würden dabey wohl mehr, als nur eine Stunde zu studiren haben? zur flüchtigen Lectüre ist es nicht geschrieben. Um Verlangen darnach zu erregen, zeichnen wir nur folgendes in Kürze daraus aus. Auf den ersten Blättern wird gehandelt: Von allmälicher Entwicklung der Methode zu taxiren, von Eintheilungen des Holzes nach verschiedenen Beziehungen. Darauf über die fehlerhafte Taxirungsart älterer Förster. Erfordernisse eines Probeschlags und Probemorgens nach verschiedenen Classen des Holzes in 12 Fällen. Ueber *drey* Methoden, den Holzbestand in einem Probeschlage zu schätzen. Verfahren in Zählung der Bäume darauf. Berechnung auf Cubikfuss und Klafter, bey hochstammigen Buchen ins besondere. Ueber die Verhältniss von Stammklaftern zu Scheiterklaftern; über die Schätzung des Prügelholzes. — Verfahren, wenn Probemorgen besondrer Gattung in aufzunehmenden Schlägen fehlen. Weiter folgen: (kurze) Bemerkungen über den Betrieb des Holzes auf Stammholz, und dann auf Schlagholz. Ueber Bestimmung der Umtriebszeit. Uber das Problem: „Die Zeit zu finden, „in der Holz gewisser Gattung eine gewisse Länge und „Stärke erreicht?" — Ueber *Jahresringe*, und deren genaue Erforschung. Ueber das Problem: „Die Zeit des stärksten Wachsthums zu finden, welches einem Stammholz bey seiner Art und seinem Boden zukommt? — Ueber Rücksichten auf Vieh-Weiden (der Vf. schreibt *Weidenschaft*) und Hägung. Hierauf handelt der Vf. von Vermessung der Forste, Ausfertigung dienlicher Forstkarten, deren Zeichnung und Colorirung. Endlich von Besichtigungen zur Taxirung selbst; von den einzelnen Pflichten des Försters, des Geometers und des Taxators; und von der Ordnung in Entwerfung der Plane zur Taxirung. Beyspiele wirklicher Taxirungen geben bis zum Schluss. Der Vf. ist im wesentlichen des Hn. Forstraths *Hennert* Methode gefolgt; aber man sieht fast durchgehends, dass er selbst ge-

gedacht, und vieles nach eigner Art ausgeführt hat. Es wäre zu wünschen, dieses solide Buch wäre in §phen abgetheilt, und hätte ein Register.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Leipzig, b. d. Dyckischen Buchhandl.: Der liebreiche Ehemann, oder der Schein betrügt, ein Lustspiel in 5 Aufzügen, von *J. Ch. Brandes*. 3te Aufl. 1790. 126 S. 8.

London, b. Richardson: Travels during the Years 1787, 1788. a. 1789; undertaken more particularly with a view of ascertaining the Cultivation, Wealth, Resources and national Prosperity of the Kingdom of France. By *Arthur Young*, Esq. F. R. S. The second Edition. 1794. 1 Vol. 619 S. 2 Vol. 336 S. 4. (2 L. 5 Sh.)

Ulm, in d. Wohlerschen Buchhandl.: Der allerleichteste und allezeit fertige Hausrechner – mit beygefügten Tabellen für Zins, Liedlohn, Frucht, Wein, Gewicht. 2te Aufl. 1794. 184 S. 8.

Leipzig, b. Heinsius d. J.: *J. C. May* Versuch einer allgemeinen Einleitung in die Handlungswissenschaft theoretisch und praktisch abgehandelt. Neue Auflage. 1 Th. 1793. 406 S. 2 Th. 414 S. 8. (2 Rthlr.)

Ebend., b. Fritsch: *J. G. Heineccii* fundamenta stili cultioris, cum animadversionibus, emendationibus, additamentis et praefatione *J. M. Gesneri*, edidit *J. N. Niclas*. Editio nova. 1790. 534 S. 8. (16 gr.)

Frankfurt a. Mayn, in d. Andreäischen Buchhandl.: Geschichte Peter Clausens, von Ad. Freyh. v. *Knigge*. 2te Aufl. 1 Th. 238 S. 2 Th. 232 S. 3 Th. 220 S. 1794. 8. (2 Rthlr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Literargeschichte. *Bayreuth*, mit Hagenschen Schriften: *Lebensumstände — Herrn Philipp Ernst Spiess*, Königl. Preussis. wirkl. Regierungsrath zu Bayreuth, vordersten geheimen Archivarius des Plassenburgischen Archivs — von ihm eigenhändig verfasst. Bey seiner Beerdigung am 8 März 1794. abgelesen und — nebst der dabey gehaltenen Standrede zum Druck befördert. 1794. 30 S. 4. Verdiente es je ein Gelehrter, dass ihm ein seiner würdiges Denkmal errichtet würde, so wäre dieses gewiss der vor kurzen verstorbene *Spiess* — ein Mann, der sich eben so sehr durch seine gelehrten Kenntnisse, durch seine, in einem Fache, wo nur wenige zu Hause, die wenigsten aber zu glänzen im Stande sind, bewiesene Thätigkeit, als durch seine erprobte Rechtschaffenheit, auf das ruhmvolleste ausgezeichnet hat. Die gegenwärtige kleine Schrift mag indessen die Stelle eines solchen Denkmals vertreten, das uns um so viel willkommener seyn muss, da die wichtigsten Lebensumstände des seel. Mannes, meistens mit seinen eigenen Worten darin angeführet worden sind. Derselbe hatte nehmlich einen eigenhändigen Aufsatz, welcher die merkwürdigsten Veränderungen seines Lebens enthielte, hinterlassen, mit der beygefügten Verordnung, dass derselbe bey seiner Beerdigung öffentlich abgelesen werden sollte. Dieser Verordnung gemäss hat Hr. Consistorialrath *Kapp* zu *Bayreuth* denselben mit seiner, bey dem Grabe des Verewigten gehaltenen Standrede solchergestalt zu verweben gesucht, dass dadurch dem Verlangen desselben das vollständigste Genügen geleistet wurde; und diese *Standrede* ist nun in der vor uns liegenden Schrift mitgetheilt. Wir wollen hier die „wichtigsten Lebensumstände des unvergesslichen Mannes kürzlich mittheilen. Derselbe wurde 1734. den 27 May zu *Ettenstatt* im Anspachischen, wo sein Vater, *Johann Jacob Spiess*, nachheriger Dechant und Stadtpfarrer zu *Leutershausen*, damals Pfarrer war, gebohren. Er bezog frühzeitig das Gymnasium zu *Anspach*, und brachte es, besonders durch den gelehrten Rector *Geret* dahin, dass er schon 1752 die Jenaische Academie besuchen konnte. Die Rechtsgelehrsamkeit war zwar das eigentliche Studium, das er sich erwählet hatte; doch legte er sich ganz vorzüglich auf die Geschichtskunde, und da er das Glück hatte in dem Hause des berühmten *Buder* zu wohnen, so war es ihm bey seinem Fleisse etwas leichtes in dieser Wissenschaft die schnellsten Fortschritte zu machen. Allein schon 1754 musste er *Jena* wieder verlassen, und in sein Vaterland zurücke kehren, wo ein, dem Ansehen nach, eben so sonderbares, als ungünstiges Schicksal seiner wartete, das aber die Vorsehung so zu lenken wusste, dass dadurch sein künftiges Glück fest gegründet werden sollte. Da um eben diese Zeit die Vermählungsfeyerlichkeiten des Marggrafen *Carl Friedrich Wilhelms* zu *Anspach* vollzogen wurden, erhielt er die Erlaubnis dieselben mit ansehen zu dürfen. Seine ungewöhnliche Grösse fiel dem Marggrafen in die Augen; *Spiess* wurde daher sogleich durch einen Officier in das Residenzschloss abgeholt, und daselbst in Angesicht des ganzen zahlreichen Hofs — zwar unter vielen Versicherungen vorzüglicher Gnade — doch *ganz wider seinen Willen gezwungen, Militairdienste anzunehmen.* Und so war der wackere Mann zu Ende des J. 1754. Cadet unter der, aus lauter Leuten von bewundrungswürdiger Grösse bestehenden Leibcompagnie des Marggrafen, der damals zu Günzenhausen residirte. Nach dessen frühzeitig erfolgten Tode wurde er 1758. Fähndrich und 1762 Unterlieutenant. Es ist leicht zu erachten, dass sich ein Mann, wie *Spiess* war, grossen Zwang anthun müsste, um sich durch Widerstreben nicht noch grössere Unannehmlichkeiten auszusetzen. Indessen konnte doch durch ein so gewaltsames Verfahren, das Feuer, das in der Seele desselben brannte, nicht getilget werden — und war etwas, das denselben einigermassen schadlos hielte; so war es die Erlaubniss die man ihm ertheilte, das fürstliche geheime Archiv und die Bibliothek in Anspach zu benutzen. Hier war er auch an der rechten Quelle, aus welcher er reichlich schöpfen und seine Kenntnisse im Staats-Lehen-und deutschen Rechte, vorzüglich aber in der allgemeinen sowohl als in der vaterländischen Geschichte erweitern konnte. Endlich erschien mit der 1769 erfolgten Vereinigung der beyden Fürstenthümer Bayreuth und Anspach auch seine Erlösungsstunde: *Spiess* wurde von dem geheimen Ministerium zur Einrichtung des ältesten geheimen Archives zu Plassenburg, ohne sein Wissen und Verlangen vorgeschlagen, und darauf von dem Marggrafen *Alexander* zum Hof und Regierungsrath und ersten geheimen Archivar zu gedachtem *Plassenburg* ernannt. Nun war er an der Stelle, wo er sich als den Mann, der er wirklich war, legitimiren konnte. Er that dieses auch mit rastlosem Eifer, bis an das, in diesem Jahre am 5 März erfolgte Ende seines Lebens. Die Achtung die er sich bey so vielen wahren Gelehrten in und ausserhalb Deutschland, das ihn besonders als allgemeinen Lehrer der Diplomatik verehrte, zu erwerben gewusst hatte, war seinen unverkennbaren Verdiensten ganz angemessen; und wenn ihn auch die Grossen ihrer Aufmerksamkeit würdigten und ihm Beweise von ihrer Gewogenheit gaben, so gereichte ihnen dieses selbst eben so sehr zu Ehre, als ihm. Ganz vorzüglich schätzte ihn der gegenwärtige vortrefliche Abt des fürstlichen Reichsstifts zu *St. Blasien*

sien im Schwarzwald, bey dem er noch im vorigen Jahre, und da seine Gesundheitsumstände, bereits nicht mehr die bessten waren, auf Verlangen desselben einen Besuch abstattete. Dieser würdige Prälat liess sogar während der langwierigen Krankheit desselben in dem dasigen Kloster für seine Wiedergenesung Betstunden halten. Das beygefügte vollständige Schriftenverzeichniss des seel. Mannes gibt dieser kleinen Schrift allerdings einen erhöheten Werth, welche auch wegen der in dem hinterlassenen schriftlichen Aufsatze des Verewigten geäusserten, ungemein rührenden religiösen Gesinnungen gelesen zu werden verdient.

Erlangen, gedr. b. Hilpert: *De vita, scriptis et systemate mystico Sebastiani Franci* Disserit *Samuel Theophilus Wald*, Vratislaviensis Philosoph. Doctor Theolog. Bacealaureus Graecarum litterarum in Vniversitate Regiomontana ordinarius Professor etc. MDCCLXXXXIII. 62 S. 4. Ausser dem eben angezeigten Titel fand Rec. in dem ihm zu Handen gekommenen Exemplar, noch einen *zweyten Titel* der ihn belehrte, dass diese Schrift von dem Vf. der theologischen Facultät zu *Erlangen pro summis in theologia honoribus rite obtinendis* übergeben worden sey. Dieser Umstand machte ihn noch aufmerksamer auf dieselbe, als er es schon vorher, des Gegenstandes wegen gewesen war, weil er mit Recht erwarten zu können glaubte, in einer, würdigen Männern, bey *Erlangung der höchsten Würde in der Gottgelahrtheit* vorgelegten Probeschrift, etwas, wo nicht ganz vollendetes, doch wenigstens etwas erträgliches, anzutreffen. Allein er fand sich leider sehr getäuscht. Schon die an der Spitze stehenden Quellen, aus denen der Hr. Vf. geschöpfet zu haben, *scheinen will*, machten ihn gegen das daraus hergeleitete argwöhnisch, zumal da er eine der *neuesten* und *bessten* vermisste. Sollte auch Hn. W. die, in Herrn Pr. *Waldau's Neuen Beytr. zur Geschichte Nürnbergs 2 B. S. 129. u. f.* befindliche Nachricht von seinem Helden unbekannt geblieben seyn: so hätte ihm doch das, was Herr *Adelung* in der *Geschichte der menschlichen Narrheit* Th. 2. S. 11. u. f. von dem Leben; Meynungen und Schriften dieses sonderbaren Mannes eben so gründlich, als ausführlich gesagt hat, nicht verborgen bleiben sollen. Es ist wahr, dass man, was die eigentliche Lebensgeschichte desselben betrifft, nur weniges mit Gewissheit zu sagen weiss. Da aber auch nur dieses wenige grösstentheils aus seinen Schriften genommen werden muss; so würde ihn schon das ungleich vollständigere und richtigere Schriftenverzeichniss von *Adelung* sicher sehr wohl zu statten gekommen seyn. Gleich die ersten Schriften die Hr. *Adelung* anführt, und die Hn. W. ganz unbekannt geblieben sind, würden ihn Gelegenheit geben haben, seine Leser zu belehren, dass *Nürnberg* der erste Ort gewesen sey, wo *Sebastian Frank* als Schriftsteller, auftrat. Hier war es, wo er *Althamers* Diallage unter dem Titel *Vereynigung, der streitigen Sprüche in der Schrift* verteutschte und 1528. 8. drucken liess. (Rec. besitzt davon das 1527. bey *Friedr. Peypus in Nürnberg* gedruckte Original. *Althamer* war damahls noch Pfarrer auf dem Lande und zwar zu *Eltersdorf*. Die Dedication ist datirt *E rure*, und somit ist aufgeklärt, was in der Frankischen Uebersetzung das — *vom Feld* — bedeuten soll.) Im J. 1529. erschien: *Klagbrief oder Supplication der armen dürftigen in Engenlandt, an den König daselbst gestellet, widder die reychen geystlichen bettler.* *Frank* will diese Schrift, in welcher das Unwesen der Clerisey auf die fürchterlichste Art geschildert wird, aus dem lateinischen übersetzt haben. Die Dedication der Schrift von *der Trunkenheit* ist datirt: *Justenfelden. Anno domini. M. D. XXXI.* Man hat darüber gestritten, ob dieses *Justenfelden*, das im Nürnbergischen gelegene Pfarrdorf *Gustenfelden* sey." Rec. glaubt diese Frage bejahen zu dürfen, ungeachtet er es eben nicht für nöthig hält, anzunehmen, dass *Frank* daselbst *Pfarrer* gewesen sey. Noch ist in diesem J. 1531. zu *Nürnberg* eine, auch Hn. *Adelung* unbekannt gebliebene Frankische Schrift unter dem Titel: *Eine künstlich höfliche Declamation und heftiger Wortzank dreyer Brüder vor Gerichten von Phil. Beroaldo* u. s. w. in 4 gedruckt worden. Von allen diesen Schriften wusste Hr. *Wald* — nichts. Die erste, die er anführet, ist die Chronick (Cronica) *Abconterfayung vnd entwerffung der Turckey — Augspurg 1530. 4.* Es ist aber auch eine Nürnbergische Ausgabe von eben diesem Jahre vorhanden, die Hr. W. nicht kannte, und von welcher die Augspurgische nur ein Nachdruck ist. Vermuthlich erschien um diese Zeit auch die Frankische Uebersetzung von dem *Erasmischen Encomio Moriae* u. s. w. die Hr. W. ebenfalls übergangen hat. Von den angeführten grössern historischen Werken dieses Mannes, hätte man doch wohl in einer Schrift, die denselben ganz zum Gegenstand hat, eine ausführlichere Inhaltsanzeige und Würdigung erwarten sollen. Wie es aber möglich gewesen sey, dass Hr. *D. Wald* die *Chronica der Teutschen* n. VII. mit folgenden Worten, *Chronicon Germanorum vel potius clavis poematis celeberrimi Theuerdanck de quo conf. Koeleri disp. de inclyto libro Theuerdanck Altorf. 1714. p. 15.* — habe anzeigen können, ist Rec. ganz unbegreiflich. Gerade die citirte Köhlerische Disputation, würde ihn, wenn er auch die Chronick selbst nie zu Gesicht bekommen hätte, das Gegentheil von dem, was er so zuversichtlich behauptete, gelehret haben. Schon das ist äusserst lächerlich, dass er die *Chronik* — ein Werk das CCCCII. folürte Blätter füllet beträgt, mit dem *Clavis des Theurdanks* welcher im Original 8 Blätter, für ein und eben dasselbe Werk hält. Aber auch das ist falsch, dass *Frank* diesen Clavis in sein Werk aufgenommen habe. Er selbst sagt es deutlich genug, wenn es auch der Augenschein und eine angestellte Vergleichung nicht bewiese, dass er — *Die wunderbarlichen sieg vnnd künmütigen helden thaten Maximiliani in dem Theurdank begriffen, summirt vnnd in einer summ obenhin angeregt habe.* — *Franks Sammlung der Sprüchwörter* — eines seiner nützlichsten und brauchbarsten Werke, hatte billig näher beschrieben werden sollen, zumal da dieses, wie schon *Adelung* bemerkt hat, bisher noch von niemand geschehen ist. Gerne würde dieses hier Rec. thun, wenn es der Raum gestattete; doch will er nur diess berühren, dass sich diese Sammlung von dem vorhergegangnen ähnlichen Werke des *Agricola* merklich unterscheidet, auch ungleich reichhaltiger ist. Es bestehet aus 2 Theilen, von denen der erste 163. und der zweyte 211 Bl. stark ist. Hr. W, gibt von der nemlichen *Egenolphischen* Ausgabe zweyerley Format, 8 und 4 an. Auch Hr. *Adelung* nimmt das Octavformat an. Allein das Werk ist zuverläsig in 4. gedruckt. Doch genug von *Franks* Schriften. Wir erinnern nur noch, dass Hr. W. im 5ten Abschnitt unter dem Titel *Placita* von S. 20—53. und also auf 4 Bogen einen Auszug aus *Franks* paradoxis geliefert, und dann im 6ten und letzten Abschnitt das *System* dieses Mannes zu bestimmen gesucht habe. Unsere Meynung davon zu sagen, ist hier der Ort nicht. Wir setzen bloss dieses einzige hinzu, dass *Frank* noch genauer studiert werden müsse, wenn man über sein System ein richtiges Urtheil fällen wollte. — Und dazu will Rec. eine bisher ganz unbekannt gebliebene Schrift dieses sonderbaren Mannes, allen denen, die Lust und Belieben haben, ihn näher kennen zu lernen, bestens empfehlen. Sie ist 1534. in 4 erschienen und hat folgenden Titel: *Das Gott das ainig ain, vnd höchstes gut, sein almechtigs, wars, lebendigs wort, will, kunst, gesatz, Sun, sinn, Character, liecht, leben, Bild, Reich, arm, gayst, kraft, hand, Christus, der Newmensch, vnd das weybs Som, neben der Schlangen somen, in aller menschen herz sey, Aber zur seligkait nit gnug, wir seyen dann auch Widerum in Got, Christo, vnnd seinem Reich, wie sy in vnns. Item das wort, Christus, der new mensch, werde dann in vnns wie empfunden vnd empfanngen, ahs geboren, gewisst, gelesen, gebraucht, vnd angelegt. Zeugnuss der hailigen schrifft, der Hayden, alten lerern vnd vattern zusamengetragen durch Sebastian Franken von Wörd.* Eine der letzten Schriften, die bisher ebenfalls noch nicht bemerkt wurde, ist: vom Glauben und Werken, Zeugknus der Schrift; Frankf. druckts Cyriack Jacob 1543. 8. Zum Beschluss führen wir noch einen bisher unbekannten aber zuverlässigen Umstand seiner Lebensgeschichte an, die Verheurathung desselben mit einer *Ottilia Behaimin*, die er sich 1528. den 17 Merz zu *Nürnberg* antrauen liess.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 15. August 1794.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Lübeck u. Leipzig, b. Bohn: *Chrestomathia Hexaplaris* adornata a *Jo. Ge. Trendelenburg*, Gr. et OO. Litt. in Gymnasio Gedanensi P. P. O. et societ. germ. Elect. Manhem. Collega. 1794, 319. u. XXXVI. S. 8.

Sollte es auch unter dem ganzen Stand der Theologen, wie wir hoffen wollen, keinen geben, welcher den Namen Hexapla nicht gehört hätte; so ist doch gewiss mancher, der sich keinen anschaulichen, auch nur historischen Begriff von dieser Sammlung der ältesten Griech. Uebersetzungen des Alten Testaments verschafft hat. Und doch waren diese Versionen im kirchlichen und Privatgebrauch von so ausgebreitetem Einfluss auf Entstehung, Einkleidung und Ausbildung des Christenthums durch mehrere Jahrhunderte hin, dass nicht leicht die erste Geschichte eines einzigen christl. Dogma und seiner exegetischen Begründung ohne Kenntniss der Eigenheiten jener Uebersetzungen gründlich verstanden werden kann. Man baute damals bekanntlich auf das Alte Test. weit mehr von christl. Dogmatik, als späterhin. Und doch war fast niemals der hebr. Grundtext die Quelle, aus welcher man Beweisstellen jener Art borgte, sondern immer eine der griechischen Versionen, welche, selbst häufig untereinander gemischt, auch von der kirchlichen Uebersetzung der lateinischen Kirche die erste Quelle waren. Wer weiss es nicht, oder wer sollte es wenigstens nicht wissen, dass der Stoff zu dem ganzen Artikel von den messianischen Weissagungen und wenigstens die Hälfte der Materialien für den Artikel von der Gottheit des Messias in den ersten Jahrhunderten aus der alexandrinisch-griechischen Uebersetzung des A. T. hergenommen war und dass dann diese Version selbst, ohne Kenntniss der übrigen in den Hexaplen gesammelten, nicht genau zu beurtheilen ist.

Hr. *Tr.* bemerkt sehr richtig, dass die nöthigste Bekanntschaft mit so merkwürdigen exegetischen, kritischen und theologischhistorischen Quellen fürs erste durch ein kleines Lesebuch am besten verbreitet werden könnte, in welchem das Aeussere der Hexaplen in einer Probe gezeigt würde, und dann ausgewählte Stücke derselben mit den nöthigen Anmerkungen nach älteren und neueren Hülfsmitteln zu finden seyn müssten. Und diess ist es, was die gegenwärtige Chrestomathie planmäsig darbietet. Sachkundigen Lehrern auf Gymnasien und Akademien fehlt es nun nicht an einem guten wohlfeilen Handbuch, durch welches sie angehende Theologen zur Kenntniss dieser für das Studium des A. und N. Testaments und der älteren Kirchengeschichte so wichtigen Stücke der biblischen Philologie hinreichend vorbereiten und anführen können. Und wir wünschen, dass der nützliche Zweck des Herausg. recht häufig erreicht werden möge!

Er hat, um die Vergleichung zu erleichtern, gerade diejenigen Stücke nach den griechischen Versionen abdrucken lassen, welche in Hufnagels hebr. Chrestomathie (*Selecta vet. Test. Capita histor. argumenti — Norimb.* 1780.) nach dem Grundtext, für den Elementarunterricht abgedruckt sind. Das erste Kap. der Genesis ist ganz in der Form der Hexaplen vorausgeschickt, und am Ende sind einige Pss. und Stücke aus den Proverbien beygefügt. Die Anmerkungen geben meist die Quellen an, aus welchen ein gegebenes Hexaplar. Fragment genommen wurde, enthalten aber auch Winke zur Erklärung und zur kritischen Berichtigung derselben. Die Praemonita geben von der Geschichte der Hexaplarischen Versionen und ihrer Sammlung, von den dabey gebrauchten Zeichen und von den Hülfsmitteln Montfaucons und des Vf. zu Wiederherstellung der Hexaplen hinreichende Nachricht. Beyläufig müssen wir uns wundern, dass auch Hr. *Tr.* die Hexapla ein *opus criticum* nennt, wie diess freylich fast immer geschieht. Diese Arbeit von Origenes hat zwar vielen Stoff für den Kritiker, aber an sich kaum einen für den ersten Anblick blendenden Anstrich von Kritik. Orig. verbesserte oder veränderte an den aufgenommenen Versionen nichts aus Vergleichung von andern Handschriften, nichts, soviel wir wissen, *ex conjectura critica*. Sein ganzer Zweck war *exegetisch*. Er nahm den hebr. Text, wie er ihn fand, wollte den gewöhnlich unwissenden christl. Kirchenlehrern die Mühe, irgend den Grundtext zu befragen, aufs möglichste durch die hebräische Columne mit griechischen Buchstaben erleichtern, und sie auch durch die zunächst beygefügte, dem Hebräischen sich anschmiegende, Version des Aquila noch weiter hiezu unterstützen. Hierin ist gar nichts von kritischem *Zweck*. Die LXX. als die damals recipirte griech. Kirchenversion suchte Origenes ebenfalls gar nicht nach Regeln oder Zwecken der Kritik zu ihrem ursprünglichen Text zurückzuführen. Seine ganze Absicht war offenbar nur diese, dass diese Kirchenversion mit dem hebr. Text seiner Zeit genauer übereinstimmen und also die daran gewöhnten Christen wissen sollten, was von der Kirchenversion wirklich im Grundtext sich finde, da sonst wohl oft aus Stellen derselben, die der Jude oder hebräischgelehrtere Kezer im Grundtext nicht fand, sogar argumentirt wurde. Entdeckte derjenige, gegen welchen polemisiert wurde, dergleichen Fehler der griech. Kirchenversion, so mussten Kirchenväter und Volk — denen

denen das Hebräischlernen noch fremder war, als manchem, welcher dasselbe auch jetzt für das *Studium* der Theologie entbehren zu können glaubt — an dieser einmal angenommenen, und so hoch verehrten Quelle ihres Kirchenglaubens irre werden. Diesen ganz unkritischen Leuten kam Orig. auf eine ganz unkritische Weise in ihrer Noth zu Hülfe und hob alle Dissonanz der LXX und des hebr. Texts durch eine blos mechanische Arbeit auf, indem er den hebr. Text, wie er einmal war, voraussetzte, Stellen, welche jener damals hatte, die Kirchenversion aber nicht ausdrückte, mit dem Zeichen des Zusatzes einschob, andere Stellen aber, die der damalige Grundtext nicht hatte, in den LXX als solche, die im Hebr. mangeln, mit Obelen anstrich. Bey ihm waren diese Zeichen, denen er vielleicht am meisten seinen kritischen Ruhm zu danken hat, nicht Zeichen der Kritik, und den hohen Titel eines vir κριτικωτατος hat sich also Orig. an den Hexaplis sicher nicht verdient, wenn wir gleich seinem ausdaurenden Sitzfleiss den Beynamen Adamantius nicht absprechen wollen. Wir sind ganz gewiss, dass Hr. *Tr.*, die Sache nur einen Augenblick aus diesem Gesichtspunkt genommen, selbst mit uns übereinstimmen wird.

Recht sehr aber müssen wir ihn noch zu Ausführung des Vorsatzes aufmuntern, welchen er in der Vorrede bekannt macht. Die Bahrdtische Ausgabe der Hexaplen nach Montfaucon (Leipzig und Lübeck 1769. II. Tom. gr. 8) hat allerdings das empfehlende eines guten, meist correcten Drucks und eines bequemen Formats. Aber, wer Hexaplarische Stücke studiren will, muss dennoch zur Montf. Ausgabe, so oft er die Quellen der gefundenen Fragmente zu wissen nöthig hat, zurückgeben. Hr *Tr.* nun ist entschlossen, nicht nur alle diese Quellenanzeigen in einer Zugabe zur Bahrdtischen Edition nachzuholen, sondern auch alles, was indess zu den Hexaplis von neuen Beyträgen und Verbesserungen einzeln bekannt worden ist, oder aus älteren Schriften geschöpft werden kann, geordnet zu sammeln und mit seinen eigenen Bemerkungen vermehrt zugleich zu ediren. Unfehlbar gibt ein dritter Band, welcher dieses enthalten wird, der Bahrdtischen Edition der Hexaplen einen beträchtlichen Vorzug und wir zeigen hier recht gerne an, dass Hr. *Tr.* andere Sachkundige um Mittheilung von Emendationen und Beyträgen öffentlich bittet. Da *Holmes* bey seiner Variantensammlung über die LXX auch auf Hexaplarische Noten in den verglichenen Handschriften Rücksicht nehmen lässt und diese wahrscheinlich seinem Werk einrücken wird, so wird die Trendelenburgische erwünschte Arbeit vor Herausgabe jener Collationen nicht wohl vollendet werden können. Damit sie aber ja nicht unterbleibe, so wünschen wir sehr, dass Hr. *Tr.* alles, was sich indess dafür sammlen, bemerken und ordnen lässt, wirklich ins Reine bringen möge, um alsdann, was aus Holmes für die Hexapla zu gewinnen ist, in kürzerer Zeit einschalten und sein wichtiges *Auctarium hexaplare* gewiss vollenden zu können, welches, wenn wir noch etwas wünschen dürfen, mit einem *Glossarium in Hexapla* verbunden werden sollte.

GÖTHEBORG, b. Norberg: *Pröfning så wäl af Hrr. Tellers, Steinbarts och Eberhards som fleras Tvifvelsmål och inkast emot Läran om Jesu Christi Guts Sons blodiga död, til försoning för weredenes Synder.* (Prüfung der Zweifel und Einwürfe der Hn. Teller, Steinbarts, Eberhards und Mehrerer gegen die Lehre von dem blutigen Tode Jesu Christi des Sohnes Gottes zur Versöhnung der Sünde der Welt) *af Jac. W. Faxe*, Theol. Prof. Contr. Prost, Kyrkoherde — 1792. 1 Alph. 3 Bog. 8.

Wenn man den Zustand der Theologie in Schweden, die Lage dortiger Theologen, die weitläuftige Censur theologischer Bücher, und die dort noch immer an das kirchliche System gebundene Denkungsart kennt; so kann man sich leicht vorstellen, dass dieses Buch wie auch schon der Titel zu erkennen gibt, nicht im geringsten von der alten Orthodoxie abweichen werde. Hr. Prof. *F.* hat sich schon mehrmals als einen strengen Vertheidiger derselben gezeiget, und so tritt er auch hier auf. Die Gründe, die er, welches doch an ihm zu rühmen ist, ohne Bitterkeit gegen die Gegner des Systems anführt, sind die bekannten. Die Hauptsache, worauf es bey Widerlegung des Socinianismus ankommt, sagt er, ist die, dass man, was die Freunde desselben auch für Gründe zu seiner Vertheidigung anwenden, sich doch immer an die klaren und deutlichen (?) Ausdrücke der h. Schrift halte. Denn da die Wirklichkeit der Versöhnung Jesu nicht auf die Vernunft, sondern auf Gottes freyen und geoffenbarten Willen beruht: so kann diese wichtige Wahrheit auf keine andere Art als nach der h. Schrift abgemacht werden." — Aber da kommt es dann doch alles wieder auf die richtige Exegese dessen, was die Schrift sagt, an. Die 4 Bogen starke Vorrede ist, fast ganz gegen Hn. Prof. *Kölmark* und wider einige Sätze desselben in seiner Einleitung zur Philosophie und Moral 1785, gerichtet, wo man doch oft geneigt seyn dürfte, Hn. Kölmark Recht zu geben. Dann gibt Hr. F. eine Nachricht von den auch von ihm sogenannten neuern Socinianern und ihren Schriften, wohin er besonders die Schriften Tellers, Basedows, Gruners, Steinbarts, Bahrdts, Eisens, des Verf. der Predigten für das Landvolk, Damms, Eberhards, Priestley und Sykes rechnet. Semlern spricht er doch von der Beschuldigung des Socinianismus frey, macht aber doch einen Unterschied unter dem frühern und spätern D. Semler. Er hat dabey auch die Schriften der ältern Socinianer gelesen; und da man unter diesen und jenen neuern keinen andern Unterschied finde, als das was die neuere einer feineren Philosophie und mehr Uebung in der Kritik zu danken haben; so hat er sich nur hauptsächlich mit Untersuchung der Gründe und Vorstellungen eines *Tellers*, *Steinbarts* und *Eberhards* beschäftiget. Diese Untersuchung ist in Briefen zwischen zween Freunden, Euphranor und Theocles, angestellt. Die Einwürfe gegen die gewöhnliche Versöhnungslehre beruhen entweder auf den Unterschied der Lehre und der Lehrmethode, oder sie sind aus der Natur und Beschaffenheit der Sache selbst hergenommen, oder sie gründen sich auf Gottes Natur und Eigenschaft und die Beschaf-

schaffenheit göttlicher Strafen; oder sie werden aus Ausdrücken der h. Schrift selbst hergenommen. Hr. F. hat sie so gut als er konnte, zu entkräften gesucht. Er leugnet nicht, dass er sich dabey mit vielem Nutzen der *Seilerschen* Schriften bedient habe; doch pflichtet er selbst Seilern in seinem Begriff von Gottes Gerechtigkeit, und den Absichten bey seinen Strafen nicht völlig bey. Diesem Briefwechsel sind noch 2 Anhänge beygefügt. Der 1ste, ein kurzer Auszug aus den Schriften der Kirchenväter, um ihre Denkungsart und Lehre vom Versöhnungstode des Sohnes Gottes daraus zu erkennen, ist aus Hn. D. *Seilers* 3tes Cap. seiner ältern Geschichte vom Versöhnungstode Jesu doch hin und wieder etwas abgekürzt übersetzt, und soll beweisen, dass keinesweges Augustinus der erste gewesen sey, der die Lehre von einer stellvertretenden Versöhnung eingeführt habe. Der 2te über das, was die Heiden bey ihren angenommenen Opfern und Versöhnungsmitteln gedacht und sich vorgestellt haben, ist aus dem letzten Cap. des Grotius, *de satisfact, Christi* übersetzt. Ein Zeugniss der Hn. Doctoren Domey und Goltmark v. J. 1789, (denn seitdem hat der Vf. schon diess Buch in Handschrift fertig gehabt) dass sie auf Verlangen des hochwürdigen Priesterstandes diese Schrift durchgelesen, und sie der reinen angenommenen Glaubenslehre völliggemäss gefunden haben, ingleichen ein paar ausgezogene Stellen aus den Symbolischen Büchern, sind als Schutz- und Schirmbriefe, dem Buche vorgesetzt, das übrigens doch im Ganzen über diese Materie keines der schlechtesten ist, und sich auch durch anständige Behandlung der Gegner von manchen ähnlichen Werken unterscheidet.

Stockholm, b. Carlbohm: *Compendium Theologiae Symbolicae Ecclesiae Lutheranae congessit, disposuit et edidit Johannes Möller*, Professor Praepositus et Pastor in Westerhaninge. 1793. 227 S. 8.

Nach dem Titel sollte man fast hier ein eigenes Werk über die Symbolik von dem Hn. Vf., den man schon aus mehrern Schriften als einen geschickten Mann kennt, erwarten. Seine Absicht war auch anfänglich, eine neue unsern Zeiten angemessene schwed. Uebersetzung der symbolischen Bücher herauszugeben; die er hernach dahin änderte, einen so viel möglich wörtlichen Auszug aus solchen in lateinischer oder schwedischer Sprache drucken zu lassen. Aber auch davon kam er zurück, nachdem ihm des jetzigen Hn. Prof. Wald zu Königsberg *Theologiae Symbolicae Lutheranae descriptio*, *Halae* 1786 zu Gesichte kam. Er hielt solche seinem Zweck angemessener als alles, was er selbst darüber schreiben konnte, und liess sie also hier mit dem etwas veränderten Titel wieder abdrucken. Er hat sich kleine und geringe Veränderungen erlaubt, und hin und wieder etwas weggelassen, zugesetzt und verbessert, worüber wir nicht urtheilen können, da wir die Schrift des Hn. Wald nicht zur Hand haben; die aber billig auf eine oder andere Art von dem Waldischen Text hätten unterschieden werden sollen. Zum Nutzen derer, für welche Hr. Möller eigentlich schrieb, hat er von S. 135 — 148, die *Praenoscenda Theologiae symbolicae*, aus dem ersten und allgemeinen Theil des *Breviarii Theol. Symb. Ecclesiae Lutheran.* von C. F. Fr. *Walch*; von S. 149 — 170, die *Doctrinam Symbolicam de fidei nostrae capitibus thesibus comprehensam*, in eben der Ordnung und wörtlich aus *C. F. Boerneri Instit. Theol. Symbol.* und von S. 171 — 227., einen Abdruck der Augsburgischen Confession aus der Rechenbergischen Ausgabe der *Librorum Symbolicorum* angehängt. Am Ende ist endlich auch noch das *Decretum Concilii Upsaliensis* vom J. 1593; in der lateinischen Uebersetzung aus *Baazii Inventario Eccl. Suecogoth.* beygefügt worden.

LITERARGESCHICHTE.

Lübeck u. Leipzig, b. Bohn: *Geist der Philosophie, und Sprache der alten Welt.* Erster Theil. von *Wilh. Fr. Hezel*, F. Hess. GRR. und Prof. zu Giessen. 1794. 346 S. 8.

Für den angehenden Theologen und für viele andere Mitglieder der Lesewelt, welche noch nicht anschaulich genug von dem vielfachen Unterschied der Denkart und folglich auch der Urtheile des Alterthums und der jetzigen, oder überhaupt, der cultivirteren Welt überzeugt sind, eine ganz brauchbare Schrift! Auch durch die äussere Form, insofern diese vom Verleger abhieng, empfiehlt sie sich dem Leser. Dem Kenner aber kann es angenehm seyn, die hieher gehörige Stellen der Bibel und des Homers unter gewisse Rubriken gesammelt zu finden. Das jetzige Bändchen erläutert als *erste Hauptregel* die Beobachtung: *Wie sich der Mensch auf den untern Stufen der Kultur etwas, als wahrscheinlich, denkt und erklärt, so drückt er's nun, als würklich aus*; oder kürzer; *Wie gedacht, so gesagt!* Diese Hauptregel wird durch untergeordnete spezielle Classificationen der Fälle, auf welche sie sich bezieht, erläutert. Die *erste* Rubrik dieser Art ist: *Alles Frappante* (Auffallende) *und Unerwartete ist* (dem Alterthum) *meist unmittelbare Würkung der Gottheit.* Daher heissen alle durch Vorzüge ausgezeichnete Menschen Lieblinge der Gottheit. Daher ist (dem Alterthum) Gott selbst oder ein Engel Gottes, oder ein Naturphänomen, das als Omen gilt, oder ein ausserordentlicher Mensch als Gottes Engel, da, wo eine ganz besondere Würkung der Gottheit bemerkbar scheint. Was der Vf. unter c. als die dritte Rubrik angibt, sollte, logischer geordnet, die *zweyte* seyn. Denn die, welche er zur Zweyten macht, ist wie er sich S. 113 ausdrückt: *nur Gattung von der obigen.* Er will sagen: Art, Untergattung! Kurz; die *zweyte* Classe ist diese: *Auffallend schlimme Würkungen denkt und beschreibt die alte Welt als Einwürkungen böser Geister.* Vorher noch hätte einiges, was nun unter besondern Rubriken auftritt, sogleich unter die erste gebracht werden sollen; dass nemlich alles ausserordentliche als Gottes Werk gedacht und beschrieben, und auch alles von Gott zugelassene als Würkung der Gottheit angesehen und angegeben wurde. So gewiss die logische Genauigkeit diese 2 Classen von Stellen noch unter die erste Rubrik geordnet haben würde, eben so gewiss hätte bey der zweyten Rubrik von den bösen Würkungen zugleich angegeben werden sollen: dass alles ausserordentlich böse teufelisch schien und genannt wurde.

In psychologische Betrachtungen. Warum die alte Welt überhaupt *so* gedacht habe und worauf sich die Verschiedenheit in den gleichartigen hebräischen und Homerischen Schilderungen der Ursachen unerklärter Würkungen gründe, hat sich der Vf. nicht eingelassen. Er sammelt, ohne genaue Ordnung und ohne ein stufenweises Fortschreiten vom Deutlicheren zum Schwereren, biblische und Homerische Stellen (letztere nach Stollbergs und Voss'ens Uebersetzung) unter seine Classen und sucht zu zeigen, wie sein Erklärungsmittel bey ihnen anschlage. Oft ist nun diess unfehlbar das richtige und einzigmögliche. Aber wenn ein Schlüssel alle Schlösser öfnen soll, so knackt er, sagt das Sprichwort. Nicht selten hat es sich der Vf. gar zu leicht gemacht, durch sein: Wie gedacht, so gesagt, *alles* aufzulösen. Da seine Schrift mehr für Nichtgelehrte Forscher, als für Kenner bestimmt seyn kann, so hätte es doppelte Behutsamkeit erfodert, zu verhüten, dass nicht die Auflösung hie und da wundervoller als das Räthsel selbst würde. Es ist, um nur eine Art von Beyspielen anzugeben, wider die Wahrscheinlichkeit, ähnliche Erfolge immer aus dem nemlichen Zufall abzuleiten. Aber hier ist *überall*, wo von tödtendem Feuer Gottes die Rede ist, *Gewitter und Blitz*, auch z. B. bey 3. B. Mos. 10, 1. 2. wo doch ein particuläres in dem Opferzelt entstandenes Feuer, welches von daher kam, wo man sich dem Jehovah näherte, also eine Flamme angedeutet wird, welche vom Altar aus die beiden jungen Priester die sich als Trunkene (V. 8. 9.) unvorsichtig näherten ergriffen hatte. Daher wird der Erfolg V. 6. ein *Brand* genannt. — Vorübergehende Umstrahlungen eines Menschen sind als Folge von Electricität möglich und geben den Anblick eines nicht verzehrenden Feuers. Der Vf. erinnert an Iliad. 5, 1. ff. an den Julus in der Aeneide. Man kann den Knaben Servius Tullius hinzusetzen. Aber wie sollte sich hieraus Mose's glänzendes Angesicht, Exod. 34, 29 ff. erklären lassen, das als ein *bleibendes* Phänomen beschrieben wird? Das Signal, welches das Aufbrechen der nomadischen Läger Israels in der Wüste bestimmte — gleichfalls als ein *fortdauerndes* Phänomen beschrieben — soll jedesmal ein Gewitter gewesen seyn. S. 245. Hätte das Nomadenvolk, so oft ein Wetter kam, aufbrechen, und wenn dasselbe vorbey war, still halten wollen, so würden sie oft gute Weideplätze zu verlassen und da, wo nichts zu finden war, lange zu verweilen genöthigt gewesen seyn! Da jetzt im allgemeinen dergleichen Arten von Auflösungen allzu bekannt sind, und also an sich kein Verdienst mehr geben können, so kann in der That das Verdienst des Schrifterklärers dabey nur in einem genaueren Erforschen der Umstände, im behutsamen Aussuchen einer den Theilen der Erzählung möglichst angemessenen Deutung, oder in dem Bekenntniss und dem Beweis bestehen, dass und warum bey einer nicht mit Wahrscheinlichkeit aufzulösenden Wundergeschichte die gewöhnlichen Enträthselungen nicht anwendbar sind. Weit besser ist es, zu zeigen, in wiefern uns die Data verlassen, als wenn man durch oberflächliche Deutungen eine häufig richtige Art, das Alterthum zu beleuchten, lächerlich und auch für Fälle, wo sie angewendet werden soll, unbrauchbar macht. Am meisten Zwang scheinen dem Rec. die Stellen gelitten zu haben, wo der Vf. unter *Engel* geradezu und nicht blos vergleichungsweise, wie 2. Sam. 14, 17. Menschen von besonderer Art verstehen will, wie Röm. 8, 38. 39. 1. Kor. 4. 9. 6, 3. 11, 10. 13, 1. Gal. 4, 14. 1. Tim. 5, 31. Wenn Paulus sagt: Verstünde ich die Sprachen der Menschen und *Engel*, so sollen Engel S. 282. *„durch Wissenschaften gebildete Menschen, Gelehrte"* seyn. Wenn der Apostel, der auch sonst zwischen Erde und Himmel eine besondere für die Gute würksame, nahe Communication annimmt, ausruft: ich bin ein Schauspiel geworden der *Welt*, den *Engeln* und den Menschen, so soll *die Welt* Juden und Nichtjuden bedeuten, damit aus Engeln ungewöhnliche, aus Menschen gewöhnliche — Menschen gebildet werden können.

Auch da, wo die Erklärungsweise des Vf. richtig anzuwenden ist, finden wir den höchstnöthigen Unterschied zwischen dem historischen und philosophischen Sinn solcher Stellen selten bemerkt. Das gewöhnlichste nemlich ist, dass der alte Schriftsteller sein Urtheil über die Ursache eines Erfolgs völlig mit dem Erfolg selbst in seinen Gedanken vereinte und die von ihm hinzugedachte Ursache so gewiss, als den Erfolg, für richtig hielt. Diess muss der Schriftforscher nicht wegexegesieren, wenn er nicht klare Spuren hat, dass der alte Erzähler es besser für sich selbst wusste und sich blos im Volkston oder in einer einmal in die allgemeine Sprache aufgenommenen Redensart ausdrückte. Wie andere Zeitalter über solche Urtheile des Alterthums zu urtheilen haben, da wenigstens auf diess Vermögen zu urtheilen kein Zeitalter je ein Monopol hatte, gibt sich leicht von selbst.

Noch eine Frage hätte der Vf. nothwendig beantworten sollen. Homer ist Dichter, die meisten biblischen vom Vf. mit Homer verglichenen Stellen sind prosaisch und historisch. Wird man nicht mit Recht einwenden: Das Dazwischenkommen der Götter, das Zurückführen aller Erfolge auf die Gottheit ist — Homers *Dichtersprache*. Wie ist daraus ein unpoetisch gedachtes und als blosse Thatsache erzähltes Stück der Bibel zu erklären? — Die einzig mögliche Antwort ist: Selbst der alte Dichter dichtete nur solche Ursachen der Phänomene, wie seine Zeitgenossen sie wirklich zu denken gewohnt waren! Aber diese Antwort bedarf und verdient eine sehr genaue Entwickelung, zu welcher wir den Vf. auffodern. Vieles in dem eigenthümlichen der alten Dichtereyen, auch der Grund: warum jene Maschinerien in einem Zeitalter, wo die meisten nicht mehr so denken, nicht ästhetisch würken, warum z. B. der nach dem legalsten Satisfactionssystem gebildete Gott der Messiade dem ganzen Gedicht sovieles nimmt, und warum darin Adramelech mehr Eindruck macht, als alle in Bewegung gesetzten Thronenengel? — hängt mit dieser Entwickelung zusammen. Für den Zweck des Vf. aber ist sie, wenn er seine Parallele zwischen Homer und der Bibel fest stellen will, unentbehrlich. — Uebrigens wünschen wir, dass die Fortsetzung dieser Schrift, die wir auch gern sehn werden, durch Vermeidung aller entbehrlichen Weitschweifigkeit desto eher möglich und nützlich werden möge.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 16. August 1794.

GESCHICHTE.

Berlin, b. Hartmann: *Die Republik Athen.* Etwas zur *Parallele der alten und neuen Staatskunst* — Skizzirt von *D. Chr. Koeler*; Rector des Gymnasiums zu Detmold. 1794. 113 S. 8.

Wenn der Vf. nicht den Endzweck dieser kleinen Schrift auf dem Titelblatte selbst angegeben, wenn er die Absicht gehabt hätte, blofs im Allgemeinen, ohne irgend einen speciellen Gesichtspunkt zu fassen, über die *Athenienfische Staatsverfassung* zu belehren, so würde seine Arbeit eine bessere Aufnahme finden, als sie höchst wahrscheinlich jetzt zu erwarten hat. Belesenheit und Kenntnisse in seinem Fache wird ihm Niemand absprechen, obgleich nicht zu läugnen ist, dass diejenigen, welche sich dieses Buch zum Wegweiser wählen, ungleich besser fahren würden, wenn sie, ohne gerade systematische Strenge zu fodern, mehr Methode und folglich auch mehr Klarheit anträfen.

Ganz ein andres Ansehen aber gewinnt die Sache, wenn man das, was der Titel verspricht: *Parallelismus der alten und neuen Staatskunst*, in des Vf. Vortrage sucht. Nicht jeder Gelehrte ist verpflichtet, ein gründlicher Politiker zu seyn: wer aber alte Verfassungen zur Belehrung unsers Zeitalters aufstellen will, muss mit politischen Gegenständen vertrauter, und in politischen Ideen und Grundsätzen fester seyn, als Hr. K. es zu seyn scheint. Es ist nicht allein unmöglich, auf seine Schilderung der Athenienfischen Staatsorganisation ein Urtheil über das Charakteristische und den Werth derselben zu bauen, sondern es ist sogar äusserst schwer, das Urtheil, welches er selbst darüber fällt, zu verstehen. Er ist so wenig sicher in seinen politischen Principien, dass er manchmal Lob und Tadel auf eine schwer verständliche Art unter einander mengt, und nicht selten in offenbare Widersprüche verfällt. So sagt er z. B. S. 45: „Selbst *Solon* konnte „der zu mächtigen Partey des *Adels* nicht ganz wider„stehen. *Der Sturm bog ihn*, und hatte Einfluss auf „die Eintheilung des Volks in vier Klassen nach dem „Vermögen. Dieser Eintheilung zu Folge, waren die „drey reichern Klassen allein amtsfähig, und die letztre „nur stimmfähig. Dafür hatte nun zwar auch diese „weniger zu den Staatsausgaben beyzutragen; auch „läst sich zur *Vertheidigung* der Sache sagen, dass der „ungebildetere Theil des Volks sich aus mehr denn ei„nem Grunde zur Regierung nicht schickte. Allein *es* „*war doch ungerecht*; dass der Kopf des Aermern der „*von der Natur zum Staatsmann* bestimmt war, es blofs „deswegen nicht werden konnte, weil es zufällig we„niger Vermögen besass." — Und nicht viel weiter S. 60. heisst es: „Neben dem Vornehmen konnte auch „der gemeinste Bürger, falls er sich nur das" (in einer andern Stelle sehr gering angegebne) „Vermögen dazu „erworben hatte, die ersten Stellen im Staat beklei„den" zum Beweise werden *Kleon*, *Iphikrates*, *Demosthenes*, *Aeschines* — und wie sehr liesse sich die Reihe noch verlängern — angeführt, die von den niedrigsten Geburt zu grosem Ansehen stiegen. Also war es doch gar nicht *unmöglich*, dass Leute aus dem niedrigsten Stande, *wenn die Natur* (um mit dem Vf. zu reden) *sie zu Staatsmännern bestimmt hatte*, ihre Bestimmung erfüllten? — Die Verwirrung, die dieser Widerspruch in dem Gemüth des Lesers hervorbringen muss, wird noch gröser, wenn der Vf. hinzusetzt: „Indessen mach„te freylich die besre Bildung der Reichen etc. — — — „dass die meisten Staats- und *Militz*-Bedienungen mit „ehemaligen Adelichen und Reichen besetzt wurden, „wiewohl auch nur in den späten Zeiten der *unreinen* „*Solonischen Constitution*" (der Zusammenhang ergibt, dass dieses so viel heissen soll, als: *in den Zeiten, da die Solonische Constitution verunreinigt* d. h. verderbt war. Aber welch ein zweydeutiger und fehlerhafter Ausdruck!) „denn früher, zur Zeit des persischen Krie„ges commandirten *sehr viele Arme*, wie Aristides". — Nun! welcher Tadel fällt denn eigentlich auf Solons Organisirung der vier Volksklassen? —

Das Resultat des Vf. ist, dass der Athenienser bey der Constitution seines Staats *glücklich* war. Unter den Ingredienzien seiner Glückseligkeit befinden sich freylich einige, von welchen ein Schriftsteller unsrer Tage vielleicht nicht ganz in dem Tone, in welchem unser Vf. davon spricht, reden sollte. S. 57. „Kein Bürger „nährte sich eben darum so von dem andern als jetzt; „kein Bürger *brauchte selbst so sehr zu arbeiten*, ausser „wenn er arm war und tagelöhnern musste, wie die „θῆτες oder die niedrigste Klasse der Bürger: sonst „konnte er sich's bequem machen. Er war mehr Auf„seher und Revisor seiner Sklaven." (Freylich ein recht bequemer Posten.) „Es blieb ihm daher zu seinen Ver„gnügungen zu gymnastischen Spielen, zu gelehrten „Unterhaltungen, zum Theater, *zum Spaziergehen am* „*Fluss Ilissus* Zeit genung übrig." — Wahrlich, dass eine halbe Million Sklaven umsonst arbeiten muss, damit zwanzig tausend Bürger Zeit behalten, am Ilissus spazieren zu gehen — das sollte man doch nicht so mit groser Seelenruhe als die Bedingung und das Resultat einer weisen Staatsverfassung aufstellen!

Der allerschwächste Theil des Buches ist die Anwendung auf das jetzige Zeitalter. Der Vf. sagt zwar gegen

gegen den Schlufs, „er überlaffe diefe Anwendung feinem Lefer und dem gröfsern Kenner des neuern „Staatswefens;“ — aber, wenn der Titel nicht ganz täufchen follte, mufste wenigftens einer folchen Anwendung für den Kenner des neuen Staatswefens alles gehörig vorbereitet feyn: So wie es hier liegt, find um eine *Parallele* zu ziehen, gerade gar keine Data vorhanden. Und was foll denn eigentlich das Gegenftück zur *Republik* Athen liefern? „*Die neue Republik Frankreich*“ meynt der Vf. — wäre es wohl der Mühe werth, zwifchen zwey fo ganz heterogenen Dingen, weil fie zufälligerweife einen und denfelben *Namen* führen, eine Vergleichung anzuftellen? Und wenn es fich denn nun überdiefs, „aus Erfahrungsdatis des politifchen Alterthums weder behaupten noch läugnen „läfst, dafs die franzöfifche Republik *nach ihrer urfprünglichen Conftitution*“ (was doch der Vf. fich hierunter „wohl für eine Conftitution denken mag?) „beftehen „könne, da fie ohnehin noch in heftiger Gährung und „von vollkommner Entwicklung noch fern ift“ — welche Frucht ift dann aus der ganzen Parallele zu erwarten?

Dresden, b. d. Gebr. Walther. *Notitia fuccincta numismatum Imperialium Romanorum, quae ab antiquariis maximo, quae magno, quaeque modico pretio cenfentur.* 1789. LXVIII. pag. 4.

Die Idee des Vf. verdient Dank, befonders von denen, welche eine Auffìcht über die Münzfammlungen haben, oder felbft Münzfammlungen anlegen wollen, und doch von der wirklichen oder relativen Seltenheit und dem daher entftehenden Werthe der verfchiedenen Kaifermünzen noch nicht ganz unterrichtet find, wenn gleich die Ausführung derfelben vorizt auch noch nicht die ganz vollendete Genauigkeit und Vollftändigkeit hat. Der Vf. hat auf fo vielen Tabellen, als diefes kleine Werkchen Seiten hat, nach chronologifcher Folge der Kaifer und Kaiferinnen einen folchen Ueberblick der Münzen derfelben gegeben, dafs es der Liebhaber fogleich überfehen kann, von welchen Kaifern viele, wenige oder gar keine Münzen vorhanden find, welche wieder unter den letztern theils von den lateinifchen, theils von den griechifchen, von den ägyptifchen und Colonien-Münzen fowohl in Gold und Silber als in Bronze und zwar diefe nach ihren drey verfchiedenen Formen befonders felten und fchätzbar gehalten werden. Mehrmalen hat er die eigentlich feltneren Münzen nach einer kurzen Befchreibung, gröfstentheils auch den von den ältern Numismatikern beftimmten Werth derfelben angegeben. Nach einer genauen und forgfältigen Prüfung der ganzen Arbeit des Vf. müffen wir ihm das Zeugnifs geben, dafs er als Kenner der ältern Numismatik, mit Sorgfalt und Zuverläfsigkeit feine Data gefammelt habe. Indeffen fcheint er mit den in der ältern Numismatik erfchienenen neueften Werken, die fo viele vorher nicht bekannt gewefene Schätze mitgetheilt und das ganze Gebiet der Münzkunde um vieles erweitert haben, nicht fo bekannt, wie mit einem Vaillant, Morelli, Haym und andern ältern Schriftftellern. Manche Angabe würde anz anders ausgefallen feyn, wenn er aus den Werken eines Eckhel, Gusseme, Gefsner, und den Pembrockifchen und Bentinckifchen Münzverzeichniffen feiner mühfamen Arbeit die Vollendung zu geben gewufst hätte. Nach dem Zeugniffe des Gräflich Bentinckifchen Catalogs find allerdings von *Sextus Pompejus* Münzen in klein Bronze vorhanden. Vom Lepidus haben fchon *Morell* Imper. Tab. VII und *Gefsner* Impp. Tab. VII Münzen in Bronze und von der Cleopatra *Eckhel* Catal. Muf. Caefar I. *Gefsner* Tab. II. *Gusseme* II. p. 202. eine Münze in grofs Bronze angeführt. Vom Drufus hätte der Vf. die Goldmünze wenigftens anzeigen follen, welche vom *Tenzel* in Sel. numismat. mitgetheilt worden ift und bey allen Zweifeln eines *Morelli*, *Vaillant* und *Haverkamp* doch noch das vor fich hat, dafs auch eine ähnliche Münze in grofs Bronze vorhanden ift. Von der Drufilla haben *Gusseme* eine Münze in klein Bronze mit den Köpfen der Drufilla und des Caligula und von der Meffalina das *Mufeum Pembrock*, *Gefsner* in Impp. und *Gusseme* Münzen in grofs und mittel Bronze bekannt gemacht. Von der Claudia theilt *Eckhel* Num. vet. Tab. 17. eine Münze in klein Bronze mit den Köpfen der Claudia, Octavia und Agrippina mit. Der Poppaea fpricht der Vf. die griechifchen Münzen gänzlich ab und mit Unrecht. Der Gräflich Bentinckifche Catalog, das *Mufeum Pembrockian.* *Gefsner* und *Gusseme* liefern griechifche Münzen derfelben fowohl in Silber als in Bronze. Von den ägyptifchen Münzen des K. Otho fagt der Vf. S. XI. XVIII. aegyptiaci numi diverfi extant; es exiftiren aber zuverläfsig mehrere. Auch von der Domitilla ift eine griechifche durch *Gusseme* III, p. 93. zum Vorfchein gekommen. Nur von den griechifchen und Colonien-Münzen der Plotina würden wir gefagt haben, funt rariffimi; die römifchen Münzen derfelben find aus den Pembrockifchen, Gefsnerifchen, Gräflich Bentinckifchen, und andern von *Eckhel* und *Schlägern* benutzten Sammlungen nun fchon bekannter geworden. Der Matidia eignet der Vf. griechifche Münzen nur in klein Bronze zu; das *Mufeum Farnefianum* und *Gefsner* zeigen auch eine Münze in mittel Bronze und Haller fogar eine griechifche Silbermünze derfelben an. Von der Titiana haben nicht blofs *Haym*, fondern auch *Eckhel*, *Gefsner*, *Haller*, und der Gräfliche Bentinckifche Catalog griechifche Münzen mitgetheilt. Eben fo geben der letztere eine Colonien-Münze der Plautilla, das Mufeum Theupoleum eine griechifche Münze der Paulina mit ΠΑΥΛΙΝΑ ΣΕΒΑΣΤΗ und *Froelich* eine Colonien-Münze der Mariana an. Dafs dem Vf. der Gräflich Bentinckifche Münz-Catalog unbekannt geblieben feyn müffe, beweifen feine Angaben von den Tyrannenmünzen. Diefes in der römifchen Numismatik noch vor wenigen Jahren fo ganz leere, oder, wie man glaubte, nur mit Golzifchen Erdichtungen ausgefüllte Gebiet ift durch die Bekanntmachung des Gräflich Bentinckifchen Kabinets fo hofnungsvoll angebaut erfchienen, dafs man die weitere Bereicherung deffelben mit der Bekanntwerdung mehrerer noch nicht befchriebenen Sammlungen allerdings erwarten kann. Bey folchen Erfahrungen würden wir auch nicht von allen

allen sonstigen numismatischen Seltenheiten die ehemals angenommenen Preise niedergeschrieben haben. Alle diese Erinnerungen legen wir indessen dem Vf. nur darum vor, damit er seiner wirklich nützlichen Arbeit mit der Zeit die möglichste Vollkommenheit geben möge.

Leipzig, b. Reinecke: *Schauplatz der merkwürdigsten Kriege und der übrigen politischen Hauptbegebenheiten des achtzehnten Jahrhunderts.* Zum Gebrauche für alle Klassen der Leser von *F. G. A. Lobethan*, Prof. in Zerbst. Erster Theil. 1793. 404 S. 8.

Dieses Buch ist für alle Klassen von Lesern bestimmt; mithin für Kenner der Geschichte und für Dilettanten: Erstere lernen aber sicher nichts neues daraus, und letztere bekommen zuweilen unzulänglichen oder wohl gar fehlerhaften Unterricht. Die Schreibart werden beide in manchen Stellen uncorrect, und im Ganzen wenig anziehend finden. Beweise hiervon würden sich in jeder Abtheilung zeigen. Die erste enthält eine Schilderung des Zustandes von Europa zu Anfang dieses Jahrhunderts bis auf den Utrechtschen und Nystädtschen Frieden. Hier stöfst man gleich S. 15. auf eine Stelle, die auch der billigste Beurtheiler für tadelhaft erkennen mufs. „Es war — für die grosse Frage: wer K. Carls „II. von Spanien Nachfolger seyn sollte? kein anderer „Entscheidungsgrund mehr übrig, als Carls — Testa„ment, und, im Fall man diesem nicht nachleben woll„te, entweder eine friedliche Uebereinkunft und *deren unzertrennliche Theilung*," (das soll so viel heissen, *die davon unzertrennliche Theilung* der zur Spanischen Monarchie gehörigen Länder) „oder die Waffen. Die„se letztere(n) entschieden, aber für das Testament „Carls. „Wie läfst sich das behaupten? *Bekam denn Philipp V. alles*, was Carl besessen hatte? S. 29. heifst es, „dafs in dem Treffen bey Ramillies 10,000. Dänen „das Heer der Bundsgenossen *wider alles Erwarten der „Franzosen*, verstärkten." Dieses zielt wohl darauf, dafs der Herz. Carl Rudolph v. Würtemberg, wider die Befehle des dänischen Hofs, die dänische Reiterey ausrücken liefs. Aber, wer diesen Umstand nicht weifs, wird nicht errathen, warum die Erscheinung der Dänen für die Franzosen unerwartet war. S. 65. „belagerte Carl XII. (im J. 1700.) Kopenhagen." So weit kam es nicht. Die zweyte Abtheilung gehet bis auf Kaiser Carls VI. Tod. Nach S. 134. greift der Graf v. Mercy (1734.) die Franzosen und *Spanier* in der Nähe von Parma an. Statt der letztern müssen *Piemonteser* oder *Sardinier* gesetzt werden. Die dritte Abtheilung beschreibt Europa in dem Zeitraum von 1740. bis 1756. und fängt mit der richtigen Bemerkung an, dafs die Darstellung der Begebenheiten immer ausführlicher und genauer werden mufs; jemehr man sich den gegenwärtigen Zeiten und den aus den vergangenen Zeiten noch fortdaurenden politischen Verbindungen und Verhältnissen nähert. S. 143. wird *Bayern* unrichtig unter die Reichsstände gezählt, welche Carls VI. pragmatische Sanction garantirten. S. 146. werden die Ausdrücke *Churstimme in den Händen einer Dame*, und *Friedrich II. ein — von seinem Vater mit Härte begegneter — Prinz* schwerlich für gut und richtig gelten können. S. 289. stehet, „der General Cronström wäre wegen des Ver„lusts von Bergopzoom aller seiner Ehrenämter entsetzt „worden." Dieses ist ganz falsch, selbst nach solchen Berichten, die für den General nachtheilig sind. S. Schlözers Schwed. Biogr. 2 Th. S. 321. u. 337. Endlich mufs S. 310. eine fehlerhafte Stellung der Worte bemerkt werden. „Der Verlust der Insel Cap Breton war „für Frankreich sehr wichtig; denn mit derselben verlohr „es die Herrschaft über den Lorenzflufs und den Hauptsitz „der überaus einträglichen Fischerey in diesen Weltthei„le, *besonders wegen des Stockfischfangs*." Diese letztern nachgeschleppten Worte gehören offenbar zwischen *der* und *überaus*, wenn man nicht lieber die Stelle ganz ändern will. Die vierte Abtheilung liefert die Erzählung der Begebenheiten bis zum J. 1763. enthält aber hier in dem ersten Theile nur den französisch - englischen Krieg; der siebenjährige in Deutschland wird in der Fortsetzung vorkommen. — Die Druckfehler sind ziemlich häufig und für Leser, welche nicht ohnehin schon unterrichtet sind, nachtheilig, z. E. S. 41. *Bricharga* f. *Brihuega*, S. 175. „Die Alliirten, denen es „*redlich* (vermuthlich für *endlich*) an Lebensmitteln „fehlte." S. 186. „Die Engländer, von (oder *unter* „welchen die Admirale Matthews und Romlev (Rom„ley) selbst *verändert* (wahrscheinlich *verwundet*) wa„ren." S. 162. „weil Preussen — wegen seiner neuen „*Freundschaft*, Schlesiens in Sorge geräth. (gerieth.)" Wenn für *Freundschaft* nicht etwan *Errungenschaft* statt Eroberung u. dergl. gesetzt wird, so bleibt die Stelle ganz unverständlich.

Diese Beyspiele sind übrigens nicht mühsam zusammengesucht, sondern aus einer gröfsern Zahl ausgewählt, und können den Wunsch rechtfertigen, dafs sowohl der Vf. als der Corrector aufmerksamer und genauer in der Fortsetzung zu Werke gehen mögen, um wenigstens für die Classe von Lesern, die noch am ersten sich dieser Arbeit mit Nutzen bedienen kann, brauchbarer und zuverläfsiger zu werden. Dafs bey dieser Geschichte die Citaten wegbleiben, ist gar nicht zu tadeln, und Hr. L. würde sich wohl zu jedermanns Befriedigung darüber erklärt haben, wenn er für gut gefunden hätte, seinem Werke eine Vorrede beyzufügen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Leipzig, b. Crusius: *Initia doctrinae christianae in usum studiosae iuventutis*, auctore H. G. *Reichardo*. Ed. 2. 1794. 190 S. 8. (7 Gr.)

Ebendas., b. Beer: *Adolphi Murray descriptio arteriarum corporis humani in tabulas redacta.* Ed. 2. 1794. 171 S. 8. (12 Gr.)

Ebendas., b. Ebendemf.; *Allgemeines juristisch-praktisches Lehrbuch, für Unstudirte, für Bürger und Bauern, wodurch sie sich selbst in rechtlichen Angelegenheiten rathen und sich vor den Ränken schlechtdenkender Advokaten und Richter in Sicherheit setzen können.* Nebst einer Anweisung alle Processe selbst leiten und, wo möglich, selbst führen zu können. Neue Ausg. 1793. 403 S. 8. (1 Rthlr.)

Mannheim, b. Schwan u. Götz: *Anleitung zum Religionsunterrichte für Kinder vom reiferm Alter, zum Gebrauche bey Privatunterweisungen;* von G. D. *Kaibel.* 2te Aufl. 1790. 90 S. 8.

Ebend., b. Ebendemf.: *Der Glaube des Christen* Ein Lehrgedicht von G. D. *Kaibel.* 2te Aufl. 1790. 32 S. 8. (8 Gr.)

Nürnberg, b. Weigel u. Schneider: *Unterhaltungen für junge Leute aus der Naturgeschichte, dem bürgerlichen Leben und der Kunst,* von J. P. *Voit.* 1 Th. m. K. 1794. 356 S. 8. (1 Rthlr. 8 Gr.)

Ebend., b. Ebendemf.: *Kleines Schulbuch für Stadt- und Landkinder nach Basedowscher Lehrart.* Neue Aufl. 1793. 46 S. 8. m. K. (6 Gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Erdbeschreibung. *London*, b. Nicol: *Journal of a Journey from the Cape of good Hope* undertaken in 1790, and 1791. by *Jac van Rhenen*, with additional notes and a map by Capt. *Edw. Riou.* 1792. 51 S. 4. (1 Rthlr. 9 Gr.) Der durch seinen Schiffbruch bekannte Captain Riou ist nicht der Vf. dieses Reisejournals, sondern bloser Herausgeber. Er ward 1789. von der englischen Regierung mit dem Schiffe Gardian abgesandt, um die Kolonie von Neusüdwales mit Lebensmitteln zu versehen, hatte aber das Unglück bey einer Eisinsel südwärts des Vorgebirges der guten Hoffnung zu scheitern. Wie er nach manchen überstandenen Gefahren mit seinen Wrak nach dem Kap zurückkehrte, unternahmen verschiedene Einwohner eine Entdeckungsreise längst der südöstlichen Küste von Afrika, um vielleicht unter den Kaffern einige von der Equipage des Schiffs Grosvenor ausfindig zu machen, welches 1782. an dieser Küste Schiffbruch litt, von dem auch allerley Gerüchte umher liefen, als ob viele von der Mannschaft gerettet wären. Das Journal dieser Reise welche vom 24 August 1790. bis zum 7 Jenner 1791. dauerte, und auf welcher die Unternehmer die afrikanische Ostküste bis zum 27 Gr. S. Br. erreichten, hat Hr. Riou hier englisch mitgetheilt. Den Gewinn den die Erdkunde durch dasselbe erhalten, dürfen wir nicht hoch anschlagen, weil die Reise durch Einöden und wüste Gegenden gieng, die Reisenden keine Beobachtungen anstellen konnten, und das Tagebuch nur mit wenigen Worten die Geschichte jedes Tages, die Beschwerden der Reise, und die Namen der Flüsse und einzelner Kafferstämme liefert. Indessen ist dadurch ein Theil der Küste vom grosen Fischfluss, den Hr. R. als die Gränze der holländischen Colonie, und der Kaffer-Länder annimmt, bis in die Nachbarschaft der de Lagoa Bai näher beschrieben worden. In der Gegend dieser Bay fand die Gesellschaft die Trümmer des Grosvenor nebst vielen Kanonen, und andern Ueberbleibseln der Ladung, ungeachtet die Kaffern das meiste längst fortgeschleppt hatten. Die Vergleichung der Karte, die der Herausgeber beygefügt hat, und wobey er verschiedene handschriftliche Nachrichten, auch beym Innern des Landes seine Vorgänger benutzt hat, mit Patersons Karte, die nicht viel weiter als bis zum grosen Fischfluss gehet, zeigt den Zuwachs der erlangten Kenntnisse genauer, oder was für Gegenden, Flüsse und Buchten vom 27 bis zum 33 Grad. S. Br. durch diese Reise untersucht wurden. Frühere Reisende waren nur bis zum 31 Grad oder dem White Kays Fluss, den weder Sparrmann noch Paterson kennen, und etwas weiter vorgedrungen. Die Karte also, ungeachtet Hr. R. manches darauf nur ungefähr anzeigen konnte, ist das wichtigste bey diesem Journal. Ohne den Verlust einiger Gefährten, und die gänzliche Ermattung des mitgenommenen Zugviehes, würden die Reisenden noch mehr von dieser Ostküste erforscht haben, zumal sich ihnen verschiedene von den freyen Kaffern als Führer und Begleiter anboten. Elephanten und Flusspferde trafen sie in groser Menge an, und von den ersten wurden die Zähne mitgenommen. Nach einer Reise von 2 Monaten sties der Caravane ein Pferd auf, das vor 7 Jahren bey einer ähnlichen Unternehmung entlaufen war. Es war ganz wild, und eilte beym Anblick der Menschen zu einer Heerde Elenantelopen, liess sich aber, nachdem es gefangen war, sehr gut reiten. In der Nachbarschaft des Mogassiflusses fanden sie 3 Frauen europäischer Abkunft mitten unter den Kaffern. Das Gerücht hatte lange von ihnen verbreitet: sie wären Engländerinnen und vom Grosvenor entronnen. Aber nach ihrer eigenen Aussage waren sie als Kinder an diese Küste verschlagen, und wussten daher über ihr Vaterland keine Auskunft zu geben. In eben dieser Gegend sahen sie auch einen vermeynten Engländer, der aber bey nähern Nachforschen ein vom Kap entlaufener Sklave war.

Gottesgelahrtheit. *Kopenhagen.* b. Thiele: *Epistolae duae, una R. P. Augustini Antonii Georgii,* Erem. Augustin. Procuratoris Generalis, altera *Jacobi Georgii Chr. Adleri,* in quibus loca nonnulla *operis Adleriani de versionibus Syriacis N. T. simplice, Philoxeniana, et Hierosolymitana examinantur.* 8 S. gr. 4. 1790. Hr. G. fragt, warum Hr. A. die eine syrische Version Hierosolymitanisch nenne? Hr. A. antwortet, dass durch diese Benennung der in derselben herrschende Dialect und seine Uebereinstimmung mit den Chaldaismen des Hierosolymitanischen Talmuds ausgedrückt werde. Ferner gibt Hr. G. Hn. A. Schuld, er habe das Alter der Handschrift der Augustiner Bibliothek vom 1046ten Jahre der griechischen Zeitrechnung bis auf das 1640ste herabgesetzt, ohne Grund zu haben. Diess zu beweisen, theilt er uns die arabische Unterschrift mit, aus welcher man sieht, dass der ganze Streit blos darauf ankommt, ob man وستت lesen müsse, wie Hr. G. behauptet, indem er annimmt, dass hier blos der Zug des Te finalis unter die Linie gezogen sey, von welchem der vorderste Schwanz bey dem Finden dieses Codex abgeschnitten worden. Dagegen erinnert Hr. A. dass die arabische Calligraphie nicht erlaube, den Zug des Te unter die Linie zu ziehn; der hielt diesen Zug anfangs für ein ϛ jetzt aber hält er ihn richtiger für ein م d. i. für den ersten Buchstaben von ماية *hundert*, folglich liest er statt 6 die Zahl 600 und findet also hier das 1640ste Jahr der griechischen Zeitrechnung, d. i. das 1329ste Jahr nach Christi Geburt. Diese Meynung erhält dadurch noch eine Bestätigung, weil die hier gebrauchte Neschi-Schrift erst im 10ten Jahrhundert erfunden worden ist. Hr. A. scheint wohl am Ende recht zu behalten. Beide Briefe sind ein Muster eines auf die bescheidenste und freundschaftlichste Art geführten Streites.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 16. August 1794.

PHYSIK.

HANNOVER, b. d. Gebr. Hahn: *Physische Briefe.* Von *Joseph Anton Cramer*, Prof. am fürstl. Gymn. zu Hildesheim. 1793. 450 u. XXXVI S. 8.

Diese Briefe haben nicht, wie der Titel vermuthen lassen könnte, eigentliche Physik oder Naturlehre zum Gegenstande, sondern sie enthalten die Naturgeschichte eines kleinen, etwa 3 Meilen im Umkreise haltenden Districts, dessen Mittelpunct die Stadt Hildesheim ist; worinn sich der Vf. ausser den Producten der 3 Naturreiche, einigen meteorologischen und hydrographischen Bemerkungen, auch über Landbau, Viehzucht und andere damit in Bezug stehende Gegenstände ausdehnt. Werke dieser Art sind nicht blofs schätzbar für Personen, welche sich mit der natürlichen Beschaffenheit ihres Wohnorts und den besondern Naturproducten derselben, bekannt machen wollen, sondern sie tragen auch zur Erweiterung dieser Wissenschaft im Allgemeinen bey, wenn nemlich die Gegenstände richtig beobachtet, und mit genugsamer Kenntnifs zusammengetragen sind; wie dieses in vorliegendem Werke im Ganzen ziemlich der Fall ist. — Unter den Gelehrten, welche in ältern Zeiten die Naturgeschichte des Stifts Hildesheim, bearbeitet haben, stehen *Georg Agricola* und *Valer Cordus* oben an, und in neuern Zeiten haben sich *Hoefer*, *Schnecker*, *Beroldingen* u. a. darum verdient gemacht. Hildesheim enthält mehrere Naturaliensammlungen. In der des Hn. *Mack* ist unter andern eine Art Pelikan, nach Linné *Carbo*, und eine Eisente, *Anas hyemalis*, die sonst nur im äusserſten Norden zu Hause ist, merkwürdig, weil sie beide dort im Winter 1788 geschossen sind. — Hildesheims Polhöhe setzt der Vf. nach mittler arithmetischer Proportionalzahl auf 50°, 27′, 36″ an. *Rosenthal's* Berechnung, dafs Hannover über der Meeresfläche 34 Fuss höher als Hildesheim liege, widerlegt der Vf. durch das vom letztern Orte dem erstern zufliessende Wasser. — Die ganze Gegend ist, als vormaliger Meeresgrund, überaus reich an Versteinerungen von aller Art. — Auch die Flora derselben ist nicht arm. In den von letzter gelieferten Verzeichnissen sind den Linn. systematischen Namen auch die besten deutschen beygefügt. Ein seltenes Naturproduct ist der, durch sein hohes Alter ehrwürdige, wilde Rosenstock, *Rosa canina*, die Wurzeln desselben liegen unter dem mittlern Altar der Domgruft, und sind mit einem steinernen Gewölbe bedeckt; der Stamm gehet durch eine 5 bis 6 Fuss dicke Mauer, seine Aeste und Reiser schwingen sich, gleich einem Weinstock, an einem Geländer an der östlichen Seite der Mauer hinauf. Die Höhe beträgt ungefähr 20 Fuss, die Breite und Ausdehnung noch etwas mehr. Er grünt und blühet jährlich. Bischof *Hezilo* liess ihn als eine merkwürdige Seltenheit schon im J. 1078 mit einer Mauer umgeben. Hr. *Campe*, welcher in seinen Reisebeschreibungen für die Jugend, über diese alte Staude gespottet hatte, wird vom Vf. sowohl dieserhalb heftig getadelt, als auch bey mehrern von ihm erwähnten Hildesheimischen Merkwürdigkeiten der Unwahrheit beschuldigt, wobey unter andern auch dessen Nachricht von der Irmensäule, und den zwey grofsen künstlich gegossenen metallenen Thorflügeln berichtigt wird. Letztere rühren von Bischof *Bernward* her, der einer der aufgeklärtesten Köpfe seiner Zeit, und unter andern auch in der Kunst, Metalle zu schmelzen, sehr erfahren war. Die merkwürdigsten Kunstwerke von ihm sind zwey Altarleuchter, aus einem unbekannten Metalle gefertigt, dessen Farbe weiss, dessen Schwere aber fast dem Golde gleich ist, mit der Inschrift: *Bernwardus praesul Candelabrum hoc puerum suum, primo hujus artis flore, non auro, non argento, et tamen ut cernis, conflare jubebat.* Man würde, sagt der Vf., die Materie für Platina halten, wenn nicht dieses Metall eine Entdeckung der neuern Zeit wäre. (Im Fall das Kundwerden der wahren Beschaffenheit dieses Metalls nicht wider die Politik des Hochstifts läuft, so dürfte ja selbiges nur davon soviel, als zu einer chemischen Analyse hinreicht, aufopfern.) Die vor dem mittlern Altare in der Cathedralkirche aufgerichtete Säule schreibt sich ebenfalls vom B. Bernward her, und ist also nicht die wahre Irmensäule. — Auf den Stadtwällen ist die Otter, *Coluber Berus*, getroffen worden. Bey dieser Gelegenheit ein Mittel wider den giftigen Biss derselben. Junges Eschenlaub wird mit Franzwein zerstossen, und der Saft ausgeprefst. Von diesem Safte soll man den Patienten alle halbe Stunden ein Spitzglas voll nehmen, auf die Wunde aber Morgens und Abends einen Umschlag von den gequetschten Blättern legen, und dabey des Abends ein Theeschälchen voll Baumöl warm trinken lassen. — Bey *Hasede*, eine Stunde von Hildesheim, ein schweflichtes Mineralwasser; dessen mitgetheilte chemische Untersuchung den Kenner eben nicht befriedigen wird. Eine andere dergleichen Quelle bey dem Itzumer Passe die aber bis jetzt noch vernachläfsigt ist. — Die Salzquellen und Werke zu *Salzdettfurt* sind nur kurz berührt. — Von den Encriniten oder Liliensteinen, deren Originale von den mehresten Naturforschern unter die Meerwürmer gezählt werden, ist des Vf. Meynung, dafs sie versteinte Seepflanzen sind. — Dafs es Naturforscher gegeben hat, welche an das Herabfallen der sogenannten Donnerkeile aus den Wolken geglaubt haben, darüber verwundert sich der Vf. Wie aber wird er nun erst erstaunen müssen, wenn

wenn er z. B. die vom *Pallas* am Jenisey gefundene grofse Eifenmaffe, von *D. Chladni*, für eine aus dem allgemeinen Weltenraume auf unfer Erdenrund herabgefallene Feuerkugel ausgegeben findet! Man hätte freylich faft wetten follen, dafs diefer kosmifche Metallklumpen wegen der unermefslichen Höhe, und des, eine abgefchoffene Kanonenkugel 100mal an Gefchwindigkeit übertreffenden Falls, bis zu Silberfchlag's Magneten im Mittelpunct des Erdballs, hätte gefchleudert werden müffen; anftatt fich, gleich einem ermatteten Luftballe, ganz fanft zu Tage hingelagert zu haben. Da hatte denn doch (S. 419.) *Kenntmann's* Donnerkeil, der nicht aus der Bahn des Sirius, fondern nur von der armfeligen Höhe der Wolken, herabgefallen ift, beffern Nachdruck, indem er, in einem Weinkeller zu Wien, 12 Ellen tief in die Erde gedrungen war. — Auf dem Rottsberge hat fich im J. 1767 ein merkwürdiger Erdfall ereignet, wovon der Durchmeffer der obern Oeffnung 16 Fufs, und die Tiefe 42 Schuh befunden ward. — Der Stil könnte etwas correcter feyn. Der Vf. fchreibt z. B. *auswendiges Publicum*, ftatt auswärtiges; *befchwerlich* ft. fchwerlich, kaum; *Duchserde*, *Tuchftein*, ft. Tuffstein. Unrichtig wird S. 227. Aphronitrum *Meerfalz*, und S. 260. Medulla Saxi *Steinmergel* genannt.

Leipzig, in d. Gräffschen Buchh.: *Chemifche Farbenlehre oder ausführlicher Unterricht von Bereitung der Farben zu allen Arten der Malerey.* Herausgegeben von *C. F. A. Hochheimer*, der kön. grofsbritt. deutsch. Gefellfch. der kurmainz. Akad. d. Wiff. u. d. Jenaifchen lat. Gefellfch. Mitgl. *Zweyter Theil.* 1794. 231 S. 8.

Der gegenwärtige Theil ift mit dem erften von gleichem Werthe, und enthält, neben einigen guten und anwendbaren Vorfchriften, eine Menge unbrauchbarer und ganz falfcher Anweifungen, wodurch unkundige Perfonen, wenn fie fich einem folchen unzuverläfsigen Führer überlaffen, nach gemachten Verfuchen fich getäufcht, und um Zeit und Koften gebracht finden. Einen Beweis davon gibt gleich der erfte Abfchnitt; die hier gelehrten Arten von Weifs zur Waffermalerey aus Eyerfchalen, Aufterfchalen, gebrannten Hirfchhorn, gebrannten Kalk, taugen alle nichts, fie fliefsen nicht ordentlich aus dem Pinfel, und geben ein fchlechtes Corpus. Zum Trogweifs S. 2. foll man gelöfchten Kalk mit einer Alaunauflöfung vermifchen, und nach ein Paar Tagen wieder ausfüfsen, „um den Alaun wegzubringen." Weifs denn aber diefer feynwollende Chemift nicht, dafs der Alaun hiebey zerfetzt, und in Selenit umgeändert wird? Aehnliche chemifche Schnitzer fallen mehrere vor, z. B. S. 116., wo der Vf. die Flüffigkeit von einer Mifchung aus Kochfalz und feingeriebener Silberglötte, mit Lackmustinctur verfucht, und fagt: dafs fie in derfelben *nicht die geringfte Röthe* hervorgebracht habe; obgleich das Kochfalz in die Glötte gewirkt hatte, dafs folche gröfstentheils ganz weifs geworden war. Erwartete er denn, dafs das aus dem zerfetzten Kochfalze ausgefchiedene *Mineralalkali* die blaue Tinctur in *roth* verwandeln follte? — Auch die Anwendung des mineralifchen Turpeths, und des goldfarbenen Spiefsglanzfchwefels, möchten, gleich mehrern andern, in der Probe nur fchlecht beftehen. — Am meiften aber mufs Rec. den Emailleur, dem das Mifsrathen feiner Arbeit am unangenehmften feyn mufs, vor einem unbedingten Zutrauen zu den Vorfchriften unfers Vf. warnen. So fchreibt felbiger unter andern zur hellorangenrothen Emailfarbe den *rothen Queckfilberpräcipitat*, und zu Gelb das *Operment* vor. Ob nun fchon jeder, der die Natur diefer beiden Stoffe einigermafsen kennt, deren Untauglichkeit zur Schmelzmalerey zum voraus beurtheilen wird, fo hat dennoch Rec. fich die Mühe genommen, fie mit dem vom Vf. vorgefchriebenen Flüffen wirklich zu verfuchen. Der Erfolg war, dafs vom Queckfilberkalke durchaus keine Spur von Farbe, vom Opermente aber eine kaum fichtbare grünliche Nuance zurückblieb.

VOLKSSCHRIFTEN.

Ohne Druckort: *Sabbako*, ein hiftorifcher - politifcher Verfuch für den deutfchen Bürger und Landmann. 1793. 181 S. 8. (8 gr.)

„Unter fo manche nützliche Gegenftände," fagt der Vf. S. 6 der Einleitung, „womit fich der Mittelmann unterhalten und unterrichten kann, darf wohl die Frage „gerechnet werden: Was für eine Regierungsform für „das Wohl aller Völker die möglich befte fey? Diefe „Frage mufs um fo öfter und lebhafter jedem Denker in „Erinnerung kommen, je nachdrücklicher fich heut zu „Tage faft durchgehends alle Regenten beftreben, das „Wohl ihrer Völker zu befördern; und jemehr ihre Bemühung zugleich auch unfern wärmften Dank erfodert. „*Wehe* über jene Staatsbürger, die, gänzlich unfähig den „Vorzug irgend einer Regierungsform einzufehn, in einem ewigen Geiftesfchlummer dahin qualmen; aber „weit mehr Wehe über jene Menfchen, und ein Volk, „das alle Wohlthaten feiner Regenten verkennt oder dabey ungerührt bleibt! Ueber den Nacken eines folchen „Volks müffe billig, (wenigftens eine Zeitlang, es zu „beffern) das Joch eines Afiatifchen Sultans geworfen „werden, wie es fich auch fchon mehrmalen ereignet hat. „Diefes ift nun der Inhalt der vorliegenden Blätter, welche abfichtlich nur zur nützlichen Lefung minder unterrichteter Menfchenklaffen eingerichtet wurden. Alle „abgezogenen Begriffe und deren Theorie werden daher in diefer Schrift forgfältigft vermieden; fo wie „auch alle unnöthigen Citationen und Attribute des Gelehrtenkrams mit Vorbedacht hinwegbleiben. Ich habe „mir vorgenommen, populär zu fchreiben, weil ich verftanden werden will." Gegen das Ende der Einleitung fagt der Vf. jedoch, dafs feine Schrift auch den fogenannten Ausftudierten oder Wiffenfchaftlern gewidmet fey.

Er theilt feine Schrift in drey Abfchnitte, und handelt im 1ften von dem Wefen und der Nothwendigkeit einer Oberherrfchaft, ihren verfchiedenen Formen und deren Benennung; im 2ten durchgeht er die verfchiedenen Reiche, und zeigt den Erfolg ihrer Regierungsformen, und im 3ten zieht er den allgemeinen Schlufs aus den

den Ueberlegungen der vorher gegangenen historischen Beyspiele.

Nachdem der Vf. gleich im Anfange des ersten Abschnittes aus der Natur- und Kunstgeschichte gezeigt, dass überall eine dirigirende Einheit sey, sagt er S. 15.: „Da „also diese schlechterdings nothwendige Einheit in so „vielen Gegenständen wahrgenommen wird, und der Ge„danke an eine Schöpfung ohne einfacher Kraft nichts „als ein sinnloses Phantom darstellen würde: wie sollte „man diese Einheit nur in der politischen Welt nicht als „eine zur Vollkommenheit der Gesellschaft, — deren ein„zelne Glieder einander noch bey weitem nicht so ähn„lich, wie die Einheiten der Zahlen, sind, höchst nöthi„ge Eigenschaft anerkennen?" S. 17.: „dass aber eine „solche demokratische Form auch nur dem Standpunkte „eines rohen Volkes eigen sey, und folglich sich mit „dem natürlichen Stande eines aufgeklärten und im höch„sten Grade glückseligen Volkes gar nicht vereinbaren „lasse, diess können wir uns zu allen Zeiten unzählige„mal beweisen, sobald wir nur die Augen ein wenig „aufschlagen wollen. Wir sehen, sogar in der dunkel„sten und frühesten Geschichte schon einen *Nimrod*, den „mächtigsten und unumschränktesten Monarchen dama„liger Zeit mit seinen cultivirten Babiloniern alle umlie„genden Staaten umher verschlingen etc." S. 21, 22.: „Die *vollständige* Monarchie, welche auch und zwar al„lein mit Recht die *souveraine* genennt wird, ist jene „Regierungsform, wo alle *Regalien der Krone* und alle „Vorzüge und Rechte der Gesellschaft in der einzigen „Person des Regenten vereinigt sind. — In einer sol„chen vollständigen Monarchie sind also alle vier höch„sten Regalien: nemlich Krieg zu führen, Friede zu ma„machen, Gesetze zu geben, und Auflagen zu bestim„men, ganz allein der Willkühr des Regenten überlas„sen." S. 23.: „Unter diesen Mächten ist wohl Russ„land die ansehnlichste, weil hier schon allein das Alter „der Souverainität die Stelle der erfoderlichen Gesetz„mässigkeit zu vertreten scheint, indem sie, wie uns die „Geschichte überzeugt, von Anbeginn her unumschränkt „herrschte, und folglich die Souverainität niemals usur„pirt oder an sich gerissen hat."

Eine Probe seiner schönen Staatskunde legt der Vf. S. 31. ab, wo er sagt: „Die Republiken können ihrer „Natur nach in zwey Hauptklassen gebracht werden, „nemlich in die aristokratische und demokratische Ver„fassung. Venedig und Genua gehören zu der erstern, „Holland und Schweiz aber zu der zweyten."

Nach dem Vf. S. 41. sollen wir voraussetzen, „je„der Herr sey (der natürlichen Vermuthung nach, noch „mehr aber gemäss einer Erziehung, wie die eines Prin„zen seyn kann und seyn soll,) *wenigstens* gut gesinnt. „Angeblickt von Millionen seines Volks, das ihn beym „ersten Antritt der Regierung voller Zuversicht mit dem „so durchdringenden Namen Vater ausrufet, und innig „verflochten sammt seinem Wohle lebenslänglich mit „demjenigen seiner Unterthanen, kann er wahrschein„lich, nach natürlichen Umständen vermuthet, keine „andere als nur redliche, zum Besten des Staates höchst „gedeihliche Absichten in ihm (sich) entstehen lassen, die „aber für ein unermessliches Reich zugleich nicht sel„ten von so erheblichem und grossem Umfange seyn „können, dass die kleinsten und untergeordnesten der„selben von jenen Pigmäenseelen, deren er zur Ausfüh„rung jener bedarf, nicht einmal oberflächlich können „gefasst werden, und falls dieses auch wäre, aus ver„schiedenen Rücksichten auch gar nicht gefasst werden „dürfen."

S. 122. gibt uns der Vf. auch ein Stückchen seiner Kenntniss der alten Staaten zum Besten: „Athen konnte „seinen Pericklen, Philippen und Alexandern nicht wi„derstehen."

Nachdem er S. 125. gesagt hat: „der Despotismus „könne sich zwar in allen möglichen Staatsverfassungen „einnisten, halte aber mit der Aufklärung immer einen „verhältnissmässig verkehrten Gang, so fährt er S. 126. „fort: „Wenn also die *uneingeschränkte monarchische* „Staatsverfassung, welches niemand widersprechen wird, „indem dieses durch die Geschichte, besonders der neu„ern Zeiten, hinlänglich bewiesen wird, *vor allen übri„gen* Staatsformen geschicklich ist, und besondere Hülfs„mittel in sich enthält, die Aufklärung zu befördern: so „muss auch der Despotismus insgemein hier um so viel „weniger Platz finden können. Und dies ist es eben, „was uns die Staatengeschichte aller Zeiten lehret."

Wir wollen den Lesern nur noch ein Stückchen mittheilen, welches sich gar zu sehr ausnimmt: Nachdem er der Aufklärung und bessern Erziehung der Prinzen unserer Zeiten ein tiefes Compliment gemacht hat, sagt er S. 137.: Ein Kronprinz, der im Jahre 2000 den Thron besteigen werde, werde sich das Reich hinlänglich sichern, wenn er in einer einzigen öffentlichen Kundmachung an sein Volk etwa so anfange: „Kraft der mir „(um Euch befehlen zu können,) und Euch (um mir ge„horchen zu müssen,) von Gottes Gnade verliehenen „*reinen Vernunft* erinnere ich Euch an das meinen „Stammältern von Euren Vorfahren übertragene, seit„her durch so viele Jahrhunderte aufrecht erhaltene „*Recht* meiner *Erstgeburt*, und an die sichtbar wohlthä„tigen Folgen, die es von Zeit zu Zeit immer mehr in „jenem Reiche veranlasste; ich erinnere Euch an die „Barbarey, die noch kürzlich die Menschheit, ehe sie ei„ner meiner helldenkendsten Vorfahrer, der grosse „*Hpesoi-red-Etyewz* (Joseph der Zweyte!!) aus ihrem „unrühmlichen Joche mit Gefahr seines verdienten Ruh„mes hervorzuziehen anfing, in diesem Staate darnie„der drückte, und an die jetzigen erprobten Fortschritte „einer *sanften vernunftmässigen* Regierung, die in den „wenigen noch übrig gebliebenen republicanischen Staat„chen seit einiger Zeit täglich mehr verschwindet. Ich „erinnere Euch an das *feste* Band, welches durch die „väterliche liebevolle Gewalt meiner Vorfahren und Eu„ren gerechten tugendhaften Gehorsam immer enger ge„knüpft wurde, wodurch der einfachste nur für das all„gemeine Beste unumschränkteste Wille desto wirksa„mer gemacht wurde." Nach noch einigen dergleichen Erinnerungen schliesst sich endlich diese erhabene Proclamation folgendermassen: „Wir befehlen Euch also

„im Namen dieser göttlichen Vernunft, und wollen, „dass etc. etc.“

Eisenach, b. Wittekindt: *Ein Unterhaltungsbuch zur Beförderung der Menschenkenntniss*, von *Adam Fr. Ernst Jacobi*, Superintend. und Beysitzer des U. Consistorii zu Crannichfeld. Zweyter Theil. 1793. 302 S. 8. (16 gr.)

Laut des Vorberichts wird des Sammlers Absicht bey dieser Schrift schon erreicht, wenn sie von manchem, dem vielleicht ein schädliches Buch in die Hände käme, in einer Winterwoche zum Zeitvertreibe erwählt wird; welche Absicht freylich die Mühe des Auffsuchens der Geschichtchen nicht sehr erschwert hat. Dass jedoch ein solcher Lesezeitvertreib die Menschenkenntniss befördern sollte, daran zweifelt Rec. gar sehr.

Prag u. Leipzig, b. Albrecht u. Comp.: *Neue Landbibliothek für Winterabende.* II. Band. 1793. 234 S. III. B. 1794. 342 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Romanhafte Erzählungen aus dem Ritter- und Bürgerstande, aus der Christen-, Türken-, und Heidenwelt machen den Inhalt dieser Landbibliothek aus, welche übrigens dem wahrscheinlichen Endzwecke des Sammlers gemäss wohl für gewisse Leute ein Remedium wider die peinliche Langeweile, besonders in Winterabenden seyn mögen.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Berlin, b. Unger: *Ueber Revolutionen, ihre Quellen, und die Mittel dagegen.* Den menschlichsten Fürsten gewidmet von *J. L. Ewald.* 2te Aufl. 1793. 217 S. 8. (18 gr.)

Ebend., b. Wever: *Anweisung für Frauenzimmer, die ihrer Wirthschaft selbst vorstehen wollen.* 1 St. 2te Aufl. 1791. 128 S. 8.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Helmstädt*, b. Fleckeisen: D. *Jo. Nic. Bischoff*, Jur. et Phil. P. P. *Commentatio historico-juridica de feudis oblatis.* Pars prima historica. 1790. 76 S. 4. — Wir haben diesen Anfang einer ausführlichern Bearbeitung der schwierigen Materie von aufgetragenen Lehen mit Vergnügen gelesen, ungeachtet wir mit der Theorie des Vf. nicht völlig einverstanden sind, sondern aufgetragene Lehen eben so gut als gegebene im Zweifel für eigentliche Lehen halten. Freylich wird das Interesse dieser Lehre um so mehr erhöht, je mehr auszeichnendes man dieser Gattung von Lehen in ihren rechtlichen Wirkungen beylegt. Wie sich aber dergleichen Abweichungen rechtfertigen lassen, darüber müssen wir von dem Vf. Belehrung erwarten. Nach einer Vorrede, die von den bisherigen Schicksalen dieser Lehre handelt, kommt der Vf. im 1sten Cap. auf die Bestimmung und nähere Erläuterung dessen, was man *feudum oblatum* nennt, auf die mannichfaltigen Benennungen, unter welchen diese Gattung von Lehen vorkommt, auf die verschiedenen Arten derselben, und auf die damit verknüpften Feyerlichkeiten. Der Vf. ist mit keiner der bisherigen Erklärungen zufrieden, sondern gibt folgende Definition an: *„feudum privilegiatum, illi, qui rei dominium ultro (nec justa vi nec pretio interveniente) sub conditione de investiendo in alterum transtulit, in ista re ipsa concessum.“* Er sucht die meisten Partialideen, aus denen die Definition zusammengesetzt ist, zu rechtfertigen. Nur die nähere Bestimmung und Deduction desjenigen Theilbegriffs, der wohl am meisten bestritten werden durfte, des Beyworts *privilegiatum* nemlich, das die weibliche Erbfolge und andere auszeichnende Eigenschaften dieser Lehen andeuten soll, setzt der Vf. auf den zweyten Theil der Abhandlung aus. Da, wo der Vf. von den Feyerlichkeiten oder der äussern Form der aufgetragenen Lehen handelt, versucht er eine neue Deutung der schwierigen Stelle des sächsischen Landrechts im 34sten Art. des 1 Buchs, wo von dem üblich gewesenen Zeitraume zwischen der Auftragung und Belehnung die Rede ist. Das 2te Cap. ist der Geschichte dieser Lehen gewidmet. Der Vf. findet dieses ursprünglich deutsche und den Longobarden unbekannte Rechtsinstitut schon in *Marculfs* Formeln. (Die angeführte Stelle fasst alles in sich, was zu einem *feudo oblato* gehört, nur gerade die wesentlichen Bestandtheile eines Lehens nicht. Das Alter der eigentlichen *feudorum oblatorum* wird sich wohl über die Entstehungsepoche der Erblichkeit der Lehen nicht weit hinaufrücken lassen.) Der Vf. kommt dann auf die Ursachen, welche die Lehensoblationen veranlasst, und so sehr vervielfältigt haben, und nimmt 4 Hauptursachen an, den herrschenden Religionsaberglauben und den kriegerischen Geist des Mittelalters, die Vorzüge und Privilegien der Vasallen, und den nachtheiligen Einfluss der römischen Testamente auf die Familienbesitzungen des deutschen Adels. (Aberglauben und Anarchie des Mittelalters mögen wohl ohne Vergleichung den meisten Antheil an Vervielfältigung dieser Lehen haben.) Nun durchwandert der Vf. einen grossen Theil von Europa, und zeichnet sich in den meisten Ländern und Staaten Beyspiele von dergleichen Lehen aus. In Italien findet er sie längst vor Entstehung der Sammlung des longobardischen Lehenrechts. Ihm sind die Königreiche beider Sicilien, die Mathildische Schenkung und die sogenannten *feuda Langkarum, feuda oblata*. In Frankreich wurden die meisten Provinzen, z. B. Dauphiné, Champagne u. s. w. auf diese Weise lehenbar. Grossbritanien, Dänemark, die Niederlande u. a. Länder sind fruchtbar an dergleichen Lehen. Doch gedieh dieses Institut nirgends besser, als auf deutschem Boden. Hier sind die meisten sogenannten *feuda extra curtem*, und die Lehen der gräflichen Staaten aus Precareyen und Oblationen entstanden. Dies zeigt der Vf. an Beyspielen von Mainz, Trier, Kölln, Bamberg, Wirzburg, Eichstädt, Strasburg, Hildesheim und Fuld. Von den geistlichen geht er auf die weltlichen Lehen über, widerlegt die schon längst mit Recht verworfene Pufendorf-Ludwigsche Hypothese von der deutschen Staats- und Lehensverfassung unter Konrad I und seinen Nachfolgern, führt dann einige Beyspiele von aufgetragenen Reichslehen des hohen Adels auf, und geht endlich zu den deutschen Provinziallehen über, bey welchen er sich aber auf Beyspiele aus den grossen Staaten Deutschlands einschränkt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 18. August 1794.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Barth: *Jesus und die Vernunft*, von Dr. *Johann Otto Thiess*. 1794. 308 S. 8.

Der bekannte Vf. der Schrift: „Christus und die Vernunft," hatte die Lehre Jesu auf eine Weise angegriffen, gegen welche christliche Theologen unmöglich gleichgültig seyn konnten. So bestimmt und offen inzwischen auch diese Angriffe waren, so hatte sie doch, einige Recensenten ausgenommen, noch Niemand erwiedert und von dem Christenthume abgelehnt. Da nun in den nördlichen Gegenden von Deutschland das sogenannte aufgeklärte Publicum dieses Buch „ganz artig" und die Damen sogar „gründlich" gefunden haben sollen; so glaubte sich Hr. *T.* berufen, den Ungrund dieser Einwürfe zu beleuchten und diesem Unwesen eines gewesenen Predigers ein Ende zu machen. In der That ist auch Hr. *T.* dem nun genannten Vf. jene Schrift, Hn. *Riem* zu Berlin, an Gründlichkeit und theologischer Gelehrsamkeit merklich überlegen, so dass wir seine Beleuchtung Allen mit Ueberzeugung empfehlen können, die sich durch jene unbillige Vergleichung der Lehre Christi mit der Vernunft bisher haben irre führen lassen. Inzwischen hat sich doch auch Hr. *T.* einige Blössen gegeben, die wir um so viel weniger verschweigen dürfen, da sich, bey der moralischen Kultur unseres Zeitalters der Apologete des Christenthums, wenn er seinen Endzweck erreichen will, alle Ausfälle und Bitterkeiten nicht mehr erlauben darf, durch welche er in den Jahrhunderten der Polemik die eherne Krone des orthodoxen Eifers errungen haben würde.

Bey dem unphilosophischen Synkretismus, welcher in der Riemischen Schrift gegen das Christenthum herrschte, durfte ein Gegner derselben der gerechten Foderung nicht ausweichen, die Einwürfe des Vf. auf Principien zurückzuführen, und sie dann in ihrer ganzen Blösse darzustellen. Durch diese Bemühung würde dem Leser die Uebersicht des Ganzen erleichtert und die gute Sache des Christenthums in ein helleres Licht gesetzt worden seyn. Hierauf scheint aber Hr. *T.* keine Rücksicht genommen zu haben; vielmehr widerlegt er seinen Autor nur stellenweise, ohne die bestrittenen Materien unter gewisse Rubriken zu bringen, und verfällt, was bey dieser Methode kaum zu vermeiden war, nicht selten in leere Declamationen, wodurch für die Hauptsache nichts entschieden wird. So findet z. B. Hr. *R.* (S. 115.) in den Worten Jesu (Matth. VI, 15.) eine grosse Immoralität: „wo ihr den Menschen ihre Fehler nicht vergebt, so wird euch Gott eure Fehler auch nicht vergeben." Er meynt, Gott werde hier eben so unversöhnlich, wie ein Mensch gegen den andern vorgestellt, und Christus sey deswegen einer Unrichtigkeit zu beschuldigen. Statt dass nun hier Hr. *T.* hätte zeigen sollen, wie Gott, als Gesetzgeber und Richter, bey welchem keine leidenschaftliche Bestimmung des Willens denkbar ist, zu seinen Geschöpfen in einen ganz andern Verhältnisse stehe, als ein Mensch gegen den andern, und wie er so lange nicht vergeben, d. h. nicht aufhören könne, zu strafen, bis der Sterbliche von Sünden möglichst rein ist; statt dessen lässt er seinen Freund, einen alten Dorfschulmeister, auftreten, und den gemeinschaftlichen Gegner durch seinen sogenannten gesunden Menschenverstand widerlegen. Eben so unbefriedigend ist (S. 184.) der Einwurf abgefertiget, welcher von der Ewigkeit der Höllenstrafen hergenommen ist, die Jesus (Matth. 25.) gedroht haben soll. Auch die Exegese unsers Vf. ist nicht immer richtig und treffend. So wird z. B. S. 54. die Stelle Matth. V, 17. also erläutert: „wähnt nicht, dass es meine Absicht sey, das Gesetz, oder die Propheten aufzuheben: ich will nicht aufheben sondern *vollenden*, d. i. das Gesetz zu seinem allmäligen Ende bringen, die Zeit, da es nicht mehr gelten wird, mit Vorsicht herbeyführen." Nach dieser Erklärung, die uns nach dem so häufig von dem Vf. schon zum voraus citirten neuen praktischen Kommentar über den Matthäus eben nicht sehr lüstern gemacht hat, wäre *καταλυσαι* beynahe so viel, wie *πληρωσαι*, und der ganze Vers enthielte eine offenbare Tautologie. Der Sinn der Worte Jesu ist folgender: „ich will das Gesetz nicht abschaffen, sondern es durch neue Erklärungen und Zusätze ergänzen (*πληρωσαι*, גמור) und vollständig machen. Ich will es von seinen politischen Vorschriften läutern und seine fragmentarischen Gebote zu einem Ganzen vollenden." Mehrere Beyspiele könnten wir in grosser Anzahl anführen. Am wenigsten können wir aber mit dem Tone zufrieden seyn, in welchem Hr. *T.* mit seinem Gegner spricht. Zwar zeigt er sich, wie aus mehreren Stellen und aus seinen Ausfällen gegen Hn. *Eberhard* erhellt, als einen eifrigen Verehrer der kritischen Philosophie; wir haben aber nicht finden können, dass die Moral derselben die Sinnlichkeit des Vf. immer niedergeschlagen und seine Heftigkeit, die er Enthusiasmus nennt, gemässiget hätte. Hr. *T.* mag selbst urtheilen, ob folgende Aeusserungen und Ausdrücke mit den Gesetzen der Urbanität bestehen können, die niemand weniger, als der theologische Schriftsteller vergessen darf. S. 140. „Verläumdung und kein Ende!" S. 143. „lieber Sancho." S. 146. „*o tribus Anticyris caput insanabile!*" S. 288. (in einem Anhange, welcher füglicher ganz hätte wegbleiben mögen): „ich will lieber meinen Doctortitel in Giessen wieder abgeben, eh' ich mich

Bahrdts Collegen nennen lasse. Unter den angeblichen Wahrheitsforschern und Aufklärern ist mir nicht leicht ein Mensch *verächtlicher*, wie er, der —" Glücklich ist inzwischen die beygebrachte Charakterisirung dieses Schriftstellers aus dem Tacitus (Annal. IV, 52.): *prosperiore eloquentiae, quam morum fama fuit, nisi quod aetas extrema multum etiam eloquentiae demsit, dum fessa mente retinet silentii impatientiam.*

Wir verkennen übrigens die Belesenheit und gelehrten Kenntnisse des Hn. *T.* durchaus nicht, und wünschen nur, dass er sich künftig einer theologischen Mässigung und einer reineren Sprache und Schreibart (S. 10. 296. *wigtig*, *Gewigt*, S. 11. *empyrisch*, S. 286. das wird ihnen niemand *zuglauben*) befleissigen mögen.

Giessen, b. Krieger: *Neueste Religionsbegebenheiten.* 1790—1793.

Bey einer Schrift, die seit ihrer Entstehung schon so vielen nachtheiligen Kritiken ausgesetzt war, macht es sich Rec. allemal gedoppelt zur Pflicht, sie mit möglichster Aufmerksamkeit durchzugehen, um an ihr wenigstens noch eine erträgliche Seite aufzufinden, welche doch sonst jedes Uebel in der Welt haben soll. Diess that er denn auch hier. Plan und Zweck dieser Zeitschrift sind dem Publicum schon sattsam bekannt, und er würde sich daher in der Anzeige vorliegender Stücke unnöthiger Weise in irgend eine weitläuftige Erörterung einlassen. Mit Vergnügen wird jeder Freund der Wahrheit gleich in dem 6ten Stücke (S. 391.) auf mehr als eine Erklärung über *Lavaterisches* Geisterwesen stossen, welche den, sonst nicht ganz unscheinbaren, Vorwurf, als begünstigte diese Zeitschrift *auch vollends* die Schwärmereyen *des Helvetischen Sehers*, nun gänzlich widerlegt. Seine Widersprüche und gedankenlose Wortspiele, sein gänzlicher Mangel an Unterscheidungskraft, wenn er z. B. einen *Moritz* unter denjenigen aufführt, welche glaubwürdige Geschichten für eine Divinationsgabe *im Lavaterischen Sinne* gesammelt haben, werden ihm aufgedeckt, und die Begierde des Menschen, noch jetzt auf übernatürlichen Wegen zu einer Erkenntniss zu gelangen, zu welcher nur Erfahrung und Schlüsse führen können, wird überhaupt als eine verderbliche Thorheit verworfen. — Desto auffallender ist freylich alsdann (S. 463.) das Urtheil über *de Marees Gottesvertheidigung*, als eine *vortreffliche Schrift*, die sich unter anderm auch der *jetzigen falschberühmten Kunst (!!) der Kritik*, welcher sich sonst alles unterwerfen müsse, entgegensetze. Den Hauptinhalt der nachfolgenden Stücke machen Auszüge aus Schriften über die Volksaufklärung, Nachrichten von *Bahrdts* Leben, Gefangenschaft, Krankheit, von der *Union* und andern geheimen Gesellschaften, von den königl. Preussischen Verordnungen in Religionssachen, eine weitläuftige Anzeige von neuern Schriften über die symbolische Bücher aus. — Das eben angeführte Urtheil über *de Marees* gibt den Schlüssel zu allen weitern *unpartheyischen* Anmerkungen, womit die Vf. ihre Nachrichten und Auszüge begleiten. Diess möchte denn noch so hingehen, wenn man sich dabey nur nicht so oft durch den Kunstgriff geärgert fände, nach welchem diese Herren bey sogenannten Aufklärungsmaterien, das Interesse der Fürsten mit dem Interesse der Geistlichkeit auf das innigste zu verwickeln suchen. Ist diess die Stimme der truglosen Wahrheit, oder was blickt unter der Parallele zwischen Königen und Pfaffen, welche der Aufklärung beygemessen wird, hervor? — Wie soll man es endlich verstehen, wenn der Wunsch einer, immer weiter gehenden, Einschränkung der Pressfreyheit sich hier und da so mit Macht verkündiget? Das 12te Stück des Jahrganges 1791 wird mit einer Abhandlung über die Verbindung der Philosophie mit dem Christenthum beschlossen, worin gezeigt werden soll, dass ein gewisses *populäres* Nachdenken über Gott und Welt allerdings für das Christenthum nützlich seyn, dass hingegen die Zurückführung der Lehre Jesu auf das, jedesmal herrschende System der speculativen Philosophie unfehlbar zum grossen Nachtheile der erstern ausschlage. Diess beweist der Vf. schon durch die Vermischung der Neuplatonischen Philosophie mit dem Christenthum; scheint also vergessen zu haben, dass er hier wider Willen die sogenannten neuern Aufklärer begünstige, welche sich gerade die Reinigung der Christuslehre von den Zusätzen des Platonismus und den Subtilitäten des Scholasticismus zum Ziele setzten, folglich thaten, was der Vf. will! — Der Einfluss, welchen die Kantische Philosophie auf Religionsideen in Deutschland gewinnt, hatte auch auf diese theologische Zeitschrift die Wirkung, dass ihre letzten vor uns liegenden Stücke sich hauptsächlich mit Untersuchungen über das Verhältniss jener Philosophie zur Lehre Jesu beschäftigen. In der Einleitung zu diesen *wichtigen* Betrachtungen wird (1. Stück 1793. S. 28—35.) eben das beynahe mit denselben Worten wiederholt, was schon am Beschlusse des Jahrganges 1791 in der bereits bemerkten Abhandlung vorgetragen wurde, und dann lenkt der Vf. erst also ein (S. 35.). *Jetzt* strebt die *Kantische* Philosophie nach eben dieser Herrschaft über andere Wissenschaften. Allein diese herrschsüchtige ist nach *Brastberger* (S. 37.) grossentheils Spielwerk mit Worten, wo man einerley Sache mit Zehnerley verschiedenen Ausdrücken und Wendungen sagt, auf diese Art viel neues zu sagen scheint, und doch am Ende nichts sagt. Hiezu kommt, dass sie meistens den Knoten zerhaut, wie in der Lehre von der Freyheit (S. 38). Endlich widerspricht sie ja sogar einigen *ausgemachten* Wahrheiten der Vernunft; auch verachtet sie manche bisherige gründliche Beweise, und nimmt dagegen wichtige Sätze wohl gar ohne allen Beweis an. Nach derselben lässt sich die Wirklichkeit der Dinge ausser uns nicht beweisen (nach welcher denn?) — nach derselben soll man von einer Wirkung nicht auf eine Ursache, von dem Werk nicht auf den Meister schliessen dürfen; und doch schliesst die ganze Welt so! Wer hat hieran nicht schon satt? Unerachtet Rec. nicht mit dem sel. *Bahrdt* behaupten möchte, diese und dergleichen Zeitschriften seyn nur für die Hammelsköpfe des deutschen Publicums geniessbar, so muss er doch gestehen, die meisten Speisen darin kamen ihm so schaal und ungeniessbar vor, dass ihm auch die Zuthat mangelhafter historischer Nachrichten den Ekel daran nicht benehmen konnte.

ERD-

ERDBESCHREIBUNG.

Göttingen, b. dem Vf. u. in Comm. der Ruprechtischen Buchh.: Versuch einer skizzirten *Beschreibung von Göttingen* nach seiner gegenwärtigen Beschaffenheit. Von *Moses Rintel*. Nebst einem Grundriss der Stadt. 1794. 14 Bogen. 8.

Da man Göttingen in den letzten Jahren zum Gegenstande romanhafter und scurrilischer Beschreibungen gemacht, und das auswärtige Publicum, welches aus guten Ursachen von dem Orte, um der daselbst blühenden Universität Willen, unterrichtet werden wollte, in Verwirrung gesetzt hatte; so ist es unfehlbar für viele erwünscht, dass hier ein Buch erscheint, welches durch prunklose Darstellung, die weder schmückt, noch schändet, sondern treulich aus den Acten referirt, den Ort und seine Anstalten ganz so, wie sie sind, zeigt und beschreibt. Es reisst durch das auffallende nicht so hin und hat für die Neugierde weniger Interesse, als andere Bücher, die der Einbildung und dem Muthwillen ein freyes Spiel erlauben; aber es behauptet den Werth der Zuverlässigkeit und verschafft die Bequemlichkeit eines wohleingerichteten Addressbuchs von Göttingen. Wenigstens muss Rec. aus eigener Kunde des Orts bezeugen, dass die Bemühung des Vf., die Gegenstände genau zu verzeichnen und aus eingezogenen zuverlässigen Nachrichten zu beschreiben, nirgends zu verkennen sey. Es ist zu wünschen, dass das Werkchen durch fortgesetzten Fleiss des Vf. immer noch zweckmässiger eingerichtet werden möge; daher wir zur Belehrung und Erinnerung des Vf. einige uns vorgekommene Fehler und Mängel anzeigen wollen. Das Buch, welches nicht bloss die Universität, sondern die ganze Stadt Göttingen mit allen darin befindlichen Einrichtungen und Anstalten, sammt den dabey angestellten Personen zum Gegenstand hat, besteht aus folgenden neun Abschnitten: I. Lage und Localbeschaffenheit der Stadt, wo die natürliche Beschaffenheit der Gegend beschrieben und ein Verzeichniss aller Strassen und Plätze mit ihren Merkwürdigkeiten mitgetheilt wird. II. Königl. Georg-Augustus-Universität, nach vielen Unterabtheilungen. III. Privatinstitute und Sammlungen, wohin Leihbibliotheken, Privatbibliotheken, Auctionen, auch die physicalische Privatgesellschaft gerechnet werden. IV. Gemeinnützliche (öffentliche) Institute und Anstalten, wo erstlich das Gymnasium sehr umständlich beschrieben und die gemeinen Pfarrschulen erwähnt, hernach milde Stiftungen und Armenanstalten angezeigt, endlich die übrigen Anstalten, das Badehaus, Postamt, Lombard, die Linnenlegge, das Schauamt und das Intelligenzcomtoir unter einer gemeinschaftlichen Uebersicht zusammengefasst werden. V. Oeffentliche und gesellschaftliche Vergnügungen. VI. Oekonomische Nachrichten für hiesige Studierende und andere Fremde. VII. Volksmenge und kirchliche Einrichtung. VIII. Militär- und gerichtliche Verfassung. IX. Industrie und Gewerbe der Einwohner. Von dem Inhalte jedes Abschnittes lässt sich einzeln nichts auszeichnen, weil die Gegenstände zu mannichfaltig sind, und grösstentheils nach ihren bestimmten Angaben erwartet werden können. Indessen möchte Rec. doch folgendes noch dabey erinnern: Der ganze Plan muss zur künftigen Vervollkommnung dieses statistischen Entwurfs von Göttingen mehr überdacht und nach bestimmteren Klassen oder Fächern angelegt werden. Noch ist das gleichartige nicht genug zusammengestellt, und daher sind Dinge, die vielleicht unter keine der angenommenen Klassen oder Ueberschriften passten, mit Befremdung des Lesers oft eingeschaltet, wohin sie, dem Begriffe nach, nicht passten. Wer wird z. B. die Freymaurerlogen unter den öffentlichen Vergnügungen suchen, wo sie zwischen der Jagdbelustigung und dem Scheibenschiessen ihre Stelle bekommen haben? Bücherauctionen gehören nicht zu den Privateinrichtungen; nur durch Missbräuche können sie von der Willkühr des *öffentlich* bestellten Auctionators abhangen und in eine Privatanstalt umgeschaffen werden. Periodische Schriften an sich scheinen keinen eigenen Artikel unter den gelehrten Privateinrichtungen zu verdienen; noch weniger aber in der höchst unbestimmten Bedeutung, wie S. 96 ff., wo *Stäudlins* Beyträge zu Erläuterung der Propheten, *Marezolls* Predigten, *Pütters* Rechtsfälle, *Claproths* Actensammlung, *Meisters* prakt. Bemerkung, *Buhle* Geschichte des philosophirenden menschlichen Verstandes u. a. als periodische Schriften aufgeführt sind. Von besondern Polizeyanstalten, die zum Theil auch für Auswärtige manches merkwürdige enthalten konnten, und deren Gesetze jeden Ortbewohner interessiren, ist gar nichts gesagt worden. Sodann müssen die Angaben unter jedem Abschnitte nie allgemein seyn, sondern durch Namen und Zahlen so genau bestimmt werden, dass der Fremde, welcher diesen statistischen Abriss aufschlägt, auf das pünktlichste belehret wird. Der Vf. hat vieles hierin geleistet, vieles aber auch unbestimmt gelassen, was er wissen und erfahren konnte. S. 6. stehn nun noch einzelne Erinnerungen von den Häusern zu G. Der grösste Theil ist *drey oder vier Stock hoch*; es muss heissen: *zwey oder drey Stockwerk hoch*, denn vier Stockwerke gehören in Göttingen unter die Ungewöhnlichen. S. 7. *In den Gossen — befindet sich zum Theil immer frisches fliessendes Wasser.* Ein Theil der Gossen enthält freylich *bisweilen* zur Reinigung der Strassen, vermittelst der Oeffnung der Feuerteiche, auf kurze Zeit fliessendes Wasser; hingegen Gossen, *die immer fliessendes Wasser haben*, kennen wir nicht. Einige haben durch ihre Lage allerdings immer stehendes Wasser; aber es ist weder frisch noch fliessend. S. 43. das Concilienhaus — von *drey* Geschossen, muss heissen von *zwey* Geschossen. Zu S. 44 54. wo die Beschreibung der Bibliothek recht gut abgefasst ist, würden wir rathen, künftig den gedruckten Auszug der Bibliotheksgesetze, so weit er die Studierende angeht, anzuhängen. Dergleichen Belehrungen erwartet der Fremde in einem guten Addressbuche. S. 57. *Instrumentalmusiken*, lieber allgemein: *Musiken*, denn es sind ja zugleich *Vocal*musiken. S. 57 60. von dem Pastoralinstitut und Predigerseminarium. Man sieht aus der übrigens ziemlich umständlichen Beschreibung nicht deutlich ein, wie beide Anstalten verschieden sind. So viel uns erinnerlich, hat

hat man von Sextro und Koppe eigene Schriften über die Stiftung und Gesetze. Diese hätten angeführt und die Gesetze selbst ausgezogen werden sollen. S. 66. heisst es von dem Accouchirhospital: „hier werden mehrere Frauen — zu künftigen Hebammen gebildet; die *Bedingnisse für solche* — werden von Zeit zu Zeit vom Lehrer durch den Druck bekannt gemacht.“ Aber gerade daran war am meisten gelegen, diese Bedingungen, da sie ohnedem durch den Druck bekannt gemacht waren, hier mitzutheilen. S. 75. mussten nicht bloss die neuesten *Commentationes*, sondern die verschiedenen Sammlungen der Societätsschriften, nach ihren abgeänderten Aufschriften ganz kurz angeführt werden. S. 80. wird die Stiftung jährlicher Preisaufgaben beschrieben. Billig hätte zugleich der Anfang dieser Stiftung bemerkt werden sollen. Bey andern Anstalten ist es bisweilen geschehen. Es ist zu rathen, dass der Vf. künftig die Stiftungsgeschichte und den Anfang aller einzelnen Institute durchaus ganz kurz berühren möge. S. 83. wird von der Professoren-Wittwencasse alles nur allgemein angegeben. Das Vandenhoekische Legat verdiente immer namentlich erwähnt zu werden. Auch war es kein Geheimniss, wie viel die Pension der älteren und der jüngeren Professoren-Wittwen betrage. Es musste auch nicht verschwiegen werden, dass, in Ermangelung der Wittwe, nachgelassene Kinder bis zum vierzehnten Jahre des jüngsten, die Pension erhielten. S. 95. von der physicalischen Privatgesellschaft konnten bekannt gewordene bestimmtere Anzeigen mitgetheilt werden. Die Industrie- (Arbeits-) Schule S. 114. würden wir vielmehr zu den Schulanstalten S. 111. gerechnet, auch Hn. Sextro's erste Entwürfe mit zur Geschichte angeführt haben. S. 112. werden drey milde Stiftungen St. Crucis, St. Spiritus und St. Annae angeführt und von ihnen gerühmt, dass die *ansehnlichen Einkünfte* zum lebenslänglichen Unterhalt der Hospitalisten verwandt werden. Dem rühmlichen Vorhaben des Vf. gemäss, nichts grösser zu machen, als es ist, würden wir rathen, das Beywort wegzustreichen und nur zu sagen: die Einkünfte werden zu einer lebenslänglichen nothdürftigen Unterstützung der Hospitalisten verwendet. S. 151. ist das Miethgeld für Pferd und Cariole nicht richtig nach den gegenwärtigen Preisen angegeben, auch in den Namen der Speisewirthe einiges verschrieben. S. 163. wird erwähnt, dass die Leichentaxen für Bürger und Universitätsverwandte nach verschieden Klassen festgesetzt sind. Die darüber gedruckten Tabellen waren zur Belehrung des Publicums billig einzuschalten. Denn eben dadurch kann Hr. R. seinem Buche mehr Gemeinnützigkeit und Interesse verschaffen. Zu S. 170. gehört, dass der Jude auch die Stolgebühren für die Taufe bezahlen muss. S. 165. ist es nicht ganz richtig, dass in den Wochentagen die Communion nach der Betstunde gehalten werde. Wenigstens in der Johanniskirche hat dieses nicht Statt, weil die Betstunde des Nachmittags ist. Ebend. muss nicht gesagt werden, die Passions- (setze hinzu: und andere Kirchen-) Musiken — gebe der Stadtmusikus. Der Stadtcantor führt sie auf, und das Singchor nebst dem Stadtmusikanten und seinen Leuten sind ihm zu diesem Behufe beygegeben. S. 199. der Kupferdrucker Siedentopf ist, so viel wir wissen, schon etliche Jahre nicht mehr in Göttingen. S. 210. hätten die angegebenen 8 Abschreiber irgendwo namentlich angeführt werden sollen. Wahrscheinlich war vielen mehr damit gedient, als mit den Namen der Thorschreiber u. dgl. Es ist sehr zu wünschen, dass der Vf. seinen Fleiss ferner verwende, diesem statistischen Entwurfe, seiner Bestimmung gemäss und zum unleugbaren Nutzen des Publicums, die möglichste Vollständigkeit, Bestimmtheit in den Angaben und Zuverlässigkeit zu verschaffen. Die ältere Geschichte der Anstalten kann ein stehender Artikel des Buchs bleiben, der seinen Werth für sich behält; die neuen und veränderlichen Artikel aber müssen durch Aufmerksamkeit und Nachfragen immer auf's neue berichtiget werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. Jena, m. Fiedler. Schr.: *Quaestio juris controversi an renunciatione simpliciter facta bis auf den ledigen Anfall, si fratres, qui pacti tempore existebant, nullis masculis, sed tantum filiabus relictis decesserint, filiae hae amitae renuncianti in portione, quam fratribus cessit, impedimento esse possint?* investigata a D. *Theod. Kretschmann.* 46 S. 8. — Schon aus der Stellung der Frage lässt es sich errathen, auf welche Seite der Vf. sich neige. Er behauptet nemlich gegen die gemeine und durch die Praxis der höchsten Reichsgerichte bestätigte Meynung, dass bey deutschen Stammgütern eine Schwester des letzten Besitzers, wenn sie bis auf den ledigen Anfall entsagt hat, aber den Abgang des Mannsstamms erlebt, von der Erbfolge nicht gänzlich ausgeschlossen werde, sondern denjenigen Antheil an diesen Gütern erhalte, auf welchen sie zum Vortheil ihrer Brüder Verzicht geleistet hat. Neue Gründe für diese Behauptung finden wir in der vorliegenden Schrift nicht, sondern das Ganze dreht sich um die historisch unrichtige Voraussetzung herum, dass im Mittelalter die Töchter bey eigentlichen Stammgütern gleiche Successionsrechte mit den Söhnen gehabt haben; wodurch sich dann die Folge rechtfertigt, dass die Verzichte der Töchter von jeher nicht für blosse Cautelen, sondern für rechtliche Mittel, die Töchter von einer ihnen gebührenden Erbfolge auszuschliessen, gegolten haben, und zugleich der Anwendung römischer Rechtsgrundsätze der Weg gebahnt wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 19 August 1794.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

1) Berlin, in der Königl. Realschulbuchh.: Zwey *Preisschriften* über die von der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin aufgegebene Frage: *Von der Anwendbarkeit, dem Nutzen oder der Schädlichkeit der Koppelwirthschaft in der Mark-Brandenburg*, nebst einigen Schriften, welche das *Accessit* erhalten haben, und *Bemerkungen* des Etatsministers Grafen *von Herzberg* über eben diesen Gegenstand, mit Beantwortung der Anmerkungen, welche der Hr. G. R. *v. Wolf* dagegen drucken lassen. 1793. 326 S. gr. 8.

2) Berlin, b. Vieweg d. ä.: Practische *Bemerkungen über die Anwendbarkeit der Koppelwirthschaft in den Preussischen Staaten.* Ein *Accessit:* Nebst Anmerkungen über die vom Herrn Curator der Akademie am 27 Septbr. 1792, diesen Gegenstand betreffend, gehaltene Vorlesung. Von dem Geheimen Commerzien-Rath *von Wolf.* 1793. 150 S. gr. 8.

3) Berlin, b. Haude u. Spener: *Ueber die Mecklenburgische Koppelwirthschaft.* Ein Versuch über deren Anwendbarkeit in der Mark-Brandenburg. 1793. 55 S. gr. 8.

Der bereits von einigen grosen Oekonomen in den Preussischen Staaten, mit dem besten Succefs begonnene Uebergang zur Mecklenburgischen Schlagwirthschaft, hatte vielleicht die nächste Veranlassung gegeben, dass Sr. Königl. Majestät (nach S. 1. der Vorr. in Nr. 1.) Der Akademie anbefohlen, die Preisfrage aufzustellen: „ob die in Holstein und Mecklenburg übliche Koppel-„wirthschaft dem Staate überhaupt nützlich oder schäd-„lich, ob sie auf die Mark-Brandenburg anwendbar, „und besonders der Bevölkerung nachtheilig sey oder „nicht?" Eine so wichtige Anfrage, musste nothwendig alle denkende Prensfische Oekonomen auffodern: ihr Gutachten vor dem Akademischen Tribunale niederzu legen. Die (nach S. 11. in der Vorr. zu Nr. 1.) vielen eingelaufenen Wettschriften haben sich nicht einhellig *für* die Anwendbarkeit dieser Wirthschaftsart in der Mark, sondern zum Theil, (ob mit *guten* und unverwerflichen Gründen? will Rec. hier nicht entscheiden;) gerade das Gegentheil erklärt. Die Physikalische Klasse der Akademie hat für gut gefunden, den Preis von 100. Dukaten zu theilen, und mit solchem, nächst ihrem Beyfall, eine *bejahende* und eine *verneinende* Antwort zu krönen; auch mit dem Accessit so wohl affirmativa als negativa zu beehren.

Da Rec. nur die Pflicht auf sich hat: über die Preisschriften: nicht aber über die Preistheilungen und Ertheilungen sein Urtheil zufällen: so läst er Fragen, welche ohnfehlbar nicht wenige Leser aufwerfen werden, unbeantwortet stehen: Ob Partes sibi in totum contradicentes zugleich gekrönet werden können? und ob mitten im Schoosse eines in Ansehung des Terrains sich fast gleichen Staates, als die Märkischen Lande sind, die Physikalische Klasse einer Königl. Akademie, aus so vielen sich geradehin widersprechenden Beantwortungen, nicht näher hätte entscheiden können, was nach richtigen Physischen Grundsätzen nun das wahre Beste sey?

Die vorliegenden Schriften selbst fand Rec. von einem sehr verschiedenen, Nr. 2 und 3. aber von ganz vorzüglichem Gehalt. Beyde Verfasser verbreiten, in einem sich sehr empfehlenden Styl, über ihren Gegenstand volles Licht, ohne dabey wortreich zu seyn: in Nr. 2. ist besonders der in den gekrönten Schriften ganz übersehene Unterschied, zwischen der Holsteinischen und Mecklenburgischen Wirthschaft, so wie es allerdings höchstnöthig war, genau bemerkt; die letztere der Mark vorzüglich empfohlen, und zugleich mit gerichtlichen Zeugnissen ihr so reicher Ertrag: gegen die vorige Behandlung, ausser Zweifel gesetzt; welches mit ähnlichen Gründen der ungenannte Vf. v. Nr. 3. ein Mecklenburgischer Oekonom, (weshalb er als Auswärtiger sich auch nicht um den Preis bewarb) als für die Mark höchst zuträglich, sehr wohl erwiesen hat!

Die in Nr. 1. von der Akademie mitgetheilten Schriften empfehlen zu viel, und widerrathen zu viel! die erste, von Hn. *Dreyer*, Kriegsrath etc. in Berlin, hat zum Epilog. „Segen also und hohe Ehre dem, wel-„cher beyträgt, die Koppelwirthschaft in die Mark-„Brandenburg einzuführen; denn er vermehrt die Stär-„ke und den Reichthum des Vaterlandes!" In der 2ten gekrönten behauptet Hr. Amtsrath *Hubert* S. 85—89. lauter Nachtheil von Einführung der Koppeln: im 1. Accessit stimmt der Hr. *v. Buggenhagen* ganz zur 1sten Preisschrift, und im 2. Accessit Hr. Amtsrath *Haake* eben so zur 2ten Preisschrift: In der ersten Preisschrift werden Leser sehr über Weitschweifigkeit, in der zweyten aber so wohl als in der ersten über manche unerwartete Grundsätze und verschiedene Verrechnung zu klagen finden. Das 1. Accessit für sehr vorzüglich, das letzte hingegen für nicht befriedigend erklären. Die zu Gunsten der vierfeldrigen Wirthschaft, und ganz gegen die Koppelstrebenden Bemerkungen des Herrn Curatoris der Akademie, hat in Nr. 2. Hr. *v. W.* bestritten, und der Hr. Gr. *v. H.* hat sich selbst, so wie seine Bemerkungen, in der Nachschrift zu Nr. 1. vertheidiget. Uns

ſcheint es daſs die Wirthſchaft in dreyen Feldern, ſich gegen die in vier Feldern, in ihrem glücklichen Locali wohl erhalten dürfte.

Breslau, b. Korn: *Unterſuchung über die Natur und die Urſachen des Nationalreichthums* von *Adam Smith.* — Aus dem Engliſchen der vierten Ausgabe neu-überſetzt (von *Garve.*) Erſter Band. 1794. 476 S. 8. und XIV S. Vorrede des Ueberſetzers.

Dieſs iſt eins von den Büchern, auf welche unſer Jahrhundert ſtolz zu ſeyn Urſach hat. Wäre ein Werk von ſolcher Vollendung auch zehnmal in eine Sprache überſetzt und es gäbe nur noch *etwas* bey der beſten Ueberſetzung zu wünſchen, ſo müſste man ſich freuen, ſo oft eine neue erſchiene. Um wie viel mehr muſs dieſs der Fall ſeyn, wenn es bisher nur *eine* deutſche Ueberſetzung davon gegeben hat, wenn dieſe von der Vollkommenheit ſehr weit entfernt war, und wenn eine neue aus den Händen eines Mannes, wie *Garve*, hervorgeht.

Die Art und Weiſe, wie der jetzige Ueberſetzer in ſeiner kurzen, und in ihrer Kürze doch ſo äuſserſt lehrreichen Vorrede von der Arbeit ſeines Vorgängers ſpricht, iſt ganz im Geiſte der edlen Beſcheidenheit, welche die andern Meiſterwerke dieſes treflichen Mannes charakteriſirt, und contraſtirt aufs lebhafteſte mit dem Ton, in welchem die Verlagshandlung der ältern Ueberſetzung, ſelbſt nachdem das Publicum ſchon wuſste, daſs *Garve* der Verfaſſer der neuern ſeyn würde, von dieſer in öffentlichen Blättern ſprach. Es war für einen jeden Kenner, auch ehe ſich *Garve* noch das Verdienſt erwarb, dieſs unſterbliche Werk (denn welches kann noch *unſterblich* heiſsen, wenn es dieſes nicht ſeyn ſoll!) zu überſetzen, längſt entſchieden, daſs die erſte Ueberſetzung höchſtens die *Hülle*, (und auch dieſe bey weitem nicht vollkommen), aber nichts von dem *Geiſte* des Originals in unſre Mutterſprache übergetragen hatte.

Hr. *Garve* zeigt in der Vorrede an, daſs der Hr. Ober-Poſt-Commiſſar Dörrien in Leipzig einen Antheil an dieſer neuen Ueberſetzung habe, ein Umſtand, der jedoch die Gleichförmigkeit des Styls um ſo weniger ſtören kann, als ſie, wie er hinzuſetzt, „einander „ihre Arbeiten, ehe ſie dem Publicum vorgelegt „wurden, mittheilten." Auch wird der aufmerkſamſte Leſer geſtehen, daſs man nur ſehr ſelten, und nicht leicht mit Gewiſsheit errathen kann, wo ſich die Arbeiten von einander ſcheiden.

Einzelne Stellen aus einer Ueberſetzung anzuführen, deren gröſster Ruhm darin beſteht, daſs ſie ein Ganzes von durchaus gleichem Werth iſt, wäre zweckwidrig. Unter allen deutſchen claſſiſchen Schriftſtellern hat vielleicht keiner im Styl ſo viel Aehnlichkeit mit *Smith* als Hr. *Garve*. Dieſe Ueberſetzung iſt daher ein ſo treuer und zugleich ſo ſchöner Abdruck des Originals, als man nur immer wünſchen kann.

Am Schluſſe des Werks ſollen einige Nachrichten von den Lebensumſtänden des Engliſchen Autors mitgetheilt werden. „Dieſen Nachrichten, ſetzt Hr. G. „hinzu gedenke ich noch einen doppelten Anhang bey„zufügen. Einen, in welchem ich diejenigen Begriffe „und Sätze, die ich in dieſem Werke für neu und ihm „eigen halte, und die ich alſo als die eigentliche Aus„beute anſehe, womit es den Schatz menſchlicher Kennt„niſſe bereichert hat, zu einer ſchnellern Ueberſicht „zuſammenſtelle; und einen zweyten, in welchem ich „einige der allgemeinen Grundſätze, die in dem ſtaats„wirthſchaftlichen Syſtem des Autors herrſchen, einer „neuen Prüfung unterwerfe." — Dieſes Verſprechen iſt anziehend genug, um bey jedem Leſer die Sehnſucht nach einer recht raſchen Fortſetzung und Beendigung des Werkes zu erregen.

Berlin, b. Nauk: *Revolutions-Katechiſmus* von *Heinrich Würzer*, Doctor der Philoſophie. 1793. VI und 202 S. 8.

Wir könnten uns Glück wünſchen, wenn nur alle politiſche Schriftſteller, die *Popularität* zum Zweck haben, ſo viel Deutlichkeit in ihren Begriffen und ſo viel Mäſsigung in ihren Grundſätzen blicken lieſsen als der Vf. dieſes Buchs gezeigt hat. Ob er gleich an mehrern Stellen einen hohen Grad von Partheylichkeit für die franzöſiſche Revolution verräth, zwiſchen einer auf die *franzöſiſche Declaration der Menſchenrechte* und einer auf *Gewaltthätigkeit* gegründeten Conſtitution nicht gern ein drittes ſtatuiren möchte (S. 176.) und ſogar der Meynung iſt, daſs die conſtituirende National-Verſammlung die Grundſätze der Rechte des Menſchen *richtig angewendet* habe, ſo drückt er ſich doch im Ganzen nicht nur mit vieler Beſcheidenheit und Vorſicht über dieſen Gegenſtand aus, ſondern trägt auch über bürgerliche und politiſche Freyheit, über Geſetz, Gleichheit, und andre verwandte Begriffe viel wahres und nützliches vor, warum aber das Buch gerade ein *Katechiſmus* heiſsen muſs, läſst ſich aus dem Inhalt nicht abnehmen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin: in Com. b. Maurer: *Mardi-Gras für die Neufranken-Pairs und Barons, vom Verfaſſer der Preuſsiſchen Bravour-Lieder beym Feldzuge wider die Franzoſen.* 1793. XXII S. und 124 S. 8. Mit dem (in einer gewiſſen Rückſicht äuſserſt paſſenden) Motto:

Deficient inopem venae te, ni cibus atque
Ingens accedat ſtomacho fultura ruenti
Quid ceſſas? Agedum: ſume (hoc) ptiſanarium oryzae.

Ein tolleres Produckt als dieſes iſt gewiſs noch nie auf dem Boden des *deutſchen Patriotiſmus* gewachſen. Wäre es etwas weniger arg, ſo könnten wir uns die Anzeige deſſelben erſparen: aber *auſserordentlicher* Unſinn iſt doch auch einiger Aufmerkſamkeit werth.

Dieſer „zum Nutz und Frommen der neugebacknen Franken-Pairs und Barons veranſtaltete" *Mardi-Gras*, iſt eine Sammlung von poetiſchen Epiſteln, Epigram-

grammen Logogryphen und Charaden gegen die Franzosen, in welcher alle Hülfsquellen eines frostigen Witzes aufgeboten sind, um einem gränzenlosen (wahren oder angenommnen) Nationalhaſs und einem Feuereifer der wenig seines Gleichen haben mag, Luft zu machen. Das Werk spricht so sehr von selbst, daſs einige Proben daraus beſsre Wirkung thun werden, als alle Weitläuftigkeiten der Kritik. Die Verlegenheit, in der Rec. sich bey der Auswahl dieser Proben befindet, ist zwar nicht geringe, weil die sämmtlichen Schüſseln dieses Gastmals, (um in der dem Vf. so werthen Allegorie zu bleiben), von einem und demselben Gehalt sind, oder vielmehr um den Preis des rasendsten mit einander streiten: indeſsen werden folgende Körnchen diese Goldgrube vollkommen charakterisiren:

An die Freyheitsmützenträger.

Traun, euer Kopfputz ist *affröse*.
Je! Ihr seyd sonst ja so *gustöse*,
So überaus originell
Und in Façons *inventiöse*
Kopirtet nie noch ein Modell:
Und doch — doch habt ihr *Freyheits-Schützen*
Seitdem ihr euch — *baronisirt* (?)
Euch ganz als Affen produzirt,
Und eure feuerroten Mützen
Beynah noch röter als die Spitzen
Des Kamms, womit der Hahn stolzirt
A la Horia figurirt u. s. f.

An die Geographen.

Nennt jenes Land,
Das von euch Frankreich
Sonst ward genannt
Hinführo *Zankreich*;
Das paſst *charmant!*
Charmant! doch fast
Noch beſser paſst
Der Nahme *Strangreich*
Dünkts euch jedoch
Zu glimpflich noch,
So nennt es: *Stankreich*!!! u. s. f.

Das folgende scheint durchaus unübertreflich zu seyn:

Unstatthaftes Kopfweg.

Ihr, Ludwigs Mörder, ihr!
Wie wollten nach Gebühr
Auf euren Henkerbühnen
Wir euch *beguillotinen!*
Säſs' nur auf eurem Schopf
Wie sich's gebührt, ein Kopf!
Drum sind die Guillotinen
Für euch nicht Mordmaschinen.
Nicht einmal kann man auch
Nach hergebrachten Brauch
Beym N....rr-Ausgieſsen
Mit *Kopfweg*! euch begrüſsen.

Der Vf. hat sein seltnes Talent auch in andern Sprachen versucht: z. B. *Lateinisch:*

Paris.

Olim tu similis capris
Nunc vero voracibus apris
Per anagramma jam
Reapse etiam.

Französisch: aus einem *Dialogue entre l'Auteur et Mr.* N. N.

Diantre! quels fruits
Comme a se perverti
La France (le pa) radis.
Dieu! je t'implore, je cris
Extirpe, anéantis
Cette ligue et ce parti
Des monstres, ces impies!
Ta main venge et punis
Tout le sang repandu
Aux Places, aux ponts, aux rues;
Alors so it benis
Mon Dieu, mon appui!
Si sont mes voeux remplis. u. s. f.

Am Schluſs der Sammlung befindet sich eine Reihe von Stellen aus lateinischen Dichtern (in welchem der Vf. eine Belesenheit verräth, welche die Verirrungen seines Geistes noch unbegreiflicher macht) die zu *Parodien* auf den jetzigen Zustand Frankreichs dienen sollen. Sie sind nicht sonderlich gewählt: entweder sie paſsen gar nicht auf Frankreich, oder sie paſsen auf tausend andre Gegenstände eben so gut. Desto glücklicher aber und das einzigwohlgerathne in diesem Buche ist die in einer Note vorkommende Anwendung einer Stelle aus dem *Virgil* (Aen. B. XI. v. 336.) auf den *Herzog von Orleans*. Wenn man die hier eingeklammerten Worte wegläſst, ist es nicht leicht möglich, etwas treffenderes zu finden:

— — — — — — quem gloria regis
Obliqua invidia stimulisque agitabat amaris
Largus opum (et lingua melior) sed frigida bello
Dextera, consiliis habitus non futilis auctor:
Seditione potens: genus huic materna superbum
Nobilitas dabat, incertum de patre ferebat.

Die übrigen Noten sind, so wie die Vorrede, des Textes vollkommen würdig.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Erfurt, b. Keyser: Sitten und Historienbüchlein für Schulkinder. Herausgegeben von *J. J. Adloff*. 2te Aufl. m. K. 1794. 94 S. 8. (4 gr.)

Hamburg, b. Hoffmann: The Correspondents, an original novel, in a series of letters. A new Edition. 1790. 207 S. 8

Ebend., b. Ebend.: The Man of Feeling. A new Edition. 1794. 192 S. 8.

Züllichau, b. Frommanns E.: *J. H. Campe* Robinson Secundus. Tironum causa latinitate donatus a *Ph. J. Lieberkühnio*, iterum recensitus a *L. F. Gedike*. Ed. 3tia. 1794. 304 S. 8. (14 gr.)

Riga, b. Hartknoch: Russische Sprachlehre für Deutsche, von *J. Heym*. Neue Aufl. 1794. 464 S. 8.

Unter dem angeblichen Druckort *Germanien*: Briefe eines preussischen Augenzeugen über den Feldzug des Herzogs von Braunschweig gegen die Neufranken im Jahre 1792. 2te Aufl. 1794. 1tes Pack. 198 S. 2tes Pack 240 S. 3tes Pack. 288 S. 8. (2 Rthlr.)

Ohne Druckort: The Looking-Glass or the Compendium of entertaining Knowledge containing the most curious and useful subjects in every Branch of polite Literature, by *J. Brown*. 2d. Edit. 1794. 252 S. 8.

Berlin, b. Lagarde: Les veillees du Chateau ou Cours de Morale à l'usage des Enfans par *Mad. la Comtesse de Genlis*. Ouvrage revu et corrigé par M. *de la Veaux*. Nouvelle Edit. 1794. 1 T. 256 S. 2 T. 264 S. 3 T. 272 S. 4 T. 272 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Helmstedt, b. Fleckeisen: Zusage der Confirmanden. Neue Aufl. 1794. 36 S. 8. (3 gr.)

Salzburg, b. Duyle: Das Kinderbuch. Ein Geschenck für die ersten Anfänger. 2te Aufl. 1794. 64 S. 8. (2 gr.)

Riedlingen, b. Ulrich: *P. Gilbert Baur* Katechismus oder Regeln der Höflichkeit in kurzen Fragen und Antworten, für die Schüler und Jugend auf dem Lande. 2te Aufl. 1792. 122 S. 8. (4 gr.)

Berlin, b. Schöne: Chronik von Berlin oder Berlinsche Merkwürdigkeiten. Eine Volksschrift. Herausgegeben von Tlantlaquatlapatli. 2te Aufl. m. K. 1 B. 1791. 1128 S. 2 B. 1794. 750 S. 8.

Kopenhagen u. Leipzig, b. Nitschke: Neues Färberbuch, oder kurzer Unterricht Wolle, Seide und Leinwand zu färben. A. d. Dänischen übersetzt. 3te Aufl. 1793. 150 S. 8. (6 gr.)

Riga u. Leipzig, b. Müller: Predigten in einer gottesdienstlichen Privatversammlung gehalten von *Aug. Albanus*. 2te Aufl. 1793. 138 S. 8. (9 gr.)

Leipzig, b. Hilscher: *H. Ch. von Brocke* Beobachtungen von einigen Blumen, deren Bau und Zubereitung der Erde. 3te Aufl. 1792. 264 S. 8. (9 gr.)

Berlin, b. Schöne: Freymaurer-Bibliotheck. 2te Aufl. 3tes St. 1793. 256 S. 8. (13 gr.)

Nürnberg, b. Bieling: Auserlesenes und vollständiges Beicht und Communionbuch für gläubige Christen von D. *J. G. Rosenmüller*. 3te Aufl. 1792. 256 S. 8. (8 gr.)

Landshut, b. Hagen: Philosophische Nachrichten des Freyherrn von Crillon. 2te Aufl. 1 B. 1792. 215 S. 2 B. 235 S. 8. (1 Rthlr.)

Grätz, b. Kienreich: Grätzerisches durch Erfahrung geprüftes Kochbuch, eingerichtet für alle Stände. 2te Aufl. 1791. 351 S. 8. (18 gr.)

Hamburg, b. Herold: Predigtentwürfe über die an Sonn und Festtagen gewöhnlichen Abschnitte aus den Briefen der Apostel und einige andere Texte von M. *J. O. Thiess*. Erster Jahrg. 2te Aufl. 1789. 281 S. 2ter Jahrg. 1790. 292 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Ohne Druckort: Etwas über Verbrechen und Strafen derjenigen, welche während der Anwesenheit der Franzosen in den von ihnen eroberten Ländern Antheil an ihren Grundsätzen und Einrichtungen nahmen. 2te Aufl. 1793. 29 S. 8. (2 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Leipzig*, b. Barth. *Theses Theologiae dogmaticae ad disceptandum propositae.* Ab *Jo. Ottone Thiessio*, Theol. D. et Ord. Theol. in Acad. Christiana Albertina, quae *Kilonii* est, Adjuncto. 1793. 16 S. 8. Wir sind von der Bestimmung dieser 95 Disputirsätze, ob sie blofs zur akademischen Uebung oder für das Publicum seyn sollten nicht historisch unterrichtet. So viel wir wissen, hat sie unter den vielen unserer theolog. Zeitgenossen, denen die meiste derselben paradox oder heterodox genug klingen mögen, keiner als einen für ihn hingeworfenen Fehdehandschuh angesehen und nach Rittersitte diesen aufgenommen. Rec. abstrahirt von allem, was darin manchem vielleicht Materie zur Verketzerung werden könnte, und zeichnet blofs unter denen Sätzen, welche eine jede Symbolik als disputabel frey gelassen hat, einige unrichtig oder unbestimmt ausgedrückte hier aus: „Th. V. Notitia proprietatum Dei *in verbis tantum* consistit. 1 Cor. II, 11." — Wir *wissen* von der Gottheit nicht Eigenschaften ihrer Natur, aber *Verhältnisse gegen uns*; und diese sind *nicht blosse Worte*. „Th. VIII. Summa religio est Pantheismus. (Act. XVII, 27. 28.)" Beym Pantheismus findet zwar Moralität, *nie aber Religiösität* statt, so lange, dem Sprachgebrauch gemäfs, keine Religion, ohne irgend ein praktisches Nachdenken über ein übersinnliches höheres Wesen *ausser dem Nachdenkenden*, denkbar ist. „Th. XVIII. Librorum collectio, quae inscribitur *η καινη διαθηκη*, *fortuito* orta est." Aus *unsrer* historischen Unwissenheit über die älteren Anstalten der Kirchen, die bey ihnen vorhandenen apostolischen Reste zu sammlen, folgt nicht, dafs keine solche Anstalten *absichtlich* getroffen worden seyen. Vielmehr enthält das N. Test. innere Spuren von *absichtlicher* Sammlung. „Th. XXVI. Evangelia Matthaei, Marci et Lucae ex uno eodemque, nec limpidissimo, fonte profluxere." Versteht der Vf. unter dieser Einen Quelle eine geschriebene, so ist Lucas Erklärung im Anfang seines Evangeliums dagegen, nach welcher derselbe aus mündlicher Nachfrage vieles selbst geschöpft hat. Versteht er gemeinschaftliche Tradition, so läfst sich daraus die häufige *wörtliche* Uebereinstimmung der Evangelien nicht erklären. Die *Einheit* der Quelle dünkt uns unerweifslich. „Th. XLV. Diabolum haud existere demonstrari nequit. (Joh. VIII, 44.)" — Manche setzen einen solchen Begriff vom Teufel voraus, dafs die Existenz eines *solchen* Teufels eine erweifsliche Unmöglichkeit wäre! — Doch genug; von mancher andern Thesis wünschen wir, dafs sie bald nicht mehr unter die Objecte des Disputirens gehören möge.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 20. August 1794.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Crusius: *M. Tullii Ciceronis Libri de Divinatione* ex recensione et cum notis *J. Jac. Hottingeri.* 1793. XXXII. u. 332 S. gr. 8.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, dass der Augur Cicero ein Werk gegen Augurien und gegen alle Arten von Divination schreiben durfte, deren Ehre zu vertheidigen ihm kraft seines Amtes oblag. Dieses Wagstück wird aber begreiflich, wenn man den damaligen Zustand dieser *höhern Wissenschaften* in Rom vor Augen hat und Cicero's feines Benehmen in seiner Widerlegung mit in Anschlag bringt. Es war unter den hellersehenden Römern schon lange eine ausgemachte Sache, dass diese Wissenschaften der Staatsklugheit untergeordnet waren, und nicht sowohl vom Himmel als vom Senat geleitet wurden. Noch mehr, sie waren häufig zu Werkzeugen des groben Betrugs, des Eigennutzes, der Schwärmerey herabgewürdigt worden. Schon beym alten Dichter Pacuvius (Cic. de div. 1, 57.) machte sich ein Physiker über die Auspices und Aruspices lustig, und der alte Cato sagte, er wundre sich, dass ein Aruspex nicht lache, wenn er einem seiner Collegen begegne (2, 24). Die Wissenschaft der Augurien war schon früh in Verfall gerathen. Um ihr keinen übeln Namen zu machen, schickte man zwar von Zeit zu Zeit junge Leute aus den vornehmsten Häusern nach Etrurien, die sie bey der Quelle studieren sollten (1, 41). Aber der Erfolg scheint diesen Maasregeln nicht entsprochen zu haben. Denn schon vor und zu Cicero's Zeiten bezüchtigte man das Collegium der Augurn der Nachlässigkeit und der Unwissenheit in den ächten Grundsätzen ihrer Wissenschaft (1, 15). Ihre Weissagungen waren nicht auf die Beobachtung der Vögel oder auf die Bemerkungen der Vorfahren gegründet, sondern willkührlich, maschinenmässig, zum Theil nach Zwecken der Klugheit eingeleitet. Ihre Auspicien erzwangen sie künstlich (2, 33. 35. 72). Ja, sie gingen so weit, dass sie ihren eignen Collegen Appius Claudius, der die Wissenschaft aus innrer Ueberzeugung und mit abergläubischem Eifer nach der Väter Weise trieb, wegen seiner Orthodoxie auslachten, ihm Beynamen gaben, die ganze Kunst für weisslich hergebrachte Formalien erklärten und versicherten, *sapienter ad opinionem imperitorum esse fictas religiones* (1, 47). Wenn es nun gleich sowohl unter den Augurn als unter den andern R. Gelehrten noch steife Orthodoxe gab, die, wie Quintus, von der Göttlichkeit dieser Wissenschaften überzeugt waren, so durfte es doch Cicero unter den angeführten Umständen, und, da er selbst die Mehrheit der Augurn für sich hatte, gewiss wagen, in einem Buch *für Gelehrte* die *Göttlichkeit* der Divination überall zu bestreiten, zumal da er die politische *Zweckmässigkeit* und *Nützlichkeit* derselben unangetastet lässt. Denn, so zuversichtlich er auch an einer Stelle (2, 72) über alle Arten von Divination abspricht, so sehr dringt er darauf, dass man diese Wissenschaft und insonderheit das Collegium der Augurn, welches aus Herablassung zur Meynung des grossen Haufens und aus Staatsgründen beybehalten werde, in öffentlichen Angelegenheiten ehren und sich den Aussprüchen desselben unterwerfen müsse (2, 12. 18. 33. 35). Ja, er geht soweit in den Büchern von den Gesetzen (2, 13), wo er nicht als Philosoph sondern als Staatsmann spricht, der Wahrheit und Göttlichkeit der Divination eine Schutzrede zu halten. Ausserdem bedient sich Cicero in den Büchern de divinatione seines Rechts, das er als Akademiker hat, an Allem zu zweifeln, das Wahrscheinliche für und wider alle Sätze vorzubringen, sehr weislich zur Versteckung seines Unglaubens, und, um allen gehässigen Urtheilen auszuweichen, will er seine Schrift bloss als eine Privatunterredung, in welcher man seine Meynung ohne Rücksichten freymüthig äussern könne, angesehen wissen. (2, 12).

Eine solche Schrift hätte damals in Rom weit mehr Aufsehen erregen müssen, als itzt bey uns eine Critik aller Offenbarung erregt, wäre nicht die Anzahl der philosophirenden Köpfe und derer, die wissenschaftliche Untersuchungen nach Grundsätzen liebten, in Rom gar zu klein gewesen. Auf jeden Fall ist das Werk ein wichtiges Document für die Geschichte der damaligen Denkungsart, und bekommt dadurch noch mehr Gewicht, dass schon erleuchtete Römer die Nichtigkeit eines Aberglaubens einsahen und bewiesen, den manche Freunde der Finsterniss in unsern Tagen wieder zu ihrer Philosophie machen. Auf dieses Zeitbedürfniss nahm Hr. Pr. Hottinger mit Rücksicht bey seiner Uebersetzung (Zürich 1789.) und Ausgabe dieses Werks.

Diese Ausgabe ist ganz kritisch. Berichtigung des Textes mit Hülfe der vorhandnen kritischen Hülfsmittel war der nächste Zweck. Seine Hülfsmittel waren der kritische Vorrath von Ernesti und Dawes, die Lesarten von 4 Handschriften aus dem Oxfurter Cicero und die Basler Ausg. von 1528; nächstdem die in verschiedenen philologischen Werken zerstreuten Critiken über einzelne Stellen dieser Ciceronischen Schrift. Den Text von Dawes legte der Herausg. seiner Recension zum Grunde, der aber fast in jedem Capitel verbessert und berichtigt worden ist. Handschriften leisteten bey weitem nicht so viele Dienste als des Vf. eigner kritischer Scharfsinn. Es gibt allerdings ein kritisches Divinations-

ver-

vermögen, welches nicht allein das Wahrscheinliche entdecken und das Wahre ahnden, sondern oft auch das Richtige mit der gröfsten Sicherheit vor Irrthum treffen kann. Der Vf. hat durch viele von seinen Critiken dargethan, dafs ihm diese Gabe zu theil geworden, und er hat recht, im Bewufstseyn derselben (in dem vorangeschickten Sendschreiben an seinen ehemaligen würdigen Lehrer *Steinbrychel*) auszurufen: „*Ego vero fateor, si quid unquam scripserim, quod viris eruditis non displiceret, ejus multo libentius jacturam me esse facturum, quam eorum, quae in libris istis emendandis, non ingeniose modo, sed etiam vere a me conjecta earum rerum judices periti existimaverint.*" Bescheiden und, wie raschere Critiker urtheilen würden, bisweilen zu verzagt, gibt er seinen Verbesserungen nur dann eine Stelle im Text, wenn sie ihm das Gepräge der Evidenz zu haben scheinen. Anmerkungen erläutern alles, was zur Critik gehörig ist, und, obgleich, der Vf. nicht eigentlich darauf ausging, das Rasonnement philosophisch zu beleuchten oder das Historische und den Wortverstand zu erläutern, so hat er doch für dieses Bedürfnifs Einiges gethan, vornemlich, wo ihn die Critik selbst nöthigte, in solche Untersuchungen der Erläuterungen einzugehen. Der Wunsch, dafs ein Mann, der sich so tief in seinen Autor einstudirt hat, der erklärenden Anmerkungen, vorzüglich bey so manchen schwierigern Stellen, mehrere gegeben haben möchte, ist erlaubt: aber wer dürfte, ohne Ungerechtigkeit, dazu scheel sehen, dafs er, der so viel gab, nicht noch mehr gegeben hat!

Die leichteste und einfachste Operation der Critik ist die Verbesserung der Interpunction, durch welche dieses Werk unter der Hand seines Herausgebers durchaus gewonnen hat. Beyspiele davon findet man fast auf allen Blättern vom Anfang bis zum Ende. Von solchen Verbesserungen, welche der Herausg. in den Text aufgenommen hat, führen wir einige an. 1, 19 liest er mit Dawes: *Contemnamus etiam Babylonios, eos, qui e Caucaso signa servantes, numeris stellarum cursus et motus persequuntur*, für die gemeine, aber dunkle Lesart: *numeris et motibus stellarum cursus persequuntur*. Die Veränderung ist auf die 2, 6. diesen entsprechende Worte so gut gegründet, dafs nichts übrig bleibt als die Bedenklichkeit, wie eine so deutliche Stelle habe durch Abschreiber so verdunkelt werden können. Denn dafs sie ganz sinnlos sey, möchten wir nicht sagen, da *motibus stellar. cursus persequi* von dem Geschäft gesagt seyn könnte, den künftigen Gang der Gestirne durch Umdrehung der Sphära (motibus), so wie *numeri* sich auf die künstlichen Berechnungen in den astrologischen Ephemeriden beziehen, vorher zu bestimmen. Vgl. Propert. 4, 1, 75 f. Lucan. 1, 641 f. — 1, 33 liest der Vf. *fortissima Samnitium castra* für *florentissima*, weil Valer. Maximus, welcher dem Cicero hier nacherzählt, jenes Wort braucht. Dieser Grund ist annehmlich, da Maximus oft den Cicero wörtlich ausschreibt. Doch scheint uns *fortissima* eher eine Glosse oder Verdeutlichung von *florentissima* zu seyn, welches ja so viel heifsen konnte als *castra, in quibus flos copiarum erat*. — 1, 48. Anf. *auspicia externa videamus* ist mit Recht *auspicia* als Glosse eines Grammatikers, der nicht sah, worauf sich *externa* beziehe, aus dem Text geworfen worden. — 1, 49. sagt Quintus von der künstlichen Divination: *Affert vetustas omnibus in rebus longinqua observatione credibilem scientiam.* So liest H. für *incredibilem*, welches zur Nothdurft für eine grofse, ausserordentliche Einsicht erklärt werden könnte. *Credibilis* i. *opinabilis, probabilis, scientia* pafst viel besser in den Zusammenhang, und eine solche wahrscheinliche Kenntnifs wird auch anderwärts vom Cicero der künstlichen Divination zugeschrieben. 1, 51. findet man eine meisterhafte Critik über eine sehr verdorbne Stelle, welche so hergestellt wird: *continet enim totam hanc quaestionem ea ratio, quae est de natura deorum a te secundo libro explicata dilucide.* Mit gleichem Rechte liest er, nach Anleitung des Suetonius, 1, 52. *qua rei novitate percussus* für: *qua ille rei* etc wodurch ein falsches Subject in den Satz kam. So citiren wir nur noch zwey Beyspiele aus 1, 57. *sed tamen id quoque rimatur etc.* und 2, 42. wo *tempore* in *temporum* verwandelt wird, und übergehen mehrere andre Stellen, hauptsächlich aus dem zweiten Buche, die selbst nachgelesen werden müssen.

Unter den Vermuthungen und Verbesserungen, welche der Vf. blofs in den Anmerkk. mitgetheilt hat, finden sich mehrere, die auf eine Stelle im Text Anspruch machen könnten. Wir zeichnen ebenfalls eine Reihe von Beyspielen aus. Was heifst 1, 7. *Observata haec sunt tempore immenso, et in significatione eventus animadversa et notata?* H. liest vortrefflich aus C. 33: *et significatio eventu animadversa et notata.* — 1, 10 sind gewifs, wie der Vf. vermuthet, die Worte: *extis enim omnes fere utimur* eine Glosse, die vielleicht aus C. 16. *nam ut nunc extis etc.* entstanden seyn könnte. Warum klammerte der Vf. die so verdächtigen Worte nicht wenigstens ein? — 1, 18. sagt Quintus von der Divination durchs Loos: *quae (sortes) ductae ut in rem apte cadant, fieri credo posse divinitus.* H. will hier, wie 2, 44. *posse* weggestrichen haben, weil Quintus nicht blofs an die Möglichkeit, sondern an die Wirklichkeit des göttlichen Einflusses auf das Loos geglaubt habe. Allein, H. scheint hier zu sehr zu subtilisiren, und Quintus, sagt daffelbe, was H. will, dafs er sagen soll, aber auf eine etwas bescheidne Art, als wenn er sagte: *fieri mihi videtur divinitus*, wobey ebenfalls das *videri* weiter keinen besondern Nachdruck hätte. Auch die Dichter brauchen *posse* pleonastisch, wie Tibull 1, 10, 31. Unmittelbar darauf sagt Quintus von den Auslegern der Orakel und aller göttlichen Anzeigen: *quorum omnium interpretes, ut grammatici poëtarum, proxime ad eorum, quos interpretantur, divinationem videntur accedere.* H., welcher *dignationem* lesen möchte, scheint hier ohne Noth sich Schwierigkeiten zu machen. Was heifst denn, fragt er, *proxime accedere ad divinationem* und fügt hinzu: *Qui non penitus ad illam accessit, ab ea profecto longissime abest; neque quisquam propemodum vates esse, aut futura prope scire dici potest?* Wenn es keine Grade in der Divination gibt,

gibt, wie konnte denn Cicero 1, 30. sagen: *animus appropinquante morte multo est divinior?* Allein, nach Quintus Theorie ist der grosse Unterschied zwischen der natürlichen und künstlichen Divination, dass jene zukünftige Ereignisse mit Gewissheit vorher sagt, diese nur mit Wahrscheinlichkeit. Also sind die Ausleger der Orakel, Träume, Zeichen (*interpretes, conjectores*), welche die künstliche Divination umfassen, allerdings denen nicht ganz gleich zu setzen, welche die natürliche Vorhersehungsgabe besitzen; aber sie nähern sich dieser und machen die zweite, geringere Classe der Seher aus. Einer andern glücklichen Verbesserung des Pr. Wolf in Halle, welche Hr. H. mit Recht als eine Zierde seiner Ausg. ansieht, müssen wir hier billig gedenken. Quintus sagt 1, 28. zu seinem Bruder, Sallustius, dessen Freygelassner, habe ihm erzählt, wie Cicero auf seiner Flucht den grössten Theil einer Nacht auf einem Landhause schlaflos zugebracht habe: *ad lucem denique arcte et graviter dormitare coepisse. Itaque, quanquam iter instaret, te tamen silentium fieri jussisse, neque esse passum te excitari.* Unter mehrern Unbequemlichkeiten, welche bey dieser Stelle in die Augen springen, erwähnen wir nur des Umstandes, dass die Worte so lauten, als habe der *eingeschlafne* Cicero befohlen, man solle ihn nicht aufwecken! Wolf verbessert: *ad lucem denique arcte te* (*Ciceronem*) *et graviter dormitare coepisse Itaque — se* (*Sallustium*) *tamen silentium fieri jussisse etc.* Also war es Sallust, der, als sein Herr eingeschlummert war, den Umstehenden Stillschweigen auflegte! Die Verbesserung ist so einfach und so einleuchtend, dass wir es Hn. H. gern glauben, wenn er versichert, er könne sich kaum enthalten, sie in den Text aufzunehmen. Gulielms feine Verbesserung 1, 40. *Calchantem augurem scribit Homerus, longe optimum, eumque ducem classis fuisse ad Ilium* scheint uns doch einen grössern Werth zu haben, als ihr H. beylegt, nicht nur weil sie den Worten Homers entspricht, den auch bald hernach Quintus sehr treu übersetzt, sondern auch, weil die gemeine Lesart: *at illum auspiciorum etc.* in dieser Verbindung unmittelbar nach *eumque ducem etc.* etwas Unangenehmes hat. Wenn der Herausg. bald darnach die aus dem Homer angeführten Worte vom Tiresias: *solum sapere, ceteros umbrarum vagari modo* entweder so ändern will: *ceteras umbras autem vagari modo* oder *ceteros umbrarum* für *ceteras umbras* erklärt, so scheint er uns den Sinn verfehlt zu haben, welcher, wo wir nicht sehr irren, diese Verbindung erfodert: *ceteros* (*Sc. mortuos heroas*) *vagari modo umbrarum i. more s. ritu umbrarum,* die übrigen schweben als Schatten umher. Eben so Homer: *τοὶ δὲ* (*ὡς*) *σκιαὶ ἀΐσσουσι.* In 1, 53. *qui se tradet ita quieti, praeparato animo cum bonis cogitationibus, tum rebus ad tranquillitatem accommodatis, certa et vera cernit in somnis,* hat er die dunkle Verbindung ungemein verdeutlicht durch Versetzung eines Wortes: *cum praep. animo b. c., tum rebus etc.* Doch wäre der Gegensatz vielleicht noch richtiger, wenn es hiesse: *tum corporibus ad tranq. accommodatis.* Die Seele soll vorher durch gute Gedanken genährt worden seyn, wie Plato beym Cic. 1, 29. sagt: *saturata bonarum cogitationum epulis;* der Körper in einem solchen Zustande, dass er die Ruhe der Seele befördert. Cic. ebendas. *Jubet igitur Plato sic ad somnum proficisci corporibus affectis, ut nihil sit, quod errorem animis perturbationemque afferat.* 1, 51. *ut, sopito corpore, ipse* (*animus*) *vigilet.* Fein ist die Bemerkung 1, 55. p. 152, dass *non modo* nicht eigentlich für *non modo non* stehen könne, dass aber, wenn eine Negation darauf folgt, diese zu dem vorhergehenden *non modo* oft hinzugedacht werden müsse. Da hier aber kein Satz mit einer Verneinung folge, so müsse wahrscheinlich *non modo non* gelesen werden. Eine bessere Interpunction macht vielleicht die Veränderung überflüssig: *mihi-satis est, non modo, plura, sed etiam, pauciora divine praesensa etc.* — 2, 45. *Estne sanorum hominum, hoc* (*Clima, Witterung*) *ad nascentium ortus pertinere non dicere, quod non certe pertinet?* Mit Recht verwirft H. mit Dawes das Letztre *non,* das er billig hätte in Klammern einschliessen sollen, weil Cic. allerdings behauptet, Clima und Witterung habe einen nicht zu bezweifelnden Einfluss auf die Menschen, insonderheit auf die neugebohrnen Kinder. Allein das erstre *non* welches einige Codd. ganz gegen den Sinn auslassen, scheint uns noch an einer falschen Stelle zu stehen und so versetzt werden zu müssen: *non pertinere dicere.* Denn, obwohl Cicero in diesem Buch unter manchen andern Nachlässigkeiten in der Sprache auch die Verneinung nicht immer logisch richtig setzt, so scheint uns diese doch hier gar zu sonderbar gesetzt zu seyn, als dass wir es möchten auf Cicero's Rechnung kommen lassen. — Wenn die Sterne, sagt Cic. 2, 47. Einfluss auf die Geburt der Menschen haben: *valeat id necesse est etiam in rebus inanimis* welches er gleich darauf als höchst abgeschmackt verwirft. Allein wie konnte Cicero in dem Obersatze des hypothetischen Schlusses ein Causalverhältniss finden, dass, wenn man das erstre annähme, man auch das Letztre zugeben müsse? H. liest daher sehr sinnreich: *valeat id in hominibus* (warum nicht: *in animalibus*?): *num etiam in rebus inanimis?* Kühn ist freylich die Vermuthung, und vielleicht könnte man mit der gemeinen Lesart auskommen, wenn man sie nur als Frage nähme, für: *an necesse est, ut valeat id etiam in rebus inanimis?* — 2, 69. erklärt H. die Worte des Cicero: mann könne aus der Art der Träume schliessen: *pleni enectine simus,* vom Ueberflusse oder Mangel an Säften. Doch schlägt er, weil ihm die Redensart etwas befremdlich scheint, vor: *splenici* oder *spleneticine simus.* Den Zügen der gemeinen Lesart würde sich noch mehr nähern: *splenici necne simus?* Noch eine sehr durchdachte Critik des Vf. über 2, 57. möge mit einigen Anm. von uns den Zug beschliessen. Nachdem Cic. behauptet, dass die Orakelsprüche des Apollo theils falsch, theils zufällig wahr, theils dunkel und verwirrt, theils zweydeutig und hinterlistig abgefasst gewesen, führt er zwey Beyspiele von zweydeutigen Orakeln aus dem Herodot und Ennius an, an deren Aechtheit er aus sehr unbefriedigenden Gründen zweifelt. Herodot habe das Orakel, welches Apollo dem Crösus gegeben haben solle, eben so wohl erdich-

erdichten können, als Ennius die angeblichen Worte des Gottes an den Pyrrhus: *Ajo, te, Aeacida, Romanos vincere posse* gewiss erdichtet habe. Das Letztre wird so erwiesen. *Apollo redete niemals lateinisch.* Allein, zu geschweigen, dass Apollo bisweilen den fragenden Ausländer in ihrer Landessprache geantwortet haben soll (S. Valcken. ad Herodot. 8, 135.), so thut ja der Dichter Ennius hier offenbar nichts anders als was Cicero kurz vorher that, da er das griechische Orakel, welches Apollo dem Crösus gab, lateinisch übersetzte. *Die Griechen erwähnen dieses Orakels nicht.* Der einzige Grund von einigem Belang. *Zu Pyrrhus Zeiten hatte Apollo schon aufgehört in Versen zu antworten.* Konnte denn Ennius seinem Gedichte den Ausspruch in Prosa beyfügen? *Die Zweydeutigkeit des Orakels ist gar zu plump.* Beweist weiter nichts als dass die Orakel damals nicht mehr so kunstvoll und fein wie in frühern Zeiten waren. Die ganze Abschweifung des Cicero über diese beyden Orakel ist an dieser Stelle fast müssig und ist durch die Erwähnung der Zweydeutigkeit der Göttersprüche auf eine ähnliche Art herbeygeführt worden, wie Cicero sich in mehrern seiner Schriften gern auf kritische und literärische Nebenbemerkungen führen lässt. Wir glauben daher, dass diese ganze Stelle von: *Cur autem - ne Epicurum quidem* in Parenthesi stehen müsste. Denn nach den letzten Worten kehrt Cic. zu seinem Thema zurück: *Sed, quod caput est, cur isto modo jam oracula Delphis [non] eduntur, non modo nostra aetate, sed jamdiu, jam ut nihil possit esse contemtius?* Die Worte *isto modo* haben viel Anstoss erregt. Die Ausleger glaubten dieses Capitel mit der letztern Hälfte des vorigen verknüpfen zu müssen, und bezogen diese Worte theils auf die Zweydeutigkeit der Orakel, theils, wie auch ein Rec. in der ALZ. Jahrg. 91. p. 87. thut, auf die vorhergehende Behauptung, Apollo habe schon zu Pyrrhus Zeit nicht mehr in Versen geredet. Wenn dem also wäre, so verdiente in der That auch Cicero wegen der Zwey- oder Vieldeutigkeit, die in *isto modo*, auf das vorhergehende bezogen, liegen würde, eine Rüge. Allein Hr. H. hat, wie es uns wenigstens scheint, mit siegenden Gründen, die wir hier nicht aufzählen können, dargethan, dass *isto modo* auf das Folgende: *jam ut nihil possit etc.* bezogen werden müsse, dass das *non*, welches er in Klammern gezwängt hat, aber besser ganz ausgestossen hätte, hier nicht statt finden könne, und dass Cicero hier mit einem Hauptgrunde, hergenommen von der immer mehr abnehmenden Weisheit und Wahrhaftigkeit des Delph. Orakels, die Vertheidiger der Orakel in die Enge zu treiben suche. Der ganze Zusammenhang im Folgenden und die Bemerkungen des Quintus 1, 19., denen Cic. hier begegnet, bestätigen dieses. Quintus hatte dort die Erscheinung dadurch zu erklären gesucht: die unterirdische Kraft, von welcher die Pythia begeistert worden, möge wohl durch die Länge der Zeit verdampft seyn. Cic. erwiedert hier: es sey lächerlich, vom Verfliegen einer durch die Gottheit in die Erde gelegten Kraft so zu reden, als wie man sagen kann, dass der Weingeist oder die Salze des Pökelfleisches verfliegen! Die Vergleichung des Quintus: *ut quosdam exaruisse amnes, aut in alium cursum contortos et deflexos videmus*, würde doch seine Hypothese etwas mildern. Denn warum könnte man nicht annehmen, dass die Gottheit jene Kraft, wie Quellen oder Flüsse, bisweilen eine andre Richtung nehmen, dem Delphischen Orakel mit der Zeit entzogen und etwa auf ein andres übertragen hätte? Allein da Cic. in seiner Antwort auf die Vergleichung so gar keine Rücksicht nimmt, welches er doch billiger Weise hätte thun müssen, da Quintus Behauptung dadurch ein vernünftigeres Ansehen gewinnt, so möchte Rec. an der Aechtheit der ganzen Vergleichung, wenigstens der letztern Hälfte *aut in alium cursum contortos et deflexos*, welche ohnediess nicht recht zu der verdunstenden Quelle passt, zweifeln.

Es war unsre Absicht, noch Proben von der Behandlung der poëtischen Stücke und von mehrern scharfsinnigen und feinen Sprachbemerkungen und Erklärungen einzelner Stellen zu geben. Aber, um den Leser durch eine zu weitläuftige Anzeige nicht zu ermüden, sehen wir uns genöthigt hier abzubrechen. Wir haben nur noch hinzuzusetzen, dass ein schönes, geschmackvolles Aeussere dieser Ausgabe mit einigen auf die verschiednen Arten der Divination Beziehung habenden Vignetten dem innern Gehalte des Werkes und der neuen gelehrten Ausstattung desselben entspricht. Auch ist der Text sehr correct, und wir erinnern uns nur dieser wenigen Druckfehler p. 237. *postem* f. pestem. p. 285. *etsiamsi* f. etiamsi. p. 305. l. 2. muss das Fragzeichen durchgestrichen werden. p. 330. unten *veteris* f. verteris.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

Leipzig, b. Crusius: Abbildungen berühmter Gottesgelehrten. 5. 6. 7 Heft. (Jedes Heft von 6 Kupferstichen. 18 gr.)

Riga, b. Hartknoch: Bibliothek der Romane. 21ter Band. 1794. 274 S. 8.

Göttingen, b. Vandenhoek u. Ruprecht: Physikalisch-ökonomische Bibliothek, worinn von den neuesten Büchern, welche die Naturgeschichte, Naturlehre und die Land- Stadtwirthschaft betreffen, zuverlässige und vollständige Nachrichten ertheilt werden. 18ten Bandes 2tes St. 1794. S. 155 324. 8.

Berlin, b. Petit u. Schöne: Chronic von Berlin, oder Berlinsche Merkwürdigkeiten. Eine Volksschrift. Herausgegeben von Tlantlaquatlapatli. m. K. 4 B. 1789. S. 1156 — 1498. 5 Band. 1790. 374 S. 6 B. S. 375—750. 7 B. S. 751—1124. 8 B. S. 1125 1506. 9 B. 1791. 384 S. 10 B. S. 385—762. 11 B. S. 763—1148. 12 B. 1792. S. 1149 1440. 8.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 20. August 1794.

PHYSIK.

Erlangen, i. d. Waltherschen Buchh.: *Beyträge zur Anwendung der Elektrizität auf den menschlichen Körper* von *Joh. Ge. Böckh*, d. Arzneyw. D. 1791. 187 S. 8.

Unter der grofsen Menge anzuzeigender Schriften, welche Jahr aus Jahr ein erscheinen, verliert man bisweilen eine und die andre eine längere Zeit, als man es wünscht, aus dem Gesichte. Diefs ist der Fall mit gegenwärtiger Abhandlung, welche sich unter den vielen, über den nemlichen Gegenstand herausgekommenen Büchern zu ihrem Vortheile auszeichnet. — Der Vf. hat das wichtigste, was den Praktiker bey Anwendung dieses gewifs äufserst wirksamen Mittels interessiren kann, in einer gedrängten Kürze vorgetragen, die vorhandenen Thatsachen geprüft; die Art und Weise, wie die Elektricität auf den kranken und gesunden Körper wirkt, untersucht, und seine Gedanken, Versuche, Beobachtungen in einer so guten Schreibart vorgetragen, dafs man seine Schrift mit Vergnügen vom Anfange bis zu Ende liest, und sie ohne über manchen Punkt belehrt worden zu seyn, nicht aus den Händen legt. — Vielen Naurforschern soll die Franklinsche Theorie deswegen nicht behagt haben, weil sie zu einfach gewesen sey. Rec. glaubt vielmehr, weil verschiedene Phänomene sich nach dieser Theorie gar nicht, andre nur höchst gezwungen erklären liefsen, hat der Dualismus über den Franklinism den Sieg davon getragen. — Die 5 Methoden, die Elektricität als Heilmittel anzuwenden, sind, bey aller Kürze, dennoch gut und mit Kenntnifs vorgetragen. — Gegen den, von den französischen Physikern als Grundsatz des medicinischen Elektrisirens aufgestellten Satz, dafs man positive El. da, wo der Körper zu wenig elektrische Materie besitze, und beym entgegengesetzten Fall negative El. anwenden müsse, werden gegründete Einwendunge vorgebracht. Nur würde Rec. bey dieser Widerlegung auch darauf Rücksicht genommen haben, dafs gewisse Theile unsers Körpers, wenn sie auch gleich wegen ihrer Feuchtigkeit als Leiter der elektrischen Materie anzusehen sind, doch eine solche Verwandtschaft zur elektrischen Materie besitzen können, dafs sie deswegen nach dem Elektrisiren ihrer Feuchtigkeit ungeachtet, doch mehr elektrische Materie zurückbehalten und gleichsam binden können, als vor dem Elektrisiren. Solche Wirkungen der Affinität sehen wir ja häufig bey andern Materien, besonders beym Licht- und Wärmestoffe: warum wollen wir sie nicht auch bey der elektrischen Materie Statt finden lassen, welche so grofse Aehnlichkeit mit diesen beiden Stoffen hat? — Ehe der Vf. die Wirkungen jeder Elektrisirmethode näher bestimmt, zeigt er, dafs die Elektricität ein reitzendes Mittel sey. Er sieht hier einen neuen Weg vor sich, die Natur der thierischen Reitzbarkeit zu studieren, und vermuthet sowohl aus den Wirkungen der Elektricität auf die reitzbare Fiber, als auch aus andern Versuchen, dafs Reitzbarkeit ein Compositum sey. — Die schmerzhaftesten Funken für die im elektrischen Bade befindlichen Personen sind die aus dem Magen und dem Unterleibe gezogenen, weil nach des Vf. Empfindung und Erfahrung ein ähnliches Spannen und krampfiges Zusammenziehen darnach entsteht, als vor dem Erbrechen vorauszugehen pflegt. — Elektricität hat einen Einflufs auf die Geschwindigkeit des Pulses, doch nicht dergestalt, dafs † E. denselben allemal beschleunige, — E. ihn immer vermindere: bisweilen findet gerade das Gegentheil Statt, oft beschleunigen beide Arten der Elektricität den Aderschlag. Die gegebenen Regeln, um diese Versuche mit Zuverläfsigkeit anzustellen, und die Bemühungen des Vf. die Widersprüche der Schriftsteller über diesen Gegenstand zu erklären, haben Rec. Beyfall. — Auch wird durch das Elektrisiren das Odemholen vermehrt, mit diesem die thierische Wärme (ein Reaum. Thermometer war nach einem halbstündigen Elektrisiren um $1\frac{1}{2}°$ gestiegen), mit dieser die unmerkliche Ausdünstung. Ueberhaupt wird die Thätigkeit jedes ab und aussondernden Organs erhöht, wenn man den Strom des elektrischen Feuers vorzugsweise nach ihm hinrichtet. Man könnte daher wegen dieser reitzenden Kraft der elektrischen Materie Bedenken tragen, dieses Mittel anhaltend zu brauchen, weil jeder Reitz schwächt. Allein Versuche zeigen das Gegentheil. Ein Kind, das der Vf. von seiner Geburt an bis ins zweyte Jahr oft und stark das elektrische Bad brauchen liefs, lernte laufen, als es ein Jahr alt war, und hatte mit 15 Monaten schon 20 Zähne. Auch stimmen Rec. vielfache Erfahrungen hiemit völlig überein. Der Vf. glaubt, die durch das Elektrisiren vermehrte Efslust, und die erhöhte Thätigkeit des Gehirns, wodurch mehr Nervenäther abgesondert werde, als Ursachen hiervon angeben zu können. — Gegen den Satz des Abt *Bertholon*, dafs man im Fieberfroste positiv; in der Fieberhitze negativ elektrisiren müsse, werden verschiedene gegründete Einwendungen gemacht. Indessen ist der Vf. gar nicht abgeneigt, bey gewissen Fieberpatienten die Elektricität als Heilmittel anzuwenden. Bey dieser Gelegenheit kommt folgende sehr wahre Bemerkung hervor: „Nur für Pillen und Latwergen, für Pulver und Mixturen, für Pflaster und Salben hat die gröfste Menge — Gefühl; zu etwas höherem erhebt der gemeine

Haufe (der Aerzte) ſich nie; er weicht von der Sitte ſeiner Väter (Lehrer) nicht, und das geſtandene Alter lernt von der Jugend ungern." Hier iſt der beſste Aufſchluſs in wenigen Worten gegeben, warum die Aerzte von einem ſo wirkſamen Mittel, als die Elektricität iſt, ſo wenig Gebrauch machen. — Auch zur Wiedererweckung unterdrückter Fieber iſt die Elektricität vorzüglich geſchickt, je mehr man ſich bemüht, den Typus des dagewesenen Fiebers durch Wirkungen der Elektricität auszudrücken. — Ueber die Anwendung des elektriſchen Bades zur Beförderung der Ausdünſtung. Unterdrückte örtliche Schweiſse; Rheumatiſmen, welche ihr Daſeyn der zurücktretenen Ausdünſtung zu verdanken haben; Gicht, ſowohl die wirklich vorhandene, als die zurückgegangene, und alle Folgen derſelben z. B. Fallſucht, Lähmung, ſchwarzer Staar, Melancholie etc. ſind durchs Elektriſiren gehoben worden. Sollte es auch bey der Waſſerſucht, in wiefern bey ihr eine ſo ſtarke Eindünſtung der Haut ſtatt findet, nützlich ſeyn? In wiefern die Elektricität die Thätigkeit der Sauggefäſse vermehrt, den Ton der feſten Theile überhaupt verſtärkt, die unterdrückte Ausdünſtung wieder herſtellt, die Ab- und Ausſonderung des Harns befördert, ſollte man a priori ſchlieſsen können, daſs dieſe Frage bejaht werden müſſe. Und die Erfahrung beſtätigt auch dieſe Vermuthung. Bey Ausſchlägen zeigt ſich der Nutzen des Elektriſirens in ſeinem vollen Glanze. Die meiſten Blindheiten, Taubheiten, Zuckungen, Lähmungen, Fallſuchten und Manien, mit einem Worte, die meiſten ſogenannten Nervenkrankheiten, deren Heilung man der Elektricität ſchuldig iſt, ſind unſtreitig aus dieſer Quelle gefloſſen. Jedoch muſs beym Elektriſiren die gröſste Behutſamkeit angewandt werden, weil jeder zurückgetretene Ausſchlag im Innern des Körpers mehr oder weniger eine Entzündungsanlage vorbereitet, welche von dem durch die Elektricität hinzukommenden Reitze zur unrechten Zeit entwickelt werden könnte. Bey zurückgetretenen Pocken giebt es 2 Fälle, die den Gebrauch des Elektriſirens vorzüglich anzeigen: zu tief geſunkene Kraft, reine Schwäche des Kranken, und plötzliches übermäſsiges Wachsthum des atmoſphäriſchen Drucks. Auch den noch nicht erſchienenen und eben deshalb Gefahr drohenden Ausſchlag kann man durch die Elektricität früher hervorlocken. Die nach überſtandenen Ausſchlagskrankheiten entſtehenden Zufälle, deren Behandlung mühſam iſt, laſſen ſich durch die Elektricität heilen. Bey langwierigen Ausſchlägen, wo geſchwächte Digeſtion und Schwäche des Hautorgans Urſachen der fortdaurenden Krankheit ſind, iſt das elektriſche Bad ſchädlich. Die Urſachen, warum man oft getäuſcht wird, wenn man den während des Elektriſirens zum Vorſchein kommenden Ausſchlag für einen kritiſchen hält, ſind gut aus einander geſetzt. — Die Vorſichtsregeln bey praktiſcher Anwendung der Elektricität ſind zum Theil neu, und zeigen von einer groſsen Aufmerkſamkeit auch auf ſolche Gegenſtände, welche der gemeine Haufe von Elektrikern als gleichgültig überſieht. — Am Ende iſt die Kur eines grauen Staars durch Elektricität beygefügt worden — Auch das Aeuſsere empfiehlt dieſe leſenswerthe Abhandlung.

Leipzig, b. Barth: *Chemiſche Mineralogie, oder vollſtändige Geſchichte der analytiſchen Unterſuchung der Foſſilien*, von C. F. A. *Hochheimer. Zweyter Band,* welcher die Unterſuchung der metalliſchen und halbmetalliſchen Subſtanzen enthält. 1793. 354 S. 8.

Gegenwärtiges Werk verdankt ſein Daſeyn der edeln Dreiſtigkeit, mit der ſich Hr. *H.* an dem literariſchen Eigenthum meiſtens noch lebender chemiſcher Schriftſteller vergreift, und da ärntet, wo er doch nicht geſäet hat. Wie im erſten Bande, ſo ſind auch in dieſem die Aufſätze ohne alle kritiſche Auswahl, und ohne Rückſicht auf den gegenwärtigen Fortſchritt der Wiſſenſchaften zu nehmen, eilfertig zuſammengeraſſt. Z. B. bey dem Hornerze iſt nur allein *Laxmann's* Abhandl. in welcher der Vf. irriger Weiſe den Schwefel als das Verzungsmittel in dieſem Silbererze angiebt, aufgeführt worden; ohne der vorhandenen richtigern Analyſen dieſes Erzes mit einem Worte zu erwähnen. Eben ſo unnütz iſt *Hagen's* Unterſuchung des Braunſteins aus den Act. acad. nat. curioſor. hervorgeholt; da doch die chemiſche Kenntniſs dieſes Minerals ſeitdem in ein weit helleres Licht geſtellt iſt, auch Hr. Prof. H. ſeine damalige Meynung von den Beſtandtheilen des Braunſteins längſt aufgegeben hat; wie aus deſſen ſpätern Schriften erhellet. Bey dem Artikel: *Glaskopf von Pengilly*, hätte der dahin gehörigen Berichtigung — in den Beob. u. Entd. a. d. Naturkunde 4 B. 319 S. — gedacht werden ſollen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, in d. Weygand. Buchh.: *Aeſthetiſches Wörterbuch über die bildenden Künſte, nach Watelet und Leveſque.* Mit nöthigen Abkürzungen und Zuſätzen fehlender Artikel kritiſch bearbeitet von *K. H. Heydenreich*, öffentlichem Profeſſor der Philoſophie in Leipzig. *Erſter Band.* 1793. XXXII u. 688 S. 8.

Hr. H. liefert hier eine Verdeutſchung des in Nr. 256. dieſer Blätter, mit Beziehung auf eine frühere Recenſion in Nr. 204 u. 206. der A. L. Z. von 1790, angezeigten *Dictionaire des arts de peinture, ſculpture et gravure*, par M. *Watelet et Leveſque*, eines Theil der neuen Encyklopädie, und erwirbt ſich durch die kritiſche Bearbeitung dieſes Werks ein weſentliches Verdienſt. Er hat geſucht, die mannigfaltigen Fehler der Unvollſtändigkeit in der Urſchrift von der einen, und die überflüſsigen Wiederholungen von der andern Seite, durch Zuſätze zu einigen und durch Abkürzung oder Weglaſſung anderer Artikel des Wörterbuchs zu heben. Andre Fehler, die in der vorangeführten Recenſion der Encyclopedie methodique zum Theil gerügt worden, der Oberflächlichkeit und Einſeitigkeit manches Artikels, beſonders von Watelets Hand, der in ſeinen Grundſätzen hier und da noch gar ſehr jenen Vorurtheilen in dem Studium der Kunſt und des Alterthums anhängt und jenen Mangel des ächten und reinen Geſchmacks

schmacks verräth, welche der alten französischen Schule eigen waren, — solche sehr bedeutende Fehler hätten bey einer kritischen Bearbeitung des Werks wohl noch mehr berührt werden können als, wenigstens in diesem ersten Theil der deutschen Uebersetzung, geschehen ist. Auch wäre der deutsche Herausgeber über die von ihm gemachten Abkürzungen und Weglassungen von Artikeln, in deren Vergleichung man nicht immer das Originalwerk zur Hand zu nehmen Gelegenheit hat, dem Publicum einige nähere Rechenschaft schuldig gewesen. Die Hauptartikel sind so, wie sie aus der Hand ihrer Verfasser kommen, unverändert gelassen und die Urschrift getreu übersetzt. Das französische Werk hat fünf Bände welche Hr. H., nach seiner Bearbeitung und bey dem gewählten kleinern Druck und grössern Format der Uebersetzung in drey Bänden zu liefern, und in in den beiden nachfolgenden Theilen noch mehr Zusätze, als in diesem ersten Bande, zu geben verspricht. Neu sind in diesem die Artikel: *Aedel, Baumschlag, Colorit* und *Kritik des Geschmacks*, (der letzte in diesem Theil.) Zur Einleitung hat Hr. H. eine Abhandlung von seiner eignen Hand *über die Natur der schönen bildenden Künste* vorausgeschickt, worin folgende Ideen zum Grunde liegen. — Die Theorie der schönen bildenden Künste gehört zu den philosophischen Wissenschaften und zwar zu der *angewandten* Philosophie. In Rücksicht des vorzüglichsten Gegenstandes der letztern, den *Menschen nach der ganzen Zusammensetzung seiner Natur* zu betrachten, hat die angewandte Philosophie zwey Fragen zu beantworten, 1. was durch die Mittel der menschlichen Natur *nach allen ihren Verhältnissen* betrachtet geschehen *könne*; 2. was durch sie im Speciellen geschehen *solle*? Sowohl die, allen Menschen gemeinschaftlichen Anlagen, als auch die besondern nur einzelnen Menschen eignen Gattungen derselben, sind Gegenstände für die angewandte Philosophie, und sie enthält demnach, praktische Wissenschaften der Cultur für die gemeinschaftlichen sowohl als für die besondern Anlagen im Menschen. Diese Bildungswissenschaften gründen sich auf Naturkunde des Menschen. Das Genie für schöne Künste ist diesem zufolge Gegenstand der angewandten Philosophie, welche fragt: 1. was das Kunstgenie leisten *könne* (*Naturkunde des Genies*) und 2. was es leisten *solle* (*Teleologie des Genies*). Die Naturkunde des Genies beschreibt den wahren Charakter und die höchste Wirkung des Künstlers, die Teleologie entscheidet über den Werth seiner Handlungen; jene beruhet ganz auf pragmatisch behandelter Geschichte der Kunst: diese auf den Principien der angewandten praktischen Philosophie; jene ist ein geordnetes Aggregat von Datis der Erfahrung: diese unterwirft ihren Inhalt einem Vernunftprincip. Der Geschmack ist erst das Resultat der Teleologie und ihr kommt es auch zu, ein Ideal für die Kunst zu entwerfen. — Die erste Obliegenheit aller philosophischen Theorie der schönen Künste ist, ihren Gegenstand bestimmt darzustellen und die Grundfacta: *es gibt Genieen für die sch. K.; es gibt Werke sch. K.; es gibt sch. K.*, in ihr gehöriges Licht zu setzen. Von der Entwicklung des Genies, muss die Theorie der sch. K. ausgehen: diese aber kann nur vermittelst Zergliederung der Werke des Genies geschehen. Bey der Bestimmung der Thatsache: es gibt Genien für die sch K. erlaubt sich der Theorist keinen unzulässigen Dogmatismus, sondern er beschreibt, was wirklich da ist, und gibt dasjenige an, ohne was das wirklich Daseyende nicht da seyn könne. — Bey der Bestimmung des Begriffs *des Genies zu sch. K.* und in dessen Vergleichung mit dem *Genie für Wissenschaft*, muss man unstreitig als Hauptmerkmal des letztern, Vermögen der Erfindnng auszeichnen. Nur in wiefern beide Genieen productive Kraft besitzen und *originelle* Werke des Geistes hervorbringen, findet zwischen ihnen eine Parallele statt, und nur auf die Weise können sie lehrreich unterschieden werden, dass man bestimme, wie die wissenschaftliche Erfindung durch das Genie, von der Erfindung des Kunstgenies wesentlich verschieden sey. Alle *wahre wissenschaftliche Erfindung* ist Erweiterung der Erkenntniss des Wirklichen, entweder des *moralischen* oder des *physischen*. Die productive Kraft des *Genies für sch. K.* bringt aus eigenem Vermögen Vorstellungen und Verknüpfungen derselben hervor, deren Form nicht gefasst werden kann, ohne theils *unmittelbar* Vergnügen zu empfinden, theils aus *Anerkennung* der Zweckmässigkeit derselben, in Beziehung auf die bey ihrer Fassung thätigen Vermögen unserer Natur, angenehme Gefühle zu schöpfen. Das Genie bringt solche Ganze von Vorstellungen hervor, ohne sich bestimmter Regeln bewusst zu seyn, welche es befolgte, und ohne das innere Werden seiner Producte jemanden mittheilen zu können. Es rechnet bey der Mittheilung des Vergnügens, auf die Gleichheit derjenigen Vermögen der Menschen, welche bey Auffassung der Formen der Vorstellungen und Gegenstände derselben thätig sind, und besonders auf die Gleichheit des Verhältnisses derselben zum Gefühlvermögen. — *Schöne Kunst* unterscheidet sich also sehr wesentlich, nicht nur von aller Wissenschaft, sondern auch bloss *angenehmer* Kunst, deren Zweck, nach Kants Lehre, ist, dass die Lust die Vorstellungen als blosse Empfindungen, bey schöner Kunst hingegen als Erkenntnissarten begleite. — Eine systematische Eintheilung der schönen Künste überhaupt, ist nicht möglich; man kann sie nur, wie sie als Thatsachen vorkommen aufzählen. — Bestimmung des Wesens der sch. bildenden Kunst. Sie beruhet auf der Thatsache, dass es in der Natur sichtbare Formen der Gegenstände gibt, welche unmittelbares Vergnügen bewirken. — Jede *freye* Schönheit (d. h. Formen die, ohne alle Beymischung, den Charakter des Schönen tragen, und unter keinem Einfluss des Denkens und sinnlichen Begehrens stehen) ist zugleich eine *reiche* Vorstellung; denn eben diess, das sie so *unmittelbares* Vergnügen erregt ist ein Princip, welches die Beygesellung vieler rührender Vorstellungen zu der Anschauung derselben veranlasst. In diesem Reichthum der Vorstellungen herrsche *Freyheit*, *Harmonie* und *Einheit* — welche beiden letztern Eigenschaften, als charakteristische Züge der freyen Schönheit in ihrer Verbindung mit congruenten Vorstellungen anzusehen ist. Die Natur hat aber auch Formen welche nicht bloss unmittelbares

Wohlgefallen sondern zugleich Lust erregen, weil sich in ihnen immer Zweckmäfsigkeit der Gegenstände in denen sie sich finden, aesthetisch darstellt: ferner gibt es Formen welche die Phantasie mit einer Menge lieblicher Bilder umgeben (der Vf. nennt sie *schwärmerische* Formen) — endlich *bedeutende* Formen, in welchen sich Gemüthszustände, Eigenschaften, Handlungen und Leiden der lebenden Wesen ausdrücken. Reichthum, Freyheit, Harmonie und Einheit, sind bey allen diesen Formen charakteristisch. — Nach mannigfaltigen Graden besitzt der Mensch das Vermögen, aus diesen mannigfachen Formen gleichsam die Gedanken der Natur zu entwickeln, und auch das Vermögen aus diesen Formen der Natur, neue Formen zusammenzusetzen: aber nur wenige besitzen das hohe Talent, aus eignem Vermögen schöne Formen zu dichten und Ideenganze, in denen Reichthum, Freyheit und Harmonie herrschen, in schöne Formen darzustellen. — Zwischen der *Schönheit der bildenden Kunst*, und dem was man in der Natur schön nennt, muss, wenigstens im Allgemeinen, eine Analogie seyn. Das *unmittelbare* Gefallende nennt man in der Natur *schön*; also ist auch im Allgemeinen ein Werk der bildenden Kunst, in sofern es den Zweck des unmittelbaren Vergnügens erreicht, ohne dafs man sich denselben vorzustellen braucht, schön. — Aufser der *Nachahmung der schönen Natur*, gibt es noch eine idealische Gattung der bildenden Kunst, die noch höher ist als die schöne Natur, wenn nemlich das Genie das Schöne, durch sein Dichtungsvermögen übertrift. — Bey weiten ist es die *reinere* Schönheit der Formen, welche lediglich an und für sich gefallen — z. B. die Rose — nicht allein, welche Stoff für Werke der bildenden Kunst darreicht, sondern reichere und reitzendere Gegenstände derselben, sind jene *gemischte* Formen welche zum Theil an und für sich, zum Theil aber auch deshalb gefallen, weil sich in ihnen die innere Zweckmäfsigkeit der Gegenstände in denen sie sich finden, entdeckt, oder an der Anschauung sich eine Menge von Bildern anschliesst, unter denen, bey der gröfsten Mannigfaltigkeit, dennoch Einheit herrscht — wie z. B. ein schönes Weib. — Formen die blofs und allein durch den *Ausdruck* interessiren, und nichts Wohlgefälliges haben, sind die niedrigsten von allen Nachahmungen derselben, gehören kaum noch in das Gebiet der schönen Kunst. — Die *Eintheilung der schönen bildenden Kunst* kann in mehr als einer Rücksicht geschehen. Am wichtigsten und zugleich am meisten vernachläsiget ist die Klassification in Ansehung *der Schönheit und des aesthetischen Werthes*. 1. Die höchste Schönheit herrscht in der Gattung der *schönen Allegorie*. Ihr folgt 2 schöne *Nachahmung von Individuen der menschlichen Gattung*: schöne Nachahmung von beiden Geschlechtern, in jedem, die Schönheit zulassenden, Alter. 3. *Nachahmungen von Scenen aus der leblosen Natur*, die theils unmittelbares Wohlgefallen erregen, theils dadurch vergnügen, dafs sich an ihre Anschauung eine Menge von Bildern der Phantasie anschliesst, unter denen, bey der gröfsten Mannigfaltigkeit dennoch Einheit herrscht. 4. *Nachahmungen von vollkommnen freyen Naturschönheiten*, als Blumen. 5. *Nachahmung von Formen*, welche blofs durch *beygesellte Vorstellungen* und ihren *Ausdruck* interessiren, ohne etwas unmittelbar gefälliges zu haben z. B. Figuren von Hogarth. — Dieser Stufenleiter ist die gewöhnliche Theilung der Realbilder der K. in Allegorie, Historie, Landschaft u. s. w. untergeordnet.

Auf diese Einleitung folgt, noch vor dem Wörterbuche selbst, die Lobrede auf Watelet von Vicq-d'Azyr welche allenfalls auch Abkürzungen hätte leiden können. —

KLEINE SCHRIFTEN.

Kriegswissenschaften. Ohne Druckort: *Landau, die französische Festung kann durch Inundation mit wenig Kosten in kurzer Zeit eingenommen werden.* Mit einem Kupfer. Von *J. A. Edl. v. Traitteur, Professeur du Genie* zu Heidelberg und Churpfälzischen Administrationsrath. 20 S. 4. Bekanntlich hieng der Erfolg des vorigen Feldzugs am Oberrhein, an der Saar und Mosel lediglich von dem Schicksale der Festung Landau ab. Eine förmliche Eroberung fand zu viele Schwierigkeiten, theils in dem Mangel an hinlänglichen Truppen und Belagerungstruppen und Belagerungsgeschütze, theils in den politischen Rücksichten. Man sann daher auf andere Mittel, um diesen wichtigen Zweck zu erreichen, und hoffte besonders, dafs eine mit Bombenwerfen untermischte Blokade und die Wegnahme der Linien bey Weisenburg dazu führen würde. Viele hielten aber dieses nicht für hinreichend, und es war daher ein nicht verwerflicher Vorschlag, die Festung durch Ueberschwemmung einzunehmen. Ein Französischer Ingenieur, *Charpentier*, der lange Jahre Director der Festungswerke zu Landau, Strasburg und Fort-Louis gewesen, und der Vf. der vorliegenden Schrift hielten dieses für möglich. Letzterer übergab daher am 8 August 1793 dem Hn. General v. *Wurmser* ein ausführliches Gutachten, und wie dieses von Sachverständigen und Dilettanten auf die mannichfaltigste Weise beurtheilt und nicht ausgeführt, aber wohl untersucht wurde, überlieferte er es durch diesen Abdruck der öffentlichen Beurtheilung.

Die Ausführung dieses Vorschlags beruht auf der Einschliefsung der in einem Thal liegenden Festung mittelst eines Schwellungsdamms, der die Oberfläche des höchsten Walls um 10 bis 12 Schuh übersteigen soll. Er sey in der Entfernung von 420 bis 800 fr. Klaftern anzulegen, würde 15 bis 22 Schuh hoch seyn, und etwa 39,500 Fl. Kosten. Zur Arbeit wären 27 Tage erfoderlich, und 28 Tage um den Kessel aus der Queichbach mit Wasser anzufüllen. In den §§ 13 — 23 werden die etwa zu erregenden Zweifel und in den §§ 24 — 28 der Nutzen der Ausführung erörtert.

Die Beylage enthält die specificirte Kostenberechnung; auch ist eine kleine geographische Karte von der Lage der Festung beygefügt. — Bey allen Bedenklichkeiten und Zweifeln verdient der Vorschlag und daher auch diese Schrift alle Aufmerksamkeit und Beherzigung.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 21. August 1794.

MATHEMATIK.

Dresden, b. Walther: *Ueber die Bemühungen der Gelehrten und Künstler, mathematische und astronomische Instrumente einzutheilen*; von *J. G. Geissler* Mitglied der Hallischen Naturf. Gesellsch. 1792. 134 S. 8. und 7 grosse Kupfr.

Der Gang, welchen der Vf. bey dieser Schrift genommen hat, ist im ganzen mehr historisch als scientifisch und artistisch. Er hat nämlich die ältern Eintheilungsmethoden nur kurz und ohne Zuziehung mathematischer Rechnungen und Kupfertafeln, beschrieben, bey den neuern hingegen, besonders den Ramsdenschen die nöthigen Kupfer mit dazugenommen, auch über die Vereinfachung derselben in den Anmerkungen verschiedenes beygebracht. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über die Eintheilungsversuche mathematischer und besonders astronomischer Instrumente, giebt der Vf. Nachricht 1. von *Hooks* Verfahren zu Eintheilung seiner Quadranten. Es wird hiebey zwar auf Figuren verwiesen, allein weil die Buchstaben im Text und auf der Tafel nicht zusammen treffen, so hat man Mühe sich zu recht zu finden. 2. *Römers* Verfahren zu Eintheilung astronomischer Instrumente, wo zugleich eine kurze Geschichte von der Anordnung und dem Gebrauch der beschriebenen Instrumente beygebracht ist, auch Bemerkungen über die dabey vorkommenden Mängel mit eingestreut sind. 3. *Grahams* Verfahren bey Eintheilung seiner Quadranten. Bey diesem und dem vorigen sind keine Kupfer zugezogen. 4. *Birds* Eintheilungsmethode, nebst Smeatons Bemerkungen darüber, ohne Kupfer, 5. *Branders* Eintheilungsverfahren, so wohl für die gerade Linie als den Kreiss, mit Kupfer. 6. Untersuchung der Genauigkeit einer aus freyer Hand gemachten Theilung besonders nach Birds und Branders Verfahren, aus Späths Abhandlung; wo aber bloss die vornehmsten Fehler angeführt werden, die sich bey der Theilung aus freyer Hand ereignen können, die algebraischen Formeln hingegen ganz weggelassen sind. 7. Des Duc de *Chaulnes* neue Art, mathematische und astronomische Instrumente abzutheilen. Hier bezieht sich der Vf. auf die von Hn. *Halle* gelieferte Uebersetzung, die ganze Maschine scheint ihm viel zu zusammengesetzt, als dass sie je von einem deutschen Künstler nachgemacht werden dürfte. Aus eben dem Grunde zweifle er auch selbst an ihrer Genauigkeit. 8. *Ramsdens* Verfahren zu Eintheilung mathematischer Instrumente. Erst die Beschreibung der Theilmaschine, denn noch besonders die Beschreibung derjenigen, mittelst welcher man die Schraube ohne Ende zur Theilmaschine geschnitten hat. Beyde sind ganz vollständig nach der französischen Uebersetzung des Hn. *la Lande* nebst den dazu gehörigen Figuren aufgenommen worden 9. *Hindleys* Theilmaschine aus den *Phil. Transact.* Vol. 76. 1. vom Hn. *Smeaton* verfasst. Es finden sich hier erstlich allgemeine Bemerkungen, dass der 4000ste Theil eines Zolles das Aeusserste sey, was man durchs Gesicht mit Zuziehung der Mikroskope bey Beurtheilung der Theilstriche eines Instruments zu erreichen vermögend sey; alsdann 2 Briefe, in welchen *Hindley* seinem Freund *Smeaton* sein Eintheilungsverfahren vollständig mittheilt und die sich von 1748. datiren. 10. Beschreibung der *Ramsdenschen* Theilmaschine für gerade Linien, nebst besonderer Beschreibung der Maschine zur Schneidung der Schraube welche bey jener gebraucht wird. Die englische Originalbeschreibung ist zu London 1779 erschienen und von *Bachier* ins Französische übersetzt worden. Diese Uebersetzung ist hier gebraucht. 11. Anmerkungen des Herausgebers, besonders über die beyden *Ramsdenschen* Theilmaschinen. Hr. G. hat sich diese Maschinen selbst zu eignem Gebrauche, wiewohl nach einem kleinen Maasstabe verfertigt und einige vortheilhafte Abänderungen dabey getroffen. Bey der Universaltheilmaschine ist nämlich statt der weitläuftigen Vorrichtung zur Bewegung der Schraube mittelst des Fusstritts eine einfache kleine Kurbel angebracht, wodurch die Schraube ohne Ende mit der Hand leicht vor- oder rückwärts gedreht werden kann. Auch die Welle dicht neben der Schraube drückt, mittelst einer besondern Schraube ein Plättchen, wodurch die Schraube ohne Ende selbst mehr oder minder stark auf den Umkreiss der Theilscheibe gedrückt werden kann. Bey des Vf. Maschine zur Theilung der geraden Linien läst sich eben so wie bey der Ramsdenschen, eine Platte auf ihrer doppelt so langen Unterlage frey hin und her schieben. Der Rand der obern Platte läuft in einer Fuge; der vordere streift in einer Leiste hin und wird durch die Bewegung der ähnlich vorgelegten Schraube ohne Ende, welche längs dem vordern Rande der Platte die Zahnung darauf gemacht hat, rück- und vorwärts geschoben. Um die weitläuftige Vorrichtung zu ersparen, welche Ramsden nothwendig brauchen musste, damit beym Rückwärtsdrehen der Schraube ohne Ende die Platte sich nicht hebe, hat der Vf seiner Schraube ohne Ende gegen den vordern Rand der Platte eine solche Lage gegeben, dass sie schief anliegt und zum Theil etwas überhalb der Platte zu liegen kommt, mithin nie gehoben werden kann, die Schraube mag vor- oder rückwärts gedreht werden. 12. Ein Schreiben des P. *Piazzi*, Theatiners und königl. Prof. der Astronomie auf der Universität zu Palermo an

an Hn. la Lande über die von Hn. *Ramsden* verfertigten Instrumente. Man liest die Lebensnachrichten dieses berühmten Mannes und die Beschreibung seiner grossen und mannichfaltigen Verdienste um die Experimentalphysik und praktische Astronomie hier meist in chronologischer Ordnung, und gewiss mit vielem Vergnügen.

WINTERTHUR, in d. Steinerschen B. Handl.: *Logarithmische Tafeln zur Abkürzung kaufmännischer Rechnungen;* bearbeitet von *Jo. Joach. Girtanner*, Lehrer der Mathem. in St. Gallen. 1794. 245 S. 4. [2 Rthlr. 16 Gr.]

In dem I. Abschn. dieses Buchs wird gezeigt, wie geometrische Reihen auf die Logarithmen geführt haben. In dem II. Abschn. wird deren Anwendung beym Multipliciren Dividiren und Wurzel ausziehen gelehrt. Plötzlich aber verläfst der Vf. die Vulgar-Logarithmen und trägt die Erfindung der natürlichen oder hyperbolischen (S. 6 9.) vor. Die Kenntnifs von Subtangenten und vom Differentiiren überhaupt wird dabey von ihm vorausgesetzt, und auf *Kästners* Analysis des Unendlichen verwiesen! Wir sehen in der That nicht ein, wie der Vf. in ein hauptsächlich für Kaufleute bestimmtes Buch ein so unausgeführtes Fragment habe einrücken können! Er bemüht sich, Logarithmen zu empfehlen, und ihre Ausbreitung zu befördern, und follte nicht eingesehen haben, dafs nichts mehr dienen werde, unkundige oder Arithmetiker von gewöhnlichem Schlag von Logarithmen abzufchrecken als ein so unvorbereitetes nothwendig räthselhaftes Bruchstück? Im III. Abschnitt kommt der Vf. wieder auf Vulgar-oder *Briggische* Logarithmen zurück, (ohne diesen Uebergang deutlich anzumerken,) und zeigt, wie sie bey Brüchen anzuwenden seyn; und wie man überhaupt die unten vorkommende Logarithmische Tabelle anzuwenden habe. In dem IVten wird näherer Auffchlufs über die Einrichtung der Wechselarbitrage-Tabellen, und der übrigen — mehr versprochen, als wirklich zur Genüge gegeben. Der Vte Abschnitt hat zur Auffchrift: „Entwicklung der Verschiedenheiten des Arbitrage-Geschäftes, nebst einer Gebrauchs-Anzeige der Tabellen." Diese Entwicklung ist aber sehr kurz, und recht in Eile hingeworfen. In den Beyspielen, welche die Abkürzung der Rechnungen durch Logarithmen darlegen sollen, vermifst man vorzüglich die Erklärung der Art und Weise, warum das Resultat durch zwey Zeilen sich gewöhnlich schon ergebe? — Gelehrte sehen dieses freylich ein, allein für die, welchen dieses Buch zuvörderst bestimmt ist, sollten viel deutlichere Erläuterungen angehängt seyn. Diese fehlen ebenfalls im VIten Abschnitt, welcher eine Menge Beyspiele ohne gehörige Auseinandersetzung enthält. Es wäre viel nützlicher gewesen, der Vf. hätte nur 3 oder 4 Fälle ausgesucht, und an diesen mit sorgfältiger Aufmerksamkeit alles entwickelt, was die Zweifel angehender Arithmetiker hätte beseitigen können. Dazu wäre es allerdings sehr belehrend gewesen, wenigstens ein Paar versteckte Proportionen in Gliedern auszusetzen. Im VIIten Abschnitt (im Buch steht aus Versehen S. 27. noch einmal VI.) wird der Nutzen der sogenannten logar. Haupttabelle dargethan, z. B. Laubthaler in Gulden zu verwandeln. Endlich folgen noch Anweisungen, mit den angefügten Interessen-, und andern Reduction-Tabellen umgehen zu können. Die Absicht und die Bemühungen des Vf. sind im Ganzen lobenswerth; aber seine Manier, nur vorzuschreiben, was unter einander zu setzen, zu addiren, zu subtrahiren..... sey, ist gar zu unbefriedigend, und in philosophischer Rücksicht allerdings verwerflich. Von den *Tabellen* mit Logarithmen zeigen wir die wichtigste im Buch, wie billig, noch näher hiemit an: Von 71 bis 107 stehen die Logarithmen der Absolut-Zahlen von 1 bis 200, mit dazwischen eingeschobenen Log. der Brüche $\frac{1}{60}$ .... $\frac{59}{60}$ nach *jeder* ganzen Zahl. Diese Arbeit ist verdienstlich, und für alle Rechner, die mit dem 24 Guldenfus umgehen brauchbar. Aber leider! sind überall die Logarithmen nur bis auf 5 Zifern mitgetheilt. Diese Abkürzung können wir durchaus nicht billigen; der Vf. mag es noch so oft behaupten, zum Gebrauch seyen 7 Zifern nicht streng nothwendig; er wird wohl kundige Gelehrte und Kaufleute nimmermehr hiervon überzeugen; er hat in der That weit nicht alle Fälle übersehen, in denen man seine Zuflucht zu den Schulzischen oder Vegaischen Tafeln schlechthin nehmen muss, und in welchen selbst die Logar. mit 7 Zifern kaum durchgehends zureichen, wie unter andern Hr. Hofr. *Kästner* in seiner Fortsetzung der Rechenkunst deutlich gezeigt hat. — Von S. 107 bis 183. kommen hiernächst die Logarithmen der Absolut Zahlen von 200 bis 2491. mit eingeschobenen Log. von $\frac{1}{10}$ .... $\frac{9}{10}$ nach jeder ganzen Zahl. Von da an aber folgen (ohne Interpolationen) die Logarithmen der Zahlen 2492 bis 20000, durchgehends nur mit 5 Zifern, ausser der Charakteristik, so dafs der Log. 4,30103 heifst. Das *Vegaische* Handbuch enthält 81000 Logarithmen mehr, da diese in demselben bis 101000 reichen, und wir können unsre Ueberzeugung nicht verleugnen, dafs dessen Anwendung auch bey kaufmännischen Rechnungen viel weiter auszudehnen sey, und in praktischen Vorfällen aller Art viel mehr zu statten komme, als dergleichen abgekürzte Special-Tabellen, dergleichen der Vf. hier geliefert hat, zumal wenn man die an Gulden hängende Kreuzer in Decimalen auszudrücken sich angewöhnt, wie in einer Abh. des *Journals v. u. für Deutschland*, im letzten Jahrgang (1792.) von einem Anonymus, (auch vor ihm von Hn. *Kästner* in Beziehung auf Sachsen) vorgeschlagen worden. In den zuletztfolgenden Procenttabellen hat der Vf. Logarithmen mit 6 Zifern mitgetheilt. Umständlichere Beschreibungen hierüber würden hier zu weit führen; und eben diess gilt von den Wechselcours-Tabellen. Kaufleute können immer viele Abkürzungen aus dem Buche lernen, und es ist gar nicht unsre Meynung, ihnen dessen Ankauf zu misrathen. Auch haben unsre Erinnerungen gar nicht die Absicht, den Muth des Vf. abzuschrecken, mit dem er leidige Vorurtheile vieler Praktiker bestreitet, und die sehr wünschenswerthe Ausbreitung des logarithmischen Calculs rühmlich zu befördern sucht.

GESCHICHTE.

Hamburg, b. Bachmann und Gundermann: *Geschichte der französischen Staatsrevolution aus den Grundursachen ihrer Entstehung und ihrer Verbindung mit der ältern Geschichte Frankreichs entwickelt. Nebst Darstellung des Lebens und der Regierung Ludwig des XVI. Erster Theil.* 1793. VIII und 377 S. 8. (Auch noch unter einem andern Titel. *Lebens - und Regierungs - Geschichte des unglücklichen Ludwig des XVI, nebst einer Geschichte der franz. Rev.* u. s. f.)

Hätte diess Buch auch noch zehn und zwanzig verschiedne Titel, so bliebe es doch nichts desto weniger ein erbärmliches Product. Es erreget schon ein ungünstiges Vorurtheil, wenn ein Schriftsteller dreist genug ist, in diesem Augenblick eine *Geschichte der französischen Revolution* anzukündigen, weil sich daraus mit beynahe mathematischer Gewissheit der Schluss ziehen läst, dass er gar nicht wissen muss, was zu einer *Geschichte* gehört. Der Vf., mit dem wir es hier zu thun haben, scheint von dieser Erkenntniss so weit entfernt zu seyn, dass er allem Ansehen nach nicht einmal wusste, was zu einem *Buche* gehört.

Es wäre nicht der Mühe werth, alle die einzelnen Eigenschaften eines Geschichtschreibers anzugeben, an welchen es dem Vf. mangelt, sein Buch ist eine unverdaute Compilation aus unverstandnen Büchern: nach seiner Absicht sollte es „*ein Lesebuch für unpartheyliche Weltbürger werden*", und darum stellte er sich, wie er sagt „auf den reinsten einsamsten Gipfel des Berges, wo „er seine Welt — — übersehen kann" Wie sehr wäre es zu wünschen dass auf diesem Berge die Sonne der *deutschen Grammatik* geschienen, und dem preciösen sehr oft kaum verständlichen Styl des Vf. wenigstens das geringe Verdienst der Sprachrichtigkeit verliehen hätte!

Einige Proben werden den Leser in den Stand setzen, seine Erwartungen von dieser *Geschichte der französischen Revolution* näher zu bestimmen. S. 33. heisst es: „Die merkwürdigste *Versammlung der Gene-„ralstaaten* (états-généraux) *versammelte* sich unter sei-„nem (Philipp des VI) Sohne Johann. Da der König „mit England *im Kriege* verwickelt war, und die Un-„terstützung des Volks brauchte, so *unterzeichnete* er „der Nation mehrere *Freyheiten*." — Ferner S. 37. „Der König (Carl VI.) fiel *in einer Hirnwut*, deren erste „Ursache das Gerücht auf den Herzog von Orleans wälz-„te. Er wird ermordet, und der Erbe des Trohns läfst „den Mörder des Herzoges wieder *meuchelmorden*. We-„nigstens behauptete diess die Parthey des Herzoges von „Burgund, der das *unselige* Opfer war, und klagte den „Dauphin *vor das* Parlement an." — S. 58. „Die Em-„pörung brach nach seinem Tode desto stärker aus, *dessen* „Flamme der Herzog von Orleans anfachte." — Von *Necker* heisst es S. 147. „Der Adel spottet nicht nur „seiner, sondern auch der Gelehrte sieht ihn mit einem „stolzen Seitenblick an, weil es für ihn selbst zu schwer „ist, zu dieser Grösse des Bürgers zu gelangen, worauf „er" (wer denn?) „ein näheres Anspruchsrecht zu ha-„ben glaubt." — Nach des Vf. Meynung (S. 40.) ist „die Revolution unsers Zeitalters in der Weltgeschichte „*eine gewöhnliche Begebenheit*." *Die Demokratie* soll schon unter Karl dem V *und* Karl dem VII! *der Wunsch des Volks, so sehr als jetzt* gewesen seyn. — Genug und mehr als genug!

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Frankfurt u. Leipzig.: Assecurirter Evangelischer Religionszustand im Herzogthum Sulzbach. L. 4. Cod. de LL. et Constitut. Principum. Digna vox est maiestate regnantis, legibus alligatum se principem profiteri.* 1794. 32 S. 4. Die gegenwärtige Schrift ist gleichsam der Prodromus von einer zweyten, noch zu erwartenden, in welcher die, für die Evangelischen in dem Herzogthum Sulzbach so traurige Aufhebung der bisherigen simultanischen Landesregierung in *Sulzbach*, und Verbindung derselben, mit der, blos aus katholischen Räthen und Beamten bestehenden Regierung zu *Amberg* erzählet, auch dem unbefangenen Publikum, Nachricht gegeben werden wird, was die dagegen von dem evangelischen Theile so dringend, als bescheidene Vorstellungen bey dem Hof in *München* zu bewirken im Stande gewesen sind. Bis diese erscheinen wird, wollen wir einstweilen den Inhalt der gegenwärtigen, die sich eben so sehr durch Gründlichkeit, als lobenswürdige Bescheidenheit auszeichnet, kurz anzeigen, wobey wir nicht unbemerkt lassen können, dass vielleicht für manche, welche mit den Schicksalen der protestantischen Religion in dem Herzogthum Sulzbach nicht ganz bekannt sind, eine ganz kurze Geschichte derselben, in Verbindung mit der politischen, erwünscht gewesen seyn würde.

So gross das Unglück war, welches die *Jesuiten* diesem ganz evangelischen Land zubereitet hatten, da der Pfalzgraf *Wolfgang Wilhelm* zu Neuburg, 1627. nach gewaltsamer Vertreibung der Augsburgischen Confessions - Verwandten, die katholische Religion mit bewaffneter Hand in demselben einführen liess: (die traurigen Scenen, die dabey vorfielen, findet man in einer ungemein seltenen Schrift, die 1627. Zu *Embden*, unter dem Titel: *Jesuiter und Pfaffen Kunst und Heiligkeit*, gedruckt wurde, sehr lebhaft geschildert:) so sehr hatte dasselbe Ursache sich zu freuen, da 1649. vermöge des Westphälischen Friedensschlusses, alles wieder in statum integrum restituiret, und J. J. 1624., in welchem Kanzley, Landrichteramt, Magistrate und übrige Civilstellen, *mit keinen andern Personen, als mit solchen, die sich zur Augsp. Confession bekannten besetzt waren* — zum *Normal Jahr* angenommen wurde. Allein die Freude des Landes über diese Restitution war nur von kurzer Dauer. Denn schon 1652. wurde zwischen dem damals noch evangelischen Pfalzgrafen *Christian August* zu Sulzbach, und dem Neuburgischen Erbprinzen *Philipp Wilhelm* zu Cöln ein gewisser *Staats-Vertrag* errichtet, und darin das sogenannte *Simultaneum* etablirt, welches alsdann auch, der dagegen gemachten triftigen Vorstellungen der Stände, der Geistlichkeit und der Magistrate ungeachtet — via facti — introducirt wurde. Die Evangelischen mussten sich dieses, der Reichsfriedensschlussmässigen Restitution und Possession gerade entgegen stehendes Verfahren gefallen lassen, und sich damit trösten, dass es der katholische Theil nicht wagen würde, sie ganz zu verdrängen, noch sie in ihren Rechten, dass die Dicasteria auch aus ihren Mitteln besetzt

besetzt werden sollten, zu kränken — die sämmtlichen evangelischen Beamten blieben auch, nach erfolgter Einführung des Simultaneums in ihren Posten und Functionen, und nach ihrem Ableben pflegte Pfalzgraf *Christian August* von Zeit zu Zeit für seine Hofrathskanzley und andere Civildienste die brauchbaresten Subjecte *von beyderseitiger Religion* zu erwählen. Ueber dieses alles hat dieser vortrefliche Fürst, auch nachdem er selbst — wohl nicht aus Ueberzeugung — zur katholischen Kirche übergetreten war, in seinem 1704 errichteten Testament, dafür gesorget, dass seine Erben und Successoren, seine evangelische Unterthanen *an ihrer Gewissensfreyheit*, unumschränkten *Religions-Exercitio und andern, durch den Friedenschluss und Restitution erlangten, auch ihnen bey Introducirung des Simultanei ungekränkt zu erhalten stipulirten Juribus in keine Weise nimmermehr beeinträchtigen sollten.* Das nemliche hat ihnen derselbe in der, dem Superintendenten zugefertigten Instruction 1704. zugesichert. Ja er gieng noch weiter, und wollte sogar 1706. ein eigenes evangelisches Consistorium errichten, *damit seiner evangelischen Unterthanen Angelegenheiten nicht etwa künftig vor catholische Gerichte oder Personen gezogen werden möchten.* Allein dem Erbprinzen *Theodor* wurde dieses als eine gefährliche Neuerung von Seiten des katholischen Theils vorgestellt. Dieses bewog ihn dann, dem evangelischen Theil die Versicherung zu geben, dass *der evangelische Religions-Zustand cum annexis jederzeit ganz ungekränkt gehandhabt, und insbesondere die Sulzbachische Landesregierung auf alle künftige Zeiten jedesmal auf eine, der simultanischen Lands-und Religionsverfassung gemäfse Weise dergestalt bestellt werden sollte, dass sie den Evangelischen alle Vortheile eines besondern Consistorii gewähren, folglich das intendirte evangelische Consistorium vollkommen ersetzen sollte.* Diese äusserst wichtige Declaration findet man in *Struvens Pfälzischen Kirchenhistorie* S. 1152. u. f. Sie ist aber auch hier mit zweckmäfsigen Anmerkungen und nöthigen Erläuterungen abgedruckt, und besonders diess sehr wohl erinnert worden, dass gedachte Declaration nicht etwa blos auf die freye Religionsübung eingeschränkt werden könne, sondern sich auf den ganzen statum politicum et civilem der Evangelischen erstrecke. Endlich ist noch der merkwürdige Religions Revers den Pfalzgraf *Theodor* vor seiner Vermählung 1692. ausstellte, ingleichen die noch wenig bekannte bündigste Religionsversicherung des Kurprinzen *Johann Wilhelms* zum Besten der Sulzbachischen Protestanten v. J. 1688. beygefügt worden. Die Folgerungen die der Vf. aus diesen Prämissen — den theuersten Versicherungen und Assecurationen der Landesfürsten ziehet — und als evidente Wahrheiten am Schlusse aufstellet — sind so wichtig, so sehr in die Augen leuchtend, dass es kaum zu begreiffen ist, dass je dagegen hat gehandelt werden können. Und doch ist dieses leider zur äusserten Kränkung der Evangelischen nicht nur, sondern auch zu ihrem grössten Nachtheil geschehen — wie solches die Fortsetzung welcher Rec. mit Verlangen entgegen siehet, lehren wird. Gerne würde Rec. seine Meynung über eine traurige Ereigniss, besonders in Hinsicht der gegenwärtigen Zeitumstände die mit dergleichen Bedrückungen gar nicht vereinbar zu seyn scheinen, hinzusetzen, wenn er es nicht für überflüssig hielte, das, was jeder unbefangene gut denkende Mann selbst denken wird, niederzuschreiben.

Danzig, gedr. b. Müller: *Schediasma de correctione peccatoris per ecclesiae ministrum,* quo Viro Summum Venerabili Jonathani Hellero, S. Th. D., ad aedem b. Mariae cathedralem Pastori prim., et Rev. Ministerii J. A. C. Seniori longe dignissimo quinquaginta annus in officio ecclesiastico feliciter exactos pie gratulantur verbi diuini in uniurseo Gedanensi Territorio ministri. 1790. 15 S. 4. — Rec. stimmt in allen Gedanken dem ungenannten Vf., der sich als einen sehr denkenden Mann zeigt, vollkommen bey. Man hat in neuern Zeiten zu sehr und zu unbedingt die Privatcorrectionen des Sünders durch den Prediger und Beichtvater empfohlen, und darauf einen zu grossen Werth gesetzt. So wenig sie auch ganz zu verwerfen sind, und so grossen Vorzug sie vor den sonst gewöhnlichen und schimpflichen öffentlichen Bestrafungen in der Gemeinde verdienen: so hat doch die Sache, besonders in unserm so ganz veränderten und profanen Zeitalter, grosse Bedenklichkeiten; es kommt alles auf Personen und Umstände an. Besondre Regeln lassen sich hier nicht geben; das meiste beruht auf der eignen Klugheit des Lehrers in jedem einzelnen Falle. Manche Personen lassen sich wohl solche Zurechtweisungen vom Lehrer gefallen; andere sind desto empfindlicher, und werden dadurch sogar noch verstockter und eigensinniger. Nach Rec. Meynung kann auch der Landprediger manches thun, auch stärker sich über manches Vergehen erklären, als der Stadtprediger. Ist die Sache kein ganz notorisches Vergehen, so kann hier der Religionslehrer sich durch solche Correctionen ohne allen Nutzen grossem Verdrusse und groben Verumglimpfungen aussetzen, und sich den bittersten Hass empfindlicher und stolzer Personen zuziehen, besonders wenn sie ohnehin keine Achtung gegen den Lehrerstand haben. Hingegen können nachdrückliche Bestrafungen des Lasters, und rührende Ermahnungen in Predigten und in Beichtreden, wenn sie nur nicht Persönlichkeiten enthalten, die ohnehin nie bessern, oft die erwünschteste Wirkung thun. Freylich, wenn sich diese Personen auch von der Kirche und vom Abendmahl selbst ausschliessen, so fällt auch dieses Besserungsmittel weg. Doch sind nach unsrer Meynung Privatcorrectionen in vielen Fällen nicht nur nützlich, sondern sogar nothwendig und pflichtmäsig: nur muss der Lehrer überall mit Klugheit und Ueberlegung handeln. Mit Hitze bessert der Lehrer ohnehin nicht viel; aber eben so wenig, wenn er zu furchtsam ist, und nicht mit Nachdruck spricht. Ernst und Liebe müssen bey solchem Zurechtweisungen auf das genauste verbunden seyn: der Lehrer muss rühren, aber nicht erbittern. Am besten thut der Lehrer, wenn er eine schickliche Gelegenheit zu einer solchen Zurechtweisung abwartet, um allen Schein von Zudringlichkeit und von geistlicher Herrschsucht zu vermeiden. Auch ist das nicht zu übersehen, dass der Sünder, besonders wenn er schon bey Jahren ist, eine nachdrückliche Rüge eher von einen alten und allgemein verehrten Lehrer, als von einem jungen, wenn gleich noch so würdigen, Manne annimmt: der junge Lehrer muss also äusserst behutsam seyn, und sich erst Achtung und Zutrauen zu verschaffen suchen. — Ueberhaupt muss der Religionslehrer überall Sanftmuth und Klugheit zeigen, seine wohlwollenden Gesinnungen stets thätig beweisen, und dadurch allem Argwohn von Priesterstolz begegnen; alsdann kann er vieles auch in Privatunterredungen wirken, was ohne diess nicht wohl möglich wäre. — Absichtlich hat sich Rec. bey dieser Anzeige etwas länger verweilet, theils um zu zeigen, dass auch hier die Mittelstrase die beste sey; theils weil die Klagen über vereitelte gute Absichten im Lehramte und über die Verachtung desselben immer häuffiger werden. Gewiss würden ihrer weniger seyn, wenn die Lehrer sich weniger anmaassten, und mit mehr Vorsicht, Klugheit und Sanftmuth zu Werke giengen. —

Mathematik. *Raab in Ungarn*, gedruckt b. Streibig: *Perfecta Quadratura Circuli, quam e verorum numerorum proprietatibus eruit ac demonstravit Josephus Rajnis hungarus Ginsiensis,* presbyter Secularis dioecefeos jaurinensis. S. S. Theologiae baccalaureus, olim in celebri academia jaurinensi matheseos Professor. P. O. 1794. 84 S. 4. nebst einer Vorrede von 12 Seiten. (20 gr.) Wir zeigen hier nur die Existenz dieser Schrift an, als einen Beytrag zu den Verirrungen des menschlichen Verstandes. Denn nicht leicht ist uns ein grösseres Galimathias halb verdauter Sätze der Arithmetik und Geometrie, falsch angewandter Begriffe von Einheit, Zahl u. d. gl. zu Gesichte gekommen, als in gegenwärtiger Schrift, die für das Verhältniss des Durchmessers zum Umkreise 23:72. also 1:3,13... heraus bringt. Es lohnt sich nicht der Mühe den Unsinn, woraus diess Verhältniss hergeleitet worden ist, hier auszuzeichnen, weil er in dem Verhältnisse selbst, das nicht einmal die Genauigkeit des Archimedischen hat, ganz klar am Tage liegt. Indessen hat sich doch Jemand in dem 33ten Stück des österreichischen Mercurs 1793. mit einer Recension dieser Schrift abgeben mögen, weil wir mit derselben zugleich eine Widerlegung des Vf. auf einem Octavbogen erhalten haben, worinn aber nur der Unsinn, der in der Schrift selbst vorkommt, wieder gekäuet wird, ohne die Einwürfe des Recensenten zu wiederlegen, der grösstentheils uns mit Machtsprüchen, oder mit Verweisung auf die Schrift selbst abgespeiset wird. Schade für das Papier, und die nett gestochene Kupfertafel die auf diesen Wisch verwendet worden ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 22. August 1794.

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Buisson: *Memoires secrets et critiques des Cours, des Gouvernements et des Moeurs des principaux Etats de l'Italie.* Par *Joseph Gorani*, citoyen françois. *Tome* 1er 495 S. und VIII S. Vorrede. *Tome* 2d. 478 S. *Tome* 3me 480 S. 1793. 8.

FRANKFURT u. LEIPZIG: *Geheime und kritische Nachrichten von Italien, nebst einem Gemälde der Höfe Regierungen und Sitten der vornehmsten Staaten dieses Landes.* Von *Joseph Gorani*, französischem Bürger. Aus dem Französischen übersetzt. 1ster Theil 371 S. 2ter Th. 466 S. 3ter Th. 407 S. 1794. 8.

CÖLLN, b. Hammer: *Joseph Gorani's* französischen Bürgers, *geheime und kritische Nachrichten von den Höfen, Regierungen und Sitten der wichtigsten Staaten in Italien.* Aus dem Französischen, mit Anmerkungen des Uebersetzers. 1ster Th. *Neapel.* 1794. 358 S. und X S. Vorrede.

In diesem sehr merkwürdigen und interessanten Werk erhalten wir wichtige und reichhaltige Beyträge zur neuesten Geschichte der vornehmsten italienischen Staaten, von einem Mann, welcher sich als ein helldenkender Kopf, scharfsichtiger und freymüthiger Beobachter und feiner Welt- und Menschenkenner bewährt und bey seinen Verbindungen an den italienischen Höfen und mit unterrichteten Inländern, so manchen Personen und Gegenständen näher zu kommen und aus ächten Quellen zu schöpfen Gelegenheit fand, die andern Reisenden verborgen bleiben, ja der selbst in das Innre mancher Cabinette, wo der gröbste Ministerialdespotismus herrscht, tiefe Blicke that, welches nur wenigen Privatpersonen so gelingt. Solche eigene oder von sachkundigen Männern erhaltene Bemerkungen und Nachrichten sind es, die in diesen Memoiren, in einem belebten, mit vielfältigen charakteristischen Anekdoten untermischten Vortrage, welcher anzieht, angenehm unterhält und nützlich belehrt, dem Publicum vorgelegt werden. — Leser, welche die nun einmal von den neufränkischen *citoyens* adoptirte Manier, sich über gewisse ihrem System im Wege stehende Gegenstände auszulassen, kennen, werden auch bey dem französischen *Bürger* Gorani, diesen Ton zu würdigen wissen, ihn allerdings misbilligen, aber in Rücksicht so vieler hervorstechenden Vorzüge seines Werks, dem Vf., der zu Gunsten seiner damals genommenen Partey diesen Ton zuweilen anstimmt, deswegen nicht in der gelehrten Republik Wasser und Feuer untersagen. Zur Beherzigung anderer läfst sich versichern dass der *cidevant citoyen Gorani* jetzt den *Grafentitel* seiner italienischen Familie wieder angenommen hat. — Rec. will dem Vf. blos zu den Hauptgegenständen seiner Beobachtungen folgen und das ausheben, was neu oder weniger bekannt ist, soweit ein zusammenhängender Auszug bey der eigenthümlichen Form, worinn diese Memoiren erschienen sind, möglich ist. Diese von dem Vf. gewählte Form schadet seinem Werk bey vielen Lesern offenbar. Es stellt kein Ganzes dar. Die einzelnen Abschnitte sind ohne Plan und Ordnung der Materien in abgerissnen Bruchstücken, wie es der Zufall wollte, durcheinandergeworfen. Beobachtungen sind über einen Gegenstand angefangen, dann plötzlich abgebrochen, und man findet erst lange nachher unvermuthet den vorigen Faden wieder angeknüpft. Ohne dass diese rhapsodische Behandlung gerade der Unterhaltung schadet, indem sie Abwechslung im Vortrag befördert; gibt sie dem Werk ein flüchtiges oberflächliches Ansehen, welches sich denn auch in einzelnen, sehr leicht behandelten Materien wirklich bestätigt. Wenn gleich selbst in diesen, Gorani's Geist unverkennbar ist; so entdeckt sich doch auch jene Flüchtigkeit so vieler Reisebeschreiber, welche, ohne in weitre Untersuchung der Gegenstände hineinzugehen: sie nur obenhin berühren und mit kategorischer Entscheidung abfertigen. —

In einem Zwischenraum von zehn Jahren nemlich 1780 und 1790. besuchte G. Italien zweymal. Er verbindet in seinen Memoiren die auf beiden Reisen gesammelten Bemerkungen über verschiedene italienische Staaten, hauptsächlich, die Landesverfassung, jetzigen Regierungsmaximen, innere Beschaffenheit der Länder, den Zustand der Menschen und Sitten und den persönlichen Charakter der handelnden und leidenden Personen, so wie des Volks überhaupt betreffend.

Erster Theil. Neapel. Nur einen sehr oberflächlichen Blick wirft der Vf., auf dem Wege von Rom dahin, auf die pontinischen Sümpfe und die Austrocknungsarbeiten in denselben: denn sonst könnte er z. B. nicht behaupten, dass die zum Sammeln des Wassers bestimmten Abführungskanäle, *längs dem Fuss* der Berge von welchen das Wasser fliesst, und *auf den Bergen* selbst gegraben würden. Wir sind durch gründlichere und ausführlichere Nachrichten anderer Reisenden, welche die, auch von Hn. G. eingestandene Unzweckmässigkeit dieser Arbeiten beweisen, anders belehrt worden. — Der Prinz von *Saint Nicander* erster Erzieher des Königes von Neapel, trägt die ganze Schuld der von dem König noch jetzt so oft beklagten falschen Richtung seines Geistes, welche bey weniger liberalen und gutmüthigen Anlagen als der Prinz besass — (Charakterzüge, die

die ihm auch als Regenten eigen geblieben find,) — noch viel gefährlichere Folgen hätte haben können. Hier, und in der Folge werden viele redende Züge des grundguten, aber fchwachen Charakters des Königes als Privatmann, und Beyfpiele von dem Einflufs der Königin auf ihren Gemahl und auf die Staatsgefchäfte u. dgl. mitgetheilt, die aber wenigftens in Anfehung der Königin, von dem Vorwurf der Uebertreibung wohl nicht frey find. — Die damalige Zahl der Gefangnen in den verfchiedenen Gefängniffen des Reichs, von 11000 ift im Vergleich anderer Staaten und der Bevölkerung unerhört grofs; und doch kennt man die fchändliche Nachfichtigkeit der neapolitanifchen Juftiz in Anfehung der gröbften Verbrecher, wovon hier fcheufsliche Thatfachen erzählt werden. Wer Gelegenheit hatte, den Charakter des neapolitanifchen Volks zu beobachten, wird die hie und da zerftreueten Charakterzüge deffelben fehr treffend finden. An Anlagen zu vielem Guten fehlt es den Neapolitanern fo wenig wie den übrigen Italienern. Aber fie bleiben unausgebildet. Bey einer fo ganz verfäumten Erziehung, fchlechten Polizey und fehlervollen Regierung, mufs befonders in einem Klima, das den Ausbruch der Leidenfchaften begünftigt, die Nation verwildern. — Was zum Lobe des trefflichen *Caraccioli* an mehrern Stellen gefagt ift, zeichnet den feltnen Charakter diefes zu früh verftorbenen Statsmannes doch im Ganzen nur fchwach. Seine Verdienfte befonders als Viceregent in Sicilien, und als Gelehrter müffen von feinem Biographen höher geftellt werden als von G. gefchehen ift. Fleifsiger ausgemalt, aber freylich fehr abftechend von diefem, find die Bildniffe der Minifter *Acton, Tanucci* und *del Marco*. — Noch einige Anekdoten von dem Strafsenräuber *Angelino del Duca*, den man aus Bartels Briefen fchon ziemlich genau kennt. G. Nachrichten ftimmen mit Bartels überein. Jener fetzt noch hinzu, dafs ein Theil des Adels und der Geiftlichen, denen Angelino unverföhnlichen Hafs und Verfolgung gefchworen hatte, (doch machte er fich nie eines Mordes fchuldig) es dahin brachten, dafs der Procefs diefes merkwürdigen Menfchen, nur fummarifch verhandelt ward. Wahrfcheinlich würde er im ordentlichen Wege Rechtens nicht am Leben geftraft feyn; denn es verwandten fich Leute von Einflufs für ihn. Die meiften feiner anfehnlichften Beuten, die er den adlichen und geiftlichen Reifenden abnahm; verwandte er zur Unterftützung der vom Adel gedrückten Bauern, zur Ausfteuer armer Mädchen u. dgl. — Gefährlicher als diefer Räuberhauptmann und feine Bande war, ward vor einigen Jahren, eine Societät eigennütziger Grofsen, welche insgeheim den Landverderblichen Plan entworfen hatten, die fämmtlichen Staatseinkünfte zu pachten. Mit einem Lotto follte der verdeckte Anfang dazu gemacht werden. Aber einige gute Patrioten, woran es in Neapel nicht fehlt, wenn gleich ihr Einflufs fonft wenig fruchtet, öffneten der Nation und dem König die Augen über die geheimen Abfichten diefer Kabale, deren Ausführung fich der König hierauf mit Nachdruck widerfetzte. Zu den Landplagen, welche durch das verderbliche Lehnsfyftem und die Formen über die Nation gebracht werden, gehören befonders die fogenannten *Contratti alla voce* oder Verabredungen der fämmtlichen Gutsbefitzer über die geringen Getraidepreife, nach welcher ihre Unterthanen zur Erndtezeit die Landfrüchte ihnen verkaufen müffen. Auf die Abftellung diefer und fo vieler ähnlichen Misbräuche der Verfaffung und Staatsökonomie, ift, mit patriotifcher Freymüthigkeit, von mehrern Schriftftellern fchon fo oft gedrungen worden: aber man hört fie nicht, und jene ift ohne eine Totalreform nicht zu hoffen. — Bey einer Bevölkerung von 4,800,000 Menfchen, beträgt, Sicilien ungerechnet, die Zahl der Mönche, Weltpriefter und Nonnen im Königreich 105000, (fo hat nemlich der Vf. in der Folge die genauere Berechnung geftellt, die in den erften Abfchnitt der davon handelt niedriger angegeben ward). Die Truppenzahl 30000. Diefer grofse Abgang für den Ackerbau und die Gewerbe, wird durch die Fruchtbarkeit der Weiber einigermafsen erfetzt. Die allgemeingewünfchte Einfchränkung der Mönchszahl und die Sittenverbefferung diefer unwiffenden und verdorbenen Race, wird unterlaffen, weil es dem Könige an Entfchloffenheit und ausdauernder Thätigkeit zu folchen Reformen fehlt: denn wie wenig er fonft das Anfehen des Pabftes achtet, beweifet die — mehr als naive Antwort welche er felbft einft dem päbftlichen Abgefandten *Caleppi* gab. — Die von dem Abbate *Fortis* gemachte wichtige Entdeckung des natürlich erzeugten Salpeters in den Kalchgruben bey Molfetta, ift durch die königl. Pächter der Lieferungen des künftlichen Salpeters fruchtlos gemacht. — Der Achtung des Königes für Wiffenfchaften und Künfte, welche um fo mehr Lob verdient, je weniger feine Erziehung fie ihm einflöfste, läfst G., fo wie feiner Liebe zur Nation, Gerechtigkeit wiederfahren. Letztere zeigt er bey aller Gelegenheit, aber freylich fchwächt ein angebohrner Leichtfinn und der Anhänglichkeit an feine Lieblingsbeluftigungen, Jagd und Fifchfang, deren Wirkung; deren letze Kraft noch oft durch die den K. zunächft Umgebende ganz vereitelt wird. Ein fchrecklicher Beweis ift das Verfahren Pignatelli's und feiner Helfer, in dem unglücklichen Calabrien nach dem Erdbeben von 1783. Jener war allerdings das Hauptwerkzeug diefer Bedrückungen; aber er theilte feine Verbrechen des Unterfchleifs noch mit vielen andern, welche die Verwünfchungen auch treffen, die G. auf Pignatelli allein fallen läfst. Rec., der gerade damals in Neapel war, könnte hiervon Beweife anführen. Auch beftätigt er gern das, was G. über den ungeheuchelten Schmerz des Königs bey diefer Kataftrophe fagt. Er zeigte viel Edelmuth und Willen zur thätigften Hülfe der Unglücklichen; aber einen folchen Heroismus, als der Vf. ihn beylegt, dafs er fich nemlich geäufsert hätte, gern das Leben feiner fechs Kinder für den Verluft feiner Unterthanen, die auch feine Kinder wären, hinzugeben, traut wohl fchwerlich jemand dem gutmüthigen Ferdinand zu. — Der Geograph *Zanoni* hat eine grofse Karte von Calabrien nach dem Erdbeben, verfertiget, worauf die Zerftörungen aufs genauefte angegeben find. Damals aber war fie noch nicht geftochen. Lefenswerth, aber zu kurz, ift der Abfchnitt über einzelne merkwürdige Gelehrte — Neapel. — Was man, befonders in Unteritalien, felten findet,

findet, besitzt Neapel, mehrere Aerzte von grofsen und verdienten Ruhm, unter welchen *Cottugno*, der neulich verstorbene *Porzio* und *Gatti* die vorzüglichsten sind. *Gatti* ist dabey einer der entschiedensten Epikuräer und auch als Arzt ein gewaltiger Aristokrat, indem er seine Kunst nur den Vornehmen widmet. *Cottugno* zeichnet sich durch die oft seltsame, aber glückliche, Behandlung seiner Kranken aus. — Der Versuch einer Auseinandersetzung der neuesten Zwistigkeiten des neapol. und römischen Hofes, ist sehr unvollkommen. — Körnigt und oft sehr treffend sind die Repartien, welche nach G. Nachrichten; Ferdinand bey mehrern Gelegenheiten seinen Schwägern, dem K. v. Schweden u. a. gegeben haben soll. Diese und einige hier erzählte Jagdabentheuer des K. zeugen von seinem gesunden Verstande, Gegenwart des Geistes, Witz und von der Güte seines Charakters. — Einige sehr interessante Anekdoten von dem 1787 verstorbenen *Galliani*, einem der seltsamsten Menschen, — und von der durch ihre Schönheit und Talente berühmten *Lady Hamilton*. Hofintrigue gegen den General v. Salis: ein merkwürdiger Vorfall, welcher doch auch die Bestimmtheit und Entschlossenheit des Königes in gewissen Fällen, zu beweisen scheint. — Die Parallele zwischen dem K. v. N. und seinem Vater, dem barbarischen Jagdliebhaber in Spanien, fallt sehr zum Nachtheil des letztern aus. — Mit Achtung nennt der Vf. unter den neapol. Gelehrten und Staatsmänner besonders: D. *Leonardo Pauzini* von der Staatskanzley des M. di Sambucca, der, seit dem dieser Minister abgegangen ist, sich gleichfalls zurück zog, und die allgemeine Achtung mit sich nahm; D. *Michael Rocco*, der ein Werk über die Banken schrieb; *Vico*, er schrieb ein nicht nach Verdienst bekanntes Werk *della scienza nuova*; *Sorio*, Vf. eines gelehrten, aber sehr weitschweifigen, Werkes über den Handel der Alten; *Audria*, Professor der Landökonomie; *Mauri*, gleichfalls ein Arzt von grofsen Verdiensten; er liefet auch die *Chymie*; der vortrefliche *Filangieri*, von dessen häuslichen Leben und Familie manches, aber nur wenig von seinen Verdiensten als Staatsmann und Gelehrter, gesagt ist; *D. Xav. Mattei*, Advokat, Uebersetzer der Psalmen u. dgl. *Galanti*. — Etwas über die erbliche Gelehrsamkeit der österreichischen Regenten und königliche Familien-Scenen zu Neapel. Was hier von dem Hass der Königin gegen ihre männlichen Erben gesagt, und dessen Grund in dem angeblichen Wunsch der K., ihr Stammhaus mit der Acquisition von Neapel zu bereichern, von dem Vf. gesucht wird, ist unwahrscheinlich oder mufs doch sehr übertrieben seyn. In der Zusammensetzung dieses häfslichen Gemäldes liegt, der Vf. mag noch so sehr seine unpartheyische Wahrheitsliebe betheuern, sein Bestreben deutlich genug am Tage die Meinung des Publicums von dieser österreichischen Prinzessin, noch mehr herabzustimmen. Bey den Bemerkungen über einen nordischen Barbaren den russischen Gesandten *Scabronski* und dem, von seinem Principal sehr verschiedenen Legations - Secretair Hr. *Halinski*, setzt G. — wahrscheinlich durch einen blofsen Schreibfehler — Hannover als Universität neben Göttingen. Die Memoires enthalten hie und da ähnliche Fehler, die dem Gedächtnifs des Vfs. wohl eher als seinen Mangel an Kenntnissen zuzurechnen sind. — 1788 ward in Neapel ein ausserordentlicher königl. Staatsrath gehalten, dessen Berathschlagungen dem *Corps diplomatique* lange ein Geheimnifs blieb. Endlich entdeckte sichs, dafs die gröfste Verhandlung, die Sache d-s heil. *Castaldus*, des Schutzpatrons von Tarent, betraf, dem zu Ehren der dortige Bischof, wider Willen des Capitels, Gebete in das Rituale der Diöcese einrücken liefs, und gegen das Capitel Recht behielt. — Der persönliche Charakter des Gr. *Lamberg*, damaligen kaiserl. Gesandten in Neapel, ist vortheilhaft geschildert. Aber auch als feiner Beobachter, unterrichteter Gelehrter und eifriger Beförderer der Künste und der Künstler, deren mehrere damals, als dem Rec. das Haus dieses Gesandten in Neapel offen stand, bey ihm wohnten, erwarb er sich allgemeine Achtung. — Die Zahl der in dem Königreich beider Sicilien ansäfsigen Toskanischen Familien wird auf 30000 angegeben. Bedeutend genug war deswegen des Königs Frage an Leopold: wie viel Neapolitaner in *Toskana* leben? In Neapel halten sie innigst zusammen, und man findet in allen Dikasterien Toskaner angestellt. *Acton* selbst ist aus Toskana und sucht seine Landsleute zu befördern. — Mit seltner Hospitalität wird der Reisende auf den von allen Bequemlichkeiten entblöfsten Routen im Innern des Königreichs, von den Familien und in Klöstern aufgenommen und noch dazu mit Provisionen für die nächste Tagereise reichlich versehen. — Die theatralischen Vorstellungen der Weihnachtskrippe, werden in Neapel mit vielem Prunk und lächerlichen Zeitverwechslungen gegeben. — Diplomatische Charlatanerien. Der Vf. wohnte einer feyerlichen Zusammenkunft bey, in welcher den fremden Gesandten von einem Neuigkeitsträger die lächerlichsten Materialien zu ihren ministeriellen Depeschen mitgetheilt wurden; doch schlossen sich, der englische und kaiserliche Gesandte, von solchen Conventionen aus. — Mit dem scharfsichtigen und witzigen K. von Schweden war man in Neapel sehr zufrieden und voll von Erzählungen seiner treffenden Antworten, die er gegeben hatte. — Eine Hauptursache der langsamen Justiz liegt in dem Luxus der ordentlichen Richter, zu dessen Befriedigung ihre geringen Besoldungen nicht zureichen; deswegen die Processe aus Eigennutz, durch Vermehrung der Formalitäten in die Länge gezogen werden. — Dem Minister *Acton* und seinen Kabalen legt der Vf. alle die Misbräuche und Fehler in der Verwaltung der Staatsökonomie, wodurch das Aufkommen des Ackerbaues und aller Gewerbe verhindert wird, allein zur Last. Aber diese Misbräuche womit die ganze fehlerhafte Regierung des Königreichs gleichsam durchwebt ist, greifen wie die Räder einer Maschine in einander, und können nur durch das Zusammenwirken vieler Kräfte, durch eine Reform des Ganzen, besonders durch die gänzliche Vertilgung des so verderblichen Lehnssystems und der Gewalt der Baronen gehoben werden: wozu allerdings mehr Entschlossenheit des Königs, vereint mit uneigennütziger Thätigkeit eines klugen Ministers, den Weg bahnen könnten. Ein Loos, welches aber jenem von der Natur so begünstigten Lande nicht

 beschie-

beschieden zu seyn scheint, da selbst der muthvolle Vicekönig *Caraccioli* bey seiner Rückkehr aus Sicilien, seinen dahin abzweckenden grosen Plan zu verfolgen unterliess, und bey der fruchtlosen Arbeit ermüdete. — Specieller als die, bloss allgemeinen Tadel enthaltenden, Bemerkungen des Vf. über diesen Theil der Staatsverwaltung, sind die folgenden Abschnitte über die Aus- und Einfuhr der Lebensmittel, deren Consumtion im Lande, über Bevölkerung, Klima u. dgl. Ein folgender Abschnitt, unter der Rubrik: *Projecte*, enthält manchen guten und wichtigen Gedanken die Reform der herrschenden Regierungsfehler betreffend; nur möchten die Vorschläge, wegen des eigenthümlichen Gesichtspunkts, aus welchen G. die Lage der Dinge ansieht, mancher Modificationen, in der wohl noch entfernten Ausführung selbst, bedürfen. — Von etwa 13 Millionen neapol. Dukati ordentliche Staatseinkünfte bleiben der Krone, nach Abzug der Zinsen für die Nationalschulden, reine 7 Millionen: und dem Könige von dieser Summe etwa 2 Mill., denn die Kosten des Kriegs- und See-Etats betragen nebst den übrigen Ausgaben von Besoldungen, Pensionen u. dgl. etwas über 5 Millionen. Diese 2 Millionen reichen aber für die verschwenderischen Ausgaben des Hofes nicht hin. Seit der Thronbesteigung der Königin sind die Staatsschulden durch Anleihen von 5 Mill. neap. Ducati vermehrt, wie der Vf., aber nach einer allgemeinen nicht zu verbürgenden Berechnung, angibt. Das Militär besteht zusammen aus 29000 Mann Landtruppen, welche nach der physischen und politischen Lage des Reichs um ein Drittheil vermindert werden könnten. Die Seemacht, bestehend in acht Linienschiffen von 64 Kanonen, zwey von 60 Kanonen, und acht Fregatten, ist unthätig und selbst den Seeräubern wenig furchtbar, welche im Angesicht der Hauptstadt, Schiffe kapern. Demungeachtet kostet sie unverhältnissmässig grosse Summen, wovon aber ein ansehnlicher Ueberschuss in die Privatkasse des verschwenderischen Hofes fliesst. Zweckmässiger würde für diesen Staat eine aus kleinen Schiffen bestehende Flotte seyn, um die Korsaren in Respect zu halten. — Das unedle Benehmen K. Josephs II. gegen den verstorbnen verdienstvollen Hofr. *Born* ist von dem Vf., so wenig diese Nachricht hieher gehört, richtig erzählt. — Endlich noch einige Bemerkungen über die von den mächtigen Güterbesitzern in den neapol. Provinzen verübten empörenden Ungerechtigkeiten gegen die Unterthanen, über den Mangel aller Volkserziehung, über die königl. sehr unwirthschaftlich verwalteten, Viehweiden-Districte, *Regii Stuchi* und *la Tavogliere*, und zuletzt noch ein Abschnitt mit, in des Vf. Geschmack vorgetragnen, Vorschlägen, zur allgemeinen Staatsreform, und allgemeine Bemerkungen über Sicilien.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Leipzig*, b. *Sommer*: *Epitre sur les causes de l'obscurité et de l'incertitude qui règnent dans l'ancienne Histoire de la Russie*, par *Joseph d'Jgelström.* 20 S. gr. 8. 1793. Ein jugendlicher Versuch und ein Probestück akademischen Fleisses. Die Arbeit geht nicht viel über das Allgemeine und das, was die Urgeschichten aller Völker mit einander gemein haben. Da der Gebrauch der Schrift erst unter Wladimir des Grossen Regierung, gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts, in Russland durch die christlichen Missionäre eingeführt ward, die frühesten Denkmähler hingegen, welche das Andenken merkwürdiger Menschen, Zeiten und Begebenheiten zu erhalten, und den Annalisten zu historischen Urkunden gedient hätten, wie der Vf. meynt, noch vor den Einbrüchen der Mongolen im XIII Jahrhundert vernichtet und zerstört worden sind: so konnten freylich die bessern und glaubwürdigern Annalisten, wie Nestor u. s. w. nicht anführen, was nicht vorhanden war. Was der Vf. von den Verlust alter Denkmähler sagt, gilt wenigstens nicht von allen Provinzen des Russischen Reichs ohne Unterschied. In mehrern neuacquirirten Theilen sind doch Ruinen, Grabsteine und Befestigungen entdeckt, die Nestor wahrscheinlich nicht kannte, und denn mehrere, wie schon die noch kenntlichen Aufschriften angeben, bis ins XI ja über das XI Jahrhundert reichen. Dahin gehören z. B. die Ruinen von der alten Stadt Bulumer am Tscheremschan im Kasanischen; die Ueberbleibsel von Bolgaro, die Peter der I. vor den völligen Untergang hat sichern lassen, und die Pallas und andre beschrieben haben; andre Ueberbleibsel am Terek, an der Wolga, Kuma u. s. w. zu geschweigen, woraus denn aber freylich *für die Geschichte* nicht immer viel zu lernen ist. Auch ist gerade nicht allein den Mongolen die Zerstörung alter Denkmähler zur Last zu legen; sondern die Russen bey ihren Verwüstungen in den Königreichen Sibir, Kasan u. s. w., haben keine bessere Schonung gegen die Reste des Alterthums bewiesen. Die französische Schreibart des Vfs. ist correct und angenehm; nur: „*se debarrasser* d e s l a n g u e s „d e l a *superstition la plus grossiere du paganisme*" möchten wir nicht *garantiren.*

Philosophie. *Bückeburg*, b. d. Hofbuchdr. Althans: *Gedanken über das Daseyn Gottes, Auferstehung und Unsterblichkeit*, entworfen von Hrn. D. *Heidsiek*; an dessen 77sten Geburtstage, auf besonderes Verlangen zum Druck befördert. 24 S. 8. Wenn ein Greis mit so gesetztem Muthe hinüberblickt in das Land, das er nun bald betreten soll, wenn er, indem er Abschied nimmt, die grossen Wahrheiten, die ihn auch schon diess Erdenleben kennen lehrte, noch einmal in ihrem ganzen Lichte, worin sie die Vernunft und eine, vernunftmässig ausgelegte, Offenbarung zeigt, vor seinem, noch immer regen noch immer forschenden Geiste vorübergehen lässt, wenn er sich dabey selbst gegen andersgesinnte mit der rührenden Herzlichkeit, wie hier, erklärt, und dann, indem er sein Haupt niederlegt zum letzten langen Schlummer, mit der fühlbaren Zuversicht noch ausruft: *Sterb' ich gleich, doch werd' ich leben: Meine Seele stirbet nicht*: — so kann man diess Schauspiel nicht anders als unter unwiderstehlichen Ahndungen einer Fortdauer nach dem Tode mit ansehen. In einer ungekünstelten, fliessenden, aber doch noch Wärme athmenden, Schreibart wird zuerst der Beweis für Gottes Daseyn aus Röm. 1, 19, 20 geführt, und gezeigt, dass es gerade immer die grössten und vortreflichsten Männer gewesen seyen, *welche Schriftwahrheiten der Vernunft anzupassen*, und durch die Uebereinstimmung beider unsere Ueberzeugungen zu begründen suchten (S. 1 — 14). Aus Gottes Daseyn, Gottes Eigenschaften und der Natur des Menschen wird die Unsterblichkeit des letzteren so gefolgert, dass dabey beständige Rücksicht auf die besonderen Modificationen genommen ist, welche diese Lehre durch die Offenbarung erhalten hat.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 23. August 1794.

ERDBESCHREIBUNG.

Paris, b. Buisson: *Memoires secretes et critiques des Cours, des Gouvernements et des Moeurs, des principaux Etats de l'Italie.* Par *Joseph Gorani*, citoyen françois. etc.

Frankfurt u. Leipzig: *Geheime und kritische Nachrichten von Italien, nebst einem Gemälde der Höfe, Regierungen und Sitten der vornehmsten Staaten dieses Landes.* Von *Joseph Gorani*, französischem Bürger u. s. w.

Cölln, b. Hammer: *Joseph Gorani's* französischem Bürgers, *geheime und kritische Nachrichten von den Höfen, Regierungen und Sitten der wichtigsten Staaten in Italien.* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochnen Recension.)

Zweyter Theil. *Rom und der Kirchenstaat.* Was in diesem Theil über die Regierungsform überhaupt, über den schändlichen Misbrauch der hierarchischen Gewalt, den Despotismus der päbstlichen Kammer und ihrer Monopole, über die strafbare Schwäche der Polizey, die traurige Zerrüttung aller Gewerbe und den tiefen Verfall des ganzen Landes, so wie über die Eitelkeit, Ruhmsucht, Verschwendung und den Nepotismus Pius VI. und endlich über die glänzenden Armseligkeiten und kindischen Gaukelspiele, wodurch das Volk in einer fortdaurenden Betäubung erhalten wird, gesagt ist, stimmt, wie man leicht denken kann, in den gerechten Tadel, aller vernünftigen Reisenden. Zur Vermeidung von Wiederholungen solcher längst bekannten Dinge, übergeht Rec. die Abschnitte, die diese Gegenstände betreffen. — *Civita vecchia.* Um die Wiederherstellung und Verbesserung dieses, von Trajan gestifteten Hafens, haben sich die Päbste *Paul III. Urban VIII, Clemens XIII* und *Alexander VII.* Verdienste erworben. Der Handel ist nicht beträchtlich und die räuberischen Klöster haben die Reichthümer allein. Die Besatzung bestand aus 560 schlecht montirten und undisciplinirter Soldaten. Die Galeeren- und türkischen Sklaven werden leidlich gehalten und treiben sogar einen kleinen Handel; ein Vortheil, der sogar den wirklichen Verbrechern zugestanden wird. — *Rom.* Sonderbarkeiten des bekannten englischen Banquiers und Kunsthändlers *Jenkins.* Den Verkauf der Stücke, begleitet er mit pathetischen Standreden über deren Schönheit, und zwingt sich zu Thränen, wenn er für baares Geld, sich davon trennt. *Pius VI.* ist der Sohn eines armen Edelmanns von Cesena. Als Jüngling ward ihm, wegen Unfähigkeit, sogar ein schlechtes Canonicat, darum er bat, abgeschlagen. Der Kardinal *Ruffo*, ein Freund von schönen Jünglingen, verschaffte ihm eine Pfründe an der Peterskirche und seine Freundin, die Maitresse des K. Rezzonico, beförderte ihn zum Grosschatzmeister. Als Clemens XIV. ihm den Kardinalshut verlieh, begleitete er das Geschenk mit einer bittern Bemerkung, welche auf *Braschi's* vormalige Verwaltung des Schatzes Beziehung hatte. — G. widerspricht einer doch so ziemlich notorischen Thatsache, der Vergiftung des edlen *Ganganelli*, den er übrigens sehr richtig schildert. Seine durch die Furcht vor den Jesuiten zerrüttete Phantasie, sagt er, habe den Tod dieses Pabstes befördert. — Die verschiednen Klassen der Römer von allen Ständen zeichnet der Vf. sehr wahr und charakteristisch. Er spricht, als philosophischer Beobachter, dem Volk gute Anlagen zu einem bestimmten Charakter, nicht so ganz ab, wie viele unserer neuen Reisebeschreiber thaten: aber welche Pflanze kann auf diesen dürrren Boden gedeihen? das gesellige Leben und die *Conversazioni* der Vornehmen, diesen Aufenthalt des steifen Ceremoniels und der Langenweile, schildert er treffend, aber auch das sind längst bekannte Dinge. Neuer und interessanter ist die aufgestellte Reihe von Kardinälen und Staatsmännern, welche nach dem Leben gezeichnet sind. Im sonderbaren Contrast stehen, in dieser Ausstellung von charakteristischen Gemälden, achtungswürdige Männer von aufgeklärtem Geist, ächter Gelehrsamkeit, und Herzensgüte, neben plumpen Schwachköpfen, cynischen Wollüstlingen, eigennützigen Heuchlern und stolzen Verschwendern. Zu den erstern gehört vorzüglich der edle spanische Gesandte R. *von Azara*, der sardinische Gesandte Gr. *Rivera*, die Kardinäle *Alex. Albani* (der letzt verstorbene) *Negeroni*, *Bernis*, *Corsini*, *Busca*, *Palotta*, *Gius*, *Doria*, der Senator Prinz *Rezzonico*, der Prälat *Stay*. In der letztgenannten Reihe, werden die Leser die Subjecte leicht selbst finden. Von den beiden lieben Neffen des Pabstes ist besonders der Herzog *Braschi Onesti* wegen des seltnen Grades der Unwissenheit berüchtigt. Auch von unserm berühmten *Mengs* von dem Antiquar *Aldovrandi*, dem jetzt verstorbenen Mathematiker Peter *Jaquier*, dem verstorbenen Auditor *Taruffi* u. a. findet man manches Denkwürdige gesagt. — Die Fabrik der *Aqua Tofana* ist jetzt von Neapel nach Perugia im Kirchenstaat (!) verlegt. — In dem Jesuiten-Collegium leben 100 Exjesuiten. Stirbt einer, so ernennt der Pabst an dessen Stelle einen andern. Auf Begehren der russischen Kaiserin, welche im Scherz gesagt haben soll, „sie unterhalte diese ausländischen Pflanzen in ihren botanischen Gärten, um denen, die es verlangten, Samen geben zu

zu können," ist dieses Institut vom Pabst bestätiget. — Der K. von Schweden liess seine Zusammenkunft mit dem Pabst im Museo clementino, den G. beschreibt, durch einen berühmten französischen Geschichtsmaler *Gagneroux* malen, und der Pabst behielt eine Copie davon. Der König musste, bey seiner Popularität, von gemeinen Römern, manche derbe Erinnerung, wegen seiner kostbaren und unnützen Reise hören, und die Correspondenz des Pasquino und Marforio war auch bey dieser Gelegenheit nicht unthätig. — Eine noch wenig bekannte, am päbstlichen Hofe aber wichtige Person, *Stephan Brandi*, ein schlauer Kammerdiener des Pabstes und sein Liebling, kommt hier auch vor. — Die erzählten Prellereyen, die der junge Graf *Fries* von den römischen Brocanteurs erfuhr, sind alltägliche Vorfälle in Rom, welche besonders den reichen und unwissenden Engländern oft begegnen. — Dass der Sixtinische Schatz in der Engelsburg von Pius VI. *ganz* ausgeleert sey, wie der Vf. behauptet, lässt sich nicht mit Gewissheit sagen; aber zur Hälfte verschwendet ist er wohl gewiss. — Den Process *Cagliostro's* und seine Verdammung zum lebenslänglichen Gefängniss, erklärt der Vf. für Verletzung der Hospitalität und für despotischen Eingriff in Gesetze und Völkerrechte, wodurch die römische Inquisition sich geschändet hat. C. schmachtet jetzt in einen dunkeln Loch, das nur oben eine Oefnung hat, durch welche man Speise hinablässt, man bekümmert sich übrigens um die Unglücklichen, die diese abscheuliche Strafe leiden, nicht weiter, und erfährt ihren Tod erst dann, wenn der Korb mit dem Essen mehrere Tage hintereinander, von dem Gefangenen unberührt, wieder heraufgezogen wird. — Die Capitel über die Annona, über die Lehnsgüter der apostolischen Kammer und deren scheinbare Verpachtung, geben merkwürdige Aufschlüsse über die Staatsplünderungen; wodurch die begünstigten Grossen sich bereichern, und von dem Gouvernement geflissentlich veranlasst und befördert werden. Die Abkömmlinge der Pabste gewinnen am meisten bey diesem Raube, und die entfernte Aussicht, sich dieser Quelle des Reichthums zu nähern, ist die Ursache, warum die Römer sich zu den geistlichen Orden drängen. — Die Herzogin *Bracciano*, wegen ihres scharfsinnigen und treffenden Urtheils und ihrer Kenntnisse geachtet, sagte als Pius VI. Pabst ward: „über diese Wahl mag sich freuen, „wer eine schöne Figur hat." (es ist bekannt, dass Pius schöne Männer besonders schätzt.) „Grobe Missgriffe „werden unter dieser Regierung geschehen, Plünderun- „gen werden sie bezeichnen." Ihr Urtheil über Pius Reise nach Wien endigte mit den Worten: „der Fürst „Kaunitz wird ihm zeigen, was am Ende des 18 Jahr „hunderts ein Pabst gilt." — Das Sittenverderben hat besonders unter den Grossen in Rom den höchsten Grad der Schändlichkeit erreicht: eines der unnatürlichsten Laster, heisst deswegen *die adeliche Sünde*, besser, die Sünde des römischen Adels. Die neuern Antinous richten dort, wie anderswo Thaliens Priesterinnen, viele Familien zu Grunde. Die Vornehmen machen gegen Fremde kein Heel aus ihrer Lieblingssünde. G. wohnte der Toilette eines jungen schönen Kastraten bey, der von einer Versammlung von Prälaten bedient ward, die sich wetteifernd ihm zu gefallen bemüheten. Bey Gelegenheit der Bemerkungen des Vf. über die Entstehung der Hierarchie, wird Rom und der vornehme Clerus daselbst als der Mittelpunkt der Hauptpersonen, die in den verschiednen Theilen von Frankreich versuchten Gegenrevolutionen angegeben. — Das Haus der Sign. *Maria Pezzelli*, einer gelehrten Pedantin, ist der Versammlungsort der römischen Gelehrten. Gewöhnlich trift man aber nur schulgerechte Pedanten, bey den hochgelahrten Disputierübungen, worin die Frau vom Hause präsidirt, und wo Gegenstände der Kunst, Literatur und Politik jämmerlich gemisshandelt werden. Unter dem Haufen dieser Pedanten und schönen Geister zeichnen sich aber die Namen *Arteaga*, Vf. der von Hn. Dr. *Forkel* kritisch übersetzten Geschichte der italienischen Oper, die Abbaten *Hay* und *Serassi* und Prälat *Borgia* rühmlichst aus. Von dem letztern, jetzigen Kardinal *Borgia*, einem Mann von hellem Kopf spricht der Vf. nur einmal und im Vorbeygehen. — In einem Capuciner-Kloster in Rom, lebte ein 90 jähriger Persianer, vormals Schatzmeister seines Kaisers, welcher aus eignem Triebe von Ispahan mit der dortigen Mission nach Rom kam, und hier viele Jahre, ohne seine Religion zu verändern im Ordenskleide lebte. Ein seltnes Beyspiel der Duldung des Pabstes. Der Pensionär starb 1787. — Eine sonderbare Vermuthung wird über die Entstehung der Katakomben geäussert; dass sie nemlich, zu Belagerungszeiten angelegte Gänge waren, um die Communication ausser der Stadt zu erhalten. Natürlicher und wahrscheinlicher ist es, sie für Steinbrüche und Erdgruben zu halten, aus welchen zum Bau der Stadt Materialien genommen wurden, eine Meynung der der Vf. bey den Katakomben in Neapel auch beytritt. — Das Volk in Rom war von dem Gange der französischen Revolution sehr unterrichtet, und äusserte, dass die Priester ihnen diese Begebenheiten entweder ganz verheimlichten oder falsch vorstellten. Die Revolutionsdemonstrationen, die G. einem Fischhändler am Markt hielt, bedürften wohl mancher unpartheyischen Berichtigung, und mögen seinem Zuhörer auch nur wenig verständlich gewesen seyn; denn diese Klasse ist äusserst roh und ungebildet. — Die Zahl der in Rom wohnenden und bekanntlich so barbarisch behandelten Juden wird hier, zu hoch, auf 16000 angegeben. Aus den sichersten Quellen erfuhr Rec. vor 10 Jahren in Rom, dass nur etwa 10000 Juden hier lebten. Die Archive des *Ghetto* oder Judenquartiers stehen bey ihren auswärtigen Glaubensgenossen, wegen ihrer wichtigen Manuscripte in grossen Ansehen. — Die Volksmenge in Rom beträgt 180,000 und die des ganzen Kirchenstaates zwey Millionen, wovon beynahe der vierte Theil dem ehelosen Stande angehört. — Der Abschnitt, die Staatseinkünfte und Schulden, und öffentliche Ausgaben betreffend, enthält bloss allgemeine Resultate. Die Einkünfte des päbstlichen Stuhls schätzt der Vf. nach den vielen neuerlichen Veränderungen jetzt, auf 12 Millionen franz. Livres. Die Staatsschulden von 61 Mill. römische Thaler, sollen von Pius VI. noch mit 26 Mill. vermehrt seyn. Die

bewas-

bewaffnete geringe Macht zu Lande und zur See kostet 431,935 röm. Thaler, die päbstliche Hofhaltung, nach dem *öffentlichen* Anschlag 164,396 Thaler aber insgeheim wird wenigstens noch einmal soviel verbraucht. Für Minister und Sänger wird 7057 Thlr. und für Jahrgelder der Kardinäle 38,444 Thlr. berechnet. Die Nuntiaturen an auswärtigen Höfen kosten 24,254 Thaler. — Die römische Inquisition ist in neuern Zeiten durchaus unschädlich und milde: nur in Ansehung der Behandlung Cagliostro's leidet dieses Zeugniss des Vf. eine Ausnahme. Das Tribunal der Rota und die Richter desselben erwarben sich die Achtung unsers Vf. Sehr epitomatorisch sind die Bemerkungen und Nachrichten über die zum Kirchenstaat gehörigen Provinzen. — In der Campagna di Roma sind, auf Veranstaltung der, für das gemeine Wohl thätigen Familie *Odeschalchi* mehrere Papiermühlen und Eisenhämmer seit kurzem angelegt. — In dem Abschnitt über *Bologna* wird der verrätherische Entwurf des Kardinal *Buoncompagno* berührt, welcher die Zerstörung der vom päbstlichen Stuhl noch ziemlich unabhängige Verfassung dieses Staats, — die Herabwürdigung desselben unter das Sklavenjoch der übrigen päbstlichen Provinzen zur Absicht hatte, dessen Ausführung sich aber das Volk mit Nachdruck widersetzte. Hier fand der Vf. die meisten Anhänger der franz. Revolution, und selbst unter den Senatoren von den ältesten Familien, viel Interesse, sich nach den Fortgang derselben zu erkundigen.

Dritter Theil. Lucca, ein Theil von *Toscana, Modena, Parma, Genua.* Bey den Klagen des Vf. über die schlecht unterhaltnen päbstlichen Landstrasen, erinnert sich auch der Rec. mit Verdruss, dass er auf der abscheulichen Strasse zwischen Rom und Siena, zweymal seinen Reisewagen zerbrach, und dabey den eigennützigen Misshandlungen der Postmeister, Wirthe und Handwerker auf dieser grosen aber unwirthbaren, Heerstrasse ausgesetzt war. — Die zur Beförderung der Handlung in *Siena* von Leopold ausgesetzten Prämien sind von seinem Sohn unter dem Vorwand der damit vorgegangnen Missbräuche wieder aufgehoben. Das Frauenzimmer in Siena zeichnet sich durch Schönheit und Verstand, und durch den bekannten Dialekt ihrer Sprache von den übrigen Italienerinnen vorzüglich aus. — *Lucca* hat viele reiche Einwohner, wovon man einige auf 20000 Thaler jährlicher Einkünfte schätzt. Mit der Quelle dieses Reichthums, dem Handel, beschäftigt sich auch der hohe Adel. Eine kalte bald ermüdende Höflichkeit begleitet die Hospitalität, womit sonst dem Fremden in diesen grosen Häusern begegnet wird: die kleine Republik ist im Stande, innerhalb wenig Tagen eine bewaffnete Macht von 40000 Mann zu stellen. Für 25000 Mann liefert allein das Arsenal Waffen, und in den Privathäusern werden viele Waffen aufbehalten. Der Senat unterhält 15000 Mann. Bey den in mehrerer Rücksicht vernünftigen Maximen des republikanischen Gouvernements, steht feine Religionsintoleranz und die ängstliche Anhänglichkeit an dem päbstlichen Stuhl, welche hier vielleicht noch gröser ist als selbst in Spanien und Portugall, im Contrast. Auch ist die öffentliche Erziehung äusserst vernachläsiget. Dagegen wird die Justiz musterhaft verwaltet, und die Unbestechlichkeit der Richter von dem *Disco-Cato* strenge bewacht. Diese Untersuchungs-Commission, über das Betragen der Bürger in kirchlicher sowohl als bürgerlicher Hinsicht, eine öffentliche Sittencensur und Inquisition, macht die Lukkeser zu Sklaven der Polizey: denn sie bringt Misstrauen und Furcht in das Innere der Familien. Von einer andern Seite mag sie zur Erhaltung bürgerlicher Ruhe und Sicherheit des Staats mitwirken, und die Bedrückung des Bürgers durch den Adel hindern, von welcher Seite sie mit der venetianischen Staatsinquisition in ihrer Wirkung Aehnlichkeit hat. Die Aristokraten in Lucca zeichnen sich durch Achtung der niedern Bürgerklassen, denen sie durch Handlungsgeschäfte näher gebracht werden, aus. — Ein schönes Beyspiel väterlicher Sorge des Staats für seine Bürger, sind die Einrichtungen der öffentlichen Vorrathshäuser aller Arten von Lebensmitteln. Diese treflichen, schon vorlängst gestifteten, Anstalten werden mit gröster Sorgsamkeit und Ehrlichkeit verwaltet. Gleichheit der Preise der Lebensmittel wird dadurch erhalten; einer Hungersnoth vorgebeugt; der Ruin der Familien, welche durch Miswachs, Hagelschlag, Ueberschwemmung, u. dgl. litten, gehindert; die Thätigkeit des Bürgers fürs gemeine Wohl gehoben und allgemeine Wohlhabenheit befördert. Eilftausend Stadtbürgern, deren Ländereyen durch einen Hagelschlag gelitten hatten, wurde damals, ohne von Privatwohlthätigkeit unterstützt zu seyn, von dem Staat selbst auf diese Weise geholfen. Bis auf die Ausfuhr des Korns, welches der Staat zur Versorgung der Magazine braucht, wovon er im Lande selbst nicht soviel findet als er braucht, ist jeder andere Handel frey. Die Zölle sind mäsig, und gleich unter allen Ständen. Durch ansehnliche Summen unterstützt der Staat die Gewerbe und Fabrikenanlagen. Dem vollkommnen Flor des Handels fehlt nichts als ein Seehafen, dessen mögliche Anlegung aber, von den mächtigen Nachbaren gehindert wird. — Auffallend ist in Lucca die Ungleichheit der Ehen in Rücksicht des Alters der Verehlichten, wodurch der Cicisbeat befördert wird. — Die grosse Bevölkerung und Fruchtbarkeit, der sorgfältige Anbau und die Benutzung jedes Flecken Landes des Gebiets von Lucca ist bekannt genug. Unvergesslich bleibt dem Rec. *dieser* Anblick ohne Gleichen, als er kurz vor der Erndte die gesegnete Gegend um Lucca bereiste! — Oel führt der Staat am meisten aus, etwa 40000 Barilen im Jahr. Der Betrag dieses Handels ist 1,700,000 franz. Livres. — Die Regierungsform von Lucca und die Verwaltung der verschiednen Magistraturen, ist von dem Vf. gut auseinandergesetzt und die speciellen Bemerkungen darüber, so wie über die Finanzeinrichtungen, sind aus authentischen Quellen geschöpft. — Es war damals eine Commission niedergesetzt, um ein neues und zweckmäsigeres Gesetzbuch zu entwerfen. Der National-Charakter des Volks ist gutartig; eigentliche Verbrechen werden nur selten begangen. — In Ansehung der Contributionen, besitzt die Regierung die Kunst, das Volk in einer Täuschung

fchung zu erhalten, damit es die Laften, welche es wirklich trägt, nicht empfindet, wobey die Adminiftrationen der Finanzen vortreflich ift. Die geringen Staatsausgaben ftehen mit den Landeseinkünften von 1,300000 Liv. in keinem Verhältnifs, und der Vf. wirft deswegen mit Recht die Frage auf: warum der Staat denn jene geheime Bedrückung durch unnöthige Abgaben übe? — Zwey intereffante Gefchichten, die, eines jungen Florentiners und eines Mönchs, von fehr verfchiedenem Charakter find hier eingefchoben. —

Livorno. Die berühmte Mobilien-, Kunft-, und Naturalien-Niederlage des Kaufmanns *Micali* dafelbft. In diefem Magazin des Luxus und Gefchmacks pflegte der fonft fo fparfame Leopold, bey feinem jährlichen Befuche, an 12000 Zechinen anzulegen. — Das Zollfyftem ward von Leopold unaufhörlich verändert. Man arbeitete damals an einem neuen Plan dazu, und das war unter L. Regierung der fechs und vierzigfte. Der Betrag der Zölle fteigt nach des Vf. Berechnung jährlich auf 2,300,000 Liv. — Die Polizey ift in Livorno wachfam, aber der fanfte Charakter der Nation felbft, befördert die innere Ruhe und Sicherheit in den toskanifchen Städten. — Etwas oberflächlich find die Bemerkungen über den Handel von Livorno. Der Vf. nimmt dabey die gefuchte Gelegenheit gegen den Handlungsgeift der öfterreichifchen Regenten feine gewohnten Waffen zu ergreifen, wobey er, ohne philofophifch unterfcheidenden Blick, den perfönlichen Tadel häuft, welchen er über jedes Glied des bourbonifchen und öfterreichifchen Haufes auszugiefsen pflegt. — Uebrigens ertheilt er auch in Rückficht auf Livorno der Regierungsform von Toskana das ihr mit hohem Recht gebührende Lob. — Die Bevölkerung von Livorno wird, Fremde, Seeleute und Reifende ungerechnet, auf 58000 Menfchen angegeben. Im J. 1764 betrug die Zahl der Juden 7000, im J. 1772 war fie auf 13000, im J. 1781. auf 15000 und im J. 1789. auf 18000 geftiegen. Diefe Berechnung ift überhaupt, und für das Jahr 1781 wenigftens, zu hoch angegeben: denn im Jahr 1783 betrug die Zahl der Juden zwifchen 10 bis 11000. — Dafs in einem gleichen Verhältnifs fich die Proteftanten dafelbft vermehrt haben, ift wohl auch zu viel behauptet. Die jüdifchen Familien gehören zu den reichften in der Stadt. Die Ländereyen, welche fie befitzen, find fehr gut angebauet. In ihren Häufern herrfcht Gaftfreyheit, Reinlichkeit, Wohlftand und Liberalität: denn fie find frey, ungedruckt, haben Theil an einigen öffentlichen Verwaltungen: fie leben hier glücklicher und beffer als in Holland und England. Gleiche Rechte und Freyheiten geniefsen die Proteftanten. — „Wenn er nur den Landesgefetzen gehorcht," antwortete der aufgeklärte Landesfürft dem Gouverneur, auf die Erkundigung: ob fich ein Genoffe der Mährifchen Brüder dafelbft niederlaffen könne? — Die Mahomedaner haben keine Mofchee, wie einige Reifende fälfchlich behaupten, fondern nur Privatreligionsübung, und ein Stück Landes um ihre Todten zu begraben. Es würde ihnen jedoch vielleicht nicht fchwer werden, auch öffentliche Religionsübungen zu erhalten, wenn fie fich entfchliefsen könnten, fich felbft ein Bethaus zu bauen und ihre Religionsdiener zu unterhalten. Aber ihr Aufenthalt in Livorno ift nur kurz und kein Mahomedaner hat ein feftes Etabliffement dafelbft. Ungeachtet diefer allgemeinen Toleranz des Regenten, ift das Volk fehr bigott und befonders geneigt, die Juden zu infultiren, welches fchon oft zur Störung der öffentlichen Ruhe Anlafs gab. Die von dem G. H. eingeführte befte Volkserziehung wird diefem Uebel entgegen wirken. — Ausführlich befchrieben ift die vortrefliche Einrichtung des Quarantainehaufes oder Lazarets, welche ihres gleichen in diefer Vollkommenheit des Innern nicht hat. Alle Vorforge der aufgeklärteften Humanität ift hier vereint. Mifsbräuche und Vernachläffigungen find, der über alles Lob erhabenen Einrichtung und Verwaltung, unzugänglich. — Die verfchiedenen Begräbnifsplätze aufser der Stadt find fehenswürdig. Der Platz der Holländer und Hamburger, ift zum Frucht- und Küchengarten eingerichtet und mit Citronen und Orangenbäumen eingezäunt. Auf dem Platz der Engländer fieht man koftbare Grabmale. Befonders prächtig und prahlerifch, ift das Monument des vormaligen englifchen Confuls *Dick*. Die rührende Gefchichte eines unglücklichen Opfers der Intriguen eines fremden Hofes, zu deffen Verderben diefer verächtliche Menfch mitwirkte, wird bey diefer Gelegenheit erzählt.

(Der Befchlufs folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Altona*, b. Hammerich: *Verfuch einer Analytik des Gefühlsvermögens*, von *Georg Auguft Flemming*. 1793. 72 S. 8. Der Vf. fand die bisherigen Theorien des Gefühlsvermögens nicht befriedigend, im Gegentheil *myfteriös*, und entfchlofs fich daher, nach einer hinlänglich geprüften Unterfuchung, etwas kläreres hierüber ans Licht zu geben! Nachdem er zuerft das Denkende und Empfindende am Menfchen unterfchieden, jedoch aber beides wieder als in *einer* Vorftellkraft verbunden betrachtet hat: fo geht er zur Erklärung *des Gefühls* über, und verfteht darunter: *diejenige Vorftellung, welche durch ein Afficirtwerden des innern Sinnes vermöge des Einbildungsvermögens entfteht, indem diefe das Verhältnifs des vorgeftellten Objects in Beziehung auf das Subject darftellt.* Die, in der That fcharffinnige, Zergliederung diefer Definition, welche Rec. dem eigenem Nachlefen empfehlen mufs, weil bey einer fo kleinen Schrift ein Auszug ganz zweckwidrig feyn würde, lauft fort bis S. 24., und dann wird gezeigt, wie unzertrennlich *Luft und Unluft*, ob fie gleich dem Gefühle nicht wefentlich angehören, dennoch mit demfelben verbunden feyen. Ganz richtig werden nun die thierifchen Gefühle von den edleren geiftigen unterfchieden, die Merkmale der Sympathie angegeben, und S. 37. wird dem Gefühle der Name eines Verftandesgefühls beygelegt, wenn das Verhältnifs zu dem, aufser dem Subject befindlichen, Objecte fich blofs auf eigene Selbftthätigkeit, mithin auf das Anfchauen der beförderten oder gehinderten Thätigkeit des Verftandes gründet. *Die Luft* bezieht fich im Verftandesgefühle auf die fortfchreitende oder erweiterte Selbftthätigkeit, folglich auf eine Realität, *die Unluft* auf eine, im Gefühl angefchaute, Negation. (S. 41.) Aus dem bisherigen werden in der Folge Refultate gezogen für das Aefthetifche Gefühl, für das Schöne, Mathematifch- und Dynamifcherhabene, endlich wird das moralifche Gefühl fcharf, und ganz im Geifte der kritifchen Philofophie beftimmt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 23. August 1794.

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Buisson: *Memoires secrets et critiques des Cours, des sociétes Gouvernements et des Moeurs, des principaux Etat de l'Italie.* Par *Joseph Gorani*, citoyen françois. etc.

FRANKFURT u. LEIPZIG: *Geheime und kritische Nachrichten von Italien, nebst einem Gemälde der Höfe, Regierungen und Städte der vornehmsten Staaten dieses Landes.* Von *Joseph Gorani*, französischen Bürger etc.

CÖLLN, b. Pet. Hammer: *Joseph Gorani's*, französischen Bürgers, *geheime und kritische Nachrichten von den Höfen, Regierungen und Sitten der wichtigsten Staaten in Italien.* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Modena. Züge aus der Geschichte des vorigen Herzogs Ferdinand III. und specielle Nachrichten von einigen merkwürdigen Gelehrten, besonders von dem (nun verstorbenen) Abbaten *Tiraboschi*, unter dessen Aufsicht die wohlgeordnete herzogliche Bibliothek steht. — Wenn man die in Geitz ausartende Sparsamkeit des jetzigen Herzogs ausnimmt, wovon höchst lächerliche Anekdoten erzählt werden, zeichnet sich dieser Fürst durch vorzügliche Eigenschaften des Geistes und Herzens aus. Schon mehrere Jahre vor der Revolution in Frankreich äusserte er dem Vf., dass eine drohende Krisis unvermeidlich und diese schrecklich seyn, und eine gänzliche Zerrüttung des Reichs nach sich ziehen werde. „Die Erzählungen der Thorheiten des französichen Hofes," setzte er hinzu, „sind traurig zu hören. Ich bin überzeugt, dass sein Betragen die schöne „Monarchie in den Abgrund des Verderbens stürzen „wird. Ordnung und Sparsamkeit kann manchem Uebel „vorbeugen und es verbessern: durch sie lassen sich, sonst „unerschwingliche Dinge ausführen: so ein unvernünftiges Betragen aber zerstört die am besten organisirten „Staaten, und führt eine Reihe von Begebenheiten herbey, die man für unmöglich hielt, und sich sonst nicht „würden zugetragen haben." — Ein sehr vernünftiges wahres und ungekünsteltes Raisonnement! Von der gesunden Urtheilskraft dieses Fürsten zeugten auch seine Aeusserungen über andre europäische Staaten. — Die Viehzucht ist im Lande vortrefflich: den Handel mit Hornvieh berechnet der Vf. allein jährlich auf 1,500,000 Liv. — Nach einem neuen Catastro, sind die Landesabgaben von dem jetzigen Herzog nach gerechtem und gleichem Verhältniss vertheilt; folglich ist dadurch die Last der geringern Klassen vermindert. Die Finanzen sind jetzt auf einen viel solidern Fuss als unter dem vorigen Herzog. Das Feudalsystem anzugreifen, fehlt es dem Regenten an Muth. Auch ist dieses im Ganzen weniger drückend als in Unteritalien; denn der Adel von Modena zeichnet sich durch Milde und Billigkeit aus, obgleich die aristokratische Verfassung die Volksbedrückungen begünstiget. — Die Kornausfuhr ist ohne Noth beschränkt, da das Land viel mehr Getraide bringt als im Lande consumirt wird. Dass so manche Monopolien Generalpachtungen u. dgl. dem freyen Erwerb der Unterthanen noch Fesseln anlegen dürfen, lässt sich bey diesem sonst guten und gerechten Regenten nicht erklären. — Die Einkünfte des Herzogs betragen 300,000 Zechinen, wovon er jährlich 100,000 Zechinen erspart und in sichre Fonds anlegt. — Der Geitz des Herzogs steht manchem Guten und Nützlichen im Wege, wozu es den Regenten weder an Einsicht noch an Selbstständigkeit fehlt. — Die mit der Verschwendung des vorigen Regenten so sehr abstechende Sparsamkeit des jetzigen Hofes, und der dadurch plötzlich gehemmte Geldumlauf, ist eine Hauptursache der Verarmung vieler Familien und der häufigen Betteley. — Modena. Die Sign. *Marini*, seit dreyssig Jahren eine dem Lande unschädliche Freundin des Herzogs, geniesst eine jährliche Pension von *dreyhundert Zechinen.* Der March. von Scandiano, des H. natürlicher Sohn, lebt eben so beschränkt. — Bey der vordem berühmten Sängerin *Banasini*, der Aspasia von Modena, sieht man die besten Gesellschaften, welche sie durch ihre Liebenswürdigkeit, ihren Geist und ihre Kenntnisse an sich ziehet: Eigenschaften, die ihr im reichlichern Masse, als den beiden ersten Ministern des Herzogs, wovon man hier eine lebendige Schilderung findet, verliehen sind. — Das Militär ist reducirt, und besteht jetzt nur aus einem gut montirten und exercirten Regiment Garde. — Der Einfluss der Hierarchen ist in Modena untergeordnet. Die Bevölkerung wird auf 361000 geschätzt. — In dem bekannten Ton der Briefe Gorani's an gekrönte Häupter, gibt er, wiewohl etwas gemässigter, auch diesem Fürsten seinen guten Rath, in Ansehung der Wiedereinsetzung seiner Unterthanen in ihre ursprünglichen Menschenrechte, Wiederherstellung der vollkommensten Gleichheit u. dgl.

Parma. Gemälde des regierenden Herzogs — des sehr unfolgsamen Zöglings der hohen Lehren eines *Condillacs* und *Keralio* (!) — Die Finanzen sind so sehr im Verfall, dass das Deficit der Hofausgaben allein, jährlich 160,000 Liv. beträgt, und man im Lande selbst behauptet, die Schuldenlast übersteige den Werth des ganzen

zen Landes (!). — Die Herzogin von Parma ist eine Schwester der unglücklichen Königin von Frankreich und der von Neapel; — wie sollte sie der scharfen Censur des Vfs. und seiner Liebhaberey für schmutzige Carricaturen entgehen? — Herrliches Land von Lodi, durch höchsten Reichthum des Bodens und durch Arbeitsfleifs seiner Bewohner gesegnet, ungeachtet diese unter den Druck der härtesten Abgaben und Verordnungen seufzen. — Das Räubernest *Retegno* besuchte der Vf. einigemal. Der Ort ist von Mailand und Parma zugleich abhängig und hat etwa 800, in zwey Klassen getheilte, Bewohner, wovon die eine, das elende Gewerbe active treibt, und die zweyte den Raub zu Gelde macht u. s. w. Letztere hat zu diesem Behuf, Comptoire, Commis, Mäkler und auswärtige Geschäftsträger. Das Recht der Gastfreundschaft wird jedoch von dieser Horde in ihrer Stadt nicht beleidigt, auch machen sie sich keines Mordes und anderer Gewaltthätigkeiten schuldig. Die gröfsten Städte Italiens sind die Tummelplätze ihrer Emissairs, welche die Effecten nach Retegno, dem Stapelplatz, versenden. Schon die Kinder werden früh in den Taschenspielerkünsten dieses Gewerbes methodisch unterrichtet. Die Bande hat ihre eigne Verfassung und Gesetze, und besänftiget — *sagt Gorani*, die Gewaltigen der benachbarten Staaten, durch reiche Gaben, um in ihrem Geschäftsfleifs nicht gestöhrt zu werden. Auch wüthen diese Herren — *sagt Gorani*, nur verstellterweise gegen ihre Vasallen, falls die Thätigkeit derselben etwa zu ruchtbar wird, züchtigen sie gelinde — und lassen sie wieder los.

Genua. Die Verläumdungen, womit dieser, gegen Frankreich freundschaftlichgesinnte, Freystaat, in den ältern Zeiten besonders, verfolgt wurde, werden von dem Vf. mit Nachdruck bestritten, und dem Aberglauben und der noch mit zu vielem Einflufs selbst in den Innersten der Familien herrschenden Priester-Caste, die Fehler zugeschrieben, welche der Verfassung etwa vorzuwerfen wären. Das von den Genuesern aufgestellte und mit factis aus der ältern und neuern Geschichte begleitete Gemälde, ist mit vielem Scharfsinn und guter Kenntnifs zusammengesetzt. Das Urtheil über den Nationalgeist ist mehrentheils unpartheyisch und treffend. — Allein ein blofser Auszug dieses Theils der Memoiren würde unzureichend seyn: man mufs ihn im Zusammenhange lesen. Bey einiger, von dem Vf. nicht zu verläugnender, Partheylichkeit für diese treue Freundin der französischen Nation, — deren kluges Benehmen in ihrer jetzigen kritischen Lage Lob verdient, — verschweigt er doch auch manche sichtbare und versteckte Staatsfehler nicht. Die zwischen Genua und Venedig gezogne Parallele, fällt mit Recht zum Nachtheil der letztern aus: doch möchte Rec. auch hierin den Vf. von aller Parteylichkeit nicht frey sprechen. — Die öffentlichen Anstalten der Hospitäler, Armen- und Waisenhäuser haben musterhafte Einrichtungen. — Verdientes Lob des gelehrten Exdoge: *Lomellini.* — Befriedigender als die unvollständigen Nachrichten von der innern Staatsverfassung von Genua ist der historisch concentrirte Abschnitt über die Insel *Corsika*, welcher die Geschichte der Unruhen auf dieser Insel und eine Rüge des Despotismus, den die Genueser über diese ihre ehemalige und noch nicht verschmerzte Besitzung übten, enthält. Eines ähnlichen despotischen Drucks, macht die Republik sich fortdauernd in Ansehung des in ihrem Staat liegende Reichslehn *San Remo* schuldig. Dieser letzte Theil der Memoiren schliefst mit einer kurzen Nachricht von dem kleinen, aber durch eine weise und gelinde Regierung glücklichen, Fürstenthum *Monaco.*

Es bleibt dem Rec. noch übrig, ein Wort von den beiden, dem Titel nach oben angezeigten, Uebersetzungen dieses interessanten Werkes zu sagen. Beide Uebersetzer (von der in Kölln besorgten Verdeutschung hat Rec. bis jetzt nur den ersten Band und die Anzeige des herausgekommenen 2ten Bandes gesehen, haben dafür gesorgt, nebst einer vorangeschickten Schutzrede des Unternehmens selbst, die anstöfsigsten Stellen entweder ganz wegzulassen oder sie, ein jeder auf seine Manier, entweder mit Auslassungszeichen oder Anfangsbuchstaben der Namen u. dgl. zu maskiren, und hie und da die grellsten Farben, womit einige dieser Gemälde überladen sind, zu mildern. — Nicht eben dadurch, wohl aber durch Hinweglassung ganzer Abschnitte, die sich der zuerstgenannte Uebersetzer erlaubt hat, falls er nicht dazu genöthiget worden ist, ist *Goranis Werk* offenbar entstellt. — Was den Werth der beiden Verdeutschungen als solcher betrifft; so hat die Köllner Ausgabe allerdings einige Vorzüge in Rücksicht der Sprache (in welcher Rücksicht aber auch sie bey weiten nicht fehlerfrey ist) und mehrerer Vollständigkeit, vor der Leipziger, welche der Spuren der Uebereilung unzählige trägt, und eben so viel Lücken hat. Die Anmerkungen des Köllner Uebersetzers zum 1sten Theil sind von weniger Bedeutung: denn es kommt nach des Rec. unvorgreiflicher Einsicht bey Verschiedenheit der Meinungen nicht auf dictatorischen Widerspruch und witzelnde Repartien, sondern auf gründliche Widerlegung und Berichtigung an. Auch mufs dieser *scharfsinnige* Uebersetzer den Lesern wenig eignes Urtheil und Scharfsinn zugetraut haben, wenn er glaubte, mit manchen an sich selbst herzlich wäfsrigten Randglossen etwas Neues sagen, oder sie eines bessern belehren zu können.

PHILOSOPHIE.

Berlin, b. Mylius: *Magazin zur Erfahrungsseelenkunde als ein Lesebuch für Gelehrte und Ungelehrte.* Herausgegeben von *Karl Philipp Moritz.* Achter Band 1791. 368 S. Neunter Band, mitherausgegeben von *Salomon Maimon.* 1792. 395 S. 8.

Das Moritzische Magazin hat sich unleugbar um die Belebung des psychologischen Beobachtungsgeistes ein grofses Verdienst erworben, und wird sowohl als Sammlung von Beyspielen, als durch einige trefliche Beyträge zur Anatomie der dunklen Vorstellungen und des geheimen Zusammenhangs zwischen der äufsern und innern Natur, für den Psychologen immer seinen Werth behalten. Dem nunmehr verstorbnen Herausgeber selbst scheinen diese Arbeiten sehr geschadet zu haben: von ihnen,

ihnen, dünkt uns, ward ihm unvermerkt die Lust zu künsteln und zu deuteln, und diejenige Unbestimmtheit eigen, welche in allen seinen letztern Schriften herrscht, und welche durch einen gewissen Anstrich von Neuheit und Wichtigkeit eben so, wie durch einen ziemlich melodischen Vortrag überaus täuschet. Auch in den gegenwärtigen Bänden finden sich viele Proben dieser Manier. Gleich der erste Aufsatz, der statt einer Vorrede dient, enthält eine Menge schönklingender, aber theils leerer, theils wirklich sinnloser und falscher Tiraden. „Die Geschichte der Menschheit von aussen, heisst es „S. 3.; und die Geschichte des menschlichen Geistes von „innen, müssen sich doch endlich auf einem Puncte be„gegnen, und die wunderbaren Phänomene anfangen „sich aufzuklären: wo das Denkende und Empfindende „sich selbst weniger fremde, mit sich selber vertrauter „und sich selber gesicherter wird. Das nun das Den„kende durch eine dünnere Scheidewand von einan„der abgesondert, sich in einander wiederfindet, so ist „die Wahrheitforschung auch ein gemeinschaftlicher An„theil der Sterblichen u. s. f." Aber etwas seltsameres, als seine Künsteleyen über Sprache in psychologischer Rücksicht, wird man nicht leicht finden. S. 104. „Was „im Gewande zusammen *fällt*, heisst *Falte* — dem Fall „ist *gleichsam* seine Grenze vorgeschrieben. Ein Gan„zes faltet sich — es fällt zusammen, *gleichsam* mit dem „Vorbehalte, sich wieder auszudehnen, sobald es will — „das hemmende t am Ende gibt erst dem Worte sein „Gepräge. So schiesst der *Falk* auf seinen Raub. Der „Begriff des Fallens verbindet sich mit der Idee von „Kraft, die ihn beseelt, das k am Ende hemmt den Fall, „und setzt ihr in die Macht des aus der Luft herabschie„ssenden, Räubers, der davon seinen Namen führt. — „Was emporstehend und dennoch schwerfallend sich nie„dersenkt, heisst *Fels* — das *Feld* liegt da — der Fels „aber steht und steigt empor — das s am Ende hebt „*gleichsam* den Fall." Von eben dieser Manier sind die eingerückten Bruchstücke aus Anton Reiser, der anderswo beurtheilet, und wovon besonders das Fragment: die Leiden der Poesie, in Schulzens Mikrologischen Aufsätzen genauer beleuchtet ist. Jeder Aufsatz von Moritz, unterzeichnet oder nicht, verräth sich sogleich durch seine Gleichsams, und durch das Unstete und Schwebende der Ideen. Ein seltsames Gegenstück davon sind die metaphysisch- mystischen Träumereyen des verst. Heinike. Was die übrigen Aufsätze des achten Bandes betrifft, so ist Gutes und Schlechtes, Wichtiges und Unwichtiges, sehr durch einander gemischt, und es wäre zu wünschen, dass jemand die im dritten Stücke eingerückten Anmerkungen und Berichtigungen von Herrn van Goens, mit noch mehrerer Strenge, fortsetzte. Den meisten mitgetheilten Erinnerungen und Selbstbeobachtungen sieht man es nur zu sehr an, dass sie der Seele erpresst sind. Auch weiss man ja, wie viel in der Zeit zwischen der gehabten Vorstellung und deren schriftlichen Entwickelung dazu und hinwegkommt, und wie sehr selbst die Anstrengung, in welcher man sich beym Erinnern und Aufzeichnen befindet, dazu beyträgt, die Facta zu verfälschen. „Lasst uns, sagt Herr van Goens S. 107, lasst uns schwatzen, streiten, psychologische Magazine herausgeben, so viel wir nur wollen, aber uns hüten, alles zu sagen, was wir zu wissen oder erfahren zu haben glauben. Der erste, der erschrocken zu seinem Nachbar sagte, ich habe einen Geist gesehen, hatte vielleicht Einen gesehen, aber er hätte schweigen sollen. Nun hat er allen Kindern und alten Weibern einen Floh ins Ohr gesetzt, sie glauben jetzt alle zu sehen, wo es nichts zu sehen gibt."

Bey dem neunten Bande ist Herr Sal. Maimon, der schon vorher viele Beyträge geliefert hatte, als Mitherausgeber zugetreten. Wie Moritz allzu oberflächlich und süsslich schwatzte: so scheint uns Hr. Maimon wieder zu trockner und schulgerechter Metaphysiker, supertranscendental, (wie ihn Obereit nennt) zu seyn. Er wird schwerlich so allgemein und so gern gelesen werden, wie Moritz. — Die hier vorkommenden Fragmente aus Ben Josuas (Sal. Maimons) Lebensgeschichte sind anderweitig bekannt. Einige mitgetheilte psychologische Erscheinungen von Bendavid, Reinhardt, Wolfssohn und Ungenannten geben vielen Stoff zur psychologischen Hermeneutik: am drolligsten sind aber ohnstreitig die Aufsätze von Obereit, sein Widerruf für Kant, wie ein Testament abgefasst, und sein Schreiben an Maimon. Man weiss nicht, ob man über die Seltsamkeit in Gedanken und Ausdruck staunen oder lachen soll. Nur eine Stelle zur Probe: „Da nun Obereit, zur Strafe „seiner Voreiligkeit ein negativer Philosoph wird, mit „seinem evidenten *Salto mortale* bis ins Nichts seiner „selbst und aller Dinge an sich ausser einem Ewigen von „selbst, so nimmt er mit seinem neuen und alten Wir„bel des *Nihilismus a se*, der von Ewigkeit zu Ewig„keit richtig ist kurzab schweizerisch guten Abschied „von aller ihm gnädigen toleranten deutschen Lesewelt, „und wünscht aller Welt allerseits wohl zu leben im All. „Amen in A und O. Jena, Ende Juni und Anfang Juli „1791, 13 Jahr nach des äquatorischen Lamberts Ver„scheiden, 10 Jahr nach Kants erster Kritik der reinen „Vernunft, 103 *et quod excurrit* nach Newtons Prinzi„pien dazu. Zum Grundeins von Generalphysik und „Metaphysik Sehen wirs bald!" — Manche gute Bemerkung enthält Grohmanns Untersuchung der Möglichkeit einer Characterzeichnung aus der Handschrift, aber im Ganzen geht er doch zu weit, da er nicht bloss den ganzen moralischen Menschen, sondern auch seinen Körperbau, Stimme, Farbe und Haare aus der Handschrift erkennen will. Und wenn er z. B. den Charakter der Römer und Griechen aus ihrer Handschrift bestimmt, so möchten wir wohl wissen, wo er die letztre gesehen habe. Oder nimmt er die heutige Form ihrer Buchstaben für Handschrift, so würde folgen, dass alle Europäischen Nationen, welche sich der lateinischen Buchstaben bedienen, Römischen Charakter hätten. Moritzens Deutelgeist hat Hn. Grohmann angesteckt.

MAINZ, gedr. b. Wirth: *Philosophische Geschichte der Sprache und Schrift.* Von *Anton Joseph Dorsch,* Professor der Philosophie. 1791. 137. S. 8.

Diess Werk ist eigentlich der siebente Heft der von Hrn. Dorsch herausgegebnen Beyträge zum Studium der Philo-

Philosophie. — *Ursprung der Sprache.* Aufstellung und Prüfung der verschiednen Meynungen darüber. Der Vf. stimmt aus guten Gründen für die natürliche Hypothese, Erfindung der Sprache durch den Menschen. *Bildung und Fortgang der Sprache.* Viel Gutes in gedrängter Kürze. Allmälige Entwickelung der einzelnen Redetheile A. Interjectionen, als erste Naturlaute B. Ausdrücke welche körperlichen und geistigen Dingen zugleich zu kommen, (der Vf. nennt sie transcendentale Ausdrücke, oder solche, die zur Bezeichnung dessen dienen, was in verschiedenen Arten der Dinge gemeinschaftlich ist; concret sind ihm die, welche das auf besondre Art Bestimmte bezeichnen. Unsre Sprache, sagt er, kann z. B. den Wechsel der Veränderungen in einem Subjecte im Allgemeinen durch Bewegung ausdrücken, aber sie hat kein Wort für Bewegung *in concreto.* Entweder wir verstehen den Vf. nicht, oder er hat sich hier durch die Idee täuschen lassen, dass in der menschlichen Erkenntniss die Vorstellung des Allgemeinen, als Bedingung aller Vorstellungen, der Vorstellung des Besondern vorangeht. Also hätte der Mensch eher eine Vorstellung von Thieren überhaupt, als von Hunden u. dgl., eher von Bewegung im Allgemeinen, als von Laufen oder Springen? Und wären diese Wörter Gehen, Tanzen, Laufen, Springen u. a. nicht Ausdrücke für die Bewegung *in concreto*?) C. Zeitwörter. Hauptwörter konnte man durch Andeuten mit dem Finger u. s. w. bezeichnen, Affectionen nicht. In den Morgenländischen Sprachen kommen die *Nomina* von *Verbis* her. Bey mehrerern Wilden sind *Verba* die Hauptsache. Die *impersonalia* die erstern, weil sie in Einem Worte ein ganzes Ereigniss bezeichnen. d. Adiectiva. e. Bezeichung des Geschlechts, der Zeit, Zahl, Personen und Arten. Anfangs ganze Wörter, in der Folge Terminationen oder Biegungen. f. Partikeln, Conjunctionen u. dgl. Am spätesten eigentliche Grammatik. *Verschiedenheit der Sprachen.* Die bekannten Gründe gut und bestimmt vorgetragen. *Von der Schrift.* Verschiedne Arten und Materialien der Schrift. *Reelle* (unmittelbare) und *organische* Schrift: hierüber und über die Schreibmaterialien das Beste zusammengestellt. *Stufenweiser Fortgang der verschiedenen Schriftformen.* Nicht bloss Trieb zur Nachahmung, wie der Vf. glaubt, sondern wohl auch Bedürfniss, seinem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen und andern mitzutheilen, kann die Erfindung der Schrift veranlasst haben. Buchstabenschrift wahrscheinlich eine Erfindung der Babylonier. Verschiedne Schriftzüge, kreisförmig, senkrecht, Furchenschrift, wagerecht. Ueber die Vollkommenheit der verschiedenen Schriftarten. — Aus dem ganzen Buche leuchtet Scharfsinn und zweckmässige Belesenheit des Vf. hervor, wenn wir gleich nicht zugeben können, dass er mehr, als blosse Beyträge zu einer ph. Geschichte der Spr., geliefert hat. Die Sprache ist rein und leicht, nur durch einige Provinzialismen, wie *Bane*, (Bahn) *Zerfall*, u. dgl. verunziert. Die Orthographie ist nicht consequent, in dem *Mase* schreibt auch der ärgste Feind der Dehnung und Verdoppelung wohl schwerlich.

KLEINE SCHRIFTEN.

1. Rechtsgelahrtheit. *Ulm,* in d. Wohler. Buchhandl. *Etwas uber die Rathsfähigkeit bürgerlicher Gelehrten in der Reichsstadt Ulm.* 1794. 32 S. 8.

2. Ebendas. *Schreiben an den Verf. des Etwas* etc. 1794. 16 S. 8.

3. Anmerkungen und Berichtigungen zu dem Etwas etc. 1794. 52 S. 8.

4. Gegenerinnerungen wider No. 2 und 3. vom Vf. N. 1.

Der Vf. von 1. behauptet, dass in der Reichsstadt Ulm Gelehrte vom Bürgerstande selbst statt der Patricier in Rath gewahlt werden könnten, wenn nemlich an Patriciern überhaupt ein Miswachs (wie leider gegenwärtig!) entsteht, oder wenn wenigstens Kein *tauglicher* Patricier vorhanden wäre.

Unter bürgerlichen Gelehrten, welche solchergestalt als ein Surrogat der Patricier betrachtet werden könnten, versteht jedoch der Vf. hier blos Juristen und Cameralisten, indem Geistliche und Aerzte nicht dazu taugen, da „sie als solche keine Gesetz- und Regierungs-Kenntnisse besitzen." Für noch unbrauchbarer zu Ulmischen Rathsherren hält er die *Philosophen im vorzüglichen Grade.* S. 24. sagt ers deutsch heraus, dass er vorzüglich Raths-Consulenten und Officianten (Schreiber) für solche würdige Raths-Candidaten halte, welches um so naiver ist, da der Vf., soviel sich aus seiner rabulistischen Geschwätzigkeit schliesen läst, ohne Zweifel selbst deren einer ist. Uebrigens liesse sich wohl kaum eine ärgere Oligarchen-Despotie denken, als wenn Schreiber und Raths-Consulenten auch noch Senatoren wären!

N. 2. Zeigt das Ungereimte in der Behauptung des Vf., dass Geistliche zu Senatoren untauglich oder gar zur Wahl unfähig seyn. Zwar gründlich, aber ein wenig langweilig.

N. 3. Widerlegt verschiedene Stellen mit vieler Einsicht, und zeigt besonders, dass es nach der Ulmischen Constitution eben so wenig erlaubt ist, einen Bürgerlichen Statt eines Patriciers, als einen Patricier Statt eines Bürgerlichen in Rath zu wählen. Auch hält er den Nothfall nicht wohl für möglich; indem die Tüchtigkeit und Untüchtigkeit nicht bestimmt werden könne, sondern lediglich der Einsicht und dem Gewissen der Wählenden anheimgestellt werden müsse; und ein totaler Mangel an Patriciern nicht zu fürchten sey, weil man allenfalls aus den Patricischen Officieren, deren immer ein Dutzend und drüber vorhanden seyn) einen wählen könne. „Wir brauchen ja, sagt „der Vf. S. 31. sehr wohl, zu Senatoren keine Pandecten-Män„ner. Aber Männer haben wir nöthig von gesundem Verstande, „von gutem Willen ihn anzuwenden, von redlichem Eifer für „das gemeine Beste und von Kenntniss unsers vaterländischen „Staates. Alles dieses lernt man nicht auf Universitäten. Alles „dieses kann also ein Officier so gut besitzen, als ein anderer, „der Universitäten besucht hat."

N. 4. Ist eine eben so geschwätzige als rechthaberische Vertheidigung wider N. 2 und 3. wodurch Rec. in seiner Vermuthung sehr bestärkt wurde, dass der Vf. des *Etwas* etc. wohl der Zunft der Schreiber oder Rabulisten angehören möchte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 25. August. 1794.

RECHTSGELAHRTHEIT.

1) Berlin, b. Mylius: *Institutionen des heutigen Röm. Rechts*, vom Prof. *Hugo* in Göttingen. 1789. $5\frac{1}{4}$ Bog. 8.

2) Ebend.: *Lehrbuch der Rechtsgeschichte* bis auf unsre Zeiten, vom Prof. *Hugo* in Göttingen. 1790. 17 Bog. 8.

3) Göttingen, b. Dieterich: *Lehrbuch und Chrestomathie des classischen Pandektenrechts* zu exegetischen Vorlesungen, vom Prof. *Hugo* in Göttingen. Erster Band. 1790. $16\frac{1}{2}$ Bog. 8.

4) Berlin, b. Mylius: *Lehrbuch der juristischen Encyclopädie*, zum ersten mündlichen Unterrichte über die Quellen, Anfangsgründe und Lehrarten aller in Deutschland geltenden Rechte, vom Prof. *Hugo* in Göttingen. Und auch unter dem Titel: *Lehrbuch eines civilistischen Cursus*, vom Prof. *Hugo*. Erster Band, welcher als allgemeine Einleitung die juristische Encyclopädie enthält. 1792. 12 Bog. 8.

5) Ebend.: *Civilistisches Magazin*, vom Prof. *Hugo* in Göttingen. Erster Band. 4 Hefte. 1790 u. 1791. 521 S. Zweyten Bandes 1tes und 2. Heft. 1792. 256 S. 8.

Dass wir die Anzeige dieser wichtigen, auf Abänderung der bisherigen Methode, römisches Recht zu studieren, hauptsächlich abzweckenden Schriften bis jetzt verschoben haben, würde kaum zu entschuldigen seyn, wenn wir nicht die Absicht gehabt hätten, den Eindruck, welchen sie, insbesondere aufs civilistische Publicum machen würden, abzuwarten. Aber leider müssen wir jetzt, nachdem fast fünf Jahre seit der Erscheinung des ersten Buchs verflossen sind, gestehen, dass der in mehrern Rücksichten vortreffliche Plan des Vf. fast noch gar nicht geprüft, kaum hier und da im Vorbeygehn erwähnt, vielleicht von vielen selbst akademischen Rechtsgelehrten noch nicht einmal gekannt ist: — eine Gleichgültigkeit, die uns unbegreiflich seyn würde, wenn wir sie nicht aus dem fast ganz verloren gegangenen Geschmack am römischen Rechte zu erklären wüssten. Möchte doch eine kurze Darstellung dieses Plans, der funfzig Jahre früher gewiss Epoche gemacht und Deutschlands beste Juristen in Thätigkeit gesetzt haben würde, den grösern Theil des juristischen Publicums auf eine der interessantesten Reformen aufmerksam machen, die je ein einzelner Schriftsteller in der positiven Jurisprudenz wagte!

Wir theilen unsern Lesern in dieser Absicht einen Auszug aus dem 5. Aufsatze des ersten Hefts vom civ. Magazine mit. Durchaus gehn die Vorschläge des Vf. dahin, dass nur *reines* römisches Recht auf Universitäten gelehrt werden soll, mit Ausschluss deutscher und anderer Rechte, deren Einmischung das Studium des erstern so sehr verunstaltet hat. Daher besteht sein civilistischer Cursus aus nicht mehr, als drey Collegien, wovon jedes in einem halben Jahre geendiget, und wöchentlich fünf oder sechsmal gelesen wird. Sie heissen *Institutionen*, *Rechtsgeschichte* und *Pandekten*, haben aber mit den bisher gewöhnlichen Vorlesungen dieser Art, die Rechtsgeschichte ausgenommen, fast nichts, als den Namen gemein. Die *Encyklopädie*, als summarische Einleitung in die ganze Rechtsgelehrsamkeit, macht, wie sich's von selbst versteht, keinen wesentlichen Bestandtheil des civilistischen Cursus aus, und kommt also vor der Hand noch nicht in Betrachtung. In den *Institutionen* soll nur dasjenige aus dem römischen Rechte vorkommen, was heut zu Tage noch wirklich anwendbar ist, weil nach des Vf. Meynung den Anfänger das Praktische ungleich mehr interessirt, als das Gelehrte. Da bloss Begriffe und Hauptsätze in diese Vorlesungen aufgenommen werden können; so darf auch ohne Voraussetzung des Naturrechts der juristische Cursus mit ihnen angefangen werden. Das zweyte Collegium ist die *Rechtsgeschichte*, worunter der Vf. nicht bloss die Geschichte der Quellen versteht, sondern auch die historische Entwickelung der Rechtsresultate, systematisch geordnet, mit einem Anhange, der hauptsächlich die Geschichte des Studiums der Rechtsgelehrsamkeit überhaupt (also auch der Nichtrömischen) im heutigen Europa zum Gegenstande hat. Eine so bearbeitete Rechtsgeschichte soll die Stelle der gewöhnlichen Rechtsalterthümer, der juristischen Literargeschichte, ja einigermasen sogar die Stelle des Naturrechts einstweilen vertreten, indem sie die verschiedene Entwickelung der Rechtslehren bey verschiedenen Stufen der Cultur zeigt, und einen beträchtlichen Beytrag zur Geschichte der Menschheit liefert. Nur Eine grosse Lücke bleibt noch übrig: das Detail des römischen Rechts zur Zeit der juristischen Classiker, besonders unter den Antoninen, verbunden mit Exegese der wichtigsten Texte aus dem Corpus Juris und den übrigen Quellen — — ein Gegenstand, der für die Rechtsgeschichte zu weitläuftig, vom *heutigen* römischen Rechte aber, das in den Institutionen gelehrt wird, sehr verschieden ist. Diese Lücke wird durch das dritte Collegium unter dem Namen des *Pandektenrechts* ausgefüllt, welches von den gewöhnlichen Pandektenvorlesungen schon darin abweicht, dass in den letztern bloss auf das Praktische, in den Pandekten des

neuen Curſus aber bloſs auf das eigentlich Gelehrte geſehen wird. Zu dieſem Behuf iſt eine *ſyſtematiſche Chreſtomathie* der Beweisſtellen aus juriſtiſchen und nicht juriſtiſchen Claſſikern nöthig, deren Anfang der Vf. auch bereits, ſo wie die Lehrbücher zu den beiden erſten Vorleſungen, ausgearbeitet hat. Von der Ausführbarkeit dieſes Plans, der, wie unſre Leſer ſchon ſelbſt bemerkt haben müſſen, mehr auf Abänderung des akademiſchen Unterrichts, als auf Reform des Syſtems abzweckt, hat den Vf. ſeine eigne mehrjährige Erfahrung, und uns das Daſeyn ſeiner civiliſtiſchen Schriften überzeugt: folglich bleibt uns nichts, als die Prüfung beider übrig.

Den wärmſten Dank verdient der Vf. zuförderſt für den Eifer, mit welchem er auf Trennung des reinen römiſchen Rechts vom nichtrömiſchen dringt. Nun aber läſst ſich die Abſonderung jener verſchiedenartiger Geſetzreſultate auf eine doppelte Art bewirken: man trägt entweder durchaus nichts, als urſprünglich römiſches Recht vor, ſo wie es ein römiſcher Rechtsgelehrter aus den Zeiten der Antonine oder auch allenfalls aus Juſtinians Zeitalter ſelbſt gelehrt haben würde, ohne eine Vergleichung zwiſchen den Grundſätzen des römiſchen und deutſchen Rechts anzuſtellen; oder man läſst dieſe auf die ununterbrochene Reihe römiſcher Ideen über einen jeden den Römern bekannten Gegenſtand der Geſetzgebung als Zugabe folgen. Das letzte wollte der Vf. nicht, weil ihm, wie er ſich in der Vorrede zu ſeinen Inſtitutionen ausdrückt, eine ſolche Methode eben ſo vorkömmt, als wenn man zum allererſten Curſus in der Geographie den Strabo wählte, und den heutigen Zuſtand der Länder als *uſus modernus* anhinge. Sehr wahr, wenn wir in Deutſchland eine allesumfaſſende Geſetzgebung hätten, die zwar gröſstentheils auf römiſches Recht gegründet, aber doch ſelbſtſtändig genug wäre, um eine unabhängige Wiſſenſchaft zu bilden! Allein da dieſs nun einmal der Fall nicht iſt, da vielmehr das römiſche Recht den deutſchen Staaten noch immer das ſubſidiariſche Bedürfniſs iſt, welches es in den finſtern Zeiten des Mittelalters freylich in einem noch höhern Grade war, — da nur durch Vergleichung unſrer gegenwärtigen bürgerlichen Anſtalten und Geſetze mit jenem, ehemals für Deutſchland noch weniger entbehrlichen, Orakel das Gefühl der Lücken entſteht, die unſre heutige Geſetzgebung verunſtalten; da wir nur mit Hülfe dieſes Gefühls zur Ueberſicht des Ganzen gelangen, nur dadurch lernen können, was eigentlich geltendes Recht in Deutſchland iſt — ſo liegt wohl der Fehler, den Hr. *H.* rügt, nicht in der Methode, ſondern in der Geſetzgebung ſelbſt, von welcher die Methode gerade in dieſem Falle abhängig ſeyn muſs. Es iſt freylich keine angenehme Empfindung, die ſich uns aufdrängt, wenn wir für dieſe politiſche Gebrechen auch durch anerkannte Umwege im Studieren büſsen müſſen; aber welcher Lehrer kann das ändern? Vergleichung des römiſchen Rechts mit unſrer gegenwärtigen Verfaſſung iſt und bleibt alſo eine Hauptbedingung des Unterrichts; und dieſe fehlt gerade in Hn. *H's.* Plane ganz. Erſetzt wird ſie auch durch andere Vorleſungen nicht. — Das deutſche Privatrecht darf bloſs urſprünglich deutſche Rechtsgrundſätze vortragen, von welchen die wenigſten mit Gegenſtänden des römiſchen Rechts in Verbindung ſtehen: wo ſoll alſo der Schüler des römiſchen Rechts die Antwort auf die ganz natürliche Frage erfahren: was iſt nun von dem allen, was ich gelernt habe, noch anwendbar? Der Vf. ſetze uns nicht ſeine auf *heutiges* römiſches Recht eingeſchränkten *Inſtitutionen* entgegen; wie wenig durch dieſe für eine Beantwortung jener Frage geſorgt iſt, ſoll unten gezeigt werden. — Da er indeſſen bloſs eine durch keine Regeln von heutiger Anwendbarkeit unterbrochene Theorie des geſammten römiſchen Rechts hat liefern wollen, ſo müſſen wir ſchon zufrieden ſeyn, wenn er nur alle Theile ſeines Gegenſtandes bearbeitet, wenn er nichts weſentliches von dem vergeſſen hat, was ſonſt in Inſtitutionen, Pandekten, Rechtsgeſchichte und Rechtsalterthümern gelehrt wurde. Ob dieſs in den Lehrbüchern des Vf. geleiſtet iſt, oder nicht, muſs ihre detaillirte Prüfung ausweiſen. Wenigſtens war es ſeine Abſicht, in ſeinen Inſtitutionen und Pandekten nicht bloſs die Hauptideen der gewöhnlichen Compendien unter dieſem Titel, ſondern auch noch einen beträchtlichen Theil der Rechtsalterthümer vorzutragen; das übrige aus den Rechtsalterthümern und die ganze Rechtsgeſchichte ſoll den Inhalt ſeiner Rechtsgeſchichte ausmachen. Zweckmäſsige Auszüge aus den Quellen und juriſtiſche Literargeſchichte ſind Zugaben, für welche ihm jeder Freund des gründlichen Studiums Dank wiſſen muſs. Aber auch auf ſeinem Wege waren Wiederholungen unvermeidlich — in einer Darſtellung der innern Rechtsgeſchichte unter Juſtinian muſste ja eigentlich alles wiederholt werden, was in den Inſtitutionen des heutigen römiſchen Rechts, freylich aus einem andern Geſichtspunkte ſchon vorgekommen war, und das Privatrecht unter den Antoninen hat doch auch manchen beträchtlichen Beytrag zum *heutigen* römiſchen Rechte geliefert.

Ein *zweyter* Vorzug dieſes neuen Plans iſt das beſtändige Zurückweiſen auf die *Quellen*, ohne welche es ſchlechterdings unmöglich iſt, auch nur die erſten Grundbegriffe des ächten römiſchen Rechts ſich deutlich zu denken. Und wer weiſs nicht, wie allgemein dieſe erſte Regel der Methode, welche jede poſitive Wiſſenſchaft fodert, gerade im römiſchen Rechte vernachläſsiget wird! Es iſt endlich einmal Zeit, den Schülern der Rechtsgelehrſamkeit wieder ihr *Corpus Juris* in die Hände zu geben, das ſelbſt von manchen Geſchäftsmännern nicht viel beſſer, als dem Namen nach gekannt wird. Beſonders hat der Vf. in ſeinem Pandektenlehrbuche dafür geſorgt, und nicht bloſs Stellen aus den Juſtinianeiſchen Geſetzbüchern, ſondern auch aus der *Jurisprudentia Antejuſtinianea*, und aus einigen nichtjuriſtiſchen Claſſikern, als Belege abdrucken laſſen. Allein erſtlich fehlen bey dieſem Plane die Beweisſtellen aus dem *neueſten* römiſchen Rechte, davon gleichwohl viele intereſſanter ſind, als die aus den Zeiten der Antonine — ein Mangel, den der Vf. bey einer zweyten Ausgabe von Nr. 1. leicht verbeſſern kann. Sodann ſind, wie in allen ſolchen Chreſtomathien, ſehr viele Stellen aus ihrem urſprünglichen Zuſammenhange herausgeriſſen,

wor-

worüber ihre Erläuterungen oft äusserst erschwert, und wenigstens häufige Zurückweisungen auf die Quellen selbst unvermeidlich werden. Ob bey letztern der Zuhörer dem Lehrer immer wird folgen können, wie der Vf. von Nr. 3. sich verspricht, daran zweifelt Rec., wie er glaubt, mit Recht. Ueberdiess entsteht aus dieser Behandlung des römischen Rechts eine äusserst nachtheilige Lücke, zu deren Ausfüllung schlechterdings eigene Vorlesungen gehalten werden müssen, wenn das Studium jener Excerpte einen Vorschmack des wahren Quellenstudiums abgeben soll. Rec. meynt allgemeine Vorlesungen über die Hermenevtik und Kritik des römischen Rechts, welche er aber in des Vf. Plane ganz vermisst. Wie sehr wäre zu wünschen, dass dieses interessante, aber schwere, Collegium unter die Zahl der unentbehrlichsten Rechtswissenschaften, (die aber freylich auf den meisten Universitäten sehr reducirt wird,) aufgenommen würde! Wir sind überzeugt, dass der scharfsinnige Vf. auch in diesem Fache nichts gemeines liefern würde, und machen es uns zur Pflicht, ihn selbst dazu aufzufodern.

Endlich würden wir undankbar gegen die Verdienste des Vf. seyn, wenn wir den Einfluss verkennen wollten, den ein nach seinem Plane geordnetes Studium des römischen Rechts auf eine genauere Prüfung des Geistes derjenigen Gesetze haben muss, die, wenigstens auf Universitäten, gewöhnlich das Schicksal erfahren, nur nach dem Buchstaben gekannt zu werden. Die meiste Gelegenheit dazu fand sich in der Rechtsgeschichte; aber auch in seinen übrigen Lehrbüchern hat der Vf. diesen Gesichtspunkt immer vor Augen gehabt. Diesen entschiedenen Vorzügen des Hugoischen Plans glaubt Rec. nur Eine Bemerkung entgegensetzen zu müssen, die er aus der Erfahrung mehrerer Jahre geschöpft hat. Der Vf. will den Anfang des Unterrichts im römischen Rechte sogleich mit dem, was heut zu Tage noch davon gilt, gemacht wissen, weil er in der Ueberzeugung steht, dass den Anfänger das Praktische ungleich mehr interessire, als das blofs Gelehrte. Allein gewöhnlich bringt der Anfänger vom ersten Schulunterrichte, wenn er nicht ganz darinnen versäumt ist, eine gewisse Vorliebe zu Philologie, Geschichte und Alterthümern mit in die juristischen Vorlesungen. Er freut sich also, wenn er beym Eintritt in das akademische Studium nicht plötzlich von seinen bisherigen Lieblingsbeschäftigungen entfernt, sondern sogar durch seine künftige Bestimmung zu ihrer Fortsetzung aufgemuntert wird. Die Liebe zu dem, was in der Jurisprudenz unmittelbar anwendbar ist — wenn es auch, ohne Nachtheil für das Studium selbst, zumal im römischen Rechte, so ganz vom Nichtanwendbaren geschieden werden könnte — findet sich erst in den spätern akademischen Jahren, wenn der Studierende, abgeschreckt durch den grossen Umfang des Gebiets seiner Wissenschaft sich genöthigt sieht, seine Aufmerksamkeit zuförderst auf dasjenige einzuschränken, wovon ihm seine künftige Bestimmung die unmittelbare Anwendung ahnden läfst. Gewiss wird die umgekehrte Methode des Vf., der für den spätern Unterricht die eigentlich gelehrte Theorie des römischen Rechts in seiner Rechtsgeschichte und seinen Pandekten bestimmt, dem über das, was er zu lernen hat, schon belehrten Zuhörer weit lästiger fallen, als ihm derselbe Unterricht, unter übrigens gleichen Umständen, aber ehe seine Denkungsart durch die auf der Universität gesammelten Erfahrungen umgestimmt worden war, gefallen seyn würde.

Nun zur Beurtheilung der einzelnen Schriften, worin der Vf. seinen originellen Plan ausgeführt hat!

Num. 1. hat Rec. weniger, als des Vf. übrige Schriften befriedigt. Es ist unmöglich, in einen Raum von kaum fünf Bogen ein System des heutigen römischen Rechts zusammen zu drängen, das gleichwohl mehr, als blosse Skiagraphie der ersten Grundbegriffe seyn, wohl gar bisher gewöhnliche Vorstellungen berichtigen soll: wie z. B. in den Anmerkungen zu §. 33. und §. 42. geschehen ist. Auch ist Rec. überzeugt, dass, wenn der Vf. jetzt erst diese Anfangsgründe herausgeben sollte, er wesentliche Veränderungen mit dem darin zum Grunde gelegten Systeme vornehmen, besonders aber seine eigenen, in einigen spätern Schriften geäusserten scharfsinnigen Ideen von einer Trennung des reinen und angewandten Personenrechts ausführen würde. Der gegenwärtige Plan ist folgender. Auf eine *Einleitung*, welche den Begriff und die Quellen des positiven Rechts in 7 §§. entwickelt, folgen 5 Abschnitte: 1) *Realrechte*, 2) *persönliche Obligationen*, 3) *Familienrechte*, 4) *Verlassenschaften*, 5) *Process*. Die überall und oft auf Kosten der Deutlichkeit, herrschende Kürze entschuldigt der Vf. damit, dass durch seine Institutionen die Vorlesungen über das allgemeine deutsche Privat- und Provincialrecht nicht entbehrlich werden sollen; und dass er daher gerade diejenigen Materien am kürzesten abgehandelt habe, worüber die Provincialgesetze fast überall am ausführlichsten disponirten. Allein kann wohl das gänzliche Stillschweigen von den verschiedenen Arten des *Status*, von *Vormundschaften*, vom *Beneficium deliberandi*, und von den *Eintheilungen der Klagen* in einem Lehrbuche des *heutigen* römischen Rechts dadurch gerechtfertiget werden? Aber auch in den vom Vf. aufgenommenen Materien sind überall sehr wesentliche Lücken gelassen. So vermisst Rec. §. 24. den Nichtgebrauch der Servitut und Untergang der Sache unter den Ursachen, warum Servituten verloren gehen; §. 39. hätte die wichtige Eintheilung der Bedingungen *in conditiones suspensivas* und *resolutivas* so gut einen Platz verdient, als die gleich darauf folgende Erklärung des leichtern Unterschieds zwischen *terminus a quo* und *ad quem*. §. 44. ist alles, was der Vf. vom *dolus* und von der *culpa* bey Verträgen zu sagen für nöthig fand, in folgende, äusserst lakonische Sätze zusammengedrängt: „Man kann *immer* (?) den Ersatz des Schadens fo„dern, — — den der Andere vorsätzlich (*dolo*), oder „durch verhältnissmässige Unvorsichtigkeit (*culpa*) zuge„fügt hat. Bey Contracten muss jeder um so sorgfälti„ger seyn, je vortheilhafter ihm, der Regel nach der „Contract ist." Und doch ist gerade hier das römische Recht noch in seinen kleinsten Nuancen anwendbar! Im 50. §. fehlt nicht bloss der Name, sondern auch die Erklärung des Begriffs von *contractibus innominatis*. Denn

 dass

dafs der Vf. zwey Beyfpiele „*aus der Menge anderer* „*Realcontracte*," nemlich *permutatio* und *contractus aeftimatorius*, ausgehoben, und am Ende bemerkt hat: „*die Klage aus diefen Realcontracten hiefse actio prae-* „*fcriptis verbis*," ift doch wahrlich nicht zureichend, um dem Lefer einen Begriff von *Contractibus innominatis* zu machen. Ganz falfch ift es aber, wenn noch als drittes Beyfpiel eines folchen *ungenannten Contracts*, *precarium* vorkommt, da es gleichwohl nur Ausnahme von der Regel ift, wenn *actio praefcr. verb.* daraus entfteht, und die römifchen Juriften durch Precarium gröfstentheils nur die Eigenfchaften eines wiederruflichen Befitzes, nebft den daraus entfpringenden Folgen, felten einen eigenen Vertrag bezeichnen.

(*Die Fortfetzung folgt*).

PHILOLOGIE.

Ronneburg u. Gera, b. Rothe: *Sammlung kleiner Auffätze vermifchten Inhalts in Profa und Verfen zu leichter Erlernung der englifchen Sprache*, mit deutfchen Anmerkungen, von *Friedr. Wilhelm Streit*, Superint. zu Ronneburg. 4 Theile. 1793. 8.

Diefe Sammlung englifcher Lefeftücke mufs jedem Anfänger willkommen feyn, da nicht nur die Auffätze felbft mit Hinficht auf guten Stil und lehrreichen Inhalt aus bewährten Schriften gewählt, fondern auch die Anmerkungen von dem Hn. Herausgeber fo eingerichtet find, dafs fie fowohl Sprach- als Sacherklärungen enthalten. Wir haben fie mit Vergnügen durchgelefen, und auch nicht ein Stück gefunden, das zweckwidrig wäre. Unterhaltende Erzählungen wechfeln mit moralifchen Gegenftänden, Profa mit Verfen ab. Die Anmerkungen betreffen gröfstentheils die der englifchen Sprache eigenen Ausdrücke und Wendungen, deren Bedeutung einem Anfänger fchwer zu errathen feyn dürfte, und wo ihm oft das befte Wörterbuch keine hinreichende Auskunft gibt. Auch ift verfchiedenen Wörtern die richtige Ausfprache beygefügt, fo viel es fich durch deutfche Töne oder Buchftaben thun läfst; doch fcheint *fufeit* nebft der Ausfprache fuffeht (3ter Theil S. 5.) ein Druckfehler zu feyn, wenigftens erinnert fich Rec. nicht, diefes Wort je gelefen zu haben. Surfeit (forfit) pafst in den Text. Einige Seiten weiter findet man *overwhelm* durch *überfchwemmen* verdeutfcht; es heifst aber *überwältigen*, *unterdrücken*, wie *accabler* im Franzöfifchen. Allein diefe und andere Kleinigkeiten fchaden dem Werthe des Ganzen nicht; denn dafs Hr. *S.* wahre Sprachkenntnifs befitzt, erhellet augenfcheinlich aus den fchön gefchriebenen englifchen Vorreden, die felbft einem gelehrten Engländer gefallen müffen. In einer derfelben verfpricht der Vf. eine Abhandlung über den rechten Gebrauch der englifchen Präpofitionen zu liefern. Man wird fie fehnlichft erwarten, da von diefem wichtigen Redetheile in den meiften Grammatiken nur eine Beyfpielfammlung, aber keine Theorie gegeben wird.

Unter den profaifchen Auffätzen zeichnen fich vorzüglich aus, 1) *An authentic hiftory of Catharina Alexowna, wife of Peter the Great.* 2) *The diftrefs of an englifh officer in America.* 3) *A traveller's opinion of the Englifh in general.* 4) *Swift's thoughts on various fubjects.* 5) *Bonsmots de Stella.* 6) *Anecdotes.* 7) *The good wife, a moral tale.* 8) *The hiftory of Alicia.* 9) *The life of Sir Thomas More.* 10) *Hiftorical memoirs of the late King of Pruffia.* 11) *Anecdotes of the late King of Pruffia, Lord North, Charles Fox, General Skeen, Swift, Franklin*, etc.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. *Memmingen*, b. Seiler: *Der Sittenlehrer. Eine Rede des Ifocrates an den Demonikus.* Aus dem Griechifchen frey überfetzt von *J. Jacob Meyer.* 1790. X u. 32 S. 8. (3 gr.) — Hn. *M.*, der fich unter der Dedication der Weltweisheit Befliffenen auf dem Ulmifchen Gymnafio nennt, will mit diefem Werkchen feinen Gönnern einen Beweis von feinem Eifer im Studieren geben, und fie dadurch bewegen, ihm auch für die Zukunft ihre Unterftützung angedeihen zu laffen. In diefer Hinficht läfst fich die Sache noch einigermafsen vertheidigen; aufserdem aber fieht Rec. nicht ein, für wen dergleichen Ueberfetzungen einzelner griechifchen Reden oder anderer kleiner Schriften gedruckt werden. Zwar glaubt Hr. *M.*, dafs auch Unftudierte fich an den in diefer Rede enthaltenen trefflichen Grundfätzen erbauen und daraus viel Nutzen ziehen können; allein zu dem Ende haben wir fchon eine Menge anderer Bücher, und Rec. zweifelt, ob diefe Bogen Unftudierten in die Hände kommen werden, die wenigen ausgenommen, denen fie pflichtmäfsig überreicht worden. Uebrigens können wir Hn. *M.* das Zeugnifs geben, dafs er feinen Autor wohl verftanden, und ihn auf eine geniefsbare Art überfetzt hat, ohne fich eben fklavifch an die Worte zu binden. Wir haben die ganze Rede mit dem Texte verglichen, aber nur wenig gefunden, das einer Verbefferung bedürfte. Dahin gehört S. 2. *dass Kinder, fo wie fie an dem Vermögen ihrer Aeltern Theil nehmen, auch aus den freundfchaftlichen Verbindungen, in denen diefelben ftehen, Vortheil ziehen, ift fehr fchicklich.* — Nach dem Texte heifst die Stelle kürzer und deutlicher: *dafs die Freundfchaften der Väter, fo gut wie das Vermögen, auf die Kinder forterben.* — S. 9. συννους, dem σκυθρωπος entgegengefetzt, heifst *nachdenkend, ernfthaft*; Hr. *M.* gibt es, *mit deiner Gemüthsart übereinftimmend.* S. 15. gibt Ifokrates unter den Mitteln, wie man feine Freunde prüfen kann, auch diefes an: περι των ῥητων ὡς αποῤῥητων ανακοινου, entdecke ihm bekannte Dinge, (von denen fich fprechen läfst,) als wenn es Geheimniffe wären. Hr. *M.* gibt diefe Worte: *deinem Freunde vertraue fowohl offenbare als geheime Sachen an* — welches in diefer Stelle ohne Sinn ift.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 26. August 1794.

RECHTSGELAHRTHEIT.

1) Berlin, b. Mylius: *Institutionen des heutigen Römischen Rechts*, vom Prof. *Hugo* in Göttingen etc.

2) Ebendas.: *Lehrbuch der Rechtsgeschichte* bis auf unsre Zeiten, vom Prof. *Hugo* in Göttingen etc.

3) Göttingen, b. Dieterich: *Lehrbuch und Chrestomathie des classischen Pandektenrechts* etc.

4) Berlin, b. Mylius: *Lehrbuch der juristischen Encyclopädie* etc.

5) Ebendas.: *Civilistisches Magazin* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension

Weit zweckmäfsiger würden die im juristischen Sprachgebrauche einmal eingeführten Benennungen der eigentlichen ungenannten Contracte: als *do, ut des, do, ut facias* u. s. w. die Sachen erläutert haben. Auch hätte Rec. gewünscht, dass der Vf. in solchen Fällen, wo er absichtlich hat kurz seyn, und nur einige Beyspiele von einer Gattung anführen wollen, mit einem Winke, z. B. durch ein u. s. w. dieses bemerkt, und nicht so entscheidend über dergleichen Materien abgesprochen hätte, wie z. B. §. 81., welcher von den *modis tollendarum ope exceptionis obligationum* nichts weiter enthält, als: „*ope exceptionis* erlöscht eine Obligatio „1) „nach dem *SC. Macedonianum*, wenn ein Filiusfam. aus einem *mutuum* eine eingegangen hat, 2) nach dem *SC. Vellejanum*, wenn eine Weibsperson zum Besten eines Dritten eine *Obligatio* unternommen hat, es sey eine *fidejussio, expromissio* etc." (Unter dem *etc.* sind offenbar die übrigen Arten der weiblichen Intercessionen, nicht aber die andern *modi toll. ope except. obligg.* gemeynt.) Dass der lakonische Ausdruck des Vf. oft der Deutlichkeit geschadet hat, beweisen mehrere Beyspiele. Man sehe die Anmerkung zu §. 15., ferner die Erklärung von *usus* (§. 21.), den Schluss des §. 43., wo er sich zugleich ins deutsche Recht verirrt hat, wenn er schreibt: „Aber auch derjenige, der verspricht, dass er „etwas leihen wolle, konnte bey den Römern oft, *und* „*kann bey uns immer*, dazu angehalten werden." Noch räthselhafter sind §. 107. und 146. In jenem heisst es: „Ist ein letzter Wille vorhanden, so muss diesen der Regel nach, der Letztverstorbene gemacht haben. *Aber* „*man kann bey dem Tode des Einen eigentlich einem Andern succediren;*" (hierunter kann doch wohl nicht die *substitutio vulgaris* gemeynt seyn? Wenigstens sollte man diess aus den folgenden Erläuterungen des Vf. schliessen,) „man kann sogar kraft einer Verordnung des „Vaters, der aber auch für sich selbst testirt haben muss, „seinem unmündigen Kinde in den Gütern succediren, „welche nicht vom Vater herkommen (*substitutio pupil*„*laris.*)" Im letzten §. aber, der von der Rangordnung der Gläubiger im Concurs einen Begriff geben soll, wird gesagt: „Unter den Foderungen selbst werden einige „vorgezogen, weil sie vor den Pfändern, andere, weil „sie bey ihren Pfändern, und noch andere, weil sie nach „den Pfändern ein Vorrecht haben." Einigen Dunkelheiten hätte der Vf. mit leichter Mühe abhelfen können, wenn er, wie übrigens gröfstentheils geschehen ist, die Kunstausdrücke wenigstens in Parenthesen beygefügt hätte; z. B. bey der Beschreibung von *accessio naturalis* (§. 15.) und *industrialis* (§. 16.). Dieser geflissentlichen Kürze ungeachtet hat gleichwohl der Vf. manche verjährte Irrthümer berichtigt, und manche neue, zum Theil sehr gemeinnützige, Ideen schon in dem gegenwärtigen kleinen Buche in Umlauf gebracht, deren Beherzigung wir jedem Freunde des römischen Rechts empfehlen. Um nur einige Beyspiele anzuführen, (denn der Vf. versteht die Kunst, durch seinen lebhaften und glänzenden Vortrag auch bekannten Wahrheiten einen neuen interessanten Anstrich zu geben,) rechnet Rec. dahin die im §. 32. enthaltenen Sätze von dem Verhältnifs zwischen einer *Obligatio* und einem *jus in rem;* nebst den §. 69 - 72. daraus gezogenen Folgerungen. Besonders aber die im §. 33. berichtigte Vorstellungsart von *titulus* und *modus adquirendi*. Mit derselben Unpartheylichkeit aber, womit Rec. den entschiedenen Verdiensten des gegenwärtigen Lehrbuchs Gerechtigkeit wiederfahren läfst, macht er sich's zur Pflicht, noch einige Mängel anzuzeigen, welche er in einer zweyten Ausgabe verbessert zu finden wünscht. Ganz gegen den Geist des römischen Rechts ist im §. 26. gesagt: „Einigermafsen kann „man auch die *superficies* und die *emphyteusis* §. 55. zu „den Servituten rechnen." Wären beide Verhältnisse Servituten: so müssten sie entweder unter die Gattung der Real oder unter die der persönlichen Servituten gehören. Zu jenen können sie nicht gerechnet werden, weil kein *fundus dominans* da ist; zu diesen auch nicht, da sie sich nicht *ihrer Natur nach* auf die Person des *emphyteuta* und *superficiarius* einschränken, sondern noch nach deren Tode fortdauern können. Die in beiden Fällen zustehende *vindicatio utilis* rechtfertigt also den gemeinen Gesichtspunkt, welcher sie unter die Arten des *dominii utilis* zählt. §. 43. heisst es: „Durch Verträge machen sich entweder beide Theile verbindlich „(*bilaterales*), oder nur einer (*unilaterales*). Letzteres „ist z. B. bey der simpeln Schenkung, ihrer Natur nach „der Fall; aber in der Sprache der römischen Juristen „gehörten dahin auch diejenigen Rechtsgeschäfte, die „dadurch erst verbindlich wurden, dass der eine Theil „sein

„sein Versprechen erfüllt hatte; z. B. *Commodatum*." Hiergegen erinnert Rec. 1) dass die röm. Juristen die Eintheilung der Contracte in *unilaterales* und *bilaterales* nicht gekannt, sondern erst neuere Ausleger zur bessern Uebersicht des Systems sie eingeführt haben. Bey dieser Eintheilung nahm man aber 2) nur auf *Contracte*, nicht auf römische *pacta* Rücksicht; also passt das Beyspiel der *Schenkung* nicht zur Erläuterung der Unilateralcontracte, da im ältern römischen Rechte die Schenkung bekanntlich nicht einmal ein Pactum war, und in neuern nur zum Range eines *Pacti legitimi*, nicht eines eigentlichen Contracts, erhoben wurde; 3) abstrahirten die neuern Rechtslehrer den Unterschied der Unilateral- und Bilateralcontracte von den *Klagen*, die aus solchen Contracten entstehen, nicht aber von dem *wirklichen Daseyn* einer einseitigen oder doppelseitigen Verbindlichkeit. Denn unter die Bilateralcontracte rechneten sie alle diejenigen, woraus das römische Recht entweder *actiones utrimque directas*, oder auf einer Seite *actionem directam*, auf der andern *actionem contrariam* gibt; unter die Unilateralcontracte aber die übrigen Geschäfte, woraus die römischen Juristen weder eine *actionem directam*, noch eine *contrariam* herleiteten, sondern die in ihrer Sprache so genannte *condictionem certi*. Nirgends nemlich findet man z. B. die aus dem *mutuo* oder der Stipulation herrührenden Klagen mit den Prädicaten: *directae*, oder *contrariae actiones* bezeichnet; sondern überall heissen sie entweder *actiones* ohne einen Zusatz, oder *condictiones certi*. Vielmehr setzen jene Beywörter allemal ein Geschäft voraus, aus welchem entweder *sogleich anfangs* auf *beiden* Seiten eine Verbindlichkeit nothwendig entsteht; oder zwar *anfangs* nur auf *Einer* Seite eine Hauptverbindlichkeit übernommen wird, die aber gleichwohl die zufällige Entstehung einer *spätern Nebenverbindlichkeit* auf der *andern* Seite nicht ausschliesst. Mithin ist das blosse *Daseyn* einer *einseitigen* Verbindlichkeit kein sicheres Kennzeichen der *contractuum unilateralium*, sondern nur diejenigen Geschäfte sind nach der *Kunstsprache* der *neuern Civilisten*, aber ganz im *Geiste* der *alten Juristen* Unilateralcontracte, aus welchen auf der andern Seite, im Gegensatz desjenigen, der die wesentliche Verbindlichkeit übernommen hat, eine gleichmässige, oder doch wenigstens spätere Verbindlichkeit *nicht einmal möglich* ist. Und dass diess beym *Commodato* der Fall nicht seyn kann, geben ja schon die doppelten daraus entstehenden Klagen (*actio directa* und *contraria*.) 4) Ist es eine etwas unbequeme Vorstellungsart, *alle* Realcontracte durch solche Geschäfte zu erklären, *die dadurch erst verbindlich werden*, *dass der eine Theil sein Versprechen erfüllt hat*. Wie kann man die Uebergabe im Deposito, durch welche der Contract seine verbindliche Kraft erhält, die *Erfüllung* eines *Versprechens* nennen, ohne dem Sprachgebrauche Gewalt zu thun, der mit dem Worte: *Versprechen*, den Begriff vortheilhafter Aussichten für den Andern, welchem das Versprechen geschieht, verbindet? Gewiss wird kein Depositar die Erfüllung *dieses Versprechens* ängstlich wünschen, um den Contract zu Stande gebracht zu sehen. — Im §. 100. scheint der Vf. die erbschaftliche Transmission, welche Justinian durch L. 19. *C. de jure deliber.* auch bey fremden Erben eingeführt hat, entweder vergessen zu haben, oder für den Fall, wenn Miterben concurriren, welchen das *jus accrescendi* zusteht, ausschliessen zu wollen. Gleichwohl muss dem Erben desjenigen Erben, der noch innerhalb des Deliberationsjahrs gestorben ist, ohne die Erbschaft angetreten oder ausgeschlagen zu haben, vor dem unmittelbaren Miterben der Vorzug zukommen, weil theils die Begünstigung der Erben des Erben Justinians Hauptabsicht bey Abfassung der L. 19. war, theils kein Grund des *jus accrescendi* eintritt, so lange der Erbe seinen eignen bestimmten Erben hat. — Eine Uebereilung war es, wenn der Vf. im §. 134. *jusjurandum purgatorium* erwähnte, welches bekanntlich dem reinen römischen Rechte ganz fremd ist. Ueber das bey eben der Gelegenheit als subsidiarisches Beweismittel vorkommende *jusjurandum suppletorium* wollen wir mit ihm weiter nicht rechten, da es mehrere Vertheidiger seiner Existenz im römischen Rechte gibt. — Am Schlusse des §. 131. steht wahrscheinlich durch einen Schreibfehler, statt: „*Kläger*," „*Beklagter*." — Endlich will Rec. noch bemerken, dass der Vf. seinem in der Vorrede geäusserten Grundsatze, kleine Controversen aufzunehmen, nicht ganz treu geblieben ist, wenn er §. 53. bey Gelegenheit des *pacti de retrovendendo* behauptet, dass der Regel nach der vorige Preis der Sache dabey zum Grunde liege.

Keine Arbeit ist dem Vf. besser gerathen, als Num. II. *Lehrbuch der Rechtsgeschichte*.) Es ist die erste *kritische* Geschichte des röm. Rechts, die wir besitzen. Berichtigungen verjährter Vorurtheile und falscher Vorstellungen wechseln überall mit neuen, wichtigen Entdeckungen ab, und Rec. gesteht, keine Seite dieses classischen Werks ohne Bewunderung des dem Vf. eigenen Talents, auch die trockensten Untersuchungen durch unerwartete, eben so lehrreiche, als scharfsinnige Bemerkungen anziehend zu machen, gelesen zu haben. In seiner musterhaften Darstellung der römischen Gesetzgebung nach ihren mannichfaltigen Formen herrscht ein in diesem Fache äusserst seltener Blick über das Ganze; und wir tragen kein Bedenken, sein an Bogenzahl zwar kleines, aber an Wichtigkeit des Inhalts manches voluminöse System aufwiegendes Buch als das würdigste Gegenstück zu *Bach's* unsterblichem Meisterwerke zu empfehlen, wodurch dieser von der pragmatischen Seite noch so wenig bearbeitete Theil der Geschichte gerade da, wo *Bach's* Untersuchungen aufhörten, unverkennbare Fortschritte gemacht hat. Doch unsre Leser mögen selbst urtheilen, ob wir die Verdienste des Vf. vergrössern, wenn wir in ihm einen der glücklichsten Nachahmer der *Spittlerischen* Manier zu finden glauben. Der Hauptgegenstand ist Geschichte des *römischen* Rechts, ungeachtet der allgemeinere Titel auch eine historische Uebersicht *anderer* positiver Rechte ankündigt. Da dieses Lehrbuch, nach des Vf. eigner Aeusserung, nicht zum Nachschlagen bestimmt ist, sondern zu diesem Behuf das Bachische Compendium neben dem gegenwärtigen gebraucht werden soll: so ist es kein Fehler, dass die Citate sehr sparsam, und grösstentheils nur dann, wenn der Vf. eine von der gewöhnlichen Vorstellungsart abweichende

weichende Meynung rechtfertigen will, angebracht sind. Das Ganze zerfällt in zwey Theile: 1) Geschichte des römischen Rechts im röm. Staate; und 2) Geschichte des Rechts im heutigen Europa. Im ersten Theile sind vier Perioden zum Grunde gelegt: 1) vom Romulus bis auf die Decemvirn, 2) von den Decemvirn bis Cicero, 3) von Cicero bis Alexander Sever, und 4) von Alexander Sever bis Justinian. Da der Vf. in einer jeden Periode für die Geschichte des *Studiums* einen eignen Abschnitt gemacht hat: so läſst sich diese, in der Geschichte der Quellen und des Staatsrechts nicht ganz zweckmäſsige, und deswegen bereits von *Ge. Schubart* und mehrern andern getadelte Methode einigermaſsen rechtfertigen. Denn jede Periode ist wieder in drey Unterabtheilungen gebracht, welche die Rubriken: *Quellen*, *System des Rechts am Ende der Periode*, und *Studium des Rechts*, führen. Durch diese Anordnung hat der Vf. die bisherigen Grenzen der Rechtsgeschichte, welche man auf eine bloſse Geschichte der wichtigsten Quellen einzuschränken pflegte, sehr glücklich erweitert, und unter der *zweyten* Rubrik die *innere* Rechtsgeschichte, in wie fern sie in einer allgemeinen Ueberſicht des Inhalts der Gesetzgebung am Ende jeder wichtigen Periode besteht, unter der *dritten* aber die Geschichte der wissenschaftlichen Bearbeitung geliefert. Im zweyten kürzern Theile ist die Geschichte des Nicht-römischen, d. h. des kanonischen, Lehn- und deutschen Rechts in so fern abgehandelt, in wie fern sie mit der Geschichte des civilistischen Studiums im Mittelalter und nach der Wiederherstellung der Wissenschaften zusammenhängt, und die Entstehung jener Rechte auf dieses, oder dieses auf die Ausbildung jener Einfluſs gehabt hat. Der Hauptzweck bleibt also auch hier Geschichte der wissenschaftlichen Bearbeitung des röm. Rechts, welche neben einer kurzen Ueberſicht des neuern Zustandes der übrigen juristischen Wissenschaften bis auf unsere Zeiten fortgeführt ist. Eine gedrängte Darstellung der merkwürdigsten verstorbenen neuern Rechtsgelehrten, auch derer, die um Nicht-römisches Recht Verdienste haben, macht in Verbindung mit einigen methodologischen Regeln und Vorschlägen den Beschluſs. Es ist unläugbar, daſs das Studium des Geistes der römischen Gesetze bey dieser Behandlung der Rechtsgeschichte gewinnen muſs, und daſs Hr. *H.* besonders in der Darstellung der innern Rechtsgeschichte seine beiden Vorgänger, *Reitemeier*, welchem übrigens die Ehre der Erfindung gebührt, und *Tasinger* durch detaillirtere Darstellung und tieferes Eindringen in den Zusammenhang der successiven Formen der Gesetzgebung übertrifft. Auch entfernt sich das Reitemeiersche System zu sehr von dem altrömischen Plane, ob es gleich die philosophische Ueberſicht des Ganzen besser befördert, als das Tasingerische, welches sich wieder durch deutlichere und bestimmtere Ausführung einzelner Gegenstände zu seinem Vortheile von dem Reitemeierschen unterscheidet. Aber in beiden ist Verbindung der Encyklopädie mit der Rechtsgeschichte der Hauptzweck; mithin konnte keiner von beiden Schriftstellern, ohne im römischen Rechte unverhältniſsmäſsig weitläuftig zu werden, sich auf genauere Untersuchungen einlassen, die unser Vf. bey einem auf bloſse Geschichte des römischen Rechts eingeschränkten Plane nicht übergehen durfte. Nach dem Beyspiele jener verdienstvollen Männer wählt der Vf. für die Darstellung der innern Rechtsgeschichte das jedesmalige Ende der vier angezeigten Epochen, als Standpuncte, aus welchen man das Total des Rechtssystems einer jeden Epoche übersehen soll. Das *jus publicum* wird sorgfältig vom *jus privatum* geschieden, und dieses gröſstentheils nach dem Justinianeischen Institutionenplane in einer sehr natürlichen und ungezwungenen Ordnung erörtert. Beym *jus publicum* sind wieder (nach Reitemeierschen Ideen) drey Abschnitte gemacht: für die *Grundgesetze*, für das *Staatspolizeyrecht* und für *Strafgesetze*. Auch das *Religionsrecht* ist nicht übergangen, und besonders beym Justinianeischen Zeitabschnitte mit einer lobenswürdigen Vollständigkeit und Genauigkeit geschildert. In der frühesten Periode war das Zwölftafelgesetz sein Führer; und dieses gab wenigstens *sichere*, wenn gleich selten *vollständige*, Resultate. In der neuesten Periode lieſsen sich die Data nicht bloſs mit *Sicherheit*, sondern auch mit *Vollständigkeit* verarbeiten, da es weder an chronologischen Hülfsmitteln, noch an Quellen dazu fehlt. Die innere Rechtsgeschichte der *dritten* Periode unter *Alexander Severus* ist absichtlich weggelassen, weil sie in des Vf. Plane den Inhalt eines eigenen Lehrbuchs des Pandektenrechts ausmacht; folglich fallen alle dieser Behandlung eigne Schwierigkeiten auf die zweyte Periode unter Cicero zurück, welche bey der Unvollständigkeit ihrer Quellen, und der Dunkelheit, die über den Ursprung der meisten ältern Rechtsinstitute verbreitet ist, dem Vf. nicht wenig Mühe gekostet, und manche von dieser Behandlungsart unzertrennliche Conjecturen abgezwungen haben muſs. So ist es z. B. etwas gewagt, schon dieser frühen Periode fast das ganze, gewiſs erst durch vieljährige Erfahrungen ausgebildete System der *bonorum possessio* zuzuschreiben. Auch hat gewiſs manche, in ununterbrochener chronologischer Ordnung abgefaſste Untersuchung einzelner Gegenstände, welche der Vf. aus dem Gebiete der Rechtsalterthümer schlechterdings verbannt wissen will, ein gröſseres und mannichfaltigeres Interesse, als die oft unsichere Aushebung derjenigen Form, welche die nemlichen Materien, gerade in gewissen gegebenen Perioden gehabt haben. Freylich sind nicht viele Gegenstände zu solchen Untersuchungen geeignet, und wer *alle* Materien des Civilrechts so bearbeiten wollte, würde nicht selten auf ganz leere Resultate stoſsen, oder zu Muthmaſsungen seine Zuflucht nehmen müssen. Aber überflüssig ist darum auf keinen Fall diese chronologische Bearbeitung der, durch bekannte mannichfaltige Veränderungen dazu geeigneten Gegenstände; vielmehr kann die Geschichte der stufenweisen Verbesserung oder Verschlimmerung einer Rechtsanstalt, der innern Vortreflichkeit ihrer Bestimmungen, oder der entgegengesetzten bey ihrer Anordnung begangenen Fehler, des Einflusses, welchen Sitten, Denkungsart des Zeitalters, Religion und tausend äuſserliche Umstände auf sie hatten, für den Philosophen sowohl, als den denkenden Juristen nicht anders, als höchst fruchtbar und lehrreich

reich seyn. Wie leicht werden aber die feinern Räder in der Maschine der Gesetzgebung übersehen, wenn man den Freund der Rechtsgeschichte nur auf bestimmte Standpuncte führt, um ihm aus einem jeden nur einen eingeschränkten Theil ihrer Wirkungen, unabhängig von den Ursachen derselben und von ihren spätern Veränderungen, zu zeigen? Doch verdunkelt diese Bemerkung keinesweges den Werth eines Werks, wie das gegenwärtige, wodurch die Geschichte des römischen Rechts zuerst zu demjenigen Grade der Vollkommenheit ausgebildet worden ist, der sie berechtiget, ohne durch die Vergleichung zu verlieren, neben ihren ältern Schwestern aufzutreten. Wir halten es für Pflicht, unsre Leser auf einige Vorzüge und neue Ideen dieses an Gedanken so reichen Buchs aufmerksam zu machen, ohne die, verhältnismäsig nur geringen Mängel zu verschweigen, welche die strengere Kritik daran entdeckt. Gleich im Eingange §. 6. stellt der Vf. die, in jedem Theile der Geschichte, besonders aber in dem gegenwärtigen so nöthige Warnung auf: „*nicht alles revolutionenweise vorgehen zu lassen.*" Diesem Gesetze ist er selbst so treu geblieben, dass er da, wo andere einen bestimmten, schneidenden Anfang für gewisse Veränderungen in der Lage des Staats und des positiven Rechts im Staate, als unbezweifelt gewiss voraussetzen, mit der strengsten Unpartheylichkeit, alles auf einen einfachen, natürlichen, aus der Beschaffenheit des Gegenstandes von selbst hervorgehenden Uebergang reducirt, und manchen, bisher allgemein für wahr gehaltenen, gewaltsamen Schritt, den die Cultur der Gesetzgebung gemacht haben soll, mit ächtem historischen Prüfungsgeiste verdächtig macht. Aus diesem Gesichtspunkte widerlegt er die gemeine Meynung von der Einseitigkeit der Senatusconsulte in den Zeiten des Freystaats, und der unter den Kaisern damit vorgegangenen Veränderung (§. 53.), von einem bestimmten Anfange und einer ausdrücklichen Uebertragung der monarchischen Regierung unter August (§. 83 u. 84.), von dem frühen Ursprunge der Constitutionen, als eigener Rechtsquellen (§. 87.), von der öffentlichen Autorisirung der juristischen Gutachten unter den ersten Kaisern (§. 94.), von der gänzlichen Abstellung der Volksversammlungen unter Tiber (§. 95.), von der Stiftung zweyer, einander ganz entgegengesetzter juristischer Secten, und ihrer Vereinigung unter Hadrian (§. 118.), besonders aber die gewöhnliche Vorstellungsart von der Entstehung und Absicht des *Edicti perpetui* (§. 105 u. 106.), welche letzte Stelle Rec. die schönste im ganzen Buche zu seyn dünkt. Neu und scharfsinnig sind seine Bemerkungen über die Ursachen des Verfahrens der Römer gegen die Schuldner in den frühern Zeiten (§. 14.), über die Entstehung der förmlichen Contracte (§. 30.), über die Form des ältesten Civilprocesses (§. 36.), über die Abwechslung der Praetur und der Criminaldepartements mit Provinzialstellen (§. 44.), über den Ursprung und die Rechtmäsigkeit des *jus honorarium* (§. 54 bis 56.), über den Einfluss der ältern Rechtsgelehrten auf die Bildung des positiven Rechts (§. 57.), über die Ursachen, warum die Römer häufig auf *arbitros* compromittirt haben (§. 75.), über den Zusammenhang des Verbots einer Veräusserung des *fundus dotalis* mit der *L. Julia de adulteriis* (§. 88.), und über die Ursachen des Verfalls der Jurisprudenz nach Alexander Severus (§. 128.). Auch kann Rec. die Kürze und Präcision nicht unbemerkt lassen, womit der Vf. oft in Einem Satze, oft nur in Einem Worte Winke gibt, welche Stoff zu seitenlangen Betrachtungen enthalten; z. B. §. 111., wo der Gegenstand des unter Septimius Severus über die Veräusserung der Mündelgüter gemachten Senatusconsulte sehr treffend durch *sichere* Grundstücke eines Minderjährigen (im Gesetze heisst's: *praedia rustica et suburbana*) bezeichnet wird. Eben so musterhaft und zweckmäsig ist der gedrängte Auszug aus *Lex Papia Poppaea* im 90 u. 91. §. Unbedeutend sind in Vergleichung mit so entschiedenen Vorzügen die hin und wieder vorkommenden Unrichtigkeiten, Fehler und Lücken, welche Rec. nur darum genau anzeigen will, damit sein Urtheil über den Werth dieses Buchs vom Verdachte der Partheylichkeit frey bleibe. Die im §. 5. getroffene Auswahl von allgemeinen Schriftstellern über die Rechtsgeschichte hätte wohl mit noch einigen wenigstens eben so wichtigen, vermehrt werden können; z. B. mit *Ge. Schubart de fatis jurisprudentiae*, und *C. Gottfr. Hoffmanns Historia juris*, welche letztere alle Werke über die Rechtsgeschichte an Vollständigkeit übertrifft. Die angenommene Hypothese vom Ursprunge der Römer aus *Trojanern*, contrastirt mit dem kritischen Tone der übrigen Geschichte. §. 10. wird die Eintheilung der Stadt in *tribus* zu neu gemacht, da sie doch nach den Nachrichten des *Livius* und *Dionysius* von *Halicarnass* schon unter dem Romulus zugleich mit den Curien entstanden, aber freylich erst im Freystaate, unter einer sehr veränderten Form benutzt worden ist. §. 12. heisst es: Tarquin I „habe neue *Senatoren oder Patricier* aufgenommen:" gleich als ob beides einerley wäre. *Centuria praerogativa* ward nicht schon zur Zeit der 12 Tafeln, wie §. 20. behauptet wird, durch das Loos bestimmt, sondern erst seit der *L. Sempronia* aus dem 7 Jahrhunderte. Im §. 32. sind die Ursachen des Grundsatzes: *Nemo pro parte testatus, pro parte intestatus decedere potest*, nicht befriedigend entwickelt, zu geschweigen, dass es sehr ungewiss ist, ob diese Regel schon zur Zeit der 12 Tafeln als unbezweifeltes Axiom gegolten hat, da *Cic. de Invent.* II. 21, auf dessen Auctorität man sich gewöhnlich beruft, sie selbst nicht für entschieden ausgibt. Unrichtig ausgedrückt ist die Alternative im 33. §.: „Sobald „kein *Suus* vorhanden war, kam es darauf an, ob der „Verstorbene einst selbst ein Sklave gewesen war, oder „etwa nur seine Voraltern." Offenbar fehlt hier der dritte mögliche Fall, dass ein von völlig freyen Vorfahren herstammender Römer keinen *suus heres* hinterlässt, welches übrigens eben so entschieden werden muss, wie der zweyte Fall.

(Die Fortsetzung folgt)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 27. August 1794.

RECHTSGELAHRTHEIT.

1) Berlin, b. Mylius: *Institutionen des heutigen Römischen Rechts* etc.

2) Ebendas.: *Lehrbuch der Rechtsgeschichte* bis auf unsre Zeiten etc.

3) Göttingen, b. Dieterich: *Lehrbuch und Chrestomathie des classischen Pandektenrechts* etc.

4) Berlin, b. Mylius: *Lehrbuch der juristischen Encyclopädie* etc.

5) Ebendas.: *Civilistisches Magazin* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

In der Deduction der Ursachen, welche den Einfluss der alten römischen Rechtsgelehrten auf die Ausbildung des positiven Rechts veranlasst oder befördert haben (§. 57.) fehlt das Verhältniss des Patronats zwischen Patriciern und Plebejern. §. 82. wird die bekannte *fictio L. Corneliae* aus der *L. Cornelia de falsis* hergeleitet, da doch vorher (§. 52.) die richtigere Meynung war vorgetragen worden, nach welcher schon ein älteres Cornelisches Gesetz über diese Fiction existirt hat. Zu den Bachischen Gründen für die letzte Meynung kommt noch der Umstand, dass jene Fiction nach *Paulus Sentt. recc.* III. 4, (A) 8. auch bey der *Intestaterbfolge* statt gefunden hat. Daher kann sie wohl in einem Gesetze von Verfälschung der *Testamente* nicht einmal *vorübergehend*, wie der Vf. glaubt, erwähnt worden seyn. Im §. 86. hätte unter den Rechten eines *Praefectus Urbi* bemerkt werden sollen, dass er auch eine Appellationsinstanz formirte. Im folgenden §. aber hätten wohl die Benennungen der verschiedenen Gattungen kaiserlicher Rescripte einen Platz verdient. Unter Augusts Edicten (§. 93.) vermisst Rec. das zur Erläuterung der *Servitus altius tollendi* äusserst wichtige Edict von der Höhe der Häuser, dessen Wiederholungen auch unter den Gesetzen der spätern Kaiser fehlen. Der in eben dem §. von Fideicommissen gebrauchte Ausdruck „Befehl" ist in jeder Rücksicht unrichtig. Im §. 99. sticht der ohne Inhaltsanzeige hingesetzte Artikel: „*S. C. Macedonianum*" von der bald kürzern, bald längern Erläuterung der übrigen in demselben §. vorkommenden Gesetze, wovon die wenigsten jenem an Wichtigkeit gleich sind, etwas zu sehr ab. Die Erklärung des Senatusconsults: *ne aedificia negotiationis caussa diruerentur*, — des einzigen, dessen Inhalt *lateinisch* angegeben ist — hat der Vf. wahrscheinlich den Vorlesungen vorbehalten. Die Absicht des *S. C. Neronianum*, wodurch der Unterschied in den Ausdrücken der Vermächtnisse nur zum Theil aufgehoben wurde, ist nicht ganz bestimmt gefasst, wenn es heisst: „Dieser Unterschied nur in so weit aufgehoben; *als er unbillig scheinen konnte*." Wer sucht unter dieser Erklärung eine Verordnung, dass in zweifelhaften Fällen Vermächtnisse nach der Analogie des *Legatum damnationis* beurtheilt werden sollen? Auch fehlen in diesem §. die Senatusconsulte wegen Verfälschung der Testamente aus Nero's Regierung. Der Inhalt des Edictum D. Hadriani (§. 107.) ist wieder zu allgemein ausgedrückt, indem gerade die wesentliche Einschränkung, ohne welche das Gesetz eines der unbilligsten gewesen seyn würde, fehlt. Nach §. 108. sollte es scheinen, als ob Antoninus Pius nicht mehr, als drey *Edicte*, und gar keine andern Verordnungen gegeben habe, da doch die Pandekten und der Codex mehrere seiner *Rescripte* enthalten. Die im 151 §. gemachte Bemerkung: „mannichfaltige Regeln hat man „aufgestellt — gerade das Gegentheil erklärt" — kann gar leicht zu einer Geringschätzung aller kritischen und hermenevtischen Regeln im römischen Rechte verleiten. Bey Gelegenheit des 150 §. hätte wohl etwas über die Rangordnung am Byzantinischen Hofe, und besonders über die Abstufungen der *Comitum Consistorianorum* gesagt werden sollen. Der Seitenblick auf die *separata oeconomia* (§. 161.) ist in einer Geschichte des *römischen* Rechts überflüssig. Auch war das *peculium quasi castrense* gewiss älter, als es der Vf. in dem nemlichen §. macht. Was im Anfange des 162. §. von der Ehe überhaupt gesagt ist, gilt eigentlich nur von der *zweyten* Ehe. *Militiae* im Sinne des neuern römischen Rechts sind nicht bloss verkäufliche *Militärchargen* (§. 164.), sondern alle verkäufliche *Hof-*, *Civil-* und andere *Bedienungen*, oder vielmehr ihre *Besoldungen*. Nicht das *Compendienschreiben*, wie §. 173. gesagt wird, sondern bloss das Verdunkeln der Gesetze durch weitläuftige *Commentarien* war vom Justinian untersagt worden: denn die *Paratitla*, welche er nie verboten hat, sind ja nichts anders, als Compendien. Vom §. 187. konnte man mehr, als der Vf. gesagt hat, über die Glossatoren erwarten: z. B. die Namen der Vorzüglichsten unter ihnen, ihre Secten, die Verdienste ihres Redacteurs, des Accursius, den man in §. 190. nicht suchen würde. *Galuanus*, der Vf. des trefflichen Werks über den *Ususfr.*, war kein Spanier, wie der Vf. §. 194. anzunehmen scheint, und der *Compilator Grauina* hätte §. 199. nicht als der *einzige* merkwürdige *italienische* Rechtsgelehrte dieses Jahrhunderts ausgezeichnet, ein *Vico* aber, ein *Campiani*, *Aueranius*, *de Januario*, *Ferratius*, *Corsini*, *Beccaria*, *Guadagni*, *Filangieri* darüber nicht vergessen werden sollen. Das Urtheil über *Bynkershoek* (§. 197.) ist eben so unbillig, als das über *Meerman* (ebend.) unverhältnissmäsig weitläuftig

läuftig ausgefallen ist. Endlich wünscht Rec., dass es dem Vf. gefallen möchte, bey einer zweyten Auflage, welche diesem wichtigen Buche gewiss bald nöthig seyn wird, einige auffallende, von modernen Ideen entlehnte, Ausdrücke zu verbessern, welche den Sinn oft mehr verdunkeln, als deutlich machen: z. B. §. 92. „die römische Mutinybill," §. 111. (von der Regierung des *Septimius Severus*) „aber die ganze Verfassung von Algier war in Rom noch nicht," §. 168. „die juristischen Gesetze," §. 173. „die Juristenfacultät in Rom."

Bey N. III. (*Lehrbuch des klassischen Pandektenrechts*) hatte der Vf. nicht so viele Gelegenheit, seinen Scharfsinn und seine Gelehrsamkeit zu zeigen, wie in den vorigen beiden Werken. Ueberdiess ist es auch erst zur Hälfte vollendet: denn der gegenwärtige erste Theil enthält bloss das *jus publicum*, und einen kleinen Theil des *jus privatum*. Ein wichtiger Abschnitt des vom Vf. vorgeschlagenen Cursus ist die Uebersicht des römischen Rechts in der Zeit seiner grössten Vollkommenheit, d. h. unter den Antoninen bis auf Alexander Severus. Diese soll schon beym akademischen Vortrage aus den Quellen selbst erlernt werden. Eine Chrestomathie der vorzüglichsten Stellen, besonders aus der Jurisprudentia antejustinianea und den Pandekten, schien dem Vf. das bequemste Mittel, jenen Zweck zu erreichen. Er liefert sie unter dem Titel eines classischen *Pandektenrechts*, welcher aber auf die Justinianeischen Pandekten keine andere, als die sehr entfernte Beziehung hat, dass, wie in diesen, so auch in der gegenwärtigen Chrestomathie auf die Rechtsgelehrten des 2ten und 3ten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung vorzüglich Rücksicht genommen ist. Daher hat er auch von den Institutionen und vom Codex nur selten, häufiger von den nicht juristischen Classikern Gebrauch gemacht. Die ausgehobenen Stellen selbst sind Belege zu dem, was er in kurzen §§. des Textes als Schilderung des Zustands der Rechtsgelehrsamkeit in der gedachten Epoche aufstellt. Die Ordnung der in diesem ersten Theile bearbeiteten Materien ist folgende: I. *Jus Publicum*. A. Von der höchsten Gewalt überhaupt: 1) vom August, 2) vom Senate. B. Von den einzelnen Regierungsrechten: 1) von den obrigkeitlichen Aemtern, 2) von der Municipalverfassung, 3) von den Finanzen, 4) von der Religion, 5) vom Militär, 6) von Bestrafung der Verbrechen, 7) von der Civilgerichtsverfassung. II. *Jus privatum*. A. Personenrecht: 1) von der Sklaverey, 2) von dem Bürgerrechte, 3) von der väterlichen Gewalt, 4) von der Ehe, 5) von der Tutel. B. Sachenrecht: 1) vom Jus in rem. Hiervon ist bloss das Eigenthumsrecht und die Lehre von den Servituten erklärt. Im künftigen Bande wird also das Erb- und Pfandrecht, 2) der Abschnitt von der Obligatio, und C. der Process folgen, wie der S. 147. gegebene Conspectus verspricht. Rec. bezieht sich in Ansehung seines Urtheils über den Werth und die Zweckmässigkeit dieser Vorlesungen auf seine in Betreff des ganzen Plans bereits anfangs gemachten Erinnerungen, und auf die Schwierigkeiten, welche er bey der Anzeige der vorhergehenden Numer in Absicht auf Entwickelung einer innern Rechtsgeschichte aus den *mittlern Perioden* des römischen Rechts bemerkt hat. Folgen der letztern sind einige chronologische Irthümer, welche der Vf. bey aller seiner Genauigkeit und Sorgfalt nicht allemal vermieden hat: z. B. §. 42. wird noch immer die Abgabe von Erbschaften (*vicesima hereditatum*) auf Italien eingeschränkt, da doch Caracalla eben deswegen dem ganzen Orbis Romanus das Bürgerrecht ertheilt hatte, um ihn dieser Abgabe zu unterwerfen. Mehrere Beyspiele könnten aus dem 11. Buche vom römischen Bürgerrecht ausgehoben werden, wovon gewiss das meiste auf das Ende dieser Periode nicht mehr passt, seit jener wichtigen, vom Vf. aber, zu des Rec. Verwunderung, gerade hier mit keinem Wort erwähnten Verordnung Caracalla's. Ulpians Ausführlichkeit in Bestimmung der Vorzüge des Bürgerrechts scheint ihn zu dieser Vernachlässigung verführt zu haben; aber Ulpian hat gewiss wenigstens das Buch, dessen Fragmente wir in der *Jurisprudentia Antejustinianea* besitzen, noch vor Caracalla's Gesetz geschrieben; und würde, wenn er erst unter Alexander Severus daran gearbeitet hätte, ganz anders geurtheilt haben. Ueberhaupt scheint es Rec. ein Fehler im Plane des Vf. zu seyn, dass er für diesen Abschnitt der innern Rechtsgeschichte keinen bestimmten Standpunkt, sondern einen Zeitraum von fast hundert Jahren gewählt hat, welche seit Antoninus Pius bis zum Ende der Regierung des Alexander Severus verflossen sind. Es ist natürlich, dass im Anfange dieser Periode vieles anders seyn musste, als es am Ende war; und wer bürgt uns für die Beweiskraft der Stellen aus frühern Classikern, wenn sie nicht Zeitgenossen des Alexander Severus waren? Vorzüglich im zweyten Theile fürchtet Rec. die Folgen dieser Unbestimmtheit; denn gerade das Privatrecht litt in jenem langen Zwischenraume mehr wesentliche Veränderungen als das Staatsrecht. Bisweilen folgt auch aus den Beweisstellen das nicht, was der Vf. hat beweisen wollen. So wird z. B. in L. 1. §. 1. *D. de constit. Pr.* gerade das Gegentheil von dem behauptet, was im Texte des Vf. §. 12. über die gesetzliche Kraft der kaiserlichen Decrete und Interlocute gesagt ist. Die Stelle aus Lampridius v. Alex. c. 16. welche bey §. 18. citirt ist, handelt nicht vom Senat, sondern vom Consistorium des Kaisers. Eben so wenig kann aus Ulpian I. 18. die fortdauernde Gewalt der tribb. pl. unter den Kaisern bewiesen werden: da wahrscheinlich die Einführung eines *Prätor tutelaris* unter Marcus Aurelius Antoninus die Concurrenz der Tribunen in Vormundschaftssachen überflüsig gemacht hat. Manchmal hat der Vf. durch Abkürzungen den Sinn der Beweisstellen verändert. Ein auffallendes Beyspiel gibt die bey §. 127. angeführte Stelle aus Ulpian III. 3. welche er bloss auszugsweise hat abdrucken lassen: „*Latinus — si civem Romanam — uxorem duxerit, testatione interposita, — partus quoque civis Romanus est ex Senatusconsulto, quod auctore D. Adriano factum est.*" Daraus folgt nun freylich ungezwungen, was im Texte steht: „Bey einer Ehe, „wo Connubium eintritt, folgen die Kinder dem Vater, „wo keines eintritt, der Mutter, ausgenommen, wenn „diese eine Römerin und der Vater ein Peregrinus ist; „denn da folgen nach einem ausdrücklichen Volksschlus„se die Kinder der ärgern Hand." Im ganzen Zusammenhange aber lautet Ulpians Stelle so: „*Liberis jus Quiritium*

ritium consequitur Latinus, qui minor triginta annorum manumissionis tempore fuit: nam lege Junia cautum est, ut, si civem Romanam, vel latinam uxorem duxerit, testatione interposita, quod liberorum quaerendorum caussa uxorem duxerit, postea filio filiave nato natave, et anniculo facto, possit apud Praetorem vel praesidem provinciae caussam probare, et fieri civis Romanus, tam ipse, quam filius filiave ejus, et uxor; scilicet, si et ipsa Latina sit: nam si uxor civis Romana sit, partus quoque civis Romanus est ex SCto, quod auctore D. Adriano factum est." Wenn man diese Stelle mit einer andern aus Ulpian V. 8. zusammenhält, so findet man, dafs der Jurist *drey* Gesetze über diesen Gegenstand unterscheidet: 1) *Lex Mensia* — den ausdrücklichen Volksschlufs, nach welchem, wie der Vf. sich ausdrückt, die Kinder der ärgern Hand folgen. Diese handelte von *Peregrinis überhaupt*. 2) *L. Junia (Norbana)*, welche den *Latinis* (also einer blofsen Classe der Peregrinorum) ein Mittel zeigte, wie sie nicht nur selbst für ihre Person römische Bürger werden, sondern das *jus civitatis* auch ihren Weibern und Kindern zuwenden konnten, jedoch nicht anders als: *testatione interposita* etc. 3) ein S. C. Hadrians, nach welchem es, *in Rücksicht auf die Kinder eines Latinus* weder einer *testatio*, noch der übrigen Voraussetzungen bedarf, um diesen das Bürgerrecht zuzuwenden, wenn nur die Mutter eine *römische Bürgerin* ist. Also hätte sich der Vf. auf jeden Fall im Texte des 127. §. bestimmter ausdrücken sollen. Von geringern Belange sind folgende leicht zu verbessernde Unrichtigkeiten, die zum Theil nur im Ausdrucke liegen: §. 69. „*Die Praevaricatio* ist ein eigenes *judicium publicum*," statt: „*für die Praevaricatio* ist ein eignes *judicium publicum* bestimmt." §. 126. „Wer eine Charge bekleidet, darf seine Untergebene nicht heirathen," wo es heifsen mufs: „Wer eine Provincialcharge u. s. w." Denn auf die übrigen obrigkeitlichen Aemter erstreckte sich dieses Verbot nicht. Nicht ganz pafst der §. 146. übrigens sehr deutlich angegebene Charakter der freywilligen Entschuldigungen, warum eine Vormundschaft abgelehnt werden kann, auf die Abwesenheit in öffentlichen Angelegenheiten, weil ein solcher Abwesender auch nicht einmal genöthigt werden kann, Vormund zu bleiben, wenn er schon die Vormundschaft bereits übernommen hat. Als wesentliche Lücken endlich im Plane des Vf. bemerken wir, dafs man §. 23. den *Praetor fideicommissarius fiscalis* und *tutelaris*, §. 26. eine genauere Beschreibung von dem so wichtigen Amte eines *Praefectus Praetorio*; im *achten Buche* die Materie von Verjährung der Verbrechen, welche nicht einmal bey Gelegenheit der einzelnen Verbrechen beyläufig berührt ist; im *neunten* die ganze Lehre vom *foro*, und §. 124. den Unterschied zwischen der strengen und weniger strengen Ehe vermifst; da hingegen die §§. von Appellationen im neunten Buche, mehr in den Abschnitt des zweyten Theils, der vom Procefse handeln soll, und die §. 123. enthaltenen Grundsätze von der *conventio in manum* (wenn anders diese Art der Ehe noch für das Zeitalter der Antonine pafst,) mit besserm Rechte in das nächstfolgende Buch von der Ehe zu gehören scheinen.

Num. IV. (*Lehrbuch der juristischen Encyklopädie*) steht mit dem eigentlichen civilistischen Cursus des Vf. in keiner so genauen Verbindung, als die ersten 3 Bücher. Ueber den Endzweck und Plan dieser Vorlesungen hat sich der Vf. selbst in einem Aufsatze seines civilistischen Magazins (1. B. 3. Heft, S. 384 ff.) näher erklärt, und zugleich zwischen seiner Encyklopädie und den drey wichtigsten bisherigen Lehrbüchern in dieser Gattung, dem *Pütterschen*, *Reitemeierschen* und *Schmalzischen* eine Vergleichung angestellt, woraus das Eigenthümliche seines Plans am deutlichsten erhellet. Um von dem letztern unsern Lesern einen Begriff zu machen, heben wir die wesentlichsten Ideen jenes Auffatzes aus, und verbinden damit das, was der Vf. in der Einleitung dieses Lehrbuchs über die Natur und Bestimmung der juristischen Encyklopädie gesagt hat. Schon der Unterschied zwischen *äusserer* und *innerer Encyklopädie* (§. 1.) ist ihm eigen. Unter *jener* versteht er einen Unterricht, welcher blofs den Begriff, Umfang, Zusammenhang und Nutzen, allenfalls auch die Lehrart der einzelnen Wissenschaften angibt: *diese* enthält auch noch überdiefs von jeder ein mehr oder weniger zusammengedrängtes System. Um die letztere war es dem Vf. hauptsächlich zu thun, wenn er versprach, „vorläufige Notizen über „jeden Theil der noch jetzt anwendbaren Rechtsgelehr„samkeit, von den Büchern, woraus er geschöpft wer„den mufs, von den wichtigsten Begriffen und Sätzen, „woraus er besteht, und von der Ordnung und Art, ihn „zu studieren," zu liefern. Sollte der Vf. unter den Büchern, woraus jeder Theil der Rechtsgeschichte geschöpft werden mufs, andere, als Quellen und Compendien verstanden haben: so hat er in der Ausführung selbst nicht Wort gehalten. Doch wir sind weit entfernt, ihm diefs als einen Fehler anzurechnen, da eine blofse trockene Bücheranzeige dem Anfänger, für welchen der encyklopädische Unterricht zunächst bestimmt ist, nichts helfen kann, weil er doch noch keinen Gebrauch von den ihm empfohlnen Schriften zu machen versteht: und wir halten daher die Sorgfalt, welche in einigen juristischen Encyklopädien, besonders in der Schottischen, auf die Literatur verwendet ist, für sehr überflüssig. Eine vorzüglich glückliche Idee war es, dafs durch die Encyklopädie des Vf. die Zuhörer einen so viel möglich bestimmten Begriff und Vorschmack von allen ihren künftigen Collegien und Compendien bekommen sollten; daher macht eine gedrängte Darstellung des Systems einer jeden Wissenschaft, verbunden mit einer Uebersicht der Ordnung, in welcher die gangbarsten Compendien geschrieben sind, den gröfsten Theil des gegenwärtigen Lehrbuchs aus. Von dieser Seite nähert sich sein Plan am meisten dem *Schmalzischen*, der aber schon wegen gänzlicher Weglassung des Staatsrechts für deutsche Universitäten unbrauchbar ist. Desto mehr entfernt es sich aber von dem Pütterschen, in welchem ein Umrifs der *Aussenseite* jeder Rechtswissenschaft, also ihr Begriff, Zusammenhang, ihre Quellen und die Studierart die Hauptsache ausmachen; und vom *Reitemeierschen*, dessen Eigenthümliches darinnen besteht, dafs von der Gesetzgebung im allgemeinen ausgegangen, und die innere sowohl, als äufsere Geschichte des positiven Rechts mit dem encyklopädischen Unterrichte verbunden wird. Der Vf. schliefst also die innere Rechtsgeschichte der ältern Perioden ganz aus, und schränkt sich bey jedem Rechte auf die Quellen und eine

Ueberficht des *jetzigen* Syftems ein, in der Ueberzeugung, dafs die beiden Claffen von Zuhörern, für welche er feine encyklopädifchen Vorlefungen zunächft beftimmt, nemlich Anfänger in der Jurisprudenz und Nichtjuriften, welchen es blofs um eine allgemeine Ueberficht der juriftifchen Wiffenfchaften zu thun ift, die innere Rechtsgefchichte weniger intereffant und weit fchwerer finden, als die andern Gegenftände. Diefe Einfchränkung des durch die neuften Lehrbücher ohnehin vielleicht zu weit ausgedehnten Gebiets der Encyklopädie verdient bey den übrigen Theilen des vom Vf. vorgefchlagenen Curfus, worin die Rechtsgefchichte den vorzüglichften Platz einnimmt, mehr Lob, als Tadel. Aber weniger, als feine Vorgänger, hat der Vf. für die Aufftellung allgemeiner Grundfätze, worauf die pofitive Gefetzgebung beruht, und für die Ueberficht des Zufammenhangs aller einzelnen Rechtswiffenfchaften unter einander geforgt. Nicht einmal der Begriff vom *pofitiven Rechte* ift irgendwo deutlich erklärt, und gleichwohl ift nirgends die Gelegenheit fchicklicher, ihn ausführlich zu entwickeln, als in der Encyklopädie. Aufs *Naturrecht* ift im ganzen Lehrbuche keine Rückficht genommen, wenn man etwa die Definition der Jurisprudenz (§. 3.) ausnimmt, die gerade blofs aufs Naturrecht pafst, fo wenig es auch die Abficht des Vf. gewefen feyn kann, die Verwandfchaft des natürlichen und pofitiven Rechts dadurch anzudeuten, wie man aus den unmittelbar darauf folgenden Erläuterungen fieht. Wir wollen die eignen Worte des Vf. herfetzen: „Die Jurisprudenz ift die Wiffenfchaft von „Zwangsrechten und Zwangspflichten, d. h. von dem, „was nach dem höchften, formellen oder materiellen, Prin„cipe des Rechtverhaltens erzwungen werden darf." (Wir würden zugeben, dafs diefe Erklärung fich auf *pofitive* Jurisprudenz pafste, wenn pofitives Recht überall das *wäre*, was es *feyn foll* — Vernunftrecht, durch die öffentliche Gewalt im Staate fanctionirt. —) „Ihr eigent„licher Gegenftand find freylich nur diejenigen Sätze „hierüber, welche in unferm Staate und zu unferer Zeit „gelten." (Nicht *Gegenftand*, fondern *Quellen* der Jurisprudenz find diefe Sätze, wenn fie eine Wiffenfchaft der *Zwangsrechte* und *Zwangspflichten* ift.) „Da aber diefe „Sätze nach und nach, in ältern Zeiten und oft auch „bey andern Völkern entftanden find, fo ift für das gründ„liche Studium der Rechte ihre Gefchichte ganz unent„behrlich." Zu diefer Vernachläfsigung des Naturrechts enthält zwar §. 367. den Schlüffel, wo es unter die blofs philofophifchen Wiffenfchaften gezählt wird. Aber die *encyklopädifche Ueberficht* des Rechts kann bey diefer Trennung nicht gewinnen, fobald es darauf ankommt, von allgemeinen Begriffen über Recht und Unrecht auszugehen, um die Entftehung der pofitiven Gefetze, worauf fich die mannichfaltigen Theile der Rechtsgelehrfamkeit beziehen, *philofophifch* zu entwickeln: fo nöthig auch in der Wiffenfchaft des Naturrechts die Warnung ift, feine Grundfätze nicht aus pofitiven Gefetzen zu entlehnen, noch Demonftrationen aus allgemeinen Begriffen, welche fich in der pofitiven Jurisprudenz machen laffen, mit Naturrecht zu verwechfeln. Noch nachtheiliger ift der Mangel einer Ueberficht des Zufammenhangs, welcher zwifchen den einzelnen Theilen der Rechtsgelehrfamkeit ftatt findet. Zwar haben §. 6 — 8. und §. 221 — 229. diefe Beftimmung; allein die vom Vf. zum Grunde gelegte ganz neue Claffification der juriftifchen Wiffenfchaften machte es ihm unmöglich, ihre Verbindung fo genau zu entwickeln, als es nach den gewöhnlichen Methoden möglich ift. Es gehört nemlich unter die Eigenheiten diefes Lehrbuchs, dafs alle Theile der Rechtsgelehrfamkeit unter zwey Hauptrubriken: *jus publicum* und *jus privatum*, gebracht find. Man fieht leicht, dafs der Ausdruck: *jus publicum*, in einem heut zu Tage ganz ungewöhnlichen Sinne gebraucht ift, wenn der Vf. will, dafs alles, was zunächft und unmittelbar auf das Ganze fich bezieht (*quae publice utilia funt*), darunter verftanden werden foll, und, diefer Idee gemäfs, aufer dem *eigentlichen Staatsrechte*, noch folgende *fünf* Fächer dahin rechnet: das *Kirchenrecht*, den *Reichsprocefs*, das *Cameral-* und *Polizeyrecht*, das *Criminalrecht* und das *Völkerrecht*. Unter der Rubrik: *jus privatum*, behandelt er die aus dem römifchen, kanonifchen und deutfchen Rechte zufammengefetzten Grundfätze des eigentlichen Privatrechts, ohne fie übrigens in der fyftematifchen Ueberficht nach ihren Quellen abzufondern. So wenig nun die Vervielfältigung der einzelnen Rechtswiffenfchaften gebilligt werden kann: fo unbequem find gleichwohl in gewiffer Rückficht die Folgen, die diefer Verfuch, fie zu vereinfachen, für den encyklopädifchen Unterricht haben mufs. Wie ift es möglich, den Regeln einer guten Methode treu zu bleiben, wenn man fich genöthigt fieht, im Kirchenrechte, einem Theile des öffentlichen Rechts nach der Claffification des Vf., fchon Grundfätze des Privatrechts von der Ehe, von der Eintheilung der Sachen u. f. w. vorzutragen, oder umgekehrt in das Privatrecht eine Bemerkung einfliefsen zu laffen, wie beym Lehnrechte nach diefer Vorftellungsart nöthig ift: „dafs es aus dem deutfchen Staats- und Privatrechte gemifcht fey (§. 351.)?" Wie ift es möglich, vom Reichsproceffe mit Nutzen einen Vorfchmack zu geben, ehe die allgemeinen Grundfätze des Proceffes, die nach des Vf. Syftem ins Privatrecht gehören, erläutert find? Und zwifchen diefen beiden Fächern ift im gegenwärtigen Lehrbuche eine Kluft von nicht weniger, als beyläufig 200 §§. Doch der Vf. hatte, wie es fich in der Vorrede erklärt, bey diefer Claffification noch eine andere Abficht, die wir nicht verfchweigen dürfen, ohne unbillig zu feyn, weil fie gerade mit den übrigen Theilen feines Plans fehr confequent zufammenhängt. Er hatte bemerkt, dafs der publiciftifche Theil weit mehr anziehe, als das Privatrecht, nemlich, als der römifche Theil diefes letztern, weil die meiften Zuhörer gewöhnlich folche wären, die gerade in demfelben halben Jahre fchon Vorlefungen über das römifche Recht befuchen. Um ihnen alfo diefelbe Sache nicht ausführlich doppelt zu fagen, war er im Privatrechte nicht nur abfichtlich kürzer, als im *jus publicum*, fondern kleidete es auch in ein aus den fämmtlichen, in Deutfchland geltenden Quellen, zufammengefetztes Syftem ein, welches keine Aehnlichkeit mit Vorlefungen über reines römifches Recht hat, und doch nicht blofs von diefem, fondern auch von den übrigen, das Privatrecht betreffenden, Vorlefungen einen fehr nützlichen Vorfchmack gibt.

(Die Fortfetzung folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 27. August 1794.

RECHTSGELAHRTHEIT.

1) Berlin, b. Mylius: *Institutionen der heutigen römischen Rechts* etc.

2) Ebendas.: *Lehrbuch der Rechtsgeschichte* bis auf unsre Zeiten etc.

3) Göttingen, b. Dieterich: *Lehrbuch und Chrestomathie des classischen Pandectenrechts* etc.

4) Berlin, b. Mylius: *Lehrbuch der juristischen Encyclopädie* etc.

5) Ebendas.: *Civilistisches Magazin* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension)

Wir empfehlen daher dieses kurze System des heutigen Privatrechts als einen der glücklichsten Versuche, die Resultate der heterogensten Quellen in eine, dem neusten Zustande des positiven Rechts in Deutschland angemessene Form zu bringen, und können dem Scharfsinne des Vf. auch in diesem Stücke unsern gerechten Beyfall nicht versagen, wenn schon einzelne Lücken hin und wieder uns aufgefallen sind. So vermissen wir z. B. im Personenrechte einige Paragraphen von den Rechten der Handwerker, Bauern und Soldaten, so wie die Bemerkung, dass daraus eigene Rechtswissenschaften gebildet worden sind. Im übrigen ist die Anordnung des gegenwärtigen Lehrbuchs folgende. Den Anfang in jedem Abschnitte macht eine kurze Entwickelung des Begriffs, der Quellen, und des Systems einer jeden einzelnen Rechtswissenschaft nach der eigenen Vorstellungsart des Vf. Darauf folgen methodologische Regeln, nebst einer kurzen Skiagraphie des Compendiums, welches in dieser Disciplin das beste, oder wenigstens das gangbarste ist. Nur im Privatrechte ist eine Ausnahme gemacht, wo (in Gemässheit der sehr richtigen Bemerkung des Vf., dass der akademische Unterricht die Theile desselben mehr nach den *Quellen*, als nach den *Gegenständen* absondert, das encyklopädische Bedürfniss aber eine Vereinigung dieser Quellen unter ein System fodert,) auf die Quellenanzeige jene allgemeine Uebersicht des ganzen in Deutschland geltenden Privatrechts folgt, ehe die Einrichtung der einzelnen jetzt gewöhnlichen, und auf Privatrecht sich beziehenden Vorlesungen über römisches, deutsches und Lehnrecht, desgleichen über den Process gezeigt wird. Indessen hat der Vf. doch das System des Lehnrechts in einigen besondern Paragraphen, die mit der Uebersicht des Privatrechts in keine Verbindung stehen, abgehandelt, ungeachtet er hofft, dass man, wenn einmal das Collegium über das deutsche Recht seine ganze Ausdehnung erhalten haben wird, auch diese Wissenschaft mit hineinziehen werde. Weit kürzer, als die beiden ersten, fürs *jus publicum* und *privatum* bestimmten Theile, ist der dritte, welche die dem Staats- und Privatrechte gemeinschaftlichen Vorlesungen, nemlich Rechtsgeschichte, Hermeneutik, juristische Literärgeschichte, Encyklopädie und die praktischen Collegien zu Gegenständen hat. Den Begriff der juristischen Hermeneutik schränkt der Vf. wohl zu sehr ein, wenn er in ihr nur Sätze aus der *Rechtsgeschichte*, welche zur richtigen Erklärung der Quellen beytragen, findet. Die Rechtsgeschichte, selbst im weitesten Sinne, enthält weder die philosophischen, noch die grammatischen Regeln, welche die juristische Auslegungskunst zu einer der interessantesten und nothwendigsten juristischen Wissenschaften erheben. Ueberhaupt beurtheilt er diese Kunst etwas zu unbillig, wenn er eigene Vorlesungen darüber für entbehrlich erklärt (§. 354.), da er doch gerade eine andere Art von Vorlesungen -- exegetische über einzelne Gegenstände -- aufs neue empfiehlt, die nach des Rec. innigster Ueberzeugung ohne vorausgeschickte Auslegungsgrundsätze durchaus nicht gelingen können. Den Beschluss macht ein doppelter Anhang: 1) von den nicht juristischen Collegien, 2) von der Art zu studieren überhaupt, welcher, so wie das ganze Werk, mehrere trefliche methodologische Winke enthält, wovon jedoch einige nur auf das Göttingische Locale passen. Warum der Vf. wohl gerade nur diesem Lehrbuche, und nicht auch seinen Institutionen und seiner Rechtsgeschichte ein *Register* angehängt haben mag?

Schon ist die Anzeige der Lehrbücher des Vf. zu weitläuftig gerathen, als dass wir uns mit verhältnissmässig gleicher Vollständigkeit über Nr. V. (*Civilistisches Magazin*) verbreiten könnten. Auch ist hierüber, einige wenige Stellen abgerechnet, ein detaillirtes Urtheil nicht so nöthig, als bey den vorigen Numern, da der grösste Theil der Aufsätze sich auf Entwickelung und Erläuterungen des neuen Plans von civilistischen Cursus beziehet, mit welchem unsere Leser schon bekannt sind. Die meisten Abhandlungen, aber nicht alle, rühren vom Herausg. her; einige sind blos Uebersetzungen, zum Theil mit eigenen Bemerkungen des Herausg.; mehrere, nemlich im I. Bande Nr. 8. 12. und 21., und im II. B. Nr. 8. gehören gar nicht; andre, besonders N. 10. und N. 14. im I. B. und N. 6. im II. B. nur sehr entfernt in den Plan einer für *röm. Recht* allein bestimmten Zeitschrift. In vielen Aufsätzen hat sich der Vf. unverkennbare Verdienste um Aufklärung des römischen Rechts aus seinen Quellen, und um Berichtigungen mehrerer gewöhnlicher Vorstellungsarten erworben; in einigen ist aber zu viel, und bisweilen etwas bitter polemisirt, ungeachtet

geachtet man dem Vf. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen muss, dass er, wenn er auch bitter wird, nie die Gesetze der Unpartheylichkeit aus den Augen setzt. Es ist zu wünschen, dass dieses in jeder Rücksicht wichtige Journal, welches eine Menge nützlicher Ideen in Umlauf bringt, und einen geläuterten Geschmack im römischen Rechte befördert, mehr Unterstützung beym Publicum finden möge, als der Zeitraum, welcher seit der Erscheinung des letzten Hefts in der Ostermesse 1792 verflossen ist, erwarten läfst. Der Inhalt der einzelnen Hefte ist folgender:

Ersten Bandes I. Heft. 1) *Ueber den Plan, die Absicht und die Grenzen dieses Journals.* Der Vf. bestimmt folgende Gegenstände für dasselbe: Geschichte des römischen Rechts im heutigen Europa, seiner Aufnahme und Bearbeitung, die ganze juristische Literärgeschichte, in so fern sie nicht andern Classen von Rechtsgelehrten mehr, als dem Civilisten wichtig ist; das System des heutigen röm. Rechts mit Ausschluss einzelner praktischer Controversen; die Versuche, das Civilrecht durch neue Gesetzbücher zu erleichtern, oder umzuschaffen; endlich die Prüfung der gewöhnlichen Methoden und Vorschläge zu bessern. Recensionen neuer Bücher soll das Journal nicht enthalten, besonders weil der Herausg. alle seine Arbeiten dieser Art den Göttingischen Anzeigen gewidmet hat. Dagegen will er von Zeit zu Zeit ein getreues Verzeichniss der von ihm in jenen Zeitungen herrührenden Recensionen civilistischer Bücher geben, um theils den Vorwurf der Namenlosigkeit zu vermeiden, theils zuweilen eine Nachschrift oder Apologie beyfügen zu können, welches beides der Plan jener Anzeigen selbst nicht gestattet. (Hätte der Vf. das Verzeichniss seiner Recensionen blofs auf die Kritiken *civilistischer* Bücher eingeschränkt: so würde nichts dagegen einzuwenden seyn. Aber da er auch aus andern Fächern, als aus dem civilistischen, ja sogar von *nicht juristischen* Büchern, Recensionen anzeigt: so kann man ihn wohl mit Recht beschuldigen, dass er die Grenzen seines Plans überschritten habe. Einem weniger gelehrten und fleissigen Schriftsteller, als dem Herausgeber, würden wir bey solchen Digressionen entweder Mangel an Materialien, oder etwas Eitelkeit zur Last legen; beym Vf. kann es aber vielleicht übertriebene Gewissenhaftigkeit seyn). Auch sollen alle über den Vf. erschienene Recensionen mit den nöthigen Vertheidigungen abgedruckt werden. Uebrigens macht Rec. den Vf. auf den Widerspruch zwischen der S. 10. dieses Aufsatzes befindlichen Klage über den Verfall des civilistischen Studiums, und seinen Aeusserungen in der *Rechtsgeschichte* §. 203. aufmerksam. II. *Leibnitz.* Unter dieser Rubrik liefert der Herausg. Auszüge aus L. „*Nova methodus discendae docendaeque jurisprudentiae*,“ die seinen eigenen Vorschlägen nahe kommen. Die Hauptidee des grofsen Mannes war für den vollständigen Unterricht in der Jurisprudenz vier Fächer abzusondern: das dogmatische, historische, exegetische und polemische. III. *Pütter über die Art, das römische Recht zu lehren.* Ein Abdruck aus dessen juristischer Encyklopädie und Methodologie, der die Uebereinstimmung der Pütterischen Verbesserungsvorschläge mit der Reform des Vf. beweisen soll. Aber P. dringt auf ein *vollständiges* System des röm. Rechts, nicht auf einen *Auszug* des heut zu Tag noch nützlichen Theils desselben, als Surrogat der Institutionen- und Pandektenvorlesungen. — III. *Eines verstorbenen Rechtsgelehrten vom ersten Rufe Anzeige seiner Vorlesungen.* Unter dieser etwas problematischen Rubrik, die der Vf. in einem spätern Hefte selbst entziffert hat, ist ein Programm von *Leyser* gemeynt, welches unter seinen Meditationen Sp. 662. B. X. S. 641 ff. vorkommt. Wer sollte auch, wenn ihn nicht die Lectüre des *ganzen* Leyser ohne Auswahl anzieht, oder ein glücklicher Zufall gerade auf diese Stelle aufmerksam macht, in einer Abhandlung „*de ficta obligatione erga patriam*“ die Ankündigung eines neuen Studierplans vermuthen? Uebrigens hat *Leysers* Plan mit dem des Herausg. nichts weiter gemein, als die Einschränkung der ersten Anfangsgründe des röm. Rechts aufs wirklich brauchbare. *Leyser* wählte daher für den ersten Unterricht statt der Institutionen — den kleinen *Struv.* V. *Erläuterungen über den neuen civilistischen Cursus.* VI. *Ueber das Studium der reinen römischen Jurisprudenz* von *Schlosser.* Beyträge eines *Schlossers* müssen für diese Zeitschrift schon eine günstige Präsumtion bewirken, wenn sie sich auch durch den inneren Gehalt der eigenen Aufsätze des Herausg. weniger auszeichnete. In der gegenwärtigen geistvollen Abhandlung jenes ächten Kenners und Freundes des römischen Rechts wird das Studium der reinen röm. Jurisprudenz vorzüglich aus zwey Gründen empfohlen: einmal, weil das röm. System ein vollständiges, zusammenhängendes Rechtssystem ist, wie wir sonst keines haben; hiernächst, weil die in den Gerichten üblichen Rechte ohne eine vollständige Kenntnifs von jenem weder verbessert, noch begriffen, noch mit Sicherheit angewendet werden können. VII. *Vorläufige Nachricht wegen der civilistischen Manuscripte im brittischen Museum,* von Hn. *Planta* in London. Eine Stelle in *Heineccius* Vorrede zum *Corpus juris* machte den Vf. aufmerksam auf Handschriften des *Ulpian* und *Paulus,* die in England vorhanden und noch nicht benutzt seyn sollten. Nachdem er das Verzeichniss englischer Handschriften, auf welches *Heineccius* sich berief, nachgeschlagen hatte, fand sich zwar keine Nachricht von Manuscripten des *Paulus,* wohl aber war von *Ulpian* eine doppelte Handschrift angezeigt: eine unter dem Titel: *de edendis actionibus,* eine andere unter der Rubrik: *de judiciis.* Er zog also Erkundigungen von diesem Mspte in London ein, und es fand sich beym Durchgehen der Handschriften des brittischen Museums allerdings ein *anonymischer* Tractat *de judiciis,* nebst einem andern unter der Aufschrift: *Ulpianus de edendo.* Von diesem letztern wird im *dritten* Hefte Nr. XVI. Nachricht ertheilt, und es ergiebt sich nun, dass der ganze Fund eine unbedeutende Compilation ist, die sicherlich nicht den Ulpian zum Vf. hat, sondern aus einem weit spätern Zeitalter zu seyn scheint, da selbst Spuren des justinianeischen Rechts darin vorkommen. Durch die Gefälligkeit des Hn. Geh. Secretär *Best* in London ist dem Vf. ungefähr der vierte Theil des ganzen Tractats in Abschrift mitgetheilt worden, und davon hat der Herausg. eine Probe im

im dritten Hefte abdrucken lassen, woraus man sieht, dass das Ganze eine ziemlich vollständige Abhandlung des Processes seyn muss. VIII. *Recensionen des Vf. in den Göttingischen Anzeigen v. J. 1789.* IX. *Was ist Obligatio?* (S. 126—128.) gegen *Hopfners* Commentar über die Institutionen, wo *obligatio* nur dem *Schuldner* zugeschrieben wird, da gleichwohl eigentlich das ganze Verhältniss zwischen Gläubiger und Schuldner im röm. Rechte darunter begriffen ist. 2tes Heft. X. *Prüfung der Theorie der Injurienprocesse, nach den Annalen der preussischen Gesetzgebung B. II. S. 36. sammt deren Anwendung auf den Starkischen Process gegen die Berliner Monatsschrift,* von *Schlosser.* (S. 129—216.) Nur beyläufig werden in diesem, übrigens sehr schätzbaren Beytrage, einige Grundsätze des römischen Rechts von Injurien nach der dem berühmten Vf. eigenen Manier geprüft, und auf den Starkischen Process angewendet. Die Hauptsache ist eine Widerlegung der Entscheidungsgründe, aus welchen das Berliner Kammergericht in dieser Injuriensache den Kläger abgewiesen hat. XI. *Berichtigung einiger gewöhnlichen Vorstellungsarten in Höpfners Commentar.* 1) *Dass Hadrians Constitutionen von keiner andern Art waren, als die ältern.* Damit ist aber immer noch nicht die Ursache des Phänomens erklärt, dass gerade der Justinianeische Codex keine ältern Constitutionen, als die vom Hadrian, enthält. Wollte man sagen, dass diess auch im *Codex Gregorianus* und *Hermogenianus* der Fall sey, den die Verfasser des Justinianeischen Codex vor Augen hatten: so bleibt gleichwohl die andere Frage unbeantwortlich: warum die Verfasser jener ältern Sammlungen sich ein gleiches Ziel gesetzt haben? Sollte nicht die Ursache im Consistorium principum liegen, dem wahrscheinlich Hadrian zuerst seine Consistenz gegeben hat? Denn etwas muss die Sammler doch bewogen haben, gerade *nicht früher* anzufangen. 2) *Ueber die Lex Junia Norbana.* Sehr richtig beweist der Herausg. aus *Dosithei fragmentum regularum* §. 6—8., dass schon vor diesem Gesetz Freygelassene, welche nicht feyerlich manumittirt waren, keinen Antheil am röm. Bürgerrecht hatten, ja nicht einmal wahre Freygelassne waren; und dass also, wenn Tiber ihnen einen eignen Stand anwiess, ihre Rechte dadurch vielmehr vermehrt, als vermindert worden sind. 3) *Ueber dominium quiritarium und bonitarium an einer res nec mancipi* — dass auch *res nec mancipi* sowohl in *dominio quiritario*, als *bonitario* seyn konnten, wird aus *Ulpian* XXIV. 7. bewiesen. 4) *Ueber die drey Bedeutungen von titulus und modus adquirendi.* Ist gegen die gemeine Vorstellungsart vom Unterschiede zwischen *titulus* und *modus adquirendi* und von der Nothwendigkeit eines vorhergehenden *titulus* zum *modus adquirendi* gerichtet. Die schon in seinen Institutionen (*Anm. zu* §. 33.) nur entfernt angedeuteten Ideen hat der Vf. hier mit einer Gründlichkeit und Präcision entwickelt, gegen welche die Vertheidiger des gemeinen Systems durchaus nichts werden einwenden können. Er unterscheidet nemlich drey Bedeutungen von *titulus*, wovon aber nur die beiden ersten in den Quellen selbst vorkommen: a) wenn man durch *traditio* unmittelbar Eigenthümer werden will, so muss eine *justa causa* (*titulus*) vorhergehen, welche allerdings, aber nur in diesem Zusammenhange, ein *jus in personam* gibt, so lange auf des andern Seite die *Obligatio ad tradendum* noch nicht erfüllt ist. b) Wenn man etwas *verjähren* will, so ist der *titulus* kein bloses *jus in personam*, sondern schon der Anfang des rechtmässig *erworbenen Besitzes* selbst, der aber noch nicht sogleich Eigenthum gibt. Hier ist also sogar *traditio*, verbunden mit ihrer *causa praecedens*, nichts weiter als titulus, wozu noch eine ganze Reihe körperlicher Handlungen, nemlich die Fortsetzung des Besitzes, hinzukommen muss, wenn die Verjährung vollendet werden soll. Am deutlichsten sieht man das am titulus *pro soluto*. Bey diesem kann doch nicht mehr von einer *blossen Foderung* die Rede seyn, da er voraussetzt, dass etwas in Gemässheit einer *Foderung* bereits *tradirt* ist. Und aus diesem Zusammenhange ist eigentlich der Kunstausdruck *titulus* entlehnt. c) Dass aber auch unter *titulus* die Ursache verstanden werden kann, welche es bloss *möglich* macht, ein Recht zu erwerben, und unter *modus adquirendi* die *wirkliche Realisirung* jener Möglichkeit, ist zwar eine sehr richtige, nur aber nicht im röm. Rechte gegründete Speculation, die sich übrigens auf alle Rechte, also auch auf *jus in personam*, auf *jus personarum*, ja sogar auf *jus publicum* anwenden lässt, und dem *jus in rem* gar nicht allein eigen ist. Rec. bleibt kein Wunsch übrig, als dass es dem Vf. möchte gefallen haben, auf die vier Ausnahmen der gewöhnlichen Theorie, so wie sie *Heineccius* vorstellt, Rücksicht zu nehmen, und diese nach seinen durchaus richtigen Grundsätzen zu erläutern. XII. *Ueber Hn. Kammergerichtsraths Klein's Gespräch im Reiche der Todten.* Bezieht sich auf einen Aufsatz im April der Berliner Monatsschrift von 1790, und gehört schlechterdings nicht in den Plan dieses Journals, da der ganze Streit auf eine Untersuchung aus dem Naturrechte hinauskommt. 3. Heft. XIII. *Berichtigung einiger gewöhnlichen Vorstellungsarten in Höpfners Commentar. Fortsetzung von N. XI.* 1) Ueber die *Bonorum possessio* (S. 257 ff.). Der Vf. führt zuvörderst als einen Beweis, wie undeutlich diese Lehre von *H.* vorgetragen ist, eine Frage an, worauf er weder im *Heineccius*, noch bey *Höpfner*, noch bey irgend einem andern ihm bekannten Civilisten eine Antwort gefunden zu haben bekennt, die Frage: „*Wer geht in der Collision vor, der heres civilis* „*oder der bonorum possessor?*" Er selbst hat zwar nicht hier, aber theils in seiner Disputation *de bonorum possessionibus*, (Halle 1788.) theils in seiner Rechtsgeschichte §. 70. diese Frage beantwortet; und es ist desto nothwendiger, seine Entscheidung wörtlich hieher zu setzen, da er im Magazin jeden künftigen Rec. auffodert, „diesen Fall entweder selbst zu entscheiden, oder anzugeben, wo er sich entschieden finde." In der Rechtsgeschichte schreibt er nemlich so: „Es ist die dreisteste „Behauptung, die sich nur gedenken lässt, zu sagen: „die *bonorum-possessio* habe nur solche Personen angegangen, die nach dem Civilrechte unfähig gewesen „seyen. Durchaus niemand konnte je wirklicher Erbe „werden, für den der Prätor nicht gesorgt hatte: durch„aus niemand konnte Erbe werden, wenn der Prätor

 „ihm

„ihm in seinem Edicte einen andern vorzog; aber wenn „dieser andere zugleich Erbe nach dem alten Rechte war, „so konnte er das Vermögen bekommen, ungeachtet „nicht er, sondern der, welcher im Edicte nach ihm kam, „die *bonorum possessio* wirklich gesucht hatte. Jede *bo-„norum possessio* war unwirksam, *sine re*, die ein Erbe „nach altem Rechte würde haben hindern können, so-„bald er sich gemeldet hätte." Aus dem Magazine erhellt, dass nach seiner Meynung auf den Unterschied zwischen bonorum possessio *cum re* und *sine re* alles ankommt, und dass dieser Unterschied nicht bloss bey der b. p. *contra* tabulas, wie man gewöhnlich glaubt, sondern auch bey der *secundum* tabulas statt findet: wie aus Ulpian XXIII. 6. sehr deutlich bewiesen wird. Rec. ist zwar vom Vf. überzeugt, dass sein eigener Scharfsinn ihn auf die eben mitgetheilte Entscheidung geleitet hat; so wie es überhaupt unläugbar ist, dass er die Lehre von der *bonorum possessio* weit consequenter vorträgt, als alle seine Vorgänger; allein desto weniger unangenehm kann dem Vf. die Entdeckung einer Stelle aus einer ältern Abhandlung eines verdienstvollen Gelehrten seyn, der die *bon. poss.* fast aus demselben Gesichtspuncte betrachtet, und auch das vor den meisten Civilisten voraus hat, dass er in dem Prätor keinen Betrüger, und in der *b. p.* keine sinnreiche Bemäntelung eines Eingriffs ins positive Recht findet. Diese Abhandlung ist *Jo. Theoph. Seger* Diss. *de successorio edicto*, (Leipzig 1769.) wo S. 20. u. 21. folgende Worte vorkommen: „*Sui atque legitimi „et nullo tempore ad abstinendos se cogebantur, aut ab „hereditatis petitione arceri poterant, nisi forte ex magna „caussa dies cernendi praestitutus fuisset, et ipsis Praetor „dabat bonorum possessionem, si e re illorum magis ea, „quam successio juris civilis videretur. Si quis vero su-„perstitibus iis, neque a paterna hereditate se abstinenti-„bus legitimamve repudiantibus remotior agnatus cogna-„tusve bonorum possessionem impetraverat, haec qui-„dem sine re erat, id est, absque juris effectu, ut-„pote qua data nihilo minus hereditas a suo legitimove „herede evinci posset.*" Und nun beruft er sich auf die nemliche Stelle aus Ulpian XXVIII. 13., die der Vf. selbst in dieser Materie classisch nennt. Auch hat *Seger* besonders die Bemerkung sehr gut ausgeführt, , und auf die *bonorum possessiones* angewendet, dass es nach dem strengen Rechte kein Einrücken der entferntern Erben in die Stellen der nähern gab (*quod in legitimis hereditatibus jure civili non erat successio:* Ulpian. XXVI. 5.); ein Umstand, der am besten die Ursache erklärt, warum auch Civilerben in so vielen Fällen *bonorum possessionem* nöthig hatten. Was übrigens der Vf. bey eben dieser Gelegenheit gegen §. 701. des Höpfnerischen Commentars erinnert hat, finden wir in der *vierten* Ausgabe verbessert. 2) *Warum Realcontracte eine Klage bewirken?* Hier scheint dem Vf. des Commentars Unrecht zu geschehen. Denn er spricht von einem *vorhergegangenen Vertrag*, aus welchen ein Theil etwas *erfüllt* hat; durch dessen *Annahme* der *andere* Theil seine Zufriedenheit mit jenem Vertrage, und die Absicht, auch *seiner seits* ihn zu erfüllen, zu erkennen gibt. 3) *Begriff der Sequestration.* Es sey nicht immer eine Gattung des *depositi*, und habe auch nicht immer *rem litigiosam* zum Gegenstande. 4) *Ueber Lex si contendat.* *Höpfner* hatte sie ehemals offenbar falsch erklärt; aber nun ist auch dieser Irrthum in der neuesten Ausgabe verbessert. 5) *Warum der Kauf die Miethe bricht?* Einen der Gründe, welche der Vf. des Commentars von diesem Satze sonst angeführt hatte, findet Rec. nun in der neuesten Auflage ebenfalls weggelassen. Aber ein anderer Irrthum, welchen der Herausg. des Magazins nicht weniger rügt, ist gleichwohl stehn geblieben; dass nemlich der Satz: Kauf bricht Miethe, der Rechtsanalogie zuwider sey. 6) *Was sind quadrupedes?* Der Vf. nimmt mit *Meerman* an, dass Quadrupedes nicht bloss Zug- oder Lastthiere sind. Uebrigens hat er sich in dem, dem vierten Hefte vorgedruckten Inhalte erklärt, dass er diese Rubrik nicht weiter fortsetzen wird, zumal seitdem er bemerkt hat, dass sie für ein Zeichen persönlicher Animosität gehalten werde. Inzwischen bringt es Hn. *Höpfner* eben so viel Ehre, dass er wenigstens einige jener Bemerkungen zu Verbesserungen seines gewiss sehr schätzbaren Commentars benutzt, als unserm Vf., dass er durch eine Kritik die Brauchbarkeit dieses allgemein gelesenen Buchs erhöht hat. XIV. *Ueber die literarische Bildung des sel. Prof. Brandis, von Spittler.* Auch dieser Aufsatz gehört wieder nur entfernt in den Plan des Magazins, ausser in wie fern es interessirt, zu wissen, dass auch *Spittler* die, vom Vf. angefangene Reform des Civilrechts durch seinen Beyfall belohnt. XV. *Ueber die Institutionen des heutigen röm. Rechts.* Vertheidigungen gegen Recensionen, bey welcher Gelegenheit der Vf. beyläufig seine Meynung über die Natur der *rei vindicatio* und *actio Publiciana*, über den *usus*, über *servitutes praediorum rusticorum*, *emphyteusis*, Anwendung der Lehre von den römischen Sklaven, deutsche Compendien, und *impensas necessarias* und *utiles* sagt.

(*Der Beschluss folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

BERLIN, b. Unger: *Anweisung zum Seifensieden, Lichtziehen, Essigbrauen* u. s. w. 2te Aufl. 1791. 128 S. 8. (8 gr.)

HANNOVER, b. Hellwing: *Militairisches Taschenbuch zum Gebrauch im Felde.* Aufgesetzt von *G. Scharnhorst.* 2te Aufl. m. K. 1793. 480 S. 8. (2 Rthlr. 18 gr.)

MAGDEBURG, b. Scheidhauer: *Vom Wiedersehn in der Ewigkeit.* Vier Predigten von *C. G. Ribbeck.* 2te Aufl. 1792. 166 S. 8. (10 gr.)

SCHWERIN u. WISMAR in der Büdnerschen Buchh.: *Oekonomische Aufsätze.* Vom Rath *G. F. Wehrs.* 2te Aufl. 1794. 582 S. 8.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 28. August. 1794.

RECHTSGELAHRTHEIT.

1) Berlin, b. Mylius: *Institutionen des heutigen Römischen Rechts* etc.

2) Ebend.: *Lehrbuch der Rechtsgeschichte* bis auf unsre Zeiten etc.

3) Göttingen, b. Dieterich: *Lehrbuch und Chrestomathie des classischen Pandektenrechts* etc.

4) Berlin, b. Mylius: *Lehrbuch der juristischen Encyclopädie* etc.

5) Ebend.: *Civilistisches Magazin* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Rec. ist zwar an dem Tadel der Erklärung, welche der Vf. von den letzten beiden Begriffen gegeben hat, unschuldig, kann aber doch nicht unbemerkt lassen, dass „die Fussangel" welche der Vf. S. 368. für allzugelehrte Rec. bestimmt hat, nicht so sehr gefährlich ist, um in der zu diesem Behuf abgedruckten Stelle Ulpians Worte aus VI. 15 — 17. zu verkennen. Ob aber auch das, was bey den *impensis dotalibus* Rechtens ist, eine unveränderte Anwendung auf *alle* übrige und besonders die vom Vf. angeführten zwey Fälle des Aufwands leidet, ist eine andere Frage, deren Untersuchung der gegenwärtige Raum nicht gestattet. XVI. *Ulpianus de edendo* von Hn. geh. Secretär *Best* in London. S. oben Nr. VII. XVII. *Ueber die Vorlesungen des Herausg. im Winter* 1790 — 91. enthält besonders die Ankündigung seiner Encyklopädie. 4. *Heft.* XVIII. *Ueber die pacta und contractus nach dem Justinianeischen Rechte, von J. G. Langsdorf.* Ein äusserst interessanter Auszug aus dem schon 1777 (nicht 1772, wie aus Irrthum in der Vorerinnerung des Herausg. gesagt wird) erschienenen lateinischen Original, welchen der Vf. selbst dem Herausg. mitgetheilt, dieser aber mit trefflichen Anmerkungen bereichert hat. Das Original ist übrigens bekannter, als der Herausgeb. zu glauben scheint, und auch in den Buchhandel gekommen, wie Rec. versichern kann. Die Zusätze des Herausg. betreffen folgende Gegenstände: Geschichte der Stipulationen, Justinians Literalcontract, die Quasicontracte, die Benennung *Contract*, die Ursache, warum die Schenkung eine eigene und zwar römische Erwerbungsart ist, die Condictionen, die *Pollicitatio dotis*, die unbenannten Contracte und das *precarium*. Rec. wünschte aus dem Schatze neuer Ideen, den die Bemerkungen des Herausg. enthalten, wenigstens einige ausheben zu können; aber schon hat diese Anzeige die gewöhnlichen Gränzen zu weit überschritten, als dass er sich dieses Vergnügen erlauben darf. XIX. *Heyne über die Ehrenbezeugungen, welche den römischen Rechtsgelehrten unter den Kaisern wiederfuhren.* Ein aus den Göttinger Anzeigen wieder abgedruckter Auszug des Heynischen Programms, welches schon vor einigen Jahren in unserer Zeitung angezeigt worden ist. XX. *Neue civilistische Collegien in Göttingen* 1790 und 1791. Mehrere Docenten in Göttingen haben den Anfang gemacht, das römische Recht nach bessern Systemen, als den bisher gewöhnlichen, vorzutragen: auch sind schon Vorlesungen über eine Chrestomathie aus Cicero für das römische Recht angekündiget. XXI. *Recensionen des Vf. in den Götting. Anzeigen. Jahrgang* 1790. Der Recensionen sind 19 und auf ihr Verzeichniss folgt die Beantwortung einer doppelten Antikritik: 1) *Glücks* in der Vorrede zum zweyten Theile seines Pandektencommentars, und 2) *Westphals* in Betreff seiner Theorie von Testamenten. Gegen den ersten ist der Vf. sehr bitter; — bitterer, als es gegen einen Mann von *Glücks* Verdiensten billig ist, der doch wahrlich, einzelne Fehler abgerechnet, eine Menge der nützlichsten Ideen durch seinen Commentar in Umlauf setzt, und gewiss manchem denkenden Kopfe Veranlassung zum tiefern Studium des römischen Rechts gibt. Wir wünschten übrigens, dass der Vf. dem Schlusse dieses Bandes ausser der Inhaltsanzeige, auch ein Register beygefügt haben möchte.

Zweyten Bandes 1. *Heft.* I. *Daniel Nettelbladt. Einige Bemerkungen über seinen literarischen Charakter.* Der Einfluss der Wolfischen Philosophie auf Nettelbladts Bildung, seine Rivalität mit Becmann und einigen andern Gegnern, die Ursachen seines akademischen Beyfalls, und eine unpartheyische Prüfung seines juristischen Cursus sind die Hauptgegenstände dieses interessantes Aufsatzes. II. *D. Alb. Diet. Trekells Bestätigung seiner Ideen über res mancipi und verwandte Gegenstände, mit Anmerkungen.* In den „hamburgischen Berichten von gelehrten Sachen" fand der Herausg. einige Recensionen über *Conradi's, Rossmann's* und *Meerman's* Abhandlungen vom Unterschiede zwischen *res mancipi* und *nec mancipi*, die den um das ältere römische Recht verdienten *Alb. Diet. Trekell* zum Vf. haben. Da er in diesen Kritiken Grundsätze bemerkte, die mit den seinigen nicht nur grösstentheils übereinstimmten, sondern ihn auch auf manche neue Idee hinleiteten, so liess er sie mit Anmerkungen hier abdrucken, worin er seine Meynung über *res mancipi* und *nec mancipi*, desgleichen über *dominium quiritarium* und *bonitarium* theils berichtigt, theils genauer bestimmt und erläutert. Besonders hat die *Rossmannische* Abhandlung ihn veranlasst, die

leichtere Erkennbarkeit als einen Charakter der *res mancipi*, neben ihrem *gröfsern Werthe* anzunehmen, in welchen letztern er in feinen ältern Schriften allein ihren Unterfchied von *res nec mancipi* gefetzt hatte. Allein würde nicht unter diefer Vorausfetzung die Eintheilung in *res fungibiles* und *non fungibiles* ganz mit der in *res mancipi* und *nec mancipi* zufammentreffen? Würden nicht die römifchen Juriften da, wo fie jene Gattungen charakterifiren wollen, weit leichter fie durch die Beftimmung ihrer Eigenfchaften als *res mancipi* oder *nec mancipi* bezeichnet haben? Und ift es wohl wahrfcheinlich, dafs Juftinian noch den fo wefentlichen Unterfchied zwifchen *res fungibiles* und *non fungibiles* übrig gelaffen haben würde, wenn er mit einer alten Eintheilung der Güter ganz auf eins hinausgekommen wäre? Zudem, wenn wir auch die leichtere Erkennbarkeit nicht als einen Grund des Unterfchieds zwifchen *res fungibiles* und *non fungibiles* annehmen wollen, was bewog die Römer, die *fervitutes praediorum urbanorum* unter die *res nec mancipi*, und die *jura rufticorum praediorum* unter die *res mancipi* zu rechnen? Erkennbarer ift doch wohl eher eine *fervitus urbana*, als *ruftica*: und wenn jene das nicht ift: fo find doch auf jeden Fall beide wenigftens gleich fchwer zu erkennen. Bey diefer Gelegenheit kann Rec. nicht umhin, den Herausg. auf eine von fo vielen Civiliften und Philologen überfehene Stelle aus *Cicero* pro Flacco c. 32. aufmerkfam zu machen, aus welcher *Puffendorf Obff.* II. 79. die Theorie von *res mancipi* und *nec mancipi* fo meifterhaft entwickelt hat, obfchon übrigens die Ideen diefes Gelehrten von *dominium quiritarium* und *bonitarium* mit der Meynung des Herausgeb. ganz übereinftimmen. III. *Ein Beytrag zur Ehrenrettung Tribonians.* Dafs das Inftitutionen-Syftem, weil es nur auf *Privatrecht* geht, nicht zu verwerfen, fondern vielmehr fehr confequent fey, da es mit dem *reinen*, und nicht mit dem *angewandten Perfonenrechte* den Anfang mache. „Das reine „Perfonenrecht beantwortet bey jedem Stande blofs die „drey Fragen: Was ift er, wie entfteht er, und wie „hört er wieder auf? Es abftrahirt ganz von dem Ein„fluffe, den er auf Mein und Dein haben kann. Hin„gegen das angewandte Perfonenrecht nimmt bey jedem „Stande auch das mit, was er an Mein und Dein be„ftimmt." Wir haben diefe neue, fo äufserft wichtige Idee, welche jeder, der ein Syftem des römifchen Privatrechts aufführen will, beherzigen follte, mit des Vf. eigenen Worten angeführt, und freuen uns, dafs fie in einem der vorzüglichften Producte unferer neueften juriftifchen Literatur, in *Dabelow's* Syftem der heutigen Civilrechtsgelahrtheit bereits benutzt und entwickelt worden ift. III. *Nachtrag von Berichtigungen zu Glücks Commentar*, B. II. Die Gegenftände find: das dreyfache deutfche Bürgerrecht, die Reichsdörfer, die Ausfchliefsung der Töchter von der älteften Inteftaterbfolge bey den Römern. Da der Herausgeb. zum letzten Punkte einige literarifche Zufätze gemacht hat, fo will Rec. diefe durch die Anzeige einer gegen den *Paganinus Gaudentius* erfchienenen Schrift vermehren, die aber freylich mehr wegen ihrer Seltenheit, als wegen ihres innern Gehalts angeführt zu werden verdient. Ihr ganzer Titel ift folgender: „Diatribe in *Exercitationem Paganini Gaudentii* I. C. *de lege, quae foeminas a fucceffione repellit, ad Illuftriffimum et Celfiffimum Saxoniae Principem. Auctore Ivaro Nicolai Hersholmio.* Hafn. 1663. 12." Bey dem mehr theologifch-politifchen, als hiftorifchen Zwecke diefer Schrift ift die Unterfuchung, ob fchon die 12 Tafeln das weibliche Gefchlecht von der Erbfolge ausfchliefsen, ganz vermieden, indem der Vf. die entgegengefetzte Meynung mit Gaudentius als wahr vorausfetzt, und nur die Moralität diefer Gleichftellung gegen *Gaudentius* vertheidigt. 2. *Heft. V. Ob die Römer Affecuranzen hatten?* Wird gegen einen in *Büfch's* und *Ebeling's* Handbibliothek befindlichen Auffatz von *Reimarus* geläugnet. VI. *Ueber Wucher und Wuchergefetze. Einige Beyträge zu Herrn Lic. Günthers Schrift über diefen Gegenftand.* Diefer Auffatz, in welchem einige Ideen der Güntherifchen Preisfchrift berichtigt werden, enthält eben fo fchätzbare Beweife von den Einfichten des Herausgeb. in der Politik der Gefetzgebungskunft, als die übrigen von feiner gründlichen civiliftifchen Gelehrfamkeit. Die Punkte, welche er einer nähern Prüfung unterwirft, find folgende: 1) *Zinfen zu nehmen ift überhaupt nicht unbillig.* Der Herausgeb. glaubt eine der wichtigften Urfachen des faft allgemeinen Haffes gegen die Zinfen in der Empfindung des Dürftigern zu finden, dafs der Reichere gerade das im Ueberfluffe befitzt, deffen Mangel jenen am meiften drückt. Er vergleicht daher diefen Hafs mit dem gegen die Kornjuden. 2) *Jede gefetzliche Beftimmung des Zinsfufses ift unbillig, wenn fie eine andere Uebereinkunft der Intereffenten verbietet.* 3) *Die Wucherkünfte find äufserft mannichfaltig.* 4) *Sehr viele Wucherkünfte würden dadurch wegfallen, wenn nur immer der Werth der Geldprämie nach Procenten ausgedrückt feyn müfste.* 5) *Es wäre beffer, die Volljährigkeit der Regel nach von der individuellen Reife, als blofs vom Alter abhängig zu machen.* Die Urfache, warum die füdliche Hälfte Deutfchlands einen fpätern Termin der Volljährigkeit annimmt, als die nördliche, d. h. diejenige, welche dem Sächfifchen Rechte folgt, liegt wohl in dem hiftorifch erweislichen Umftande, dafs der nördliche Theil von Deutfchland feinem vaterländifchen Rechte treuer geblieben ift, als der füdliche, der vor Einführung des römifchen Rechts allerdings ein, feinem Klima angemefsneres, früheres Ziel der Volljährigkeit von *achtzehn* Jahren hatte. VII. *Von dem Zinsfufse der Reichsgefetze.* Der Bogen des vorigen Auffatzes, auf welchem der Vf. behauptet hatte, dafs der Reichsabfchied von 1530 den Zinsfufs auch bey *verfprochenen* Zinfen beftimme, war fchon abgedruckt, als ihn die wichtige *Hufelandfche* Abhandlung über diefen Gegenftand (in deffen *Beyträgen zur Berichtigung der pofitiven Rechtswiffenfchaften*) vom Gegentheil belehrte. Diefen Irrthum nimmt er nun im gegenwärtigen Auffatze wieder zurück, und unterfucht zugleich weitläuftiger die Urfache, warum man in den Reichsgefetzen die verfprochenen Zinfen nicht eingefchränkt habe. Er erklärt fie durch die Vorausfetzung, dafs man damals alle *verfprochene* Zinfen für unerlaubt und wucherlich gehalten habe. Bey diefer Gelegenheit macht er wieder eine fchöne Bemerkung aus dem römifchen Rechte, die zu wichtig ift,

ist, als dafs wir sie unsern Lesern vorenthalten können. Er findet es nemlich charakteristisch bey Justinians Gesetzgebung, dafs die christliche Religion auf ihr Privatrecht so wenig Einflufs hat, und löst dadurch die Schwierigkeit, welche Justinians Begünstigung der Zinsen mit sich führt, wenn man sie mit dem Mosaischen Rechte vergleicht. VIII. *Recensionen des Vf. in den Göttingischen Anzeigen. Jahrgang* 1791. Diessmal 23. IX. *Nachtrag von Berichtigungen zu Glück's Commentar*, B. II. *Beschlufs*. Ueber das Recht des Vaters am *peculium*, über die Erklärung des Lätorischen Gesetzes aus Hippocrates und Galenus, über das Verhältnifs der Ehe zum Concubinate, über die Zeugungsfähigkeit eines sechzigjährigen und den Zwang zur Ehe, vom Worte: *genannt*, bey Adoptivnamen, und über einen Beweis *a priori*, dafs es gerade *vier* Realrechte gebe. X. *Zwey Stimmen aus dem sechzehnten Jahrhunderte über die juristische Methode.* Nemlich ein übersetzter Brief von *Wesenbek* von 1570 und eine Stelle aus *Melchior von Osse* Testament. Hoffentlich sollen diese Auszüge nichts weiter beweisen, als dafs es schon im 16 Jahrhunderte Männer gegeben hat, welche eine Reform der juristischen Lehrart wünschten. Denn an Billigung der hier abgedruckten Vorschläge ist wohl im Ernste nicht zu denken. So verwirft z. B. *Wesenbek* alles Nachschlagen der Beweisstellen, so lange man auf Universitäten ist. Der Herausg. hätte noch anführen können, dafs *Melchior von Osse* besonders den nach Leipzig mit vielen Kosten verschriebenen *Pet. Loriottus* anfeindete, weil er die Cujacianische Methode einführte. S. *v. O.* Testament S. 385. wo folgende naive Stelle vorkommt: „Nun hält Doctor „Petrus Loriottus in seinem Lesen einen solchen *modum*, „der hiebevorn, meines Erachtens, dergestalt in Wellischen und Deutschen Landen nicht gehört, wiewohl „vielleicht derselbige den Schülern nütz seyn kann, *so* „*ist doch mein Verstand zu geringe, dafs selbiger gründ-* „*lich zu verstehen, darumb werden die bafs Verständigen* „*betrachten, ob der Sachen dadurch geholfen.*" XI. *Juristische Nachrichten von der Leydenschen Universität*, 1790. Wieder ein merkwürdiger Auffatz! Wir wünschten, dafs der Herausg. uns mehrere ähnliche Nachrichten vom Zustande des juristischen Studiums auf andern ausländischen, besonders italienischen, Universitäten geben könnte! XII. *Beschreibung der ältesten Ausgabe von Caius und Paulus.* Nicht die *Sichardische* Ausgabe von *Caii Instit.* und *Pauli Sentt. recc.* ist die älteste, sondern eine andere von *Almaricus Bochardus*, Paris 1525. 4. welche selbst *Schulting* nie gesehn hat, aber die Göttinger Universitätsbibliothek besitzt. Der Herausg. hat versprochen, die wichtigern Varianten daraus in einem neuen Abdrucke von *Pauli Sentt.* bekannt zu machen; Rec. weifs aber nicht, ob dieser Abdruck bereits erschienen ist.

Schliefslich will Rec. noch etwas über die dem Vf. eigne Art, Stellen aus dem römischen Rechtskörper anzuführen, erinnern. Der Vf. citirt nemlich nie die Rubriken, sondern blofs die Zahl der Bücher, Titel und Gesetze, welche letztere er in den Pandekten mit *fr.* im Codex mit *const.* bemerkt: z. B. XLIX. 2. *fr.* 1. §. 2. (statt: L. 1. §. 2. D. *A quibus adpell. non licet*) VI. 23. *const.* 3. (statt: L. 3. Cod. *de testam.*) Nun ist zwar Rec. kein pedantischer Vertheidiger der einmal hergebrachten Art zu citiren, und fühlt so gut als der Vf., das Abstechende dieser aus dem Mittelalter uns überlieferten Sitte von unserer heutigen Art zu studieren. Allein es scheint ihm eben so wenig rathsam, die Sache jetzt ändern zu wollen. Denn *erstlich* denkt sich das juristische Publicum schon bey den Rubriken ungefähr die Materie, worauf das *Citatum* Bezug hat: welches bey blofsen Zahlenallegaten nicht möglich ist. Sodann mufs man sich dennoch, wenn man auch die Methode des Vf. befolgt, die bisherige Citirart nebenbey geläufig machen, so lange noch gerade die wichtigsten civilistischen Werke in dieser Form existiren. Dadurch wird also die Sache dem Anfänger schwerer gemacht, als nöthig ist. Endlich (welches aber Rec. eben nicht für den wichtigsten Vortheil der alten Methode ausgeben will) wird das gute Vernehmen der Anfänger mit dem *Corpus juris* durch die bisherige Gewohnheit doch in etwas unterhalten; ob aber die neue Citirart diesen Zweck befördern kann, daran zweifelt Rec. wohl nicht ohne Grund.

Noch verbinden wir die Nachricht von einer frühern Arbeit des Vf. mit der gegenwärtigen Anzeige, damit unsere Leser einen vollständigen Begriff von seinen Verdiensten ums Civilrecht bekommen. Der Titel ist folgender:

GÖTTINGEN, b. Dietrich: *Eduard Gibbon's historische Uebersicht des Römischen Rechts*, oder das 44. Capitel der Geschichte des Verfalls des Römischen Reichs. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Prof. *Hugo* in Göttingen. 1789. 13½ B. 8.

Es war eine glückliche Idee, einen Theil eines zwar allgemein bewunderten, aber vielleicht gerade von derjenigen Classe des Publicums, für welche diese Uebersetzung bestimmt ist, weniger gelesenen Werks, gemeinnütziger zu machen. Schon das ist interessant zu erfahren, wie ein Mann von *Gibbon's* Geiste, der nicht Rechtsgelehrter von Profession war, aber über römisches Recht viel dachte und nachlas, um ein vollkommenes Gemälde von dem Geiste des Zeitalters, welches er sich zum Gegenstande seines Meisterwerks gewählt hatte, aufzustellen, wie ein solcher Mann über die Entstehung und Ausbildung des positiven Rechts urtheilt. Selbst seine Fehler sind belehrend, und der Gesichtspunkt, aus welchem er die Gesetzgebung studierte, kann nicht anders, als zu vielen neuen Aufschlüssen und zur Entdeckung vieler bisher verkannter Wahrheiten Gelegenheit geben. Sehr richtig findet Hr. *H.* eine Ursache mehrerer fehlerhafter Vorstellungen bey *Gibbon* in der allzu grofsen Aufmerksamkeit, welche dieser Geschichtschreiber auf den Ausdruck gewendet hat. Einem witzigen, blendenden Einfall opferte er bisweilen die historische Wahrheit auf, und es gereicht dem Uebersetzer zum Verdienste, dafs er dergleichen Verirrungen in seinen Zusätzen nicht unbemerkt gelassen hat. Die Uebersetzung selbst ist treu

und fliesſend; und nur in der äuſsern Anordnung hat Hr. *H.* einiges geändert. Denn die Abſchnitte ſind von ihm; die Anmerkungen des Originals aber ſind zum Theil unter den Text gebracht, zum Theil, wenn ſie bloſs gelehrten Inhalts waren, und die Lectüre des Textes ſtören konnten, am Ende angehängt. Seine eigenen Zuſätze hat er mit [ ] bezeichnet, ſo wie die Noten, womit er bisweilen den Text erläutert oder berichtigt, mit Buchſtaben, weil die Noten des Originals Zahlen haben. In den eigenen Anmerkungen des Ueberſetzers finden wir oft mit Vergnügen die erſten Keime der neuen Ideen, welche er in der Folge in die Rechtsgeſchichte oder das Magazin aufnahm. Ueber gewiſſe Gegenſtände, z. B. über die Trennung der juriſtiſchen Secten (S. 49.) über die Urſachen, warum in *L. Jul. de adulteriis* die Veräuſserung des unbeweglichen Heirathsguts unterſagt wurde (S. 93.), über *res mancipi* und *nec mancipi* (S. 109.) u. ſ. w. dachte er damals anders, als in ſeinen neuern Schriften: manche Zuſätze enthalten auch Bemerkungen, die er ſonſt nirgends wieder ausgeführt hat: z. B. S. 54. f. S 65. f. S. 67. f. S. 86. u. ſ. w. Ueberhaupt ſind der Zuſätze zu den literariſchen Anmerkungen weniger, als zu den übrigen. Ob ſchon wir übrigens nicht allen Meynungen, die der Ueberſetzer auch hier äuſsert, Beyfall geben können: ſo müſſen wir demungeachtet die Lectüre dieſes kleinen geiſtvollen Buchs einem Jeden empfehlen, für den Unterſuchungen über den Geiſt der Geſetzgebung Intereſſe haben.

GESCHICHTE.

Leipzig, in der Weidmanniſchen Buchh.: *Geſchichte des Hochſtifts Lüttich*, von *Karl Moriz Fabritius.* 1792. 294 S. gr. 8.

Die Geſchichte der Lütticher iſt unſtreitig eine der intereſſanteſten Specialgeſchichten Deutſchlands. Die groſsen Freyheiten der Stände dieſes Landes und der ſtete Kampf um ihre Erhaltung gewähren einen Anblick von Kraft und Energie, der ſelbſt bey der Vermiſchung mit manchen wilden und zügelloſen Scenen immer noch Vergnügen zurückläſst. Sie verdiente daher um ſo mehr einen geſchmackvollen Bearbeiter, da die beiden Hauptwerke darüber, *Foullon* und *Fiſen* eben nicht zu ihrem Studium anlocken können. Leider iſt aber auch die gegenwärtige Schrift ohne dieſes Verdienſt, vielmehr eine bloſse Compilation, vorzüglich aus Foullon, nicht Geſchichte des Volks, ſondern Geſchichte der Biſchöfe, ohne feine Bemerkungen, Stil und Darſtellung ungefeilt und rhapſodiſch. Daſs der Vf. nicht eingeſehen hat, daſs *Foullon* und *Fiſen*, als eifrige Anhänger der Biſchöfe und als Jeſuiten ſchrieben, man folglich bey ihrer Schilderung der Revolutionärs in der Lütticher Geſchichte; wie z. B. der Familie von der Mark vieles von den zu ſchwarz aufgetragenen Farben verwiſchen müſſe, darf niemanden wundern, ſobald er (S. 216.) den Vf. im Ernſt behaupten ſieht, daſs der gemeine Lütticher immer ein kleines Taſchenmeſſer bey ſich führe, und damit ſeinem Feinde, wenn er mit ihm von ungefähr in Streit geräth, oft Galgen und Rad auf das Geſicht ſchneide, worin er eine beſondre Geſchicklichkeit beſitze. Auch iſt die Geſchichte nicht vollſtändig, ſondern Hr. *F.* beſchlieſst ſie mit dem J. 1716: aber freylich — hört *Foullon* gerade mit dieſem Jahre auf, und unerachtet wir alſo gar nichts von der Geſchichte Lüttichs in dieſem Jahrhundert, von ſeinen Schickſalen in dem öſterreichiſchen Erbfolgekriege, ſeinen Streitigkeiten mit dem König von Preuſsen, und beſonders von den wichtigen inneren Streitigkeiten der Stände mit dem Fürſten wegen Ertheilung der Privilegien und der zum Theil dadurch veranlaſsten Revolution vom J. 1789 erfahren, ſo beſcheiden wir uns doch gern, daſs Hr. *F.* ſehr triftige Gründe gehabt hat, nicht bis auf ſeine, ſondern nur bis auf Foullon's Zeiten zu arbeiten. Sobald ein zweyter *Foullon* die Geſchichte Lüttichs im achtzehnten Jahrhundert geſchrieben haben wird, wird Hr. *F.* gewiſs nicht ſäumen, die Lücke ſeines Werks gehörig auszufüllen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Hamburg*, b. Hoffmann: *Verſuch über die richterliche Billigkeit*, von *Heinrich Wilh. Lawätz*, königl. däniſchen Juſtitzrathe. 1793. 52 S. ohne die Vorerinnerung. 8. — Dieſe Schrift ſoll die Grundregel angeben, nach welcher der Richter in Anſehung der Billigkeit zu verfahren habe. Sie enthält aber auſser einer ziemlich vollſtändigen Angabe der Literatur nichts, als eine Reihe von römiſchen Geſetzen und Stellen aus ältern und einigen neuern Civiliſten mit deutſchen Ueberſetzungen, auch mitunter viel leere Declamation, ohne daſs irgendwo der Begriff der richterlichen Billigkeit und die Regeln ihres Gebrauchs beſtimmt angegeben, und an paſſenden Beyſpielen gezeigt wären. Am Ende ſind zwar einige Regeln angehängt. Sie erläutern aber nichts, und zeichnen dem Richter keine Gränzen vor. Um dieſes ſcheint es dem Vf. auch nicht gerade zu thun geweſen zu ſeyn. Denn nach ihm iſt die Billigkeit des Richters an keine Schranken gebunden, ſondern hat auch in ſolchen Fällen freyen Spielraum, wo die deutlichſten Vorſchriften der Geſetze vorhanden ſind. Wir miſskennen die gute Abſicht des Vf. nicht, zweifeln aber, ob die Juſtizpflege dabey gewinnen würde, wenn man dem individuellen Billigkeitsgefühle des Richters Geſetze und Rechte der Partheyen Preis gäbe.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 29. August 1794.

MATHEMATIK.

Leipzig, b. Crusius: *Combinatorische Analytik und Theorie der Dimensionszeichen* in Parallele gestellt, von *Heinrich August Töpfer.* 190 S., nebst 8 grossen Tafeln mit Formeln. 1793. 8.

Hr. Prof. Fischer in Berlin hat bekanntlich eine Theorie der Dimensionszeichen herausgegeben, (m. s. A. L. Z. 1793. Nr. 102. S. 76 – 80.,) worüber er öffentlich eines Plagiums der Hindenburgischen combinatorischen Analytik beschuldigt worden ist. Die Absicht der gegenwärtigen Töpferischen Schrift geht dahin, diese Beschuldigung in ihr volles Licht zu setzen, und mit unwidersprechlichen Beweisen zu belegen, dass Hr. F. die Hindenburgische Analytik nur in einem neuen Gewande dem Publicum dargelegt, und solche für seine eigene Erfindung ausgegeben habe. Ehe dieses geschieht, macht Hr. Töpfer erst einige Bemerkungen über die Recension, welche von der Fischerischen Schrift a. a. O. in der A. L. Z. erschienen ist. So sehr der Rec. im Ganzen genommen mit diesem Commentar über seine Anzeige der Fischerischen Schrift zufrieden seyn kann, so übergeht er doch, was er gegen einige Aeusserungen des Hn. Töpfers selbst noch zur weitern Erläuterung beybringen könnte, und begnügt sich, bloss den Inhalt der lesenswürdigen und mit sehr vieler Gründlichkeit verfassten Schrift des Hn. T. anzuzeigen, und ist weit davon entfernt, sich im geringsten in den Streit einzulassen, der zwischen beiden Partheyen bereits entstanden ist, noch weniger an der Beschuldigung des Plagiums, welches Hr. Fischer begangen haben soll, einigen Antheil zu nehmen. Sonderbar ist es freylich immer, dass Hr. F. von den Hindenburgischen Schriften nichts will gewusst haben, als bis er bereits mit seiner Arbeit fast zu Ende war. Aber es läst sich ein *absichtliches* Plagium dieser Art mit dem Charakter eines Mannes kaum vereinigen, der nothwendig voraussehen musste, dass ihm gegen die Anmasung einer fremden Erfindung sehr wichtige Einwürfe würden gemacht werden, da die Hindenburgischen Schriften nicht leicht jemanden, der sich mit der höhern Mathematik beschäftigt hat, unbekannt seyn können. Aber Hr. F. wird zu seiner Vertheidigung selbst Gründe anzuführen wissen, und daher einem jeden Recensenten die Mühe ersparen, die Entschuldigung eines solchen Plagiums aufzusuchen.

Der Inhalt der vor uns liegenden Schrift ist in XIV Hauptstücke abgetheilt. I — III. beschäftigt sich mit einer kurzen Darstellung der Gründe, worauf Hn. Prof. H. combinatorische Analytik, und Hn. Fischers Theorie der Dimensionszeichen gebaut sind. Hindenburgs Arbeit gründe sich auf eine vollständige Erläuterung aller Prämissen, und auf eine gut geordnete Gradation von Sätzen, welche die Möglichkeit einer unendlich mannichfaltigen Anwendung voraussagten, die Fischerische hingegen gleiche einem Zauberpallaste, worin so viel von dem Reichthume der H. Theorie glänze, als sein Luftgebäude nur immer habe annehmen und tragen können, und habe die mystische Aufschrift, *Theorie der Dimensionszeichen.* (Rec. glaubt, dass Hr. T., als Hindenburgs Freund, die Fischerische Schrift doch zusehr herabwürdigt. Deutlichkeit, Ordnung und Uebersicht dessen, worauf die Sache ankommt, ist doch auch in derselben nicht zu verkennen. Rec. könnte einige *Anfänger* nennen, welche sich aus Fischers Schrift sehr gut unterrichtet haben.) IV. Wie Hr. Prof. H. auf seine Combinationszeichen und deren Anwendung in der Analysis gekommen. Angebliche Veranlassung der Fischerischen Dimensionszeichen. Der Grund der Theorie dieser Zeichen falle ausserhalb des Fischerischen Werkes, in die Hindenburgischen combinatorisch - analytischen Schriften, und so sey denn, nachdem schon lange zuvor die *simpel erhabene* Hindenburgische Theorie — wie ein hellleuchtendes Gestirn aus den dunkeln Wogen des Oceans — auf- und hervorgegangen war, um ewig zu leuchten, das *luftige Meteor* einer Theorie der Dimensionszeichen ihr gefolgt, und über den Fischerischen Horizont aufgestiegen, um augenblicklich zu platzen. (Hr. Töpfer muss hier selbst gefühlt haben, etwas zu weit gegangen zu seyn, indem er in einer Anmerkung zu diesem declamatorischen Texte doch wieder etwas in Hn. Fischers Verdienste einlenkt. Uebrigens zweifelt Rec., der Hn. Prof. Hindenburg als einen der bescheidensten Gelehrten kennt, dass Hr. H. an *solchen* Lobesäusserungen Geschmack finden kann. Es kommen dergleichen noch mehrere vor, die der Vf. der Combinatorischen Analytik ohne Zweifel weggestrichen haben würde, weil sie dem Ruhme eines Werkes, das sich schon durch seinen innern Gehalt anpreiset, mehr schaden als nützen.) V. VI. VII. Ob sich denken lasse, dass Hr. Fischer nichts von Hs. combinatorisch analytischen Schriften vor Erfindung seiner Dimensionszeichen gewusst habe? (Hierauf wird Hr. F. schon zu antworten wissen.) Kurze Uebersicht des Geistes der Hindenburgischen Methode, und Vergleichung mit der Theorie der Dimensionszeichen. Daraus denn (VIII.) hergeleitet wird, die Fischerischen Dimensionszeichen, und die daraus bestehenden Formeln seyen nichts anders, als *absichtlich* verstellte Hindenburgische Combinationszeichen und Formeln. Die von Hn. F. getroffene Abänderung sey noch dazu *fehlerhaft*, und hebe zwey wesentliche Vortheile der Hindenburgischen Bezeich-

zeichnung, *Simplicität* und *Harmonie* ganz auf. Wie gegebene Zahlen zu bestimmten Summen zu *combiniren* seyen, davon habe Hr. F. keine Vorschrift gegeben, noch auch des Verfahrens, gegebene Dinge zu *permutiren*, mit irgend einer Sylbe gedacht, so viel er auch Veranlassung dazu in Festsetzung und Begründung einer deutlichern Formel für die Versetzungszahlen gehabt habe, als er (§. 37.) gegeben habe. Aber Hr. F. vermeide alle Gelegenheit, geflissentlich der Combinationslehre, und was damit in Verbindung steht, zu gedenken. IX. Fernere Vortheile der Hindenburgischen Darstellung zusammengehöriger Zahlencomplexionen, und (X) wie wenig Hr. F. mit seinen entlehnten Hülfsmitteln Neues geschafft. XI. Seine allgemeine Auflösungsreihe sey, sowohl ihrem Ursprunge als ihrer Form nach, mit der allgemeinen Umkehrungsreihe einerley. Vergleichung der Fischerischen Umkehrungsformel mit Hn. *de la Grange's* allgemeiner Auflösungsformel. — Zuweilen habe Hr. Fischer seine Dimensionszeichen $\overset{1}{A}$, $\overset{2}{A}$, $\overset{3}{A}$ etc. statt *gemeiner* Coefficienten gebraucht, ganz wider den einmal festgesetzten Begriff dieser Zeichen, zum Beweise, dass er keinen recht netten Begriff von der Natur und eigentlichen Beschaffenheit dieser Zeichen habe. XII. Kurze Darstellung, was vor der Ausgabe des Fischerischen Werkes über das Problem der Umkehrung der Reihen bekannt gewesen. Die Klagen der Analysten, die auch Karsten noch geführt habe, dass die Umkehrung zu so beschwerlichen Rechnungen führe, und das allgemeine Gesetz der Coefficienten nicht gut übersehen lasse, seyen nun durch die *Eschenbachische Umkehrungsformel* gründlich gehoben. Die Fischerische Formel sey nur in andern Zeichen die Eschenbachische. (Wenn dies auch wahr ist, so sind doch die Aeusserungen S. 148. wieder etwas zu leidenschaftlich.) XIV. Ungefähre Berechnung des baaren Verlustes, welcher den Lesern, die sich durch Hn. Fischers Schrift in der Sache unterrichten wollen, daraus erwächst, dass Hr. F. geflissentlich sich stelle, als sey ihm von der Hindenburgischen Combinationsmethode vorher nichts bekannt gewesen. Dunkelheit und Beschränktheit der Fischerischen Theorie, Mangel an Simplicität, an harmonischer und lebendiger Darstellung der Resultate — Beschränktheit, da sie nichts weiter als Anwendung einer *einzigen* Aufgabe aus dem *unermesslichen Ocean* combinatorischer Verwickelungen sey, der Aufgabe nemlich, wie sie Hindenburg bezeichnet: *Rerum datarum, admissis repetitionibus, quaerere combinationes numeri dati sive propositi*. Was Combinationen, und Variationen zu *bestimmten Summen* ohne Wiederholungen, was Combinationen und Variationen *an sich*, mit und ohne Wiederholungen, was Permutationen und Permixtionen sind, wie sie dargestellt werden, und welchen Gebrauch sie in der Analysis haben; von cyklischen Perioden, und ihrem Einflusse auf die diophantische Analytik, von diesen und mehreren Dingen, wovon Hr. Hindenburg theils schon Auskunft gegeben, theils sich noch ausführlicher in jenem grösseren Werke erklären wird, erführen die Leser der Fischerischen Theorie nichts. Es gehe ihnen mit den Dimensionszeichen wie den Eskimo's mit ihren Schneeaugen, wodurch sie zwar ungeblendet ihr Gesicht auf grosse Fernen erstrecken, aber nur nach solchen Richtungen vor sich hin sehen können, wie ihnen die Oeffnung des Schlitzes verstattet. Man sieht aus allem angeführten, dass diese Schrift des Hn. Töpfers sehr polemisch ist. Doch trägt sie sehr vieles bey, die Hindenburgische Methode selbst inniger kennen zu lernen, von der Hr. T. sagt, es werde niemanden, selbst den grössten Analysten nicht die darauf verwendete Zeit und Mühe gereuen, indem er daraus den bisher mit heiligem (!) Dunkel (!) bedeckten Zugang zu der absoluten Quelle kennen lerne, woraus die Arithmetik mit ihren Zahlensystemen und die unermessliche Analysis ihren Ursprung nehme (!). (So sehr Rec. den Werth der Hindenburgischen Arbeiten schätzt, so glaubt er doch in diesen Ausdrücken des Hn. Töpfers eine sehr grosse Herabwürdigung dessen, was andere Analysten bisher geleistet haben, zu finden. Sollten denn ein *Euler, d'Alembert, de la Grange* und mehrere der *grössten Analysten* wirklich in einem so heiligen Dunkel herumirren, als man aus diesen Aeusserungen schliessen sollte; sollten sie so ganz uneingeweiht in den Geheimnissen der Zahlengebäude u. d. gl. seyn? Wahrlich das kann Hr. Töpfer so ernstlich nicht gemeynt haben. Wir hoffen, er werde gelegentlich diese Ausdrücke modificiren, und überhaupt in der Folge, wenn der Streit mit Hn. Fischer fortgesetzt werden sollte, seine Ausdrücke mehr zu mässigen wissen.)

Berlin, b. Schöne: *Anleitung zur Optik, Katoptrik und Dioptrik*, von *Abel Burja*. 1793. 382 S. 8. (mit Holzschnitten im Texte.) (1 Rthlr. 12 gr.)

Gegenwärtige Schrift enthält in einer fruchtbaren Kürze die wichtigsten Lehren der optischen Wissenschaften, und empfiehlt sich, wie andere Schriften des Vf., durch einen lichtvollen und gründlichen Vortrag. Die Vorrede ertheilt einiges von der Geschichte und Literatur der Optik. Das Werk selbst ist in 10 Hauptstücke abgetheilt. I. Das allgemeine vom Lichte, von Leuchtung, Erleuchtung, Helligkeit, Deutlichkeit und Farbe, also Photometrie. — Jeder leuchtende Punkt für sich, verbreite das Licht um sich in den Raum einer völligen Kugel. Sey aber jener Punkt auf der Oberfläche eines Körpers, so sey das wirklich von ihm ausstrahlende Licht nur in dem Raume einer Halbkugel enthalten, welche durch jene Oberfläche, oder bestimmter durch eine Ebene abgeschnitten werde, die man sich in jenem Punkte die Oberfläche des Körpers berührend gedenken müsse: doch werde hiebey die Oberfläche des Körpers nicht hökericht, sondern glatt, (wenn gleich nicht nothwendig als Ebene,) vorausgesetzt, weil bey einer höckerichten Fläche die tiefer liegenden Punkte ihr Licht nicht in eine vollständige Halbkugel verbreiten könnten, der erhabenern Punkte Lichtkreis aber mehr als eine Halbkugel betragen u. s. w. (Uns däucht, dass diese Bestimmungen ganz unnöthig sind, sobald man den Satz festsetzt, dass von einem leuchtenden Punkte nur dasjenige Licht in Betrachtung kommen kann, welches von keinem Theile der übrigen Oberfläche des Körpers aufgehalten wird. Es könnte die Oberfläche eines Körpers vollkommen glatt, und dennoch so gekrümmt

gekrümmt seyn, dass einzelne Punkte ihr Licht nicht in eine Halbkugel verbreiten könnten. Uebrigens sehen wir nicht recht ein, wozu diese Sätze gleich zu Anfange der Optik nützen, als etwa um die grossen Schwierigkeiten bemerkbar zu machen, die bey der Bestimmung des Glanzes einer Fläche Statt finden.) §. 18. und an verschiedenen andern Stellen erwähnt der Vf. der Durchdringlichkeit des Lichtes. Das will doch wohl nur so viel sagen, man gedenkt sich in der Optik die Lichtstrahlen blofs als mathematische gerade Linien, und strahlende Punkte, als mathematische Punkte. Denn dass das Licht, *als Materie*, durchdringlich sey, kann der Vf. wohl nicht gemeynt haben. Nur die Räume, in denen die Lichttheilchen auf einander folgen, sind durchdringlich. Man stellt sich den Lichtstrahl blofs als den Weg vor, den ein Lichttheilchen beschreibt, und so wird die Betrachtung des Lichts ganz geometrisch. — Der Beweis des 21sten §., dass die Menge Lichtstrahlen, die eine leuchtende Ebene senkrecht auswirft, sich verhalte zu der, die sie in einer schiefen Richtung auswirft, wie der Sinus totus zum Sinus des Auswurfswinkels, will dem Rec. nicht recht gefallen, weil er zu empirisch ist. Der Satz lässt sich aus der Betrachtung, wie die Lichtkugel von jedem einzeln Punkte der strahlenden Fläche ausfahren, und sich in die Räume D und E vertheilen, blofs geometrisch herleiten. II. Von der scheinbaren Grösse, der scheinbaren Entfernung und scheinbaren Bewegung der Körper. — Zur Ursache, warum wir mit beiden Augen nur einfach sähen, wird mit angegeben, dass wir jedesmal einen Gegenstand nur mit einem Auge betrachteten, abwechselnd bald mit dem rechten, bald mit dem linken. Versuche, welche dieser Behauptung einen grossen Grad von Wahrscheinlichkeit geben. III. Vom Schatten. IV. Vom zurückgeworfenen Lichte und von ebenen Spiegeln. Glasspiegel seyen im Grunde auch nichts als Metallspiegel, denn die Belegung mache eigentlich den Spiegel. (Erst in der Folge erinnert der Vf., dass gläserne Spiegel doppelte Bilder machen, dass also doch auch die vordere Fläche des Glases einen Spiegel darstellt). Ueber die mannichfaltigen Erscheinungen der Gegenstände in ebenen Spiegeln, bey Ruhe und Bewegung sowohl der Gegenstände, als der Spiegel. V. Kugelförmige und andere gekrümmte Spiegel. Bey Gelegenheit der Hohlspiegel verschiedene optische und magische Belustigungen, Geistererscheinungen u. d. gl.. VI. Brechung des Lichtes bey seinem Durchgange durch einerley und unterschiedene Mittel. VII. Brechung in kugelförmigen Gläsern, oder Linsen, Berechnung der Brennpunkte, Grösse der Bilder von Gegenständen — Abweichung wegen der Gestalt der Gläser u. d. gl. VIII. Vom Gebrauche einzelner Glaslinsen, zu einfachen Microscopen, Augengläsern; optischen Kästen — Camera obscura und clara, Zauberlaterne, Sonnenmicroscop. IX. Fernröhre, zusammengesetzte Microscope. X. Abweichung der Lichtstrahlen bey optischen Werkzeugen, sowohl wegen der Farbenzerstreuung, als auch wegen der kugelförmigen Gestalt der Glaslinsen und der Spiegel. Theorie der achromatischen Fernröhre, Berechnung des Verhältnisses der Gläser zu solchen Fernröhren, so elementarisch vorgetragen, als es nur geschehen kann, und dennoch zur Ausübung fast hinreichend. Des Vf. Behandlung dieses schweren Gegenstandes hat uns sehr wohl gefallen, so wie auch sein Verfahren, die Grösse der Farbenzerstreuung zu messen, und die Vorrichtung, die er dazu angibt. Bey der Lehre von den Telescopen und Microscopen pflegt angenommen zu werden, dass die Lichtstrahlen parallel unter sich aus dem Ocularglase kommen, und ins Auge fallen. Diese Vorstellung will dem Vf. gar nicht gefallen, und sie sey ganz der Natur zuwider. Denn das menschliche Auge sey so gebauet, dass es durch parallele Strahlen eben so wenig sähe, als durch convergirende, es erfodere allemal divergirende. Wenn man durch ein optisches Werkzeug etwas sehen wolle, so müsse nothwendig ausserhalb des Auges ein wirkliches oder scheinbares Bild vorhanden seyn. Wo könne aber dieses seyn, falls die Strahlen parallel ankämen. Etwa in einer unendlichen Entfernung? So sey aber der Zweck dieser Instrumente ganz verfehlt, welche die Gegenstände näher, als sie sind, nicht aber unendlich entfernt, vorstellen sollen. Es müssten demnach die aus dem Ocularglase kommenden Strahlen nothwendig so divergiren, als kämen sie aus der Ferne, in welcher man sonst mit blossen Augen recht deutlich sähe. Dies werde in der That bey einzeln Vergrösserungsgläsern angenommen, und könne also auch bey Ocułargläsern geschehen, in so ferne man durch sie das von dem Objectivglase verursachte Bild eines Gegenstandes, wie einen Gegenstand selbst durch ein Vergrösserungsglas betrachte. In so ferne glaube er also hierin von dem gewöhnlichen Vortrage abweichen zu dürfen, dass er die Strahlen hinter einem Ocularglase ebenfalls nach divergirenden Richtungen in das Auge kommen lasse. (Unsers Erachtens ist in guten optischen Büchern bisher eben das angenommen worden, und der Ausdruck Parallelstrahlen, wird gewöhnlich nur für Strahlen genommen, die eine solche Lage haben, als wenn sie von einem weit entlegenen Punkte herkämen. Indessen ist noch immer die Frage, ob man das Bild eines Gegenstandes durch ein Ocularglas, nicht auch durch wirkliche Parallelstrahlen deutlich sehen könne. Es kommt ja nur darauf an, dass diese Strahlen hinter der Krystall-Linse sich gerade auf der Netzhaut wieder vereinigen können, und daran wird wohl niemand zweifeln, man müsste denn aus der Natur des Auges beweisen, dass sich die Netzhaut nie der Krystalllinse bis auf den Vereinigungspunkt paralleler Strahlen nähern könne, und dies möchte wohl ein schweres Stück Arbeit seyn. Dass die meisten Augen divergirende Strahlen von jedem Punkte eines Gegenstandes, oder des Bildes eines Gegenstandes zum Deutlichsehen erfodern, beweist noch nicht, dass dies allemal der Fall sey, und dass es nicht auch manchen Augen möglich seyn sollte, durch Parallelstrahlen deutlich zu sehen.)

LITERARGESCHICHTE.

Kopenhagen, gedr. b. Höpfner: *Kiöbenhavns Universitäts Journal* (Journal der Kopenhagener Universität);

tät); udgiven ved Professor *Jacob Baden*. 1 Aargang. 1793. 190 S. 4. ohne Inhalt.

Dieses Journal ist vorzüglich als ein Archiv der gelehrten Geschichte der Kopenhagener Universität zu betrachten. Man findet darin Nachrichten von den Verfassungen der Professoren und Lehrer, von den öffentlichen Prüfungen, von den Stipendien und deren Verwaltung, von andern gelehrten Veranstaltungen; auch von den Anordnungen und Rescripten, welche die Universität betreffen. Bey den meisten dieser Gegenstände ist die Publicität allerdings sehr heilsam, zumal bey allem, was öffentliche Vorschriften und die Stipendien betrifft; der Herausg. verdient daher sowohl wegen seiner Freymüthigkeit, als wegen der Sorgfalt, welche er auf Herbeyschaffung der Materialien wandte, den Dank des ganzen Publicums, das sich für die Universität in irgend einer Rücksicht interessirt. Einige Aufsätze werden auch dem Literaturfreunde überhaupt willkommen seyn, wie z. B. die historische Nachricht von dem *Kopenhagener Observatorio* und dessen Astronomen von 1736 bis 1777, deren Fortsetzung wir mit Verlangen erwarten. Ausserdem enthält jedes Heft einige Recensionen neuer, vorzüglich wichtiger Schriften, die mit Einsicht, aber, wie es scheint, nicht immer mit strenger Unpartheylichkeit verfasst sind. Wenigstens dünkt uns, dass der Vf. über alles, was die vorgeschlagene, und von manchen verdienten Männern so sehr empfohlene, *norwegische Universität* betrifft, nicht die Unbefangenheit zeigt, welche dem wahren Gelehrten so wohl ansteht, der eine Veranstaltung zur Ausbreitung der Wissenschaften nie aus einem einseitigen Gesichtspunkt oder in Beziehung auf persönliche Umstände betrachten darf. In dem vierten Hefte wird ein neuer Artikel angefangen, welcher Bemerkungen über fremde Beurtheilungen dänischer Schriften enthält. Der Vf. will nicht gerade alle dergleichen Urtheile anführen; nur diejenigen, welche eine vorzügliche Aufmerksamkeit auf die dänische Literatur anzeigen, oder Sachen in einem falschen Lichte darstellen. Zugleich setzt er es sich vor, die Fälle aufzudecken, wo eine Recension aus Dänemark selbst ausgesandt seyn möchte, um einen Freund zu erheben, oder einen Feind niederzudrücken. Die Idee an sich ist sehr gut, und kann der dänischen Literatur wahren Gewinn bringen. Nur bitten wir ihn, — *nicht der allgemeinen Literaturzeitung wegen*, welche für solche Künste literarischer Sünder unzugänglich ist, — sondern um *der Ehre der dänischen Literatur selbst* willen, dass er sich ja zu keiner inquisitorischen Jagd verleiten lasse.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Hamburg*, b. d. Gebr. Herold: *Ueber die neuesten Verordnungen in Ansehung der Pressfreyheit in Dännemark, nebst der vollständigen Epistel Voltairens an den König von Dännemark über diesen Gegenstand.* Aus dem deutschen Magazin. 1791. 47 S. kl. 8. — Dieser Aufsatz ist als ein historischer Commentar über das bekannte Rescript vom 3ten December 1790 anzusehen, welches in Deutschland von manchen, unter andern vom Hn. Prof. Remer in seinen statistischen Tabellen, für eine Einschränkung der Pressfreyheit ausgegeben ist, da es doch, wie man aus der gegenwärtigen Schrift sehr deutlich sieht, vielmehr die Pressfreyheit auf das neue begründet, und durch eine genauere Bestimmung in Ansehung der daraus entstehenden Streitsachen noch mehr als zuvor sicher stellt. Nachdem nemlich die ganz unbegrenzte Pressfreyheit, welche vermöge des Rescripts vom 14ten Sept. 1770 statt fand, wegen verschiedener wirklicher Missbräuche, durch ein Rescript vom 7ten Oct. 1771 in so weit genauer erklärt ward, dass Injurien, Pasquille und aufrührerische Schriften, nach wie vor, den gesetzlichen Strafen unterworfen seyn, überhaupt aber jeder Schriftsteller, oder der Buchdrucker, wenn er den Vf. nicht angeben könnte, für den Inhalt der Schrift haften sollten; so ward durch ein Rescript vom 20sten Oct. 1773, und dessen nachmaliger Ausdehnung vom 27sten Nov. 1773, dem Polizeymeister das alleinige Recht gegeben, Missbräuche der Pressfreyheit zu untersuchen, und mit einer Geldbusse von 50 bis 200 Reichsthalern zu ahnden, ohne dass eine Appellation statt fände. Diese Einräumung einer ziemlich arbitrairen Macht, welche man auch, wie verschiedene von dem Vf. erzählte Fälle beweisen, oft auf eine eben so lächerliche als despotische Weise anwandte, hinderte in Praxi den Gebrauch der Pressfreyheit fast ganz, bis seit 1784, da der, auch wegen seiner Popularität allgemein verehrte Kronprinz Theil an den Staatsgeschäften nahm, man im Vertrauen auf seine Denkungsart das Rescript stillschweigend bey Seite gelegt glaubte, und in diesem Glauben durch das Stillschweigen des Polizeymeisters zu Schriften, bestärkt ward, bey denen es ehedem geistliche Bussübungen und Geld-Aderlässe geregnet haben würde. Indess liess unvermuthet der damalige Polizeymeister im Nov. 1790 durch ein zweymaliges Erkenntniss jenes dem Geldbeutel der Schriftsteller so fürchterliche Rescript wieder aufleben; allein die allgemeine Besorgniss des Publicums auf der einen Seite, und die Wahrnehmung des für den Staat und jeden Privatmann höchst nachtheiligen Irrthums, dass ein Buchdrucker durch Erlegung von 200 Thaler sich von der Verbindlichkeit, den Vf. zu nennen, befreyen, und diesen dadurch aller verschuldeten Strafe entziehen zu können; auf der andern Seite gaben der Regierung Anlass, eben bey dieser Gelegenheit durch das gedachte Rescript vom 3ten December 1790, jene Verfügung ganz aufzuheben, und in Zukunft die Klagen gegen Schriftsteller an die ordentlichen Gerichte zu verweisen, welche nach den allgemeinen Gesetzen und Anordnungen urtheilen sollen. Dies ist der Umriss des Inhalts dieser kleinen Schrift, die zugleich hinlängliche Nachricht von den hieher gehörigen Vorschriften des dänischen Gesetzes und den ehemaligen Censur-Edicten gibt. Die beygedruckte Epistel *Voltairens* ward im Jahre 1770 geschrieben, und steht unter seinen übrigen Epitres.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 30. August 1794.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

BERLIN, b. Rottmann: *Katechismus der Apothekerkunst*, oder *die ersten Grundsätze der Pharmacie für Anfänger*. Entworfen von D. *Sigismund Friedrich Hermbstädt*. 1792. 346 S. 8. (16 gr.)

Dieses Werkchen zeichnet sich zwar vor andern Schriften, die ehedem unter demselben oder einem ähnlichen Titel von andern Verfassern herausgegeben worden sind, durch grösere Vollständigkeit, durch richtigere und den neuesten Entdeckungen angemessenere Erklärungen mehrerer Erscheinungen, und durch andere gute Eigenschaften aus; indessen ist es doch nicht so fehlerfrey, dass es ohne alle Einschränkung gelobt und den Lehrlingen der Apothekerkunst vorzugsweise empfohlen werden könnte. Wir müssen vielmehr gestehen, dass wir, im Ganzen genommen, unsere Erwartungen in demselben bey weitem nicht befriedigt gefunden haben. Der Vf. scheint bey der Ausarbeitung desselben sehr flüchtig zu Werke gegangen zu seyn, und das, was er niedergeschrieben hat, oft nicht gehörig überdacht zu haben. Die Ausdrücke, deren er sich (z. B. §. 2. 51. 624 u. s. w.) bedient, sind daher nicht immer gut gewählt, und die Beyspiele, womit er seine Behauptungen erläutert (z. B. §. 72. 108. 522 u. s. w.), sind oft nicht die passendsten; überdem mangelt es auch in seinem Werkchen nicht an Fehlern von anderer Art, die einer Berichtigung bedürfen und von einer Uebereilung des Vf. zeugen. Einige Stellen, die wir anführen wollen, werden, hoffen wir, dies Urtheil beweisen. Der Vf. gedenkt zuerst der Eintheilung der Arzneyen in galenische und chemische, und behauptet zugleich, dass die galenische Pharmacie ihren Beynamen vom *Galen* habe, und dass sie noch jetzt alle mechanische Beschäftigungen, welche in der Apothekerkunst vorkommen, in sich begreife; es ist aber, dünkt uns, bekannt genug, dass die galenischen Arzneyen ihren Namen nicht vom *Galen*, sondern vom Worte γαλήνη haben, dass man schon vor jenem Arzte einige galenische Heilmittel hatte, und dass man jetzt manche Produkte, die nicht durch mechanische Mittel allein bereitet werden, galenische Arzneyen nennt. Unter der Solution versteht der Vf. eine innige Vereinigung zweyer von einander ganz verschiedener Materien, diese Definition ist aber zu enge; denn eine wahre Solution kann auch statt haben, wenn drey und mehr verschiedene Körper mit einander vereinigt werden; auch findet nicht allemal, wie Hr. *H.* S. 17. sagt, bey der Auflösung ein beträchtliches Aufwallen statt, mehrere Körper verbinden sich, sowohl auf dem nassen, als auf dem trocknen Wege, ohne alles Brausen mit den Körpern, gegen welche sie eine Verwandschaft haben und gehen damit in eine vollkommne Auflösung über. Die Materie die man durchs Aussüssen von einer unauflösbaren Substanz abscheidet, sind nicht immer, wie wir S. 22. lesen, ganz unnütze Körper; ein Apotheker, der z. B. bey der Bereitung des schweistreibenden Spiesglases keine Rücksicht auf die im Aussüssewasser enthaltenen Salze nehmen wollte, würde beweisen, dass er wenig Einsichten habe, oder nicht ökonomisch zu arbeiten verstehe. S. 32. Die Oele, die man aus aufgelösten Seifen abgesondert hat, sind gemeiniglich sehr sichtbar, und man kann also nicht sagen, dass die Niederschläge, die sich unter einer tropfbar flüssigen Gestalt abscheiden, unsichtbar seyen. S. 61. finden wir der Luftsäure als eines Bestandtheils der atmosphärischen Luft und S. 92. der dephlogistisirten Salzsäure als eines Auflösungsmittels des Goldes nicht gedacht. S. 112. ist nicht erwähnt, dass im Bambergischen viel Süsholz gebauet wird, und dass man in Russland die Wurzel der Glycyrrhiza echinata gewöhnlich unter dem Namen Radix Liquiritiae verkauft. Vom ätherischen Chamillenöle behauptet der Vf. S. 125., dass es eine dickflüssige Consistenz habe, und an einen andern Orte sagt er, dass alle schmierige Oele in der Kälte gerinnbar seyen; eine Behauptung, die eben so, wie die Vorhergehende und manche andere, die wir in dieser Schrift (z. B. §. 69. 1. §. 84, 156, 167, 208, 638. 639. u. s. w.) gefunden haben, grosse Einschränkung leidet. An einigen Stellen (z. B. S. 247. Z. 9. vergl. mit S. 248. Z. 23, und S. 194. Z. 4. 5. vergl. mit S. 219. unten) glauben wir auch Widersprüche bemerkt, und an einigen, andern (z. B. S. 177, wo der tachenischen Salze, und S. 242. wo der Weise, wie man, durch Auswaschen mit salmiakhaltigem Wasser, dass versüsste Quecksilber vom ätzenden Sublimate befreyen kann, nicht gedacht ist,) Vollständigkeit vermisst zu haben. Ueberhaupt hätte der Vf., wenn er nicht mehr Zeit, als er sich genommen zu haben scheint, auf die Ausarbeitung dieser Schrift hätte wenden wollen, die Herausgabe eines solchen Werkes wohl einem andern Schriftsteller überlassen können. Hr. *Hagen* hat sich, wie man weiss, schon vor einigen Jahren verbindlich gemacht, einen Auszug aus seinem Lehrbuche der Apothekerkunst, zum Gebrauche der Anfänger, herauszugeben, und wir schmeicheln uns, dass dieses Werk die Erwartungen der Leser besser, als jener Katechismus, befriedigen wird.

PHYSIK.

Weimar, in d. Hoffm. Buchh.: *Almanach oder Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker*, auf das Jahr 1793. *Vierzehntes Jahr.* S. 208. 16.

Dasselbe, auf das Jahr 1794. *Funfzehndes Jahr.* Mit 2 K. S. 212. 16.

Form, Einrichtung und Gehalt dieser beyden Jahrgänge ist den vorigen gleich. *Vierzehntes Jahr.* — *D'Elhujar's*: vorgegebene Auflösung des Goldes und Silbers in Salzsäure ist dem Hn. Herausg. nicht gelungen. (Dem Rec. auch nicht; und hat er Gelegenheit gehabt, diese Versuche in Gegenwart des Hn. *D'Elh.* selbst anzustellen, und selbigem den Beweis von der nicht erfolgenden Auflösung, bey Anwendung *reiner* Salzsäure, anschaulich vorzulegen.) — Der Bereitung der Arseniksäure nach *Richter's* Methode, scheint doch Rec. die einfachere *Scheelsche* vermittelst in genugsamer Menge angewendeter Salpetersäure, nicht nachzustehen. — Die grüne Farbe der sympathetischen Dinte aus Kobalt würde Rec. lieber einem geringen Eisengehalte zuschreiben, denn, je eisenfreyer eine Kobaltauflosung ist, je mehr geht die Farbe in die blaue über. — In dem *Beytrage über den Zustand der Pharmacie in Deutschland*, — aus welchem der Hr. Herausg. füglich manches, bloss das liebe Ich des Einsenders betreffendes, was für die Käufer des Taschenbuchs kein Interesse hat, hätte ausmerzen können, — wird die Frage aufgeworfen: wie der Staat sich bessere und mit ihrer Kunst mehr bekannte Apotheker verschaffen könnte? und gesagt: man würde am ersten zum Zweck gelangen, wenn man im allgemeinen dem Apotheker dem Unterricht der Schüler ganz *entsagte* (versagte, verböte,) und dagegen in jedem Lande pharmacevtische Schulen anlegte, wo man Männer als Lehrer wählte, die schon als gute Apotheker bekannt sind. Gut gemeint, aber wie auszuführen? — *Ein* — albernes *Visum repertum eines Arztes über eine gerichtliche Untersuchung eines als verfälscht angegebenen Weins*; als eine Probe ächter (scil.) chemischer Kenntnisse im Jahr 1788. Wenn Aerzte und Physici, ohne chemische Kenntnisse zu besitzen, sich mit dergleichen Untersuchungen befassen, so versündigen sie sich sowohl an dem Angeklagten, wenn er unschuldig ist, als sie auch den Richter in seiner Untersuchung misleiten. Im gegenwärtigen Falle war es höchstwahrscheinlich nichts als etwas abgesetzter unschuldiger Weinstein, was der hochgelehrte Herr „*secundum* „*vera principia chymico-physica*" als das *Corpus delicti*, mit vielen Um änden aus 16 Boutl. Wein geschieden hatte, und dar ber, im Zusatze vom Herausgeber zurechtgewiesen wird. — *Verbesserte Bereitung des ätzenden flüch igen Laugensalzes, und der flüchtigen Schwefelleber*; vom Hn. Herausg. nebst beygefügter Zeichnung des Apparats dazu. — *Hr. Wolleben* welcher benachrichtigt, in einer, mit zwey Theilen Weingeist verfertigten Benzoëtinctur 3½ Drachmen Benzoësalz gefunden zu haben, hätte dabey auch das Quantum der dazu angewandten Benzoë anzugeben nicht vergessen sollen. — In einem Aufsatze: *kleine Reflexionen über Hn. Liphardt's Bemerkungen, bey einer Apotheker* — (Apotheken —) *Visitation in einer Reichsstadt* vertheidigt ein Hr. *Böhme* die Magistrate der Reichsstädte wider Ls. Schmähungen. Bey der Erzählung des Hn. B. „dass die mehresten Aerzte in den Reichsstädten, redlichem Grundsätzen zufolge, manches Wechselfieber, anstatt der theueren *Cortex Peruvianus*, sehr wohlfeil und gründlich mit dem spottwohlfeilen *Os Sepiae* kuriren" möchte Rec. wohl (mit dem Hn. Herausg. in der Note) fragen: warum nicht mit Ziegelmehl? Wenn Hr. B. sagt: er habe es erlebt, dass die Magisträte dem Meister *Niesewurz* (dem Apotheker) gar scharf auf dem Haspel passten, ihm straks auf dem Dache sasen, den Kräuterkoch tapfer zwickten, Mstr. Niesewurz brav in die Büchse blasen musste u. s. w. so verrathen solche Phrasen den ungebildeten jugendlichen Schriftsteller, der da meint, ein solcher Schulcameradenton behage auch dem grosse Publicum. — Dass es in *Wien* wirklich so unwissende Apotheker gebe, welche z. B. aus Pottasche und Soda *Magnesie* zu bereiten versucht haben, muss doch wahr seyn, da Anzeiger dessen Hr. *Petrāus* dabey auf seinen Namen provocirt. — Ein Hr. *Sprenger* meldet, aus 8 Unzen schweisstreibendes Spiesglanz, mit ½ Unze Schwefel versetzt, ein gleichförmig geflossenes, durchsichtiges Spiesglanzglas erhalten zu haben. —

Funfzehnter Jahrgang 1794. Versuche, vom Hn. *Erxleben* angestellt, den braunen Zuckersyrup, nach wohlgeglückter Entfärbung durch Kohlenstaub, und Klärung durch Eyweiss, zum Absterben zu bringen, wollten nicht gelingen. Im Wasserbade liess er sich zwar zur Trockne bringen, wurde aber in einigen Stunden wieder schmierig, zähe und klebrigt. — *Beschreibung eines bequemen Lampenofens für angehende Scheidekünstler, und auch für schon geübte, bey kleinen Untersuchungen*; nebst Zeichnung. Von Hn. Herausg. — In der *Untersuchung in wiefern die Probe auf Vitriolsäure, bey der wesentlichen Weinsteinsäure durch Bleyzuckerauflösung und Wiederauflösung des dadurch entstehenden Niederschlags durch die Salpetersäure, zuverlässig sey*, empfiehlt der Hr. Herausg. statt jener, eine völlig gesättigte Bleyauflösung in Salpetersäure; oder auch die, mit Säure übersetzte, salzsaure Schwererdenauflösung, nach dem die zu prüfende Weinsteinsäure zuvor mit luftvollem flüchtigen Laugensalze gesättigt worden. — *Ueber die Bereitung des essigsauren Pflanzenlaugensalzes*, vom Hn. *Bucholz*. Der Mittel ohnerachtet, essigsaures Laugensalz, welches mit Bleyzucker bereitet worden, auf den noch dabey versteckten Bleygehalt zu probiren ist Rec. doch mit H. Prof. *Göttling* gleicher Meynung, dass man diese Bereitung lieber ganz vergessen möge, weil in der Hand eines unwissenden Apothekers dadurch sehr leicht Schaden bewirkt werden kann. — *Etwas über Hahnemanns Weinprobe*; worin der Vorzug derselben vor der ältern Wirtenberger Weinprobe durch Versuche bestättigt wird. — *Einige Versuche über die Entzündung des Phosphors in reiner und atmosphärischer Luft.* Da gläserne Gefässe meistens zerspringen, so hat Hr. Prof. G. dazu einen Kolben von Messingblech aptirt, welchen eine beygefügte

fügte Zeichnung anschaulicher macht. In dem neulichst erschienenen *Beytrage zur Berichtigung der antiphlog. Chemie* hat Hr. Pr. G. diesem Apparate dadurch mehre Vollkommenheit gegeben, dass eine, mit einem Hebel versehene Schraube die Oefnung des Kolbens verschliesst. Diese Vorrichtung dient zugleich zu eudiometrischen Prüfungen, welche auf diese Art das sicherste Resultat geben. — *Chemische Untersuchung über das phosphorsaure Quecksilber.* Die vorgegebene Auflöslichkeit desselben in Wasser ist ungegründet, und aus der dazu vorgeschriebenen Behandlung entstehet auch nichts anders, als das, schwer in Wasser auflösliche, phosphorsaure Quecksilber, was man durch den Niederschlag weit vollkommner erhalten kann. Ein nach des Hn. Prof. *Fuchs* Methode ächt bereitet seyn sollender Mercurius phosphoratus stimmte mit der Beschreibung des Hn. P. F. nicht überein, und seine Bestandtheile waren, neben einem unbeträchtlichen Antheile Quecksilber, Phosphorsäure, Vitriolsäure, und flüchtiges Laugensalz. — Hr. Prof. *Göttling* bemerkt, dass *Hahnemann's* auflössliches Quecksilber eben so gut gerathe, wenn man die Auflösung des Metalls in der Salpetersäure durch die Wärme unterstütze, und die davon erhaltenen Kristallen anwende. — Die würfliche Salzkristallen, welche Hr. *Ampfurt* im ausgetrockneten Bilsenkraut - Extracte angetroffen, und für *Kochsalz* erkannt hat, mögten wohl vielmehr in *Digestivsalz* bestanden haben. — Zur fernern Erhaltung der bisherigen guten Aufnahme dieses Taschenbuchs, würde doch eine etwas strengere Auswahl, mit Verwerfung unbedeutender Aufsätze und trivialer Bemerkungen, nicht übel seyn. —

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. 1. *Cöthen*, b. Aue: *Zuruf an die Fürsten und Völker Europa's von einem aus Frankreich zurückgekehrten Deutschen.* 1793. 36 S. 8.

2. *Berlin*, b. Matzdorf: *An die guten Völker Deutschlands bey den bedenklichen Vorgängen der gegenwärtigen Zeit*, von *F. T. Schmidt* Prediger zu Wahren in Mecklenburg. *Eine* (von der Akademie der nützlichen Wissenschaften zu Erfurt) *gekrönte Preisschrift.* 1794. XII S. und 140 S. 8.

3. *Antwort eines Oesterreichischen Offiziers auf verschiedne französische National-Zeitungen.* Frankfurt und Leipzig. 1793. 32 S. 8. — *Zweyte Antwort eines O. O.* u. s. f. 1794. 16 S. 8.

4. *Prag*, b. Calve: *Nöthige Beylage zu des Hrn. v. Archenholz Minerva. Februar 1793. Als Gegenstück der Schilderung Josephs II. von Karl Ungar K. K. Rath und Bibliothekar.* 1793. 71 S. 8.

1. Die guten, aber sehr gewöhnlichen, Gedanken, welche den Inhalt dieser kleinen Schrift ausmachen, würden sich besser ausnehmen, wenn sie in einer weniger declamatorischen Sprache vorgetragen wären.

2. Man muss voraussetzen, dass die Akademie, welche dem Vf. den Preis zuerkannte, die individuellen Zwecke, welche sie bey der Aufgabe hatte, durch seine Arbeit erreicht fand. Wem aber diese individuellen Zwecke und die Local-Bedürfnisse der Volks-Klassen, für welche der Vf. eigentlich geschrieben haben mag, unbekannt sind; der kann sich unmöglich an dieser Schrift erbauen oder ergötzen. In welchem Theile von Deutschland findet wohl eine Anrede wie die folgende noch sonderlichen Eingang? (S. 31) „Nun aber, liebe deutsche Männer und Brüder, nachdem ihr die völlige Ueberzeugung habt, „dass zwar wohl in einer Heerde von Schafen oder in einem „Volk von Feldhünern eine beynahe vollkommne Gleichheit seyn „könne: (nicht aber in einem wohleingerichteten Staate) nun „bitte ich euch noch besonders, schlagt die Augen auf und seht, „wie unendlich viel ihr euren Fürsten zu verdanken habt! Und „hier wünschte ich euch so in die Geschichte älterer Zeiten hinein führen zu können, dass ihr vermögend wärt, selber einzusehen, wie viel Verbindlichkeit ihr euren *jetzigen* regierenden „Fürstenhäuptern schuldig seyd, *bloss und allein schon um der „Verdienste willen, die ihre tapfern und grossmuthigen Ahnherrn* „um euch hatten." — Die meisten Gründe deren sich der Vf. bedient, sind aus den Briefen der Apostel *Paulus* und *Petrus* genommen, von denen ganze Kapitel hier abgedruckt erscheinen.

3. Sobald man das, was der Vf. dieser Blätter *„die Windbeuteleyen der Franzosen"* nennt; einer andern Widerlegung als der, welche er selbst in der ersten Zeile für die beste erklärt — nemlich *„sie zu schlagen"* — würdigen wollte, so musste man *Facta* und nichts als *Facta* auftreten lassen: hier streiten eigentlich nur Worte gegen Worte. Denn dass die Franzosen am 2ten März 1793. bey *Aldenhoven*, am 18ten März bey *Neerwinden* u. s. f. geschlagen wurden, das weiss jeder, der die Zeitungen nur oberflächlich liest. Aber detaillirte Vergleichung der grossen und kleinen Umstände dieser oder jenen Action mit den Relationen, welche die französischen Zeitungsschreiber davon lieferten: das allein ist *gründliche* Widerlegung zu nennen, wenn eine Militar-Person schreibt: diess aber sucht man in diesen Blättern umsonst.

4. In einem unter dem Titel: *Neu-Franken und Belgier* im Februarstück 1793. der *Minerva* befindlichen, mit Geist, Fülle, und Kraft, geschriebnen Aufsatz über den Charakter der Belgischen Nation und die Eigenheiten ihres Landes war des Kaysers *Joseph II.* auf eine nichts weniger als vortheilhafte Art erwähnt: und es bleibt doch auch wahrlich, selbst für den, der einige Ausdrücke dieses Aufsatzes zu hart findet, eine grosse Frage, ob man von diesem Monarchen sehr vortheilhaft urtheilen konnte, wenn man sein Betragen gegen die *Niederländer* vor Augen hatte? — Der Vf. der gegenwärtigen kleinen Schrift ist gewiss nicht der Mann, der den Eindruck, welchen jene scharfe Censur gemacht haben möchte, verwischen wird: denn ein entschiedner, leidenschaftlicher, und bis zur höchsten Einseitigkeit verblendeter Lobredner hat keine Stimme, wo es auf Ausmittelung der nackten Wahrheit ankömmt. Hr. U. erklärt schlechtweg *alles* was der Tadler in der Minerva gegen seinen Helden aufbrachte, für unverschämte Lügen, und den, welcher diese Lugen niederschrieb, für einen *Bösewicht*: Dagegen heisst *Joseph* nie anders, als der *Unsterbliche*, ein *Antonin*, ein *Gott*! In ihm vereinigten sich alle Tugenden, alles, was er that, war einzig und untadelhaft u. s. f. — Dergleichen Uebertreibungen, wenn sie noch dazu durch kein einziges *Factum* gehoben werden, können unmöglich bey Unparteyischen Eingang finden. Wenigstens hätte sich der Vf. doch auf das, was *Joseph* in Ansehung der *Niederlande* gethan hat, bestimmter einlassen, und die Behauptungen seines Gegners, anstatt sie zu beschimpfen, widerlegen sollen. Davon aber ist keine Spur in seiner, wahrscheinlich sehr wohlgemeynten und aus innrer, persönlicher Zuneigung entsprungnen, aber für die Geschichte und historische Kritik ganz unbrauchbaren Schrift. Unbegreiflich ist es, weshalb der Vf. in seinem Eifer die Weisheit Josephs der Thorheit der jetzigen französischen Regierung unaufhörlich entgegenstellt, und denen, welche des Kaysers Verfahren misbilligen, zuruft: „Wenn ihr sein Andenken so unverschämt lästert, so „geht

„geht nach *Frankreich* u. f. f." — da doch der Gegner, mit welchem er kämpft, gar nicht für einen Vertheidiger der französischen Grundsätze gelten wollte, sondern gerade *gegen* die Anwendung dieser Grundsätze auf die Regierung der Niederlande bestimmt und nachdrücklich gesprochen hatte.

GESCHICHTE. *Ohne Druckort: Gespräche über den Mainzer Freyheitsclubb. 1793.* — *Erstes, Zweytes, Drittes* Gespräch. Jedes von 48 S. 8.

Es wäre sehr zu bedauren, wenn diese wohlgerathnen Gespräche unter dem grosen Haufen politischer Broschüren, welche die Begebenheiten dieser Tage veranlassen, verlohren gehen sollten. Sie verdienen ein besseres Schicksal. Wenn jemals ein deutscher Schriftsteller den Ton, der sich für eine *Politik des gesunden Menschenverstandes* schickt: richtig getroffen hat, so ist es der Vf. dieser in jeder Rücksicht lesenswürdigen Blätter.

Die Haupt-Person in den drey Gesprächen ist der durch seinen thätigen Antheil an der Mainzer Revolution bekannte *Doctor Wedekind*, dem der Vf. kein Wort in den Mund legt, das nicht durch die in seinen gedruckten Reden vorhandnen Aeusserungen gerechtfertigt und bewahrheitet wäre. Sein Opponent in dem ersten Gespräch ist der *Professor Biedermann*, in den beyden andern aber der *Schlossermeister Ehrmann*. Es ist nicht möglich, dem richtigen, durchaus vernunftmäsigen, und lichtvollen Ideengange des Vf. und seiner leichten und geschickten Dialogisirung volle Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, ohne einige Stellen aus diesen Gesprächen, die gewiss jeder Leser mit Vergnügen hier finden wird, auszuheben.

Dr. *Wedekind* will dem Schlossermeister, der über die im Clubb ihm beygebrachte Grundsätze Gewissens-Skrupel fühlt, beweisen, dass er dem Kurfürsten keinen Gehorsam schuldig war, weil er sich nie durch einen gültigen Contract für dessen Unterthan erklärt hatte. Der Schlossermeister setzt ihm seinen *stillschweigenden Beytritt* zur Wahl des Kurfürsten entgegen. *W.* bleibt bey seiner Behauptung, und erklärt ihm, wie es in Frankreich mit der Wahl der Gesetzgeber gehalten wird.

„*W.* — — — — Die Nation wählt Leute, welche das „Gesetz für sie machen."

„*Ehrmann.* Das ist ja recht schön! Wie viele Leute sind „denn das?"

„*W.* Bey der ersten Versammlung, wo eigentlich die Haupt-„sache gemacht wurde, waren ihrer Zwölfhundert."

„*E.* Und da fragte man jeden Bürger, ob er auch jeden „dieser Zwölfhundert Gesetzmacher haben wollte?"

„*W.* Anfangs war das noch auf dem alten Fuss; da wählte „jeder Stand seine eignen Gesandten; man machte es aber bald „besser, hob alle Stände auf, theilte das ganze Reich in 83 grosse „Stücke, die man Departementer heisst, und jedes derselben „wählt jetzt eine gewisse Anzahl solcher Abgesandten oder Re-„praesentanten."

„*E.* Sie wissen, Hr. Doctor, ich habe meine Sache gern „klar; lassen Sie mich also das Ding an meiner Leyentafel ein „Bischen ausrechnen. — Richtig, auf jedes Departement kom-„men im Durchschnitt gegen vierzehn Repräsentanten — — „Weiter: von den 25 Millionen Menschen fallen auf jedes der „83 Departementer wieder im Durchschnitt etwas über 301204. „Diese frägt man also, ob sie ihre vierzehn Gesetzmacher haben „wollen?"

„*W.* Noch nicht: jedes Departement ist wieder in mehrere „Districte getheilt, und jeder derselben wählt eine gewisse An-„zahl von Leuten, welche jene vierzehn Repräsentanten aus-„wählen; diese Leute nennt man Wahlmänner."

„*E.* Da kömmt denn doch ein ehrlicher Schlossermeister „verteufelt weit von dem Ambos weg, wo die Gesetze geschmie-„det werden; und wie gehts denn, wenn sein District durch „die Mehrheit Wahlmänner ernennt, die ihm nicht recht „sind?"

„*W.* Da muss er *beytreten.*"

„*E.* Und wenn die Mehrheit der Wahlmänner seines De-„partements Gesetzmacher ernennt, welche den Wahlmännern „seines Districts auch nicht recht sind?"

„*W.* Da müssen auch diese *beytreten.*"

„*E.* Und wenn die 1186. Repräsentanten der übrigen zwey „und achtzig Departementer Gesetze machen, welche den vier-„zehn Repräsentanten seines Districts ebenfalls nicht recht „sind?"

„*W.* Je nun, so müssen diese ebenfalls *beytreten.*"

„*E.* Wie ich sehe, Herr Doctor, so muss sich mein fran-„zösischer Schlossermeister mit seinen Wahlmännern und Re-„präsentanten das *Beytreten* doch auch recht oft gefallen lassen; „und sein Contract mit dem Herrn von Frankreich, dem Ge-„setze, bleibt dennoch gültig?"

„*W.* Allerdings, weil er das Gesetz doch immer noch mit „gemacht hat."

„*E.* Ja, wie die Fliege auf dem Wagenrade den Staub „mitmacht."

„*W.* Läfst man ihn nicht seine Bevollmächtigte wählen?"

„*E.* Mit diesem Wind, Herr Doctor wehen Sie mir nun „keinen Sand mehr in die Augen. Was hat mein französischer „Schlosser mehr, als unter vielen tausend Stimmen *eine* zur Wahl „der Wahlmänner seines Districts? Um die Wahlmän-„ner der übrigen Districte, um die 1186. Repraesentanten der „übrigen Departementer frägt man ihn eben so wenig, als man „mich um die Wahl des Kurfürsten von Mainz gefragt hat; „und die machen denn doch die Gesetze für Frankreich so gut „wie unser Kurfürst die für Mainz." u. f. f.

Im dritten Gespräch sucht Dr. *W.* seinen Schlossermeister mit der Lehre vom *allgemeinen Willen* bekannt zu machen.

„*W.* Die französische Republik ist auf lauter reine Ver-„nunft-Wahrheiten gebaut, also die wahre Herrschaft des *all-„gemeinen Willens?*"

„*E.* Ey, das ist ja vortreflich. Aber da fällt mir eben eine „tolle Frage ein: wozu doch die Franzosen ihre neue Köpfma-„schine erfunden?"

„*W.* Wohl eine tolle Frage! Wozu anders, als um die „Staatsverbrecher zu bestrafen?"

„*E.* Ich dächte, für die hätten sie nur Narrenhäuser bauen „sollen, da jede Empörung gegen die allgemeine Vernunft baarer „Wahnsinn ist."

„*W.* Er möchte wohl Recht haben, M. E., wenn die Men-„schen ohne alle Leidenschaften wären; so aber muss in jedem „Staat eine Gewalt seyn, welche den allgemeinen Willen aus-„spricht, das ist die *gesetzgebende*; eine welche diese Aus-„sprüche handhabt: das ist die *vollstreckende*, und eine welche „sie auf jeden besondern Fall anwendet; und das ist die *richter-„liche Gewalt.*"

„*E.* Und diese dreyfache Staatsgewalt wird denn in der „französischen Republik durch die reine unleidenschaftliche Ver-„nunft *in eigner leibhaftiger Person* ausgeübt?"

„*W.* Was diess wieder für eine unsinnige Frage ist!"

„*E.* Nun, so ist auch ihr ganzer Kram vom Reiche des *all-„gemeinen Willens* baarer Unsinn."

„*W.* Warum, wenn ich fragen darf."

„*E.* Weil sie zwischen diesen und die armen Unterthanen „doch immer wieder *Menschen* einschieben müssen. u. f. f."

Ueber das Betragen des vornehmsten Clubbisten kommen in diesen Gespräche sehr launigte, und sehr treffende Bemerkungen vor. Selbst in der Bitterkeit aber herrscht Anstand.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 30. August 1794.

NATURGESCHICHTE.

WEIMAR, im Industrie-Comtoir: *Praktische Gebirgskunde* von *Johann Carl Wilhelm Voigt*, Herzogl. S. Weim. Bergrathe, Mitgliede der kaiserl. Akademie der Naturforscher etc. mit einem Kupfer. 150 S. 8 1792.

Diess ist eine Umarbeitung der rühmlichst bekannten *Drey Briefe über die Gebirgslehre*, des würdigen Hn. Vf.; er fand nemlich, dass jene drey Briefe nicht mehr ganz zu seinen vermehrten Cabinetten von Gebirgsarten passend waren, und entschloss sich daher, sie mit Benutzung der neuern Beobachtungen und Erfahrungen in der Gebirgskunde umzuarbeiten. Hieraus lässt sich nun schon im Voraus abnehmen, dass diese praktische Gebirgskunde jedem Mineralogen, und besonders jedem Anfänger in der Gebirgskunde sehr erwünscht seyn muss, besonders wenn er eine von des Hn. Vf. Samlungen von Gebirgsarten bey der Hand hat, um sich durch Autopsie, das Gelesene zum Theil selbst erklären zu können; und dieses scheint auch ganz Hn. *V.* Absicht bey der Herausgabe dieses Werks gewesen zu seyn, wenigstens scheint der Titel: *Praktische* Gebirgskunde, diess sagen zu wollen. Der Hr. Vf. sagt in der Vorrede, er müsse das Bekenntniss ablegen, dass es eine etwas eilfertige Arbeit sey; und es ist freylich nicht zu läugnen, dass man hin und wieder Spuren von dieser Eilfertigkeit bemerkt; allein dessen unerachtet bleibt diese Schrift noch immer sehr brauchbar, und es ist von dem Fleisse des Vf. wohl zu erwarten, als dass er bey einer neuen Auflage das Publicum schadlos halten, und seiner Arbeit den grössten Grad von Vollkommenheit ertheilen werde.

Dadurch dass er diese Schrift seinem Freunde dem Hn. Bergrath und Professor Widenmann in Stuttgardt zugeeignet hat, gibt er einen schönen und seltenen Beweis, dass Verschiedenheit der wissenschaftlichen Meynungen keinen Einfluss auf persönliche Achtung und Freundschaft haben.

Der Vf. behält bey der Eintheilung der Gebirgs-Arten, die bekannte in vier Classen, als 1) in uranfängliche Gebirgsarten, 2tens Flötzgebirgsarten, 3tens in Vulkanische und 4tens in Aufgeschwemmte Gebirgsarten bey. Ehe er sich aber in die Beschreibung der Gattungen und Arten jeder Classe einlässt, schickt er einige geognostische Betrachtungen voraus, und zwar, wie es scheint, bloss in der Absicht, um die Aufmerksamkeit seiner Leser auf diese Gegenstände zu richten. §. 4. u. 5. stellt er seine Meynung über die Entstehung der Berge auf; er nimmt an, dass in der Urzeit die äussere Fläche unsers Planeten allein aus Wasser bestanden; dass diese grosse Wasserkugel anfänglich alle die Grundbestandtheile der Erde aufgelöst enthalten habe; dass diese sich nach und nach darin präcipitirt und crystallisirt haben, und endlich dass auf diese Art die verschiedenen Steinmassen gebildet worden seyen, aus welchen die jetzige Erde zusammengesetzt ist; er nimmt ferner mineralische Materien in dem Kern der Erde an, welche fähig sind, in Gährung zu gerathen, sich zu erhitzen und zu entzünden. So glaubt er nun, dass durch die Gährung jener Materien, in dem ersten Zeitalter Steinmassen über die Oberfläche des Wassers emporgehoben worden seyen und dass sich auf diese Art Klippen, Inseln und festes Land nach und nach gebildet haben. Wir bekennen, dass uns diese Hypothese mehr Wahrscheinlichkeit zu haben scheint, als jene, nach welcher in der Urzeit, selbst die allerhöchsten Gebirge nicht nur unter Wasser gestanden haben, sondern auch darunter gebildet worden seyn sollen; weil man eine solche ungeheure Menge Wasser hiebey voraussetzen muss, dass auch der scharfsinnigste Kopf in Verlegenheit geräth, ihr in der Folge mit einiger Wahrscheinlichkeit einen schicklichen Ort anzuweisen. Wenn übrigens der Vf. in der Meynung steht, wie er in der Vorrede sagt, dass seine Theorie über das Hervorkommen der Erde in der Maasse, wie er sie vorgetragen habe, *neu* sey; so irrt er sich, und wir wollen ihn daher unter andern theils ältern theils neuern Schriftstellern nur auf *Moro's* neue Untersuchung der Veränderung des Erdbodens verweisen, wo er das Wesentlichste dieser Theorie sehr gut ausgeführt finden wird. Eben so irrt er sich, wenn er nach S. 13. glaubt, dass man kaum einen einzigen Gang wisse, dessen Ende man in der Tiefe erreicht hätte; dem Rec. sind mehrere Beyspiele der Art im Bannat, in Oberungarn und in Steiermark bekannt; der Vf. kann es übrigens auch daraus abnehmen, dass dergl. Fälle nicht so sehr selten sind, da man ja ein eigenes Kunstwort für dergleichen Gänge hat, die keine grosse Teufe haben; man nennt sie bekanntlich *Rasenläufer.* §. 13. theilt der Vf. die Charakteristik der uranfänglichen Gebirge mit, die er sich aus seinen Beobachtungen abgezogen zu haben scheint; er sagt nemlich: „Die uranfänglichen Gebirge haben eine majestätische Höhe, ziehen sich gemeiniglich viele Meilen weit zusammenhängend fort, und nur äusserst selten findet man einzelne Berge davon über die Flözgebirge hervorragen. Wer würde den Harz, den Thüringer Wald, das sächsische Erzgebirge, den Bayreuthische Fichtelberg, das Höhegebirge bey Homburg und viele andere nicht für Urgebirge erkennen, gesetzt auch, dass er sie aus der weitesten Entfernung erblickte, und von ihrer innern Be-

ſchaffenheit noch gar nicht unterrichtet wäre?" Daſs die majeſtätiſche Höhe der Gebirge keinen ſo ſichern Charakter für die uranfänglichen Gebirge abgeben könne, wie der Vf. hier glaubt, beweiſen unter andern die Kärntner und Krainer, ſo wie die Schweizer Alpen, ferner ein Theil der Tiroler Gebirge, und ſelbſt der Gebirgszug, der durch Thüringen, hinter Eiſenach vorbey bis ins Heſſiſche ſich zieht, und an den Habichtswald anſchlieſst; alle dieſe und noch mehrere dergleichen Gebirgszüge, gehören zu den Flöz und aufgeſchwemmten Gebirgen, indem ſie meiſtens aus dichtem Kalk, Sandſtein und Nagelfluhe beſtehen, und doch zum Theil eine anſehnliche Höhe erreichen: im Gegentheil kommen auch ganze Gegenden von uranfänglichen Gebirgsarten vor, welche ſich durch keine beträchtliche Höhe auszeichnen. S. 23. ſagt der Vf., daſs die Meynung irrig ſey, nach welcher man den Granit als die einzige primitive Subſtanz (beſſer Gebirgsart) annehme, aus der in der Folge alle Gebirgsarten durch Verwitterung entſtanden ſeyen. Rec. hätte gewünſcht, daſs es Hn. *V.* gefallen hätte, ſich auf die Gründe einzulaſſen warum dieſe Meynung irrig iſt; denn für den Anfänger in der Gebirgskunde, für den dann er doch hier eigentlich ſchreibt, wird dieſe Stelle ſehr unbefriedigend ſeyn.

Bey der gewöhnlichen Eintheilung in uranfängliche- und Flözgebirgsarten, hat der Vf. es auch ſehr gefühlt, daſs das relative Alter nicht wohl zum Claſſificationsgrund beider Gebirgsarten angenommen werden könne; weil ſich keine Periode feſtſetzen läſst, innerhalb welcher die Natur bloſs dieſe oder jene Gebirgsart hervorgebracht hat; man findet im Gegentheil häufig Spuren in der Natur, daſs öfters z. B. ein Sandſtein ungleich älter iſt als ein anderer, ſo wie öfters der eine Granit, ein weit geringeres Alter als der andere zu haben ſcheint; der Vf. bemerkt hiebey ſehr richtig: daſs ſolche Gebirgsarten ſchlechterdings nicht im Zimmer, ſondern bloſs allein in ihren Lagern beurtheilt werden müſſen. Um nun das Mangelhafte bey der Eintheilung in uranfänglichen und Flözgebirgsarten einigermaſsen zu verbeſſern, nimmt er *Mittelgattungen zwiſchen Ur- und Flözgebirgsarten* an; welches gewiſs höchſt nöthig iſt, wenn man das relative Alter der Gebirgsarten zur Claſſification beybehalten will; Rec. wünſchte aber, man ſuchte einen andern ſchicklichern Eintheilungsgrund auf; denn er iſt überzeugt, daſs mancher Gneus, Thonſchiefer u. ſ. w. ungleich älter iſt, als mancher Granit, und daſs die Natur in einer Gegend Granit hervorgebracht, und in einer andern, zur nemlichen Zeit, ein Kalk- oder Sandſtein-Flöz gebildet hat; hieraus folgt, daſs man das relative Alter der Gebirgsarten nicht im *allgemeinen*, ſondern höchſtens nur für eine gewiſſe Gegend beſtimmen könne,

Als Mittelgattungen nimmt der Vf. die *Sandſteinbreccien*, die *Steinkohlen*, den *Schieferthon* und den ſogenannten *rauhen Kalkſtein* an. Mit dem Wort Sandſteinbreccie verbindet er nicht den gewöhnlichen Begriff, nach dem man eine Zuſammenküttung von Sandſtein-Stücken verſteht, wie z. B. unweit Grillenburg und Tharant in Sachſen ganze mächtige Bänke vorkommen; ſondern er verſteht eine klein- und feinkörnige Sandſteinart darunter, die ein thonartiges Bindungsmittel hat; — wenigſtens iſt von der Art No. 53. in den *Voigtiſchen* Cabinets. Es ergibt ſich aber auch ſchon daraus, daſs Hr. *V.* den gewöhnlichen Begriff von Sandſteinbreccie hier abändert, weil er dieſe Gebirgsart als die älteſte nach den uranfänglichen Gebirgsarten hier aufführt, und da er keinen Sandſtein unter dieſen hat, ſo konnte auch keine Sandſteinbreccie gleich nach dieſen entſtehen, und er müſste alsdenn auch das ſogenannte *rothe todte liegende*, das er unter den jüngern Flözgebirgsarten mit aufführt, zu den ältern rechnen; denn dieſes iſt eigentlich eine Breccie, die theils aus Sandſtein, theils aus Geſchieben und Stücken anderer Gebirgsarten beſteht. Den *Schieferthon* würden wir gewiſs nicht zu den ältern Flözgebirgsarten gerechnet haben, und wahrſcheinlich hat der Vf. auch gefühlt, daſs er allem Anſchein nach, mit mehr Recht zu den jüngern Flözgebirgsarten gehöre; allein, da er die Steinkohlen zu den ältern rechnete, ſo hat er ſich wahrſcheinlich genöthiget geſehen, auch den gewöhnlichen Begleiter derſelben, zu der nemlichen Claſſe zu zählen.

Was den *Rauhkalk* betrift, ſo verſteht der Vf. denjenigen dichten Kalkſtein darunter, der eine gelbliche zuweilen auch rauchgraue Farbe, und keine Spur von Verſteinerungen hat; er iſt aber ſelbſt noch zweifelhaft ob dieſer Kalkſtein mit Recht unter die ältern Flötz- oder unter die jüngſten Urgebirgsarten — (welches im Grunde betrachtet ganz einerley iſt) zu ſetzen ſey. Es iſt übrigens ausgemacht, daſs in der Natur unter dem dichten Kalkſtein ein groſser Unterſchied ſtatt findet, und daſs mancher ungleich älter als der andere iſt; nur wünſchte Rec., der Vf. hätte dem ältern dichten Kalkſtein, wenn er ihm ja einen eigenen Namen geben wollte, einen bezeichnendern und beſſern gegeben. §. 44. beſchreibt er einige Beobachtungen, welche, den nun faſt allgemein als richtig anerkannten Grundſatz beſtätigen, *daſs die Steinkohlen urſprünglich von dem Pflanzenreich abſtammen;* Einen Grundſatz, den der berühmte Hr. *von Beroldingen* in ſeinen *Beobachtungen, Zweifeln und Fragen* etc. in ſo weit vollkommen erwieſen hat, als ein dergleichen geognoſtiſcher Satz zu erweiſen iſt.

Bey den jüngern Flözgebirgsarten war es uns auffallend, daſs der Vf. den Gips in zwey verſchiedenen Geſchlechtern aufführt; nemlich das 29te Geſchlechte enthält den ältern Gips und das 32te den jüngern Gips, ohne daſs er hinlängliche Gründe zu dieſer Trennung gehabt, oder vielmehr angegeben hätte; der nemliche Fall iſt auch bey dem 34 und 35ten Geſchlechte, wo er den Kalkſtein, der Gryphiten Verſteinerungen enthält, von dem übrigen Flözkalke als ein beſonderes Geſchlechte trennt. Ueberhaupt hat hier bey den Flözgebirgsarten der Vf. bloſs das thüringer Flözgebirge vor Augen gehabt, und iſt daher etwas einſeitig geworden. Noch müſſen wir bemerken, daſs Hr. *V.* unter den Flözarten in ſeinem 42ten Geſchlechte den *Fluſsleimen*, und unter den Aufgeſchwemmten Gebirgsarten im 51ten Geſchlechte den *Lai-*

men

men, im 53ten den Töpferthon aufführt, da doch gewiss diese drey Benennungen nur ein Fossil bezeichnen; denn Rec. kann nicht begreifen, was unter dem sogenannten Flussleimen, Leimen, und Töpferthon für ein wesentlicher Unterschied statt haben soll; dass der Töpferthon reiner oder unreiner ist, das kommt von zufällig beygemengten Theilen her, die hier gar nicht in Betrachtung kommen.

Am Schlusse der Flözgebirgsarten richtet der Vf. noch einen Blick auf die sogenannten Flözrücken und die Versteinerungen. Von den ersten führt er ein sehr merkwürdiges Beyspiel von Bottendorf an der Unstrut in Thüringen an, welches die heftigen Wirkungen der Erderschütterungen und Zerstörungen beweist. Der Vf. theilt in der Titelvignette eine Zeichnung davon mit, die so ausgezeichnet und sonderbar ist, dass man sie kaum für der Wahrheit getreu halten würde, wenn er nicht selbst versicherte, dass er sie bey eigenen Befahrungen jenes Bergwerks richtig erfunden hätte.

Ehe der Vf, von den vulkanischen Gebirgsarten handelt, schickt er einige geognostische Bemerkungen über Ursache und Wirkung des unterirdischen Feuers und über die bestrittene Vulkanität des Basalts voraus; er sagt, wenn man auch gar nicht wüsste, dass es Vulkane in der Welt gäbe, oder jemals gegeben hätte, so würde man sich bey der Betrachtung der Basaltberge nach geognostischen Grundsätzen genöthigt finden, auf eine ehemalige Existenz derselben zu verfallen. Rec. hätte gewünscht, dass der Vf. hier ganz kalt, sowohl die Gründe des vulkanischen Systems, als die seiner Gegner gegeneinander gestellt, und dadurch seinen Leser in die Lage gesetzt hätte, selbst zu urtheilen auf welcher Seite das meiste Gewicht liegt, denn zu einer völligen Gewissheit kann man über dergleichen Gegenstände höchst selten oder vielleicht nie gelangen. Er behauptet nicht ohne viele Wahrscheinlichkeit, dass die Vulkane eher existirt haben als die aufgeschwemmten Gebirge; er sagt nemlich §. 90. „In Rücksicht des Alters alterniren die aufgeschwemmten Gebirge gleichsam mit den Vulkanischen. Beide erhalten noch Zuwachs, und in Zukunft noch werden ihre Massen vermehrt werden. — Doch haben wir eher Vulkane gehabt, als aufgeschwemmte Gebirgsarten." Rec. glaubt, dass es Vulkane gebe, die gleiches Alter mit den Urgebirgen haben dass aber auch die Entstehnng mancher Gebirgsart, die wir für jünger halten, als z. B. den Granit, eher entstanden seyn, als manche Abänderung von diesem. Ueberhaupt ist kein Grund vorhanden aus welchem wir der Natur das Vermögen gegenwärtig noch Granit zu bilden, absprechen könnten; und es ist dem Rec. sogar wahrscheinlich, dass noch täglich Granit und andere sogenannte Urgebirge auf dem Theil der Erdoberfläche gebildet werden, der mit Wasser bedeckt ist; dass mithin die Formation der sogenannten uranfänglichen und Flözgebirge eben so fortdaurend als die der Vulkanischen und aufgeschwemmten Gebirge sey, welche der Vf. im §. 91. zu beweisen sucht. Ob der Tuffstein mit Recht unter den aufgeschwemmten Gebirgsarten stehe, und ob er nicht eher zu der Flözgebirgsart gehöre, wollen wir hier nicht entscheiden.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Beer: *Sammlung noch ungedruckter Predigten vermischten Inhalts* von *G. J. Zollikofer.* Nach seinem Tode herausgegeben von einem seiner dankbaren Verehrer (?) 360 S. 8. 1793 (1 Rthl.)

Ein bürgerliches Gesetz wider unbefugte Herausgeber nachgelassener Geisteswerke berühmter Männer, wäre zuverlässig eine sehr wünschenswerthe Sache! Was, seit einem Jahre dem sel. *Morus* widerfahren ist, dass ein Heer hungriger Studenten und Candidaten jeden in seinen Vorlesungen nachgeschriebenen Heft, *deficiente crumena*, dem Drucke übergaben, widerfährt nun noch dem sel. *Zollikofer.* Rec. weiss so gewiss, als man eine Thatsache wissen kann, dass gegenwärtige Sammlung gerade diejenigen Predigten enthält, die Z. theils selbst, theils der Herr Hauptmann v. *Blankenburg* als solche zurücklegten, die sie des Drucks am wenigsten würdig fanden. Wer konnte also ein Recht haben, nachgeschriebene Arbeiten (die von diesem Scribler überdiess noch sehr entstellt zu seyn scheinen) herauszugeben? Die Gründe, womit dieser Mensch sein Unternehmen, in einer sehr unzusammenhängenden Vorrede, zu rechtfertigen sucht, sind abgeschmackt. Die Idee „dem grossen Manne hiermit ein Denkmal seiner innigen Dankbarkeit zu „errichten" hat gar keinen Sinn. Unter andern behauptet er unmasgeblich „dass Z. zur Bildung des guten Geschmacks in Predigten *den Anfang gemacht habe.*" Wie altklug und unwissend zugleich! *Mosheim. Jerusalem*, *Baumgarten*, *Cramer*, *Spalding* und andere berühmte Kanzelredner, die vor Z. auftraten, hätten sonach nichts dazu beygetragen? — Dass übrigens auch diese Predigten, bey so manchem abstechenden Lappen von der Hand des preisswürdigen Herausgebers, dennoch nützlich seyn dürften, bezweifelt Rec. gar nicht.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. *Leipzig*, b. Barth: *Gedanken über das von Hn. Prof. Trendelenburg vorgeschlagene System der griechischen Conjugation*, von *Joh. Primisser*, K. K. Rth. u. öffentl. Lehrer der griech. Litteratur zu Insbruck. 1793. 94 S. 8. Der Vf. ist nicht unbedingt und durchaus gegen das System der griech. Conjugation, welches Trendelenburg in der Vorr. zu seiner griech. Sprachlehre auf die Hemsterhuisisch - Lennepschen Bemerkungen gegründet hat; er hat sich aber doch gegen viele und die wichtigsten Punkte desselben mit so vielem Scharfsinne und solcher Sachkenntniss erklärt, dass viele Anhänger jenes Systems in ihrem Glauben daran wankend gemacht werden dürften. Unter der Voraussetzung, dass das Trendelenburgische System bekannt ist, zeichnen wir nur die wichtigsten Ideen und Gegenerinnerungen des Vf. dieser Schrift aus.

Die vielen von Trendelenburg als verlohren angegebenen Stammwörter haben nicht exiſtirt. Man wuſste nicht einmal zu Plato's und Xenophon's Zeiten etwas davon (kein Wunder: die Sprachforſchungen lagen damals noch in der Wiege, und die Periode, wo jene alten Wörter allmälig auſser Gebrauch gekommen, ging bis zum Homer und zum Theil noch über den Homer hinauf). Die älteſten griechiſchen und neuern Grammatiker bis zu Hemſterhuis wuſsten eben ſo wenig davon. Freylich waren bey den älteſten Griechen viele Stammwörter üblich, welche nach und nach veraltet ſind, und wovon ſich bloſs einige abgeleitete Wandelzeiten erhalten haben. Die meiſten derſelben waren um eine Sylbe oder einen Buchſtaben kürzer als die gebräuchlichen. (Dieſs war auch Hemſterhuiſens Meinung, die aber vielleicht in zu unbedingter Allgemeinheit von ihm angenommen wurde. Wahrſcheinlich waren die älteſten Wörter der rauhen Dorier hart, übelklingend und reich an zuſammenſtoſsenden Mitlautern: dagegen die älteſten Wörter der Ionier viel einfacher, wohlklingender und reicher an Selbſtlautern geweſen ſeyn müſſen). Hingegen ſind die Stammwörter, welche Trend. annimmt, gewöhnlich länger als die noch üblichen. So werden z. B. von dem noch üblichen τρεπω als Stammwörter angegeben τραπω, τραπεω, τρεφθεω, τρεφθημι, τραπημι, τετραφω. (Wahrſcheinlich iſt τραπω das Dor. Stammwort, wofür die Ionier τρεπω ſagten. Die übrigen Formen ſind abgeleitet. Man kehrte aber bey geläutertem Geſchmacke von ihnen zu dem urſprünglichen τρεπω zurück. Im Allgemeinen möchte Rec. aber, wie ſchon geſagt, nicht annehmen, daſs das kürzere Wort immer das Stammwort ſey). 2) Die wahren veralteten Stammwörter gewähren ohne beſtimmte Ordnung bald dieſe, bald jene Wandlungszeit, bald weniger bald mehrere. Die alten Stammwörter des neuen Syſtems hingegen ſind ſowohl in der Ableitungsform als in der Zahl und Gattung der Zeiten, die ſich erhalten haben, ſo ordentlich und einſtimmig, als wenn ſie das Werk eines einzigen, mit der Vollmacht aller Griechen verſehenen Grammatikers wären. 3) Unſre alten Stammwörter erſetzen nur jene Zeiten, die den gewöhnlichen entweder gar mangeln oder wenig im Gebrauche ſind. Im Gegentheile bieten die veralteten Zeitwörter von Trend. lauter ſolche Wandelzeiten an, womit das übliche Zeitwort ſchon verſehen iſt. 4) Vor Trendelenburgs Syſtem wuſste man von keinem gebräuchlichen Imperfect, das nicht auch ſein gebräuchliches Präſens hatte. In dieſem Syſtem kommen aber eine zahlloſe Menge von Imperfecten vor, von deren Präſens man ſchon zu Plato's und Xenophon's Zeiten nichts wuſste.

Ueber die eigne Bedeutungskraft der verſchiednen Temporum macht der Vf. ſehr feine Bemerkungen und erläutert ſie mit Beyſpielen aus den griech. Claſſikern. Das *Präſens* drückt die angefangne, aber nicht vollendete Zeit aus, es ſtellt die Handlung des Zeitworts in ihrem Anfang und gemeiniglich noch fortwährend, aber nicht vollendet, als gegenwärtig dar. Das *Imperfect.* oder die halbvergangne Zeit ſtellt wie das Präſens die Handlung in ihrem Anfang und gemeiniglich fortwährend dar, aber nicht als jetzt, ſondern damals gegenwärtig, da dieſs oder jenes ſich zutrug. Das *Futurum* hat dieſelbe Bedeutung wie in andern Sprachen. Es kommen 2 Formen des Futur vor, die aber gleichbedeutend ſind. Das Futur, deſſen Charakter das ς war, ſcheint das gewöhnlichſte geweſen zu ſeyn. Andre, vermuthlich die Ionier, verwarfen das ς und erſetzten es durch ein ε; ſo wurde τυπε ω aus τυψω. Eben ſo entſtand für das Paſſivum und Medium eine doppelte Form des Futur. *Aoriſt* bezeichnet die Vollendung der Handlung, ohne Beſtimmung der Zeit, in welcher ſie geſchieht. (Man könnte es ein Perfectum indefinitum nennen). Die beiden Aoriſte ſind gleichfalls nur verſchiedne Formen, die aus den beiden Futuris entſpringen. Der Vf. meint, der Aor. 2 habe darum nicht die Endung α wie der Aor. I. erhalten, weil in vielen Zeitwörtern der Aoriſt dem ſogenannten Perf. med. ganz ähnlich geworden, folglich eine Zweydeutigkeit entſtanden wäre, als von ελευθω würde ηλυθα der Aor. und zugleich das Perf. geweſen ſeyn. (Allein, wurde denn nicht der Aor. 2 auf ον ebenfalls dem auf ον ausgehenden Imperf. ähnlich, wie επω, ειπον. ενεγκω, ηνεγκον? Warum gaben denn nicht die Griechen ihrem Aor. 2 eine andre Endung, um auch dieſer Zweydeutigkeit zu entgehen?)- Von den beiden Aoriſten im Act. kommen abermals zwey Formen des Aoriſti Paſſ. auf ην, ης, η. (Hier überzeugt uns der Vf. am allerwenigſten. Dieſe beiden Aoriſten haben den Charakter des Paſſiv., μαι, μην, gar nicht; ſie haben nicht nur, wie er ſagt, etwas ähnliches mit dem eben ſo lautenden Tempus der Verbor. in μι, ſondern ſie kommen im Indicativ und in allen übrigen Modis mit dem Imperf. der Verborum in μι völlig überein. S. Trendelenb. Vorr. p. 37). Von den Aoriſten in Medio redet er hernach, *Praeteritum perfectum*, die völlig vergangne Zeit, bezeichnet nur die vollendete Handlung des Präſens, ſondern auch die fortwährende unmittelbare Folge derſelben (γεγραφα, nicht blos: ich habe geſchrieben, ſondern auch die Schrift iſt noch da). Es gibt auch 2 Formen des Perfectum, wovon das eine das ſogenannte Perf. med. iſt. *Plusquamperfectum* ſtellt die Folge der vollendeten Handlung als einſt, in voriger Zeit gegenwärtig vor. Das *Fut. 3. Paſſ.* nennt er *Perfectum futurum* (warum nicht *Fut. exactum*?). Es ſagt die Folge einer erſt geſchehen ſollenden Handlung als künftig voraus. Τεθαψεται, er wird begraben ſeyn.

Das Medium oder die gemeinſchaftliche Form verwirft der Vf. nicht ganz, er läſst ſie aber erſt ſpät erfunden werden, um die Zweydeutigkeiten, welche daraus entſtanden, wenn man den Mittelbegriff durchs Paſſ. und Act. ausdrückte, zu vermeiden. Dieſe neuen Formen wurden aber lediglich in den Futuris und Aoriſtis aufgenommen. Warum, das muſs in der Schrift ſelbſt nachgeleſen werden.

In Unterſuchungen dieſer Art läſst ſich wenig geſchichtlich ausmitteln, und es bleibt dem Scharfſinne und der Vermuthungskunſt ein weites Feld offen. Mehr als eine Hypotheſe kann aufgeſtellt werden. Welche unter den beiden Hypotheſen über die griech. Conjugation der Wahrheit am nächſten kommt, wird ſich künftig entſcheiden laſſen, wenn man erſt Hn. Trendelenburgs Rechtfertigung und Urtheil über. Hn. Primiſsers Schrift erhalten haben wird. Bey fernern künftigen Sprachforſchungen des Vf. wünſchen wir von ihm Glandorffs Formenlehre des gr. Declinirens und Conjugirens 1787 benutzt zu ſehen, und unterwerfen noch ſeinem Urtheile ein paar flüchtige Bemerkungen, zu welchen ſeine Schrift Veranlaſſung gegeben hat.

Das Verbum act. endigte ſich bey den älteſten Pelasgern oder Doriern ohne Zweifel auf ω, wie auch aus der von den Lateinern angenommnen Endung des Präſ. act. klar zu ſeyn ſcheint, z. B. τυπτω. Aber die Ionier, welche weichere Töne liebten, hatten meiſt Zeitwörter von ein paar Selbſtlautern, wie αω, εω, οω, υω; ihre Verba hatten wenigſtens vor dem ω gewöhnlich einen Vocal, und ſie bildeten auch die Doriſchen Wörter auf ihre Weiſe um, z. B. ελεω aus ελω. Bey den Doriern bildete ſich früh noch ein andres Präſ. und Imperf. mit ſeinen Modis im Act. und Paſſ. auf μι, das ſich vielleicht urſprünglich in ſeiner Bedeutung vom Verbum auf ω etwas unterſchied. Ein Verbum paſſivum hatten die Griechen nach Rec. Meinung anfangs nicht, ſondern ſie behalfen ſich, wie andre rohe Nationen, mit Umſchreibungen, um das leidende Vermögen auszudrücken. Erſt mit dem Verbum in μι ſcheinen ſie das Paſſivum (von ιστημι ισταμαι, σαι, ται etc.) gebildet zu haben, da die Paſſivendungen der Zeitwörter in μι gewiſs nicht von den Verbis auf ω entlehnt, ſondern unmittelbar zu jenen zugefügt und aus ihnen mit geringer Veränderung genommen ſind, wie man bey einer flüchtigen Vergleichung wahrnimmt. Erſt, nachdem das Act. und Paſſ. des Verbum auf μι im Gange war, fügte man auch zum Verbo auf ω ein eignes Paſſivum hinzu, und entlehnte mit kleiner Veränderung die Endungen vom Paſſiv des Verbum auf μι dazu.

Monatsregister

vom

August 1794.

I. Verzeichniss der im Julius der A. L. Z. 1794. recensirten Schriften.

Anm. Die erste Ziffer zeigt die Numer, die zweyte die Seite an.

X *Jesaias*

II. Ver

II. Im August des Intelligenzblattes.

Ankündigungen.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Preisaufgaben u. Preisaustheilungen.

Todesfälle.

Universitäten Chronik.

Vermischte Nachrichten.

ALLGEMEINE

LITERATUR-ZEITUNG

SEPTEMBER 1794.

No. 286—319.

worunter 26 ordentliche Stücke und 8 Beylagen.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und LEIPZIG,
in der Churfürstl. Sächsischen Zeitungs-Expedition.



NACHRICHT.

Die *Allgemeine Literatur-Zeitung*, davon wöchentlich ſechs Stücke ohne die Beylagen, Intelligenzblätter und Regiſter erſcheinen,

Koſtet wie bisher *Acht Thaler Conventionsgeld*, wobey die wichtigen Louisd'ors zu *Fünf Thaler*, die Ducaten zu zwey Rthlr. 20 Groſchen, die wichtigen Carolins und alten Schildlouisd'ors zu *Sechs Thaler Vier Groſchen*, die neuen ſeit 1785 ausgeprägten Schildlouisd'ors zu *Sechs Thaler* die Laubthaler zu 1 Rthlr. 12 gr., die Conventions-Thaler zu 1 Rthlr. 8 gr. angenommen werden. Für dieſe *Acht Thaler* liefern die nächſten löbl. Poſtämter und Zeitungs-Expeditionen innerhalb Deutſchland die A. L. Z. wöchentlich poſtfrey; bey gröſsrer Entfernung, oder andern etwa eintretenden beſondern Fällen, kann der Preis auch etwas höher kommen, worüber denn mit dem löbl. Poſtamte, bey welchem die Beſtellung gemacht wird, billige Uebereinkunft zu treffen iſt.

2. Von der Vorausbezahlung können wir in keinem Falle abgehen. Sie iſt zur Aufrechthaltung des Inſtituts durchaus nothwendig, wenn anders die löbl. Poſtämter und Zeitungsexpeditionen, welche von uns unmittelbar die benöthigten Exemplare beziehen, die mit uns verabredeten Zahlungstermine halten ſollen. Da wir uns lediglich mit dieſen, nicht mit unſern geehrteſten Abonenten unmittelbar, zu berechnen haben, ſo ſetzen wir voraus, das jene ohne Vorausbezahlung, es ſey dann auf ihre eigene Gefahr und Riſico, keine Exemplare zu ſpediren anfangen, folglich allezeit in Stande ſeyn werden, in guter Ordnung zu bleiben, da wir hingegen in jedem Falle ausgebliebener Zahlungen, uns genöthiget ſehn, die fernere Spedition der nicht verabredetermaſsen berichtigten Exemplare zu ſuſpendiren.

3. Ungeachtet wir beym Anfange der A. L. Z. und in der erſten Ankündigung v. J. 1784. nur für die vor dem Eintrit des neuen Jahres wirklich beſtellten Exemplare *Schreibpapier* verſprachen, ſo ſahen wir uns doch bald in läſtige Nothwendigkeit verſetzt, die Verwirrungen des Schreib- und Druckpapiers zu vermeiden, *alle* Exemplare ohne Unterſchied auf Schreibpapier abdrucken zu laſſen. Ungeachtet nun der mit jedem Jahre notoriſch geſtiegene Preis des Schreibpapieres, uns beynahe gezwungen hätte, dieſen äuſserlichen Vorzug unſers Journals aufzugeben und ſie fernerhin, wie es mit allen deutſchen gelehrten Zeitungen geſchieht, auf Druckpapier abdrucken zu laſſen, ſo haben wir jedoch bey der Beeiferung die A. L. Z. mit jedem Jahr eher zu verbeſſern, als in irgend einem Stücke ſchlechter werden zu laſſen, auch für dies Jahr das Schreibpapier beybehalten.

4. Da es jedoch ſchlechterdings unmöglich iſt für eben den Preis ſo gutes Schreibpapier als in den beiden erſten Jahren zu liefern, ſo laſſen wir für ſolche Abonenten, welche ein paar Thaler mehr jähr-

lich

lich um dafür besseres Papier zu erhalten, nicht ansehen, Exemplare auf *sehr schönes Postpapier* abdrucken. Diese Exemplare aber kosten jährlich *Zwey Thaler* mehr, als die gewöhnlichen auf ordinäres Schreibpapier, (nemlich es muss dafür an uns *Acht Thaler* jährlich *ohne die Speditionsgebühren* vorausgezahlt werden.) Auch müssen die Exemplare jedesmal *vor Anfang des Jahrs* bey uns bestellt und endlich können sie nicht anders als *monatlich broschirt* geliefert werden. weil bey den wöchentlichen Speditionen die Schönheit der Exemplare wegen der noch frischen Druckerfarbe nicht erhalten werden könnte, auch die Verwirrung mit den Exemplaren auf *ordinärem Schreibpapier* nicht zu vermeiden wäre.

5. Es sind uns oft Fälle vorgekommen, dass man uns die auf ein Exemplar der A. L. Z. zu zahlenden *Acht Thaler* Pränumerationsgelder hieher nach Jena unter unsrer Addresse zugesandt, und verlangt hat, die A. L. Z. dafür portofrey wöchentlich spediren zu lassen. Allein dies müssen wir gänzlich verbitten, nicht als ob wir nicht jedem gern gefällig seyn *wollten*, sondern weil wir auf diese Art vermöge der einmal bey den Zeitungs-Expeditionen festgesetzten Einrichtung niemanden dienen *können*. Denn es kommen uns ja jene *Acht Thaler* nicht ganz zu, indem *Zwey Thaler* oder soviel sonst nach der von dem Abonenten mit dem, welcher ihm unmittelbar abliefert, getroffenen Verabredung über die uns gebührenden *Sechs Thaler* bezahlt wird, den spedirenden Postämtern und Zeitungsexpeditionen zukommen. Jeder Abonent kann also, wenn er die Zeitung wöchentlich verlangt, nirgends anders als bey dem Postamte seines Orts, oder der ihm nächstgelegenen Stadt pränumeriren. Von hieraus können wir die Spedition auf keine Weise einleiten, und sind also genöthigt die von den Abonenten an uns unmittelbar eingesandten Pränumerationsgelder an die Absender zurück zu schicken.

6. Wer die Allg. Lit. Zeitung monatlich broschirt verlangt, wendet sich an die ihm nächstgelegene Buchhandlung und erhält sie für acht Thaler jährlich. Es ist aber zu bemerken, dass wenn jemand auch mit einer Buchhandlung in Rechnung steht, er doch nicht verlangen kann, die Allg. Lit. Zeitung von derselben auf Credit zu erhalten, sondern solche ebenfalls wie bey den Postämtern sogleich bey der Bestellung bezahlen müsse.

Wir hoffen daher; dass uns künftig alle löbl. Postamts Zeitungs-Expeditionen und Buchhandlungen, bey nicht erfolgender terminlicher Zahlung mit der Entschuldigung gänzlich verschonen werden, als ob die Pränumeration von den Abonenten nicht zu erhalten wäre. Dahingegen bitten wir auch jeden unsrer geehrtesten Abonenten, dafern er wirklich bey einer Buchhandlung oder Postamte pränumerirt hätte, wenn ihm denn doch die Allg. Lit. Zeitung nicht ordentlich sollte geliefert werden, schlechterdings keine Entschuldigung anzunehmen, als ob von uns die A. L. Z. nicht ordentlich geliefert würde, vielmehr solches directe an uns sogleich zu melden.

7. In Absicht der *Defecte* müssen wir nochmals wiederhohlen, dass wir alle diejenigen, welche etwa durch unsre Schuld entstanden wären, bey der Anzeige sogleich *unentgeldlich* ersetzen. Jeder unsrer Hn. Abonenten also, dem einzelne Stücke nicht geliefert werden, darf nur an die Behörde, von welcher er die Zeitung erhält, einen Zettel mit den ihm fehlenden Nummern abgeben, mit dem Ersuchen, solchen sogleich zurücklaufen zu lassen.

Gehn aber einzelne Stücke in Lesegesellschaften, oder sonst verlohren, so ist jede einzelne Nummer der A. L. Z. mit *Einem Groschen*, jedes Stück des Intelligenzblattes mit *Sechs Pfennigen*, jedes

jedes ganze Monatsstück mit *Sechzehn Groschen* oder einem *Gulden* Conventionsgeld zu bezahlen. Unter dieser Bedingung versagen wir Niemanden die ihm fehlenden Stücke, und es ist blos eine Ausflucht der Undienstfertigkeit, wenn manchen Abonenten ist versichert worden, sie wären von uns nicht zu erhalten. Sollte nun jemand dennoch die verlangten Defecte nicht erhalten können, so ersuchen wir ihn an uns geradezu franco zu schreiben, die ihm fehlenden Nummern genau zu verzeichnen, auch den Betrag dafür gleich beyzulegen.

8) Hauptspeditionen haben wir bisher das *kaiserliche Reichs-Postamt* zu *Jena*, das *fürstl. sächs. Postamt* daselbst, die *churfürstl. sächs. Zeitungsexpedition* zu *Leipzig*, das *kaiserl. Reichs Postamt* zu *Gotha*, die *herzogl. sächs. privilegirte Zeitungs-Expedition* oder sel. Mevius Erben zu *Gotha*, das *königl. preuss. Grenz-Postamt* zu *Halle*, das *königl. preuss. Hofpostamt* in *Berlin*, die kaiserlichen Reichsoberpostämter zu *Nürnberg*, *Augsburg*, *Frankfurt am Mayn*, *Hamburg*, *Cölln*, das *kais. Reichs Postamt* in *Bremen*, das *kais. Reichs Postamt* zu *Stuttgardt*, das *Fürstl. Samt-Post-Amt* im Darmstädter-Hof zu *Frankfurt* am *Mayn*, Hr. Postverwalter *Albers* in Hannover. Doch wendet jeder Abonent mit der Bestellung und Vorausbezahlung sich an diese Expeditionen nur mittelbar, durch das Postamt seines Wohnorts oder das ihm zunächstgelegene.

9) Allen deutschen Buchhandlungen wird mit einem Rabatt von 25 pro Cent vom Laden Preise a *acht Thaler*, die Allgem. Lit. Zeitung franco Leipzig von der löbl. *Churf. Sächs. Zeitungs-Expedition*, daselbst *monatlich* broschirt geliefert, und sie sind dadurch ebenfals in Stand gesetzt dies Journal für Acht Thaler innerhalb Deutschland zu liefern. Die Churf. Sächs. Zeitungs-Expedition läst die Exemplare an die Commissionärs der Herren Buchhändler in Leipzig, so bald sie angekommen, abliefern. Und wer auf diesem Wege die A. L. Z. erhält, leistet auch die Zahlung an die Churf. Sächs. Zeitungs-Expedition zu Leipzig.

10) Zu Erleichterung der Fracht für die sämtlichen Buchhandlungen, welchen *Frankfurt am Mayn* näher liegt als Jena, ist die Hauptniederlage bey Hn. Buchhändler *Hermann* in Frankfurt am Mayn gemacht worden.

11) Für ganz *Frankreich* und den *Elsass* hat die löbl. *Akademische Buchhandlung* zu *Strasburg* die Haupt Commission übernommen.

12) Für die ganze *Schweiz* die *Steiner-Zieglerische Buchhandlung* zu *Winterthur*.

13) Aus Holland und Gelderland kann man sich an die Buchhändler Hn. *Hannesmann* in Cleve, desgleichen an Hn. *Friedrich Wanner* in *Dordrecht* an Hn. Buchhändler *Jülicher* in Lingen und an Hn. Buchhändler *Röder* in *Wesel* addressiren.

Jena den 30sten September, 1794.

Expedition
der Allg. Lit. Zeitung.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 1. September 1794.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Berlin, b. Himburg: *Archiv für die allgemeine Heilkunde.* Herausgeben von *D. August Friedrich Hecker,* Professor zu Erfurt. — *Zweyter Band.* 1792. 8. 554 S.

I. Originalaufsätze. *Neue Gedanken über die Benutzung und Lenkung der Lebenskräfte bey der Kur der Krankheiten zur fernern Prüfung mitgetheilt vom Herausgeber.* Ueber die Frage: was ist Lebenskraft, drückt sich der Vf. nicht bestimmt aus: er bringt nur Helmonts und anderer ältern Aerzte Meynungen auf die Bahn. Als Aeusserungen der Lebenskraft gibt er mit vielen Neuern an das Zusammenziehungsvermögen des Zellgewebes, die Hallersche Reitzbarkeit und die Empfindlichkeit. Diese Aeusserungen seyen einfach: zusammengesetzt, aber doch von jener Kraft abhängig, sey das besondere Vermögen gewisser Theile nur gewisse Verrichtungen zu vollbringen, (*vita propria*); auch gehören hieher die Heilkräfte der Natur und der Bildungstrieb. Wenn nun die Lebenskraft stark sey, so müssen, bey übrigens gleichen Umständen, auch ihre Aeusserungen stark seyn, und mit der Stärke einer jeden einzelnen Aeusserung müssen auch die übrigen, bey sonst gleichen Umständen, im Verhältniss stehen. Je stärker das Zusammenziehungsvermögen des Zellgewebes sey, desto stärker sey auch jede andere Aeusserung der Lebenskraft: eben so verhalte es sich mit der Reitzbarkeit und mit der Empfindlichkeit. So bald eine Person schwanger wird, werde ihre Lebenskraft stärker: so bleibe sie in der ganzen Schwangerschaft, sinke aber sogleich mit der Geburt, oder wenigstens gleich nach derselben, um einen merklichen Grad herab. Hieraus erklärt sich der Vf. die (wir glauben nicht immer Statt habende) Erscheinung, dass Schwangere die stärksten und wirksamsten Arzneyen nehmen können, ohne davon Schaden zu leiden, dass auch die heftigsten Mittel oft nicht fähig sind Kinder abzutreiben, und dass drey Quenten von der Tinctura Thebaica von einer Kindbetterin (aber bey diesen sinken ja die Lebenskräfte um einen beträchtlichen Grad herab!) ertragen würden, ohne dass der Kopf eingenommen würde. — *Fragmente zur Geschichte der allgemeinen Heilkunde und zur Kenntniss und Literatur dieser Wissenschaft vom Herausgeber.* Der Vf. klagt, dass wir noch keine Geschichte der Heilkunde haben: (jetzt ist diesem Mangel abgeholfen, wir haben ja den Anfang der seinigen) er versichert *alle* Bücher, die etwas über seine Lieblingswissenschaft enthalten gelesen (auch studirt?) zu haben, und gibt hier bey weitem nicht was er zu geben verspricht, was man von dem Mann, der sagt, wir haben noch keine Geschichte der Heilkunde, erwarten sollte. — Alles, was er gibt sind unvollständige, magere, Auszüge aus alten Aerzten und den Aerzten des Mittelalters, verwebt mit zum Theil schiefen, zum Theil falschen Raisonnements. Weil er den Begriff der allgemeinen Heilungswissenschaft nicht festsetzt, so bringt er in seine Geschichte hinein was ihm gut dünkt, und übersieht die wichtigsten Gegenstände, auf die auch bey den magersten Fragmenten zur Geschichte der allgemeinen Heilungswissenschaft gesehen werden muss. Wenn eine Geschichte der allgemeinen Heilungswissenschaft nützlich seyn soll, so müssen 1) die Grundsätze entwickelt werden, auf welche die Aerzte ihre Heilungsmethoden bauten, 2) diese Heilungsmethoden müssen bestimmt, und zugleich muss gezeigt werden, wie die Aerzte sie anwendeten. Aber von diesem allen sagt der Vf. nichts. Er bemerkt nur, dass die Zeichenlehre mehr durch den Hippokrates gewonnen habe, als die allgemeine Therapie. Was Hippokrates für diese gethan habe, betreffe nur die Diät der Kranken und die Lehre von den Purganzen. Nach den Zeiten des Hippokrates sey in einem Zeitpunct von 400 Jahren für die allgemeine Heilungswissenschaft beynahe gar nichts geschehen, bis auf die Zeiten der Methodiker. (Rec. konnte kaum seinen Augen trauen, da er dieses las. Gerad in diesem Zeitraum, in welchem nach diesen Heckerschen Fragmenten für die allg. Heilungswissenschaft beynahe gar nichts geschehen seyn soll, geschah für diese Wissenschaft äusserst viel. Denn in diesen Zeitraum fallen jene Theorien der berühmten Dogmatiker, auf welche ihre ganze allgemeine Heilungswissenschaft gebauet wurde, in eben diesen Zeitraum fällt die Entstehung und der Flor der empirischen Secte, welche bekanntlich der allgemeinen Heilungswissenschaft die neue und veränderte Gestalt gab. Galenus. Das System dieses Arztes ist dargestellt, als wenn er alles selbst erfunden hätte, und ist mit vielen Unrichtigkeiten verwebt. Wer hat je geglaubt, dass Galenus auf die Lehre des Aristoteles von den vier Elementen gebauet habe? Wer, dass die Lehre von den vier Elementen, von deren vier Eigenschafren und von den vier Säften Eigenthum des Galenischen Systems und von diesem zuerst aufgestellt worden sey? Wo mag endlich der in der Geschichte und Literatur seiner Kunst nur einigermasen bewanderte Arzt gefunden werden, der sich erdreisten möchte mit Hn. H. zu sagen: *Galens Schriften nehmen zwölf Foliobände* ein, (diese Ausgabe wäre Rec. sehr begierig kennen zu lernen) *die recht dazu gemacht zu seyn scheinen, durch grundlose Theorieen die auf die langweiligsten Demonstrationen, auf die subtilsten Distinctionen, u. s. w.*

u. s. w. gebaut sind, und durch Streitigkeiten und Widerlegung anderer, die ohne allen Zweck weitläuftig ausgeführt werden, den Leser zu ermüden und abzuschrecken. Einen solchen absprechenden Ton hätte der Vf. beym Galen nicht annehmen sollen, dessen grosse Verdienste in der Physiologie allgemein anerkannt sind, und der in der Pathologie, welche auf Thatsachen sich gründet, und als Praktiker sich Verdienste erworben hat, die ihm auch (etwa den Paracelsus und dessen Affen ausgenommen) seine Feinde nicht abgesprochen haben. Endlich wird aber doch dem guten Galen wieder einiges Verdienst um die allgemeine Heilungswissenschaft zugestanden. Er habe die Lehre von dem indicans, der indicatio und dem indicato erfunden. (Diess war Erfindung weit früherer Dogmatiker, wie der sonst sehr selbstsüchtige und für seine Verdienste eingenommene Galen selbst sagt.) Ihm sey die Kuranzeige die wichtigste gewesen, (also nicht den Dogmatikern, die sich eben durch die Kuranzeige von den Empirikern unterschieden?) Von den Nachfolgern des Galenus. Er habe noch im sechzehnten Jahrhundert an Sylvius einen grossen Vertheidiger gefunden. (Ist denn dieses eine so wichtige Thatsache? Galen hatte in diesem Jahrhundert Anhänger und Vertheidiger in grosser Menge.) Der Verfolg dieser Fragmente enthält weiter nichts, als Excerpte aus etlichen Annalisten und nachherigen Aerzten. Oft sind nur die Ueberschriften der Kapitel abgeschrieben, zu welchem Zweck sieht Rec. nicht ein, wenn es nicht der war, ohne viele Mühe ein dickes Buch zu machen. *Eine neue Kurmethode, Vermehrung der thierischen Wärme, vom Herausgeber.* II. Uebersetzungen und Auszüge aus den Werken unserer Vorfahren. Uebersetzt ist *Stahl diss. de autocratia naturae, Halae.* 1696. 4. Dann folgt ein Verzeichniss kleiner Schriften aus verschiedenen Zeiten, die über einzelne Gegenstände der allgemeinen Heilungswissenschaft geschrieben sind, dermalen nur 153 akademische Schriften, die, wie es scheint, der Vf. besitzt. Rec. stimmt mit Hn. H. ganz überein, dass man die Quellen aus denen man zu studieren hat, kennen müsse: aber freylich sieht er nicht ein, was solche Bruchstücke von Disputationstiteln, wie sie der Vf. geliefert hat, nützen sollen. Solche Verzeichnisse werden erst dann brauchbar, wenn sie in einer gehörigen und nothwendigen Ordnung abgefasst und möglichst vollständig sind. Was er hier nennt, will er in der *künftigen Auflage* seiner therapia generalis nicht nennen, und in der Folge will er die interessantesten Aufsätze dem Titel nach verzeichnet liefern, die in den Werken gelehrter Gesellschaften enthalten sind. Wenn er bey diesem Verzeichniss auf die durchaus nothwendige Vollständigkeit sieht, und aus den wichtigern Aufsatzen die Quintessenz aushebt, so wird die Ausführung dieses Versprechens manchen Nutzen gewähren. Als Anhang ist eine Preisschrift beygefügt, welcher die Maynzer Akademie zu Erfurt das Accessit zuerkannt hat: *Wie kann man auf eine leichte und nicht allzukostspielige Art den Wundärzten, denen das Landvolk anvertrauet ist, einen bessern und zweckmässigern Unterricht beybringen?* Die Vorschläge des ungenannten Vf. sind insgesammt gut und ausführbar, das Lehrbuch aber, nach welchem der junge Wundarzt unterrichtet werden soll, würde doch Rec. nicht in der Manier abfassen, in welcher der Vf. die zwey Probekapitel von dem Karfunkel und dem Gallenfieber abgefasst hat.

WIEN, b. Kaiserer: *Andr. Jos. Stifft's*, ausübenden Arztes in Wien, *practische Heilmittellehre.* Zweyter Band. 1792. 557 S. 8.

Die bey Anzeige des 1 Bandes dieses Werks (A. L. Z. 1791. No. 291.) geäusserte günstige Meynung des Rec. von dessen vorzüglichem Werthe, ist auch auf den gegenwärtigen anwendbar. Die Gegenstände sind mit einer genugthuenden Vollständigkeit, unter Vermeidung überflüssiger Weitläuftigkeiten, abgehandelt; die Materialien sind meistens aus den besten Quellen geschöpft, mit kritischer Beurtheilung benutzt, und die Fälle, in welchen das Arzneymittel anwendbar ist, so wie dessen Wirkung, gehörig auseinander gesetzt. Auch von der Naturgeschichte der einzelnen Mittel, von deren Kennzeichen, Zusammensetzungen und pharmaceutischen Zubereitungen, ist das nothwendigste beygebracht. Angehende Aerzte werden sich daher dieses Lehrbuchs mit vielem Nutzen bedienen können. — Dieser Band hebt mit der Fortsetzung des zweyten Abschnitts der ersten Abtheilung an, welcher die *abführende Mittel* begreift. 1. *Gelinde abführ. Mittel.* Aus dem Pflanzenreiche sind am vollständigsten abgehandelt *Cassia*, *Tamarinden*, *Manna*. Was der Vf. bey den *abführenden Salzen*, sowohl von dem grossen Nutzen bey gehöriger Anwendung derselben, als von den nachtheiligen Folgen, welche ein zu langer und unzeitiger Gebrauch mit sich führt, sagt, ist sehr wahr. — Rec. hält dafür, dass besonders der Missbrauch des *Glaubersalzes* eine ergiebige Quelle derjenigen Krankheiten geworden ist, die in der geschwächten Verdauungskraft ihren Grund haben. Diesen Missbrauch haben vornemlich unsere Salmiakfabriken dadurch eingeleitet, dass sie, um den Absatz des als Nebenproduct gewonnenen Glaubersalzes zu befördern, eigene Ausrufer besoldeten, die jenes Salz als ein Universalmittel überall lobpreisen mussten. — S. 92. versteht der Vf. unter *Flammensalmiak* wahrscheinlich das *Nitrum flammans.* — Bey Erwähnung des vormaligen grossen Glaubens, an die *säuretilgenden Erden* sagt der Vf.: „ich bin sehr geneigt zu glauben, dass es weit besser wäre, wenn eine ähnliche tändelnde Pulvermethode auch noch heute herrschend wäre, statt unserer nunmehrigen so entscheidenden und, gleich der jetzigen Kriegskunst, alles niederstürzenden Kurarten, welche für ungewaschene Hände durchaus nicht taugen, und daher nie von ihnen berührt werden sollten." — 2. *Stärker abführende Mittel*; unter denen *Sennesblätter*, *Rhabarber*, *Aloe*, am ausführlichsten abgehandelt sind. Dass die abführende Kraft der erstern vorzüglich in einem schmierig-ätherischen Oele liegen sollte, scheint wohl kaum Grund zu haben. Bey Aloe hätte, unter den Praeparaten, noch das an einigen Orten gebräuchliche *Extr. Aloës per acid. vitriol. correct.* angeführt werden können. 3. *Heftig abführ. Mittel.* Von der *Jalappe* sey eine der besten Zubereitungen, nach *Ackermann*, die *Jalappseife*, welche man erhält, indem

gleich

gleiche Theile Jalappharz und Span. Seife in Weingeist aufgelöset, und gelinde abgedampft werden. Diese Masse löset sich in Wasser, zumal in lauwarmen, leicht und ohne Trennung auf. — Bey *Scammonium* wird, des berühmten Vergifters Europens, *Ailhaud's* Pulver mit gerechten Unwillen gedacht, und die Sorglosigkeit der Obrigkeit an mehrern Orten, diesem Mordmittel den Eingang zu wehren, gerügt. — Eine, der des ächten Scammon. ähnliche Wirkung leiste der eingedickte Saft der Zaun- und Ackerwinde (Convolv. Sepium u. C. arvens:) Gut wäre es, wenn mit dergl. einheimischen Mitteln mehrere Versuche angestellt würden. — *Wildaurin.* Auch diese einheimische Pflanze verdiente eine mehrere Aufmerksamkeit der Aerzte. — *Gummigut.* Von dem ächten, von *Guttaefera vera König:* welches ein wirkliches Gummiharz ist, ist das unächte, von *Cambogia Gutta L.*, dadurch zu unterscheiden, dass dieses als ein blosses Harz, sich in Wasser gar nicht, fast gänzlich aber in Weingeist, auflöset. Zur Vermeidung fernerer Verwechselung solle man, nach *Muray's* Vorschlag, letzteres *Korkagummi* nennen; von Korka, als dem Namen des Baums bey den Angolesen und Malabaren. Das amerikanische Gummigutt von *Hyperic. baccif. L.* kömmt der erstern Sorte näher. — Bey der *weissen Nieswurz* die Vermuthung, dass sie der Helleborus der Alten sey. — *Schwarze Nieswurz.* Warnung für die der ächten meistens untergeschobenen unsichern, theils giftigen, Wurzelarten. Das Extract derselben war des Paracelsus Daura oder Arcanum vegetabile. — Bey *Koloquinten* führt der Vf. eine merkwürdige Beobachtung der Zufälle an, da ein Mädchen einen Absud von zwey Koloquintenäpfeln in Wein auf einmal genommen hatte. — Der *dritte Abschnitt* handelt von den *Schweiss treibenden* Mitteln. „Wir haben keine Mittel, — sagt der Vf. sehr richtig, — durch die wir diese Ausführung so zuverlässig zu erregen im Stande wären, als wir etwa ein Erbrechen oder Abführen bewirken können. Der Erfolg ihrer Wirkung hängt fast immer von einem sehr zusammengesetzten Verfahren, und von ihrer genauen Anpassung auf die gegenwärtigen Umstände ab, ohne dass wir auch dadurch noch gesichert sind, immer gewiss zum Zweck zu kommen." — *Vierter Abschn.* die *harntreibende* M. unter denen die *Meerzwiebel* immer noch den ersten Platz behauptet. Die folgenden Abschnitte, bis zum neunten, begreifen die *Niesemittel*, die *Speichel treibenden*, die *Auswurf befördernden*, die *Monatsfluss befördernden*, und die *Blähung treibenden* Mittel.

Altenburg, b. Richter: *Chirurgische Arzneymittellehre, der ersten Klasse, von den ausleerenden Mitteln, erste und zweyte Abtheilung.* 1789 und 1790. 110 und 440 S. 8. (1 Rthlr. 14 gr.)

Der ungenannte Verfasser liefert hier den Anfang eines Werkes, das, wenn es mit gleichem Fleisse fortgesetzt wird, für die Leser, die er bey der Ausarbeitung desselben vorzüglich vor den Augen gehabt zu haben scheint, das heist für junge oder durch gelehrte Kenntnisse nicht hinlänglich ausgebildete Wundärzte, allerdings von Nutzen seyn kann; denn er beschreibt die sogenannten chirurgischen Heilmittel nicht nur in Rücksicht auf ihre äusserlichen Eigenschaften und auf ihre allgemeinen Kräfte, sondern er lehrt auch, in einer zwar nicht zierlichen, aber doch verständlichen und den Fähigkeiten seiner Leser angemessenen Schreibart, die Weise, wie sie zu gebrauchen sind, und gibt die Bedingungen an, unter welchen man sich in einzelnen Fällen von ihrer Anwendung Vortheil versprechen kann; er gedenkt überdem des Schadens, den sie, wenn sie nicht mit der gehörigen Vorsicht gebraucht, oder zur Unzeit angewendet werden, nach sich ziehen, und bestätigt zugleich seine Behauptungen mit Erfahrungen, die er theils selbst gemacht, theils aus den Schriften eines *Tode*, *Schmucker*, *Theden* und anderer geschickten Wundärzte entlehnt hat. Er handelt in den beyden Bänden oder Abtheilungen, die wir vor uns haben, von den blutausleerenden Mitteln und von den Arzneyen, welche andere Materien, z. B. wässerige Feuchtigkeiten, den Schleim, die Milch u. s. w. auszuleeren, oder den Abgang der Würmer, Blähungen, Exkremente u. s. w. zu befördern die Kraft besitzen; besonders weitläuftig hat er sich bey der Aderlass und bey den blasenziehenden und rothmachenden Heilmitteln aufgehalten, und die Umstände, welche die Anwendung einer oder der andern dieser Arzneyen erfordern, gut aus einander gesetzt, so dass ein noch nicht geübter und belesener Wundarzt diese und auch die übrigen Abschnitte von den durch die Nase und den Mund ausleerenden Mitteln, von den Klystiren, vom Einschnitte, vom Saugen, von den Aetzmitteln, von der Ansetzung der Ziehköpfe, von den Stuhlzäpfchen, von den äusserlich auf dem Unterleibe angebrachten ausleerenden Arzneyen u. s. w. mit Nutzen lesen und daraus seine Kenntnisse sehr bereichern wird. Wir wünschen daher, dass der Vf. sein Werk fortsetzen und die übrigen Heilmittel, mit deren Anwendung sich besonders die Wundärzte beschäftigen, eben so sorgfältig, wie die, von welchen in diesen beyden Bänden die Rede ist, beschreiben möge. — Die Anleitung zur Abfassung der Recepte, welche der Vf. beygefügt hat, ist doch fast zu kurz und unvollständig, als dass sich der Wundarzt daraus hinlänglich mit diesem wichtigen und schweren Theile seiner Kunst bekannt machen könnte; auch mangelt es in dieser Anleitung nicht an Fehlern, die zu bedeutenden Irrthümern Gelegenheit geben könnnen und daher einer Berichtigung bedürfen; so ist z. B. nicht erwähnt, dass ätherische Oele und andere wirksame Flüssigkeiten mit trocknen Ingredienzien gemischt und in Pulvergestalt als Umschläge u. s. w. angewendet werden können, dass manchmal zwey flüssige Materien mit einander verbunden eine dickliche Consistenz annehmen und so zu einer wahren Salbe werden, wie das flüchtige Liniment, das Unguentum de Lithargyrio und die sogenannten Nutrita der Alten beweisen u. s. w. Die Dicksäfte, von welchen einige, z. B. der succ. inspiss. stramonii, aconiti u. s. w. der Aufmerksamkeit des Wundarztes sehr werth sind, hat der Vf. S. 61. ganz mit Stillschweigen übergangen, und an einem andern Orte, wo er von der Bereitung der Schleime redet,

redet, hat er anzuführen vergessen, dass man auch aus verschiedenen Kräutern und Wurzeln Schleime verfertigen, und diese oft mit Vortheil als erweichende Bähungen u. s. w. benutzen könne. Die Beyspiele von Formeln, welche der Vf. noch hinzugesetzt hat, sind indessen grösstentheils gut gewählt und verdienen zur Nachahmung empfohlen zu werden. Uebrigens wünschen wir, dass der Vf. künftig unnütze Wiederholungen, deren wir mehrere in diesen Bänden bemerkt haben, (man vergl. S. 131 mit S. 415, ferner Formel 5 mit 8 und 11 mit 12, denn die letztere ist, wenn man die Bestandtheile der Königssalbe mit den Fettigkeiten, welche in dieser Formel vorgeschrieben sind, vergleicht, von der vorhergehenden fast gar nicht, wenigstens nicht wesentlich unterschieden,) vermeiden, und solche Stellen, wie die aus *Trillers* Gedichten S. 416, ganz weglassen möge; der Raum, den er dadurch gewinnt, kann zu bessern Anmerkungen benutzt werden.

Leipzig, b. Schwickert: *Thesaurus materiae medicae et artis pharmaceuticae* quem collegit atque edidit *Joann. Christ. Traugott Schlegel*, M. et Chir. D. Ser. Princip. de Schönburg consiliar. aulic. et archiater. — *Tomus Primus*. c. tab. aen. 1793. 444 S. gr. 8.

Zur Empfehlung der Sammlungen von kleinen Schriften aus mehrern Fächern der Arzneywissenschaft, die Hr. S. bisher veranstaltet hat, läfst sich allerdings viel sagen. Die Auswahl die er trifft, ist grösstentheils gut, und gewöhnlich ist jede Schrift, die er aufnimmt, wenigstens nicht so häufig, dass alle Liebhaber damit versehen werden könnten. Aber noch empfehlungswerther und nützlicher würden seine Sammlungen, und auch diese über die *Materia medica*, seyn, wenn er die vielen, den Raub ohne Nutzen wegnehmenden, Auswüchse an manchen kleinen Schriften, die Vorreden, in denen gewöhnlich der Verfasser nichts weiter sagt, als dass er eine Disputation schreiben und Doctor werden wolle, die Epilogen, und auch manches was sich zu weilen im Text selbst findet und entbehrt werden kann, wegschneiden, und dadurch sich Raum für mehrere Schriften in einem Band verschaffen würde. Von diesem Gesichtspunct gieng Herr Bergr. Crell bey Bearbeitung der Hallerschen praktischen Streitschriften aus, und seine Arbeit wurde mit Beyfall und Dank aufgenommen, auf den auch Hr. S. sicher würde rechnen können, wenn er bey seinen Sammlungen eben diese für den Käufer so vortheilhafte Ersparung des Raums nicht aus den Augen setzte. Die Schriften welche übrigens in diesem gut und correct gedruckten ersten Band des *thesaurus materiae medicae* enthalten sind, sind alle gut und brauchbar, nemlich *I. Arn. Juliaans de resina elastica Cajennensi. Traj. ad Rh.* 1780. *II. Guil. Pusey Hayle diss. quaedam de cantharidum natura et usu complectens.* L. B. 1786. *III. Ferd. Dejean historia, analysis chemica, origo et usus oeconomicus Sodae Hispanicae.* L. B. 1773. *IV. W. Guil Muys observationes de salis ammoniaci praeclaro ad febres intermittentes usu. Franequerae*, 1716., ist vielleicht wegen ihrer Seltenheit hier abgedruckt. *V. Car. P. Thunberg de medicina Africanorum.* Upsal. 1785. *VI. Everard. Jo. Thomassen a Thuessinx de opii usu in siphylide observatis comprobato.* L. B. 1785. *VII. H. Dietr. Reimari animadversiones de opii, praecipue in Febribus, usu.* L. B. 1784. *VIII. G. C P. Cramer de lichene Islandico.* Erlang. 1780. *IX. J. B. J. Dillenius de lichene pyxidato.* Mogunt. 1785. *X. C. H. Stolle de vitriolo albo ejusque usu medico et chirurgico.* Gott. 1787., hier aber vom Vf. verbessert und mit den Beobachtungen der Neuern vermehrt. *XI. Jo. Müller diss. sist. medicamentorum antimonialium conspectum.* Havn. 1787. *XII. Jo. Ptr. Xav. Fauken de solutione reguli et vitri antimonii in diversis vinis.* Vienn. 1767.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Dresden*, b. Hilscher: *Leopolds des Zweyten musterhaftes und wohlthätiges Leben.* Eine Skizze. 1792. 2 B. 8. Auch in dieser Skizze findet man blos die gewöhnliche Darstellung, meistens im Ton der Lobrede, ohne alle Hindeutung auf irgend eine neue Aussicht, die doch einem unbefangenen Beobachter gewiss nicht entgehen kann.

Vermischte Schriften. *Weissenfels u. Leipzig*, b. Severin: *Ueber Sylphen, Gnomen, Salamander und Ondinen.* Zweyter Theil. 1793. 63 S. 8 In diesem zweyten Theile setzt der ungenannte Vf. seine Collectaneen, als Anhang zu den Gesprächen über Sylphen etc. im ersten Theile, unter *acht* Nummern fort. Sie enthalten einen Catalog von Schriften über miraculöse Dinge, deren jedoch mehrere auch schon im ersten Theile verzeichnet stehen, Meynungen alter und neuer Autoren über die Realität der Zauberey, Gespenster, Dämonen, Kobolte, Berggeister und Pygmäen. Etwas aus dem Leben des *Apollonius von Thyana*, *Lucians* Nachrichten von Elysium, und von der Wiederbelebung todter Körper und den Geistern nach *Korn. Agrippa.* Auch hier bleibt der Vf. seiner im ersten Theile beobachteten Methode getreu; er *foppt* die Wunderglaubigen mit einer verstellten Vertheidigung ihres Wahns; aber der Ton, in dem er spricht, die Miene, die seine Rede begleitet, bleibt immer so ernst, dass der Einfältige und Abergläubische in ihnen den Satyr schwerlich gewahr werden dürfte. Ueber Unvollständigkeit wollen wir noch nicht klagen, da das *Ende des zweyten Theils* noch einen vielleicht noch mehrere Theile zu verkündigen scheint. Aber seine Collectaneen und dazu gemachten Räsonnements hätte der Vf. vor dem Druck erst gehörig in Ordnung bringen sollen. So wie sie jetzt da liegen, sind es zerstreute Fragmente, die man erst mühsam zusammen suchen muss, wenn man über einen und denselben Gegenstand ein Ganzes haben will.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 2. September 1794.

GESCHICHTE.

Leipzig, in der Breitkopf. Buchh.: *Mythologie der nordischen Völker.* 1794. 6 Bog. 8.

Ein Handbuch der nordischen Mythologie für die deutschen Liebhaber und Forscher der allgemeinen vaterländischen Vorzeit war längst ein frommer Wunsch, und ohne Zweifel wird derjenige unsern besten Dank verdienen, der ihn endlich in Erfüllung bringen will. Aber gewiss verlangen und erwarten wir nicht, dass nach den bisherigen Fortschritten in der Aufklärung der nordischen Mythologie uns noch die alten Träume und Irrthümer des vorigen Jahrhunderts der Reihe nach aufgetischt, oder gar ein Mischmasch von nordischer, celtischer, teutonischer und slavischer Götterlehre vorgesetzt werde. Im Gegentheile hat man alles Recht, von einem Manne, der *jetzt* mit einer nordischen Mythologie hervortreten will, wenn gleich noch keine vollständige, doch eine aus den Quellen selbst geschöpfte Sammlung, kritische Prüfung und Absonderung, und eine systematische Anordnung der Mythen zu fodern. Der Vf. der vor uns liegenden Mythologie, Hr. *Neuenhagen* (wie er sich nach der Vorrede unterschreibt) scheint an keine dieser Foderungen gedacht zu haben; zum mindesten sind sie nichts weniger als erfüllt. Die eigentlichen Quellen kennt er, wie man deutlich sieht, nur dem Namen nach, von systematischer Anordnung und Kritik der Mythen aber scheint er gar keinen Begriff zu haben, und steht noch überdiess in der glücklichen Einbildung, dass in dieser Arbeit keine Vorgänger vorhanden seyn, die er hätte benutzen können; unerachtet alles das, was er sagt, aus seinen Vorgängern, nur nicht aus den besten und bewährtesten, zusammengetragen ist. Es wäre bey weitem zu weitläuftig, wenn wir alle Irrthümer und Mängel dieser Mythologie rügen wollten, wobey wir gleich mit seiner Definition einer Fabellehre im 1. §. anfangen müsten, und wir schränken uns daher auf eine möglichst gedrängte Kritik des Ganzen und eine Rüge der auffallendsten Fehler ein.

Gleich in der Einleitung begreift er z. B. unter den nordischen Völkern nicht bloss die Dänen, Norwegen, Schweden und Isländer (in welchem eingeschränkten Sinne jeder Geschichtforscher den Norden nimmt, wenn von seiner Mythologie die Rede ist) sondern auch die alten Bewohner von *Deutschland*, *Gallien* (!!) und *Brittannien*. Man kann sich daher nicht wundern, wenn er auch von den galischen *Barden* und *Druiden* handelt; aber wenn er (§. 5.) sagt, dass „vor jeder Schlacht ein „von den Barden verfertigtes und *in Musik gesetztes* Bar-„diet von dem ganzen Heere sey gesungen worden, *wel-„ches dazu nach dem Tacte auf die Schilde geschla-„gen habe;*“ so hat er seinen Lesern in der That zu viele Leichtgläubigkeit zugemuthet. Die Gedichte der Barden heisst er *grosse und wilde Naturen* und charakterisirt sie umständlicher so, dass man sieht, er begreift darunter sowohl die galischen als die ihrer Natur nach an Geist und Ton gänzlich von ihnen verschiedenen skandischen Gedichte, wodurch er beweist, dass er keine von beiden aus eigener Ansicht kennt. Noch auffallender aber wird seine Unbekanntschaft mit den Quellen, die er unumgänglich hätte benutzen müssen, in dem Kapitel von den Quellen selbst. Zwar theilt er sie in Haupt- und Nebenquellen ein, und gibt ganz richtig die beiden Edden als Hauptquellen an. Allein ausser dem, dass er unter *Edda* ein *Lehrbuch* der nordischen Mythologie versteht, hat er auch eine so schlechte historische Kenntniss von denselben und ihrem Inhalt, dass er die ältere Edda noch in 3 Theile, *Voluspa*, *Havamaal* und *Runa Capitula* (soll heissen *Capitule*) eintheilt (eine Eintheilung, die man im J. 1794 keinem nur mittelmässigen Literator überhaupt, geschweige einem Schriftsteller über die nordische Mythologie verzeihen kann) und von den drey Theilen der jüngern Edda noch den, in frühern und unkritischen Schriftstellern freylich ziemlich allgemeinen Irrthum nachbetet, dass der zweyte Theil (welche doch die *Kenningar* oder die Sammlung der poetischen Ausdrücke und Benennungen der Götter und Dinge enthält) *erzählend*, und der dritte ein *alphabetischer Auszug* der poetischen Redensarten sey, *die in den ersten Theilen vorkommen* (!!), ob es gleich schon seit 16 Jahren hinlänglich bekannt ist, dass dieser Theil die poetischen Grundregeln, Licenzen (und Fehler) enthält. Von Uebersetzungen aus der älteren Edda kennt Hr. *N.* (und vermuthlich auch bloss vom Hörensagen) nur die Völuspaa des Hn. *Denis;* die weit beträchtlicheren Uebertragungen der Herren *Herder* und *Gräter* aber, aus denen er seine Kenntniss der nordischen Mythologie und Dichtkunst um ein Gutes hätte berichtigen und bereichern können, sind ihm unbekannt geblieben. Die *dänische* Uebersetzung der jüngern Edda, die sich in Resen's Ausgabe befindet, gibt er für *schwedisch* aus. Zu den Nebenquellen rechnet er die Schriften des *Ol. Worm.* (worunter aber auch die *Historia Norvagica* steht, von welcher nicht *Worm* sondern *Torfveson* oder *Torfaeus* der Verfasser ist) *Helmolds* (!) *Verstegans, Rolevinks, Cluvers Ol. Verel.*, *El. Schedius*, *Ol. Magnus*, *Adam. Brem. Saxo Gramm. Jon. Arngrim. Aventins*, *Ol. Petr.*, *Ubbo Emmius*, *Eric. Ol. Loccen. Ge. Fabric. Paul. Diac. Huldreich Mutius*, *Jul. Caes.* und *Cornel. Tacitus*, d. h. alles was ihm zufälligerweise in die Hände gerathen ist. Nicht zu gedenken, dass man gleich auf den ersten Anblick unter die-

diesem Verzeichnisse gerade die zuverläſsigeren Forscher der nordischen Mythologie, *Bartholin*, *Torfaeus* und unter den neuern *Suhm*, *Erichsen*, *Gräter* etc. vermiſst, so ist die Anordnung und Wahl der angezogenen Schriftsteller selbst ein Zeichen, wie wenig der Vf. sie zu beurtheilen, und die Materialien zu seiner Arbeit zu sammeln und zu sichten verstand. Auch scheint er keinen Unterschied zwischen *Hülfsmitteln* und *Quellen* zu wissen; sonst würde er die Commentatoren und Mythologen nicht unter die letztern gerechnet haben. Ferner gehören zu den Hauptquellen nicht bloſs die Lieder der ältern, und die Fabeln der jüngern Edda, sondern der ganze poetische Schatz des alten Nordens, wovon ein groſser Theil in den sogenannten *Sagen* enthalten ist. Unstreitig ist auch des *Saxo Grammaticus* dänische Geschichte eine Hauptquelle, aus der man aber freylich (vor der Hand) mehr als aus jeder andern *cum grano salis* schöpfen muſs. Die Ueppigkeit seines Genie's und seine Reinheitssucht im Lateinschreiben, welcher er den Vortheil des Geschichtforschers aufopferte, hat sie sehr getrübt. Möchte doch dieses wichtige Werk bald die Aufmerksamkeit des Magnäanischen Instituts auf sich ziehen. Es wäre ein desselben ganz würdiges und sehr verdienstliches Unternehmen, für eine neue kritische und zweckmäſsige Ausgabe des *Saxo* zu sorgen. Klotzens Ausgabe betrifft nur die äuſsere Kritik nach den Handschriften, zu der innern Kritik aber hat seit dem gelehrten *Stephensen* niemand mehr die Hand geboten, die zerstreuten Bemerkungen ausgenommen, die sich hie und da in den Schriften des Hn. *v. Suhm* und anderer nordischer Mythologen und Alterthumsforscher finden. Was müſste die Kenntniſs der nordischen Mythologie und Dichtkunst gewinnen, wenn man sich bemühte, den *Saxo*, so weit die fabelhafte Geschichte oder auch nur so weit die Lieder gehen, d. h. seine ersten acht Bücher so zu bearbeiten, daſs die Geschichten durchaus mit den noch vorhandenen Nachrichten in der nordischen Sprache verglichen, nach ihnen geprüft und daraus gezeigt würde, ob er diese oder andere Werke vor Augen gehabt, was von seinen Quellen noch vorhanden, was verloren gegangen ist, und ob die seinigen die jetzt bekannten dem Alter nach überstiegen haben? Die Gedichte aber, so viel sich ihrer in der ursprünglichen Form und Sprache auffinden lassen, neben seine poetischen Nachahmungen gestellt, und daraus geurtheilt würde, auf welche Art man noch die übrigen, von welchen die Originale nicht mehr vorhanden sind, nach der Analogie reduciren könnte; ein Unternehmen, freylich, das nur einem gebornen in der alten poetischen Literatur bewanderten und mit eigener Dichterkraft begabten Isländer unsers Bedünkens hinlänglich gelingen dürfte. Wären nur einstweilen für die römischen Götternamen mit Einsicht wieder die Nordischen, und für die lateinische Form der nordischen Namen ihre ursprüngliche wieder von einem isländischen Sprach- und Alterthumskenner hergestellt, wie viel hätte der auswärtige Mytholog schon dadurch gewonnen! Hn. *N.* kann man allerdings, da er die jüngere Edda nur aus der dritten Hand, die ältere aber, so wie die ganze altnordische poetische Literatur gar nicht, auch nicht einmal die deutschen Uebersetzungen und Nachbildungen kennt, eine solche kritische Benutzung des Saxo noch weniger zumuthen. Seine Hauptmänner, auf die er sich verlassen hat, scheinen der kurzweilige Sammler *Olaus Magnus*, und der mehr in römischen, griechischen und hebräischen als nordischen Schriftstellern belesene, mehr gelehrte als kritische *Elias Schedius* zu seyn. Das zuverläſsigere mag er aus *Worm*, *Locenius* und, wo wir nicht irren, aus *Mallets Introduction* haben. Nach seinem unrichtigen Begriffe von *nordischer* Mythologie theilt er die Götter in 1) *Gottheiten der skandinavischen Völker* und 2) *besondere Nationalgottheiten* ein, unter welchen letztern er a) *germanische*, b) *sächsische*, c) *vandalische* oder *wendische*, d) *friesische* und *gothische* Götter, und e) *dänische Nationalgottheiten* begreift. Die letzte Rubrik ist besonders auffallend. Wenn er von den skandinavischen Göttern diejenigen ausheben wollte, die in einem Lande entweder vorzüglich oder sonst in keinem verehrt wurden, so muſste er nicht bloſs von *dänischen*, sondern auch von *schwedischen*, *norwegischen* und *isländischen* sprechen. Die Angabe dänischer Nationalgottheiten selbst aber ist gänzlich falsch und lächerlich. Es sollen nemlich *Fro!* (den er vorher richtiger *Frey* (Freyr) und der nicht die *dänische*, sondern *schwedische* Nationalgottheit war), *Wagnofd* (ein Kämpfer, kein Gott, noch weniger Nationalgott) *Haldan*, *Hadding*, (zween Könige) und *Ugartiloch* (Utgardi-Loke) seyn! Indessen lieſsen sich diese Unrichtigkeiten und die Irrthümer, welche unter der Rubrik der andern Nationalgötter vorkommen, noch übergehen, wenn Hr. *N.* nur in der Hauptsache, d. h. in der Abhandlung der skandinavischen, oder im eigentlichen Verstande nordischen Götter mehr gedacht und befriedigend zu Werke gegangen wäre. So aber macht er nicht einmal einen Unterschied zwischen den gröſsern und geringern Gottheiten (*diis majorum et minorum gentium*) und sondert nur nach einem dunkeln Gefühle die Dämonen und Halbgötter unter dem Titel *anderer* mythologischer Wesen von den Asen, und den willkührlich, auch zum Theile unrichtig verzeichneten Göttinnen ab. Zu den Asen rechnet er 13, es sind aber nur zwölf, denn *Niord* gehört, wie in den Gedichten der Edda deutlich genug angezeigt wird, nicht dazu. Zu erwarten ist es auch, daſs sobald man die *Götter* nach dem Titel der Asen eintheilt, und auf den Unterschied der spätern und frühern Mythologie (der in keiner so auffallend als in dieser ist) keine Rücksicht nimmt, auch die *Göttinnen* nach diesem Titel ihren Rang erhalten, und die vierzehn Asiatinnen (Asynius) zuerst gestellt werden müssen. Hier aber fehlt die Göttin *Laga*, *Hela*, *Hertha*, die *Walkyren* und *Nornen* hingegen stehen am unrechten Orte, so wie eine Göttin *Thisa*, bloſs in dem Kopfe unkritischer, bequemer oder in der alten Sprache nicht bewanderter Mythologen existirt hat. So wäre auch der Vf. nicht in Verlegenheit gekommen, wo er *Sonne* und *Mond* und die *andern* mythologischen Wesen unterbringen sollte, wenn ihm die schon von Hn. *Gräter* gemachte Absonderung der physischen Gottheiten von den mythischen, und seine Eintheilung der letztern in Gottheiten vom *ersten*, *zweyten* und *dritten* Range bekannt gewesen wären. (S. *Bragur* I. S. 59 u. f. worauf wir auch wegen der Richtigkeit und Voll-

Vollständigkeit der von Hn. *N.* angeführten andern mythol. Wesen verweisen.) Das vierte, fünfte und sechste Stück, vor deren Abfassung Hr. *N.* das 4. Buch der Abhandlung des Hn. *v. Suhm om Odin* unumgänglich hätte lesen müssen, handelt von der Religion und dem Gottesdienste der Norden, wozu noch ein Anhang von den *altsächsischen* (warum denn nicht auch *skandinavischen* u. s. w.?) Namen der Monate kommt, dessen Zweck und Nutzen wir hier nicht absehen können. Den Beschluss machen einige unerhebliche Gedanken über den Werth und den Gebrauch der nordischen Mythologie. Wollten wir uns nun auch auf die Kritik jeder einzelnen Göttercharaktere, die natürlich niemals aus der ersten Quelle geschöpft und daher gröfstentheils schief, unbestimmt und dürftig sind, einlassen, so würde unsere Recension zu einem Buch anwachsen. Wer die altnordischen Namen *Asbiorn*; *Asgautur*, *Asgeir* u. s. w. für altdeutsche hält, die irische Benennung der Harfe, *Telyn*, *Braga's* Harfe beylegt, und die Göttin *Gna* mit *Goe*, der Tochter des Königs *Thorri* verwechselt, der hat noch viele Belehrung nöthig.

Memmingen, b. Seyler: *Pforzheims kleine Chronik.* Ein Beytrag zur Kunde deutscher Städte und Sitten. Von *Siegmund Friedrich Gehres.* 1792. 198 S. 8. (10 gr.)

Was der Vf. in dem Vorberichte sagt: „die alten Römer in der besten Zeit ihres Freystaats hatten keine Romane, aber Chroniken, drinne (in welchen) die unsterblichen Thaten ihres grosen Volks von jedem Bürger der Reihe nach gelesen werden konnten: eben so unsre alten Deutschen lasen nichts lieber — und was sollte auch im Grunde für jeden interessanter seyn, als die auch noch so einfach abgefasste Erzählung von den Geschichten ihres Vaterlandes, oder ihrer Vaterstadt?" ist in gewisser Einschränkung wahr, und verdiente die Anwendung, die der Vf. zur weitern Belehrung seiner Mitbürger von der Geschichte seiner Vaterstadt macht. Die Behandlung und Ausführung seiner aus Patriotismus gefasten Idee ist sowohl für den Geschmack und die Unterhaltung des Lesers, als für den kleinen Umfang und Gehalt der sich ihm darbietenden Thatsachen gut angelegt. Er hebt die wichtigsten Perioden und Ereignisse aus dem kleinen Bezirk der Stadtgeschichte aus, und macht damit seine Mitbürger mit dem Werden und Aufkommen ihres vaterländischen Grundes und Bodens sowohl als ihrer Vorfahren, und mit den wichtigsten Schicksalen derselben bekannt. Nach des Vf. Meynung kann Pforzheim unter dem Kais. Valentinian gegründet worden seyn. Die älteste Urkunde, in welcher ein Schultheis von Pforzheim namentlich vorkommt, ist von 1245. In eben diesem Jahrhundert gehörte die Stadt Pforzheim auch schon dem Hause Baden. Eine merkwürdige Urkunde von 1256, also 12 Jahre vor dem Sturz des Hohenstaufischen Hauses, mit dem angehängten Stadtsiegel, welches auch das Siegel der Markgrafen von Baden ist, beweiset es. Durch Markgr. Rudolph, Hermanns siebenten Sohn, welcher Pforzheim in der Theilung zum Loose erhielt und in einer Urkunde des Kaisers Rudolphs von 1335 Herr von Pforzheim heisst, wurde es eine Residenz. Auch Markgraf Ernst und sein Sohn Karl II. behielten Pforzheim zur Residenz, führten auch den Titel Markgraf von Baden-Pforzheim, aber der letzte verlegte die Residenz nach Durlach und von dieser Zeit an die veränderte Titulatur. Die unglückliche Schlacht unfern Seckenheim in dem Kriege zwischen Dietrich von Ysenburg und Adolph von Nassau, den beiden Bewerbern um das Erzstift Mainz, machte die Stadt Pforzheim zu einem pfälzischen Lehen. Der Markgraf Karl, der für Adolph kämpfte, wurde von Pfalzgraf Heinrich, dem Bundesgenossen Dietrichs, gefangen genommen und nur unter der Zusage eines Lösegelds von 100000 fl. und einer so bedingten Abtretung der Stadt Pforzheim, als eines pfälz. Lehens, dass es nur durch die Bezahlung von 40000 fl. wieder aufgesagt werden könnte, wieder in Freyheit gesetzt. Erst der jetzige Markgraf kaufte die pfälzische Lehnsverbindlichkeit mit 60000 fl. ab. Eine 1501 zu Pforzheim herrschende Pest veranlasste die noch daselbst existirende Todengesellschaft, aus deren Fond die armen Kranken verpflegt und, wenn sie sterben, zur Erde bestattet werden. Die Stiftungen für Studierende in Pforzheim betragen zusammen ein Kapital von 13000 fl. Der grosse Reuchlin, dessen Leben und Charakter der Vf. nach der Zeichnung Schubarts mit vieler Wärme beschreibt, steht an der Spitze der dort gebornen Gelehrten. *Johann Schwebel*, zuletzt Superintend. zu Zweybrücken, *Caspar Gläser*, dessen Nachfolger, *Barthol. Westheimer*, der Reformator der Graffschaft Mömpelgard, alle Zeitgenossen und thätige Werkzeuge der Reformation, waren zu Pforzheim geboren und erzogen. Der Uebertritt des Markgr. Ernst Friedrichs zur reformirten Religion und seine über das ganze Land verbreitete gewaltthätige Bekehrungssucht zündete die gefährlichsten Händel unter der Bürgerschaft zu Pforzheim an, deren gänzlicher Ausbruch nur durch den schnellen Tod des mit den Waffen in der Hand anrückenden Markgrafen verhindert wurde. Die Erzählung von dem Heldentode der in der Schlacht bey Wimpfen für den Schutz ihres Fürsten und die Rettung des ganzen deutschen Vaterlandes mit Tapferkeit gefallenen 400 Pforzheimer, welcher noch 1788 den 29. Jan. auf höchsten Befehl von Posselt in einer Rede gefeyert wurde, ist voll Wärme und Patriotismus. Der dreyssigjährige Krieg setzte die Pforzheimer bald den kaiserlichen, bald den schwedischen Völkern zur Beute aus. Eine schöne kindliche Handlung aus dieser Zeit erzählt der Vf. S. 131. „der damalige Amtskeller zu Pforzheim, Caspar Maler, wollte seine von Alter kraftlose Mutter gegen die Grausamkeit der Feinde an einem dritten Ort in Schutz bringen. Er setzte sie auf einen Karren und zog sie aus Mangel an Pferden selbst mit seinen Geschwistern bis an den Rhein, ward hier sogar aus Noth und Kindesliebe Schiffsmann und brachte sie in einem Nachen nach Landau." Das Waisen-, Zucht- und Arbeitshaus zu Pforzheim wurde 1714 zu bauen angefangen und 1718 sogleich mit 60 Waisen eröffnet. Im folgenden Jahre hatte das Haus schon 200 Pfleglinge, welche der jetzige Herr Markgraf auf das Land vertheilt und das Gebäude, nachdem das Zucht-

haus von demselben getrennt worden, den Manufacturen eingegeben hat. Die Stadt selbst ist der Stapelort für einen grossen Theil der Gebirge und Thäler des Schwarzwaldes bis an den Bodensee. Die von Carl Friedrich begünstigte Toleranz hat den Wohlstand derselben sehr erhöht. Sie fasst über 6000 Seelen in sich und hat sowohl in dem Feldbau als in dem Kunstfleiss der Einwohner ergiebige Nahrungsquellen. Gemeine Gewerkschaften sind stärker besetzt, als es ein richtiges Verhältniss zur Grösse des Orts zu erlauben scheint. Ausser den guten Roth- und Weissgerbereyen hat die Stadt 40 Fleischer, 30 Beckermeister, 45 Schuhmacher, welche jährlich für mehr als 66000 fl. Waare debitiren. Sehr wichtig ist der Holzhandel mit Holland, welcher durch grosse Societäten im Badischen und Wirtembergischen geführt wird, und eben so erheblich der Bauholz- und Sägwaarenhandel, der den grösseften Theil der am Neckar und Rhein bis Worms gelegenen Städte versieht. Die Tuch-, Zeug- und Strumpf-Fabrik gehörte erst dem Fürsten nebst dem Waisenhause allein zu, kam aber nachher in Privathände und wird jetzt immer wichtiger. Sie verarbeitet spanische, italienische, macedonische, wallachische, ungarische, böhmische und Landwolle, fertigt feine, mittlere und ordinäre Tücher, Zeuge, Flanell, Strümpfe, besitzt eine gute Färberey, eine eigene Walke und hat starken Verschluss. In den 8 zu Pforzheim bestehenden Goldarbeiterwerkstäten werden nach einer genauen Berechnung in mittelmäsigen Jahren für 786000 fl. Gold verarbeitet. Für Arbeitslohn und andre Nebengeschäfte werden jährlich über 131200 fl. bezahlt, welche in Pforzheim bleiben. Die Entrepreneurs halten Messen in Frankfurt, Leipzig, Strassburg und Paris, und es wird kein andres Gold, als bey massiven Waaren zu 18, und bey geringen zu 14 Karat verarbeitet, und ein fürstl. Controlleur wacht mit der genauesten Aufmerksamkeit und Richtigkeit auf diesen Gehalt. Die dortigen Schmelz- und Eisenhütten arbeiten mit 5 grosen und 2 Kleinhämmern unaufhörlich fort. Die Leinwandbleiche, so sehr sie durch die Sperre und ihre Nebenbuhlerinnen leidet, macht doch jährlich über 100000 Ellen Leinwand weiss.

Nun aber auch, nachdem wir es unsern Lesern aus den wichtigsten von dem Vf. gegebenen Nachrichten gezeigt haben, wie sich die Chronik auch einer mittelmässigen Stadt zur Belehrung und Unterhaltung des Publicums bearbeiten lasse, ein Wort an den Vf. selbst. Die Wahl, die Anordnung, die Bearbeitung der aus dem Ganzen ausgehobenen Thatsachen hat unsern Beyfall, aber nicht allemal die Sprache und der Vortrag des Vf. Es ist ihm zu verzeihen, dass er aus Patriotismus die Begebenheiten seiner Vaterstadt mit Würde zu behandeln, und dann und wann von Begeisterung hingerissen sich eben so stark auszudrücken sucht, als er fühlt und denkt. Aber er muss sich in der Begeisterung nicht bis in die Sphäre des Dichters hinrücken lassen, nicht aus Sucht, seinen Darstellungen Würde und Schwung mitzutheilen, in das Gesuchte, das Uebertriebene und das Unschickliche fallen. Wir wollen nur einige Stellen ausheben: „Nun gings," sagt der Vf. S. 129. „in der Periode des dreyssigjähigen Kriegs, wie „wenn an einem schwülen langen Sommertage der ganze Himmel, so weit der Blick trägt, mit Wolken überzogen ist, die immer finstrer und finstrer werden, bis „das Getümmel der Winde sich erhebt und der Staub sich „in hohen Kreisen wirbelt und der Donner kracht und „hie und da und dort der Blitzstrahl niederschmettert — „*so war Pforzheim bald den ergrimmten Kaiserlichen*, „*bald den Schweden zur Beute.* — Ausserordentlich grosse „Seelen, himmlisch schöne Körper formen, heisst es in „dem Vorberichte, alles, was das gewöhnliche Menschheitsmaass überschreitet, ist gar äusserst selten, ist ein „Komet, der nur nach Jahrhunderten wiederkehrt. *Darum sind auch Geschichtbücher in gewissen Perioden eher „zum Einschläfern als zum Unterhalt gemacht.*" Wo ist hier Einverständniss und Zusammenhang zwischen Vor- und Nachsatz? wenn der letztre eben so tief sinkt, als sich der erstre erhebt? Es würden dem Vf. manche Charaktere, manche Darstellungen seiner Empfindungen besser gelungen seyn, wenn er nicht aus ängstlichem Streben, erhaben zu seyn, den Punkt, den er bemerkbar machen wollte, am Ende ganz aus dem Auge verloren hätte. Wir wollen nur noch seine Schilderung von Wallenstein S. 117. hersetzen: „Ihm selbst (Ferdinand II.), „war ein Feldherr, Albrecht von Wallenstein, eben *so* „*gross*, als einzig, den nur das Niegewöhnte, *Nieerlaubte*, *Ungeheure* reizte; wahnsinnig begünstigt vom „Glück, *weil er jeder Tugend trotzte*; wenn der Ewige „im Himmel einer Welt zürnt und seinen Grimm wie eine Sturmwolke über sie herwälzen will, das unübertreffbare Werkzeug in seiner Hand; bey dem die Tugend nur der Schatten war, um das Laster desto glühender ins Licht vorzudrücken; der alles Unermessliche wollte, weil ers konnte, und konnte, weil ers „wollte, der vom Staube der Niedrigkeit zur höchsten „Staffel der Ehre, wie in eine Entzückung, emporgerissen, droben stand ohne Staunen, ohne Wanken, als „stünd er ein Jahrtausend da, mit dem Uebergewichte „seines Geistes unerträglich drückend auf Freund und „Feind; *ein Blitzstrahl* in seiner Faust, aber dessen Masse „zu gross und zu unbändig war, *um nach vorgezogenen Linien zu treffen*, der hie und da und dort niederschlug und zuletzt, wie alles lag, *gegen seinen Herrn* „*zuckt*." Es ist viel Wahrheit im ganzen Gemälde, aber keine Haltung in den einzelnen Zügen und im Ausdruck derselben. Eben dieses haben wir gegen die vielen vom Vf. eingestreuten Poesien zu erinnern.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 3. September 1794.

NATURGESCHICHTE.

Hannover u. Osnabrück, b. Ritscher: *Beobachtungen, Zweifel und Fragen die Mineralogie* überhaupt und insbesondere *ein natürliches Mineralsystem betreffend. Erster Versuch.* Die ölichten Körper des Mineralreichs, von *Franz Freyherrn von Beroldingen* Domherrn zu Hildesheim. Zweyte durchaus vermehrte Auflage 457 S. in 8.

Diese Schrift ist schon von der ersten Ausgabe vom J. 1778. her auf der vortheilhaftesten Seite bekannt; da sich nun der würdige Vf. alle Mühe gegeben hat, dieser neuen Auflage einen grössern Grad von Vollständigkeit zu geben, und er daher alle neuern Beobachtungen und Entdeckungen, die nur irgend einen Bezug auf den Gegenstand dieser Schrift hatten, mit vieler Sorgfalt gesammelt, und mit Scharfsinn benutzt hat; so ist leicht zu erachten, dass das Ganze dadurch ungemein viel gewinnen muste, und wir müssen daher bekennen, dass wir diesem Werke einen grossen Vorzug vor seinen übrigen Schriften einräumen.

Bekanntlich leitet der Vf. den Ursprung der ölichten Körper des Mineralreichs von dem Pflanzenreiche ab; er fängt daher damit an, dass er zeigt, wie sich bey der Zerstörung der Pflanzen die Theile derselben in Erde auflösen, und wie diese Erde zur Moorerde wird, aus welcher sich durch die Fäulniss ohne einen fremden Zusatz das empyrevmatische Oel nach und nach entwickelt. Der Vf. beweist diess durch einen, zwar einfachen, aber nichts desto weniger sehr lehrreichen und überzeugenden, Versuch mit Lucerne (*Medicago sativa L.*), geht alsdenn auf die verschiedenen Entstehungsarten des Torfs aus der Moorerde über; und nimmt folgende Fälle dabey an.

a. Dass der Torf aus den Pflanzen entstehe, welche an dem Orte gewachsen und wieder zerstört worden sind, wo man gegenwärtig den Torf findet; diess ist bey den Torfmooren der Fall, die in der Höhe von Gebirgen vorkommen, wie z. B. auf den hohen Schweizer Alpen, auf dem Brocken in Niedersachsen, auf dem Ramberge im Würzburgischen und auf andern hohen Gebirgen.

b. Dass der Torf aus nach und nach zusammen geschwemmter Moorerde entstehe. Der Vf. äussert sich über diese Entstehungsart S. 22. mit folgenden Worten: „Die Moorerden oder die Torf Arten sind nicht allezeit an den Orten, wo man sie findet, oder wenigstens nicht immer von den daselbst wachsenden Pflanzen erzeugt, sondern diejenigen Moor- und Torfarten, die sich in niedrigen, eingeschlossenen Gegenden befinden, sind gemeiniglich und gröstentheils durch die zusammenfliessenden Wasser dahin gebracht worden. Man darf nur die Thäler, in denen sich dergleichen Torf befindet, mit aufmerksamen Augen betrachten um auf diesen Gedanken zu verfallen.“ Doch hat auch dieses seine Ausnahmen.

c. Dass der Torf auch grossen Ueberschwemmungen von Flüssen und Seen, oder dem Austreten und Zurückweichen des Meeres zuweilen sein Daseyn zu danken habe. Der Vf. rechnet hieher vorzüglich den holländischen Torf, und erklärt sich aus dieser seiner Entstehungsart, warum in den holländischen Torfmooren der unreinere und schlechtere Torf unten, der bessere aber oben auf liegt; welches den gewöhnlichen Erfahrungen in den Torfgruben gerade entgegengesetzt ist. Wenn man bedenkt, dass bey Ueberschwemmungen, die in dem Wasser schwimmenden Theile, sich nach dem Gesetze der Schwere haben zu Boden setzen können, so ist diese Erscheinung leicht zu erklären.

Der Vf. räumt übrigens ein, dass sehr oft die angezeigten Entstehungsarten des Torfs mit einander verbunden seyen, und dass, wo einmal der Grund zu einem Torfmoor auf irgend eine Art angelegt sey, der zuerst angezeigte Fall der Entstehungsart statt habe; indem sich sodann durch die, auf und in dem Torf wachsenden Pflanzen, vorzüglich durch ihre häufigen und zasrigten Wurzeln, die Masse des Torfs vermehre. Hieraus läst sich auch leicht das Nachwachsen des Torfs erklären. Die Verschiedenheit des Torfs, sowohl in Rücksicht seiner chemischen Bestandtheile, als auch in Rücksicht seiner Arten und ihres Verhältnisses, in welchem sie in der Natur vorkommen, gründet sich blos auf die verschiedene Entstehungsart desselben. Der Vf. setzt diess alles sehr schön auseinander, und verdient daher von jedem, der einiges Interesse für diesen Gegenstand hat, selbst nachgelesen zu werden. Gelegentlich macht er S. 23. die Bemerkung: dass er auf allen, von ihm so häufig bereisten Vulkanen — worunter er bekanntlich auch vorzüglich die Basaltberge rechnet, — theils beträchtliche Torfmoore, theils den Anfang dazu, selbst auf abschüssig liegenden Flächen gefunden habe. Um nun diese Erscheinung zu erklären, wirft er folgende zwey Fragen auf, von welchen er die erstere im Verfolge dieses Werks als erwiesen anzunehmen scheint; die es aber doch ganz gewiss nicht ist. Er sagt nemlich S. 24.: „Erstlich bemerke ich, dass der Regen, besonders die Gewitterregen, auf die erloschenen und aus Lava oder Basalt bestehenden Bergen weit häufiger als auf andern Gebirgen, selbst von grösserer

ſserer Höhe, geſchweige in dem Thale oder Ebenen ſeyn. Der Regen ſtrömt auf dieſen Vulkanen mit ſolcher Gewalt herab, daſs er alles durchdringliche z. B. die Bekleidung des Menſchen, gleichſam in einem Augenblicke durchdringt. Sollten etwa die glasartigen Laven und Baſalte das Regenwaſſer elektriſch anziehen? Zweytens iſt die Dammerde dieſer auch abſchüſſigen Gebirge immer mehr oder minder, ſelbſt bey anhaltender Trockene naſs. Ziehen vielleicht die ſchwammigten Laven ſo viel Waſſer in ſich, und behalten ſelbiges wie ein Schwamm lange Zeit in ſich? woraus denn leicht die Feuchtigkeit der Dammerde zu begreifen, und die Entſtehung der Torfsmoore auf ſolchen Gebirgen daraus herzuleiten wäre?"

Nachdem nun der Vf. ſeine Theorie von der Entſtehung des Torfs auf eine äuſserſt lehrreiche und überzeugende Art vorgetragen hat, ſo fängt er S. 61 an, den Einwürfen zu begegnen, welche ſeiner Theorie gemacht werden können, und ſucht ſowohl hier, als in andern Stellen zu erweiſen, daſs das Bergöl urſprünglich aus dem Pflanzenreiche abſtamme, welcher Meynung auch wir, aus voller Ueberzeugung, beytreten. Gelegentlich äuſsert der Vf. auch ſeine Meynung über die Entſtehung einiger merkwürdigen Erſcheinungen, die gewöhnlich in den Torfgruben vorkommen. Erſtens ſucht er die Entſtehung des ſogenannten natürlichen Berlinerblaus oder der blauen Eiſenerde zu erklären, welche man gewöhnlich in den Torfmooren antrifft; er macht es nemlich ſehr wahrſcheinlich, daſs dieſe blaue Eiſenerde ein Niederſchlag des in dem Torf enthalten geweſenen Eiſens iſt, das mit Phoſphorſäure und flüchtigem Alkali verbunden iſt, welche beide letztere Theile aus dem Thierreich abſtammen. Zweytens ſucht er die Entſtehung der kleinen Hügel, welche ſo häufig auf den Torfmooren zu ſehen ſind, auf eine äuſserſt ſchöne und ſinnreiche Art dadurch zu erklären, indem er zeigt, daſs die durch faule Gährung des Torfs entwickelte brennbare Luft, indem ſie ſich einen Ausweg zu machen ſucht, ſolche Hügel aufwirft; er führt mehrere Beobachtungen an, daſs auf ſolchen Moorplätzen im Sommer häufige Irrwiſche entſtehen, und daſs er ſelbſt — indem er auf ſie gepaſst, an mehr als 30 Orten, nach Verſchwindung der Irrwiſche ſolche friſch aufgeworfene Hügel wahrgenommen habe. Der Vf. widerlegt daher S. 86 auf eine ſehr überzeugende Art den Hn. Bergrath Voigt und deſſen Recenſenten in der Oberd. A. L. Z., welche dieſe kleine Hügel für Tritte von Kühen halten.

Den Torf betrachtet der Vf. demnach als den Verbindungskörper des Pflanzen- und Mineralreichs, und von ihm geht er auf die Steinkohlen über, weil, wie er durch Erfahrungen beweiſt, die Stauberde in Moorerde, dieſe nach und nach in Pechtorf, und endlich dieſer in Steinkohlen unter günſtigen Umſtänden umgewandelt wird. S. 90. ſagt er: „Es ſcheint mir dieſer Uebergang ſehr natürlich zu ſeyn; denn wenn ich die Entſtehungsart des Pechtorfs betrachte, wenn ich die Erſcheinungen, die in und bey den Steinkohlengruben vorkommen, bedenke, ſo werde ich gleichſam mit Gewalt auf den Gedanken geriſſen, daſs die Steinkohlen ebenfalls gröſtentheils aus dem Pflanzenreiche herſtammen, und daſs ſie urſprünglich nichts anders, als durch beſondere Vorfälle, vorzüglich durch Ueberſchwemmungen, mit verſchiedenen, oft häufigen Erdlagen zugedeckte, zuweilen Dammerde, zuweilen Bäume, am gemeinſten aber überſchwemmte und mit Erdreich bedeckte, Torfmoore ſeyn, die durch die Arbeiten der Natur endlich in Steinkohlen umgeformt worden ſind." Der Vf. unterſtützt dieſe ſeine Theorie von der Entſtehung der Steinkohlen mit ſehr ſchönen und überzeugenden Gründen und Erfahrungen. Rec. hat ſich auch durch mannichfaltige Erfahrungen, die er an verſchiedenen Orten über dieſen Gegenſtand geſammelt hat, von dem groſsen Grad der Wahrſcheinlichkeit dieſer Theorie vollkommen überzeugt, und er hat nur eine Erfahrung gemacht, die er ſich nicht ganz zu erklären weiſs; er traf nemlich in Oberſchwaben in der Gegend von Bahlingen in dem Herzogthum Würtemberg ein ſehr ſchwaches Pechkohlenflötze an, das nur einen, öfters nur einen halben Zoll, und ſehr ſelten über zwey Zoll mächtig iſt. Dieſe Steinkohlen ſind in jener Gegend unter dem Namen *Gagat* bekannt, und haben zum Theil noch eine ſehr deutliche Holztextur auf dem Bruche. Wenn man nun die Holztextur und die geringe Mächtigkeit des Flötzes betrachtet, ſo hält es etwas ſchwer, ſich die Entſtehung dieſer Steinkohlen oder dieſes Gagats zu erklären.

S. 102. widerlegt der Vf. den verſtorbenen *Ferber*, der bekanntlich in ſeinen *Beyträgen zur Mineralgeſchichte von Böhmen* behauptet, daſs das Wilkiſche Steinkohlenwerk im Pilzner Kreiſe in einem uranfänglichen Gebirge vorkomme, und daſs die Steinkohlen ein mit Erdharz durchdrungener Thonſchiefer ſeyen. Hr. *Lindacker* hat in dem erſten Bande der *Sammlung phyſikaliſcher Aufſätze, beſonders die Naturgeſchichte Böhmens betreffend*, *Ferbers* Irrthum dargethan, und Rec. pflichtet um ſo mehr mit voller Ueberzeugung dem Hn. Lindacker bey, indem er ſchon vor einigen Jahren das Gegentheil von *Ferbers* Behauptung durch eigene Beobachtungen gefunden hat. Ueberhaupt aber iſt ja bekannt, daſs der verſtorbene *Ferber* ſehr oft in ſeinen Schriften nur die Beobachtungen und Aeuſserungen anderer aufgenommen hat; der Vf. ſcheint ihm daher zu viele Ehre zu erweiſen, wenn er ihn in dieſer Schrift bey mehrern Behauptungen als einen ſichern Gewährsmann anführt. Gelegentlich ſucht der Vf. auch hier zu beweiſen, daſs die Gegend, in welcher die Pfälziſchen und Zweybrückiſchen Queckſilbererze vorkommen, ein Flötzgebirge, und zwar ein durch unterirrdiſches Feuer zerrüttetes Flötzgebirge ſey, und daſs ſowohl der Zinnober als das, in dieſen Gebirgen vorkommende Erdpech durch Sublimation entſtanden ſey. Rec. bekennt, daſs ihm die bisherigen Erfahrungen, die der Vf. ſowohl hier als in ſeinen andern Schriften zum Beweiſe der Sublimation des Zinnobers anführt, noch kein Genüge leiſten, und daſs die Vulkanität jener Gegend nichts weniger als erwieſen iſt.

Nach-

Nachdem nun der Vf. durch manche schöne Beobachtungen und Erfahrungen die Entstehung der Steinkohlen aus überschwemmten Torfmooren oder Bäumen und andern Pflanzenstoffen, sehr wahrscheinlich gemacht hat, so geht er auf diejenigen Steinkohlenflötze über, welche nach seiner Meynung, auf Vulkanen vorkommen, bey welchen keine Spur von Ueberschwemmung statt habe. Dahin rechnet er besonders die Steinkohlenflötze auf dem Meisner bey Allendorf und diejenigen, welche auf dem Weissenstein bey Cassel vorkommen. Sehr sinnreich erklärt er die Entstehung dieser Kohlenflötze zu Gunsten des Vulkanischen Ursprungs des Basalts. Folgendes ist das Resultat seiner Erklärung: „Auf gedachten Hessischen Vulkanen wären also unleugbare Steinkohlen, die unleugbare Spuren von ihrer Abstammung aus dem Pflanzenreiche an sich tragen, und nicht durch Ueberschwemmungen, wohl aber mit vulkanischen Auswürfen bedeckt, und darunter zu Steinkohlen gezeitiget sind. Diese letztere Bedeckung wirkte also eben das, was die angeschwemmten und aus dem Wasser niedergesessenen Thon-, Sand-, und Kalkschichten, in dem ausgehenden der eigentlichen Flötzgebirge, in den gemeinen Steinkohlenflötzen bewirkten, und dieses bestärkt mich in meiner Meynung, dass es bey dieser Arbeit der Natur vorzüglich auf Ueberdeckung, und die daraus entstandene Zusammenpressung des Pflanzenstoffs, vorzüglich aber die Abhaltung der zu häufigen atmosphärischen Luft ankomme." Diese Erklärung über die Entstehungsart der Steinkohlen unter dem Basalt, weicht sehr von Hn. Bergrath *Becher's* Theorie ab. — Dieser nimmt in seiner *Beschreibung des Westerwaldes* an, dass ehedem bohe mit Wasser angefüllte Krater vorhanden gewesen seyen, durch welche das Wasser durchgebrochen, die benachbarten Wälder umgestürzt und bedeckt oder mit Basalt und Lave überschüttet habe. Der Vf. bemüht sich, hier diese Meynung zu widerlegen, und zu zeigen, dass, die seinige einen grössern Grad von Wahrscheinlichkeit für sich habe, als jene; wir müssen auch bekennen, unerachtet wir noch nicht ganz von der Vulkanität des Basalts überzeugt sind, dass des Hn. v. *Beroldingen's* Theorie uns sinnreicher und einfacher zu seyn scheint, als die des Hn. *Becher's*. Freylich muss man bewundern, dass man in den hochliegenden Gegenden, wo wir öfters den Basalt als das Dach der Steinkohlenflötze antreffen, von den ehemaligen Vulkanen selbst, aus welchen die Wasser oder die Laven ausgeflossen seyn sollen, und die doch höher gewesen seyn mussten als die gegenwärtigen Basaltberge, keine Spur mehr finden. — Um diesem Einwurfe zu begegnen, und um erklären zu können, warum diejenigen Steinkohlen, welche auf dem Meisner in Hessen unmittelbar unter dem Basalt vorkommen, wahre Pechkohlen und ungleich besser sind, als diejenigen, welche unmittelbar aus dem Liegenden vorkommen, nimmt der Vf. an, dass das Meisner Kohlenflötz älter als der Berg selbst seyn, d. h. dass es erst, nachdem er schon mit Laven und Basalt überdeckt gewesen sey, durch die Gewalt eines unterirrdischen Feuers zu seiner jetzigen ansehnlichen Höhe emporgehoben worden sey. Durch die Annahme dieser Emporhebung erklärt sich der Vf. alle die merkwürdigen Erscheinungen, welche auf dem Meisner vorkommen. Denn er sagt S. 193.: „Da nun aber bekanntermassen alle vulkanische Erhebungen durch unterirrdisches Feuer, und vorzüglich durch die dadurch äusserst verdünten und elastisch gewordenen Dünste geschehen, so ist das oben angegebene Bersten der darüber liegenden Basalte nicht nur leicht zu begreifen, sondern selbst eine nothwendige Folge: und da die unterirrdische Hitze bey dieser Erhebung von unten auf wirkte, nicht aber zu einem wirklichen Ausbruche und dem damit das Brennbare verzehrenden Feuer kam; so wurde zwar das, zwischen dem unten liegenden Conglomerat und dem aufliegenden festen Basalt, Holz-, Moor, oder Dammerdflötze zu einem solchen Grade erwärmt, dass das darin enthalten gewesene flüchtige erdölartige Wesen aus den untersten, am meisten erhitzten Theilen, wie durch eine Destillation ausgetrieben wurde, und da selbiges durch den bereits erhärteten Basalt keine weitere Ausflucht fand, sich in dem obern Theile dieses Flötzes anhäuften, und so den zwar gleichen Pflanzenstoff auf Unkosten des unterliegenden bereichern, in pechartige Steinkohlen umformen, selbst aber als ein von denen ölichten Theilen meist gereinigtes *caput mortuum*, unter der Gestalt von Braunkohlen zurückbleiben musste, wobey es indessen doch nicht fehlen konnte, dass sich nicht auch etwas von diesem nun flüssig gewordenen Berg- oder Pflanzenöl gesenkt, und in das lose, sandigte Liegende desselben, gleichsam durch die Destillation *per descensum* gezogen haben sollte." Selbst bey den vorausgesetzten Umständen, scheint doch diese letztere Erklärung wider die Natur der Sache zu seyn. S. 229 — 270. begegnet der Vf. den Einwürfen, welche seiner Theorie über die Entstehung der Steinkohlen gemacht werden könnten, und zeigt auch hiebey vielen Beobachtungsgeist und Scharfsinn. S. 272. fängt er an zu beweisen, dass die Bergöle ihr Daseyn den Steinkohlen zu verdanken haben; er gibt dieser Meynung einen sehr hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, indem er eine Menge theils eigene, theils fremde wichtige Beobachtungen und Erfahrungen anführt, um sie zu beweisen. Da man gewöhnlich in vulkanischen Gegenden verschiedne Arten von Bergölen antrifft, und nach *Pater della Torre* auch auf dem Meere und in dem *Golfo di Napoli* Bergöl schwimmend vorkommt, so oft der Vesuv tobt; so glaubt der Vf., dass sowohl die Steinkohlen ein Hauptstoff zur Unterhaltung des unterirrdischen Feuers bey den Vulkanen sey, als auch, dass unterirrdische Brände zur Erzeugung oder vielmehr Herstellung des Bergöls nöthig seyen, und dass diese das Educt einer von der Natur unternommenen chemischen Auseinandersetzung der Steinkohlen und eine Sublimirung des flüchtigen Theils derselben sey. Der Vf. hat um diese seine Theorie wahrscheinlich zu machen, mehrere sehr schöne und lehrreiche Erfahrungen und Beobachtungen von mehrern Naturforschern hier zusammengestellt; es wird daher jedem Mineralogen gewiss sehr willkommen seyn, hier die vorzüglichsten Erfahrungen über einen so wichtigen Gegenstand beysammen zu finden,

 wenn

wenn er auch gleich nicht der Theorie des Vf. beytreten sollte, die übrigens nach unserem Gefühle einen sehr grossen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich hat. S. 337. berichtigt der Vf. einen Irrthum, der sich in die erste Ausgabe dieser Schrift eingeschlichen hat, weil er sich durch die Autorität des Hn. *v. Justi* verleiten liess, anzunehmen, dass auf den Kongsberger Silbergängen in Norwegen Erdpech vorkomme, welches doch von neuern Beobachtern widersprochen wird. Rec. kann diesen Widerspruch vielleicht auflösen; denn er kann mit vieler Wahrscheinlichkeit versichern, dass das, von Justi und andern auf den Kongsberger Silbergängen beschriebene Erdpech, die sogenannte *Kohlenblende* ist, die mannichmal mit gediegenem Silber zu Kongsberg einbricht, wovon Rec. einige sehr schöne Stücke vor sich hat, die man dem ersten Anschein nach, für einen Gagat oder verhärtetes Erdpech halten kann, mit dem bekanntlich die von Hn. Bergr. *Widenmann* in dem bergm. Journ. vom Jahr 1789. im 1 B. S. 609. zuerst deutlich beschriebene Kohlenblende viele Aehnlichkeit in ihrem Aeussern hat.

S. 347. wirft der Vf. auch noch einen Blick auf die übrigen Körper, welche gewöhnlich zu den Erdharzen gerechnet werden, und betrachtet zuerst den Bernstein, dessen vegetabilischen Ursprung er mit den, meistens bekannten, Beobachtungen unterstützt. Es kommen auch die meisten der neuern Mineralogen mit dem Vf. darin überein, dass der Bernstein ein in dem Mineralreich nach und nach, — vielleicht durch Mitwirkung der Vitriolsäure — verändertes Pflanzenharz sey, welches eine Menge von Beobachtungen bestätigen.

Von dem Bernstein geht der Vf. auf den grauen Amber über, den er mit Hn. *Aublet.* (*Histoire de Plantes de la Guiane* 1774) für das unveränderte Harz eines guianischen Baums, den man in seinem Vaterlande *Coumier* nennt, zu halten geneigt ist. Gleichsam nur im Vorbeygehen wird das Reissbley oder Hn. *Werners* Graphit erwähnt, den der Vf. so wenig als den Schwefel unter die Classe der brennbaren Körper des Mineralreichs zu setzen Willens ist. Es ist zwar nicht zu läugnen, dass das Graphitgeschlecht von den Erdharzen sehr abweicht, und dass es daher nicht ganz schicklich unter denselben steht; allein da es unter den übrigen Classen der Mineralien noch unschicklicher stehen würde, so müssen wir ihm wenigstens interimsweise eine Stelle unter den brennbaren Körpern des Mineralreichs gestatten, bis uns die Zukunft über die Natur des Reissbleys vollkommenes Licht ertheilt. Dass die Schwefelkiese nicht mit Recht unter die brennbaren Körper des Mineralreichs gesetzt werden, wird nun allgemein anerkannt, indem sie ungleich mehr Eisen als Schwefel enthalten; allein dass der Vf. auch den natürlichen Schwefel aus der Classe der brennbaren Körper verbannen will, dazu scheint er um so weniger Recht zu haben, weil sich der Schwefel nicht nur durch das Verbrennen mit einer Flamme, sondern auch durch die Fähigkeit, durch Reiben mit einem wollenen Körpern negativ elektrisch zu werden, verbunden mit dem geringen Grade von specifischer Schwere, — der dem Körper dieser Classe eigen ist, — auszeichnet, und an die übrigen brennbaren Körper anschliesst, mit welchen er auch in Rücksicht der Art seiner Bestandtheile, die bloss etwas modificirt sind, übereinkommt. Wenn man noch ferner die negativen Eigenschaften des Schwefels in Betrachtung zieht, z. B. seine Unschmackhaftigkeit, Unauflöslichkeit, u. s. w.; so scheint es uns, dass man ihm mit keinem Rechte seine bisherige Stelle in den Mineralsystemen streitig machen, und ihn, wie der Vf. will, unter die Salze classificiren kann. Der Vf. hält nemlich den Schwefel für ein vitriolsaures Mittelsalz, dessen Hauptbestandtheil Vitriolsäure und dessen Basis ein Brennbares im weitläuftigsten Sinne sey.

S. 385. zeigt der Vf. noch kürzlich den Zusammenhang der brennbaren Körper im Ganzen, sowohl unter sich, als den Uebergang und die Verkettung derselben mit den Erdarten, und besonders mit der Thonerde durch den sogenannten Brandschiefer, den er als den Verbindungskörper der Thonarten mit den ölichten Körpern betrachtet. Der Vf. hat den Zusammenhang dieser beiden Classen von mineralischen Körpern durch Tabellen gezeigt, und wiederholt die Zusicherung, einer baldigen Fortsetzung dieses Werks, der wir, und gewiss alle wahre Liebhaber der Mineralogie mit grossem Verlangen entgegen sehen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Mailand*, b. Morelli. *Lettre à son Excellence le Comte de Pellegrini Chambellan, Conseiller Actuel d' Etat, etc. Directeur General du Genie et Marechal dans les Armées de S. M. J. R. Ap.* 8. 1791. Dieser Brief des Raths *de Pecis* ist als eine schöne historisch kritische Schrift anzusehen. Sie entstund über einen, für die Venetianer beleidigenden und ungerechten Ausfall des Vf. der *Melange de Remarques surtout sur Cesars et autres auteurs militaires anciens et modernes.* Die Stelle in dem angeführten Buche lautet so; *Il faut ajouter que les Autrichiens* (die in Breslau belagerten nemlich) *firent des fautes qu' on ne pardonneroit pas aux Venetiens.* Der Vf. dieser Schrift vertheidigt die Venetianer mit vieler Kraft und Genauigkeit wegen dieser Beschuldigung und zeigt durch mehrere Beyspiele aus diesem und den verflossenen Jahrhunderten (z. B. die Vertheidigung v. Padua 1509 v. Famagoste 1571. von Candia, v. Corfu 1716 u. s. w.) dass die Venetianer allemal mit unerschrockenem Muth und wahrer Tapferkeit gegen ihre Feinde gefochten haben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 3. September 1794.

ERDBESCHREIBUNG.

PRAG, b. Calve: *Von den böhmischen Landständen, Landtägen und Landämtern.* Aus dem Lateinischen des *Paul Stransky* übersetzt. 1790. 67 S. 8.

Ebendas.: *Paul Stransky's Staat von Böhmen*, übersetzt, berichtigt und ergänzt, von *Ignaz Cornova*, k. Prof. d. allgem. Geschichte an d. Karl-Ferdinandischen Universität und ordentlichem Mitgliede d. königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. I. Band. 423 S. II. Band. 555 S. 1792. 8.

Die erste Uebersetzung, welche das XI — XIII Kapitel von Stransky's bekanntem klassischen Werke, *de Republ. Bojema* enthält, erschien als Probe, mit dem Versprechen, dass, wenn diese wenigen Bogen Beyfall fänden, das ganze Werk von einem berühmten Schriftsteller übersetzt, und für unsere Zeiten durch Anmerkungen und Berichtigungen brauchbarer gemacht werden sollte. Indem nun in dieser Probe blos wörtliche Uebersetzung, ohne eine einzige Berichtigung, und überhaupt ganz ohne Anmerkungen geliefert wurde, so konnte man freylich noch nicht voraussehen, wieviel bey der versprochnen Uebersetzung des Ganzen geleistet werden dürfte. — Bey diesem Mistrauen musste nun Rec. sich um so mehr aufs angenehmste überrascht finden, als er obige Arbeit des Hn. Cornova in die Hand bekam. Hier erhält nun das Publicum den alten Stransky wörtlich übersetzt, und mit ausführlichen, meist sehr unterrichtenden Anmerkungen begleitet. Die Uebersetzung ist mit solcher Treue abgefasst, dass selbst seine bittern und unduldsamenen Aeusserungen gegen Katholiken, gegen Jesuiten, gegen den Pabst und gegen das östreichische Haus, ohne Bedenken im deutschen Texte beybehalten wurden, nur dass diese theils in ausführlichern Zusätzen, am Ende jedes Abschnitts des Originals berichtigt sind. Nur zu Widerlegung der harten Ausfälle gegen die Jesuiten glaubte der Herausg. keinen Beruf zu haben. — „Ich war selbst Jesuit," sagt der Vf. in seiner Vorrede, „das würde auch die beste Vertheidigung „meiner Feder schwächen. Art läst nicht von Art! „würden vielleicht gewisse Journalisten ausrufen. Und „allenfalls haben für den Nachruhm der entschlafnen Ge-„sellschaft selbst in unserm Böhmen die Steplinge, die „Tessaneks, die Pubitschka etc. schon besser gesorgt, als „es Apologien könnten. Auf der andern Seite ist es eben „kein Wunder, wenn ein Gedrückter wider diejenigen „loszieht, die er mit für die Urheber seiner Leiden an-„sieht; und sogar unschuldig waren Lamormaini und „Consorten an der Verfolgung der böhmischen Prote-„stanten doch auch nicht." (Bekanntlich wurde Stransky ein Opfer seines protestantischen Eifers.)

Absichtlich schrieben wir dieses Geständniss des achtungswerthen Herausg. wörtlich ab. Unsre Leser lernen hieraus die edle Denkungsart desselben kennen, und ersehn zum Theil, mit welcher Unpartheylichkeit und Schonung er selbst über den Andersgesinnten urtheilt.

Mehrmalen hat Stransky sich geographischer und historischer Sünden schuldig gemacht; diese sind hier sorgfältig berichtigt, und überdies alle Hauptveränderungen, die theils das ganze Königreich, theils auch einzelne Provinzen und einzelne merkwürdige Orte erfahren haben, aufs fleissigste nachgetragen, so dass man aus diesem Werke die alte, neue und neueste Verfassung von Böhmen ziemlich befriedigend ersehn kann.

Obige 2 Bände enthalten die ersten 8 Kapitel, und zwar 1) von Böhmens Lage, seiner Beschaffenheit, seinen Producten etc. 2) Kurze Topographie dieses Königreichs, 3) Staatsverhältnisse desselben, 4) von seinen Einwohnern und den Sitten derselben, 5) von seiner Staatsverwaltung, Erbfolge, von den Krönungsfeyerlichkeiten. (Diese Kapitel machen den ersten Band aus.) 6) Erzählung der Religionsänderungen, und Anzeige der kirchlichen Verfassung, 7) von den einverleibten Kronländern, 8) die erste Abtheilung der böhmischen Regentengeschichte, bis auf K. Karl IV. Text und Anmerkung lassen sich meist gut lesen. Indessen stösst man doch mehrmalen auf Ausdrücke, die man verändert wünschte. So heisst es Th. I. S. 19. „dass wohlriechende und *Kronpflanzen*, selbst ausländische Gewächse in Böhmen *bekleiben*," und in einer andern Stelle Th. II. 81.: „Man vergass nicht diese gemässigte Art *fürzugehn*, „allenthalben auszuposaunen;" so ist auch *ebendas.* S. 90. *Was denn erst*, — anstatt: Wie viel mehr —

Hr. Cornova bestimmt seine Arbeit hauptsächlich für Akademiker, die, wie er sich ausdrückt, noch im Vorhofe des Tempels der Geschichte sich aufhalten, welchen es zum Grundrisse der vollständigern böhmischen Geschichte dienen könne; zunächst für den angehenden Staatsdiener und Gewerbsmann, welchen es meistens an Musse und Gelegenheit fehlt, weitläuftigere Werke über diesen Gegenstand zu lesen, und die doch mit dem Staate, dem sie dienen, anfangen, und mit dem Lande, dem sie die Früchte ihres Fleisses widmen, etwas bekannter zu seyn wünschen. Sicherlich werden Leser von diesen Klassen diese Arbeit nicht ohne Nutzen gebrauchen. Sehr bescheiden fügt Hr. C. noch hinzu: „Der Gelehrte „solle sein Buch nur in die Hand nehmen, um ihn zu-„rechtzuweisen." Rec. erwiedert hierauf, dass gewiss viele

viele inländische und ausländische Gelehrte in diesem neu bearbeiteten Stransky manche Belehrung finden werden.

Hamburg, b. Herold: *Gottlob Friedrich Krebels vornehmste Europäischen Reisen.* — Neue verbesserte Auflage. *II. Theil*, welcher den Beschluss der Reisen durch Deutschland und die Schweiz, und die Reisen durch die Niederlande, Preussen, Curland, Russland, Dänemark und Schweden enthält. 1792. 312 S. 8.

Ebendas. — — *Dritter Theil*, welcher die Reisen durch Frankreich und Italien enthält. Neue Auflage. 1789. 344 S. 8.

Ebendas. — — *Vierter Theil*, welcher die Reisen durch England, Irland, Spanien und Portugal enthält. Neue Auflage. 1791. 169 S. 8. mit Karten.

Nicht selten findet man bey Vergleichung dieser neuen Ausgabe mit den ältern manche gute Berichtigungen, auch wohl zuweilen neuere Angaben von Anzahl der Einwohner einzelner Orte; aber nichts destoweniger stösst man noch sehr oft auf viele wesentliche, leicht vermeidliche Mängel, zum Theil auf Fehler, die ohne viele Schwierigkeit, schon mit Hülfe eines mittelmässigen geographischen Handbuchs hätten verbessert werden können. So werden mehrere Orte Festungen genannt, wo man jetzt gar keine Festungswerke antrifft, als Minden, Emden, Lippstadt, Elbing u. a. m. Dass die Grafschaft Sponheim von Pfalzzweybrücken und Baden-Baden nicht mehr gemeinschaftlich besessen wird, sondern längst zwischen beiden getheilt ist, konnte der Vf. schon aus mehrern neuern Geographieen wissen. — Bey der Anzeige der Poststationen der Distanzen und andern Postnachrichten hat Rec. mehrmalen Abweichungen von neuern Postberichten bemerkt. Von Hamburg nach Ratzeburg werden hier 7 Meilen, in andern nur 6 Meilen gerechnet; so von Hamburg nach Wismar, anstatt 15 Meilen nur 14 u. s. w. Auch bey Frankreich finden wir in diesen Abschnitten vielerley zu berichtigen. Von Paris nach Rheims geht die Post nicht Sonnabends, sondern Freytags, und ausserdem geht noch Montags eine bestimmte Kutsche ab. Der Abgang der Posten von Paris nach Sedan, ist hier nur Montags erwähnt; allein auch Mittwochs geht eine Kutsche ab. — Unter den bey manchen Orten angeführten Gelehrten vermisst man auch oft die gehörige Auswahl; nicht selten werden Gelehrte genannt, die längst gestorben, oder auch den Ort ihres Aufenthalts seit mehreren Jahren verändert haben. Nach Flintenschüssen sollte in einem Handbuche für Reisende die Entfernung wohl auch nicht angegeben werden, wie hier einigemal geschehen ist. — Billig hätte überdiess zuweilen auf die Verbesserung des Ausdrucks mehr Sorgfalt gewendet werden sollen. — Noch liest man hier: „Zwey Meilen von Wisbaden, *rech-„ter Hand auswärts, liegt* — — Idstein. — Angerburg, „eine *feine* Stadt. — Rostock, die grösste und beträcht-„lichste Stadt, *vom wichtigen Handel*, in den Meck-„lenburgischen Landen. — Frankenberg, mit Silber,-„Kupfer- und *Erzbergwerken*. — Eine Meile von Ro-„schild findet man das ansehnliche Schloss Lethraborg, „in dessen Gegend man einen grossen Stein, worauf *die „Könige* gehuldigt wurden, sieht." — Doch vielleicht liegt hier ein Druckfehler zum Grunde, da man überhaupt hier mehr Druckfehler bemerkt, als man in einem Buche, welches so viele wiederholte Auflagen erlebt hat, erwarten sollte. So findet man *Hezford*, anstatt Herford, *Oldendurg*, anstatt Oldenburg, *Wibueg*, st. Wiburg, *Pesante*, st. *Persante*, *Ootsdam* st. Potsdam, *Glaudenz*, st. Graudenz, *Tilsit*, st. Tilsit, *Stormonn* st. Stormarn. — Den Werth der Karten werden unsre Leser schon aus den vorigen Auflagen kennen.

Stockholm, b. Holmberg: *Utförlig Geographie. Tredje Delen, Förra Bandet, Innefattande Storbrittannien författad af* (Ausführliche Geographie. Des dritten Theils erster Band, von Grossbrittanien, verfasst von) *Dan. Djurberg*, Rect. Schol. 1793. 1 Alphab. 15 Bog. 8.

Der Vf., welcher auch Mitglied der Cosmographischen Gesellschaft in Upsala ist, hat schon seit einigen Jahren diese ausführliche Geographie herauszugeben angefangen, wovon dieser Band vorzüglich weitläuftig ist, sowohl weil England so viele Merkwürdigkeiten enthält, als weil, sagt der Vf., es dessen Favoritland ist, das er daher gerne genauer als andere Länder beschreiben wollen. Er gesteht es doch, dass er bey diesem Theil hauptsächlich *Volkmann* und *Entick* gebraucht habe; doch hätten ihm, der grossbrittannische Minister in Stockholm, Hr. Ritter Liston, und Hr. D. Seton auch manche wichtige Nachrichten mitgetheilt. Die grösste Länge dieses Reichs vom Cap Lizard bis zur Insel North Ronalsa setzt er zu 102 Meilen, und die grösste Breite von dem westlichsten Theil Irelands bis Jarmouth in England, zu 74 Meilen, die ganze Grösse aber berechnet er nur zu 2880 Quadratmeilen, freylich schwedische Meilen. Auch die Anzahl der Einwohner von England zu 6 Millionen ist zu klein angegeben; er erkennt aber daselbst in der Vorrede, dass man sie zu 7, wo nicht 8 Mill. annehmen könne, (vielleicht noch wohl gar etwas höher.) Jene Berechnung gründet sich auf die alte Häuserzahl vor 70 Jahren bey Miege, die doch seitdem gewaltig gestiegen ist. Den Inhalt der englischen Länder hat er selbst nach Kitchins Karte ausgerechnet, und zwar nicht wie Büsching nach Acres, sondern in schwedische Quadratmeilen. So gibt er England selbst 1380 Q. M., Schottland 780, und Irland gerade eben so viele Q. M. Auch ist Maass, Gewicht und Münze alles nach schwedischem Maass, Gewicht und Gelde berechnet. Sonst haben wir eben nicht viel wichtiges, neues oder sonst unbekanntes bemerkt. In einem beygefügten Anhang berechnet er den Gewinn der Rheder englischer Handelsschiffe von 6 p. C. zu 2,700,000 Rthlr. jährlich. 80,000 Matrosen sind dabey beschäftigt. Im J. 1791 wurden aus Grossbrittannien ausgeführt für 99,462,974 Rthlr. Waaren, die der Krone an Zoll und Abgaben 16,334,904 Rthlr. einbrachten. In eben dem Jahr wurden 152,854,058 Rthlr. an Gold und Silber ausgemünzt. Die Anzahl der Häuser in England, welche 1780 die Fenstertaxe bezahlten, war 927,884. Die Manufacturen und der Handel in Schottland, besonders in Edinburg, haben gewaltig zugenommen. Im J. 1763

1763 wurde da verfertigt an Glas 1,769,712 Pf. an Gewicht, 6400 Ries Papier, 900,000 Ellen Cattun, 37000 Pf. Stärke; im J. 1790 aber ſchon 9,059,904 Pf. Glas, an 100,000 Ries Papier, 26,400,000 Ellen Cattun, und 75000 Pf. Stärke; in Edinburg waren 1763 nur 6, 1790 aber 12 Buchdruckereyen. 1763 betrug die Acciſe in ganz Schottland nur 563000, und 1790 beynahe 2,160,000 Rthl. Die Stempelpapierabgabe brachte der Krone 1790 eine Summe von 346,000 Rthlr. ein. Das neue Univerſitätsgebäude zu Edinburg, welches neulich fertig geworden, iſt eins der gröſsten und bequemſten in Europa. Es iſt ein länglichtes Viereck, 358 engl. Fuſs in der Länge, und 255 in der Breite, es enthält Zimmer für den Vorſteher und 7 Profeſſoren, ein Bibliothekszimmer von 150 Fuſs u. ſ. w. Im J. 1791 waren zu Edinburg 1255 Studenten. — Wenn hier von Thaler geredet iſt; ſo werden immer ſchwediſche Rthaler oder Speciesthaler verſtanden. Der folgende Theil dieſer Erdbeſchreibung wird Dännemark und Schweden begreifen, und da haben wir Urſache, von dem Vf. manches Neue zu erwarten.

Frankfurt u. Leipzig, b. Pfähler: *Geographiſches Taſchenbuch auf nordiſchen Reiſen,* von *Auguſt Gottlieb Preuſchen.* 1792. 142 S. 8.

Paſſender würde der Titel ſeyn, wenn er folgendermaſsen abgefaſst wäre: *Taſchenbuch für Reiſende, welche Dänemark, Norwegen, die Ferröiſchen Inſeln, Island und Grönland beſuchen wollen.* Denn nur von dieſen wird hier gehandelt. Zuerſt beſchreibt der Vf. Dänemark. Nach einer magern geographiſchen Einleitung folgen die Städte, Schlöſſer, vorzüglichſten Dörfer, Inſeln etc. in alphabetiſcher Ordnung, nebſt einem Sachregiſter. Auf eben dieſe Weiſe hat es dem Vf. beliebt, Norwegen, Island, die Ferröiſchen Inſeln und Grönland, und zwar alle dieſe in einem Abſchnitte abzuhandeln. Diejenigen, welche Büſchings Erdbeſchreibung beſitzen, finden in dieſem Taſchenbuche gar nichts neues, indem es nichts mehr, als ein ſehr dürftiges Excerpt aus Büſching iſt, wiewohl oft mit etwas abgeänderter Ordnung. Zum Beweiſe dieſes Urtheils nur folgende wenige Beyſpiele:

In *Büſching* lieſt man:	In *Preuſchen:*
Aakirke, ein Städtchen, — hier wird Landgericht und der Synodus gehalten.	*Aakirke*, eine kleine Stadt, darin die Provinzialgerichte und die Synoden gehalten werden.
Aalborg, die *Hauptſtadt des Stifts*, — — iſt groſs, *volkreich*, und nach Kopenhagen die *wohlhabendſte* und beſte Stadt im Königreiche, — — hat eine *Kathedralſchule von 6 Claſſen*, welche K. Chriſtian III. 1553 geſtiftet, — — hat einen ſichern und tiefen Hafen, deſſen Einlauf bey Hals aber etwas beſchwerlich iſt. Es wird hier anſehnlicher Handel getrieben, inſonderheit mit Heeringen und Korn. Man findet hier auch eine Seidenmanufactur, eine Zuckerläuterung, Thranbrennerey und Seifenſiederey. Die hieſigen Flinten und Piſtolen, Sattel und Handſchuhe ſind bekannt.	*Aalborg*, eine von den *wohlhabendſten* und *volkreichſten* Städten nach Kopenhagen, und die *Hauptſtadt in der Diöceſe*, hat zwar einen guten Hafen, deſſen Eingang iſt aber bey Hals etwas beſchwerlich. Sie treibt eine gute Handlung mit Heeringen und Früchten, hat dabey ſchöne Seidenmanufacturen, Seifenſiedereyen, Zuckerraffinerien, und Oefen, um Fett von Salmen auszulaſſen. Die Aalborger Flinten, Piſtolen, Sattel und Handſchuhe ſind hier überdies bekannt. *Chriſtian III ſtiſtete hier ein Collegium von 6 Claſſen.*
Ringſted, ein Städtchen, — Die hieſige groſse Kirche iſt 1475 erbauet, und wegen unterſchiedlicher Reliquien berühmt geweſen. Es liegen darin verſchiedne Fürſten, Könige und Königinnen; z. E. K. Waldemar I u. II., Erich der Heilige, Herzog Knut etc. u. a. hohe Standesperſonen, ingleichen über 80 Adliche begraben. Sie hat, wie das hieſige Kloſter, verſchiedne Namen gehabt, und iſt bald Marien- oder Frauenkirche, bald des heil. Knuts des Märtyrers, und des heil. *Benedicts Kirche* genennt worden. — Der Ort iſt vornemlich des Landgerichts wegen berühmt, an welches von ganz Seeland, Kopenhagen und Korſöer ausgenommen, appellirt wird. — — Es wird daſſelbe alle 4 Wochen in einem Theile der Kirche gehalten.	*Ringſted*, eine kleine Stadt, darin die wegen ihrer Reliquien vormals berühmte groſse Kirche merkwürdig iſt. *Denn* man ſiehet da die Gräber vieler Prinzen, Könige(n) und andrer vornehmen Perſonen, darunter über 80 Edelleute ſind. Zu merken ſind beſonders die Grabmäler von Waldemar I. II., von dem heil. Erik und dem Herzoge Kanutus. Hier iſt ein Landgericht, das ſich über die ganze Inſel, Kopenhagen und Korſöer ausgenommen, erſtrecket. Es kommt monatlich einmal in der Kirche des h. Benediktus zuſammen.

Daſs der Vf. keinen Begriff davon hat, wie ein Taſchenbuch für Reiſende abgefaſst ſeyn ſollte, kann ſchon ſeine Beſchreibung von Kopenhagen zeigen. Anſtatt dem Reiſenden auf die ſehenswürdigſten Merkwürdigkeiten dieſer Hauptſtadt aufmerkſam zu machen, ſpricht er bloſs von ihrer Entfernung vom Sunde, ihren Haupttheilen, von Anzahl der Häuſer, der Pfarrkirchen, der öffentlichen Plätze, der königl. Schlöſſer, Anzahl der Einwohner, von der Güte des Hafens, der nächtlichen Erleuchtung, und fährt alsdann fort: „Die Univerſität, der botaniſche Garten, die öffentlichen und beſondern Naturalien- und Kunſtkabinette, die vielerley Manufacturen, wozu noch groſse Kunſtdrechsler kommen, die Börſe, „das Zeughaus, das groſse wohleingerichtete Spital u. a. „prächtige und koſtbare Anlagen verdienen die gröſste „Aufmerkſamkeit aller Reiſenden, und können beſſer „und vollſtändiger geſehn, als beſchrieben werden." — Doch wozu bedarf es mehrern Beweiſes. Mehrere Leſer der A. L. Z. werden ohnedies ſchon Hn. *Pr.* als den Verfaſſer eines Taſchenbuchs für Reiſende nach Italien kennen, und danach den Werth des jetzigen beſtimmen können! — Wie viel mehr Befriedigung findet ein Reiſender in *Krebels Europäiſchen Reiſen*, auch unerachtet ihrer weſentlichen Mängel!

Schlüſslich kann Rec. nicht unbemerkt laſſen, daſs der Text oft durch Druckfehler verunſtaltet iſt. So findet man hier Cravemonde, ſtatt Travemünde, Myvaen ſtatt Myvam; Edredon ſtatt Eyderdunen etc. Schleswich und Schleswichiſch dürften hingegen wohl keine Druckfehler ſeyn, da ſie hier mehrmals mit *ch* gedruckt ſind.

Nürn-

Nürnberg, b. Grattenauer: *Wolfgang Jägers*, Prof. zu Altdorf, *Geographisch-historisch-statistisches Lexicon.* IIter Theil. M bis Z. Zweyte, durchgehends vermehrte und verbesserte Auflage. 1793. 730 S. 4.

Auch von diesem IIten Theile ist die neue Auflage mit eben dem angestrengten Fleisse, und mit eben so viel mühsamer Sorfalt, als die vom ersten Theile ausgearbeitet. Sehr oft findet man bey den geographischen und statistischen Artikeln richtigere Angaben, als selbst in den neuesten Auflagen von Büschings Erdbeschreibung und andern klassischen Werken, aus den besten und neuesten Quellen geschöpft. Aufmerksamen Zeitungslesern kann Rec. nach seiner Ueberzeugung kein besseres Handbuch zum täglichen Gebrauch empfehlen, als dieses Lexicon. In einem Anhange liefert der Vf. Nachträge und Berichtigungen, gibt auch Nachricht von dem neuveränderten Zustande von Frankreich. Den Beschluss macht eine Anzeige des Flächeninhalts einiger Lande.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. La Garde: *Michael Montaigne's Gedanken und Meynungen über allerley Gegenstände; ins Deutsche übersetzt.* Vierter Band. 1794. 616 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Wie bekannt, vollendete der sel. *Bode* diese seine meisterhafte Uebersetzung des *Montaigne* ganz, eh er ihren Abdruck anfangen liess; und so wurde der noch übrige Theil derselben ein höchst schätzbarer Nachlass fürs deutsche Publicum, welches schwerlich durch irgend einen andern Fortsetzer dieser Arbeit, wäre sie unvollendet geblieben, ganz hätte können entschädigt werden. Eine neue Vergleichung des Originals mit dieser eben so emsigen als glücklichen Dolmetschung hat Rec. aufs neue von ihrem grosen Werthe überführt Jene Emsigkeit war offenbar eine Frucht der innigen Achtung, die der sel. B. sowohl für seinen Schriftsteller, als für seine Leser fühlte; und dieser glückliche Erfolg seines Fleisses war reife Frucht seiner vorzüglichen Geisteskräfte, seines reichen Sprachbesitzes, und vornemlich seiner mit der Montaignischen ganz übereinstimmenden Art, die Gegenstände zu erwägen, und sich über sie zu äussern. Keine einzige Spur von Flüchtigkeit oder Nachlässigkeit fand Rec. in dem von ihm verglichnen grössern Theil dieses Bandes; und selbst der fast unvermeidlichen kleinen Fehlgriffe stiess ihn keiner auf. Ein Beweis, dass der edle Urheber dieser Uebersetzung seiner gewissenhaften Bedächtlichkeit nicht müde wurde, und sich alle die Zeit nahm, die dazu gehörte, unter Wendungen und Ausdrücken zu wählen, die sich ihm wahrlich nicht auf den ersten Blick darboten. Am Schluss dieses Bandes sind wieder die Verdeutschungen fremder Citate in Prose und Versen beygefügt, vermuthlich von eben der geschickten Hand, wie die in den drey vorigen Bänden. Uebrigens wird das zweyte Buch mit diesem Bande geschlossen, und es ist also noch das kürzere dritte Buch zu erwarten.

Leipzig, b. Böhme: *Frauenzimmer-Almanach* zum Nutzen und Vergnügen.

Auch unter dem Titel:

Leipziger Taschenbuch für Frauenzimmer. 1790 bis 1794. 12. m. K. (3 Rthlr. 18 gr.)

Das diesem Almanach angehängte Taschenbuch enthält 1) Auswahl von Gedichten, 2) kleine Erzählungen und Gemälde, 3) Staaten- und Völkergeschichte, 4) Naturgeschichte, 5) ländlicher Briefwechsel, 6) ökonomische Hefte, 7) Scenen aus der Familie Ehrenberg, 8) Franz Ehrenbergs Reden über die körperliche Erziehung und 9) Diätetik, wozu in den spätern Jahrgängen noch einige Rubriken kommen, als: Wirthschaftliches Vademecum — Unterhaltungen über die Toilette etc. Ungeachtet der Herausgeber sich im Jahrgange 1794 beschwert, dass ein Recensent die Gedichte nur mittelmässig gefunden hat, so war das doch wahrlich mehr als nachsichtig, indem es wässerichte Keime sind und bleiben, wenn sie anch von den berühmtesten Männern herrühren sollten. Die meisten übrigen Rubriken dieses Taschenbuchs enthalten mährchenhafte Erzählungen, die ungleich mehr geschickt sind, die ohnehin schon rege Phantasie der Frauenzimmer zu beschäftigen oder gar zu verderben, als ihren Verstand zu bilden, welcher Vorwurf jedoch N. 7. am wenigsten trifft, da diese Scenen aus der Familie Ehrenberg noch am natürlichsten, und nicht leer an brauchbaren Maximen sind. Die N. 3, 4, 6, 8 und 9. enthalten zwar zweckmässige und nützliche Gegenstände, die aber am wenigsten ausgeführt sind.

KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. *Weimar*, b. Hoffmanns Wittwe u. E.: *Tabellarische Bestimmung der Bestandtheile der merkwürdigsten Neutral- und Mittelsalze in hundert Theilen: nach Bergmann, Kirwan, Wiegleb, Wenzel und andern Scheidekünstlern; nebst Bezeichnung ihrer Auflösbarkeit sowohl in Wasser als Weingeiste, und der Bemerkung der eigenthümlichen Schwere der Körper für Physiker, Aerzte, Scheidekünstler und Apotheker.* Von *Carl Aug. Hoffmann.* I. Tafel. *Vollkommene Neutral- und erdige Mittelsalze.* II. Tafel. *Metallische Mittelsalze.* 1791. 2 Bogen. — Die Hauptcolonnen dieser 2 Tabellen enthalten die Namen der Grundlagen, als: der Laugensalze, der Erden und der Metalle; die Bestimmung der Menge an Säuren, welche zur Sättigung von 100 Gran der Grundlagen nöthig ist; die Namen der aus diesen Verbindungen entspringenden Producte; das Verhältniss der Bestandtheile in letztern; und die Bestimmung der Auflösbarkeit derselben in Wasser und Weingeist, mit Bemerkung der Wärmegrade. Drey Nebencolonnen zeigen die Schriftsteller an, aus denen die Data genommen sind. Ausserdem ist noch angedeutet, ob die Verbindung durch gegenseitige Verwandschaft geschiehet, ob die Säuren im starken, oder verdünnten, oder in beiderley Zustande, auf die Grundlagen wirken u. s. w.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 4. September 1794.

GESCHICHTE.

Eisenach, b. Wittekindt: *Versuch einer kurzen Beschreibung des Zustandes, der Sitten und Gebräuche der Hebräer für Ungelehrte,* von *Heinrich Ludwig Pfaff.* 1792. 162 S. 8. 4 S. Vorrede und Inhaltsanzeige.

Der Vf., welcher sich sein Publikum genau nur auf Schullehrer auf dem Lande und andre Unstudierte einschränkt, denen es doch um Erweiterung ihrer biblischen Kenntnisse zu thun wäre, hat wohl gewiss keine unnütze Arbeit unternommen. Er hat auf wenigen Bogen in einer, nichts weniger als unfruchtbaren, Kürze das Wesentlichste von den Sitten und Gebräuchen der alten Hebräer in einer guten Ordnung vorgetragen und auf erläuternde Stellen der Bibel allenthalben verwiesen.

Das ganze Werkchen zerfällt in 14 Kapitel, deren jedes wieder einige Abschnitte hat, als: 1) Von den verschiedenen Wohnarten der ersten Menschen. 2) Von den verschiedenen Lebensarten der Hebräer. 3) Von den Künsten und Wissenschaften. 4) Vom Hausstande der Hebräer. 5) Von der Kleidung der alten Hebräer. 6) Von den Speisen der Hebräer. 7) Von den Festen der Hebräer. 8) Von den Zeitvertreiben und Ergötzungen der Hebräer. 9) Von den Münzen, Maassen und Gewichten. 10) Von den religiösen Gebräuchen der Hebr. 11) Vom Aberglauben und Götzendienst der Hebräer. 12) Von den Gerichten und Strafen der Hebräer. 13) Vom Kriegswesen der Hebräer. 14) Von den Begräbnissen und den dabey üblichen Gebräuchen der Hebräer. Woraus schon sattsam erhellt, dass nichts wesentliches übergegangen worden ist.

Da Hr. *Pf.* in der Vorrede selbst mit äusserster Bescheidenheit von seiner Arbeit spricht und solche für nichts weniger als ganz vollkommen ausgeben will; so wird es ihm auch hoffentlich nicht unangenehm seyn, wenn wir ihn auf folgende kleine Unrichtigkeiten aufmerksam machen: Oft wird etwas unbestimmt von den Hebräern behauptet, was nur eine gewisse Zeit von ihnen galt, ohne allemal Rüksicht darauf zu nehmen, ob es von den Zeiten Abrahams oder Davids zu verstehen sey. S. 56 werden sogar die neuern Juden mit den alten Hebräern vermischt, da jene bekanntlich mit diesen kaum noch den Glauben gemein haben. Nachdem nemlich mit Recht gezeigt wird, dass sie keinen Activhandel besessen, wird §. 4 irrig hinzugesetzt: „nach „dem *Babylonischen Exil* änderte sich auch in diesem Stü„cke alles und seit dem Untergang des jüdischen Staa„tes ist Handel fast der einzige Nahrungszweig der Ju„den. Von ihnen rühret auch, wie man glaubt, die „für die Handlung überaus wichtige Erfindung der „Wechselbriefe her." Letztere Bemerkung ist hier ganz an unrechten Orte, also überflüssig, da die Erfindung sich bekanntlich von den, im 12ten Jahrhundert aus Frankreich vertriebenen Juden, herschreiben soll, aber erstere ist ganz irrig da selbst während der *Zerstöhrung des zweyten Tempels* noch kein Activhandel bey den Hebräern war, wie solches aus dem Josephus wider den Apion deutlich zu ersehen ist.

Manche Citate sind falsch und einige beweisen nicht alles, was sie beweisen sollen. 2. B. S. 1. läfst sich aus Mos. I. 19. 30. nicht darthun, dass ganze Familien in Höhlen wohnten; denn in diesem Verse steht ausdrücklich, dass Loth aus Furcht in Zoar (einer Stadt) nicht bleiben wollte und sich mit seinen Töchtern in einer Höhle verborgen hielt. S. 7. Jerem. 43. 10. und S. 57. 2. Sam. 11. 18. beweisen ebenfalls nichts, und Rec. möchte aus letzterm Verse um so weniger zu folgern suchen, dass Joab nicht habe schreiben können, da aus den 4 vorhergehenden Versen wenigstens deutlich zu ersehen ist, dass er Geschriebenes lesen konnte. S. 85 ist die Erinnerung des Vf. gegen Luthers Uebersetzung, nach unsrer Meynung, nicht gegründet. Die Wittwe durfte wirklich vor ihrem Schwager, der die Levirathsehe ausschlug, ausspeyen; auch findet dieser Gebrauch noch unter den heutigen Juden statt. S. 102. §. 5. wird irrig eine Verordnung Mosis angeführt, dass die Hebräer nicht Butter sondern Baumöhl zu ihren Speisen gebrauchen sollten. Auch selbst aus der angeführten Stelle 5. Mos. 32, 13. 14. liesse sich allenfalls das Gegentheil erweisen. Das Pfingstfest ward nie, wie S. 112. bemerkt wird, volle 7 Tage gefeyert. Der Vf. scheint hierin *Michaelis* Mosaischem Rechte gefolgt zu seyn, aber auch beym *Michaelis* ist diess ein Irrthum, wie schon *Büsching* und andre bemerkt haben. Ehemals feyerte man diess Fest nur Einen Tag. Die jetzigen Juden feyern zwey Tage. Dass nicht 12, sondern nur 2 Webe-Brode geopfert wurden, erhellet selbst aus dem angeführten Verse.

Unter der Aufschrift: Germanien: *Freymüthige Briefe eines Engländers über den Feldzug des Herzogs von Braunschweig und des General Wurmsers.* 1794. 252 S. 8. (1 fl. rhn.)

Der Vf. versichert, ein Augenzeuge bey den meisten Begebenheiten der Feldzüge am Rhein 1793 gewesen zu seyn. Dass er kein Engländer ist, verräth sich bald; dass er aber in der Nähe jener Auftritte war, erhellet ziemlich deutlich. Das Buch besteht aus *neun Briefen* ohne Ort und Datum; auch ist bey den Begebenheiten, welche erzählt werden, niemals der Tag der Ereigniss nicht

nicht einmal der Monat angemerkt. — I. Br. Cüstin's Ueberfall, und Einnahme der Städte Speyer, Worms und Mainz; vertheidigt sein Betragen, und das seiner Untergebenen meistentheils. *II. Br.* Einiges über das Benehmen des Fürsten von Nassau und des Herzogs von Zweybrücken. Gelegentlich wird dieser gegen einzelne Nachreden vertheidigt. Der grössere Theil dieses Briefs aber ist politisches Raisonnement über die Aenderung alter Constitutionen, und über die Abneigung der Deutschen; die Anträge der Neufranken, sich organisiren zu lassen, anzunehmen. — Die Unordnungen bey Einführung der neuen Municipalitäten werden nicht verschwiegen; dennoch aber wird den französischen Reformatoren im Ganzen sehr das Wort geredet. *III. Br.* Hauptsächlich gegen die ausgestreute Gerüchte: „als ob unter der französ. Armee die Anzahl der Misvergnügten sehr gross sey.“ — *Cüstine* wird mit auffallender Bemühung, sein Lob zu verkünden, geschildert; und gewiss nicht mit unparteyischen Zügen. Die Bemerkungen über die grossen Wirkungen der Musik im Krieg, haben uns (S. 66 — 69) am meisten noch in diesem Briefe gefallen. — Die Darstellung der Gespräche in Wein und Bierschenken über den französ. Krieg ist sehr langweilig. *IV. Br.* — Cüstin's Rückzug aus Frankfurt; äusserst oberflächlich beschrieben; bald folgt wieder eine Declamation über die Grösse der französ. Republik abgelenkt. Die Freyheit in den alten griechischen und römischen Staatsverwaltungen wird sehr verächtlich heruntergesetzt; es fällt aber in die Augen, dass der Vf. gar nicht die gehörige Kenntnisse hat, darüber abzusprechen, — S. 115. werden die französischen Emigranten sehr hart mitgenommen. Von der ausgewanderten Geistlichkeit heisst es daselbst. — „Ausser Ketzermacherey und Brevier liege alles *über* ihrem Horizont; und sie behalte ihre geheime Intoleranz auch in Deutschland, wo sie geduldet werde, bey, lohne auch die Aufnahme mit Undank. — *V. Br.* Eine erbärmliche Episode von einem Liebeshandel. Hierauf wird wieder Cüstine vertheidigt, wegen der zuverläfsigen Vertröstungen, welche er zu Mainz und in der dortigen Gegend gegeben: „Die Deutschen konnten nicht mehr über den Rhein kommen!“ — Die Unordnungen der Armee unter Bournonville (ohnweit Trier) werden zugestanden, und die häufige Rückkehr nach Hause; — aber die Weggelauffenen, hätten doch bald wieder dem Ruf des Gesetzes gefolgt, und seyen voll Eifer zurückgekommen. — Frankreichs Verlust und Entvölkerung sey noch nicht so gross; es könne noch viel von seinen 24 Millionen verlieren; — es müsse und werde wohl fallen, aber wenn? — stehe noch weit dahin. — — *VI. Br.* Von der Belagerung von Mainz, und *Cüstin's* letzten Versuche gegen die Wurms. Armee. Durchaus unbedeutende Nachrichten. Der Tadel vieler aristokratisch-gesinnter Bürger in den neu eroberten Städten und Dörfern im Elsass, welche die Patrioten sehr unbesonnen verfolgt haben sollen, möchte wohl nicht ungerecht erscheinen, wenn er auf wohl erweissliche Facta gegründet wäre. In diesem Buch ist alles ohne Bestimmung des Orts und der Zeit zusammengeworfen. S. 175 — 177 wird der Geschwindigkeit der Franzosen im Manövriren ein Panegyricus gehalten. *VII. Br.* Einiges von der Uebergabe von Mainz, und deren Folgen; auch von dem Schicksal der Clubbisten. — Wieder alles sehr obenhin! — Darauf wird General v. Wurmser gegen Nachreden in Schutz genommen; auch die Preussischen Anführer im Zweybrückischen dazu. *VIII. Br.* Tapferkeit des Herzogs von Braunschweig und seiner Truppen bey Pirmasens. — Unvermuthete Wiedereinnahme des französischen Lagers unweit des *Ketteicher* Bergs, da sie Tags zuvor erst geschlagen, und ganz vertrieben waren. Rückzug der Franzosen über die Saar. Die Geschicklichkeit, welche der Herzog von Braunschweig hiebey bewiesen, werde verkannt! — Einnahme der Linien bey Weissenburg durch die Wurmserische Armee. *IX. Br.* Gefechte der Preussen an der Saar. Die Franzosen seyen in ihren Lägern allerdings sehr wohl mit Betten und andern Meubles versehen gewesen. — Ueber die Fehlschlüsse, was die Folgen nach Einnahme der Weissenb. Linien seyn würden. — Verstärkung der französischen Armee; Zurückdrängung der Oestreich. Armee bis Mannheim. Alles kurz und in einem sehr ungebildeten Styl erzählt. Der Vf. hat durchaus kein Talent zu einem guten Schriftsteller; er scheint gar nicht zu wissen, was Provinzialismen sind, noch was Achtung gegen das Publicum erfodern. S. 46 und an andern Stellen kommt der Ausdruck *Kosen* in ungewohnter verwerflicher Bedeutung vor. — S. 77. heisst es: „Der Freyheitsbaum that einen *starken Schuss*, — und fiel!“ — Von Friedr. II. Schriften wird S. 118 angeführt: „sie würden nur hie und da noch auf einem Dachstüblein gelesen! — Von *Cüstine* wird angegeben: „Alexanders und Darius Beyspiel möge sehr auf seine Handlungsart gewirkt haben.“ — So oft der Vf. nur sich auf Geschichte und Philosophie einläst, verunglückt ihm beynahe jede Zeile. — Auch sein hie und da angebrachter Witz ist fad und abgeschmackt.

Berlin, in der academ. Kunsthandl.: *Kurze Biographieen der berühmtesten Römer*, als Vorbereitung zur Erlernung der römischen Geschichte, für junge Leute. Mit zwölf Kupfern. *Erstes Bändchen.* 1792. 263 S. 8.

Der von dem ungenannten Vf. in der Vorrede angegebene Gesichtspunkt, dass es zur Belehrung junger Leute dienen solle, welche noch gar keinen Unterricht in der römischen Geschichte erhalten haben, rechtfertigt die Form und Einrichtung desselben. Begebenheiten, wenn sie der Geschichte berühmter Männer angereiht sind, prägen sich dem Gedächtnisse leichter ein, als wenn sie in eine fortlaufende Erzählung nach historischen Gesichtspunkten geordnet sind; und so können allerdings einzelne Anecdoten und kurze Biographieen eine zweckmässige Vorbereitung zu der Erlernung der eigentlichen Geschichte seyn. Der Vf läfst die Leben berühmte Römer in chronologischer Ordnung auf einander folgen, so dass sie, wie beym *Aurelius Victor de Viris Illustribus*, doch wenigstens einen ohngefähren Zusammenhang der römischen Geschichte bilden. Er hat hiebey vorzüglich den *Livius* und *Plutarch* benutzt, so dass er die Nachrichten des ersten grösstentheils wörtlich

lich übersetzt, die des letztern im Auszug mittheilt. Hiebey ist nun nicht immer die gröfste Genauigkeit beobachtet. In dem Leben des Romulus S. 23. stiessen wir auf eine Stelle, wo zum Lobe dieses Königes gesagt wird: „Er töttete nicht, nachdem er König war (geworden war) Mörder und Räuber; sondern überwand ganze Völkerschaften im Kriege, zerstörte aber nicht ihre Städte; sondern füllte sie mit Pflanzern an. Difs ist wörtlich aus der Vergleichung des *Theseus* mit dem *Romulus* genommen ist; woraus erhellt, mit wie wenigen Nachdenken der Zug: *er tödtete nicht Mörder und Räuber*, hier aufgenommen ist. Ein solcher Mangel an Nachdenken zeigt sich auch in dem Anfange der Biographie des *Tullus Hostilius*, S. 32. wo es heisst: Tullus Hostilius, ein Enkel *desjenigen Hostilius*, der sich in der Schlacht gegen die Sabiner durch seine Tapferkeit so sehr ausgezeichnet hatte; welches aus dem *Livius* genommen ist. I. 22. *nepotem Hostilii, cujus in infima arce clara pugna adversus Sabinos fuerat*, mit Beziehung auf das, was er I. 12. erzählt hatte. Aber unser Vf. hatte jenes Hostilius in dem Leben des Romulus keine Erwähnung gethan, indem er dort nicht dem *Livius*, sondern dem *Plutarch vita Romuli* c. 18. gefolgt war. Unverständlich ist, was S. 24. vom Numa gesagt wird: Die Begierden durch Vernunft zu besiegen, hiess ihm *nur* wahre Tapferkeit. Beym Plutarch *vita Numae* c. 3. ἀνδρείαν ἀληθῆ τὴν ὑπὸ λόγου τῶν ἐπιθυμιῶν ἐν αὐτῷ κάθειρξιν ἡγούμενος. Die rhetorischen Blumen, welche *Plutarch* so gerne ausstreut, und die in einer ausführlichen Schrift entschuldigt werden können, stehen in einem trocknen Auszuge nicht an ihrer Stelle. z. B. S. 25. Alles war von Freude erfüllt; es schien als wenn die Stadt *nicht einen König, sondern ein Königreich erhielte*, und S. 30. Numa wirkte nicht blos auf sein Volk; sondern auch die umliegenden Städte, *als ob eine reinere und heitere Luft, von Rom aus, zu ihnen herüber wehte*, fingen an, ihre Sitten zu mildern. Beyde Stellen sind aus dem *Plutarch* entlehnt. Die bekannte Stelle des *Bacchylides* auf die Segnungen des Friedens (Anal. v. P. T. I. p. 150) welche *Plutarch* auf den Zustand des römischen Staats unter dem Numa accommodirt, ist hier so angeführt, als wenn *Bacchylides* denselben absichtlich besungen hätte. „Ein alter griechischer Dichter, heisst es hier, sagt ohne Uebertreibung von seiner Regierung." Der Styl ist meistentheils fliesend, obschon weder rein noch gleichförmig, wie bey dieser Art die verschiednen Quellen zu benutzen nicht wohl möglich war. Die beygefügten Kupfer, angebliche Bildnisse von zwölf in diesem Bande abgehandelten Männern, sind unter der Kritik.

Lund, b. Lundblad: *Konung Gustaf den Förstes Historia Förre Delen*, efter gamla och ostridiga Handlingar samman serefven af *Dr. Olof. Celsius*, Biskop öfver Lunds-Stift, Pro-Cantsler, Commandeur af Kongl. Majts Nordstierne-Orden och en af de Aderton i Svenska Academien. Tredje Uplagan (Geschichte König Gustav des Ersten, aus alten ungezweifelten Urkunden zusammen getragen, von D. O. *Celsius* — Dritte Auflage). 1792. 1 Alph. 5 Bog. 8.

Dieses Buch, welches 1786 zuerst in Schwedischer Sprache erschien, bleibt ungeachtet einiger kleinen Fehler, immer eine der besten Geschichten, die wir bisher von einem schwedischen Könige haben. Sie wurde, obgleich eben nicht zum besten, bald ins Deutsche übersetzt, und Rec. hat die zu Kopenhagen 1753 erschienene deutsche Uebersetzung vor sich, bey der doch die Dedication an den Kronprinzen Gustav, die Vorrede des Vf., und ein vorangesetztes Gedicht von der berühmten Schwedischen Dichterin: Nordenflycht, fehlt, die wir wieder bey dieser dritten Edition finden. Schon 1775 erschien eine zwote Auflage dieser Geschichte, aber ohne Wissen des Vf. und also ganz ungeändert. So viel Rec. aus der Vergleichung mit der deutschen Uebersetzung von 1753 urtheilen kann; sind auch wohl wenige oder gar keine Veränderungen bey dieser dritten Ausgabe vorgenommen worden. Doch dient es zur Bequemlichkeit, dafs wenigstens die Jahrzahlen am Rande beygesetzt sind. Der Pabst wird noch hier S. 341 so wie in der erstern Ausgabe beschuldigt, dafs er sich an die Türken gewandt und sich mit ihnen verbunden habe. Clemens VIII wird S. 350 noch für einen Sohn oder Enkel Leo X angesehen. Auch ist des sogenannten Daljunkers Brief an die Dalbauern hier gleichfalls nur im Auszuge mitgetheilt; in der ersten Auflage war er auf dem Bogen Z ganz abgedruckt; der ganze Bogen, worin dieser Brief vorkam, der aus Westerhielms Historie Gustav I. in MS. genommen war, musste aber, wegen einiger darin vorkommenden harten Ausdrücke gegen Ausländer und Deutsche, auf Befehl umgedruckt, und nur im Auszug mit Weglassung solcher Stellen geliefert werden; eine Vorsicht, die bey einer so alten Urkunde ganz unnöthig war.

Wien, b. Kurzbek. *Barthol. Germonis*, e. S. I. Aurelian. *Disceptationes diplomaticae*, quibus praemittitur earundem *historia e Gallico Aeg. Bern. Ragueti* recens in latinum versa. Omnia olim in Gallia seorsum semel, nunc primum in Germania conjunctim edita. 1793. Ragueti histor. enthält 128. und Germonii Werk 446 S. ohne die Vorrede Inhalt und Register.

In der Geschichte der Diplomatik ist bekannt, welche Streitigkeiten sich in dieser Wissenschaft erhuben, nachdem *Mabillon* sein vortrefliches Werk *de re diplomatica* herausgegeben, und der Jesuit *Barth. Germon*, um den P. *Papelbroch* als Mitglied seines Ordens gleichsam zu vertheidigen, ihm die *disceptationem de veteribus Regum Francorum diplomatibus* etc. entgegengesetzt hatte. Diesen Streit unsern Lesern hier zu wiederholen würde unnöthig seyn, diejenigen, denen daran liegt, ihn zu wissen, finden ihn hier, in dem vor uns liegenden Werke des Abbé Raguet auf 128 S. weitläuftig erzählt. Diese Schrift wird, wir wissen nicht warum: besonders paginirt. Nachher folgen die 3 Abhandlungen des Germon. Man ist der Verlagshandlung vielen Dank schuldig, dafs sie diese Aufsätze eines Verfassers, der bey allen seinen Sophistereyen, der diplomatischen Kunst viel genutzt hat, da sie schwer aufzutreiben waren, zusammen herausgab, sie hat sich dadurch mehr Verdienst um die Wissenschaften als durch das schmutzige Geschäft des

des eigentlichen Nachdruckens erworben. Dafs zu diesem Gewerbe seine Typographie nicht eingerichtet sey, versichert der Hr. von Kurzbek in der kleinen Vorrede selbst.

Nürnberg u. Altdorf, b. Monath und Kufsler: *Geschichte Kaiser Heinrichs des Sechsten*; von *Wolfgang Jäger*, Prof. zu Altdorf. 1793. 8. 118 S. und 6 S. Vorr.

Diese Schrift führt auch den Titel: *Sammlung historischer Aufsätze* von *Wolfg. Jäger* 1tes Stück. Der Hr. Vf. kam durch die Bearbeitung der Geschichte Konradins auf den Gedanken, die Folge der Kaiser aus den Hohenstaufischen Hause zu liefern, und zwar diejenigen, welche noch nicht gründlich und einzeln bearbeitet sind, allein da ihm die Bünauische Geschichte Friedr. I. und die Gundlingische von Philip ziemlich befriedigend zu seyn dünkte und der Vf. der Geschichte K. Friedrichs II. ihm zuvor gekommen war, so werden wir, da Konrad IV. Laufbahn nach seines Vaters Tode, unbedeutend ist, nichts mehr aus dieser Kaiserreihe zu erwarten haben.

Der Hr. Vf. hat seine Schrift in 5 Kapitel abgetheilet, und trägt dieselbe auf seine bekannte Art gründlich und gut in einer schönen Sprache vor. Heinrichs gute Seite, d. i. sein Muth, und seine schlechte, d. i. seine Grausamkeit, sind zu bekannt, als dafs wir etwas mehr sagen dürften, wenn wir versichern, dafs der Hr. Vf. ihn schilderte, wie er war.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. La Garde: *Aehrenlese vom Calenderfelde, bestehend in einer Auswahl vorzüglicher Aufsätze aus Deutschlands Taschenbüchern* für das Jahr 1794. 12. 296 S. (ausser dem Calender, und den 12 Kupf. mit Erklärungen) (1 Rthl. 2 gl.)

Die zwölf Kupfer sind Abbildungen einzelner Scenen aus Hn. *Schinks Abdera*; alle von *Barbiez* gezeichnet, aber von 3 verschiedenen Künstlern von H. Romberg, L. Buchhorn, und W. Arend, gestochen. Die Beleuchtung ist oft viel zu stark, und bey zu vielen Figuren angebracht; doch ist charakteristischer Ausdruck in mehrern und Fleifs in der Ausführung nicht zu miskennen. Das letzte Blatt wird erst durch die beygefügte Erläuterung zu einer Zoten - Schilderey. Ueberhaupt sind diese angehängte Erläuterungen (beynahe durchgehends) äusserst unnatürlich, voll gezwungenen Witzes, und einer Affectation, die eigentlich zurückstöfst. Man bemerkt einen unglücklichen Nachahmer Lichtenbergs, der manche andre Talente haben mag, nur nicht *das*, über Kupferstiche gefällig zu commentiren. Der *Vorbericht* ist vielleicht von dem nemlichen Vf., und handelt hauptsächlich von dem Werthe der Weiber, oder von der gebührenden Rangordnung des andern Geschlechts. Mit Umschweifen, die wenig belustigen, und wir wissen nicht wen? erbauen sollen, wird gegen dessen unnatürliche Anmaasungen gefochten, und gezeigt, dafs es sich gefallen lassen müsse, dem männlichen nachzustehen. Es ist eine oberflächliche Declamation, die mit sichtbarer Eile aufgesetzt ist.

Hierauf folgen die gesammelten Auffätze selbst, welche eben die *Aehrenlese* ausmachen. Sie sind äusserst gemischten Inhalts, aus Almanachen aller Art, auch wohl aus andern Büchern zusammengetragen; 41 an der Zahl. Nirgends ist angegeben, woher sie genommen seyen. Viele derselben sind aus sehr bekannten Taschenbüchern entlehnt. Wir halten es durchaus für Unrecht, wenn Schriftsteller, welche Belehrungen zu verbreiten zum Zweck haben, die sie nach eigenem Geständnifs aus andern *borgen*, nicht angeben, woher sie solche geborgt haben. Ohnedem sollen Fragmente aus Oekonomie, aus Physik, aus Geschichte in Bücher, wie das vorliegende ist, zusammengelesen, nur die Aufmerksamkeit der Leser erregen, den kurz behandelten Gegenständen näher nachzufragen, sollen nur reizen, sich nach umständlichern Ausführungen umzusehen. Wie wenig sind aber die Herausgeber solcher Schriften hiezu behülflich, wenn sie die Quellen verbergen, indem sie entweder zu bequem waren, sie selbst aufzusuchen, oder blofs aus Excerpten, die oft selbst unlauter sind, ohne gehörige Prüfung, nur wieder excerpirten! —

Zu den vorzüglichern Auffätzen dieser Sammlung zeichnen wir Die *von der Erde*, *von Thurnieren*, *von Leckereyen* aus. Die Nachrichten von Federblumen, von Zwirn, Spitzen, Battist, von Handschuhen, von Fingerhüten, auch von Briefsiegeln, Schreiben und Zugehör etc. mögen immer zu wiederholtenmalen gedruckt, und zur Unterhaltung vorgelegt werden. Sie sind geschickt, Nachdenken über Producte der Natur und der Kunst zu erwecken, über die leider! unsre feine Welt für sich nur allzuselten nachzudenken sich bequemt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Leipzig u. Altona*, b. Kaven: *Geheimnisse, aller Arten Tinten zu machen, und mit Muscheln, Gold und Silber zu schreiben.* 1792. 62 S. 8. Zu welcher Schriftsteller - Klasse der ungenannte Vf. ohngefähr gehöre, läfst sich aus der ganz ungebildeten, posfirlich - undeutschen Schreibart, die vom Titel an bis ans Ende herrscht, genüglich errathen. — Zur schwarzen Dinte allein dient der Vf. mit 22, so wie zur rothen Dinte mit 12 Vorschriften. Zur letztern lautet die siebende: „Nehmet Honig und Salz unter einander einander in ein Becken, lasset es wohlverdeckt 8 Tage lang stehen, alsdenn siedet es, und seihet es klar ab, und verwahret es vor Staub.“ Wer von unsern Lesern würde wohl der grosse Apoll gewesen seyn, um hieraus ein Recept zu rother Dinte zu errathen? Auch der Mond hat Einflufs auf die *schwarze* Dinte; denn die 3. Anm. besagt: „Im *letzten Viertel des Monden* kann man am besten Dinte anstellen, so wird solche bey dem *ersten Viertel* gut.“ Gleichermafsen mufs die *rothe* Dinte bey schönen, hellen, klaren Wetter bereitet werden. Unter den — *Geheimnissen von der Feder und Federmesser* — räth der Vf. die Auerhahn - und *Straussenkiele*, weil solche eine schwere Faust machen, billig zu vermeiden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 5. September 1794.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Hannover, in der Hahnschen Buchh.: *H. M. Marcard*, Oldenburgischer Leibmedicus, *über die Natur und den Gebrauch der Bäder.* 1793. XVIII u. 456 S. gr. 8.

Um den verständigen Gebrauch der Gesundheitsquellen und Bäder, fährt Hr. *M.* fort, sich sehr grosse Verdienste zu erwerben. Er gab das erste Beyspiel, dass ein Brunnenarzt seiner Quelle nur dann dauerhaftern und allgemeinern Zugang verschaffen kann, wenn er ihre Kräfte nach ihren Bestandtheilen und nach reinen Beobachtungen mit Unbefangenheit entwickelt und mehr darauf ausgeht, ihren Wirkungskreis zu beschränken, als zu erweitern, vor allem aber ihn ganz bestimmt zu bezeichnen. Der Probierstein ist hier immer, wenn die ganze Gattung von Wasser, nicht dieses einzelne nur der Gegenstand ist, den die Brunnenschrift behandelt und die Krankheiten, gegen die diese Mittel empfohlen werden, nicht schief und einseitig gefasst werden. Durch die *Beschreibung von Pyrmont* haben alle eisenhaltigen Quellen, von denen wir eine zuverlässige chemische Analyse haben, nicht weniger an Aufklärung und Bestimmung ihres Werthes gewonnen, als die Pyrmonter selbst, und unabhängig vom Gebrauch mineralischer Wasser greift jeder Arzt nach diesem Werke, wenn er über Nervenkrankheiten und über die Uebel, die ihren Ursprung von Verstopfung der Eingeweide des Unterleibes haben, den gründlichsten Unterricht sucht. Von Hn. *M.* würdigem Verfahren, dem das Bewusstseyn zum Grunde liegt, dass *seine* Pflichten als Mensch und Schriftsteller mit der Politik eines Brunnenarztes nie in Collision kommen *können*, gibt die Geschichte dieses neuen Werkes den überzeugendsten Beweis. Es sollte in ihm die Rede seyn vom Baden in Pyrmont und es handelt nur vom Baden überhaupt, weil richtige Begriffe von diesem festgesetzt seyn müssen, ehe von jenem gehandelt werden kann. Diese Einleitung wurde aber so gross, dass sie als eine besondre Schrift erscheinen musste. Sie ist ohne alle einseitige Rücksichten mit der grösten Unpartheylichkeit verfasst und jede Badeanstalt, die sich nicht geheime Kräfte anmasen will, kann dieselbe Anwendung von ihr auf sich machen, die der Vf. in einem besondern Werke in Beziehung auf Pyrmont entwickeln wird. Von welcher Einleitung zu einer localen Brunnenschrift liess sich bis jetzt dasselbe sagen? Da durch diese Abhandlung die gangbaren Ideen von warmen und kalten Bädern gänzlich berichtigt werden und über diese grose Mittel in den Händen dessen, der sie zu gebrauchen weiss, hier der lehrreichste Aufschluss gegeben wird, so freuen wir uns, dass die Einrichtung der A. L. Z. es gestattet, von einem so bedeutenden und originellen Werke einen vollständigen Auszug mitzutheilen, durch den wir hoffen, die Resultate der mit so vielem Fleiss und Scharfsinn unternommenen Untersuchungen in grössern Umlauf zu bringen, und Gelegenheit zu erhalten, auch unsrerseits diese wichrigen Forschungen durch einige Bemerkungen und Winke ihrer völligen Aufklärung in etwas zu nähern.

Heiss ist ein Bad, das die Wärme des menschlichen Körpers übersteigt, folglich über 96 Grade warm ist; zu den *warmen* oder *lauligen* zählt Hr. *M.*, was zwischen 96 und 85 Graden innesteht; *kühle* Bäder setzt er von 85 bis 65 herab; *kalt* sind sie von 65 bis zu 32 Graden. Solche Classificationen haben ihr mangelhaftes und allerdings etwas Willkührliches, weil Ein Grad keinen merklichen Unterschied macht, ausgenommen jedoch den einen 97ten Grad, der die Blutwärme übersteigt. Indess muss man einen Maasstab haben, und dieser scheint der beste zu seyn. Kritik andrer Eintheilungen, vorzüglich Marets, der ein Bad von 93 Grad noch kühl und ein Bad von 109 Grad noch lauwarm nennt. Wärme und Kälte sind zwar relative Begriffe in mancher Hinsicht, aber in einer nicht. Nemlich alsdann nicht, wenn der ganze Körper im Bade einem so dichten Fluido, wie dem Wasser, das zu dem Grad warm ist, ausgesetzt wird. Der natürliche Wärmegrad des Menschen bestimmt da genau, was für ihn warm oder heiss ist. Dieser Grad ist im Durchschnitt 96 Grad und in der heftigsten Fieberhitze, in der grosen Wärme heiser Klimaten, so wie in der strengsten Kälte wird darin, auser in den Extremitäten durch die Kälte, nicht sehr viel verändert. Verändert sich der Grad der Wärme beträchtlich, so reisst ihn dieses aus seinem natürlichen Zustand und er wird dadurch zerstört, wenn es weit geht oder lange anhält. Die Hauptabsicht des Werkes geht auf die warmen oder lauligen Bäder (beide Ausdrücke gelten durchaus für eins). In Absicht dieses Bades von 85 bis 96 Grad ist am meisten zu berichtigen, und es ist dasjenige, welches vom ausgebreitesten Gebrauch und Nutzen ist. Ein solches Bad wirkt am wenigsten gewaltsam, daher findet vernünftigerweise seine Anwendung am häufigsten statt; es kann am längsten ertragen und fortgesetzt werden, daher ist es ungeachtet seiner Gelindigkeit von der grössten Wirkung. Wenn man die allgemeinere Meynung, sogar die der mehresten Aerzte zum Grund legen wollte, so wäre es ausgemacht, dass ein kaltes Bad beynahe keine andre Wirkung habe, als zu stärken und das warme keine andre als zu erschlaffen. Daher entstand in spätern Zeiten die übertriebne Vorliebe für das eine und für das andre eine ungerechte Zurücksetzung. Wirklich wenn man vor kurzem noch ein lauwarmes Bad anrieth,

rieth, so schallte es einem von allen Seiten, von Kranken und Aerzten entgegen: es schwächt, es entkräftet, es erschlafft. Griechen und Römer, die wegen des häufigen Gebrauchs, den sie von den warmen Bädern machten, im Stande waren, darüber zu urtheilen, dachten nicht so, wie Hr. *M.* zeigt. Hercules, der Held der Stärke, war den warmen Bädern vorgesetzt. Wenn die Alten die Bäder wegen der angenehmen Empfindung, die sie erwecken, zu den Wollüsten zählten, die weichlich machen durch öftere Wiederholung, vielleicht auch empfindlich gegen die Eindrücke rauher Witterung, wofern an kein Gegengewicht gedacht wurde; so war allemal vom Missbrauch die Rede und nicht sowohl die physische Erschlaffung und Schwäche damit gemeynt, als die moralische, wodurch die abgehärtesten Körper in kurzer Zeit zwar nicht eben körperlich schwach, aber doch unbrauchbar für die Gefahren und für das Ausdauren im Kriege werden. Alles was man bey den römischen Satyrenschreibern gegen die Bäder findet, geht immer auf einen unbändigen Missbrauch, auf Schlemmerey und Lasterhaftigkeit, die dadurch befördert und auf Wollüste, die dabey getrieben wurden. Man hat mit Leder allerley Versuche angestellt, um die erschlaffende Wirkung des warmen Bades darzuthun, aber diese Versuche sind nicht ganz richtig, lassen eine andre Erklärung zu und leiden gar keine Anwendung auf die belebte Haut. Die Erscheinung, dass der Ring im kalten Bade weiter, im lauwarmen, wenn die Hand vorher nicht kälter war, ein wenig enger, und im heissen Bade beträchtlich enger werde, hat nichts mit Erschlaffung zu thun; sie ist theils die Folge von Wärme und Kälte auf den lebendigen Körper (denn im todten Körper ist das Enger und Weiterwerden unter solchen Umständen unbeträchtlich) theils aber rührt die Verdickung des Fingers daher, dass die lymphatischen Gefässe im lauligen Bad zuweilen stark einsaugen. Im heissen Bad wird der Ring viel enger, weil zugleich die grösre Wärme den Finger verdickt und hauptsächlich daneben die Blutgefässe durch Reiz anlaufen. Wie kann man sich vorstellen, dass der Körper dadurch erschlafft werde, dass er mit Feuchtigkeiten an seiner äussern Oberfläche umgeben ist, die seine eigne Wärme und noch wohl etwas darunter hat. In seinem ganzen Innern sind ja alle Hölen, die eine gar viel grösre Oberfläche ausmachen, immerfort von warmen Feuchtigkeiten benetzt und bespült, und keine Fiber wird dadurch zu schlaff. Wo in seltnen Fällen ein Bad von warmen Wasser den Anschein hat, zu schwächen, müssen andre Ursachen einwirken, etwa ein Aufwand irgend eines feinen Stoffs durch die mehr geöffnete Haut oder eine unbekannte Wirkung des warmen Wassers auf die Nerven. Hr. *M.* merkte nie wahre Entkräftung oder Erschlaffung von den vielen tausend Bädern, die er zum Theil zarte, schwache Weiber, schlaffe, kachektische Personen und zuweilen sogar Leute mit angelaufnen, nur nicht wassersüchtigen Beinen nehmen sahe. Wenn er aber Fälle anführen sollte von Menschen, deren Kräfte sich augenscheinlich herstellten während des Badens, so würde die Reihe lang werden. Unzählige male hörte der Vf. von badenden Personen, sie fühlten sich am stärksten an dem Tage, wenn sie gebadet hätten, am meisten aber von Frauenzimmern und schwächlichen Menschen. Wenn sich zuweilen jemand über unangenehme Gefühle von Mattigkeit nach dem Bade beschwert, so sind das immer die stärksten Männer, bey denen man doch nicht so schnell an Erschlaffung der Fiber denken kann. Viele schwache Menschen werden in den schweizerischen Bädern, wo man wenigstens schon von 1489 an so lange im Bade verweilt, zu Baden in Argow 4 — 5 Stunden, zu Pfeffers 7 — 12 täglich und das meistens zwey Monate durch, zu Leuk im Wallliserlande beynahe den grössten Theil der Zeit des Aufenthalts daselbst. Diese Bäder sind zwar grösstentheils nur halbe Bäder, weil nur der untre Theil des Körpers dem Wasser ausgesetzt ist, aber die obern Theile sind doch in einer dichten Wolke von warmen Dunst, der nach aller Theorie mehr erschlaffen sollte, als das flüssige Wasser. Aber zu Landecke in Schlesien nimmt man das Bad über den ganzen Körper auf dieselbe Weise. Alle diese Bäder haben keine Mischung, von der man erwarten könne, sie wirke der Erschlaffung entgegen. Hingegen bey den allerstärksten Bädern, die wohl etwas hätten, der Erschlaffung das Gegengewicht zu halten, ist es von uralten Zeiten hergebracht und also wohl durch Erfahrung erprobt, dass man nur kurze Zeit bade. Warme Bäder können im Uebermaass oder in einzelnen Fällen schädlich seyn, wie Hr. *M.* wohl selbst sahe, aber dem einer besondern Art von Reizbarkeit oder unbekannten Ursachen zuschrieb, denn das warme Bad an sich reizt nicht, sondern thut vielmehr das Gegentheil. (*Schwächen* kann nur, was die Lebenskräfte unmittelbar niederwirft oder grosse Erschütterungen, Anstrengungen und Bewegungen hervorbringt. Weder das eine noch das andere lässt sich vom lauwarmen Bade behaupten. Dennoch machte man ihm diesen Vorwurf ziemlich allgemein und selbst noch neulich in einer *lobenden* Recension dieses Werkes. Solche tief eingerissne, ganz grundlose Vorurtheile sind am schwersten auszurotten, aber desto verdienstlicher ist es auch, wenn es gelingt. Indess ist es wichtig, nachzuspüren, wie sie entstanden und mit welchen Vorstellungen sie zusammenhängen. Es sind offenbar vom Einfluss der Wärme und Kälte auf den menschlichen Körper überhaupt, sehr falsche Begriffe im Umlauf, nicht nur, wie sie im Baden, sondern auch in der Atmosphäre, in unsern Kleidungsstücken, Betten und in der Bereitung unsrer Speisen auf uns wirken. Man unterscheidet die Grade der Hitze und Kälte nicht genug und bedenkt die eigenthümliche Einrichtung unsers Körpers zu wenig, nach der der ihm eigne Grad von Wärme in den kältesten und wärmsten Ländern und Jahrszeiten, bey kalter oder warmer Lebensart, selbst im gesunden und kranken Zustand nur mit seltnen Ausnahmen um ein geringes im Steigen verändert wird; denn davon, dass er sinke und abnehme, ist, so viel wir wissen, kein Beyspiel bekannt. Was man der Kälte aus Erfahrung oder Hypothese Gutes nachsagte, das wollte man zum Nachtheil der Wärme umkehren, ohne zu erwägen, dass der Grad der Wärme, von dem die Rede ist, den Grad der Wärme unsers Körpers selten erreicht, und also in Bezug auf ihn gar nicht so genannt werden kann. Man nahm überdiess auf die unmittelbaren Gefühle und Erscheinungen

nungen zu viele Rückſicht, und deutete ſie falſch. Das Beruhigende, Einſchläfernde des warmen Bades, z. B. nahm man für Erſchlaffung, die Abnahme der Thätigkeit aller Organe bis auf einen gewiſſen Grad für Entziehung von Kraft. Dieſe Wirkungen haben allerdings viel Unerklärliches, da der gleiche Grad von Wärme, ſo oder ſo angebracht, nach aller Vernunfteinſicht gar keine Aenderung hervorbringen müſste; aber ſie für Erſcheinungen der Schwäche zu nehmen, iſt ſo wenig Grund da, daſs man nach derſelben Analogie dem Liede, womit man ein Kind ſo oft zur Ruhe und zum Schlafe bringt, eine entkräftende Wirkung zuſchreiben müſste. Ein groſser Theil der Beweiſe, die der Vf. braucht, um zu beweiſen, das warme Bäder nicht erſchlaffen, könnten doch wohl noch ſtreitig gemacht werden. Sie ſind von kranken Menſchen hergenommen. Die Mittel, die ihnen *ein Marcard* verordnet, werden ihrem Zuſtand und der Krankheitsurſache immer ſo angemeſſen ſeyn, daſs ſie den Körper von allem Schädlichen befreyen und wird dieſes vermindert, es ſey nun auch durch eine Methode, die offenbar ſchwächt, als z. B. häuſige, ununterbrochne Abführungen, ſo heben ſich die Kräfte, die vorher unterdrückt waren, immer mehr.

Die Alten hielten dafür, daſs warme Bäder nicht erhitzen. Viele Neuere denken hierüber ganz anders. Faſt überall, wo man ein Buch über Bäder öffnet, behauptet man, daſs warme Bäder erhitzen, und warnt davor. Die Geſetze des Uebergangs der Kälte und Wärme leiden auf den belebten thieriſchen Körper keine Anwendung. Hr. *M.* theilt Erfahrungen mit, die das darthun und zeigt mit vielem Scharfſinn, in wiefern dieſs die bekannten Verſuche der Engländer beweiſen. Es iſt alſo noch zu bezweifeln, daſs heiſse Bäder, die wärmer ſind, als der Körper in eben dem Grad den lebendigen, als den todten Körper erhitzen, aber von warmen Bädern, die nicht über die Blutwärme haben, läſst es ſich nicht denken, wie ſie erhitzen könnten. Wenn man Schlüſse zieht aus der Wirkung der Atmoſphäre auf die eines Bades von gleicher Wärme, ſo vergleicht man ſehr ungleiche Dinge. Ein Bad, das den Grad der Blutwärme beträchtlich überſteigt, erhitzt zwar ungemein viel ſtärker, als der gleichlange Aufenthalt in gleichwarmer Luft und das wegen der gröſsern Dichtigkeit des Waſſers. Wer ſieben Minuten lang in einem Bade ſitzen wollte, das 211 Grad F. heiſs wäre, der hätte ſein Leben verloren, obgleich der Doctor Solander es ſo lange in einer ſo warmen Luft aushielt. Aber ganz umgekehrt verhalten ſich in dieſem Punkt die Luft und das Bad, wenn ſie auf dem 96ten Grad warm oder darunter ſind. Es iſt bekannt, daſs eine Luft, die über 96 Grade warm iſt, wenn ſie einen ganz umgibt, beſchwerlich, ängſtlich, drückend und erhitzend ſey, man zerflieſst darin in Schweiſs. Aber dieſes rührt nur daher, weil wir dieſe Luft *einathmen.* Säſse man nur bis an den Hals in ſolcher Luft und hauchte kühlere ein, ſo würde das bloſs eine angenehme Empfindung ausmachen. Wirklich iſt man in Federbetten beynahe in dem Zuſtande. Hingegen ein Bad, das nicht 96 Grad überſteigt, erhitzt durchaus nicht. Man darf nur einen Menſchen anſehen, der Stundenlang in demſelben ſitzt, wie wohl ihm iſt, wie ruhig und natürlich er ausſieht, um ſich davon zu überzeugen. Es iſt aber ja auch nicht möglich, daſs ein Körper mittelſt einfacher Berührung dem andern eine gröſsre Wärme mittheilen könne, als die er ſelbſt beſitzt. Ueber den Einfluſs der verſchiednen Bäder auf den Puls haben einige Engländer und Franzoſen Verſuche angeſtellt, die Hr. *M.* anführt, deren Benehmen und Reſultate aber theils den Foderungen der Kritik keine Genüge thun, theils aber ihrer Bedeutung nach nicht eingeſehen wurden und ſo für die Praxis verloren gingen. Hr. *M.* hat ſolche Verſuche in groſser Menge und mit beſondrer Genauigkeit angeſtellt. Er hebt die vorzüglichſten und lehrreichſten aus und folgert dann: 1) jedes Bad, welches unter 96° warm iſt, vermindert die Schnelligkeit des Pulſes, wenn nicht beſondre Urſachen dieſe Wirkung hindern; 2) je mehr der Puls unnatürlich ſchnell ſchlägt, um deſto mehr wird er gewöhnlich durch das Bad vermindert; 3) die Temperatur des Bades, welche das gröſste Vermögen zu haben ſcheint, die Pulsſchläge zu vermindern iſt die zwiſchen 96 und 85 Fahrenh. Graden, alſo das warme Bad; 4) je länger die Bäder fortgeſetzt wurden, deſto langſamer ſchlug der Puls. Welches aber die Grenze ſey, wo dieſe Vermindrung aufhöre, läſst ſich aus Beobachtung noch nicht beſtimmen; 5) obgleich das Geſetz, ſehr ſeltne Abweichungen nicht zu rechnen, allgemein iſt, daſs das warme Bad den Puls vermindert, ſo gibt es doch darin keine gewiſſe Norm, wornach ſich dieſe Erſcheinung richtet und man nimmt die gröſste Mannichfaltigkeit hierin wahr. Dieſelbe Temperatur wirkt auf denſelben Körper zu verſchiednen Zeiten nicht gleich. Das warme Bad macht nach einiger Zeit und der Regel nach, den Athem langſamer. Es gibt freylich Fälle, wo der Athem ſonderlich im Anfang des Bades etwas ſchneller wird, aber das rührt entweder von der Ungewohnheit des Badens und von dem veränderten äuſsern Druck auf die Bauchmuskeln und auf die Bruſt, oder wenn es fortdauert und ſpäter im Bade geſchieht, von beſondrer Reizbarkeit des Körpers her, bey welcher es möglich iſt, daſs ſelbſt ein ſanftes, warmes Bad als ein Reiz wirken könne. Etwas verändert bleibt doch wenigſtens eine beträchtliche Zeit des Bades die Reſpiration. Wenn ſie auch ſehr langſam geht, ſo bemerkt man, daſs beym Einziehen eine etwas gröſsre Anſtrengung gebraucht wird und daſs das Ausblaſen ſich mit einem kleinen Stoſs endigt. Offenbare Wirkung des gröſsern Drucks des Waſſers auf die Bruſt und den Unterleib. Hierüber wären noch Beobachtungen und Verſuche anzuſtellen, deren Schwierigkeiten aufgezählt werden. Zu oft bemerkte der Vf. indeſs die Langſamkeit des Athemholens, um daran zu zweifeln. Es iſt natürlich, daſs wo allgemeine Ruhe entſteht, auch die Reſpiration Theil daran nimmt. Aber auch ſchon weil der Puls langſamer wird, muſs das Athmen langſamer werden. Daſs hingegen bey Perſonen, die mit Furcht und Angſt ins Bad gehen, das Athmen ſchneller ſey, ſo lange dieſer Gemüthszuſtand dauert, iſt leicht vorauszuſehen. Die warmen Bäder ſind für jetzt das einzige Mittel, welches auf eine ſanfte und

 gelinde,

gelinde, in den meisten Fällen unschädliche und mehrentheils leicht zu bewerkstelligende Weise den Puls auf der Stelle beträchtlich vermindert. Und wenn gleich das Factum nicht ganz neu ist, so ist es doch die Anwendung desselben. Wer, warum und in welchen Arten von hitzigen Krankheiten man habe warm baden lassen. Es ist gewiss oft höchst zuträglich zur Stillung gewisser Symptomen, zur Reinigung und Erweichung der Haut, zur Hebung krampfhafter Zufälle und Spannungen, sich der warmen Bäder in hitzigen Krankheiten zu bedienen. Aber es gibt auch Fälle, wo man ohne Rücksicht auf Symptome den grössten Vortheil daraus ziehen kann, bloss indem man dadurch die heftigste Wuth des Fiebers, wäre es auch für eine Weile bändigt. Es ist zuverlässig zuweilen ein groser Gewinn, wenn man in schweren Krankheiten das zu starke zerstörende Fieber auch nur auf ein paar Stunden vermindern kann, gesetzt es würde auch nachher wieder eben so stark, wie zuvor; welches doch häufig nicht geschieht. Man gewinnt dadurch zuweilen Zeit und mit ihr nicht selten *alles*. Der Vf. will diesen Gedanken hier nicht ganz ausführen, sondern sich bloss auf eine Krankheit einschränken, bey der man zwar zuweilen Bäder anräth und selten gibt, wobey sie aber Niemand aus den Ursachen und zu dem Zwecke gegeben hat, um deswillen er sie anrathen möchte; nemlich in den Kinderblattern während des ersten Fiebers. Die Wirkung der Bäder auf den Puls allein leitete ihn auf diesen Gedanken. Es ist wohl allgemein angenommen und nur von sehr wenigen bezweifelt, dass von dem Grade der Heftigkeit des ersten oder Ebullitionsfiebers die Zahl der darauf folgenden Blattern und also wenn das Uebrige gleich ist, die Leichtigkeit oder Gefährlichkeit der ganzen Krankheit abhänge. Dieses Fieber zu schwächen ist der Zweck der ganzen kühlenden Methode, kann aber durch nichts besser erreicht werden, als durch das warme Bad, denn auf einen fieberhaft schnellen Puls wirkt es immer sehr beruhigend. In zwey Fällen erfuhr Hr. *M.* grosse Wirkung davon. Vermittelst der Bäder habe man das erstre Blatternfieber gänzlich in seiner Macht und wenn davon die Menge der Blattern abhängt, die ganze Krankheit. Da, wo man es nöthig fände, könnte man in einem Tage mehrere Bäder von etlichen Stunden geben lassen und wäre denn beynahe in dem Fall, nach Willkühr, wenigstens bis auf einen gewissen Grad darüber zu gebieten. Ob man aber das erste Fieber, wenn es sehr schwer ist, ganz unterdrücken darf, ist eine bloss theoretische Frage, zu deren Bejahung die Ungarn interessante Thatsachen hergeben. Gewiss ist es inzwischen, dass ein Bad überflüssig wäre, wo das Fieber an sich gering wäre und vollends müsste man es nie da geben, wo die Wirkung der Natur ohnehin zu schwach wäre, wo der Ausbruch deswegen zurückbleibe, weil die Kräfte nicht lebhaft wirken, wo man also austreibender Mittel benöthigt wäre. In den nicht sehr häufigen Fällen, wo wirklich Mohnsaft, Kampfer, spanische Fliegen u. s. w. in der Absicht angewandt werden müssen, um die Kräfte zu unterstützen, um zu reizen und auszutreiben, da passt nimmermehr ein lauwarmes Bad, denn es hemmt die Lebhaftigkeit der Bewegungen im Körper und wirkt wie das Gegentheil eines Reizes. Ein warmes Bad kann die Blattern nicht heraustreiben; ein heisses könnte wohl so wirken, aber es in einer Krankheit, wie die Blattern zu verordnen, wäre ein fürchterliches Wagestück. Wenn ein krampfhafter Zustand den Ausbruch der Blattern hindert und jener durch ein warmes Bad gehoben wird, so kann man doch nur uneigentlich sagen, es habe die Blattern hervorgetrieben.

(Die Fortsetzung folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Leipzig*, b. Klaubarth: Exercitatio juris publici atque privati *De jure regio recipiendi judaeos judaeorumque in Saxonia Electorali juribus et obligationibus.* Praes. D. *Christiano Gottlob Bienero* Jur. nat. et gent. Prof. publ. ord. ad disceptandum proposita a *Christiano Winckler*o Lipsiensi. 1792. 62 S. 4. — Diese wohlgerathene Streitschrift zerfällt in 2 Kapitel. Das 1te handelt von den ehemaligen Rechten der Juden in Meissen. Hier wird besonders ein Gesetz des Markgrafen Heinrichs von Meissen v. J. 1345 zergliedert, und gezeigt, wie dasselbe nach und nach in Polen, Böhmen, Mähren, Schlesien und andern Ländern aufgenommen worden ist. Das 2te Kapitel zählt die rechtlichen Verhältnisse der Juden nach den neuesten, noch geltenden kursächsischen Rechten auf. Sie sind kürzlich folgende: es ist Grundsatz des sächsischen Staatsrechts, dass keine Juden geduldet werden sollen; nur eine besondere, vom Kurfürsten erlangte Befreyung begründet eine Ausnahme von dieser Regel. Solche aufgenommene Juden nun sind in bürgerlichen und peinlichen Sachen den ordentlichen Obrigkeiten unterworfen, bezahlen den Kurfürsten eine jährliche Kopfsteuer, und der Obrigkeit des Orts, wo sie wohnen, einen jährlichen Zins; öffentliche Religionsübung kann ihnen nie gestattet werden, im Privatgottesdienst hingegen bleiben sie ungestört; in allen ihren Privatverhältnissen werden sie nach den gemeinen Rechten beurtheilt, nur ihre Erwerbszweige sind auf mancherley Weise eingeschränkt; auf diejenige Gerechtsame, deren Genuss das Bürgerrecht voraussetzt, können sie keine Ansprüche machen, sie können daher auch keine unbewegliche Grundstücke eigenthümlich erwerben, wohl aber zu andern Rechten in Ansehung unbeweglicher Güter gelangen. — Fremde Juden müssen beym Eintritt in das sächsische Gebiet durch richtige Pässe sich legitimiren, den Leibzoll bezahlen, und für jeden Tag, den sie des Handels wegen in Sachsen zubringen, die Messzeiten und die Zeit der Reise allein ausgenommen, die Kopfsteuer entrichten; übrigens werden auch sie in ihren rechtlichen Verhältnissen nach dem gemeinen Recht beurtheilt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 6. September 1794.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

HANNOVER, in d. Hahnschen Buchh.: *H. M. Marcard,* Oldenb. Leibmed., *über die Natur und den Gebrauch der Bäder* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Hr. *M.* geht noch die andern Rücksichten durch, die den Gebrauch des warmen Bades vor und nach dem Ausbruch der Blattern empfehlen. Er hält das warme Bad auch für nützlich, um das Brennen und den Schmerz in den Blattern selbst und an der entzündeten, gespannten Haut, die dazwischen ist, zu lindern. (Ist der Satz wirklich so allgemein angenommen und *erwiesen*, dass das Ausbruchsfieber und die Zahl der Blattern in Verhältniss stehen? Rec. kann die Schriftsteller jetzt nicht darüber befragen, aber seine eigne Erfahrung sagt ihm, dass ein sehr heftiges Fieber dem Grade und der Dauer nach zwar viele, so wie ein sehr gelindes sehr wenige Blattern zur Folge habe, aber dass die Fälle, die in der Mitte zwischen diesen äussersten Graden von Fieber stehen, sich nicht gleich sind in Rücksicht des Ausbruchs der Blattern, und er es nie übernehmen würde, zwischen mehrern Blatternkranken, deren erstes Fieber eine höhere oder niedere Stufe in dieser Mitte ausfüllt, den relativen Unterschied der Blatternanzahl vorauszusagen, als z. B. A. wird weniger Blattern bekommen, als B., weil *caeteris paribus* das Fieber von A. 12 — 16 Stunden früher nachliess, und überhaupt um 10 — 20 Pulsschläge geringer war. Doch das geht die in sehr vielen Fällen gewiss vielversprechenden, erfindungsreichen Vorschläge des Vf. weniger an, als sein Raisonnement. Aber wie, wenn grosse, in volle Bewegung gesetzte Krankheitsursachen, ein offenbar entzündlicher, gallichter, oder ein aus beiden gemischter Zustand das Ausbruchsfieber unterhält, und zu der Höhe treibt, soll man da sich aufhalten, die Pulsschläge z. B. eine kleine Weile zu verringern, und die Zeit verlieren, die Ursachen aus dem Wege zu räumen? Nutzt das Baden in solchen Fällen etwas, so kann es nur seyn, indem es der Krankheitsursache mit entgegenwirkt, und die andern Mittel unterstützt, nicht indem es einen kleinen oder grösseru Stillstand des Fiebers hervorbringt. Wir finden aber nicht einmal Erfahrungen beym Vf., die uns zu der Erwartung berechtigen, dass wenn solche bedeutende materielle Ursachen da sind, das Baden es dennoch vermag, den Puls herunterzubringen. Jetzt da Rec. sich mit diesen Ideen beschäftigt, kommt ihm ein Fall vor, wo bey einem eingeimpften Kind ein heftiges, mit vielen krampfhaften Zufällen verknüpftes Ausbruchfieber sich äussert, das allen Anzeigen nach bloss vom Reiz des Blattergifts abhängt, und ganz unvermischt zu seyn scheint. Es ist aber ein ganz auffallender Drang des Blutes nach dem Kopfe damit verbunden. Würden dieses letztern Umstandes wegen Bäder hier Anwendung leiden? Wie bey lebhaften Congestionen nach irgend einem Theile Bäder wirken, finden wir von Hn. M. nicht erörtert. Der Gebrauch dieses grossen Mittels bleibt zweifelhaft, so lange dieser Punkt nicht aufgeklärt ist. In der Eiterungsperiode baden zu lassen, scheint uns doch wegen der Schwierigkeit des Abtrocknens, und wenn viele Blattern da sind, wegen der Schmerzen, die jede Bewegung verursacht, nicht ganz ausführbar zu seyn. Die, welche nach C. L. Hoffmanns die Lungen, als ein reinigendes Organ in den Blattern eine vorzügliche Rolle spielen lassen, werden dem vielen Baden den ganzen Verlauf der Blatternkrankheit durch nicht sehr gewogen seyn, weil es die Respiration langsamer macht, und so das Absetzen verdorbener Theile durch das Ausathmen unterbricht.

Er könnte die alte Vorstellungsart nicht verwerfen, die Fieber seyen, in einzelnen Fällen wenigstens, eine Bemühung der Naturkräfte, gewisse heilsame Veränderungen im Körper hervorzubringen. Wenn also nicht jedes hitzige Fieber eine unordentliche Bewegung ist, die auf den Untergang abzielt, so ist es auch gar nicht rathsam, es überall und unbedingt *zu erdrücken.* (Kann das aber das warme Bad *immer* und *daurend?* Versuche in den Anfällen des kalten Fiebers, in gallichten, faulichten und entzündlichen Fiebern wären hierüber erst anzustellen.) Also würde durchaus der Gebrauch der Bäder nicht bey jedem selbst starken Fieber statt finden, am wenigsten aber da, wo die Wirkungen der Natur schon ohnehin zu schwach sind, und wo wir mehr reizen, als besänftigen müssen, wie bey der *febr. lenta nervosa.* Aber es gibt oft auch Fälle, wo das Augenmaass, welches die Erfahrung verleiht, uns sagt, dieses Fieber ist zu stark, es wird den Körper zerstören, wenn es lange dauert. Hier hätte das Bad eine sehr wichtige Stelle. (Ob es aber in solchen Fällen allein viel ausrichten könnte?) Bey Localentzündungen, mit welchen Schmerzen verbunden sind, (also eine Nebenindication,) brauche er die Bäder nicht erst zu empfehlen. Die Noth fann schon längst diese Hülfe empirisch aus. Alle Entzündungsfieber dieser Art gehören zu der Classe derer, die man mit Vernunft und Mässigung unterdrücken darf, weil ihre Arbeit nicht auf Befreyung des Körpers von irgend etwas Schädlichen, sondern auf die Vernichtung eines Theils abzielt. (Unter dem antiphlogistischen Apparat, zu dem man hier greift, steht das Baden aber gewiss

gewiſs nicht oben an.) Nach überſtandnen hitzigen, und manchmal auch nach geheilten langwierigen fieberhaften Krankheiten bleibt nicht ſelten ein ſchneller Puls übrig. Ein gewiſſer Schwung in den Organen der Circulation ſcheint zur Gewohnheit geworden zu ſeyn. Wenige Bäder heben dieſe Schnelligkeit des Pulſes. Fieber von der langwierigen Art haben keinen ſo beſtimmten Endzweck, wie viele hitzige, und endigen, wenn ſie ihren Gang fortgehen, gewöhnlich in Vernichtung des Körpers. Man darf ſie daher ſtören und unterdrücken, wo man kann, auch wenn die Sache unheilbar wäre, wie bey Vereiterungen edler Eingeweide. In andern Fällen, wo das Fieber von kleinen Urſachen herrührt, läſst ſich vieles damit gewinnen. Nur dürfen keine beſondern Gründe dagegen ſeyn, wie etwa ſtarke, waſſerſüchtige Geſchwülſte. Es wäre eine Thorheit, bey einer Lungenauszehrung zu baden, obgleich, wie er geſehen habe, das Fieber dadurch ſogleich und auf etliche Stunden herabweicht. Neigung zum Geſchwulſt und zu den Schweiſsen könnte hier vermehrt werden. Bey andern langwierigen Fiebern, die Auszehrung drohen, kann durch das Bad die Heilung ſehr erleichtert werden, theils indem es mit auf die Urſache wirkt, theils indem es den Fieberpuls mäſsigt, vorzüglich wenn ſie ihren Grund im Unterleibe haben. Er habe Beyſpiele von Kindern und Erwachſenen geſehen, bey welchen die übrigen ſehr zweckmäſsigen Arzneymittel nicht eher anſchlugen, bis das Bad zu Hülfe kam. Es gibt bey nervenkranken Perſonen einen ſchnellen Pulsſchlag, der immer fortdauert, der oft das Hauptſymptom ausmacht, der auf die Dauer den Körper ſehr mitnimmt, gewöhnlich mit manchen andern Beſchwerden, oft mit einer übernatürlichen Lebhaftigkeit, auch wohl mit Schlafloſigkeit verbunden iſt, und wenn er auch nichts eigentlich auszehrendes an ſich hat, doch wohl dahin führen kann. Hr. M. möchte ihn *Nervenfieber* nennen, weil er wirklich ganz von den Nerven abhängt, aber der Name iſt ſchon vergeben, wie Hr. M. glaubt, ſehr unſchicklich. Bey dem ſogenannten Nervenfieber, bey dieſer mehrentheils epidemiſchen Krankheit, wo die Kräfte verſinken, wo man den Wein in ſo groſser Menge geben muſs, daſs es für manchen Geſunden zu viel wäre, wo man alle reizenden, erweckenden und belebenden Mittel erſchöpft, kann kein Bad dienen, weil es eine Wirkung hat, die der des Weins völlig entgegenſteht. Man will durch den Wein reizen, weil alles zu träge hergeht, und darf alſo nicht durch das Bad die Reizbarkeit vermindern und beruhigen. Ich werde wenigſtens nicht der erſte ſeyn, der bey einem ſolchen Fieber Bäder verſucht, erklärt Hr. M., und *es ſehr ſchwerlich glauben*, daſs ſie dabey unſchädlich, geſchweige denn nützlich ſeyn könnten. (Hr. Sanitätsrath Brandis hatte ihnen, in ſeiner Brunnenſchrift über Driburg, in dieſer Krankheit das Wort geredet, die man allerdings immer Nervenfieber nennen darf, wenn man durch dieſen Namen die Aufmerkſamkeit von einer materiellen Urſache, die die Aerzte immer gern mit ins Spiel ziehen, abwenden will, und die Erklärung „Fieber mit unterdrückter Nervenkraft“ unterſchiebt. Er ſuchte ſie daher gegen dieſe Aeuſserungen im fünften Stück des Journals der Erfindungen (Gotha, bey Perthes) zu rechtfertigen. Der Aufſatz iſt ſehr intereſſant. Hr. Brandis führt Beobachtungen an, die viel Ueberzeugendes haben, Schade, daſs das Raiſonnement nicht ganz richtig iſt. Der Gegenſtand verdient vielſeitige, unpartheyiſche Unterſuchung. Dieſe ſoll uns auch von Hn. Ferro willkommener ſeyn, zumal wenn er wirklich durch *beweiſende* Krankengeſchichten darthun kann, daſs „das laue Bad noch das *zuverläſſigſte* Mittel in dieſer tödtlichen Krankheit iſt, die die *blühendſten* (?) Menſchen in *jedem* (?) *Winter* wegrafft.“ Durch ſo eine enge Behauptung und Kürze vor dem ganzen Publicum (Journal der Erfindungen 6tes St. S. 135.) läſst ſich aber die Sache nicht abthun. Rec. kann nicht aus Erfahrung ſprechen, aber er glaubt, warme Bäder können hier nützen, wenn ſie die Urſache, irgend ein Miaſma wegſchaffen. Vielleicht hindern ſie ſein betäubendes Einwirken auf den Körper, ſo wie ſie das reizende andrer Krankheitsurſachen aufheben. Die Bewegungen, die ſtatt finden, zu hemmen, hat wohl kein Bedenken, da ſie niemals heilſam ſind. Es iſt die Frage, ob ein betäubter, niedergedrückter Zuſtand durch lauwarme Bäder überhaupt vermehrt wird. Wir ſind ſehr geſpannt, Hn. M. Endurtheil hierüber zu hören.) Was die Bäder hingegen bey dem Zuſtand thun, den Hr. M. Nervenfieber nennt, das habe er oftmals erfahren. Dieſes langwierige Nervenfieber kann mehrere Monate dauern, und dann doch ſchnell durch Bäder gehoben werden. Die Urſache davon ſcheint gänzlich in groſser Reizbarkeit zu liegen, die manchmal durch kleine Anläſſe in Bewegung geſetzt wird. Oft rührt der Zuſtand urſprünglich von Verkältung her. Es kommen häufig Perſonen nach Pyrmont, die ſich in einem ſolchen Zuſtand befinden. Manche Frauenzimmer ſehen aus, als ob es mit ihnen zur Auszehrung ginge. Viele Hypochondriſten ſind dabey in ſteter Unruhe, Lebhaftigkeit und Ueberſpannung, hatten die hartnäckigſte Schlafloſigkeit und die ſo häufig damit verbundne höchſt unangenehme Empſindung von Hitze und Brennen in der ganzen Oberfläche des Körpers. Das kalte Bad, womit ſich einige abkühlen wollten, brachte die aufrühreriſchen Nerven nur noch mehr in Bewegung. Warme Bäder von ſüſsem Waſſer ſind das beſte Mittel dagegen.

Faſt jeder Schmerz vom gröſsten bis zum kleinſten wird durch warmes, an den leidenden Theil angebrachtes Waſſer, mehr oder weniger gemildert. Es bringt auch durch Mitleidenſchaft die nemlichen Wirkungen bey innerlichen Schmerzen hervor, wenn es äuſserlich in Geſtalt des Bades, ſelbſt nur des Fuſsbades angebracht wird. Bey den heftigſten Arten von Schmerzen in den Därmen iſt das Bad als ein Linderungsmittel von Alters her nicht unbekannt, obgleich in unſern Zeiten nicht eben häufig gebraucht. Die lindernde Wirkung der Bäder bey den grauſamen Schmerzen der Urinwege, und bey den Steinſchmerzen wird allgemein gerühmt. Manche Aerzte und Kranke werden ſich erinnern, daſs ſie unter andern bey rheumatiſchen und gichtiſchen Zufällen groſse Linderung des Schmerzens im warmen Bad erfuhren. Sogar bey dem Podagra, wo man ein eigentliches Fuſsbad ſcheuet, lindert der warme Waſ-

Wasserqualm die Schmerzen für eine Weile ungemein und ganz unschädlich, wenn man sich nicht dabey erkältet. Die allgemein schmerzstillende Kraft des warmen Bades kannten die Alten vielleicht besser, als wir. Es gibt einige Ausnahmen, wo sie die Wirkung nicht thun, oder wo sie unschicklich wären, wie etwa bey einigen Arten von Kopfschmerz; aber sie werden in der Absicht, um Schmerzen zu heben, gegen welche sie doch so augenscheinliche Hülfe leisten, zu wenig von uns gebraucht. Aber Bäder beruhigen auch mancherley andre unnatürliche Bewegungen im Körper von krampfhafter und convulsivischer Art, wenn auch nicht alle Krämpfe und Convulsionen. Bey dem krampfhaften Brechen ist es ein bekanntes, wirksames Mittel, und viele der schmerzhaften Zufälle, die es lindert, hebt es ja nur deswegen, weil es die krampfhafte Zusammenziehung löset, welche den Schmerz verursachte. Manche Harnbeschwerde lindert es nur aus diesem Grunde. Bey den französischen Aerzten, zumal bey Tissot, ist es bekannt genug, dass man häufig erst durch das Bad, oftmals nur im Bade selbst, dahin kommt, dass die nützlichen Mittel ertragen werden können, die wahre Unruhe und Krämpfe verursachen, aber im Bade nicht, weil darin die Neigung zu solchen Bewegungen geringer ist. Bey hartnäckigen Verstopfungen wirken die Abführungsmittel zuweilen nicht eher, als bis man die Kranken ins Bad setzt. Die letzte in die Augen fallende Wirkung der Bäder, die hieher gehört, ist die Neigung zum Schlafe, zu der sie mehr oder weniger disponiren, und manche Badende so sehr, dass sie nur mit grosser Mühe vom wirklichen Einschlafen abzuhalten sind. Diese Neigung hat die allersanfteste und gelindeste Ursache, die sie nur haben kann, denn ein Gefühl von Wohlbefinden, Beruhigung und Stillung geht vorher. Diese Kräfte der warmen Bäder, den Puls langsam zu machen, Schmerz und Krampf zu stillen und Schlaf zu erregen, sucht Hr. M. aus einer Quelle herzuleiten. Das Angenehme, was man in einem warmen Bade fühlt, ist vielleicht etwas Negatives, ist Beruhigung, Stillung, und wird dadurch angenehm; wenigstens ist diese Beruhigung immer mit dabey, wenn auch active Wirkungen auf die Gefühlswerkzeuge geschehen. Es gibt Mittel, die Empfindungskraft zu erhöhen und zu verstärken, und die Reizbarkeit zu vermehren, es gibt andere, die sie auf eine gewaltsame Weise unterdrücken und zerstören. Könnte es nicht auch Mittel geben, die sie auf eine sanfte Weise mildern? Es gibt unzählige Dinge, die als Reiz wirken, warum sollte es auch nicht etwas geben, das wie das Gegentheil eines Reizes, (will man es Schmeichel nennen, frägt der Vf.?) wirkt? Vielleicht ist das warme Bad dieses Mittel. Da die Nerven in einem so grossen Consensus stehen, so ist kein Wunder, dass erhebliche Folgen entstehen, wenn so ein grosser Theil von ihnen, – und besteht die ganze Oberfläche des Körpers nicht beynahe aus einem Gewebe von Nerven? – in eine sehr angenehme Lage gesetzt, *geschmeichelt* wird. Warum eigentlich das Bad so angenehm wirkt, wird uns wahrscheinlich immer verborgen bleiben. So viel ist uns bekannt, dass alle Wärme ihnen bis zu gewissen Graden angenehm sey, und dass die ihnen angenehme Wärme sie angenehmer berührt in dem Vehikel des Wassers, und noch angenehmer in der weichern Milch und im Oel. Wie diese Berührung im Innern der Nerven wirke, das kann keines Menschen Auge sehen. In der Psychologie bemerkt man ähnliche Erscheinungen. Der Mann, den man für jetzt in eine höchst glückliche Gemüthslage setzt, wird von andern Eindrücken, die nun folgen, auch von sehr unangenehmen, nicht so sehr in Bewegung gerathen, als vor oder nachher, und selbst was eben vorher unangenehm auf ihn wirkte, wird von seinem Eindrucke verlieren. Also indem das Bad den Werkzeugen des Gefühls schmeichelt, indem es sie angenehm stimmt, vermindert es vielleicht die Kraft aller Eindrücke, und allein durch die Nerven auch die Muscularreizbarkeit. Dadurch vermindert es also den Schmerz, beruhigt die unnatürlichen Bewegungen, die man Spannungen, Krämpfe und Convulsionen nennt, vermindert sogar die Reizbarkeit des Herzens und der übrigen Organe, welche daher im Bade dem beständigen Reize nicht ganz auf die gewöhnliche Weise antworten. So sagt der Bademeister in Pyrmont aus, dass bey den vielen hundert Bädern, die eine Brunnencur durch gebraucht werden, kaum in einem Sommer zwey- oder dreymal der Fall eintrete, dass während des Badens Bedürfniss zum Stuhlgang eintrete, und die des Vormittags baden, haben vorher den Brunnen getrunken, der gewöhnlich auf den Leib wirkt, und gefrühstückt. Der Reiz zur Leibesöffnung wird also vermindert, wenn sie nicht vorher krampfhaft zurückgehalten wurde. Indem solchergestalt das Bad das ganze System beruhigt, so führt es das Maximum der Ruhe des lebendigen Körpers herbey, den Schlaf. Es ist leicht abzusehen, dass das Bad aus eben diesen Gründen noch mancherley andre Wirkungen haben möge, die nur nicht so augenscheinlich sind, die wir aber in ihren Folgen spüren. Aus keinem andern Grunde fliesst die bekannte Wirkung der lauwarmen Bäder, das Gefühl von Ermüdung und Abspannung nach anhaltender Anstrengung der körperlichen Kräfte und nach ermüdenden Reisen wegzunehmen. Gewiss liegt darin wenigstens eine Hauptursache von so vielen wohlthätigen Wirkungen der Bäder bey dem mannichfaltigen kränklichen Zustand des Unterleibes, des Umlaufs der Säfte, des Blutes selbst und einzelner Organe. Vermuthlich wirken Ueberschläge, Cataplasmen und Fomentationen grösstentheils durch Sympathie so wohlthätig. Wie wenig Rücksicht hier auf die eigentliche Reizbarkeit der Fieber zu nehmen sey, zeigt Hr. M. sehr scharfsinnig und lehrreich.

Eine sehr sinnreiche Zusammenstellung der Thatsachen, die die Einheit der Mannichfaltigkeit von Erscheinungen darthut, und also von vielem Werth ist, wenn sie auch nicht den vollen Aufschluss einer Erklärung gibt, die der Vf. auch nicht verspricht. Er hat selbst die Analogie psychologischer Erfahrungen zu Hülfe gerufen. Hier ist es aber ausser allem Zweifel gesetzt, dass die Seele oft gar keine Empfänglichkeit für solche angenehme Sensationen hat, und dass sie zuweilen sich ihnen durchaus nicht hingeben will, so wie viele Menschen durch sie erst

erst gestimmt werden, von unangenehmen Ereignissen ganz niedergedrückt zu werden. Wir würden also vom warmen Bade etwas ähnliches erwarten, und durch Beobachtungen näher zu bestimmen suchen. Sollte es in der That nicht Fälle geben, wo der Körper diesen *Schmeichel* nicht mag, und andre, in denen die Empfindlichkeit für Schmerz gerade dadurch nachher erhöht wird? Aber um doch einen Einwurf gegen die ganze Zusammenstellung zu machen, liess sich behaupten: was den Sinnen sonst wohl thut, und sie angenehm afficirt, ist doch so leicht nicht, und nie zuverlässig von auffallenden Einfluss auf die körperliche Stimmung und den Blutumlauf, und hiemit müsste doch der Badeschmeichel die grösste Aehnlichkeit haben. Aber sollte man diesen Schmeichel nicht viel seltner, als Hr. M. will, gebrauchen dürfen? Uns dünkt, es liess sich einiges dafür sagen. Nicht nur viele Fieber sind Bestrebungen der Natur, üble Stoffe um- und wegzuschaffen, und kränkliche Modificationen der festen Theile umzustimmen, sondern viele andre Krankheiten auch, zumal wenn sie von der Kunst und einer schicklichen Lebensart unterstützt werden. Der Arzt soll da in der Regel die Ursache ins Auge fassen, und sie ihn auch in Rücksicht der Bäder bestimmen. Es ist eine anerkannte vortrefliche Einrichtung unsers Körpers, von allem Schädlichen, das in den Körper kommt, oder in ihm sich erzeugt, gleich beunruhigt und beängstigt zu werden, weil das oft Bewegungen mit sich führt, welche die Gesundheit zeitig herzustellen im Stande sind, wenigstens in Ansehung der Diät behutsam machen, und die Aufmerksamkeit des Arztes auf sich ziehen. Werden nun aber die Bäder wenigstens eine Zeitlang nicht beruhigen und einschläfern, und diese kränklichen Reize verstummen machen, die also Zeit gewinnen, um sich zu greifen? Von dem grossen Nutzen der Bäder in sehr vielen Uebeln und von dem Werth des Unterrichts über sie, den uns Hr. M. in diesem Werke gibt, kann keiner höhere Begriffe haben, als wir; aber wir wollten doch bemerklich machen, dass selbst die Consequenz der M. Ideen auf die Möglichkeit von häufigeren Nachtheilen führt, sogar im gesunden Zustand, sobald man ihn in Beziehung auf Störungen denkt. Diese Nachtheile unter dem Worte „*schwächen*" zusammenfassen zu wollen, würde nur verwirren. Die Erfahrung muss sie überhaupt erst näher bestimmen, und spricht sie hier auch zu uns durch einen Arzt, wie der Vf., so wird gewiss kein Zweifel übrig bleiben. Nach allgemeinen Begriffen, die hier immer von der rechten Bahn abgeleitet haben, muss es keiner unternehmen, etwas festsetzen zu wollen. Das sey allen denen gesagt, die die allgemeine Therapie so preisen, weil sie die Kunst lehrt, auf alle solche Fragen ohne Anstrengung, und freylich auch ohne Wahrheit und nützliche Anwendung schulgerechte und weitläuftige Antworten geben zu können.

(Der Beschluss folgt.)

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Junius: *P. Fr. Ach. Nitsch Vorlesungen über die klassischen Dichter der Römer.* Zweyter Band, welcher das vierte und fünfte Buch der Oden und das erste Buch der Satyren des Horaz enthält. 1793. 593 S. gr. 8.

Der sel. Nitsch war einer von den *geschwinden* Schriftstellern, wie sie Horaz in der vierten Satyre des ersten Buchs schildert. Immer verdient aber der Fleiss und die Anstrengung Achtung, mit welcher er in der ungünstigsten Lage in kurzer Zeit eine Reihe von Werken ausarbeitete, deren keines ganz schlecht war. Das Gute und das Mangelhafte seiner Bearbeitung des Horaz haben wir bereits bey der Anzeige des ersten Bandes Nr. 71. bemerklich gemacht, und wir finden keine Ursache, von jenem Urtheile jetzt abzugehen. Ueber die Epoden als eine eigne Dichtart wird ziemlich richtig in einer Einleitung gehandelt, eben so über die Satyre nach Flögels Geschichte der komischen Literatur. In der Uebersetzung fanden wir Spuren von Eilfertigkeit. 4, 1. 15. *et pro sollicitis non tacitus reis*, er schweigt nicht, wenn Beklagte in Gefahren sind. Hr. N. hat theils zu viel, theils zu wenig gesagt, indem er übersetzt: *und beredt, wenn er für bekümmerte Beklagte spricht.* Von der Beredsamkeit sagt Horaz nichts; aber er sagt, dass sein Freund nicht stumm war, wenn es die Sache bedrängter Freunde galt, und das ist aus der Uebersetzung nicht zu ersehen. Gleich darauf: *et centum puer artium* ist auf eine wunderliche Art übertragen: *Was braucht es mehr, ein junger Mann von tausend Künsten.* Schade, dass der Vf. die Bearbeitung der Satyren und Episteln nicht beendigen konnte! Sie bedurften noch weit mehr einer umständlichen Erläuterung für die Jugend, als die Oden, über welche wir genug und sehr vorzügliche Erläuterungen für Knaben, Jünglinge und Männer besitzen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Weissenfels u. Leipzig*, b. Severin: *Einige geistliche Reden*, öffentlich gehalten *von zween Männern und einer jungen Dame*, herausgegeben *für Leser von Geschmack.* Nebst einer Vorrede auch für Leserinnen. 1794. 98 S. 8. (6 gr.) — Dieser geistlichen Reden sind vier an der Zahl, nemlich: 1) Gedächtnissrede Friedrichs des Grossen, 2) Bekenntniss meiner Religionsüberzeugungen, von einer jungen Dame, 3) Abschiedsrede eines Feldpredigers vom Regiment, und 4) eine Traurede (Trauungsrede), von dem Vf. der Abschiedsrede. Diese Reden gehören eben nicht zu den schlechten, aber für so wichtig können wir sie auch nicht halten, als sie der Herausgeber im Vorberichte macht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 6. September 1794.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Hannover, in der Hahnschen Buchh.: *H. M. Marcard, Oldenb. Leibmed., über die Natur und den Gebrauch der Bäder* etc.

(*Beschlufs der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Wenn wir aber alles das erwägen, so scheint es uns sehr bedenklich, das warme Bad als ein diätetisches Mittel zum täglichen Gebrauch zu empfehlen. Die Gewohnheit müfste denn auch hier viel ändern, aber dann gingen mit ihr die Heilkräfte der Bäder auch verloren. Sollten warme Bäder den Puls desjenigen herunterzubringen immer auch vermögen, müssen wir also fragen, der sie Jahre durch von seiner Kindheit an täglich gebrauchte? und müfste es uns nicht bestimmen, sie aus der Diätetik zu verweisen, wenn sich ergäbe, dafs man dann in Krankheiten weniger auf sie rechnen könne? Die Sache ist noch viel wichtiger, als sie scheint, denn sie geht alle unsere warmen Genüsse aus der Küche, in den Stuben, Betten und Kleidern, und sogar die lauligen Klystiere mit an. Dafs sie schwächen, läfst sich schlechterdings nicht behaupten, aber ob sie nicht sonst schaden können, lassen wir dahin gestellt seyn. Die Stimme aller Aerzte und Völker ist gegen sie im Allgemeinen; aber falsche Ideen und nicht Erfahrung liegen diesem sie verbannenden Urtheil, das nie zur Ausführung kam, zum Grunde. Wir protestiren nun gegen alle Entscheidung, die nicht aus noch zu sammelnden reinen und einfachen Beobachtungen fliefst, und wollen nur den Grundsatz festsetzen, der noch wenig recht eingesehen wurde: die Gesetze der Uebergänge von Hitze und Kälte im thierischen Körper weichen von den gewöhnlichen so weit ab, dafs die Grade äufsrer Körper, die mit dem menschlichen in Harmonie stehen und also ohne Mittheilung irgend einer Art bleiben müfsten, dennoch, nach dem sie in dem oder jenem Vehicul angebracht werden, mehr oder weniger ändern, wenn auch gerade nicht in Ansehung der Hitze und Kälte selbst (obgleich uns das Zunehmen des Umfangs der Hand im lauwarmen Bad der Analogie mit heifsen Bädern noch sehr verdächtig bleibt, zumal da wir des Vf. Erklärung dieser Erscheinung nicht annehmen können) *doch in so vieler andrer Rücksicht.* Denn den Puls immer so herunter zu bringen, eine Ruhe, die bis zum Schlafe geht, selbst in einem sehr gereizten Zustand zu schaffen, sind keine gleichgültigen Wirkungen. Wer wird zu erforschen vermögen, wie das alles mit dem Vermögen unsers Körpers zusammenhängt, Hitze zu erregen und zu zernichten! Es wundert uns nicht wenig, dafs ein so gelehrter Arzt als Hn. Brandis in dem oben angeführten Auffatz alle diese Schwierigkeiten übersieht, und die Erklärung durch einen vermehrten freyen Umlauf in den kleinern Gefäfsen der Oberfläche, der den Zudrang des Blutes nach den Herzen (nicht auch nach dem Kopfe?) und also den Reiz desselben vermindert, so leicht glaubt. Aber dafs der Umlauf in den kleinern Gefäfsen der Haut sich vermehrt, ist die Erscheinung, die, wenn alle andre auch auf sie zurück gebracht werden können, gerade unerklärlich ist, weil das Räthsel immer bleibt, dafs das, was in der todten Welt ohne alle Folge ist, in der belebten menschlichen so durchgreifend wirkt, nemlich ein ganz gleicher Grad von Wärme der umgebenden Körper. Einer unsrer tiefforschendsten Aerzte, Hufeland scheint das gefühlt zu haben, und daher bey den warmen Bädern weniger auf die Wärme, als auf eine Zersetzung des Wassers durch die Wärme, die vielleicht Lebensluft gibt, rechnen zu wollen. Gewifs die Muthmafsung eines Mannes von Genie, sie mag nun mit dem neuesten System der Chemie stehen oder fallen! Klärt sich aber wirklich alles so leicht auf, wenn man diese vermehrte Circulation auf der äufsern Oberfläche zugibt? Mit nichten; denn wir haben mehrere Mittel, die offenbar diese Circulation vermehren, ohne den Puls so zuverläfsig und bedeutend herunter zu bringen.

Theorie und Erfahrung setzen es aufser allem Zweifel, dafs die lymphatischen Gefäfse stark einsaugen werden, wenn flüssige Substanzen unter einer von der ihrigen nicht sehr entfernten Temperatur mit ihnen auf eine längere Zeit in Berührung gebracht werden. Eine artige Idee ist: die Quaalen des Tantalus würde daher jetzt kein Naturforscher so hoch anrechnen, als die Dichtung sie angibt. Aber uns scheint nicht hieher zu gehören, dafs Kleidungsstücke, die etwas enge an der Haut liegen, nach einem warmen Bade noch enger werden und schwerer anzuziehen sind. Hr. *M.* sagt, man erkläre diese Erscheinung ohne Zweifel am richtigsten aus den durch verstärkte Einsaugung angefüllten lymphatischen Gefäfsen. Er setzt denn noch hinzu, gröfstentheils wird wohl der vermehrte Umfang des Körpers daher rühren, dafs die in den Zwischenräumen des Zellgewebes abgesetzten Feuchtigkeiten bey der Menge, in der sie aus dem Bade eingesogen werden, nicht so schnell können aufgenommen werden. (Aber das Zellgewebe nimmt ja aus dem Bad nichts auf. Was an Flüssigkeit in den Körper kömmt, wird durch die einsaugenden Gefäfse hineingebracht. Ins Zellgewebe kann sie durch die allgemeine Circulation späterhin erst abgesetzt werden. Wir schreiben dem Stocken der aufgenommenen Flüssigkeiten nichts zu, weil damit Ungleichheit der Zunahme, des Umfangs unsers Körpers verbunden seyn mufste, wovon wir immer das Gegen-

gentheil bemerkten.) Durch Versuche mit einiger Genauigkeit auszumachen, wie viel der menschliche Körper überhaupt ausdünste und aus der Atmosphäre einsauge, ist unmöglich. Die immer fortgehende Ausdünstung, zumal auch desjenigen, was durch die Lungen fortgeht, wird immer hindern, sicher zu bestimmen, wie viel der Körper einsaugt; die immer fortgehende Einsaugung wird nie zulassen, dass man jemals bestimmt, wie viel der Körper in einer gegebnen Zeit ausdünstet. Im Bade hat man nun auch das Verdunsten des Wassers während des Versuchs und die Feuchtigkeit, die am Körper sitzen bleibt, zu berechnen. Ueberdies sind das Einsaugen und Ausdünsten Geschäfte, die sich in demselben Menschen durch die kleinsten Umstände verändern und in denen keiner mit dem andern übereinstimmt. Die Versuche, die man angestellt hat, um hier auf das Reine zu kommen und die anderweitigen Beobachtungen, die sich hieherziehen lassen, führt Hr. *M.* an und beurtheilt was ihnen zur vollen Beweiskraft fehlt und was sich aus ihnen folgern läfst. (Nicht ganz richtig ist es wohl, wenn der Vf. hier und anderwärts aus dem Verhältnifs dessen, was getrunken worden ist, zu dem Abgang des Urins sich Schlüsse erlaubt, auf das, was der Körper nur durch Einsaugung erhalten konnte. Die Speisen enthalten ja auch Feuchtigkeiten und wer weiss, wie weit das Vermögen des Körpers, zumal unter kränklichen Umständen oft reicht, feste Theile in flüssige zu verwandeln.) Er glaubt nicht weit von der Wahrheit zu seyn, wenn er rechnet, dafs man bis zu einem Pfunde während einer Stunde im Bade ausdünsten könne, ohne zu schwitzen. Die Menge einer guten starken Einsaugung in einer Stunde nimmt er zu vier Pfunden an. Sie wird indess oft viel geringer und zu andern Zeiten noch stärker seyn. Gewifs ist sie in der ersten halben Stunde stärker, als nachher. Die Abschnitte, in denen von der Wichtigkeit der Ausdünstung in der thierischen Oeconomie, die Platner und Weikard so verkennen, von den Folgen unterdrückter Ausdünstung, von der eigentlichen Natur catarrhalischer Uebel, von der Beschaffenheit der Ausdünstungsmaterie gesprochen wird, beweisen, wie ein Selbstdenker und ein Mann von Erfahrung höchsttriviale Gegenstände, denen man den Stoff zu einer Inauguraldissertation nicht einmal zutrauen würde, aus einem neuen Gesichtspunkt fassen kann, gerade indem er Paradoxien vermeidet und wie wenig irgend etwas *für ihn* erschöpft ist. Wir können bey den lehrreichen Ideen des Vf. nicht verweilen. Wenn man auch keinen Urin ins Bad läfst, so spürt man bald nach dem Bade an dem warmen Wasser einen starken und unangenehmen thierischen, etwas urinösen Geruch und das Wasser geht sehr viel geschwinder in Fäulung über, als andres gewärmt gewesenes Wasser. Da ein solches Bad 4 bis 600 Pfund Wasser enthält, so muss es auch nicht wenig seyn, was aus dem Körper in Zeit einer Stunde überging, um so starke Wirkung hervorzubringen. *Abscheulich* ist es daher, *solches* Wasser zu einem neuen Bad zu gebrauchen. Es ist mehr als wahrscheinlich, dass die Perspiration im Bade stärker sey, als in der Luft. Die angenehme Wärme disponirt ohne Zweifel die Mündungen der aushauchenden Gefäfse, sich freyer zu öffnen und ihre Feuchtigkeiten von sich zu geben. Sehr wenig kann man darauf rechnen, dass Theile, die diese Mündungen verschliessen, hinweggewaschen werden und nur im ersten Bade könnte etwas hierdurch bewirkt werden. Ueberhaupt lassen sich die ausdünstenden Poren nicht so leicht mechanisch verschliessen, als man wohl denkt. Zum Beweise führt Hr. *M.* an, dass die grofsen Pechpflaster nicht einmal so wirken können. (Sehr wahr, obgleich die Menge sich hierdurch zum Baden bestimmen läfst.) Gewifs ist es also, dafs im Bade die Ausdünstung vermehrt und das Wasser eingesogen und in ziemlicher Menge in die umlaufenden Säfte kommt. Nur einige Wirkungen, die dadurch entstehen müssen, lassen sich ganz klar einsehen. Wenn die lymphatischen Gefäfse weniger geneigt sind, einzusaugen, so wird man dieses befördern, wenn man eine warme milde Feuchtigkeit in Berührung mit den Oeffnungen der einhauchenden Gefäfse bringt. Schon als Harröhrchen werden sie an sich ziehen und vielleicht dadurch wieder die verlorne Uebung erhalten. (Wir sehen nicht ab, wie sich hiervon praktischer Gebrauch machen lassen kann, da wir uns keine Zeichen eines solchen Zustandes auf der Oberfläche der Haut denken können, oder von dem Vf. angegeben finden. Selbst die folgende Anwendung auf das Alter ist etwas vage.) Das Alter besteht zum Theil darin, dafs viele der feinsten Gefäfse zusammenfallen und unwegsam werden. Die lymphatischen Gefäfse verschwinden. Bäder wurden ihnen daher immer so heilsam geachtet. Das physische Alter des Körpers kann dadurch auf gewisse Weise für eine Zeitlang zurückgehalten werden. Dieses Wasser durchströmt aber in solcher Menge nicht nur die ganze Länge der Sauggefäfse, sondern auch die vielen krummen, verwickelten Gänge der lymphatischen Drüsen. Wenn sich darin etwas festgesetzt hätte, wenn verdickte Feuchtigkeiten darin stocken, so ist es klar, dafs immer etwas davon mitgenommen und nach und nach der Fehler gehoben werde. Aber es kommt die Frage an die Reihe: ob sich durch das Bad überhaupt auf die Säfte wirken lasse und insonderheit, ob sich durch in das Blut geführte, reine oder vermischte Feuchtigkeiten irgend nützliche Wirkungen auf die Masse der umlaufenden Säfte erhalten lassen? Hier gibt der Vf. nach einer drückenden Verpflichtung, die er auf sich genommen hätte, eine Apologie der Humoralpathologie, die ihm später selbst keine Genüge leistete, in seinen Augen für eine so theoretische Lehre zu wenig in die Theorie hineingeht. Wir haben in ihr dennoch manchen feinen Wink zur Bestreitung der Nervenpathologie und einige vortreffliche Bemerkungen gefunden, obgleich der ganze Gang der Untersuchung uns nicht gefällt und Hn. *M.* mehr zu vertheidigen übernimmt, als uns, die wir selbst Anhänger der in Schutz genommenen Lehre sind, gerechtfertigt werden zu können scheint. Ein jeder mag es immerhin nach seiner Weise erklären, sagt Hr. *M.*, aber gewifs ist es, dafs warme Bäder überhaupt und noch gewisse Bäder besonders eine grosse Wirksamkeit auf diejenige Beschaffenheit des Körpers zeigen, die man bisher der Schärfe der Säfte zugeschrieben hat. Nicht aber blofs alsdann sahe er Hülfe, wenn die Krankheit sich auf der Haut äusserte, die von dem Bade unmittelbar

bar bespült ward, sondern auch wenn das Gesicht oder die Augen angegriffen waren, wohin das Bad nicht kam oder wenn innerliche kränkliche Folgen entstanden, nach dem der Ausschlag von der Haut gewichen war. Die Heilkraft einiger Bäder, vorzüglich in der Schweiz, besteht darin, dass sie einen Ausschlag hervorbringen, der den Aufenthalt im Bad den grösten Theil des Tages durch nöthig macht, das ihn endlich auch heilt. Man darf die Cur nicht unterbrechen, bevor der Ausschlag vergangen ist. (Hierüber findet sich einiges näher bestimmt in den trefflichen Aufsätzen über die Wichmannsche Aetiologie der Krätze von Doctor am Stein, dem verstorbnen Brunnenarzt zu Pfeffers, im Schweitz. Museum für Aerzte, 2ter Th.) Das Bad als Reinigungsmittel zum diätetischen Gebrauch. Die Unreinigkeiten werden von der Haut abgewaschen, die, wenn sie bleiben, von den einsaugenden Gefäsen eingesogen und dadurch nachtheilig werden können. (Sollte *dieses* Einsaugen sich beweisen lassen?) Personen, die sich reinlich halten und oft die Wäsche wechseln, haben jedoch selten dieses Bedürfniss, sonderlich wenn sie gesund sind. Es scheint eine gewisse Kraft im gesunden Körper zu seyn, die der Unreinigkeit widersteht. Treffliche Beobachtungen hierüber. Das Bad befördert auch die Erneuerung der äussersten Bedeckung des Körpers. Man weiss, dass die obersten Lamellen des Oberhäutchens von Zeit zu Zeit in kleinen kleyenartigen Schuppen abfallen und dadurch einer neuen Oberfläche Platz machen. Diese lösen sich in groser Menge durch die Benetzung. Vom Drucke des Wassers, der von seiner grösern Schwere als der der Luft herrührt, hat man mancherley herleiten wollen. Aber er ist so stark nicht. Seinetwegen möchte doch der Vf. keinen häufig baden lassen, der den *habitum apoplecticum* in hohem Grade hätte; eben so wenig, wie bey einer bedenklichen Pulsadergeschwulst und was dem ähnlich ist. Ob man in einem flachen oder tiefen Bad sitzt, soll nicht gleichgültig seyn und auffallende Verschiedenheit wirken.

Von den heissen Bädern. Hr. *M.* liess bey seinen Bädern nie über 100 Grad Fahrenh. überschreiten und kann daher aus eigner Erfahrung nicht viel über sie sagen. *Von den Dampf- oder Qualmbädern* hat er schon in seinen *medicinischen Versuchen* auf eine belehrende Weise gehandelt. Wie und wo sie gebraucht worden, was sie wirken können, findet sich hier mit trefflichen Räsonnements begleitet. Wir behandeln offenbar viele, zumal langwierige Krankheiten, vermittelst purgierender Mittel und heilen sie wohl auch endlich langsam, die gewiss schneller durch die Haut, nur nicht durch sogenannte schweisstreibende hitzige Arzneyen auszutreiben stünden. Es ist unstreitig, dass sehr grobe Materien durch die Haut fortgehen können. Die Ausdünstung wird als Heilmittel zu sehr versäumt. Es wurde oft Wöchnerinnen geholfen, nachdem alles vergeblich versucht worden war, indem man bey ihnen auf den Schweiss wirkte, dem man gemeiniglich so gern ausweicht. Man kann es wohl schwerlich bezweifeln, dass manche Krankheiten in warmen Ländern nicht so häufig oder nicht so schlimm sind, weil die Ausdünstung freyer ist. Die allgemeine Einführung der russischen Schwitzbader in Pohlen würde zur Ausrottung des Weichselzopfs nicht wenig beytragen. *Vom kalten Bade* von S. 358 bis 446. In dem hier sehr zusammengedrängten Vortrag und in dem Gang der Untersuchung, die hier weniger von so ganz neuen Gesichtspunkten ausgeht, als vielmehr die gangbaren Vorstellungen — ein gewiss nicht minder groses Verdienst -- auf die mannichfaltigste Weise berichtigt oder bestätigt, liegt es, dass wir uns nicht darauf einlassen können, hier das Neue und Eigne auszuheben. Sowohl Hn. *M.* Ideen als seine Erklärungen sind in diesem Kapitel so tief geschöpft, so vielseitig gemässigt und durchaus genugthuend, dass wir zu Zusätzen keine Gelegenheit haben würden, und denn ist das Abschreiben nicht zu verantworten. Es finden sich hier folgende Abschnitte: 1) unmittelbare augenscheinliche (augenblickliche in die Sinnen fallende) Wirkungen des kalten Bades. 2) Betrachtung der fernern Wirkung des kalten Bades. (Diese Zusammenstellungen sind diesem Werk ganz eigen, sind mit groser Kunst ausgearbeitet und geben viel Licht.) 3) Heilkräfte des kalten Bades bey einzelnen Krankheiten und Krankheitsdispositionen. Hr. *M.* weiss sie so gut wie irgend ein Arzt zu schätzen. 4) Von den Nachtheilen, die das kalte Bad haben kann. (Die nie genug in Anschlag gebracht wurden.) 5) Von dem diätetischen Gebrauch des kalten Bades. Hr. *M.* beschränkt ihn mit Recht sehr. 6) Von der besten Art kalte Bäder zu gebrauchen. Die Hauptregeln aus diesem Abschnitt wollen wir doch ausheben. Ein jedes kalte Bad über den ganzen Körper muss *kurze Zeit* dauern. Der Engländer springt plötzlich ins Wasser, kehrt sich darin um und in wenigen Secunden geht er wieder heraus; er wiederholt zuweilen diese Operation zum zweyten, ja sogar zum drittenmal; alsdenn lässt er sich trocken abreiben, kleidet sich an und macht sich Bewegung. Bey jedem kalten Bad muss der Kopf voran kalt werden. Die Engländer, die hier Muster sind, stürzen sich daher gewöhnlich über Kopf in das Wasser. Der Eintritt in jedes kalte Bad muss *plötzlich* seyn. Bäder über den ganzen Leib sollten nie kälter als zu 45° Fahrenh. seyn. Man muss nicht erhitzt seyn, wenn man ins kalte Bad geht. Aber ein Irrthum ist es auch, wenn man glaubt, man müsse aus der grösten Ruhe des Körpers ins kalte Bad gehen. Viel besser ist es, den Körper vorher ein wenig zu bewegen. Wie überhaupt die Morgenzeit die beste für alle Arten von Bädern ist, so ist sie dieses noch ganz besonders für kalte Bäder. Was Hr. *M.* gegen die Errichtung von Seebädern an den deutschen Küsten beyläufig sagt, wird nur im Wege seyn, wenn man das Seewasser nicht erwärmt nehmen lassen will, wovon wir die Absicht nicht einzusehen vermögen, da es in England, so viel wir wissen, doch auch hin und wieder erwärmt wird.

NATURGESCHICHTE.

NÜRNBERG, in d. Frauenholzischen Kunsthandl.: *Johann Martyns Abbildung und Beschreibung seltener* Ge-

Gewächse, neu übersetzt und mit Anmerkungen begleitet, von Dr. *G. W. F. Panzer*. Erste Lieferung. 10 illum. Kupfertafeln. gr. fol. (Preis 2½ Rthlr. sächs.)

Von Hn. *Panzers* Texte kann Rec. nicht urtheilen, da er ihn bey den Kupfern nicht findet, und der Verleger sich deshalb in einer Note auf dem Umschlage entschuldigt. Was die Kupfer anlangt, so kann er, als unpartheyischer Referent, ihre Bekanntmachung, oder vielmehr Ausbietung, in der jetzigen Zeit nicht loben. Vor 70 Jahren konnten sie ihren Werth haben, und vor 40 Jahren für Liebhaber erträglich seyn, jetzt ist keiner von beiden Fällen zu hoffen. Sie sind weder einer neuen Auflage, noch eines splendiden, und von Hr. *P.* ausgearbeiteten Textes werth. Nicht einmal zu Tapeten taugt ein, so sehr Geschmack und feine Kenntniss beleidigendes Machwerk, wie dieses. Die groben Umrisse, die hölzernen und lederigen Formen, die ekle, sorglose Schattirung mit Punzen, und die dunkle, todte Färbung, vereinigt mit völliger Vernachläfsigung der feinern, dem blossen Auge sichtbar gewesener Theile, lassen nicht begreifen, wie man so etwas jetzt zum Verkauf hat anbieten, und zu einem Preise, der hier immer noch im Verhältniss mit der Waare zu hoch ist, hat ansetzen können. Rec. ist kein Freund splendider Werke über die Naturgeschichte, wenn die vernünftige Absicht die Pracht als nothwendig nicht entschuldigt, weil noch so viel zu thun ist, was durch die Kostbarkeit nur verzögert wird. Nur den vortrefflichsten Künstlern kann es erlaubt seyn, Gegenstände prachtvoll darzustellen, die man für die Wissenschaft minder kostbar, oder als bekannt gar nicht gebraucht hätte. Dann ist es Sache des Kunstbeförderers, aber nicht des Naturforschers. Aber wie sehr missbraucht man die Geduld der Deutschen besonders, indem man ihnen kostbare Naturbilder aufdringt, die der Kenner nicht brauchen, und über die sich der Liebhaber nicht freuen kann?

Leipzig, b. Voss u. Comp.: *Botanisches Bilderbuch für die Jugend und Freunde der Pflanzenkunde*, herausgegeben von *Friedrich Dreves*. *Erster Band* (vorjetzt nur das erste Heft desselben). 1794. 4.

Hr. *Dreves* wurde als praktischer Erzieher auf das von Hn. *Bertuch* unternommene und mit so vielem Glück fortgesetzte Bilderbuch aufmerksam gemacht, und, von dem Nutzen und Erfolg dieser Unternehmung überzeugt, entschloss er sich, einen einzelnen, sehr interessanten Theil jenes Werkes, die Kenntniss der Pflanzen auf eine ähnliche Art, jedoch ausführlicher zu behandeln, als es, wegen Concurrenz mit so viel andern Gegenständen, im Bertuchischen Werke möglich gewesen wäre. Jeden Monat wird er ein dem gegenwärtigen ähnliches Heft von 6 Kupfertafeln, denen jeder eine Pflanze, mit ihrer Blumenzergliederung enthält, und von einer deutschen, französischen und englischen Erklärung, zusammen auf zwey Quartblättern, begleitet wird, den Freunden seines Unternehmens überliefern. In den Beschreibungen werden, so viel es hier nöthig schien, bestimmt, die Namen, der Wohnort, die Stelle im Linneischen und natürlichen System, die am meisten bezeichnenden Theile, die Blühezeit, und das Merkwürdigste beym Gebrauch angemerkt, auch zuletzt noch die Figuren einzeln erklärt. Stich und Illumination sind rein, nur ist letztere ohne Noth etwas zu blass, auch sollten sich die Grenzen der übereinanderliegenden Theile besser heben. Doch das wird sich in der Folge geben, so wie auch Uebereilungen, wie bey Tab. V. *„mit einem Saamen“ une seule semence „one single seed“* zu vermeiden sind, da es in der Kupfererklärung schon gehörig widerlegt wird. Das erste Heft enthält den *Sauerklee*, die *Waldanemone*, den *Wiesenehrenpreiss*, den *Löwenzahn*, den *Grasnelkenmeyer*, und den *weissen Steinbrech*.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Leipzig*, b. Schwikert: *De prima expeditione Attilae Regis Hunnorum in Gallias ac de rebus gestis Waltharis Aquitanorum Principis Carminis Epici Saec. VI. continuatio* ex MSto. Membram. optimae notae summa fide descriptum, variantibus lectionibus et omni antiquitatum genere inprimis vero monumentis coaevis illustratum et ad auctum. 1792. 34 S. 4. — Das von Hn. Fischer entdeckte grosse, für die Geschichte gewiss wichtige, epische Gedicht ist zu bekannt, als dass wir mehr darüber reden dürften; der Schluss desselben fehlte: ward aber durch Hn. Hofr. und Bibliothekar Molter aus einer ältern Karlsruher Handschrift, 1782 in Meusels historischer Literatur nachgeliefert, und von ihm das ganze Gedicht in deutsche Verse übersetzt und besonders in Karlsruh 1782 herausgegeben. Hr. *F.* benutzte hierauf dieses ganze Gedicht zu einer sehr gründlichen Schrift: Sitten und Gebräuche der Europäer im V und VI. Jahrhunderte 1787 und hing demselben, den von Hr. *M.* aufgefundenen Schluss an. In der gegenwärtigen Schrift liefert er nun diesen Schluss nochmals mit seinen Anmerkungen, welche bis S. 11. gehen, wo die *curae posteriores et lectiones variantes* über das Gedicht selbst, anheben, und sich S. 37. mit einem äusserst unbedeutenden und zu kleinen Register endigen.

Naturgeschichte. *Halle*, b. Dreyssig; *Naturhistorisches A B C Buch*, oder Abbildungen von neun und zwanzig merkwürdigen Thieren auf sechs Kupfertafeln, nebst einer Beschreibung ihrer Lebensart. Ein Weynachtsgeschenk. 72 S. 8. — Ist bloss eine Auswahl von Thierbeschreibungen die zu denen von Hn. *D.* gefertigten Zinnfiguren gehören, in eine alphabetische Ordnung gestellt, wobey einige Buchstaben mit mehrern Numern versehen wurden. Die Güte jener von Hn. Professor Klügel ausgearbeiteten Beschreibungen ist bereits anerkannt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 8. September 1794.

GOTTESGELAHRTHEIT.

WINTERTHUR, b. Steiner: *Psalme(n) dem Könige David und andern heiligen Sängern nachgesungen;* in vier Büchern. 1793. 288 S. 8.

Der uns unbekannte Vf. bemerkte, dass die Reste der hebr. Poesie von einer wichtigen Classe des gebildeteren Publicums, von denen, die ihren Geschmack aus Dichterwerken der griech. römischen und vaterländischen Litteratur geschöpft haben, oft wegen ihrer äussern rohern Form verkannt und eben deswegen nicht genug empfunden und genossen werden. Diesen zunächst dachte er durch eine nicht allzufreye Uebertragung der Psalmen in horazische Silbenmasse jene schönen Blumen des Morgenlands gefälliger darbringen zu können. Er hofft, dass dieselbe in dieser Einkleidung auf Leser von jener Art den Eindruck machen werden, welchen sie, blos als dichterische Werke betrachtet, auf ein unverzärteltes Gefühl mit vorzüglicher Stärke machen müsten. Und in der That; seine Uebersetzung nähert sich diesem Ziel weit mehr, als die meisten Versuche metrischer Psalmenübersetzer. Sie zeigt, dass er seinen Text fleisig studierte und mitfühlte, wenn gleich der einzelnen Stellen viele seyn möchten, wo der genaue Exeget Erinnerungen machen könnte. Vorzüglich scheint der Vf. bey manchen Psalmliedern mehr auf ihren theologischen Gebrauch, als auf ihren Localsinn Rücksicht genommen zu haben; welches ihn sogar zu unnöthigen Einschiebseln verführte, die in einer Uebersetzung für aufgeklärte Leser eine den Absichten des Vf. gerade entgegengesetzte Würkung thun müssen. Wenn z. B. im Ps. 2. gesungen wird:

— Des Ewigen
Wort verkünd ich! zu mir sprach Er: du bist Mein Sohn
Heute hab ich dich *Einzigen*
Mir gezeuget. Wohlan, *heische*, so will ich dir
Alle Völker zum *Erbe* dir
Alle Gränzen der *Welt* geben zum Eigenthum —

so stehn die Worte: *Einzigen mir* und das doppelte: *alle*, im Texte nicht, und haben im Localsinn desselben keinen Grund, misleiten vielmehr den Leser, welchem der Vf. seine Arbeit bestimmt, auf jene unrichtige Deutungen, die Männern von Geschmack die hebr. Psalmen eher verdächtig machen als empfelen müsten. Der Localsinn des Psalms hätte vielmehr gefordert, dass übersetzt worden wäre: alle Gränzen *des Lands*, statt: — *der Welt*. Mehr Nebensache ist es, dass der Ausdruck: *heische*, allzu obsolet ist, und statt *Erbe* überhaupt *Besitz* gesetzt seyn sollte.

Eben so ist im 110 Psalm in der Stelle:

Jehovah schwor (schwur) und nimmer gereuet ihn
Sein Schwur: „Du bist ein Priester in Ewigkeit,
Bist wie Melchisedeck *in Salem*
Fürst der Gerechtigkeit, Fürst des Friedens.

Die letzte Zeile nebst den Worten: *in Salem*, sind blosser, im Text nicht gegründeter, Zusatz, wenn gleich Ebr. VII, 1—3. dazu vom Vf. allegiert wird. Zusätze um des Sylbenmases willen bisweilen zu machen, muste dem Vf. bey seiner Absicht zugestanden werden. Aber auch diese musten nur aus dem Localsinn des Texts geschöpft und selten seyn; wie sie denn wirklich nicht allzuhäufig sind. Hingegen müsten Zusätze ohne Noth etwa blos um eine gewisse dogmatisierende Deutung unter Leser, die man als Nichtkenner voraussetzt, einzuführen, gerade solche Leser gegen den Vf. scheu und misstrauisch machen. Uebrigens lassen sich im Ganzen genommen die meisten seiner Uebertragungen recht gut lesen und seine Arbeit verdient, bey ähnlichen Zwecken, zur weitern Vervollkommnung zum Grunde gelegt zu werden. In seiner Form empfielt sich wirklich das Schöne der Psalmen, wenn der Vf. auch nichts bedeutendes daran ändert. Man höre z. B. die Vergleichung des glücklichen Rechtschaffenen im 1 Psalm:

Er ist dem Baum gleich, welcher, am Wasserbach
Gepflanzt, mit nimmer welkem Laube,
Grünet und unter der Früchte Lasten
So oft die Zeit kömmt, immer die Zweige beugt.
Sein Werk gelingt. Denn Seegen begleitet ihn — —

Um so mehr sind undeutsche Ausdrücke zu vermeiden, wie Ps. 1. „welcher Pfade der Sünder nie *bewandelt*" Ps. 5. o lass sie dem Vorsatz tief *entstürzen*, zu dem *schwellend* ihr Herz sich erhob. — Vorzüglich schön sind die 5 ersten Strophen des XIX Ps. ausgedruckt.

Aller Himmel Gesang tönet den Preis des Herrn
Und das Sternengewölb ist der Verkündiger
Seiner herrlichen Werke;
Ein Tag ruft es dem andern zu.

Jede kommende Nacht thut es der andern kund,
Was Jehovah vermag; Sprache nicht, Worte nicht
Sinds, womit sie verkünden;
Doch vernehmliche Stimmen sind's.

Weit verbreitet ihr Schall über die Erde sich;
Bis an jegliches Ziel menschenbewohnter Welt

Dringt ihr Rufen und bis zum
Strahlenzelte des Sonnenballs,

Wo Er prächtig hervorgeht, wie ein Bräutigam
Aus der Kammer der Braut; wo er des Aubeginns
Seiner glänzenden Laufbahn,
Wie ein munterer Held, sich freut.

Sieh' im äusserften Oft steigt er am Himmel auf,
Und bis dahin kreiset er ruhelos;
Nichts entgeht der heissen
Allumfassenden Strahlen Macht.

Statt: bis an *jegliches* Ziel, würde Rec. lieber setzen: bis ans äusserste Ziel; statt: *prächtig*, schickt sich zum Bild des Bräutigams besser: heiter. Das *Kreisen* und all*umfassend* will uns auch nicht gefallen.

Jena, b. Cunos Erben: R. *Saadiae Phijumensis versio Jesaiae* Arabica cum aliis speciminibus Arabico-Biblicis e Mstis Bodleianis nunc primum edidit atque ad modum *chrestomathiae Arabicae Biblicae* glossario perpetuo instruxit *Henr. Eberh. Gottl. Paulus* A. A. M. etc. *Fasc. II.* 1791. 8.

Der zweyte Theil enthält Saadiä Uebersetzung von dem 42ten Kapitel Jesaiä bis zu Ende auf 164 S. Alsdenn folgen einige nicht paginirte Bogen Verbesserungen zu beyden Theilen hauptsächlich zu dem ersten. Als Anhang werden einige Proben einer noch nicht edirten arabischen Version des Jesaias, die nicht von Saadias, aber doch aus dem Hebräischen von einem Juden gemacht ist, und einer andern, die aus dem Syrischen gemacht ist, mitgetheilt. Der Bodlejanische Codex, worin letztere befindlich ist, ist nach Uris Catalog der Orientalischen Manuscripte dieser Bibliothek in dem Jahre der Märtyrer 1075, Hedschra 759, Christi 1357 (diese Zahl stehet bey Uri, nicht 1317. wie S. XVIII. unrichtig gedruckt ist) geschrieben. Der Vf., der die Arabische Unterschrift hat abdrucken lassen, welches Uri nicht gethan hat, las 779 statt 759. Hat der Vf. recht gelesen, so hat sich der Araber verschrieben. Denn J. 759. der Hedschra entspricht dem J. 1357. der christlichen Zeitrechnung. Vielleicht hat Uri den Fehler des Abschreibers, der sich leicht entschuldigen läfst, weil dem Abschreiber, als einem Christen, wie man aus der von ihm gebrauchten Märtyrer- oder Diocletianischen Aera schliessen muss. die Mohamedanische Aera weniger bekannt war, verbessern wollen. Wenn Uri behauptete, dass die Uebersetzung mit der Griechischen Alexandrinischen übereinkomme, so scheint dieses eine Folgerung zu seyn, welche er aus dem Vaterlande des Manuscripts, das nach der Aera der Märtyrer zu urtheilen Aegypten war, zog. Wichtig ist die Bemerkung des Vf. dass die Version nach dem Syrischen Texte gemacht ist. Denn sie beweiset den bis ins 14te Jahrhundert dauernden Gebrauch der Syrischen Version in Aegypten, aus welcher damals eine arabische Uebersetzung gemacht wurde. Der erste Anhang ist mit hebräischen Buchstaben, womit der Codex geschrieben ist, abgedruckt. Die übrigen Stücke sind, wie in dem ersten Theile, oder Fasciculus, in arabische Schrift von dem Vf. übergetragen, denen Erklärungen der den Anfängern weniger bekannten Wörter auf derselben Seite beygefügt sind. Der Vf. verdient den Dank der Kenner, dafs er diese Frucht seiner gelehrten Reise nicht in seinem Schreibepulte hat verwelken lassen (ein Schicksal, das manche Originale und Abschriften der Art haben) sondern durch den Druck einem jeden geniessbar gemacht hat. Seiner versprochenen Commentatio in Jesaiam Saadianum singularis sehen wir mit Begierde entgegen.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Haarlem, b. Loojes: *Bedenkingen en Proefneemingen tot Verbetering der Middelen ter Redding van Drenkelingen* (Bemerkungen und Versuche zur Verbesserung der Rettungsmittel bey Ertrunkenen) door *M. van Marum.* 1793. 122 S. gr. 8. (1 fl.)

Wer den Inhalt dieser Schrift und den Namen ihres Vf. liest, kann selbst urtheilen, ob sie nicht der genauesten Prüfung derjenigen werth sey, welche auf Mittel denken, die Ertrunkenen wieder herzustellen. Man hat schon lange geglaubt, dafs die deplogistisirte, oder besser, reine Lebensluft in Betäubungen und Ohnmachten und besonders bey Ertrunkenen sehr gute Dienste thun könne. Man sieht diess deutlich aus der Abhandlung des H. *Goodwyn*, die von der Gesellschaft zur Rettung der Ertrunkenen zu London den Ehrenpreiss erhalten hat: und doch gab sich jener Vf. keine Mühe, diese Art von Luft vor der gewöhnlichen Luft des Dunstkreises besonders anzupreisen; vielleicht, weil er kein Mittel wufste, diese Luft in einem solchen Gefäfse einzuschliessen worin sie nach dem Orte, wo ein Ertrunkner liegt, getragen, und woraus sie hernach in eine Blase oder Pumpe gebracht werden kann, mit welcher man sie einem Ertrunkenen beybringt. Diess Mittel erfand Hr. von *Marum*, der bereits durch seine grosse Elektrisirmaschine in Deutschland vortheilhaft bekannt ist, und theilt sie in dieser nützlichen Schrift der Welt mit. Er zeigt darin nicht nur, wie die dephogistisirte Luft auf eine bequeme und wohlfeile Weise zu erhalten sey, ohne Verlust ihrer Reinigkeit lange Zeit aufbewahrt werden könne; sondern gibt auch die Methode an, sie aus dem Gefäfse in die Lunge der Erstickten oder Ertrunknen zu bringen. Aufserdem redet er noch von andern Mitteln, die Ertrunknen in das Leben wieder zurück zu rufen. Aus jeden dieser Abschnitte wollen wir etwas anführen. Hr. *Marum* bekommt diese Luft, wenn er Salpeter in kleinen Gläsern mit einem Halse glühen läfst, die aus Porcellanerde in der bekannten *Wedgwoodschen* Fabrik gemacht werden, und mit einem Leim aus gleichen Theilen Pfeifenerde und Sand mit Kühhaaren vermengt, überzogen worden sind. Aus ¾ Pfund Salpeter erhält er auf diese Weise 3 Cubikfufs gereinigte Luft; und diese 3 Fufs kosten nicht mehr als 1 Thaler und 4 gr. Conventionsgeld. Für diesen Preis hat er nicht so viel, weder aus dem Braunstein, noch aus dem Merc. präc. rub. erhalten konnen.

Zum

Zum Aufbewahren dieser Luft bedient sich der Vf. gewisser Recipienten, die er bey der Beschreibung, seines Gazometers bekannt gemacht hat. In diesem kann die Luft so gut verschlossen werden, dass sie sich länger, als ein Jahr in ihrer Reinigkeit erhält; man kann sie bequem von einem Ort zum andern bringen, und die Luft aus denselben sehr gut in eine Blase oder Pumpe leiten, durch deren Hülfe man sie die dem Ertrunkenen beybringt. Ein beyliegendes Kupfer, macht das ganze Experiment deutlich; ohne dasselbe sind alle Beschreibungen unzureichend.

Hr. *Marum* merkt an, dass eine Blase mit einem Hahn versehen, das einfachste Mittel sey, die reine Luft aus dem Glase zu leiten und in die Lunge der ertrunknen Person, die von der schädlichen Luft gereiniget worden, zu bringen. Es kann aber eine Blase gar bald eine Oesnung bekommen, oder verderben; deswegen ist eine einfache Pumpe, die auch in einem Kupfer abgebildet ist, dass beste Werkzeug. Hr. *Goodwyns* braucht zum Einblasen der Luft aus dem Dunstkreise eine Pumpe, die 100. Cubikzoll in sich enthält. Mit Recht glaubt Hr. *M.* dass sie für diese Absicht zu gross und seine kleinere die nur 23 Zoll in sich enthält, dazu geschickter sey. Unstreitig leistet diese Bemühung dem Ertrunknen grosse Hülfe, wie viele Versuche zeigen, die man erst bey in's Wasser geworfenen Kaninchen, und alsdann auch bey verunglückten Menschen gemacht hat. Allein es muss auch ausser dem Hineinbringen der reinen und dem Wegbringen der schädlichen Luft zur Rettung derselben die thierische Wärme wieder hergestelt werden. Dazu zieht er mit Recht ein warmes Bad allen sonst gewöhnlichen Mitteln vor, weil man sich hierdurch in Stande befinde, einen bestimmten Grad von Wärme dem ganzen Körper des Ertrunkenen stufenweise mitzutheilen und zu unterhalten. Wenn man aber dasselbe nicht haben könne, empfiehlt er heiss gemachte Asche.

Als ein grosser Kenner und Liebhaber der Elektricität wendet Hr. v. M. dieselbe auch hier an. In einem hohen Grad von Ohnmacht, wobey die zwey angeführten Mittel nichts helfen, sollte man zur Erregung des forteilenden Lebensgeistes in dem Herzen des Ertrunkenen mit Vortheil und nöthiger Vorsicht von dem elektrischen Stof Gebrauch machen. Wenn die Ströme von einer guten Elektrisirmaschine durch das Herz des Ertrunkenen geleitet werden, so ist es wohl nicht zu leugnen, dass die Reitzbarkeit desselben geweckt und die Fasern der Muskeln zusammen gezogen werden. Wenn aber die elektrischen Stösse zu stark sind: so kann dieses Experiment sehr schädlich werden, denn eine wiederholte Erfahrung hat gelehrt, dass durch starke Stösse die Reitzbarkeit der Muskelfasern nicht erregt, sondern vernichtet wird. Wer erinnert sich hier nicht an die Wirkung manches Blitzes? Es ist auf alle Fälle viele Vorsicht bey dem Gebrauch dieses Vorschlags nöthig. Doch glaubt Rec. hier ein gutes Mittel zu sehen, wodurch man erkennen kann, ob ein in's Wasser gefallener, oder Erstickter wieder hergestellt werden könne, oder nicht. So lange nemlich in den Muskeln des Herzens noch einiges Leben ist: so werden sie sich zusammen ziehen, so bald der elektrische Strom durch sie hingehet; wenn aber in den Armen und Beinen des Ertrunkenen nach diesem Versuch, und wenn man auch wohl einige mittelmässige Stösse hat durchgehen lassen, keine Bewegung wahrnimmt: so ist es wohl vergeblich, andere Versuche zur Wiederherstellung zu machen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Göttingen*,: *Ueber den Werth des Juden-Eides vor Christlichen Obrigkeiten.* Von *Joh. Bernh. Gottfried Osann*, M. Pastor zu Adelebsen. 1794. 40 S. 8. Es ist nicht zu verwundern, dass bey den unendlichen Geschäftsbeziehungen, die in der handelnden Welt zwischen Juden und Christen täglich vorfallen, und Processe fürchten, und eintreten lassen, eine Schrift Aufmerksamkeit erregt, die neue Mittel vorschlägt, wie dem Juden der Eid heilig zu machen und aufdeckt, wie selbst seine Frömmigkeit hier Sophisterey zu treiben versteht oder erheuchelt ist. Zu oft ist auch schon der Judeneid als etwas sehr missliches dargestellt worden, als dass man, — es liege in diesen Bedenklichkeiten auch noch so viel Missverständnis oder Vorurtheil gegen die Juden — nicht wünschen sollte, ihm, seine Missbräuche und die Mittel, ihm Zuverlässigkeit zu geben, einmal tief untersucht zu finden. Diese wenigen Bogen sollen nun alles das leisten. Sie sollen mit Sachkunde, grosser Ueberlegung, Mässigung und weiser Menschenliebe geschrieben seyn. Man weiss, von woher sie uns als ein sehr wichtiges schriftstellerisches Produkt angekündiget worden sind, von einem Orte her, wo einige wenige jüdische Wucherer die Data hergeben müssen, eine weit verbreitete Nation zu beurtheilen und wo die elendesten Schriftsteller, wenn sie nur den Juden recht viel Böses nachsagen, immer hoffen können, eine Parthey zu finden, die ihn mit Beyfall aufnimmt, weil doch *dort* immer einiges Wahrheit ist, was mit Unrecht der ganzen Nation vorgeworfen wird, und weil man jenen Wucherern die nachtheilige Stimmung des Publicums gönnt. Wir werden daher einen umständlichen Auszug von den Ideen des Hn. *O.* hier geben und sie mit Anmerkungen begleiten; unsre Leser mögen dann über den Werth der Schrift selbst urtheilen.

„*Wahr, ausgemacht wahr ist es zwar*" so beginnt unser Vf. „*dass die Juden für* (vor) *dem feyerlichen Eide, welchen sie unter* „*sich und in ihren eigenen Angelegenheiten mit allen hergebrach-* „*ten Gebräuchen in ihrer Synagoge schwören, die grösste Ehr-* „*furcht haben, und sie würden* d e n *sogleich unter den schauder-* „*vollsten Flüchen ausstossen*" (ist ihnen nicht das Excommuniciren in den meisten Staaten weislich verbothen?), „*der es* h i e r" (also der Ort gibt erst dem Eide Nachdruck, nicht die dabey beobachteten Gebräuche, nicht die Beziehung auf einen andren Juden?) „*wagte, falsch zu schwören. In aller Juden Augen ist ein* „*Meyneid das schrecklichste und fürchterlichste Verbrechen, zumal da* „*es bey ihnen ein kirchlicher* (?) *Grundsatz ist, dass die unausbleibli-* „*chen Strafen des Meyneides nicht allein auf* d e n *fallen, der ihn be-* „*geht, sondern auch auf dessen ganzes Geschlecht, ja auch auf das* „*ganze Volk, indem alle Israeliten für einander sind.*" (Also muss der Versöhnungstag doch nicht so rein von allen Verbrechen entbinden?)

den?) „*Alles dieses ist aber nur von den Eidschwüren zu verstehen, „welche in der Synagoge, vor der Gemeine, auf die heilige Gesetz„rolle, Thora, abgelegt werden, weil selbige das Gesetz des Aller„höchsten enthält.*“ (Was hier von der Tho gesagt wird, gilt in den Augen des Juden von jeder hebräischen Bibel.) „*Der „Grund meiner Behauptung,*“ fährt der Vf. fort, „*liegt in fol„gendem: die Juden selbst machen einen Unterschied unter dem „Eide nachdem Gesetze und unter dem Eide nach den „Lehrsätzen der Rabbinen: bey letztern* (m) *ist der Ge„brauch der Thora nicht nöthig. Bloss jener hat höchst verbind„liche Kraft für Gewissen, nicht aber dieser, der nur ein jura„mentum persuasorium ist*“ (wer fasst so den Unterschied dieser beiden Eide? Warum ist dieser laxer, jener strenger? Von welcher Behauptung des Vf soll diese Eintheiluug den Grund enthalten? Vor allem hätte er doch nach ihrem Ursprunge forschen und ihre verschiedene Anwendung in Rechtshändeln anzeigen sollen. Er citirt den *Bodenschatz*; fliesst denn diese Quelle so rein und klar, dass man sicher daraus für sich schöpfen und andern zum Gebrauch davon mittheilen kann? Wer den Geist des heutigen Judenthums kennt, weiss, dass das alte Testament und der Thalmud ihm, leider, gleich heilig sind, dass es diesen, als eine durch Tradition erhaltene Fortsetzung und heilige untrügliche Auslegung von jenem ansieht. Es ist also gar nicht wahrscheinlich — und auch keinesweges wirklich gegründet — dass unter dem Eide nach dem Gesetze und dem Eide nach den rabbinischen Lehrsatzen, in Rücksicht auf die dadurch zu bekräftigende Wahrheit distinguirt werde.) „*Aber sollte man, „wenn Juden in ihren Rechtshändeln mit Christen vor christlichen „Obrigkeiten schwören, wohl eine gleiche Sicherheit haben? Der „Jude erhalte durch seine Erziehung zu viel Hass gegen die Chri„sten.*“ (Vielleicht nicht so viel Hass als die Christen gegen die Juden, und doch mit etwas grösserm Rechte, wenn man unpartheyisch seyn will.) „*und bey seinem Unterrichte zu wenig „fruchtbare Kenntniss von seiner eigenen Religion. Mithin fehle „es ihm an den nöthigen hellen Begriffen von der Moralität des „Eides.*“ Um zu diesem Resultate zu gelangen, wird ein Gemählde von dem Religiosunterrichte der jüdischen Jugend entworfen, denn von ihrer anderweitigen Erziehung ist nicht die Rede. „*Die fünf Bücher Mosis machen die Grundlage.*“ (Nach den Nachrichten des Rec. das ganze alte Testament.) „*Die Me„thode, nach der gelehrt werde, tauge nichts.*“ (Die ist sehr verschieden. Viele Lehrer suchen doch hier vieles ein zuschärfen und sind nicht ohne Talent, den angenommenen Sinn verständlich zu machen. An den mehrsten Orten ist die Unterweisung der christlichen Kinder um nichts besser, als sie der Vf. bey den Juden schildert. Man läst sie dunkle dogmatische Sätze auswendig lernen und gibt ihnen einzelne Sprüche aus der Bibel ohne alle Auswahl auf, die nur im Zusammenhang Interesse haben und gefasst werden können. Der Judenknabe liest doch das ganze alte Testament in seiner natürlichen Folge.) „*Die 248 Gebote und 365 Verbote, die der Jude zu beobachten „haben soll*“ lernt der grosse Haufe, wie hier behauptet wird, nie auswendig, sondern aus Beobachtung und gelegenheitlichen Gesprächen. Und es ist zu bewundern, wie frühe sie ihm geläufig werden und wie unerschütterlich fest er an ihnen hängt. Der Vf. mache nur einmal den Versuch wie unterrichtet ein orthodox erzogener Judenknabe von zehen Jahren in seinen Geboten und Verboten ist und stelle eine Vergleichung mit einem Bauern oder gemeinen Bürgers Sohn an. Schade, dass diese 613 Gesetze so leere, schiefe Dinge zum Theil verlangen und dreymal Schade, dass dem orthodoxen Juden Ceremonien über Handlungen gehen und dass die Handluugen geschätzt werden, ohne dass man die Gesinnungen, aus denen sie fliessen, würdiget. Doch — da es hier auf Vergleichung ankömmt — wie viele Christen haben sich die Denkart eigen gemacht, die Christus Lehre, aber nicht die gangbarsten christlichen Schulschriften, so erhebt? Falscher kann man sich indessen auch über die Anzahl der Gebote und Verbote wohl nicht ausdrücken. Freylich sollen sich in den 5 Büchern Mosis nach der Auseinandersetzung der Rabbinen 613 Gesetze finden. Aber wohl die Hälfte davon ist nach der Auflösung und Zerstreuung der Nation nicht mehr im Gebrauche. Dahingegen ist noch eine ungeheure Menge von den Rabbinen erfundener Gesetze hinzugekommen, die der Reihe nach von dem besten Gedächtnisse kaum gefasst werden könnte. Völlig falsch ist es auch, und in so bestimmten Behauptungen sich gänzlich zu irren, ist etwas stark, „*dass der Ju„denknabe gerade im 15ten Jahre die Gemarah und die stockfin„stere rabbinische Dogmatik* (Noch etwas anders als Gemarah?) „*lerne.*“ (Der grössere Haufen wird in dieses Studium gar nicht eingeweihet.) „*dass er im 18 Jahre tüchtig und geschickt* (im physischen oder religiösen Sinn?) *zum heyrathen ist und im 20ten Jahre Handel und Wandel treiben darf* (nach den Landes- oder Religionsgesetzen?) *womit er will*“ (gewöhnlich handelt der Jude unter den Klassen, die für ihre Bildung nicht viel thun können, sobald er nur einige Fähigkeit hat unter der Leitung und zum Vortheil seines Vaters. Nach der Verheyrathung tritt er mit seinem Vater oder Schwiegervater in Handlungsgesellschaft oder etablirt sich selbst. An wie wenigen Orten der Welt darf er aber handeln, *womit er will?*) „*und der Thalmud. „leider ist es wahr, macht ihm keine Sünde daraus die Christen* (?) „*zu betrügen*(?) *wo er nur kann.*“ (Diese zuverläsig falsche Sage ist wieder aus dem *Bodenschatz* genommen. Hr. *O.* versprach ja aus den Quellen selbst zu schöpfen.)

„*Das wesentliche beym Judeneide ist die ächte heilige Gesetz„rolle; kann der Richter aber diese untersuchen, dass er weiss, sie „sey ganz so beschaffen, wie sie nach dem jüdischen Aberglauben „seyn muss? Das ist unmöglich hierin muss er immer Juden trauen. „Man lasse sie daher, wenn es sonst angeht, in der Synagoge „schwören oder halte wie das Obertribunal in Celle eine eigene „Thora.*“ (Juden mussten *diese* doch für ächt erklären, und ob sie es noch sey, denn durch Zeit und Gebrauch leiden sie viel, kann wieder nur durch Juden ausgemittelt werden. Die Wahrheit aber ist, dass es hierauf gar nicht ankömmt. Wenn Juden gegen Juden Processe führen; so stellen sie solche Untersuchungen niemals an. Es ist ihnen gleichgültig *wo* und *wie* geschworen wird, in der Synagoge oder der Gerichtsstube, bey der Thora oder bey einer gedruckten gewöhnlichen jüdischen Bibel. Sie erforschen zu diesem Behufe nicht, wie diese Thora beschaffen ist. Aus vielfältiger Erfahrung können wir diess behaupten. Nur aus offenbarer Chicane dringen gemeine Juden gegen reichere, etwa liederliche Dirnen gegen angesehne Juden wegen angeblicher Schwängerung darauf, dass in der Synagoge, vor der Gemeine der Eid abgenommen werden soll. Sie wollen nicht das Gewissen schärfen, sondern eine falsche Schamhaftigkeit rege machen, die das Aufsehen der Sache scheuen und einen vortheilhaftern Vergleich abdringen soll. Wie gleichgültig das Formelle bey einem Judeneide ist, kann man hinlänglich hieraus ersehen.)

„*Aber der jährliche Versöhnungstag entbindet von allen Ver„brechen.*“ Viel falsches und schiefes findet man hier, das wir weiter nicht auseinander setzen, da die wenige Bekanntschaft mit dem Judenthum und die Leichtgläubigkeit des Vf. von uns dargethan ist. In allen Religionen kann man seine Sünden durch Bekenntniss und Reue los werden. Wenn es damit Ernst ist, wer den festen Entschluss fasst ein besserer Mensch zu werden, kann am jüdischen Versöhnungstag, mit der Gottheit wieder in Harmonie sich setzen, die nun nach den herrschenden Begriffen ihm ihre Gewogenheit zwar wieder schenkt, aber doch von seinem bisherigen Lebenswandel mitausgeht, wenn sie seine künftigen Schicksale bestimmt. So beschränkte Versöhnung bleibt weit hinter der zurück, der katholische Religionsgenossen entgegensehen, wenn sie zur Beichte gehen und es ist doch ungleich beruhigender, wenn ein Priester *einem Einzelnen Absolution gibt*, als wenn in der Synagoge eine alte Formel gelesen wird, in der, der *ganzen Gemeine Vergebung der Sünden erflehet und verheissen wird.* Warum läst man nun Katholiken ohne Bedenken schwören? — Noch ein paar Anmerkungen. Christliche Ammen zu nehmen ist den Juden nicht verbothen und sehr gewöhnlich. — Chasan wird *Judenschulmeister* übersetzt, heisst aber *Vorsänger*, Cantor, in der Synagoge, der allerdings in kleinen Gemeinen oft auch den Schulmeister macht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 9. September 1794.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Berlin, b. Felisch: *Ueber Religion als Gegenstand der verschiednen Staatsverfassungen, von A. Riem.* Kanonikus zu Herford, Sekretär der Akademie der Künste zu Berlin u. s. f. 1793. 228 S. 8.

Dieses Buch gehört unter diejenigen, deren Charakterisirung die Kritik in eine gewisse Verlegenheit setzt. Der Gang des Raisonnements ist nicht neu, die Resultate sind nicht wichtig genug, um eine umständliche Auseinandersetzung zu rechtfertigen, und doch ist ein allgemeines Urtheil deshalb nicht zuläsig, weil die einzelnen Theile von sehr verschiednem Gehalt sind. Es wäre ungerecht alles zu verwerfen; es wäre pflichtwidrig alles gut zu heissen.

Des Vf. Hauptzweck bey dieser Schrift war, die Rettung und Aufrechthaltung des *Rechtes in Religionssachen zu dissentiren*, welches er nicht allein als vereinbar mit einer jeden nicht geradehin auf *hierarchische* Grundsätze gegründeten Staatsverfassung, sondern als eine der festesten Stützen einer solchen Verfassung darstellt, für welche er, wie auch sonst ihre Beschaffenheit seyn mag, im Religionsdruck und Glaubens-Despotismus die Quelle der grössten Gefahren und eine nahe Veranlassung ihres Unterganges, in den entgegengesetzten Maximen aber die Bürgschaft einer langen Dauer, und einer unwandelbaren Ruhe sieht.

Es ist über diese Materie zeither so viel geschrieben und gesprochen worden, dass man entweder etwas sehr präcises und sehr strenge gedachtes, oder etwas sehr originelles darüber sagen muss, um Aufmerksamkeit zu erwecken, und Eindruck zu machen. Beides findet man in der gegenwärtigen Schrift nicht. Zwischen den einzelnen Abschnitten ist kein recht klarer Zusammenhang, und sie scheinen weit eher flüchtige Gedanken eines mit dem Gegenstande vertrauten Mannes, als Bestandtheile eines innig-verknüpften Systems zu seyn. Daher kann man einige von des Vf. Sätzen z. B. sein letztes Resultat: „Die Politik verwal„tet nur dann richtig das geistliche Departement, wenn „sie auf *das Zeitbedürfniss* Rücklicht nimmt" annehmen und doch andre z. B. „Religion und Politik sind zwey „so heterogene Dinge, dass erstre die letztre *bloss zur* „*Schande der Politik und des Verstandes* unterstützen „kann, sobald er vornemlich annimmt, dass Religion „die Basis des Staatswohls sey" — oder „die Lehre von „der *Versöhnung Christi* habe eine Tendenz, Revolutio„nen zu bewirken" schlechterdings verwerfen, oder wenigstens nur mit grossen Einschränkungen, und oft in einem ganz andern Sinne als der Vf. ihnen beylegt gelten lassen.

Vielleicht wäre das ganze Buch gründlicher und unterrichtender geworden, wenn der Vf. nicht für gut gefunden hätte, sein Augenmerk durchgehends nur auf Einen Staat, und nur auf gewisse Begebenheiten und Verhältnisse in diesem Staat zu richten. Bey einer Unterhaltung, wie diese ist, können specielle Situationen und Vorfälle wohl als Beyspiele zur Erläuterung dienen; sie müssen aber nie so sehr prädominiren, dass der unpartheyische Leser zweifelhaft wird ob Erforschung der Wahrheit, oder geflissentlicher Tadel dieser und jener Localverfassung oder Localverfügung der Hauptzweck des Vf. war. Denn wenn das letztere auch zu seiner Zeit noch so heilsam, und für einen gewissen Theil des Publikums noch so interessant ist, so hat doch ein andrer Theil des Publikums gerechte Ursach, sich zu beschweren, dass man ihm diese Localkritik unter einer Aufschrift, die ein allgemeines philosophisches Raisonnement verspricht, aufzudringen suchte.

Ohne Druckort: *Freymüthige Betrachtungen eines philosophischen Weltbürgers über wichtige Gegenstände, entsprechend den Bedürfnissen unsers Zeitalters und des Menschengeschlechts.* 1793. 206 S. 8. ohne die Vorrede.

Schleswig u. Leipzig, b. Boie: *Ueber die jetzige politische Lage Europens.* Nebst einem Anhange. An alle Gutgesinnte. 1794. 50 S. 8.

Wir stellen diese beiden Schriften ihres gleichartigen Inhalts wegen zusammen, ob sie gleich übrigens unbezweifelt von verschiedenen Verfassern herrühren.

Die *erste* enthält vorzüglich einige historische Bemerkungen über die jetzigen Zeitläufte, besonders in Beziehung auf die österreichischen Staaten. Man findet hier allerdings manches Wahre und Treffende, aber noch mehr Uebertreibungen, unbestimmte Behauptungen und unrichtige und schiefe Darstellungen. Nothwendig muss der Vf. eben durch diese Mischung von guten, mittelmäfsigen und schlechten Sachen seinen Zweck bey manchen und oft verfehlen.

Zuerst schaale Gemeinplätze über den Nachtheil zahlreicher stehender Heere, vermischt mit einigen, zum Theil schief angewandten Anekdoten. Militairisches Ehrgefühl. *Trajan*, wenn er Officiere machte, gab ihnen den Degen mit den Worten: *pro me: si merear, in me. Souwarof* soll fast ohne Kanonen, ohne nöthige Leitern und anderes Zugehör, vorzüglich durch das Zutrauen des grosen Haufens, mit dem er als Bruder und Kammerad lebt, Ismael im Sturm erobert haben, der auf beiden Seiten 30000 Mann kostete, und wobey die

die Stürmer über die Hälfte zusammen schmolzen. Vom Corps Diplomatique; armseliges Geschwätz. Von geistlichen Reichsfürsten; überladene Schilderung der Missbräuche an geistlichen Höfen, und der Schwäche einiger Fürsten, besonders eines der ansehnlichsten geistlichen Fürsten, gegen den der Vf. sich Ausfälle erlaubt, die durch nichts zu vertheidigen sind. Von der Revolution in Frankreich und dem daher entstandenen Kriege, alltägliche bis zum Theil ausgedroschene Declamationen über die entfernteren Ursachen der Revolution und die Sonderbarkeit des Krieges gegen Frankreich. S. 110 steht eine nicht bekannte Anekdote, deren Werth wir aber nicht verbürgen wollen. Im Jahre 1755. wären zwey wichtige Franzosen, wovon der eine seine Tochter bey sich hatte, nach Mainz gekommeu, um dem Minister des Kurfürsten, Grafen *Stadion* den Plan einer Verschwörung zu entdecken, welche nichts geringeres als die Absetzung des Königs und eine gänzliche Veränderung der Regierung zum Ziel hatte, damit der Kurfürst zu seiner Zeit die Sache bey dem Reichstage und an deutschen Höfen so einleiten mögte, dass alles Aufsehen vermieden würde. Der Kurfürst vertraute sich dem kaiserlichen Gesandten, Grafen *Pergen*. Dieser reisete mit der wichtigen Nachricht schleunigst nach Wien. Als er ankam, war Tags zuvor der Allianztraktat mit Frankreich unterzeichnet. Er erhielt die Weisung der Sache eilfertig vorzubeugen. Die Franzosen merkten auch bald, dass sie verrathen wären. Der eine erschoss sich; seine Tochter stürzte sich in den Rhein, der andere verschwand auch, ohne wieder nach Frankreich zu kommen. Von Oesterreich. Den Wienern wird Eingeschränktheit und Selbstdünkel schuld gegeben. Schlechte und dennoch äusserst lucrative Verwaltung der Posten. Häufiger Gebrauch des sogenannten *Secret de la Poste*, gewisser Kunstgriffe die Briefe zu öfnen, die Pettschafte mit einem *Amalgama* abzudrucken, um das schändliche Handwerk von Geheimnissspürern und Delatoren treiben zu können. Sucht der Künstler und Handwerker nach einem *Hof-Titel*. Voreiliges Verbot fremder Fabrikwaren. Joseph II. soll nichts eigentlich für Wissenschaften und Aufklärung gethan, nur bloss mittelbar einige Veranlassung und Ermunterung gegeben haben. Die Wiener Gelehrten sollen fest überzeugt seyn, dass ihre Universität die erste in Europa sey. Erstaunende Menge der Adelichen in Wien. Lächerlichkeiten, die aus dem Unterschiede zwischen der hohen und niedern Noblesse, und aus dem Dünkel auf alten Adel fliessen. „Wenn „jemand das Recht hat" sagt Marius beym Sallust, „mich „meines Adels wegen zu verachten: so thut er auch „das nemliche an seinen Vorfahren, welche eben so „wohl mit neuem Adel angefangen haben." Gebrechen des Gouvernements, vorzüglich sichtbar durch Seichtigkeit der Köpfe, so mancher Beamten und durch Partheylichkeit für gewisse Kriecherey. *Ifsland* belegt unser Kraftmann mit dem neuen Namen *Pfuimensch!* Nachtheile des Majorats. Wirksamkeit des Adels und der Geistlichkeit den Krieg gegen Frankreich anzuspinnen. Schlimme Folgen der gutgemeynten Verordnung Kaiser Josephs, dass niemand zu Beförderung und Gehalt gelangen soll, der nicht zuvor als Praktikant auf Kanzleyen gestanden habe. Drückende Auflagen auf die Ungarischen Producte.

In der *zweyten* Schrift findet man unter der Rubrik: *Glaubensbekenntniss über die gegenwärtige politische Lage Europens, von einem menschlichen Menschen, der nicht in einem schlechten Staate wohnt, aber an seinen unglücklichen Mitmenschen völlig Antheil nimmt*, einige durch nichts ausgezeichnete Resultate der Betrachtungen des Vf. über die französischen Angelegenheiten, die besonders darauf hinausgehen, ein billigeres Urtheil über die jetzige Verwirrung in Frankreich zu veranlassen, wobey den Umständen alles das eingeräumt würde, was ihnen in der That zuzuschreiben ist; denn aber auch den jetzigen Krieg als thöricht und gefährlich darzustellen, und die Deutschen zu ermuntern, gegen jede Theilung auf der wachsamsten Hut zu seyn. Die zweyte Hälfte von S. 30. u. f. — besteht aus einem Abdruck der von *Wieland* mit Recht so sehr empfohlenen *Recapitulation* einiger neu gemachten Entdeckungen im Reiche der Wahrheit am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, aus dem 5ten Stücke des Schleswigischen Journals für 1793, nebst den Aeusserungen Wielands im August des Merkurs für 1793. die ihrer Gemeinnützigkeit wegen auch durch diese Blätter wieder verbreitet werden sollten.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HALLE, b. Kümmel: *Versuch über Lucian oder Gemälde alter und neuer Sitten*, aus dem Italienischen. 1793. 182 S. 8.

Die Briefe aus denen dieses zu Venedig 1789. erschienene Werk besteht, sind an eine Dame gerichtet, und enthalten über den Lucian nicht mehr als etwa eine Dame zu wissen nöthig hat. Neue Gesichtspunkte, aus denen die Werke dieses berühmten Schriftstellers betrachtet werden könnten, Schilderungen seines Geistes, Analysen seiner Manier, würde man vergeblich in demselben aufsuchen. Nur hin und wieder hebt der Vf. einzelne Stellen aus seinen Werken aus, um aus ihnen zu zeigen, wie Lucian die Religion seiner Zeit, die philosophischen Betrüger, die hochmüthigen und intoleranten Sectirer, die Geizigen und die Tyrannen gezüchtigt habe. Tief ist nirgends geschöpft; und auch von der Oberfläche ist nur so viel weggenommen, als der Vf. für brauchbar hielt, um gewisse Dinge, welche ihm am Herzen gelegen zu haben scheinen, an den Mann zu bringen. Denn in der That handelt der grösste Theil dieses Buches nicht vom Lucian, gleich in dem ersten Briefe nimmt er von der Erziehungsgeschichte des Samosatensers Gelegenheit über die Ausbildung der untern Stände und über das thörichte Streben, besonders der Landleute, sich aus ihrem Stande zu erheben, zu sprechen. Er sagt hierbey manches Gute, wie diess denn bey einem solchen Gegenstande nicht schwer ist. In den übrigen Briefen zieht er häufig gegen die neue Philosophie zu Felde, worunter er die Philosophie der Franzosen, vornemlich der Encyklopädisten versteht, denen er ihre cosmogonischen und ontologischen Träume, aber noch mehr

mehr ihre grenzenlose Eitelkeit, ihre Intoleranz und Inconsequenz, nicht eben mit grosem Unrechte, vorrückt. Schade, dass diese Angriffe so spät kommen, und keinem der getadelten Philosophen mehr nützlich werden können; wodurch zwar nicht die Richtigkeit, aber wohl das Verdienst der Anklage um ein grosses geschmälert wird. Weiterhin spricht er über die Bildung der Grosen und den Einfluss des Geldes auf die Staaten und Menschen. — Der Vortrag in dieser Schrift ist unterhaltend und abwechselnd, so viel sich nemlich die Eigenschaften desselben durch das Medium der elendesten Uebersetzung erkennen lassen. Von der Sprache des Originals versteht ihr Verfertiger nicht mehr als sich nothdürftig aus dem Wörterbuche lernen läst, und von seiner eignen weiss er so viel als nichts. Von Schicklichkeit im Ausdruck hat er gar keinen Begriff. S. 27. läst er den Jupiter zum Amor sagen: hörst du, Amor, nicht auf, mich mit deinen *geilen* Waffen anzufallen; wo das Original wahrscheinlich *arme lascive* hat. — Der erste Periode lautet folgendermasen: „Sie wollten gerne den Lucian kennen (lernen) Lucian schreibt *von Liebschaften und angenehmen Dingen; und* deshalb gebührt ihm mit Recht ein Platz unter den Zierrathen *auf* der schönen Toilette *cultivirter* (coltivate) nnd den Grazien werther Damen, *wie Sie sind*. Es würden aber *die groben Zoten* und die Irreligion, die ihn gar zu sehr verunstalten, Ihre keuschen Blicke beleidigen. Ich will Ihnen daher den Lucian von *Häslichkeiten* gereinigt so darstellen: dass er sie auf eine *liebliche* Weise unterhalten soll, *ohne sich im geringsten für* (vor) *ihn schaudern zu dürfen*." Am Schlusse dieses so wohl begonnenen Briefes läst der Ueberfetzer den Verfasser von den wenigen Kenntnissen sprechen, die sein *schwacher Kopf* (debile ingegno) sich habe erwerben können. Dann setzt er hinzu: „Ich wünsche, *kultivirteste Frau*, mir noch zur Belohnung meiner Studien weiter nichts als *ihr grosmüthiges Mitleiden* (mit seinem *schwachen Kopfe* wahrscheinlich. Doch wird wohl der Vf. indulgenza geschrieben haben.) Noch einige kleine Proben S. 20. Lucian wollte mit seinem muntern Geiste die platonische Aufmerksamkeit (?? vielleicht gravità) dadurch aufheitern, dass er in das Gespräch das Gepränge und die artigen Schwenke (Schwänke) der Comödie (gli ornamenti e scherzi della Commedia) brächte, womit er dann eine von den zwey jetzt genannten Gespräche (Gattungen des Gesprächs) geschwängerte (impregnata) dritte Gattung von Gespräch erschuf. S. 21. die höllischen Schatten *gli ombri infernali*. — *giovine* wird immer durch ein *junges Bürschchen* gegeben. S. 71. wird gesagt, dass Lucian die Philosophen (in dem Piscator sive reviviscentes) mit Schauspielern vergleiche, welche auf der Bühne die Rolle von Helden spielten, (Lucian nennt den *Achill*, *Theseus* und *Herkules*) im gemeinen Leben aber die nichtswürdigsten Menschen wären. Hier macht der Ueberfetzer aus den Schauspielern *Seiltänzer*, und unter den Helden der Bühne führt er statt des *Achilles* den *Aristoteles* auf. Einen *filosofo cynico* übersetzt er durch einen *hündischen Philosophen* und *au travers de sa modestie* heisst bey ihm *quer durch seine Bescheidenheit*.

Leipzig, b. Hertel: *Neue chemische und medic. chirurg. Erfahrungen über die Angusturarinde und Hahnemanns auflösliches Quecksilber.* A. d. Latein. Mit einigen Anmerk. 1793. 111 S. 8.

Die erste dieser beiden Abhandlungen ist eine Uebersetzung von Diss. de cort. Angusturae etc. Auct. *Filter.* Jen. 1791. Die, nur mit geringen Mengen angestellte, Untersuchung des Verhältnisses des harzigen und wässrigen Extracts trift mit dem, schon von *Heyer* angegebenen, ziemlich zu. Ihre zusammenziehende Kraft sey geringer als die der Chinarinde. Einige neuere Beobachtungen, welche die gute Wirksamkeit derselben in Wechselfiebern, Faulfiebern, Ruhr und Durchfall bestätigen. — Die zweyte besteht in der Uebersetzung von *Amelung's* Diss. de mercurio solubili Hahn. Jen. 1792. Wirkungsart des Quecksilbers im Allgemeinen. Chemische Zubereitung des auflöslichen Quecksilbers zum Niederschlagen desselben sey es einerley, oder noch besser, statt des ätzenden Salmiaksgeistes, das aus kalcinirten Eyerschalen bereitete Kalkwasser anzuwenden; — welcher Meynung Rec. nicht ist. Wirkung und Gebrauch. — Die vorgegebene leichte Auflösbarkeit desselben in Essigsäure und in mit fixer Luft geschwängertem Wasser ist doch nur unter gewisser Einschränkung zu verstehen. Zuletzt einige neuere Beobachtungen zu Gunsten dieses Mittels. — Druckfehler, als S. 80*) *Weingeistsilber*, st. Quecksilber S. 93. *Pfenchelsalbe* st. Fenchelsamen, hätten doch bey so wenigen Bogen leicht vermieden werden können.

Landau, b. Silberling u. Comp.: *Geist des Sokrates ein Lesebuch zur Seelenbildung.* 1793. 192 S. 8. (12 Gr.)

Dieses Lesebuch hat unstreitig den Titel: *Geist des Sokrates*, wie *lucus a non lucendo*, weil schlechterdings auch nicht die kleinste Spur von Sokratischen Geiste darin zu entdecken ist. Es enthält eine Reihe kurzer Erzählungen, Anekdoten und Gedichte, die ohne Plan und Zweck unter einander geworfen und an sich leer und geistlos sind, ausgenommen wo aus *Gellert*, *Hagedorn*, *Gleim* u. a. eine moralische Erzählung genommen worden. Es kommen auch sogar manche Sächelchen darin vor, die nichts weniger als einen moralischen Eindruck machen dürften. Häufiges Schnitzern wider die Sprachlehre und Rechtschreibung versteht sich bey einem solchen Autor von selbst S. 14. „*Worte eines sterbenden Vaters zu seinen Kindern*" (an seine Kinder.) „Seht meine Lieben! so ist der Mensch. Achtzig Jahre sind vorüber, *froh lebt'* ich sie *durch*. Hab' sie (ich habe sie) kennen gelernt die Welt in jedem Betracht (e.) Die Stunde meiner Auflösung nähert sich; *muss* (ich muss) fort. Wohlan denn die Bibel (wie bewundernswürdig das zusammenhängt!) sey das Buch, das ihr gemeinschaftlich *beten* (!) sollt. *Fühlet* sie die (ihre) Lehren: *unmittelbar* (?) beglücken sie den Menschen." Doch kein Wort weiter über dieses magere Product! Wer an unserm Urtheile darüber zweifeln sollte, der lese es auf seine Gefahr selbst!

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Strafsburg*, b. Heiz: *Abweichungen des Hannövrischen Catechismi von der Bibel und den Bekenntnissbüchern der protestantischen Kirche.* Von D. *Johann Michael Lobstein.* Da aber die Leute schliefen, kam der Feind und streuete Unkraut zwischen den Weizen. Matth. XIII, 25. 1792. 16 S. 8. „Da dieser Catechismus mit stehenden Buchstaben gedruckt und folglich dessen Vermehrung in alle Welt, und so mit *Christi Entehrung* in alle Welt verbreitet werden solle, so wirds doch wohl eines christlichen Theologen (?) Pflicht seyn, auch ein Scherflein (ja wohl, ein wahres Scherflein) zur Ehre Jesu herzugeben, damit soviel an ihm ist (d. h. sehr wenig), die Seelen, die der Herr mit seinem Blut erkauft hat, nicht irre geführt (!), der Glaube nicht verrückt und die Gemüthsruh (die Spötter nennen das die faule Vernunft) als der einige Zweck aller Religionen nicht untergraben werden möge." Nach diesem prologus galeatus beseufzt Hr. *L.* die Verblendung der hannöverischen Consistorialen, in der sie „die leidigen Wirkungen der bösen Engel und des Teufels mit Stillschweigen übergangen; in der sie dem Menschen einen freyen Willen zuschreiben, der sich zu edlen Tugenden gewöhnen könne; in der sie von der sowohl thätigen, als leidenden Genugthuung Jesu viel zu wenig sagen, ohne welche wir doch im *ewigen Schuldthurm* büssen müssten; in das sie über das *officium sacerdotale*, ohne welches doch Jesus nicht auf die Sünden der Väter zurückwirken konnte, viel zu leicht hinweg gehen" u. s. w. „Es ist demnach, schliesst der eifernde Vf, dieser Catech. *meiner* Einsicht nach (bey der es auch wohl bleiben mag), ein aufgewärmter, bereits im 3ten Jahrhundert verdammter Irrthum in der Lehre von Gott, vermischt mit socinianisch naturalistischen Grundsätzen in der Lehre von der Genugthuung und dem menschlichen Verderben, den *Herrn* Pontificiis sowohl, als den *Herrn* Reformirten favorisirend in der Lehre vom heil. Abendmahl; kurz ein Nationalkatechismus, der die Religionen zusammenschmelzen soll in Lehren, die in der Bibel keinen Grund haben. Darum: ach bleib bey uns Herr Jesu Christ, weil es nun Abend worden ist" u. s. w. In der That scheint es in der Seele des Hrn. *L.* nicht nur Abend, sondern dunkle Mitternacht zu seyn.

Gottesgelahrtheit. *Norimbergae*, b. Stein: *Figmentum de animo humano, ante subter terra existente, quam corpori conjungeretur, Ebraeis falso attribui demonstrat — G. Th. Serz*, 1792. 22 S. 4. Der Vf. gründet seine Behauptung auf eine Stelle des Philo und auf etliche des N. T. Allein alles zugegeben, so scheint derselbe doch weiter nichts bewiesen zu haben, als dass auch jene Meynung, nach welcher man den noch nicht mit dem Körper verbundenen, oder von demselben getrennten Seelen ihren Aufenthalt in den obern Regionen angewiesen, unter den Juden Statt gefunden habe. Durch einen Druckfehler steht pag. 18, Ps. 135, 15.

Oekonomie. *Stuttgard*, b. Cotta: *Anleitung zur Taxation und Eintheilung der Laubwaldungen; nach einem Plan und vier Tabellen.* Von J. M. J. 1794. 58 S. 8. (20 kr. rhl.) Der Vf. erklärt in der Vorrede: Er schreibe als Förster, bloss für sein Vaterland, nicht als Gelehrter. — Das Werkchen ist in vier Kapitel abgetheilt. Das 1ste handelt von *Messung* der Waldungen. Belehrungen für Geometer kommen hiebey nicht vor; sondern bloss Bemerkungen, was nach allgemeiner Messung einer Waldung von dem gefundenen Flächen-Inhalt abzuziehen, oder besonders auszuzeichnen sey; z. B. Seen, Wiesen u. s. w. Eine beygefügte Zeichnung eines eingetheilten Forstes erläutert, was der Vf. hiebey zur Vorsicht empfiehlt. Das II. Kap. legt die Gesinnungen des Vf. über Taxation eines Waldes dar. Er hält nicht viel auf *mathematische* Taxationen; glaubt, sie nehmen zu viele Zeit weg, verursachten zu grosse Kosten, und gewährten doch keine Gewissheit. Es ist hier der Ort nicht, seine Zweifel zu widerlegen; wir bemerken bloss, dass gute Forsttaxatoren, bey Anwendung ihrer Mathematik, allerdings schon längst Vorsicht gebrauchen, um nicht Fehlschlüsse von der Gattung zu begehen, deren der Vf. erwähnt. Er hält dafür: „die beste Schätzung, sey die, welche durch redliche „Leute, die ein geübtes Augenmass haben, unternommen wer-„de; und am besten taugten hiezu alte erfahrne Holzhauer, die „in Beyseyn der Förster die Taxation zu verrichten hätten. „Der Forstbeamte habe dieselbe in einer geraden Linie, so na-„he dass sie sich sehen könnten, durch den Wald fortrücken zu „lassen, und sie müssten, in gleichen Entfernungen, jeder seine „nächsten Bäume überschauen und schätzen. „ — Wir müssen bekennen, dass uns der Glaube des Vf. nicht überzeugt habe. — — Hierauf folgen Vorschriften, wie Special-Tabellen über die geschätzte Waldungen anzulegen seyn. Das III Kap. giebt einige Regeln über Verfertigung eines Forstetats, über Bestimmung der Hauungsperioden, bey Stammholz und Schlagholz, und erläutert abermals die Vorträge durch Tabellen. Das IV Kap. handelt von den Erfordernissen gehöriger Holzberichte, und deren schicklicher Einrichtung. Die Muster und Beyspiele, welche der Vf hiebey mittheilt zeugen von vielem Fleiss, und rühmlicher Liebe zur Ordnung.

Geschichte. *Hildburghausen*, b. Hanisch: *Kriminalprocess Roberts von Artois*, Graf(en) von Beaumont, Pair(s) von Frankreich. Aus dem Französischen des Herrn *L'Averdy.* 1793. 84 S. gr. 8. Nicht eine Schrift des Hrn. *L'A.*, sondern nur von ihm in den bekannten *Nachrichten und Auszügen aus den Handschriften der K. Bibliothek zu Paris* herausgegeben und wie die andern Stücke hier besonders ausgegeben, was diese wohl verdient. In dem sonderbaren Detail dieses Processes, der mit Urkundenverfälschung anfieng und mit Einmischung des Teufels schloss, liegt Stoff genug zu lehrreichen Betrachtungen über das damalige Criminalverfahren (welches Hr. *L'A.* sorgfältig mit dem neuern vergleicht), über die Sitten und über den Geist der Zeit. Merkwürdig ist insonderheit das Benehmen des Königs, nach den ihm Robert gegen den Vorwurf der Empörung den Vorwurf des Meuchelmords zurückgegeben hatte. „Man „sieht, sagt Hr. *L'A.* S. 50 f., wie die königliche unabhängige „Majestät auf die Vorwürfe einer seiner Unterthanen antwortet, „seine Beschuldigungen widerlegt, und ihm alle mögliche und „gerechte Mittel sich selbst zu vertreten, ertheilt. Dieser Act „heisst im Process und in der Handschrift *die Entschuldigungen „des Herrn R. v. A. und die Antworten des Königs auf dieselbi-„gen.* — Hr. *L'A.* nennt dieses das *einzige Beyspiel in seiner Art*, aber auch einen Beweis: „*was für eine edle Einfalt und „was für ein Geist der Gerechtigkeit diese alten Zeiten belebt habe.*"

Auf die Verdeutschung dieser Schrift scheint etwas mehr Fleiss gewendet zu seyn, als vor einigen Jahren von der Uebersetzung des ersten Bandes gerühmt werden konnte (s. A. L. Z. 1791. Nr. 206): allein sie lasst doch immer noch sehr viel zu erinnern übrig. — So ist es gleich S. 4 ganz fehlerhaft, wenn die Abstammung des Grafen von Artois so angegeben wird: „*Sein Sohn* u. s. w. *Er zeugte* u. s. w. *Er heuratethe* u. s. w. Dieses *Seyn* und *Er* sind unrichtige Beziehungen, denn sie führen zurück auf Ludwig VIII, von welchem vorher die Rede war. Nothwendig mussten die verschiedenen Generationen durch *diesen* oder durch Wiederholung der Namen entschieden werden. — S. 5. „woraus eine Menge von Ungemach herausflossen." — S. 53. findet man wie mehrmal, die falsche Construction: *das — so* u. s. w. — S. 84. „*alldieweil* der Bischof das Richteramt *exercir-„te.*" Ob *wegen* mit dem Genitiv oder mit dem Dativ construirt werden, scheint dem Uebersetzer gleichgültig zu seyn; wenigstens sagt er: „wegen *dem* Ungehorsam, wegen *des* Nichterscheinens.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 10. September 1794.

PHILOLOGIE.

Halle, b. Curts Erben: *Joh. Simonis — Lexicon manuale hebraicum et chaldaicum,* in quo omnium textus sacri Vet. Test. vocabulorum hebr. et chald. significatus secundum primitivorum et derivativorum ordinem explicantur, optima quaevis ex aliis Lexicis scriptisque philologicis collecta exhibentur, plurima vocum etyma restituuntur, integrae phrases illustrantur, et subinde cum graecis ac latinis conferuntur, nominum derivatorum discrimen ex ipsorum formis definitur, anomaliae, quantum fieri potuit, ad analogiam reducuntur, variantes lectiones, quas Kri et Ketibh (Cetibh) vocant, enodantur et multis denique vocibus locisque obscuris lux affunditur. *Recensuit, emendavit, auxit Jo. Godofr. Eichhorn,* M. Britanniae Regi a Cons. Aul. et Prof. P. O. Georgiae Augustae. *Editio tertia.* 1793. auf 1766 und XXII S. gr. 8.

Die erste Ausgabe dieses Werks von 1756 enthielt ohne den Index Latinus 1082 Seiten, die zweyte 1100. Die jetzige hat also eine beträchtlich grössere Ausdehnung, welche aber doch nicht blos den hinzugekommenen Vermehrungen, sondern auch einer minderen Sparsamkeit im Druck zuzuschreiben ist.

Der von Simonis entworfene sehr ausführliche Titel enthält auch jetzt noch den Plan, welchen die gegenwärtige Ausgabe vor sich hatte. Nur die Worte: *nominum derivatorum discrimen ex ipsorum formis definitur,* hätten weggestrichen werden sollen, da, was Simonis oft (doch nicht immer) allzu subtil und künstlich über die Formen der Worte erinnert hatte, schon zum Theil in der zweyten, und noch mehr in dieser Ausgabe weggeblieben ist. Die übrigen auf dem Titel angegebenen Obliegenheiten eines Lexicographen werden am besten für unsere beurtheilende Anzeige die Rubriken seyn können, unter welchen wir, was geleistet sey und was wir vermissen, angeben können, da wir eine aus so vielem Einzelnen bestehende Materie wenigstens einigermassen ordnen wollen. Um unser Urtheil zu bestimmen, haben wir nicht nur die Manier der Bearbeitung im Ganzen betrachtet, sondern auch viele Themata und Worte aus dem ganzen Werk mit Auswahl geprüft, und den ersten Buchstaben, da der Fleiss der Bearbeitung gleich beym Anfang einer so mühsamen und ermüdenden Unternehmung wahrscheinlich in der vollsten Thätigkeit gewesen ist, grossentheils Wort für Wort untersucht. Zu unsern Bemerkungen nehmen wir die Belege meist aus dem ersten Buchstaben, weil es unbillig seyn würde, Materie zur Kritik aus dem Ganzen eines so vielfach zusammengesetzten Werks zusammengetragen zu haben.

Die Aufnahme dieses neubearbeiteten hebr. Lexicons in den meisten gelehrten Anzeigen, die uns bisher zu Gesicht kamen, hat uns zu unserer Befriedigung überzeugt, wie allgemein das Bedürfniss gefühlt worden ist, dass in diesen Fundamenten der hebräischen Literatur weit mehr, als bisher, geleistet werden müste. Aber diess wirklich zu leisten, ist eine schwere und abstumpfende Unternehmung, deren Ausführung in dem gegenwärtigen Werk gar nicht erwartet oder gefodert werden dürfte, wenn es nicht vor allem gewiss wäre, dass es Hr. E. seit einer guten Reihe von Jahren zu bearbeiten übernommen hatte. Unter solchen Umständen ist es dann so möglich als nöthig, dass man, besonders wenn man bey Vorlesungen über das A. Test. oder bey Beurtheilungen anderer Schriften auf einzelne schwere Worte und Stellen zu verschiedenen Zeiten hingeleitet wird, bald da bald dort ein ganzes Stammwort mit seinen Derivaten neu untersucht, seine Bedeutungen ohne alle Anhänglichkeit an das Hergebrachte prüft, berichtigt, classificirt, und also nach und nach die schwersten Materialien ins Reine bringt, ehe man die ganze Last in Bewegung zu setzen anfängt.

Denken wir, nach einer sehr natürlichen Ideenassociation, an das Schleusnerische Lexicon über das N. T., so ist das gute Beyspiel einer äusserst fleissigen und geordneten Bearbeitung auffallend, welches in manchen Rücksichten daher noch genommen werden könnte. Ein gutes Wörterbuch, das sich auf ein bestimmtes Volumen von Schriften bezieht, sollte nach jenem Beyspiel *jede Stelle,* wo eine *schwere Form,* eine *schwierige Bedeutung* vorkommt, nicht nur angeben, sondern kurz mit einer geprüften Uebersetzung begleiten. Wird der Raum überhaupt schriftstellerisch und typographisch, (und welches Beyspiel gab hierin Castellus!) für das Nothwendige und Beste möglichst gespart, so würde er hiezu hinreichen. Das blosse Citiren einiger Stellen hilft, zumal da sich leicht Druckfehler in die Zahlen einschleichen, dem, der ein Handlexicon bedarf, sehr wenig. — Auch die bekannten Bedeutungen, kurz die ganze Genealogie eines Worts genau *zu ordnen,* ist unerlassliche Pflicht des hebräischen Lexicographen. Eine solche Deduction gilt oft schon für einen Commentar, und man versteht nie ein Wort ganz, wenn man den Zusammenhang seiner Bedeutungen und ihr Abfliessen aus der Quelle nicht übersieht. Dabey ist für eine *gewöhnliche* Bedeutung und Form in einem Handlexicon meist Eine angeführte Stelle schon hinreichend. In allen diesen Stücken aber muss der Bearbeiter den nach gehöriger Prüfung von ihm angenommenen Regeln festen Fusses folgen. Hr. E. sagt in seiner Allg. Biblioth. der bibl. Litt. V. Bd. III. St. in einer Selbstrecension: es sey nicht Nachlässigkeit, nicht Flüch

Flüchtigkeit, nicht Uebereilung, wenn er sich in mehreren Artikeln *zu widersprechen scheine*. Es sey Folge seiner Bemühung, auch anders denkenden brauchbar zu werden, Folge seiner Entfernung von der Anmaſsung, seine Ueberzeugung für die allein richtige anzusehen und aufzudringen! Uns scheint der letztere sehr rühmliche Zweck ohne den Schein von Inconsistenz und Widerspruch mit sich selbst wohl erreichbar. Der Lexicograph, welcher seine Meynung nicht allen aufdringen zu wollen die nothwendige Bescheidenheit hat, führe nur, was von andern mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit über ein Wort oder eine Stelle gezeigt ist, zugleich neben seiner Deutung an. Wie dieſs der Ausführung nur alsdann werth ist, wenn es übrigens das Beste ist, was sich bey andern fand, so muſs dann doch der Lexicograph in seiner eigenen Erklärungsweise immer den nemlichen Gang gehen, und sich selbst getreu bleiben, so lange er seine Grundsätze für richtig hält. Nie wird es alsdann scheinen, daſs er sich selbst widerspreche. Eben so wenig aber, daſs er gegen andere zu anmaſslich sey. Er wird für fremdes Verdienst vielseitig seyn, aber auch sein eigenes durch Festigkeit in Grundsätzen und Anwendungen vor allem dem Verdacht von selbst sichern, gegen welchen Hr. E. zum voraus sich zu verwahren für nöthig gefunden hat. Wie die Bearbeitung eines Lexicons alles wortreiche verbietet, und jede leere Rednerfigur weggeschnitten haben will, so sehr ist eine gleichförmige Behandlung des Ganzen nothwendig. Es ist auffallend, daſs von vornen herein das gegenwärtige Werk eine viel weitläuftigere Anlage hat, als in den nachfolgenden Artikeln und Buchstaben. Das א nimmt 198 S. ein, das ח, welches doch zwey reiche Buchstaben in sich vereinigt (ح und خ) und überhaupt der vollste Abschnitt eines hebräischen Wörterbuchs seyn muſs, hat nur 136. In die erste Ueberarbeitung schleicht sich leicht eine solche Ungleichförmigkeit ein. Da aber ein Lexicon doch nicht in den Druck gegeben werden kann, ohne ganz fertig, und mehrmalen revidirt zu seyn, so hätte durch Weglassung manches sehr unnöthigen, zur Literatur der Worterklärungen entweder beybehaltenen oder neu eingeschobenen Excerpts die Harmonie der ganzen Bearbeitung hergestellt werden können. Wenigstens was offenbar zweckwidrig ist, sollte dem vielen Nothwendigen Platz machen. Und würde auch durch alle planmäſsige Auslassungen nichts erreicht, als Verminderung des dicken, für die Menge kostbaren Volumens, so wäre der Gewinn schon reell genug. Nur wenige Beyspiele! In das Lexicon gehört die *Bedeutung* des Buchstaben א. Aber alle übrigen 7 Usus desselben, wie sie S. 1. stehen, gehören in die Grammatik und Formenlehre. Sogleich der erste Artikel hätte also, da Hr. E., was aus der Formenlehre sonst von Simonis angegeben war, mit Recht weglieſs, von 18 Zeilen auf 3 planmäſsig zurückgebracht werden sollen. Viele unnöthige Literatur ist mit gröſstem Recht weggelassen. Aber, wenn je eine der schlimmsten Parthien daraus S. 34. unter: Adam, beybehalten werden sollte, so bedauerten wir den noch überdies für die Epicrisis: *ne harum nugarum patronos et impugnatores recensendo plus chartae, olei atque otii perdamus*, verschwendeten Raum, da wir sie noch mehrmalen finden, und sie, so scharf sie klingt, den Andersdenkenden doch nicht belehrt. Auch wir wissen nicht, aus welchem Grunde Hr. E. die *zweyte* Ausgabe des Lexicons öfters noch zum Nachschlagen allegirt, da die längst unternommene Veranstaltung einer dritten den Mangel an Exemplarien der zweyten voraussetzt. Auſser der veralteten Literatur hätte noch eine Ueppigkeit der Arbeit von *S.* öfter beschnitten werden sollen. Nach der Art seiner Zeit illustrirte *S.* oft die bekanntesten Bilder aus einem Mischmasch von lateinischen und griechischen Stellen, die so leicht aus jedem Index zusammen zu stoppeln sind. So gehen auf der nächsten Seite (p. 35.) eilf Zeilen über dergleichen Citationen verloren, um den Tropus *Traubenblut* sogar aus Achilles Tatius etc. zu belegen. — Selten ist ein schwereres Wort, bey welchem nicht eine oder einige Deutungen noch nachgeschleppt würden, die gleich auf den ersten Anblick so verwerflich sind, daſs sie kaum in einem kritischen, den ganzen historischen Gang der Sprachforschung umfassenden Lexicon zur Warnung ausgezeichnet werden dürften. s. Obnaim, Abrec, Abir, Aegoſs, Adar etc. Sind noch in einem Handlexicon mehrere Zeilen zu verlieren, daſs מְאֹר nicht von מרך abstamme? daſs אֱגוֹן nicht mit أجَاص zu vergleichen sey? u. dgl. m.

Einige andere Desiderata mögen unter den Hauptrubriken, welche der Titel des Werks vorzeichnet, auftreten.

1. Die erste Erfodernis eines hebr. biblischen Handlexicons war: *alle* Worte des hebräischen und chaldäischen Textes *nach der Ordnung der Stammwörter* zu verzeichnen. Sehr gut ist es deswegen, daſs die Nomina propria in diese Ausgabe auch eingetragen worden sind, wenn gleich hie und da noch eines fehlen mag. (Daſs Thallaba p. 2. auf d'Anvilles Karte inter gr. long. 36. 37. lat. 53. 54. liege, ist, im Vorbeygehen dies zu sagen, unrichtig. Es ist dort sub gr. long. 37. und lat. 59.) Gar zu viele Abweichungen hingegen finden sich von dem Gesetz, jedes Wort *nach Ordnung der Stammwörter* aufzuführen. אֲבַל müſste unter بل בל stehen, da das א nur formativ ist; אֶבֶן leitet Hr. E. mit groſser Wahrscheinlichkeit von בנה ab, es sollte also dorthin versetzt seyn. דָם *Blut* ist gewiſs ein ursprüngliches Wort, von welchem eher אדם *roth seyn*, abzuleiten wäre, als umgekehrt. אִדַּר *area magna* p. 40. ist إنْدَار. Dies Wort gehört also zu נדר — אִי *non* und *vae* aber nicht unter אָוָה *voluit*. Noch viel häufiger hätten Worte unter andere Stammworte versetzt werden sollen, wenn nach der dritten Regel des Plans die Stammworte genauer aufgesucht worden wären. Worte, die von verschiedenen Wurzeln abstammen, sollten hier nicht mehr gemischt unter einander stehen. Hr. E. unterscheidet selbst unter און zwey Radices أون *beugen, krümmen, belasten*, und أين *stark, gewaltthätig seyn*. Dennoch stehen die Derivata

rivata von jenem und dieſem ganz ungeordnet. Und doch hätte noch überdieſs bemerkt werden ſollen, daſs אוּר (etwas, womit man das brennende Feuer hin und her wirft, *rutabulum*) zum Rd. ירה ورى *jacere* gehöre. Unter חול werden zwar S. 521. die Radices خول, حول und حيل unterſchieden, aber die Derivata nicht darnach geordnet, da doch ein jedes Stammwort bloſs ſeine Familie unter ſich haben ſollte. אָרַשׁ p. 43. als ein eigenes Verbum anzuführen, war nach unſerer Einſicht ſo unnöthig, als unerweislich, da אָרוּשׁ Jeſ. 28, 28. ohne Anſtand regulär, als I. perſ. fut. Kal überſetzt werden kann, alſo, um ein *απαξ λεγομενον* ins Lexicon einzuführen, nicht hinreicht. Noch weniger verdient die willkührliche Vergleichung von ארש und ארש auch nur Eine Zeile! Uns iſt, ſo ſehr wir das Gegentheil als unentbehrliche Verbeſſerung der hebräiſchen Wörterbücher wünſchten, faſt kein Beyſpiel aufgefallen, wo die Bedeutungen der Worte genau geordnet, und die Worte ſelbſt, die zu ähnlichen, aber in der That ganz verſchiedenen Wurzeln gehörten, von einander gehörig unterſchieden wären. ערה *tranſiit*, invaſit (عدو) und *ornavit* (عدي) עָרַר *ſe ſubtraxit* (غدر) und ערך *ordinavit* עול *ſuſtentavit familiam* (غول) und עָוַל *perverſe egit* haben ihre Derivate, wie alle ähnlichen Verba, die wir nachſchlugen, gemiſcht untereinander behalten. Alle ſolche Artikel bedurften einer Umarbeitung.

2. *Das Beſte aus andern Wörterbüchern und philologiſchen Schriften auszuwählen*, war das zweyte Hauptſtück im Plane des erſten und auch des neuſten Bearbeiters. Reichthum an ſolchen Excerpten war hier am meiſten zu erwarten. Hr. E. rühmt ſelbſt, durch Archidiac. *Goez* in Stuttgart und Prof. *Trendelenburg* in Danzig Collectaneen hiezu erhalten zu haben, die theils reich, theils auserleſen waren. Und wie vieles hatte nicht ſchon Simonis theils geſammelt theils nachgewieſen? Bey allem dem, was wir jetzt zuſammengetragen finden, bemerken wir ein auffallendes Miſsverhältniſs, und alſo auf der einen Seite beträchtlichen Mangel. Aus den niederländiſchen Philologen iſt faſt allein, aus deutſchen faſt nichts geſammelt. Wenn wir Boyſen, Schnurrer und J. D. Michaelis abrechnen, ſo wird faſt nie ein deutſcher Ausleger an Stellen, die er beſonders aufgeklärt hat, genutzt. Und doch hatte Hr. E. in ſeinem Plan: *copias philologicas, quae per quinquaginta abhinc annos a viris doctis paratae eſſent*, zu Verbeſſerung ſeines Wörterbuchs anzuwenden. Aber vielleicht nahm *das Beſte* und doch weniger Bekannte der niederländiſchen Schrifterklärer den Beyträgen der Landsleute allen Raum? die unter uns geleſenen Werke mögen alſo zurückſtehen? Rec. iſt ſich aller möglichen Partheyloſigkeit für die deutſchen Bibelforſcher bewuſst, wenn er verſichert, daſs aus den Niederländiſchen hier wahrhaftig nicht bloſs das Beſte, ſondern ſehr häufig Dinge geſammelt ſind, die einem deutſchen Orientaliſten nicht hingehen, noch weniger je aus ihm ausgewählt werden dürften. Hie und da cenſirt Hr. E. ſelbſt ſolche Bataviſmen von Schultens und ſeiner Schule, wo ſie gar zu ſchlimm ſind. Allein wo *„optima quaevis"* anzuführen waren, hätten dergleichen Fehler, welche jeder, wenn er die Mittel der hebräiſchen Sprachforſchung auch nur ſo, wie ſie Anfängern gezeigt werden müſſen, kennt, ſelbſt zu beurtheilen im Stand wäre, lieber weggelaſſen, und dadurch ſonſt für eine wahrſcheinliche oder gute Erklärung Raum gewonnen werden ſollen. Nicht ſelten aber ſind ſolche niederländiſche Excerpte ohne Kritik eingerückt, wenn ſie gleich nicht zu den guten Eigenheiten jener Schule gehören. Was iſt es anders, als eine Ausſchweifung jener den Schultenſiſchen Philologen eigenen willkührlichen Kunſt, Grundbedeutungen zu errathen, wenn ſogleich S. 2. „*A. Schultenſio* (bey Abab) *micandi et emicandi notio placet.*" Dergleichen unerweisliche Placita verdienen von einem Schultens eben ſo wenig, als von Boyſen, eine Anführung. Da die Collectaneen aus den Schriften dieſes Deutſchen, welcher einſt im erſten Anfang des beſſern orientaliſchen Studiums in Deutſchland nach der Weiſe jener holländiſchen Orientaliſten zu philologiſiren verſuchte, ſelten etwas anders, als verwerfliche Wortforſchungen, enthalten, ſo iſt der Raum, den ſie einnehmen, faſt immer für etwas beſſeres verloren, und nichts dadurch gezeigt, als daſs auch ein Deutſcher eine ſchlimme Sitte der Schultenſiſchen Schule zu befolgen gewuſst habe. Deutſche, die ſich mit beſſerem Geſchmack an jene Schule anſchlieſsen, wie *Arnoldi*, wie *Storr*, hätten weit mehrere Beyträge zum *Beſten*, das in einem Wörterbuch zu ſammeln iſt, gegeben. Und hätten nicht Pococks Schriften eben ſo ſehr wegen ihrer arabiſchen Gelehrſamkeit gebraucht werden können, als die Schultenſiſchen? Aber man vermiſst ſogar das Beſte aus ſolchen Schriftſtellern, welche abſichtlich von einem hebräiſchen Wort und gut gehandelt haben. Unter Badal, Daraſch, Merachephet, Chul — wer erwartet da nicht *Aurivillius* eigene Abhandlungen über dieſe Worte benutzt? In der That würde die Bearbeitung dieſer Artikel durch Vergleichung dieſes Schweden gewonnen haben. Rec. bedenkt von ſelbſt, daſs eine Sammlung des Beſten aus den Bibelerklärern ſeit 50 Jahren eine äuſserſt mühſame und zeitfreſſende Arbeit iſt. Er würde auch dann, da der Herausg. ſie ſich zum Plan gemacht zu haben ſelbſt verſichert, dieſs gar leicht entſchuldigen, daſs vieles nicht geſammelt iſt. Aber da unter ſo vielen, welche Auszug verdienten, faſt keiner excerpirt iſt — wie der Sachkundige dieſs nicht bloſs daraus, daſs ſie nicht citirt ſind, einſieht — ſo iſt wenigſtens jene Verſicherung ſehr eingeſchränkt zu verſtehen: daſs „bey der „neuen Ausgabe des Simonis von *allem*, was ſich aus „*deutſchen* und niederländiſchen Schriften zuſammenbringen ließ, ohne Vorliebe, *mit beſtändiger Rückweiſung* „*auf die Schriften ſelbſt*, treuer Gebrauch gemacht ſey." S. die Selbſtrecenſion des Vf. am angef. Ort S. 563. Hr. E., von welchem das Publicum mit Recht lieber eigene Arbeiten annimmt, hätte gewiſs ohne allen Anſtand erklären können, daſs Excerpiren nicht *ſeine* Sache ſey, und er

er alſo hierin weder im Einzelnen noch im Ganzen Vollſtändigkeit verſpreche. Ja, hätte er gar keine Excerpte gemacht oder angenommen, hätte er dagegen das Ganze für ſich ſelbſt nach ſeinen Wortforſchungen, wie ſie ſeinen vieljährigen Vorleſungen über das A. T. im Ganzen und Einzelnen ſchon zum Grunde liegen müſſen, durchgearbeitet, und dabey das Beſte aus andern zwar geprüft, aber nun bloſs in ſeiner Form gegeben, wer würde nicht: deſto beſſer! ihm zugerufen haben? So, wie die Sache iſt, halten wir es nicht für Vorliebe und Einſeitigkeit in der Beurtheilungsweiſe Eichhorns, ſondern bloſs für Einſeitigkeit der vorhandenen Excerpte, daſs die philologiſche Ausbeute aus Deutſchen gegen die niederländiſche Schule ſo ſichtbar zurückgeſetzt iſt. Wenn wenigſtens der Vf. von ſeinen Landsleuten ſagt: *praeter ingenium et bonam voluntatem ſaepenumero vix habent, quo glorientur*, ſo müſste doch ſelbſt das übrige, wo ſie etwas mehr, als guten Willen zeigten, nicht wenig ſeyn, da offenbar die Interpretation des A. Teſtam., wie ſie in Deutſchland getrieben wird, hinter unſern Nachbarn allen nicht zurück iſt. Die Schultenſiſchen hebräiſchen Philologen haben allerdings mehr auf die Deduction der Bedeutungen eines Worts im Ganzen hingearbeitet, da die meiſten deutſchen Bibelerklärer ſich zu begnügen pflegen, für eine einzelne ſchwere Stelle eine paſſende Bedeutung zu treffen. Der handſchriftliche Bibliothekenſchatz von arabiſchen Lexicographen und andern Schriftſtellern gab den Niederländern den Stoff zu jener Art von Wortforſchung reicher, als den Deutſchen Golius und Caſtellus, — welche übrigens, mit Fleiſs benutzt und ſtudirt, doch auch weit mehr geben, als man bey ſo manchem Lächeln über ſie vermuthen ſollte. Aber wie haben jene ihren Vorrath genutzt? So, daſs man ihn, weil uns unſere Bibliotheken wenig oder nichts dergleichen anbieten, aus ihnen mit Dank annehmen, gewöhnlich aber eine ganz andere und beſſere Anwendung davon machen muſs, als diejenige ſeyn kann, welche dort, mehr nach Spielen des Witzes als nach ächten Grundſätzen der Interpretation, gemacht iſt. Wenn A. Schultens etc. ſo häufig irgend einen höchſt unbeſtimmten und allgemeinen Significat zur Grundbedeutung ſetzt, nicht weil er entweder noch jetzt in den verwandten Dialecten als gebräuchlich ſich entdecken läſst, oder weil die vorhandenen erweislichen Bedeutungen in ihm *zunächſt* zuſammenlaufen; wenn er alsdann ſolche ſelbſtgemachte Grundbedeutungen überall, und ſogar in ſeine Ueberſetzung der arabiſchen Stellen hineinträgt, welche die unpartheyiſchen Führer und Belehrer des Wortforſchers ſeyn ſollten; ſo muſs man dieſe angegebenen Stellen zwar freylich aus ihm borgen, aber ſie ſelbſt erſt richtiger überſetzen, und dann die derivirten Worte nur nach einem ſolchen Significat, als Grundbedeutung, ordnen, der entweder noch jetzt durch Sprachgebrauch, als philologiſche Thatſache, erweislich iſt, oder wenigſtens deswegen vorhanden geweſen ſeyn muſs, weil der ganze Umfang der abgeleiteten Bedeutungen in ihm zuſammentrifft, nicht aber in ſo fern er höchſt unbeſtimmt und allgemein, ſondern weil er der *nächſte* frühere oder höhere Begriff iſt, welchen die Derivata als ihren gemeinſchaftlichen Urſprung vorausſetzen. Ueberdieſs muſs der hebräiſche Sprachforſcher ſo vieles reinigen, wo die niederländiſche Schule den alten Verſionen und rabbiniſchen Lexicographen zu viel traute, und aus einzelnen Stellen gewiſſe Bedeutungen gegen die Stimme der verwandten Dialecte deswegen für unwiderſprechlich annehmen zu müſſen glaubte, weil ſie in der Interpretationskunſt ſelbſt zu wenig Gewandtheit, und allzuoft dogmatiſche Vorurtheile hatte, ſelten aber Sinn genug für das Charakteriſtiſche des hebr. Alterthums, und reines, einfaches Gefühl für ſeine Poeſie und Prophetenſprache beſaſs, ja ſogar an der Maſorethiſchen Punctation und Interpunction meiſtens als an einem treuen Führer hieng. Da nun ein *Handlexicon* nicht ſowohl Materialien zu einer beſſern hebr. Sprachforſchung, als viel mehr das verarbeitete davon liefern ſoll; ſo ſieht man von ſelbſt, daſs zu dieſem Zweck Excerpte aus niederländiſchen hebräiſchen Philologen nicht das erſte Erfodernifs waren, zumal, da gerade derjenige unter ihnen, welcher ſeine Materialien am beſten verarbeitet hat, *Seb. Ravius*, weniger als andere excerpirt worden iſt. — Daſs nun aber eben dieſe Excerpte, wenn ſie einmal eine Hauptzugabe zu S. Lexicon werden ſollten, accurat ſeyn muſsten, verſteht ſich von ſelbſt. Dahin bemerken wir gelegenheitlich — denn ein Nachſchlagen der meiſten Excerpte wird dem Rec. niemand zumuthen — daſs unter אהל p. 46. die Angabe unrichtig iſt: Schultens habe in den *Animadverſ. ad Jobum* ויאהיל Job. 25, 5. aus *halal* erklärt. Sein *juvenilis conatus*, wie er es nennt, erläuterte die Stelle nach der Grundbedeutung von *Ahal*: *paſſend ſeyn*, und hatte dabey den Parallelismus in dem folgenden זכו für ſich.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Volksschriften. *Leipzig*, b. Cruſius: *Ideal eines Leſebuchs für Bürger- und Landſchulen*, von M. *Karl Traugott Thieme*, Rect. der Schule zu Löbau. 1793. 84 *S.* 8. (4 gr.) In drey Abtheilungen: 1) Allgemeine Grundſätze, 2) von der Einrichtung, und 3) vom Gebrauche des Leſebuchs. gibt der Vf. Nachricht von der Einrichtung desjenigen Leſebuchs, mit deſſen Ausarbeitung er beſchäftigt iſt, und welches als Folge der erſten Nahrung für den geſunden Menſchenverſtand, oder als zweytes Leſebuch angeſehen werden kann. Nach einem ſehr aufmerkſamen und prüfenden Durchleſen legte Rec. dieſen Entwurf mit gröſster Zufriedenheit aus der Hand, und muſs aus Liebe zu einer vernünftigen und der Natur angemeſſenen Erziehung und Bildung wünſchen, daſs nicht nur alle diejenigen, welche für die Jugend ſchreiben, ſondern auch alle Lehrer und Erzieher dieſe wenigen Bogen und die darin enthaltenen, aus der Natur gezogenen Vorſchriften und Anweiſungen leſen, beherzigen und befolgen möchten. Freunde der Jugend und eines beſſern Unterrichts derſelben haben Urſache, auf des Vf. Leſebuch ſich herzlich zu freuen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 10. September 1794.

PHILOLOGIE.

HALLE, b. Curts Erben: *Joh. Simonis — Lexicon manuale hebraicum et chaldaicum — ed. Eichhorn* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

3. *Die Stammwörter und Bedeutungen wieder herzustellen*, war eine dritte Aufgabe, welche auf die erste, das *Ordnen* der Derivaten nach den Primitiven, entschiedenen Einfluss haben musste. Für diesen nöthigen Theil des Plans finden wir am wenigsten gethan, und doch ist er der schwerste, in welchem ein geübter Philolog den Angehenden vorarbeiten muss, so viel er irgend kann. Man kann hier gar leicht zu viel und zu wenig suchen. In jenem Fall ersinnt man gerne Bedeutungen und Grundworte ohne gegründete Veranlassung. Viel öfter müssten auch Nomina als das Grundwort selbst angenommen seyn, anstatt dass man fast alles auf Verba zurückführen will. Zu חֹחַ z. B. war es nicht nöthig, ein Verbum חוּחַ *acuit* zu muthmassen, noch weniger dem Verbum כחח die Bedeutung *spitzig machen* zuzuschreiben, da es nur *stärker forttreiben* bedeutet. S. نحّ und seine Derivata. חֹחַ ist onomatopoetisch, *irgend etwas spitzes*, daher: חוֹחַ stachelichte Gewächse, Fischangeln, auch חֲוָח ein schmaler gleichsam sich zuspitzender Ort, Ritze, und so auch: ein Schlupfwinkel. Davon ist dann erst das Verbum أخاخ eine Ritze machen, sich verstecken. Eben so ist דָּם *Blut* gewiss eher das Stammwort als دمو *sanguinem fudit*. — אִבְחַת darf nicht nach بطح *stravit, prostravit* gedeutet werden, da بتّح *concidit* und بدح *aperuit* und *apparuit*, aber nicht *stravit* bedeuten, أباحة 2. Macc. 26, 6. also *caedes* übersetzt werden muss. — Wenn man Reland l. c. nachschlägt, dass zur Erläuterung von אִגֶּרֶת *Igeret* im Persischen kein ähnliches Wort sich finde, als اغاليدن *Agaliden*, so wird man die Ableitung des Worts aus dem Persischen nicht wahrscheinlich finden können. Zu אגרטל hingegen findet sich das ähnlichere حرين und جربان u. s. f.

Von der Nothwendigkeit, Stammwörter und Bedeutungen noch weit genauer wiederherzustellen, mögen folgende Beyspiele, die bloss den Anfang des E. Handlexicons betreffen, zeugen. Bey Abab *rieth* A. Schultens auf die Grundbedeutung *emicare*. Fasst man die erweisliche Bedeutungen von أبّ zusammen, so sieht man, dass sie *protendit* als Grundbedeutung voraussetzen. Diess Wort bedeutet: *protendit gladium, tramitem, vitae cursum*, und daher auch: was durch Wachsen *sich hervorstreckt*. Abib ist das *hervorgeschossene*. אֵב *das Aufschiessen*, und *das was aufschiesst*. Viror liegt nicht in der Bedeutung. — Abad bedeutet hebräisch *periit*, arab. *perennavit*. Wie erklärt sich diess aus dem Etymon wahrscheinlicher, als wenn man den Gesichtspunkt fasst, dass diess Wort *schnell hingehen* wirklich bedeutet. Diess ist dann nicht: *abiit sine spe redeundi*, wie Schultens uns vorkünstelte, sondern vom *Hingehen* leitet sich ohne antiphrasis ab: 1) hingehen in die Länge, Dauer; also dauern, 2) hingehen um zu fliehen, daher auch: scheu werden, und 3) hingehen, zu Grunde gehen. Uebrigens ist dieser Radix nach seinen Formen, die nicht schwer sind, ohne Noth mit ungewöhnlicher Weitläuftigkeit behandelt. Und doch hätte (עצות) אוֹבֵר p. 4. als ein eigenes Wort, als *forma constr.* von אוֹבָר vor אוֹבֵר p. 6. eingerückt werden sollen. Die Form אִבַּר aber p. 5. wäre Grund genug gewesen, einen Radix نبذ נבר *projecit e manu* zu setzen, wie nach אוֹבִיר p. 6. den Radix وبر יָבַר *male habuit*. Da אָבָה hebr. *wollen* und arab. *nichtwollen* bedeutet und die Bedeutung: Hin- und Herhängen, auch aus dem Derivatum أباء אֵבֶה *arundo* wahrscheinlich ist, so wäre wohl ohne Zweifel als Grundbedeutung *pendit sive retrorsum sive autrorsum* anzunehmen. תָּבָא aber kann aus وباء nicht erklärt werden, weil diess Wort: *innuit digito, ut quis recedat* bedeutet. Von der Bedeutung des Verbum אָבָה *aversari* ist auch im hebr. אֲבוֹי *nauseandum* als passive Form p. 9. eine Spur. Prov. 23, 29. *cuinam dicas impune: o nausea i. e. nauseande!* — Die Derivata von אבס nach أبش *collegit* zu erklären, wäre der Regel und den einzelnen Stellen gemässer, als die Vergleichung mit أبس *pressit valide*, welche Bedeutung nicht einmal von den niederländischen Gewährsmännern erwiesen ist. אֲבוּסִים 1 Reg. 5, 3. sind *collectae ferae, ein Geheg.* שׁוֹר אָבוּס Prov, 15, 17. ist *caro tauri in*

coenam

coenam collecta f. collata, wie أبش *das Zusammentragen von Gerichten zu (gemeinschaftlichen) Malzeiten* bedeutet. אֵבוּס ist *locus, ubi coacervatur vel triticum, vel pabulum quodcunque.* Job. 39, 9. übersetzen wir: *an morabitur ad (juxta) pabularium tuum?* Der wilde Stier, ist der Sinn, würde es sich nicht bey dir, nicht einmal neben deinem Futterstall, gefallen lassen. — אָבָק *pulvis* ist nicht *dictus a tegendo*, weil أبق nicht eigentlich die Bedeutung: bedecken, hat, sondern *sich entziehen*, entfliehen (wie Quecksilber) daher: *sich verstecken.* Verwechslungen mit أبك sollten zum voraus verurtheilt und also gar nicht angeführt seyn. Dafs die Wolken *der Staub* unter Gottes Füfsen Nah. 1, 3. genannt seyn sollten, wäre sonderbar genug. Vergifst man aber die Bedeutung: *subtraxit se*, nicht, so übersetzt sich die Stelle leicht: *cum turbine Deus vadit et nubes sunt id, quod se subtrahit pedibus ipsius;* die Wolken fliehen unter seinem Fusstritt! — Fasst man die Bedeutungen, welche אבר in den semitischen Dialekten gewifs hat, zusammen, so scheint *pupugit* allerdings die Grundbedeutung. Daher zunächst *aeber, aebrah, heaebir, penna, pennatus fuit.* Aber eben so stammt alsdann die Bedeutung *Befruchten* (beym Palmbaum, bey Thieren etc.) von jenem Etymon *durchstechen* ab, und drittens entsteht bey der passiven Form אָבִיר die Bedeutung *fruchtbar, reich seyn*; welches mit ثَدي שָׁדַי (rd. שָׁדָה) *affluens* synonym scheint. אֲבִיר יעקב ist: *der für Jakob reich ist.* Hingegen אַבִּיר rechnen wir zu גָּבַר wie אַדִּיר zu נדר als *Hiphelica*, um den verdoppelten Mittelbuchstaben sprachrichtig zu erklären. — אַבְרֵךְ ein unförmlicher Imperativ? Natürlicher würde es als hebräisches Wort betrachtet, die 1. *perf. fut. Hiph.* seyn: *ego genua flectere faciam i. ego, κηρυξ, regis nomine genua flecti jubeo.* Als koptische Formel ist es von Pfeiffer p 21. am natürlichsten gelöst, wenn man *sensu* nicht *optativo*, sondern *imperativo* übersetzt: *ut inclinet se sc. quivis.* — Dafs אָגַר *collegit* bedeute, ist nicht aus den Bibelstellen, wo diefs Wort sich findet, noch weniger aus den Dialekten erweislich. Jene Bedeutung gehört also gewifs zu denen aus den Rabbinischen Wörterbüchern mit Unrecht beybehaltenen. Die Grundbedeutung scheint: *wieder geben*, zu seyn. أجر ولده *er hat sein Kind wieder gegeben*, wenn es starb. Daher: *wieder gesund machen*, aber auch: die Arbeit erstatten, *lohnen, miethen*, auch *gemiethet werden, als ein belohnter arbeiten, belohnt werden.* Die von Schulz beym Coccejischen Lexicon angenommene Bedeutung *colligavit os fractum* (von welcher Hr. *E.* sagt: *qua auctoritate nitatur, equidem nescio*) steht zwar wirklich bey Castellus, p. 33. beweist aber nicht *notionem ligandi* sondern steht unter dem allgemeinern: wieder gesund machen. Wir übersetzen Prov. 6, 8. *wie ein Gedungener* (d. i. hart) *erarbeitet* die Ameise in der Aernte ihr Futter; 10, 5. klug ist, wer in der Aernte *wie ein Gedungener arbeitet.* Devt. 28, 39. Weingärten magst du anpflanzen, aber keinen *Lohn empfangen.* So stimmt denn auch die von Hn. *E.* selbst für אֲגֹרָה richtig angenommene Bedeutung: *merces*, mit dem Wurzelworte zusammen. Für אֶדֶן *basis* und אָדוֹן *dominus* ist wahrscheinlich دون דון *subtus, infra*, der wahre Radix und אֶדֶן aus אֶדֹן wie אֲדֹן aus אָדוֹן zusammengezogen. Eben so gehört אַדֶּרֶת *pallium* wahrscheinlich nicht zu Adar, da jenes Wort, auch wenn es allein steht 1. Kön. 19, 13. 29. Mantel bedeutet; eine Bedeutung, die nur A. Schultens von أدر *herniâ laboravit* abzuleiten rathen könnte! Wir halten אַדֶּרֶת für zusammengezogen aus אֲדֻרֶת von دار דור *herumgehen, etwas rund umgeben.* Das Verbum אָדַר aber scheint uns seine Bedeutung von dem noch einfachern und also primitiven درّ דרר *abundavit, luxuriatus est*, wie אהב von הבב حبّ zu haben. Da אדר *grofs* bedeutet, so scheint uns die Bedeutung *Oberrichter* für Adargaserin Dan. 3, 2. 3. die passendste, weil sie sogleich nach den Pachavata, den Statthaltern der Provinzen, genannt sind; אֲדַרְכּוֹן aber scheint uns nicht einerley mit דַּרְכְּמוֹן sondern vielmehr eine Zusammensetzung aus אדר *grofs* und כון *ein Fabricat*, hier: *Münze.* Eben so אדרמלך *der Grofskönig*, der höchste König des Himmels.

Doch, diefs sey genug. Der Beweis, dafs nach des Rec. Ueberzeugung für genaue Erforschung und Bestimmung der Abstammung, Grundbedeutung und der übrigen Significate hebräischer Worte noch viel mehr als bisher geleistet werden müfste, wenn durch fortschreitende Bemühungen der wenigen, welche hiezu Kenntnisse, Lust und Fleifs vereinigen, diefs Fach, so weit als es nach der Natur der Sache möglich ist, berichtigt werden solle — dieser Beweis war auf keine andere Art zu führen, als durch eine nach der alphabetischen Folge der Worte dargelegte kurze Uebersicht, wo wir neuangestellte, von dem hergebrachten unabhängige Untersuchungen bey Hn. *E.* erwartet hätten. Nicht als ob nun wir gerade immer die richtige und natürlichste Auflösung gefunden zu haben wähnten. Wir wollten nur nicht auf Lücken deuten, ohne wenigstens einen Versuch zur Ergänzung gemacht zu haben. Aber dafs man bey den alten, meist von A. Schultens erborgten Versuchen nach nicht stehen bleiben könne, scheint uns durch diese Proben, die Schritt für Schritt leicht durch das ganze Lexicon verfolgt werden könnten, schon genugsam erwiesen. Fern ist deswegen auch die Absicht von uns, diefs alles zum Tadel des Eichhorn. Werks häufen zu wollen. Immer ist dieses besser, als seine Vorgänger. Desto nothwendiger

wendiger aber bleibt die Obliegenheit des Rec., wenn das tiefere Eindringen in dieses Studiums nicht selbst dadurch gehemmt werden soll, wie sehr weit man überhaupt noch vom Ziele sey, nicht vergessen zu lassen!

4. *Auch einzelne Redensarten zu erklären, und dabey manche anscheinende Anomalie zu heben*, welche oft allzu schnell von Schröder u. a. in eine Regel verwandelt worden ist, bleibt nothwendig. Auch hiezu wenigstens einiger Nachtrag! אוֹבֵד p. 6. ist nach der Form: *periens*, *perditus*, nicht *perditio*. Die Phrasis Num. 24, 20. 24. עֲדֵי אוֹבֵד ist daher wahrscheinlich sprüchwörtlich zu deuten: *usque ad perditum sunt i. e. omnino sunt perituri.* אֲבָנִים גְּדוֹלוֹת מִן הַשָּׁמַיִם p. 14. aus Jos. 10, 11. gehört unter diejenige Stellen, deren Anomalie zu heben gewesen wäre, *da eine wahre Ungleichheit des Genus*, soviel Rec. findet, *auch im hebräischen nie vorkömmt*, wie sie nach der Sprachanalogie in keiner nur etwas gebildeten Sprache vorkommen kann. גדל جدل ist *torquere, vibrare*. Daher wäre zu übersetzen: *lapides, vibrationes a coelo, i. e. a. c. vibrati.* Dass אֶלְגָּבִישׁ Ezech. 13, 11. 13. 38, 22. den arabischen Artikel ال p. 305. haben sollte, ist wider allen sonstigen hebr. Sprachgebrauch. Sollte er bey diesem einzigen Wort beybehalten seyn? جبس ist *jactare*. אֵל *Deus*, wird manchen Worten vorgesetzt. *Dei jactatum i. e. Deo jactatum*, (Gottes Hagel) scheint uns weit wahrscheinlicher. Ueber *Obnaim* ist uns die Deutung von Hn. *E.* dass es von בנה *Maschine* bedeute, sehr wahrscheinlich. Das Wort *muss* aber nicht ein Dualis seyn, so wenig als מַיִם und andere Derivate von Verbis לה und לי. — Will man Jes. 10, 13. wie p. 20. geschieht, übersetzen: *ut tauros ad lanienam deduco alte sedentes*, so wird gerade das Bild: *alte* in den Text hineingetragen. Der Sinn scheint vielmehr dieser: *ut heros (turgidus coll.* نبر*) incolas deturbo sc. ex* עתידותיהם *munimentis suis.*

Die noch übrigen Theile des Plans berühren wir nicht, da sie auf das Ganze eines hebr. Lexicons wenig Einfluss haben. Mögen die bisherigen Bemerkungen wenigstens unsern „guten Willen" beweisen, das seinen Gesetzen bey weitem noch nicht genug thuende hebräische Sprachstudium, nach Hülfsmitteln, wie wir sie haben, zu vervollkommnen und zu seiner Vervollkommnung aufzumuntern.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Königsberg, b. Hartung: *Sammlung einiger Predigten*, von D. *Johann Ernst Schulz*, Oberhofprediger. 1791. 330 S. 8. (20 gr.)

Wenn man bey dem blossen Durchblättern dieser Predigten auf Stellen trifft, wie z. B. folgende (S. 73.): „Es wird gewiss das vorzüglichste Glück seyn, so (welches) ein Mensch hier erreichen kann, wenn ihm durch die Versöhnung Jesu Vergebung der Sünde, Gnade, Leben und Seligkeit für diese und jene Welt dargereicht wird. Denn was kann in diesem Sinne *an Jesum glauben* in dieser Absicht wohl anders heissen, als durch die *Schuldfoderungen des Gesetzes* angeklagt, von unserm eigenen Gewissen beunruhigt und *überzeugt* (?) und aller Drohungen der Gerechtigkeit völlig werth befunden, bey Jesu die Versicherung *der geleisteten Bezahlung unserer Schulden abholen* (!) und dagegen Segen und Heil für uns bereitet finden? Was heisst es anders, als zu Schmach und Marter verurtheilt, des Todes würdig, nun durch Jesum das gewisse Urtheil von Gott erhalten, dass die Herrlichkeit, Seligkeit und Unsterblichkeit des Himmels das uns zugefallene Loos ist? (Also kann Gott wirklich einen Menschen anders beurtheilen, als er ist?) Was heisst es anders, als *bettelarm* von Jesu einen überschwenglichen Reichthum der schätzbarsten Segensgüter, wodurch uns in Zeit und Ewigkeit geholfen wird, *in Empfang nehmen?*" Wenn man, wie gesagt, auf solche derb orthodoxe Stellen wie diese kommt, und deren gibt es in dieser Sammlung mehrere, so wäre es wohl zu verzeihen, wenn man das Buch sogleich bey Seite legte. Rec. hat sich aber dennoch nicht abhalten lassen, einen Theil dieser Predigten ganz durchzulesen, und er muss gestehen, dass er in moralischer und ascetischer Rücksicht viel Nützliches darin gefunden hat. So hat er z. B. die zweyte „von der Eitelkeit menschlicher Unternehmungen" mit vieler Theilnehmung gelesen. Darstellung und Ausdruck sind da auch etwas anders beschaffen, als wo der Vf. seine alte Compendiendogmatik zum Besten gibt. Zur Nachricht für unsere Leser wollen wir die Ueberschriften noch abschreiben. 1) Der Mensch kann sich nichts nehmen, es werde ihm denn von Gott gegeben. 2) Die Eitelkeit der menschlichen Unternehmungen. 3) Die Mildthätigkeit eine Menschen- und Christenpflicht. 4) Dass die Bekehrung schon an sich selbst und ihrer Natur nach eine selige Sache sey. 5) Vor Gott wird der Wille der That gleich geachtet. 6) Die nothwendige Verbindung der Liebe gegen (zu) Gott mit der Liebe gegen den Nächsten. 7) Gedächtnisspredigt auf Friedrich den zweyten. 8) Huldigungspredigt bey dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm II. 9) Das Glück der Könige in der Hand Gottes. 10) Betrachtungen über den Waisenstand unter (den) Menschen. 11) Lehrer des Christenthums als Lehrer, die von Gott kommen. 12) Die vermeinte Klugheit des Irrdischgesinnten. 13) Die wahre Klugheit des Frommen. 14) Von der Liebe des Christen zu Gott. 15 und 16) Dass, denen die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen.

Leipzig, b. Gabler: *Andachtsbuch für christliche Soldaten*, von M. *Carl Friedr. Lucius*, Katecheten an der Peterskirche in (zu) Leipzig. 1794. 294 S. 8. (16 gr.)

Diese religiösen Betrachtungen sind nicht von gleichem Werthe; fast alle aber haben den Fehler, dass sie zu monotonisch, zu lang und mit einer Menge Tavtologien angefüllt sind. Die Sprache ist declamatorisch, nirgends simpel und herzlich; ein Fehler in welchen fast alle

junge Schriftsteller verfallen, wenn sie mit Erbauungsbüchern vor dem Publicum auftreten. Vielleicht würde auch Hn. *L.* irgend eine andere gelehrte Arbeit besser gelungen seyn, als diese, welche er lieber einem bejahrten Feld- oder Garnisonprediger hätte überlassen sollen. Die 15te Betrachtung ist lesenswerth, nur wird die gute Wirkung, welche sie haben könnte, dadurch sehr vermindert, dass ein Soldat seinem, mit Todesschmerzen ringenden, Cameraden in einem recht altpriestermäsigen Tone sein Sündenregister vorhält, da doch in solchen Umständen Gemüthsruhe zu erhalten, weit zweckmäsiger seyn würde. Die S. 237. vorkommende historischdogmatische Charfreytagsbetrachtung hätte ganz wegbleiben oder mit etwas Besserm vertauscht werden sollen. Da sich der Vf., wie er in der Vorrede sagt, keine ganz rohen Leser gedacht hat, so sieht man nicht ein, wie er diese Betrachtung mit folgenden Worten anfangen konnte." Es lebte einst ein Mann, Jesus von Nazareth, unter dem jüdischen Volke u. s. w." Jeder Betrachtung ist eine biblische Stelle vorgesetzt, die Hr. *L.* nicht für den Text dazu, sondern für ein blosses Motto will angesehen wissen (Vorr. S. X.). Auch ein Motto muss wenigstens passend seyn, was hier nicht immer der Fall ist, z. B. S. 208. „*Bey der Rückkehr in's* (in das) *Vaterland.*" Zeuch deine Schuhe aus von deinen Füssen, denn der Ort, da du auffteheft, ist ein heilig Land 2 B. Mos. IV. 4. „S. 128. Betrachtung eines Soldaten der zum erstenmale gegen den Feind geht." *Siehe ich sende euch wie Schaafe mitten unter die Wölfe; darum seyd klug wie die Schlangen und ohne falsch wie die Tauben*, Matth. X. 16. Hier hat Hr. *L.* den höchsten Grad des Abgeschmackten erreicht, und die Leiter mit sich hinaufgezogen!

DESSAU, b. Hofmann u. Comp.: *Auswahl der vorzüglichsten Kanzelreden* des seligen Seniors *Patzke* in Magdeburg, in einem *Jahrgang Predigten über die Evangelien*, aus dessen hinterlassenen Manuscripten geordnet und von seinen Erben herausgegeben. Erster Band. 1794. 340 S. 8. (1 Rthlr.)

Der ungenannte Herausgeber versichert, diese Predigten, deren erster Band vom 1. Adv. bis Septuages. geht, aus vielen Jahrgängen des sel. Mannes ausgewählt zu haben und schreibt in der Vorrede sehr vieles zu ihrem Lobe. Indessen zeichnen sich doch diese Kanzelreden weder durch Auswahl der Materien, noch durch die Art der Behandlung und des Vortrags vor andern sonderlich aus. Zum Belege der Unbestimmtheit des Ausdrucks, auch mancher vorkommenden Hebraismen mögen zwey Perioden aus der ersten Predigt dienen. Sie fängt folgendermasen an: „Wir kehren heute wieder *in die Kirche Jesu zu der Zeit* zurück, die wir vor einem Jahre *um diese Zeit* anfingen; wir kehren wieder zu den Wahrheiten des Evangeliums Jesu zurück, die wir vor einem Jahre um diese Zeit zu erklären anfingen;" und der Schluss lautet so: „Du Erlöser, dessen Zukunft *im Fleisch* wir feyern, erbarme dich über jedes verlorne *Schaf*, über jede verirrte Seele und füge sie wieder zu deinem *Leibe* (das soll doch wohl heissen: zu der Gemeine deiner ächten Bekenner?) dass wir alle, alle dich recht erkennen und deine *Kinder* am Ende dieses Jahrs (??) seyn mögen." — Es ist indessen nicht zu leugnen, dass im Ganzen genommen, diese Predigten, besonders Minderaufgeklärten, zu Beförderung guter Gesinnungen nützlich seyn können.

BRESLAU, BERLIN u. LEIPZIG, b. Leukardt, Frank u. Junius: *Johann Timotheus Hermes Predigten für die Sontage und Feste des ganzen Jahres* (1792) 480 S. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

Ebendas.: *Desselben neue Predigten für die Sonntage und Feste des ganzen Jahres* (1793) 480 S. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

Wir nehmen diese beiden Jahrgänge zusammen, weil sie, wie alle übrige homiletische Arbeiten des Vf. einander durchaus ähnlich sind. An Popularität des Ausdrucks fehlt es ihnen beynahe gänzlich, und wir möchten daher keinem angehenden Prediger oder Kandidaten anrathen, sich dieselben zu seinem Muster in der Vortragsart der Religionswahrheiten vor einer vermischten Versammlung von Zuhörern auszuwählen. In mancher andern Hinsicht aber vereinigen sie in sich sehr viel schätzbares, wie sich das von einem Manne, welchen das Publicum schon lange von einer sehr ehrenwerthen Seite kennt, nicht anders erwarten liess, so viele treffende Charakterschilderungen aus dem Leben Christi und der Geschichte seiner Zeit und Volksgenossen; so viele feine Winke für Welt und Menschenkenntniss, so viele lehrreiche Hinweisungen auf Bedürfnisse unsrer Zeit, so viele kräftige Empfehlungen der christlichen Rechtschaffenheit mit genauen Anwendungen auf die Verhältnisse des gemeinen Lebens u. s. w. Leser aus gebildetern Klassen werden daher bey diesen Predigten vorzüglich ihre Rechnung finden. Auch dürften angehende Religionslehrer allerdings wohlthun, wenn sie dieselben als einen reichen Stoff zu ihrer eigenen weitern Verarbeitung in ihrer Manier zu benutzen suchten.

ERLANGEN, b. Palm: *Predigten für die Bedürfnisse unserer Zeit* in der Universitätskirche zu Erlangen gehalten von *Albrecht Bayer*, Prof. der Phil. Zweytes Bändchen. 1793. 238 S. 8. (12 gr.)

Die ersten beiden, welche von der Vaterlandsliebe und von den gegenseitigen Pflichten der Obrigkeit und der Unterthanen handeln, erschienen ein Jahr früher und wurden mit verdientem Beyfall aufgenommen. Der Vf. hat sie aber in dieser Sammlung mit abdrucken lassen, weil ihr Inhalt sich ganz auf neuere Zeitbedürfnisse bezieht. Die übrigen vier über folgende Themata: Glückseligkeit ist Bestimmung des Menschen hienieden — von dem Endzweck der Ankunft Christi auf Erden, die Sittlichkeit zu befördern — von der Sinnesänderung — wie lernt der Christ an dem Beyspiele Jesu sterben? möchte man auch in einem andern guten Sinne Predigten für die Bedürfnisse unsrer Zeit nennen, in sofern wir solcher Kanzelreden, die mit *dem* Lichte, mit *der* Ordnung und Eindringlichkeit wie diese abgefasst sind, gerade in unsern Tagen am allerwenigsten entbehren können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 15. September 1794.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Vieweg d. ältern: *Vorlesungen über den Styl; oder praktische Anweisung zu einer guten Schreibart in Beyspielen aus den vorzüglichsten Schriftstellern*, von Karl Philipp Moritz, weil. K. Preuss. Hofr. u. Prof. *Zweyter Theil.* 1794. 357 S. 8.

Von dem ersten Theile dieser Vorlesungen wurde zu seiner Zeit von uns Nachricht ertheilt, und ihre Ausführung als vorzüglich scharfsinnig und lehrreich empfohlen. Ihr nun verstorbener Vf. vollendete nur die ersten Abschnitte dieser Fortsetzung, von S. 1—128; das Uebrige ist von dem Hrn. Prediger *Jenisch* in Berlin. Die *erste* hier gelieferte Vorlesung ist Versuch einer Entwickelung des Periodenbaues, wobey eine Stelle des Prof. *Garve* zum Grunde liegt, deren Periodenbau ein getreues Bild von der allmählichen Entwickelung schöner und ruhiger Gedanken ist. Sie ist aus seiner Abhandlung über die Geduld; und der Hauptgedanke ist, dass Geduld Krankheit und körperliche Schmerzen heilt. Die Entwickelung ihrer Schönheit und Ründung ist überaus gut; und nicht minder die in der *zweyten* Vorlesung versuchte Zergliederung einiger *Lessingischen* Perioden, worin keine sanfte Uebergänge, sondern rasche Sprünge vorkommen, weil hier Periodenbau und Wohllaut der Absicht untergeordnet wurden, den Gedanken in sein volles Licht zu setzen. Sehr richtig ist die Bemerkung, dass sich Lessings Prose immer gewissermasen zum Dialog neige, worin er seine grösste Stärke und Uebung hatte. Von andrer Art ist eine in dieser Vorlesung zergliederte Stelle von *Engel*, worin der Ausdruck allmählich zum Erhabenen hinansteigt, und wo die Umkehrung der Redefolge alles zerstören würde. In Fallen dieser Art muss das *grösste* Wort auch das *letzte* Wort seyn, damit der volle Eindruck in der Seele bleibe, und das Grose nicht gegen das Kleine wieder in den Hintergrund zurücktreten dürfe. Die *dritte* Vorlesung lehrt den Unterschied zwischen *Vorstellung* und *Darstellung*, wenn das Schreiben in Handeln übergeht, und es uns nicht bloss um Entwickelung unsrer Ideen zu thun ist. So, wie die Gegenstände in der Perspektiv eine ganz andre Stellung und Richtung gegen einander, als in der Wirklichkeit erhalten, so muss auch in der Darstellung oft ein Begriff oben angestellt werden, der in der Vorstellung ganz unten an stand, und umgekehrt. Bey der Darstellung kommt also alles darauf an, in was für einen Zusammenhang wir den Gedanken, der uns wichtig ist, in einer fremden Vorstellungsart, bringen, und hier müssen wir uns selber den Gegenstand, durch das Interesse der Menschheit, vorzustellen suchen. Diess wird durch das Beyspiel eines Briefes erläutert, worin ein Sohn seinem Vater zu dessen Geburtstage Glück wünscht, und eines Briefes von Voltaire. Zugleich zeigt hier der Vf noch näher den Unterschied zwischen dem *mündlichen* und *schriftlichen* Ausdrucke. Jener ist unmittelbar, dieser mittelbar. Die *vierte* Vorlesung betrifft den Unterschied zwischen *Wort* und *Sache*. Das Wort, womit ich die Sache, worüber ich denken will, benenne, deutet dieselbe eigentlich nur an, und bestimmt ihren Umfang nur schwankend und ungewiss. Meine Begriffe aber von dem eigentlichen Umfange der Sache müssen durch mein Nachdenken erst bestimmt werden. *Fünfte* Vorlesung, *von der Vermeidung des Zweydeutigen im Ausdruck*, an einer Reihe von Beyspielen, wobey zugleich gezeigt wird, wie das Unbestimmte und Schwankende zu vermeiden gewesen wäre. In der *sechsten* Vorlesung werden verschiedene Proben einer guten und schlechten Schreibart neben einander gestellt, und die Vorzüge der ersten vor den letztern gezeigt. Diese Proben sind aus verschiednen Gattungen des Styls, des historischen, belehrenden, schwülstigen, des matten poetischen, u. s. f. gewählt, und sie machen den Schluss von dem Antheil, den der sel. *Moritz* noch an dieser Arbeit hatte.

Diesen Antheil betrachtete der Fortsetzer, Herr *Jenisch*, als blosse vorbereitende Einleitung, und entschloss sich, die allgemeinen Eigenschaften einer guten Schreibart, nemlich die Deutlichkeit, Bestimmtheit, Lebhaftigkeit, die Würde und den Wohlklang, in ihrem Verhältniss zu den Fähigkeiten unsers Geistes, in so fern diese auf die Rede Beziehung haben, darzustellen, ihren gegenseitigen Zusammenhang, so wie ihre Vollzähligkeit, nach psychologischen Grundsätzen zu entwickeln, und, nach der durchaus praktischen Manier seines Vorgängers, durch Beyspiele von der fehlerhaften und von der klassischen Gattung zu erläutern. Zuvörderst wird also (Vorl. 7.) der Zusammenhang gezeigt, in welchem die gedachten Eigenschaften einer guten Schreibart mit einander stehen, in so fern sie auf die unabänderlichen Eigenthümlichkeiten des menschlichen Geistes gegründet, und durch seine Kräfte und Bedürfnisse, in so fern sie auf die Rede Beziehung haben bestimmt. Die Deutlichkeit beschäftigt vornehmlich den Verstand; die Bestimmtheit ist nichts anders, als die auf jeden einzelnen Theil der Rede angewandte Deutlichkeit, wirkt aber schon mehr auf die Einbildungskraft. Unser Geist wünscht indess, vermöge seines Hanges zur Thätigkeit, auch angenehm beschäftigt zu seyn; und diess geschieht durch die Lebhaftigkeit des Ausdrucks. Hier wird dann auf Einbildungskraft und Em-

Empfindung vorzüglich gewirkt; und diese Eigenschaft gehört eigentlich zum Schmuck der Rede. Indess gibt es eine gewisse Lebhaftigkeit des Ausdrucks, unabhängig von Bildern, Gleichnissen und rhetorischen Wendungen die schon durch die blosse Deutlichkeit und Bestimmtheit des Ausdrucks hervorgebracht werden kann. Aber es gibt auch einen gewissen Grad in der rhetorischen Lebhaftigkeit, der mit jener zusammenfällt; und diess ist der Punkt, wo die Kunst Natur wird, den das Genie allein trifft, den *Klopstock* als Dichter, und *Schiller* als Geschichtschreiber, so glücklich zu treffen wussten; so wie *Göthe* in seinem Werther und in seiner Iphigenia die nackte, antike Natur, die durchaus Bedeutung, nirgend Schmuck und Prunk ist, höchst glücklich erreichte. In der guten Schreibart sind die allgemeinen Eigenschaften derselben nicht isolirt, sondern vereint, und in einander verschmolzen. — In der *achten* Vorlesung werden die allgemeinen Eigenschaften einer guten Schreibart durch Beyspiele erläutert und angewandt; und am Ende macht der Vf. einen Versuch, sie in einem gewissen Sinne auf alle schönen Künste anzuwenden. Bedeutsamkeit ist das höchste Gesetz der Composition in jeder schönen Kunst. — Die *achte* Vorlesung verbreitet sich über richtige Erkenntniss und lebendige Anschauung des Gegenstandes, als das einzige Mittel einer wahren und richtigen Darstellung desselben. Der Sinn, der Begriff der Sache ist Grund und Zweck der Rede, ist der Massstab aller Eigenschaften der guten Schreibart. Man muss daher innigst von seinem Gegenstande durchdrungen seyn, um sich treffend und zweckmässig über ihn auszudrücken. Verschieden von der richtigen Erkenntniss des Gegenstandes ist noch die lebendige Anschauung desselben; dort ist der Verstand, hier die Einbildungskraft besonders thätig. Diese letztere ist auch der Darstellung günstiger. Jene geht oft in diese über. Bey dieser Gelegenheit macht der Vf. über die Begeisterung einige scharfsinnige Bemerkungen. Das Genie besteht in der Gabe, diesen Zustand des Gemüths in sich hervorzubringen, den Gegenstand mit Leidenschaft zu ergreifen, und ihn dann kalt und ruhig darzustellen. — *Vorl.* 9. Ueber die Deutlichkeit. Hindernisse, die ihr entgegen wirken, besonders der Eigensinn der deutlichen Wortstellung. Eintheilung der Deutlichkeit in die logische, grammatische und ästhetische. Abschweifung über die Klarheit der Diction. — *Vorl.* 10 und 11, wird die Lehre von der Bestimmtheit des Ausdrucks mit Beyspielen erläutert; und dann noch von der Eigenthümlichkeit des Ausdrucks oder der intensiven Bestimmtheit, gleichfalls an Beyspielen gezeigt. Diess wird in der *zwölften* Vorlesung fortgesetzt, die Bemerkungen über die Uneigenthümlichkeit und Dunkelheit des Ausdrucks enthält. Hier findet man verschiedene gute Erinnerungen über die manchen Schriftstellern so gewöhnlichen Anspielungen, und das Vorübergehende ihrer Verständlichkeit. Man muss *aus* dem Geist seiner Zeiten, und *in* den Geist der Zeiten schreiben. Sehr wahr ist es, dass die Ursache der Unpopularität vieler deutschen Schriftsteller theils in ihrer gelehrten Erziehung liegt, theils in den gelehrten Verhältnissen, in welchen sie grösstentheils ihr Leben hinbringen, und endlich in dem noch immer so wenig ausgebildeten Gesellschaftston. *Vorl.* 13. Ueber Präcision, oder extensive Bestimmtheit, und ihr Gegentheil, die Weitschweifigkeit; erklärt, und durch Beyspiele erläutert. Der Vf. nennt die Eigenthümlichkeit der Rede die *intensive* Bestimmtheit, weil sie es mehr mit der Abmessung und Abwiegung der einzelnen Worte und Ideen, und ihrem innern Gehalt zu einander, also mit der Kraft oder Intension der Rede, zu thun hat; die so genannte Präcision aber nennt er die *extensive* Bestimmtheit, weil sie das Ganze der Rede, das Verhältniss der einzelnen Ausdrücke, Ideen und Bilder zu dem Ganzen, also Extension betrifft. *Vorl.* 14. Lebendige Anschauung, Drang und Bedürfniss, sind Ursache und zugleich Maassstab aller Bestimmtheit, Eigenthümlichkeit und Präcision des Ausdrucks. Hierauf über die dichterische Darstellung, als das Maximum, oder der höchste Punkt des Schriftstellers. *Vorl.* 15. Ueber die Lebhaftigkeit. Leidenschaft, Laune, und Symbolik der Sprache sind die Quellen der Verschönerung des Ausdrucks. *Vorl.* 16. Natur und Wesen des bildlichen Ausdrucks. Bild mahlt immer Empfindung oder lebendige Anschauung. Die Natur des bildlichen Ausdrucks setzt der Vf. darin, dass man seinen Gegenstand vorzüglich lebhaft fühlt, und durch das Bild seine innere Empfindung in dem Gegenstand überträgt. Der Ausdruck ist nur der Wiederhall der Empfindung und innern Anschauung des Schriftstellers. Es ist also höchst verkehrt, wenn er bey dem Ausdruck anfängt. In der *17ten Vorlesung* werden die vorgetragnen Grundsätze der Lebhaftigkeit auf Beyspiele der lebhaften Schreibart angewandt.

Schon aus dieser kurzen Anzeige des Inhalts der Fortsetzung ergibt sich zur Gnüge, dass sie der Moritzischen Vorarbeit im geringsten nicht unwürdig ist, so bescheiden auch der Vf. in der Vorrede sich darüber erklärt, wenn er sie unbedeutenden Anschluss eines ungeübten Meissels nennt. Mit nicht geringem Vergnügen fand Rec. in dieser Fortsetzung einen mit ähnlichen Scharfsinn denkenden Kopf, der die neuen Gesichtspunkte, welche ihm die Behandlung seines Stoffs darbot, glücklich zu fassen und darzustellen wusste. Besonders angenehm war es ihm aber die Schreibart und Gedankenfolge hier ganz anders zu finden, als in des Vf. früheren schriftstellerischen Versuchen. Es gilt nun auch von ihm, was er S. 156. sehr richtig bemerkt, dass das allgemein gefallende Ebenmaass aller Geisteskräfte, welches allein den guten und grossen Schriftsteller bildet, als die letzte Vollendung des Geschmacks und Genies müsse angesehen werden, und dass diese von Schriftstellern mit ausserordentlichen Talenten immer schwieriger, und gewöhnlich auch später, erreicht werde, als von solchen, in deren Geist keine Kraft, keine Fähigkeit besonders hervorragt. Frühe Korrektheit, setzt er hinzu, beweist nie Genie.

BERLIN, b. Maurer: *Lodovico Ariosto's Satyren. Aus dem Italiänischen. Von Christian Wilhelm Ahlwardt, d. W. M.* 1794. XVI u. 120 S. 8.

Es ist gewiss nicht zu viel gesagt, wenn wir diese Uebersetzung als Ehre und Gewinn für die deutsche Litera-

teratur, und als reiche Beute vom Auslande her, ankündigen; denn sie unterscheidet sich von den meisten bisherigen Versuchen ähnlicher Art ungemein, und ist um so verdienstlicher, je schwieriger sie war. In der That hätte Rec. es kaum für möglich gehalten, die Ariostischen Satyren, die er immer für Meisterwerk ansah, mit solch einem Glücke, mit so vieler Leichtigkeit des Ausdrucks, mit der ganzen lebendigen Kraft des Originals, nur bloss vom Reim, nicht aber von ihrer metrischen Schönheit entkleidet, in unsre Sprache übertragen zu sehen. Unbekannt sind diese Satiren in Deutschland nicht; in der Jagemannischen, sogleich wieder abgebrochenen, Fortsetzung der Meinhardschen Versuche waren Auszüge und Proben von ihnen gegeben, und in Prose, mit vieler Einsicht und Sprachkenntniss, übersetzt; freylich aber nicht so, dass der dem Originale nicht gewachsene Leser alle ihre Schönheiten gewahr werden und fassen konnte. Bey der Gleichgültigkeit, womit man die in ihrer Art überaus glücklichen Uebersetzungen des *Tassoni* und *Fortinguerra* vom Hn. Prof. *Schmitt* in Liegnitz aufnahm, gehörte wahrlich viel Enthusiasmus und Muth dazu, solch eine mühvolle, und doch vielleicht undankbare Arbeit, wie die gegenwärtige, zu übernehmen. Werke von dieser Art gehören nicht zu denen, die man Lehrlingen der italiänischen Sprache in die Hände gibt; und über die ersten Lehrjahre, oder gar Lehrmonate, kommen nicht nur unsre Damen und Herren, die oft nur zum Verständniss der Opernbücher Italiänisch lernen, sondern auch selbst viele vorgebliche Liebhaber und Kenner der schönen Literatur selten hinaus. Und doch ist der volle Genuss solcher Uebersetzungen, wie die hier anzuzeigende, nur für diejenigen, die Original und Kopie gegen einander halten können. Der *volle* Genuss; aber immer bleibt hier noch Vergnügen und Unterhaltung genug für diejenigen, die nur die Uebersetzung lesen können; denn gerade darin liegt eins der grössten Verdienste des Hn. *A.* dass er seine Kopie von dem Original unabhängig genug zu machen, oder sie vielmehr, mit Beybehaltuung der ganzen Manier, zu originalisiren, und in Deutschland zu naturalisiren gewusst hat. „Gedichte voll Witz und Laune lassen sich nicht, wie er richtig bemerkt, wörtlich übersetzen, oder sie haben das Schicksal der witzigsten Werke der Griechen und Römer, dass sie in der Uebersetzung steif, hölzern, und ungeniessbar werden. Der Wort- und Sylbensklave ist nicht immer der getreue, wenigstens nicht der gute Uebersetzer; daher hat sich der Vf. bey aller Treue nicht überall ängstlich an die Worte gebunden, und launichte Wendungen und Ausdrücke, die, wörtlich übertragen, schaal und unschmackhaft gewesen wären, durch andre launichte Wendungen und Ausdrücke unsrer Sprache zu geben sich bemüht.“ Diesem Verfahren ist er durchgängig treu geblieben; und es war unstreitig das beste und zweckmäsigste, aber auch bey weitem das schwerste und verdienstlichste. Denn es ist minder leicht, auf diese Art frey, als wörtlich zu übersetzen; und am Ende ist doch der wörtliche Dolmetscher nicht der treueste, weil er nur die äussere Hülle, nur den Wortausdruck beybehält, aber darüber gar zu leicht Geist und Charakter seines Schriftstellers veruntreuet. Bey der Zusammenhaltung sind uns wirklich mehrere Stellen vorgekommen, wo wir zweifelhaft waren, ob in der glücklichen Wendung des Gedankens und seiner Einkleidung dem Ariosto, oder seinem Uebersetzer der Vorzug gebühre; und überall fand Rec. Ursache, die Gewandheit des Ausdrucks und die immer rege Geschicklichkeit des Uebersetzers, den Hauptgedanken richtig und völlig zu fassen, und ihm die seiner Sprache angemessenste Form zu geben; mit der grössten Befriedigung zu bemerken. Schade, dass wir davon unsre Leser durch keine längere Probe, als die folgende, überführen können. Sie ist aus der dritten Satyre:

Questa opinion mia sò ben che folle
Diranno molti, che salir non tenti
La via che l'uom spesso a grand' onori estolle:
Questa povere sciocche inutil genti
Sordide infami à gia levato tanto,
Che fatti gli à adorar da Rè potenti.
Ma chi fù mai si saggio o mai si santo,
Che d'esser senza macchia di pazzia
O poca o molta dar si possa vanto?
Ognun tenga la sua; questa è la mia.
Se a perder s'à la libertà, non stimo
Il più ricco Cappel che in Roma sia.
Che giova a me seder a mensa il primo,
Se per questo più sazio non mi levo
Di quel ch' è stato assiss a mezzo o ad imo?
Come nè cibo, così non ricevo
Più quiete, più pace, o più contento,
Sebben di cinque Mitre il capo aggrevo.
Felicitate istima alcun, che cento
Persone t' accompagnino a Palazzo,
E che sia il Volgo a riguardarti intento.
Io lo stimo miseria, e son si pazzo,
Che penso e dico che in Roma famosa
Il Signor è più servo che' l Ragazzo.

In der Uebersetzung:

Ich weiss es wohl, dass viele diese Grille
Für Thorheit schelten, dass ich nicht den Pfad
Betreten will, der viele Leute schon
So oft erhob zu grosser Ehr' und Würde.
Auf ihm sind Bettler, Pinsel, Taugenichtse,
Verächtliches, abscheuliches Gesindel,
Zu solcher Würde schon emporgestiegen,
Dass ihnen mächt'ge Könige fussfällig
In Demuth den Pantoffel küssen mussten.
Allein, war Einer je so weis' und klug,
Der frey von Thorheit (grösser oder kleiner
Ist uns gleich viel) zu seyn sich rühmen könnte?
Behalte Jedermann sein Steckenpferd!
Ich reite meines. Soll ich meine Freyheit
Verlieren: wahrlich, für den reichsten Hut
In Rom geb' ich nicht eine Bohne hin.
Was hilfts mir an der Tafel oben an
Zu thronen, wenn ich drum mit sattern Magen
Vom Tisch nicht geh, als wer am Ende sass?
So, wie ich satter nicht, so werd' ich auch

Nicht ruhiger und nicht zufriedner werden,
Und drückten gleich fünf Infuln mir die Stirne.
Halt' wer es will für Glück, wenn dir ein Trofs
Von hunderten in deinen Pallaft folgt,
Und ftill der Pöbel fteht, und ftaunend dich begafft,
Ich halt's für Elend, und bin fo ein Thor,
Zu glauben und fogar es laut zu fagen,
Dafs in den qualmerfüllten Mauren Roms
Der Herr mehr Sklav, als wie fein Diener ift.

In dem vorletzten Verfe lieft vermuthlich die Baffaner Ausgabe, der der Vf. gefolgt ift, fumofa für famofa; diefs letztre fcheint aber doch wohl die richtigere Lesart, und das hier paffendere Beywort zu feyn. — Die Wahl der fünffüfsigen Jamben, die zuweilen mit Alexandrinern wechfeln, war für diefe Ueberfezung ohne Zweifel die fchicklichfte, zumal da die Wielandifche Ueberfetzung der Horazifchen Briefe und Satyren das Ohr des deutfchen Publikums in diefer Gattung von Gedichten mehr daran gewöhnt hat, und der Jambe von Alters her der Satyre eigenthümlich war Hr. *A.* hatte zuerft den Verfuch gemacht, die terze rime des Originals, beyzubehalten, und gibt in der Vorrede eine Probe diefes Verfuchs, die glücklich genug ausgefallen ift; aber die Schwierigkeit der Ueberfetzung wäre dadurch zu fehr vergröfsert worden; und ungern lafen wir den Zufatz, dafs diefe Schwierigkeit mehr Heiterkeit des Geiftes und mehr Zeit erfodert, als dem Ueberfetzer in feiner für die Mufen fehr ungünftigen Lage vom Schickfal verliehen worden. Er ift nemlich als Rector der lateinifchen Schule zu *Demmin* in Pommern angefetzt; aber die gegenwärtige Arbeit, und eine von ihm gleichfalls in der letzten Oftermeffe gelieferte poetifche Ueberfetzung der Hymnen des *Kallimachus* mit erläuternden Anmerkungen, find von der Art, dafs fie hoffentlich alle Aufmerkfamkeit auf einen jungen Mann von fo ausgezeichnetem Talent und fo glücklichem Fleifs erregen, und dazu beytragen werden, ihm die Lage und Mufse zu verfchaffen, deren Geiftesarbeiten diefer Art fo fehr bedürfen. Auch eine Ueberfetzung der Lufiade des *Camoëns*, wovon unlängft das Journal für Gemeingeift eine nicht minder beyfallswürdige Probe geliefert hat, fteht von ihm bald zu erwarten. — Wir fetzen nur noch hinzu, dafs zum Verftändnifs der vielen Anfpielungen, lokalen und perfönlichen Beziehungen in *Ariofto's* Satyren durch erläuternde Noten hinlänglich geforgt ift.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Verona*, b. Moroni: *Daciana Diaconiffa.* Differtazione Accademica fopra una Ifcrizione del Mufeo Veronefe: editione fecunda con aggiunte. 1793. 8. Der Gegenftand diefer Academifchen Vorlefung, eine Arbeit des Hn. *Domenico Gottardi*, Arciprete di S. Donato alla Colomba, ift der Leichenftein einer *gewifsen* Diaconifsin *Daciana*, der Tochter eines *gewifsen* Conful *Palmatus* und Schwefter eines *gewifsen* Presbyter *Victerinus*, die mit der unfchätzbaren Gabe der Weiffagung gefchmückt, in ihrem fechs und vierzigften Jahre der Welt entriffen und wahrfcheinlich zu Ferrara begraben ward. Der Vf. fuchte etwas näheres von den auf dem Steine genannten Perfonen zu erfahren, und entdeckt in dem Codice Theodofiano einen Palmatus, der im Jahr 412. praefectus urbis war. Diefer kann in der Folge Conful, wenigftens fuffectus, geworden feyn, im Jahr 413, wie der Vf. vermuthet, wo der Conful Heraclianus, mitten in feiner Amtsverwaltung getödtet ward. Er zeigt hierauf, dafs die Daciana, zu folge ihres Amtes, als Jungfrau geftorben feyn müfse (pregio ammirabile, maffime in una femmina di fi alto ftato.) Worinne ihre Gabe zu Weiffagen beftanden habe? u. f. w. Nicht ohne Scharffinn wird aus den trocknen Worten des Leichenfteins ein kleiner Roman von den Leben und Tugenden der bis jetzt unbekannt gewefenen Daciana herausgefponnen, der indefs für wenige Lefer intereffant feyn möchte. In einem Anhange werden noch mehrere Palmati und Palmatii aufgeführt.

Schöne Künste. *Parma*, nel regal Palazzo: *Differtazione intorno al Sublime* del P. D. *Girolamo Prandi.* Benedettino Cafinefe e Socio della reale Accademia di Mantova. MDCCXCIII. 68 S. fol. min. Neue Aufklärungen über den Begriff des Erhabnen darf man in diefer academifchen Vorlefung nicht erwarten. Der Vf. derfelben nimmt nicht einmal einen eignen Gang in der Unterfuchung, fondern folgt Schritt vor Schritt den Fufstapfen *Hugo Blairs*, welcher in der fünften und fechften feiner Vorlefungen über die *Grundfätze der Rhetorick* auch diefen Gegenftand, fo weit es fein Zweck erfoderte, abhandelt. Diefe Vorlefungen find hier in Auszug gebracht und an vielen Stellen wörtlich überfetzt. Bisweilen, aber feltner, find die Meynungen andrer Schriftfteller beygebracht, angenommen oder widerlegt. So fchickt der Vf. folgende Erklärung des Erhabnen nach *Longin* voraus: „Diejenige Art zu reden, welche die Zuhörer hinreifst und aufser fich fetzt; die wie ein Blitzftrahl jedes Hindernifs niederfchlägt und mit einemmal die ganze Kraft des Redners zeigt; die die Seele mit einem tiefen Gefühle erfchüttert und ihr mehr zu denken gibt, als die Worte befagen; die endlich bey der ftrengften Unterfuchung nichts von ihrer Gröfse verliehrt — ift im eigentlichen Sinne und einzig und allein erhaben zu nennen." Ohne zu bemerken, dafs diefe Befchreibung der Wirkungen des Erhabnen von allem, was in einem hohen Grade intereffirt, gilt; und dafs in ihr das unbeftimmte und fchwankende der Begriffe herrfcht, welches *Blair* mit Recht in dem Werke *Longins* tadelt. An der Stelle, wo *Blair* gegen *Burke* ftreitet, nimmt es unfer Vf. auch noch mit *Helvetius* auf; welcher eine doppelte Art des Erhabnen annahm, dasjenige, welches aus der Vorftellung der Macht der Natur, und ein anderes, welches aus der Betrachtung der moralifchen Kraft entfpringt. In beyden Fällen behauptete er, dafs ein Gefühl der Unluft (Schrecken und Unzufriedenheit über die Einfchränkung unferer [finnlichen] Kräfte) dem Gefühl des Erhabnen vorausgehn. Was gegen diefe Meynung, welche einen Theil der Wahrheit enthält, vorgebracht wird, ift von weniger Bedeutung, und der dem Engländer abgeborgte Hauptgrund, dafs die unbegränzte Macht, fie mag, nun mit Schrecken begleitet (als feindlich gedacht werden) oder befchützend feyn, das Gefühl des Erhabnen errege; ift der Behauptung des *Helvetius*, wenn fie recht verftanden wird, mehr günftig als nachtheilig. — In der Vorrede verfpricht der Vf., die von *Blair* angeführten Beyfpiele mit Stellen italienifcher Dichter zu vermehren und auszutaufchen. Diefes ift aber nur an drey Stellen gefchehen. Der Druck und das Aeufsere diefes Werks fällt aufserordentlich gut in die Augen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 16. September 1794.

PHYSIK.

Prag, b. Widtmann: *Johann Andreas Scherers* d. A. K. Doct. der kön. böhm. Gesellsch. d. Wiss. der hochfürstl. Hessenhomb. u. der mit ihr verein. Gesellsch. Mitglied's, *genaue Prüfung der Hypothese vom Brennstoffe.* A. d. Lat. übers. von *Carl Bretfeld*, Hörer der med. Wissensch. 1793. 107 S. 8.

Um in dem Bestreben zur Erreichung des Ziels, welches sich der Vf. in gegenwärtiger Schrift vorgesteckt hat, nach einer bestimmten Ordnung zu verfahren, schickt er eine kurze Uebersicht von den Grundsätzen, auf welchen das antiphlogistische Lehrgebäude gebauet ist, voran, und geht alsdenn zur Untersuchung der Schwierigkeiten und Einwürfe über, welche diesem Systeme von verschiedenen Gegnern sind entgegengestellt worden. Der Anfang dieser Prüfungen trift *Kirwan's* Theorie von der Identität der brennbaren Luft mit *Stahl's* Phlogiston; wobey der Ungrund von *Ks.* Satze, dass in allen Körpern brennbares Gas enthalten sey, erwiesen und dagegen gezeigt wird, dass man aus Schwefel, Kohle, Metallen, durch die Gewalt des Feuers nur in soweit brennbares Gas erhalte, in wieweit diese Körper Feuchtigkeit, welche bey diesem Feuersgrade zerlegt wird, besitzen. (Dem Vf. ist damals noch nicht bekannt gewesen, dass *K*, selbst schon diese seine ehemaligen Meynungen aufgegeben habe.) Weiter berührt der Vf. die Einwürfe des *H. de la Metherie*; von denen unter andern folgender, gegen die Erklärung der Antiphlogistiker von der Entstehung des Lichts und der Flamme bey Entzündungsprocessen, aus der Hypothese, dass Wärme und Licht nur in Modificationen eines und desselben Wassers bestünden, erheblich schien: „Wenn durch den Wärmestoff, der durch die Zerlegung des Sauerstoffgas entwickelt ward, die Erscheinungen der Entzündungen hervorgebracht würden, so müssten sie auch Statt haben, so oft dieses Gas seine gasförmige Gestalt ablegt. Dass aber dieses nicht geschehe, lehre die Mischung des salpetrichten Gas mit dem Sauerstoffgas, wo man nebst (ausser) der Wärme nichts beobachtet, obschon auch hier das Sauerstoffgas in einem Augenblicke zersetzt wird." Diesen Einwurf sucht nun der Vf. durch Folgerungen aus dem Satze: dass die Zerlegung des Sauerstoffgas nach verschiedenen Stoffen geschehe; nach welchen bald blosse Wärme, bald Wärme mit Licht, entbunden werde, zu entkräften. (Nach *Göttling's* neuer Theorie von den Bestandtheilen der Lebens- und Stickluft ist jener Einwurf jetzt leichter zu heben.) In gleicher Art fährt der Vf. fort, bey den übrigen dahin einschlagenden Erscheinungen das unzulängliche oder widersprechende in den Erklärungen nach der Lehre des Phlogistons zu Tage zulegen, und dagegen die Uebereinstimmung der Erscheinungen mit den Lehrbegriffen des entgegengesetzten Systems aus einander zu setzen. Am ausführlichsten ist der Vf. in der Prüfung der Beweise; durch welche *Westrumb* die Gegenwart des Sauerstoffs in dem salzsauren Gas, welches man durch Destillation der Salzsäure über Braunstein erhält, bestreitet, und dagegen die Quelle des Lichts und der Flamme, bey den darin stattfindenden Entzündungen, einzig dem, mit der gasförmigen Säure verbundenen, Wärmestoffe zuschreibt. — Zum Schlusse mag folgende S. 59. ausgehobene Stelle bezeigen, wie gram der Vf. der Lehre vom Phlogiston sey. „Wenn man nur jene wankenden, und unbeständigen Erklärungen von der Reduction der Säuerlinge (Metallkalke) die oft sich gerade entgegengesetzt, und widersprechend sind, betrachtet; oder den Brennstoff selbst, der aus Substanzen aller Art zusammengesetzt ist, den man kaum mit einer Art von Körpern vergleichen kann, der sich selbst widerspricht, und ein wahres chemisches sich in verschiedene Gestalten verwandelndes Monstrum ist, einer Betrachtung unterwirft; so muss man aufrichtig gestehen, dass Stahls Lehre der Chemie nicht nur nichts genützt, sondern sehr geschadet habe, indem sie die chemischen Erscheinungen, die man tiefer erforschen sollte, gleichsam mit einer phlogistischen Wolke umhüllte. Und wenn je die Chemiker sich in Juno's Wolke hüllten, so war es gewiss da." — Angehängt ist ein alphabetisches Verzeichniss der deutschen chemischen Benennungen, welche in dieser Abhandlung vorkommen, nach Hrn. *Scherers* neuen Nomenklatur; welchen die lateinischen, französischen, die deutschen des Hn. *Hermbstädt* und Hn. *Girtanners* und endlich die sonst gebräuchlichen, beygefügt sind.

Stendal, b. Franzen u. Grosse: *Des Hrn. W. van Barneveld Abhandlung über die Bestandtheile des Wassers nach Lavoisierischen Grundsatzen.* Aus dem Holland. übersetzt von *Joh. Bernh. Keup*, der Arzneygel. Doct. 1792. 86 S. 8.

Ist in 2 Abschnitten, als 2 Vorlesungen, vorgetragen; in deren ersterer der Vf. mehrere aus der neuern Chemie hergenommene, Versuche und Beweise, dass das Wasser ein zusammengesetztes Wesen sey, aufstellt; in der zweyten aber zu zeigen sucht, dass diese neue Lehre ein ausgebreitetes Licht über viele Erscheinungen verbreite. Hie und da scheint doch der Vf. die Lehrsätze der neuern Chemie, welche er seinen Zuhörern demonstriren will, sich selbst noch nicht ganz richtig und deutlich zu eigen gemacht zu haben; er würde

sich sonst (4 Verf.) nicht folgendermaßen vernehmen lassen: „man werfe ein Stückchen Salpeter auf eine glühende Kohle; durch die Verbrennung des Salpeters tritt das principe calorique zu der Basis der reinen Luft, und erzeugt, durch den Beytritt vom Azote des Dunstkreises, darauf Salpetersäure. Wenn dieser Versuch in zugemachten Gefäßen vorgenommen wird, fängt man die reine Luft abgesondert auf." — Eben so unrichtig hat er die Wirkung des Schiesspulvers aus einander gesetzt; und hält er die bey dessen Entzündung erzeugte Luftmenge irrig für eine Mischung von reiner und entzündbarer Luft. — Der S. 26. *) als der gemächlichste empfohlene Weg, das Azote zu erhalten, nemlich glühende Kohlen auf einer Schüssel unter einem mit Wasser gesperrten Glase verlöschen zu lassen, taugt nichts. — *Scheidekünstig* st. chemisch; *Kunstluft* st. künstliche Luft, u. dgl. sind vom Uebersetzer herrührende, neu gebildete Ausdrücke.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

RIGA, b. Hartknoch: *Quelques Idées de Passe-temps.* 1792. 130 S. 8. (10 Gr.)

EBENDAS., b. Ebendems.: *Ressouvenir sur la Russie.* 1792. 132 S. 8. (10 Gr.)

EBENDAS., b. Ebendems.: *Beschäftigungen meiner Muse (Musse) und Rückerinnerungen an Rußland.* Nach dem Französischen des Russ. Kais. Hrn. geh. Raths, Senateurs, wirkl. Kammerherrn und Ritters *Alexei Wasiljewitsch Narischkin.* 1794. 198 S. 8. (12 Gr.)

Nr. 1. enthält Beobachtungen und Einfälle, veranlasst durch den Ausbruch der französ. Revolution; Glossen über einige Lieblingswörter der „*schwindlichen neuen Philosophie*" die einiges Gute und Wahre, aber ungleich mehr falsche, verkehrte Vorstellungen, und viel vage und leere Declamation in sich schliessen. Der Vf. ist ein abgesagter Feind der *Pressfreyheit*; er behauptet „gegen *Ein* gutes Buch, aus dem ein vernünftiger „Mann etwas lernen könne, gebe es *unzählige*, die den „grossen Haufen irre leiteten und verdürben." *Constitution* — *Freyheit*; „der Mensch, als moralische Existenz hat keine andere Freyheit, als die bürgerliche, „die nichts anders ist, als das Resultat der in der Gesellschaft festgesetzten guten Ordnung." *Gleichheit, Menschenrechte.* Der Mensch habe, als solcher, keine Rechte; diese wären nur Schadloshaltung und Vergütung, welche die Gesellschaft für alle die Sorgen, Gefahren und Aufopferungen, die sie bey Beobachtung der Pflichten und Einschränkungen auflegt, bewilligen. *Despotismus.* Der Vf. verwechselt die ungehemmte Wirksamkeit des Gesetzes und seiner Vollstrecker mit der Willkühr eines oder mehrerer über das Gesetz erhabener Individuen, und so wird es ihm freylich leicht, die Nothwendigkeit des Despotismus darzuthun. Empörend ist die Vertheidigung der *Sklaverey*, die sich auf denselben Irrthum oder dieselbe absichtliche Verdrehung gründet. Dem *dritten Stand*, den Städten und Stadtbewohnern ist der Vf. von Herzen gram. Er will nichts, als Edelleute und Sklaven. Vor einigen Jahrhunderten suchte der Adel den Wachsthum der aufblühenden deutschen Städte mit Feuer und Schwert zu hindern; zum Glück darf der Vf. in unsern Tagen gegen die Städte in seinem Vaterlande nur die Feder zücken, und *Catharina II.* denkt und handelt in diesen Stücken nach ganz entgegengesetzten Principien. Wenn man ihm glauben will, so ist der dritte Stand nur ein untergeschobenes Kind fremder und erkünstelter Bedürfnisse. Eigentlich gehöre in denselben nur der Kaufmann, aber auch *Pfaffen, Advokaten, Professoren, Glücksritter* und *Pöbel* (welch eine Gesellschaft!) drängen sich hinein. Diese und ähnliche Tiraden widerlegen, hiesse ihnen mehr Ehre erzeigen, als sie verdienen. In desto glänzenderm Licht erscheint, durch den Kontrast, der Adelstand in der Schilderung des adlichen Vf. Edelleute sind ihm Personen, die diese Benennung, wegen ihrer Obliegenheit, dem Vaterlande zu allen Zeiten mit gänzlicher Hintansetzung ihrer selbst zu dienen, erhielten. Vom Augenblick der Geburt an ist der Edelmann nicht sich, sondern dem Vaterland geweiht. Seine ganze Erziehung zweckt nur darauf ab, ihm die Opfer, die er bringen soll, kennen zu lehren, und ihn zu gewöhnen, dass er sie einst bringe. Der Edelmann vergisst sich jeden Augenblick für Andere; sein Geist ist, eben seinem Stande nach, *nothwendig* edel und grossmüthig u. s. w. Wäre der Vf. nicht selbst von Adel, so würde man in Versuchung gerathen, hier den bittersten, giftigsten Spott zu vermuthen. Die Muster, auf die er allenthalben hinweist, sind Russland und — China; seine Helden Burke, Calonne u. s. w. Fast in nichts konnte Rec. dem Vf. ganz beystimmen, als in dem Wunsche, womit er seine Rhapsodie schliesst: *Friede und Eintracht dem Menschengeschlecht!*

Ungleich interessanter und lesenswerther ist *Nr.* 2. Man findet hier einige gute und wenig bekannte Nachrichten von den Sitten und Charakter der russischen Nation unter den beiden Vorgängern von Peter I. Hr. *v. N.* scheint diesen Aufsatz vorzüglich in der Absicht geschrieben zu haben, zu zeigen, wie sehr man irre, wenn man diesen in der That grossen Fürsten für den ersten Schöpfer seiner Nation, und den einzigen Urheber ihrer Macht und Cultur halte, und glaube, er habe sich allein im Auslande zum grossen Regenten gebildet. Die französischen Schriftsteller, die so voreilig von Dingen urtheilen, von denen sie wenig verstehen, und die fast immer übertreiben, führten zuerst diese Sprache, und andere Ausländer lallten ihnen, ohne eigene Prüfung, nach. Peter dem I. ward von seinen Vorgängern schon viel vorgearbeitet, und hier ward so wenig, als sonst wo, aus Nichts Etwas. Peter weckte nur zuerst die Imagination seines Volkes, und brachte ihm Geschmack an erkünstelten Bedürfnissen und Nachahmung bey. Schon Alexei Michailowitsch war ein weiser, kluger, arbeitsamer Fürst, der in Russland zuerst die Stände zusammenrief, dem Reich Gesetze zu geben. Noch hat man von ihm ein Werk über die Kriegskunst, und eine bis in das kleinste Detail gehende Polizeyinstruction für die Stadt Moskau. Er traf viel weise und heilsame Anstalten ohne Geräusch. Er kannte und wirk-

wirkte auf den Nationalcharakter seiner Unterthanen. Merkwürdig ist die Nachricht von den täglichen Versammlungen des Volks auf dem sogenannten schönen Platz zu Moskau vor dem Pallast des Zars. Der Vf. erzählt Wunderdinge von dem Einfluss, den diese Gewohnheit auf die moralische Bildung der Einwohner der Hauptstadt gehabt; aber gewiss ist hier vieles verschönert und übertrieben. Wenigstens stehen Ursach und Wirkung ausser allem begreiflichen Verhältniss. Dort habe der Zar die Denkungsart des Volks über neue Einrichtungen geprüft und seine Massregeln darnach genommen. Abscheu der alten Russen vor Lügen. Beyspiele der Sitteneinfalt. Gold war selten und Pa„piergeld noch nicht vorhanden. Da man ohne Be„schwerde nicht viel Silbergeld bey sich tragen konnte, „so ging man ohne alles Geld in Gesellschaften. Der „Hausherr gab einem seiner Bedienten Säcke mit eini„gen tausend Rubeln, um sie unter die Spielenden zu „vertheilen. Am folgenden Tag schickte jeder dem Be„dienten so viel Geld wieder, als er genommen und „verspielt hatte. Nie hörte man von einem Streit oder „einer unrichtigen Rechnung. Diess versuche jemand „in Paris oder London!" Das häusliche Leben hatte viel Patriarchalisches: an Festtagen ass man bey dem ältesten der Familie, den man als das Haupt derselben ansah und ehrte, und im Innern des Reichs ist diess noch gewöhnlich. Die Familiengerichte waren eine sehr heilsame Einrichtung, und sind es zum Theil noch. Die Russen waren und sind noch, gastfrey, dienstfertig und uneigennützig. (Von den letztern wird der Vf. hoffentlich Ausnahmen gelten lassen.) Die Religion hatte solche Gewalt über ihre Gemüther, dass sie die Rachsucht unterdrückten, und dass keine Tugend gemeiner war, als Verzeihung und Versöhnlichkeit. (?) Bey einem Aufstande der Strelitzen ging ein Archiv in Feuer auf, in welchem die Contrakte der Herrschaften mit ihren Bedienten aufbewahrt wurden: gleichwohl verliess auch nicht Einer von den letztern, welche die Aufrührer doch ausdrücklich für frey erklärten, seinen Herrn, sondern alle blieben ihren übernommenen Verbindlichkeiten getreu. Der Vf. muthet seinen Lesern zu, zu glauben, diess sey allein Folge eines lebendigen Gefühls von Pflicht und Recht gewesen! — — Die Erziehung, die Peter d. Gr. genoss, bereitete ihn zu alle dem vor, was er je that, und war gewiss besser, als die Erziehung seiner Zeitgenossen seines Standes. Sein Hofmeister, ein Hr. *Zotow*, war ein geschickter Mann, und unterwiess seinen Zögling in der Erdkunde, Geschichte, Moral u. s. w. Man errichtete eine Compagnie aus Kindern fast von seinem Alter, die man aus den vornehmsten adlichen Häusern nahm, und nannte diese Comp. Poteschnaja Rota oder die zeitvertreibende Comp. Peter trat zuerst als Tambour in dieselbe. Der Ort, wo sie sich in den Waffen übte, hiess Preobraschenska, und diess ist der Ursprung des ersten, oder Preobraschenskischen Garderegiments. Hier lernte Peter als Kind gehorchen, um dereinst befehlen zu können. — Fedors kurze, aber weise und ruhige Regierung, unter welcher das Reich so glücklich war. — Glänzende Schilderung der Eigenschaften von Peters Mutter, wobey man jedoch nicht vergessen muss, dass sie von Geburt eine *Narischkin*! war. Von seiner Schwester, der Prinzessin Sophia, hatte Peter so grosse Begriffe, dass er oft sagte, wenn sie nur ihren Ehrgeiz hätte mässigen können, so würde er ihr gern das Staatsruder abgegeben, und seinem Vaterlande unter ihr gedient haben. — — Von den Deutschen, sagt der Vf. (S. 158.), dass sie unter allen Europäern am meisten dächten, demohngeachtet aber, und trotz der *zwölftausend* neuen Bücher, die jährlich bey ihnen erschienen, noch nicht ganz glücklich wären. Sind aber wohl die Russen bey ihren wenigen Büchern *ganz glücklich*? — — Hr. *v. N.* verspricht eine Fortsetzung dieser Skizze bis auf die Regierung der jetzigen Kaiserin. Am Ende gibt er einige Nachrichten von sich selbst. Durch besondere Gnade der Kaiserin ward er schon im 20sten Jahre Auscultant des Senats, Mitglied der Commission für die neue Einrichtung des Reichs, hierauf Gouverneur von Pleskow und Polozk, endlich Senator. Auf Befehl der Kaiserin durchreiste er in Gesellschaft des Grafen v. Woronzow acht und zwanzig Gouvernements, zu untersuchen, ob das Innere des Reichs ganz so verwaltet werde, wie sie in ihrer eigenhändig entworfenen Verordnung kurz vorher befohlen hatte. Jetzt hält er sich seiner geschwächten Gesundheit wegen im Ausland auf. —

Die Uebersetzung (*Nr.* 3) ist, bis auf einige kleine Flecken — *unumstreitig, derzeitig* — gut gerathen, treu und lesbar. Uebrigens ist der Vf. derselben, obgleich von Geburt ein Deutscher, so wie Hr. *v. N.* ein feuriger Lobredner von Russland, wo er, seiner Versicherung nach, Glück Ruhe und *Freyheit* fand. Bey dieser seiner Arbeit hatte er keinen geringern Zweck, als: „Maximen zu verbreiten, bey denen das Menschenge„schlecht sich Jahrhunderte hindurch wohl befand, und „fremde Völker zu bewegen, die Russen und ihre „Verfassung und ihren Wohlstand nicht nur zu benei„den, sondern auch zum Muster zu nehmen."!

Weimar, im Verl. d. Industrie-Comtoirs: *Benjamin Franklins kleine Schriften, meist in der Manier des Zuschauers, nebst seinem Leben.* Aus dem Englischen von G. *Schatz*. Mit Franklins doppeltem Bildnisse. *Erster Theil*, 352 S. *Zweyter Theil*, 428 S. gr. 8. 1794. (2 Rthlr.)

Nicht nur an der Bewunderung, sondern auch an dem Genuss, der politischen, literarischen und moralischen Verdienste des wahrhaftig grossen Mannes, dessen Leben und kleine Schriften hier geliefert werden, hat auch Deutschland längst zu lebhaften und erkenntlichen Antheil genommen, als dass sich nicht eine fast allgemeine Aufmerksamkeit unsers Publikums auf Ihn und seine Schriften, und eben so allgemeiner Wunsch einer vollständigen Charakteristik seines Geistes und Herzens voraus setzen liesse. Bald nach seinem Tode wurde es kund, dass *Franklin* selbst den frühern Theil seines Lebens bis zum J. 1757. beschrieben, und zwey Abschriften davon, die eine an die Hn. *Rochefaucault* und *le Veillard* in Paris, die zweyte an Dr. *Price* und Hn. *Vaughan* in Lon-

London überschickt habe. Natürlich erregte diese Nachricht sowohl in als ausser England das Verlangen nach ihrer Bekanntmachung; und man hoffte sie, und hofft sie noch immer, aus den Händen von *Franklins* Enkel, *William Temple Franklin*, der auch seine übrigen noch ungedruckten Papiere besitzt, und von dem man nun eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke erwartet. Indess sich aber immer noch die Erscheinung derselben verzögert, lieferte man schon im J. 1791. eine französische Uebersetzung von einem Theile jener Selbstbiographie, der bis zum J. 1731. geht; und *le Veillard* erklärte im Journal de Paris, dass er zwar an dieser Bekanntmachung keinen Antheil habe, dass sie jedoch ächt, aber nur der dritte Theil des Ganzen sey. Diess Bruchstück wurde nun sowohl einzeln, als bey den im vorigen Jahr zu London gedruckten Werken, oder kleinen Schriften Franklin's, wieder ins Englische übersetzt; und der Herausgeber dieser letztern bemühte sich, das in Franklin's Manier zu thun, wiewohl, nach dem Urtheile der englischen Kunstrichter, mit keinem sonderlichen Erfolg. Zugleich lieferte er die Fortsetzung von *F's* Lebensumständen v. J. 1731 bis zu seinem Absterben 1790; von einem seiner Freunde, dem unlängst verstorbenen *Dr. Stuber* in Philadelphia aufgesetzt, mehr Skizze als Biographie. Alle diese Materialien hat nun Hr. *Schatz* in dem ersten Bande, der ganz biographisch ist, mit Wahl und Einsicht benutzt, und ausserdem noch mehrere Zusätze, einzelne Anekdoten, interessante Thatsachen, u. dgl. theils in kurzen Anmerkungen unter dem Text anführt. Die dabey gebrauchten Quellen sind in der Vorrede nachgewiesen. Der *zweyte Theil* enthält *Franklin's* kleine Schriften, die zum Theil schon durch anderweitige Uebersetzungen in verschiednen Zeitschriften bekannt geworden sind. Durch die Angabe auf dem Titel, dass sie meistens in der Manier und im Geschmack des *Zuschauers* geschrieben sind, werden sie ziemlich unzulänglich charakterisirt. Freylich haben sie mit dieser Wochenschrift den Zweck einer gemeinnützigen Belehrung gemein; ihr Ton aber hat einen weit höhern Grad von Popularität, und eine gewisse Herzlichkeit, die den Leser sogleich für den Verfasser und seine Wohlmeynung einnimmt, und ihn mehr in das Licht eines redlich für das Beste seiner Mitbürger besorgten treuen Rathgebers, als eines schwer zu befriedigenden und strengen Moralisten stellt. Unleugbar hat auch F. durch diese kleinen Aufsätze, und durch seine Geschicklichkeit, ihnen allemal das dienlichste Vehikel zu geben, auf die Bildung und Aufklärung seiner Landsleute, die ihm von ihrer Freyheit und glücklichen Lage einen so beträchtlichen Antheil verdanken, ungemein vortheilhaft und wohlthätig gewirkt. Inhalt, Vortrag und Einkleidung dieser Aufsätze sind mannichfaltig. Der gröste Theil derselben betrifft Gegenstände der Politik und Philosophie des Lebens. — „Auch der kleinste und minder wichtige trägt unverkennbar das Gepräge der Originalität, und ist wenigstens von einem Funken des Geistes beseelt, der, wohin er auch nur einen flüchtigen Blick warf, überall Licht und Wärme verbreitete. — — Einzig und unnachahmlich erscheint *Franklin* in der Manier, die bekanntesten Sätze der Sitten und Klugheitslehre durch die glücklichsten Bilder, durch die natürlichsten, und doch überraschendsten Wendungen, auf eine Art vorzutragen, dass man sie zum erstenmal zu hören glaubt, und dass sie sich dem Gemüthe tief und unauslöschlich einprägen. Die Darstellung ist durchaus voll Leben, Kraft und Eigenthümlichkeit; der Styl ist nie gesucht, eher bisweilen etwas nachlässig, aber nachlässig mit Anmuth. Immer ist er voll Ruhe, oft von erhabener Einfalt." — Uebrigens findet man hier die sämmtlichen, bis jetzt bekannt gewordenen kleinen Schriften *Francklin's*, mit Ausnahme jedoch der eigentlich wissenschaftlichen, der physikalischen und mathematischen, und der in besonderer Rücksicht auf die amerikanischen Unruhen geschriebenen Aufsätze. Einige derselben finden sich in keiner bisherigen, selbst nicht in der neuesten Ausgabe seiner Werke. So bald die vollständige Ausgabe dieser letztern erscheint, soll auch zu gegenwärtiger deutschen Bearbeitung — die wohl nicht leicht in bessere Hände hätte fallen können — noch ein *dritter* Theil geliefert werden, der die übrigen Aufsätze und die Fortsetzung des Lebens von eigner Hand enthalten wird. Auch wird hier zu einer neuen Uebersetzung von *F's* sämmtlichen *physikalischen* Schriften von Hn. *Kries* Hoffnung gemacht, der seinen Beruf zu dieser Arbeit unlängst durch die Uebersetzung der *Eulerschen* Briefe über verschiedene Gegenstände der Naturlehre, und von *Adams* Anweisung zur Erhaltung des Gesichts, rühmlich bewährt hat. — Jedem dieser zwey Bände ist ein sauber gestochnes Bildniss des grossen Mannes vorgesetzt; das eine nach einer in Paris nach der Natur entworfenen Zeichnung, und das andre nach einem vortrefflichen Medaillon von Sever Biscuit gearbeitet, das ein berühmter deutscher Gelehrter mitgetheilt hat, der *F.* bey seiner letzten Anwesenheit in Frankreich persönlich kannte, und die vollkommene Aehnlichkeit desselben verbürgt. Beide sind ganz so, dass ihr Eindruck dem Leser seines Lebens und seinen Schriften höchst einnehmend und in der schönsten Uebereinstimmung mit seinem gleich einnehmenden Vortrage, vorschweben wird.

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

Cölln, b. Hammer: *Joseph Goranis, französischen Bürgers, geheime und kritische Nachrichten von den Höfen, Regierungen und Sitten der wichtigsten Staaten in Italien.* Aus dem Französischen mit Anmerkungen des Uebersetzers. 2 Th. 1794. 352 S. 3 Th. 338 S. 8.

Nürnberg u. Altdorf, b. Monath u. Kussler: *Allgemeine Uebersicht der Entwickelung der menschlichen Kräfte im gesellschaftlichen Leben und der mannichfaltigen Kenntnisse und Fertigkeiten, die sich die Menschen erworben haben.* 1791. 627 S. 8. (2 Rthlr.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 17. September 1794.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Göschen: *Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich* im Jahr 1785 bis 1786. *Dritter Theil* 302 S. *Vierter Theil* 308 S. *Fünfter Theil* 464 S. 8. 1794. jeder mit zwey Kupfern und einer Titelvignette von *Penzel* gezeichnet und gestochen.

Als die ersten beyden Theile dieses Meisterwerks (A. L. Z. 1790. No. 347.) angezeigt worden, wagte es der Recensent kaum auf eine Fortsetzung zu hoffen; glaubte noch weniger, dass es möglich sey, bey dieser Fortsetzung das Vergnügen des Lesers in gleicher Intension zu erhalten, am wenigsten erlaubte er sich die Ahndung es noch um mehrere Grade gespannt zu sehn. Aber was ist der mächtigen Bildungskraft eines solchen Genies unmöglich? Hier steht eine wahre Schöpfung vor uns; aus einem einzigen zwar drolligen aber unbedeutenden Abentheuer, hat der Dichter ein Werk voll Glanz und Leben hervorgebracht, das bey unerschöpflicher Mannigfaltigkeit sich doch immer in dem schönsten Einklange mit dem romantischen Grundtone des Ganzen erhält, und durch die mehr als jemals hier verrathene Kunst aus *Nichts — Etwas* zu machen, ihm den seltnen Titel eines *schöpferischen Geistes* aufs glücklichste bewährt. Bey einem solchen Werke, dessen Anfang jeden Leser, der die in Producten der Dichtkunst so seltne Originalität zu schätzen weiss, nach den folgenden Theilen lüstern gemacht hat, könnte sich die ganze Anzeige, ohne dass irgend etwas dabey verloren ginge, auf den simpeln Ausruf beschränken: *Sie sind erschienen*! — käme nicht bey der überlästigen Concurrenz von Schriftstellern, die sich alle das Publikum zu unterhalten und zu vergnügen berufen glauben, das schönste Werk des Geistes manchem aus dem Gesichte, wenn ihn nicht ein *Cicerone* bey der Hand nähme, und sich um ihn eben das Verdienst machte, das sich *Cicero*, (der vermuthlich nur darum seinen Namen in Italien auf eine ihm sonst mehrentheils sehr unähnliche Klasse von Leuten in Italien vererbte,) einst um die Syracusaner erwarb. Sie wussten nichts davon, dass sie das Grabmal des grössten Mathematikers besassen, hätte sie Cicero nicht, nach weggeräumten Dornen und Disteln, an den Platz geführt, und ihnen zugerufen: *Seht hier ist das Grabmal des Archimedes!*

Man erinnert sich unfehlbar, wie sonderbar die kleine *Margot*, das unschuldige Bauermädchen unsern Reisenden täuschte, das er in sich verliebt hielt, indess es seine Wünsche, bescheidner und in alle Wege vernünftiger auf seinen ehrlichen Bedienten gerichtet hatte, mit dem er es am Schlusse des zweyten Theils verband und dafür der Margot Bruder, Bastian, in seine Dienste nahm. Hierauf bezieht sich der Anfang des Briefes, den er seinem Freunde am Neujahrstage schreibt:

Freund! dass ein frisches Gesicht, im Schatten wild fliegenden Haares,
Dem keine Feder, kein Schmuck den Bau der Locken verbog;
Ein Busen, welcher, bey Gott, mit allem was er auch Rares
Entdeckt' und verbarg, zwo Mirabellen kaum wog;
Ein kleines närrisches Ding, das gaukelnd — sonder ein klares
Bewusstseyn seines Berufs, mit dem Geschwätze des Staares
Den Baum der Erkenntniss des Guten und Bösen umflog —
Dass eine Fee dieser Art, jüngst auf ein eben so wahres
Als seltnes Weihnachtsgeschenk an ihre Tafel mich zog;
Und als ich hungrig erschien, mich, wie wir wissen, betrog,
Für einen Schüler Berlin's war das zum Schlusse des Jahres
Ein ärgerlicher Epilog!

Muthiger, als je am ersten Feyermorgen des Jahrs ein Philosoph erwachte, warf sich unser Held und Geschichtschreiber seinen Leichtsinn vor, und entschloss sich, nie wieder sich auf ähnliche Art berücken zu lassen.

Ist's möglich, dass ein Geist, der Sonnen zu erklettern
Vermag und ihre Stralen theilt,
Zum Thron des Ewigen in blitzerfüllten Wettern
Mit unversengtem Fittig eilt,
Nun diesen Fittig senkt, und kindisch sich verweilt,
Um eine Rose zu entblättern?
So tief sank Newton nie! An weis're Sorgen band
Er seine Thätigkeit und seines Namens Ehre,
Zu stolz für ein System, das weniger Verstand
Als Mark erheischt, — war ihm ein Kuss, — ein Druck der Hand,
Und was ein *Mann* nur wünscht, dass ihm ein *Weib* gewähre,
Ein Spiel, das er nicht werth der Untersuchung fand,
Unnöthig zum Beweis der Lehre,
Die er von dem *Gesetz der Schwere*
Der sträubenden Natur entwand.
Von allen Globen, die uns Licht,
Und Ebb' und Flut, und Tag und Nacht gewähren,
Kannt' er den Lauf und das Gewicht,
Hob alle Schleyer auf, das Dunkle aufzuklären

Selbst von Johannes Traumgesicht,
Die Globen nur, die, wie ihr Schmeichler spricht
Den Musen gleich, uns in der Kindheit nähren,
Als Mann, als Greis erfreun, selbst unsern Wohlstand ehren,
Und unsre Freunde sind, wenn Rath und Trost gebricht,
Nur die besuchtesten von allen Hemisphären
Besucht' er nie und kannt' er nicht.

Indem er auf der Reise nach dem päpstlichen Gebiete von Avignon begriffen dem wunderbaren Spiele des *Zufalls* nachdenkt, gibt ihm sein Genius eine der schönsten Oden an diese launenvolle Gottheit ein, aus der wir nur einige Strophen ausheben, die ihre Allgewalt auch im Reiche der Literatur in einer unvergleichlichen Composition von Figuren schildern:

Wie vieler Unsinn, klug betitelt,
Hätt' es Dein Compass nicht vermittelt,
Schwämm' unbemerkt im Strom der Nacht!
Dir danken wir die Kunst den Schall zu mahlen,
Du hast manch Quentchen Witz zu einer Zentnerfracht
Erhöht, und Kern und Schalen
Der Schreibsucht flott gemacht.

Gewohnt dem Grübler nachzuwandern,
So weit ein Zirkel in den andern
Bis über unsre Gränzen tritt,
Sprichst du ihm Hohn, wenn er das Unsichtbare
In einer Tiefe sucht, die noch kein Mensch beschritt,
Und bringst dafür uns Waare,
Die wir bedürfen, mit.

Der Propagande Jünger dringen,
Für Gott mehr Ernten zu erringen,
Bis in der Bonzen Heiligthum.
Der Feind verderbt zwar ihre frommen Saaten,
Doch Du entschädigst sie, Du schickst sie heim mit Ruhm
Mit Putern und Pataten
In's Refectorium.

Und Heidenkost strömt neuen Seegen
Auf Länder, die des Lichtes pflegen,
Das aus der Offenbarung stralt.
Schmausst ein Prälat — seht ob nicht in der Mitte
Des christlichen Gelags, das die Commun bezahlt,
Ein fetter Proselyte
Des Land's Calcutta prahlt?

So bringen selbst aus Deinen Schachten,
Die Heiligen die dich verachten,
Beweise deiner Huld an Bord,
Europens Ruhm trägst Du nach China über,
Führst uns Rhabarber zu, getauscht um Gottes Wort,
Und peitschest deutsche Fieber
Mit Peru's Ruthen fort.

Sollten wir nun unsere Leser erst durch einen *Auszug* aus der Geschichte, die sich nun anhebt, zur Lectüre, oder welches eben so viel wäre, zur Betrachtung des schönsten Körpers durch Vorzeigung eines Skeletts ermuntern? Zwar würde es schon die Neugierde reizen, wenn wir ihnen sagten, durch was für wunderbare Zufälle sie hier einen schachernden Juden in einen christkatholischen Küster, ein Paar tragische Schauspieler erst in Marionettenspieler, dann in päpstliche Soldaten, und endlich in Livereybediente, eine junge Heilige in eine Buhlerin, und den Helden des Stücks selbst, aus einem ketzerischen Beginnens halber peinlich verhörten Inquisiten in einen angebeteten Wunderthäter sich verwandeln sähen, oder was die drey Blasensteine der heil. Clara von Falkenstein als ein vermeinter symbolischer Beweiss des Geheimnisses der Dreyeinigkeit, zusammt einem in einer Reliquienversteigerung für 41 Ducaten erstandnen Strumpfband der Jungfrau Maria hier für sonderbare Rollen spielen. Dennoch würden wir damit bey einem Werke, wo der noch so wunderbar verflochtne Grundfaden gegen die schöne Form des Ganzen immer nur wenig bedeutet, wenig mehr leisten, als dass wir unsern Lesern das Vergnügen raubten, dem Dichter selbst durch die Irrgänge seiner Phantasie, die mit so grosser und doch so unmerklicher Kunst angelegt bey jedem Schritte mit einer unerwarteten Ansicht überraschen, zu folgen! Gewiss eine sehr ungefällige Gefälligkeit! Verwünscht sey der Prologus, der uns langweilig erzählt, was für schöne Scenen folgen werden, indess wir ungeduldig den Aufzug des Theaters erwarten!

Oder sollten wir in allgemeinen Ausdrücken den nie versiegenden Sprudel bald muthwilliger, bald schalkhafter Laune, das in so mannigfaltigen Farben spielende Colorit der poetischen Stellen, die ernsthafte Sittenlehre, in die der Vf. oft aus den leichtfertigsten Gemählden übergeht, die sokratische Ironie und die lebendige Beredsamkeit in seiner Vertheidigungsrede, zu der er sich genöthigt sah, als er in gerechtem Eifer anderthalb Dutzend Bände jesuitischer Casuisten ins Feuer geworfen hatte, und eine Menge andrer Schönheiten in Anlage und Darstellung preisen? Da möchten wir in den Fall kommen Göthens Werther das Selbstbekenntniss nachzusprechen: „Das ist alles geistiges Gewäsche, was ich da von ihr sage, leidige Abstractionen, die nicht einen Zug ihres Selbst ausdrücken. „Nicht einmal noch einige *disjecti membra poetae* wollen wir weiter vorzeigen, denn es lassen sich, so vollendet ist die Harmonie des Ganzen, äusserst wenig Stellen ausheben, ohne durch die Trennung vom Context zu verlieren.

Bloss die herrliche Weissagung womit der Dichter bey seiner Abreise aus Avignon seine Betrachtungen über diesen so schönen und so gemissbrauchten Erdstrich, (am Ende des fünften Theils) beschliesst, soll auch diese Anzeige beschliessen:

Ihr Räuber dieses Landes! höret
Der Wahrheit Ruf, die aus mir spricht,
Euch droht, die ihr das Volk bethöret,
Des Volkes blutiges Gericht!
Ich seh' im Kreis von euern Bürgern
Des Aufruhrs schwarze Fahne wehn,
Und eure Schafe — zu den Würgern,
Furcht zur Verzweiflung übergehn!

Und seh' erstaunt, wie jede Puppe
Der Andacht in ihr Nichts versinkt,

Wie

Wie nicht mehr die 'geweihte Schnuppe
Der ew'gen Lampe sie umstinkt, —
Kein Kuttenträger mehr die Zofe
Der heiligen Maria macht,
Und kein an eines Priesters Hofe
Gebildeter dis Land bewacht!

Seh' eure Heiligen zerstückeln,
Seh' die Legenden in dem Wind
Zu edlern Stoffen sich entwickeln
Die eines Gottes würdig sind;
Und seh' entfernt, wie aus dem Staube
Die Tugend ihre Stirn erhebt,
Und neue Hoffnung, neuer Glaube
Und neues Glück diess Land belebt.

Und dann erst, möge Gott es wollen!
Wird Ordnung und Natur gedeihn;
Die Wüsten werden Früchte zollen,
Die öden Berge guten Wein,
Gesundes Volk wird ungesegnet
Im Schatten seiner Lauben ruhn,
Und ohne dass ihm Gott begegnet
Doch redlich seine Arbeit thun.

Dann erst entsteigt den Finsternissen
Des Glaubens die versteckte Flur;
Man wird von keinen Wundern wissen,
Als von den Wundern der Natur;
Der Pilger wird sie nur im Reize
Der Unschuld seines Mädchens sehen,
Und manch Kapellchen ohne Kreuze
Wird seiner Andacht offen stehn.

Cilli, mit Jenköschen Schriften: *Kritische Untersuchungen über die Ursache und Wirkung des Lächerlichen.* Von *Keppler.* 1792. Erster Theil. 358 S. Zweyter Theil. 191 S. 8.

Abermahls ein dickes Buch über einen Gegenstand, über den schon so viel geschrieben worden; und was das schlimmste ist, ein dickes Buch, das wenig Neues und noch weniger Wahres enthält. Der Vf. hat die meisten und besten Werke über seine Materie gelesen, auch selbst darüber nachgedacht: allein von der einen Seite fehlte ihm der helle und scharfe Blick, der erfordert wird, neue Beobachtungen zu machen und tief eindringende Untersuchungen anzustellen; von der andern wendete er offenbar nicht Fleiss und Ueberlegung genug an, die zusammengetragenen Materialien zweckmässig auszuwählen, in gute, einleuchtende Ordnung zu stellen, und mit gehöriger Bestimmtheit und Eleganz der Sprache vorzutragen. Im Ganzen genommen sind wir durch das angezeigte Werk um wenig weiter gekommen, als wir schon vor demselben waren: die Decke, die uns den Ursprung und die wahre Natur des Lächerlichen verbirgt, ist dadurch keineswegs hinweg gehoben, und der einzige Gewinn von demselben sind einige zerstreute Bemerkungen, und eine Definition, so mangelhaft als nur irgend eine der bisher aufgestellten. Hr. K. hebt sein Buch mit einigen allgemeinen Betrachtungen an, (dass das Lächerliche bloss relativ sey u. s. w.) zählt die Veränderungen auf, die beym Lachen im menschlichen Körper vorgehen, (was desto weniger hieher gehörte, da der Vf. auch nicht einmahl einen Versuch macht, aus diesen körperlichen Veränderungen Schlüsse oder Vermuthungen auf die geistige Natur des Lachens herzuleiten.) Nichts ist seltsamer als seine Classification der verschiedenen Arten des Lachens: er distinguirt *Lachen in der Einsamkeit*, *Lachen in der Gesellschaft* u. s. w. Hierauf geht er zu einer Prüfung der Erklärungen fort, die mehrere Alten und Neuern von dem L. gegeben haben, und die grösstentheils von der des Aristoteles wenig verschieden sind. Jede enthält einige wahre Merkmahle, aber alle sind entweder zu eng oder zu weit. Hrn. Ks. Kritik ist weitschweifig und bringt nicht sonderlich viel treffendes, zur Sache dienendes vor. Im dritten Kap. gibt er endlich seine eigne Meynung zum Besten, und dieser zufolge ist *angenehme Empfindung mit Ueberraschung die allgemeine Quelle des Lachens.* Wie wenig diess gegründet sey, muss sich sogleich jedem, auch bey einer nur flüchtigen Betrachtung, zeigen. Wie oft lachen wir nicht über Gegenstände, die uns durchaus unangenehm sind; wie oft da, wo nicht die mindeste Ueberraschung statt findet! und so umgekehrt können sich angenehme Empfindung und Ueberraschung zusammentreffen, ohne dass dadurch der mindeste Reiz zum Lachen entstünde. Dass diess in einigen ja in vielen Fällen geschehen mag, geben wir dem Vf. gern zu: nothwendige Bedingung, geschweige einzige Quelle des Lächerlichen aber ist die mit Ueberraschung verknüpfte angenehme Empfindung offenbar nicht, und seine Definition ist daher nicht vollkommener, als irgend eine von den schon vorhandenen bessern. Bis jetzt kannte man noch keine Eigenschaft, noch keine Verbindung von Eigenschaften der Dinge, die immer und nothwendig Lachen erregen müsste, und auch Hr. K. hat uns keine solche kennen lehren. S. 61. ruft er triumphierend aus: „*Meine gegebene Erklärung ist vollkommen.*" Rec. musste, als er auf diese Worte kam, laut auflachen, und doch war er sich gewiss keiner angenehmen Empfindung, sondern nur der Bemerkung eines auffallenden Kontrastes bewusst; auch ist ihm bey seiner langen Erfahrung kein Autordünkel mehr überraschend. 4. Kap. Verschiedene Arten und Eintheilung des L. Nicht tief geschöpft. Nach der Beziehung: allgemein und local; nach den Sitten: hoch und niedrig; nach der Behandlung: fein und grob. Als ein Beyspiel des Feinkomischen wird das bekannte Sinngedicht auf Myrons Kuh angeführt; das zwar unendlich fein aber im geringsten nicht komisch ist. Hr. K. wird das Komische doch nicht darin finden, dass die Kuh redend eingeführt wird? Nicht glücklicher, als die schon gedachte Erklärung des L. sind die versuchten Definitionen von Humor, Naivität u. s. w. S. 71. „Humor ist nichts „anders, als eine *gewisse Ernsthaftigkeit*, welche durch „eine *übertriebene Hartnäckigkeit* in Behauptung einer „Meynung, oder durch das Sonderbare der Sitten und „Gewohnheiten, da man nemlich unwichtige Dinge „mit einer Art von Schwärmerey zu den wichtigsten Gegen-

„genständen erhebt, das Lachen erweckt.“ Diess ist keine Erklärung der Natur, sondern blosse Beschreibung einer zweifachen Aeusserung des Humors, dergleichen es noch eine Menge anderer gibt. Ueberhaupt scheint der Vf. seine allgemeinen Regeln immer nur von einzelnen, wenigen Beyspielen abgezogen zu haben. 5. Kap. Von der Art, das Komische zu erwecken. Marmontel ist hier fleisig, und nur zuviel benutzt. So scheint auch manches aus andern französischen Schriftstellern ohne sonderliche Ueberlegung abgeschrieben zu seyn. Z. B. eine Stelle S. 105. oder hält auch Hr. K. Religion und Aberglauben für eine und dieselbe Sache? „Die Mitwirkung höherer Mächte, die dem Volk ehrwürdig „sind, kann nicht zum Zwecke des komischen Dichters „wirken. Will er aber die Erscheinung höherer Mächte lächerlich machen, so spottet er über die Religion, „kämpft wider Aberglauben und Schwärmerey, macht „also eine Satyre.“ — Das folgende Kap. handelt von der Schönheit und scheint sich nur durch einen Zufall in dieses Buch verirrt zu haben. 7. Kap. Von den Schwierigkeiten des Komischen. Eines der bessern, aber doch weder vollständig noch erschöpfend. 8. Kap. Von der Dauer d. K. der Vf. wollte sagen: von der Dauer der Eindrücke, die das K. macht. Nur das bekannte. 9. Kap. Von den verschiedenen Formen des Lächerlichen. Dieses 170 S. lange Kap. konnte, in so weit das beygebrachte hieher gehört, ganz bequem auf ein paar Blätter zusammengedrängt werden. Dass das Komische überhaupt, so wie die einzelnen Gattungen desselben, alle Formen der poetischen Darstellung annehme, selbst die der Elegie und des Trauerspiels (in der Parodie) die ihrer Natur nach am weitesten von demselben abstehen, bedurfte keines langen Beweises: allein der Vf. fand für gut, eine Menge Abschweifungen zu machen, sehr entbehrliche Beyspiele, die zum Theil viele Seiten füllen, anzuführen u. s. w. Die besondern Dichtungsarten betrachtet er nicht bloss, wie er billig sollte, als Vehikel des Komischen, sondern er verliert sich ganz zweckwidrig in das Allgemeine ihrer Theorie. Den beyläufig eingestreuten Urtheilen über Dichter und ihre Werke fehlt es meist an Bestimmtheit, Wahrheit und Billigkeit. Sie sind weniger streng, als keck und gewagt. „Logau's Witz drückt Unverständlichkeit.“ Eine ganz neue Entdeckung ist es, dass Wernike sich durch leichtfliessenden Vortrag auszeichne. Eine Aufzählung der vornehmsten Lustspieldichter der Franzosen schliesst der Vf. mit den Worten: „Diese „Dichter behaupten die Ehre Frankreichs, England gab „ihnen noch keinen Nebenbuhler, wenn auch Goldsmith die Bühne der Britten mit Ruhm betrat. Deutsch„land harrt auf einen kommenden Lustspieldichter.“!!

Der *zweyte Theil* handelt in zwölf Kap. von dem Ursprunge des Lächerlichen; von den verschiedenen Graden seiner Wirkung nach Art der Behandlung; von seiner Wirkung auf die Empfindlichkeit der Menschen und auf den Verstand; von dem L. als einem Probirstein der Wahrheit; von seinen Verhältnissen zur Sittlichkeit und zum Staat; von den Vortheilen desselben; von dem Misbrauch, der Satyre und den Mitteln dagegen; von dem L. in Rücksicht des Charakters im Allgemeinen und der verschiedenen Nationen; von der Verschiedenheit des L. oder von der Narrheit der Menschen. — Schon Flögel hat diese Gegenstände im ersten Band seiner Geschichte der komischen Litt. nur in einer ungleich bessern Ordnung, und weit gründlicher und bündiger behandelt. Aeusserst seicht und durchaus unbefriedigend ist gleich das 1 Kap. des Vfs. wo er sich bloss bey Nebendingen verweilt, und die Hauptsache fast ganz unberührt lässt. Nicht viel besser sind das 2 und 3 Kap. Sehr unbedeutend ist das, was Hr. K. über die bekannte Streitfrage: ob das Lächerliche ein Probirstein der Wahrheit sey? vorbringt. Er bejaht die Frage, aber sein Beweiss beweisst mehr nicht, als dass das Lächerliche ein Mittel sey, das Ungereimte gewisser, bereits erkannter Irrthümer in ein helles Licht zu setzen, nicht aber in allen Fällen das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden. Die Behauptung, *dass alles lächerlich gemacht werden könne*, sucht er durch die Instanz zu widerlegen: „Man versuche einem Mathematiker die Bewegung der Erde lächerlich zu machen!“ Dieser Einwurf ist der deutlichste Beweiss, dass der Vf. den Sinn des Satzes, den er zu wiederlegen gedachte, gar nicht gefasst hat. Kein vernünftiger Mensch hat noch behauptet, oder kann behaupten, dass es möglich sey, irgend eine Wahrheit in den Augen dessen, der sie, als solche, nicht auf Treu und Glauben annimmt, sondern wirklich erkannt, lächerlich zu machen. Freylich, wenn richtige und eigene Einsicht und Erkenntniss da ist, so kann das Lächerliche weder haften noch zum Irrthum verführen; heisst diess aber mit andern Worten nicht eben so viel, als dass Vernunft und Wissenschaft, nicht das Lächerliche der Probierstein der Wahrheit sey? Das Lächerliche entdeckt keinen Irrthum, sondern wirft nur ein helles Licht auf den schon gefundenen, es beleuchtet ihn, und hebt ihn heraus. — — Hier und da hat auch dieser zweyte Theil eine gute Bemerkung, das ganze aber ist viel zu wenig durchdacht, und viel zu eilfertig compilirt. Durchaus ist das Bestreben des Vfs. sichtbar, seinem Buche viel Körper zu geben. Ohne Noth und Nutzen liess er ganze lange Gedichte, eine Menge Anekdoten, Bonmots u. d. gl. abdrucken. Diess kann wohl den, der in Vademecums nicht belesen ist, eine Weile unterhalten, zur Belehrung aber trägt es wenig oder nichts bey.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 17. September 1794.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Müller: *Anacreontis Teii Carmina.* graece e recensione Guilielmi Baxteri cum ejusdem notis; tertium edidit varietatemque lectionis atque fragmenta cum suis animadversionibus adjecit *Jo. Frider. Fischerus.* 1793. 8. maj. Praeff. LXXXXII S. 519 S. ohne die Register.

In dem langen Zeitraume von dreyssig Jahren, welcher zwischen der Erscheinung der ersten Fischerischen Ausgabe des *Anacreon* (1754.) und der vor uns liegenden verstrichen ist, haben sich die Ausgaben, und Uebersetzungen, so wie die Erklärungsschriften über diesen Dichter auf eine fast unglaubliche Weise vermehrt. Während die Beschaffenheit des Textes dem Scharfsinne der Kritiker ein weites Feld eröfnete, reitzte die Anmuth der Erfindung und Sprache in einigen seiner Gedichte den Liebhaber der Poesie zu ästhetischen Untersuchungen und Uebersetzungen; so wie endlich der kleine Umfang dieser Sammlung, die Leichtigkeit des Inhalts, und die auf ihn gewendeten Bemühungen so vieler Gelehrten, die blossen Büchermacher zu literarischen Speculationen anspornte. Unter allen diesen Schriften war in kritischer Rücksicht keine so wichtig, als der Abdruck des Textes aus dem Vaticanischen Codex, (Romae. 1781.) dem einzigen, in welchem sich diese Oden erhalten haben, und demnach der einzigen vollgültigen Widerlegung derjenigen, welche den ersten Herausgeber des Anacreon der Betrügerey und des Unterschleifs schuldig glaubten. Diesem Abdrucke kommen die *Brunckischen* Ausgaben an Wichtigkeit am nächsten, indem durch sie der Text eine neue Gestalt erhielt; und zwar eine solche, von welcher man wünschen dürfte, dass sie die ursprüngliche gewesen seyn möchte. Denn dass für jede aufgenommene Lesart keine unverwerfliche Bürgschaft, geleistet werden konnte, war eine Folge der Umstände, welche die Handschriften dieses Dichters vernichtet haben; aber in den Augen der strengen Freunde des Alten und Hergebrachten musste den *Brunckischen* Recensionen schon der Umstand schaden, dass sie zu verschiedenen Zeiten verschieden von einander ausfielen. Ganz gewiss würde bey dieser Classe von Kritikern ein gewisser Grad von Steifigkeit und Hartnäckigkeit in der einmal angenommenen Meynung, die sich, wäre es auch nur durch Sophistereyen und geschmacklose Erklärungen, doch am Ende vertheidigen läst, diesen scharfsinnigen Kunstrichter, dem an Feinheit des kritischen und ästhetischen Gefühls nur wenige gleich gekommen seyn dürften, in ein ganz anderes Ansehn gesetzt haben. Der verdiente und gelehrte Hr. Rector und Prof. *Fischer* hat auch in dieser dritten Ausgabe den Baxterischen Text, so wie in den beyden vorhergehenden, *gravissimis de causis*, wie er sagt, beybehalten; aber alles was ältere und neuere Kritiker zur Verbesserung des Dichters beygetragen haben, benutzt. Mit einem seltnen und bewundernswürdigen Fleisse ist alles, das beste und das schlechteste, zusammengetragen; und es ist des kritischen Vorraths soviel geworden, dass der mittlere Raum zwischen Text und Anmerkungen auf jeder Seite nicht mehr hinreichte ihn zu fassen, sondern die *Varietas lectionis* und die Anmerkungen hinter einander fortlaufen mussten. Bey einigen Zeilen nimmt jene ganze Seiten ein, obgleich der Herausg. nur äuserst sparsam und mit dem geringsten Aufwande von Worten sein Urtheil dazwischen setzt. Und doch hätte hier der Raum ganz füglich gespart werden können, wenn der Hr. *R.* nicht bey jeder abweichenden Lesart eine so grosse Menge von Ausgaben angeführt hätte. Nachdem in der Vorrede bemerkt war, welche Ausgaben die *Stephanische* und welche die *Brunckische* Recension aufgenommen haben, war es doch in der That ganz unnütz, sie auch da anzuführen, wo sie mit ihrem Originale zusammenstimmen. Auser dieser vermehrten Anzeige der *Varietas Lectionis*, in welcher besonders die genaue Bemerkung aller Lesarten des *Cod. Vatic.* höchst schätzbar ist, hat diese Ausgabe eine sehr ansehnliche Vermehrung in den Anmerkungen erhalten. Diese Vermehrungen bestehen nicht so wohl in neuen Erklärungen, denn so weit wir verglichen haben, ist der Herausgeber seinen ehemaligen Meynungen fast durchgängig treu geblieben, als vielmehr in Zusätzen neuer Beweisstellen und lexicalischer Bemerkungen. Ob dieses in der That ein neuer Reichthum sey, dürfte man doch bisweilen zweifeln, wenn man wahrnimmt, dass die allerbekanntesten Dinge mit einem langen Gefolge von Citaten begleitet werden, die derjenige, welcher die Bemerkung selbst noch nöthig hatte, dem Herausg. sicherlich nicht verdanken wird. Zu dem 1. V. der ersten Ode wird durch ein Duzend Stellen dargethan, dass die Söhne des Atreus Ατρεΐδαι und Ατρέως παῖδες genannt werden; wobey, wenn auch die Zweckmäsigkeit solcher Anmerkungen nicht in Anspruch genommen werden könnte, doch gar nicht einzusehen ist, warum das Duzend nicht bis zum Hundert vermehrt worden ist. Eben so werden in derselben Ode V. 10. sechszehn Stellen beygebracht, um die bekannte Bedeutung von λοιπὸν, wo es *posthac* heisst, dazuthun. Dass τιθέναι für ποιεῖν gesetzt wird (S. 46.) und dass dem κρύος, *der Kälte*, θάλπος und καῦμα, *die Wärme*, entgegensteht (III. 23.) bedürfte wohl auch keiner Beweisstellen. Ueberhaupt aber kennen wir nicht

nicht leicht einen Commentar, in welchem die Weitſchweifigkeit ſo ermüdend und die Anmerkungen ſo wenig geſichtet und auf ihren Zweck berechnet wären. Zu III. 2. wird nicht nur ſonſt viel bekanntes, und zum Verſtändniſs des Dichters vollkommen überflüſsiges von dem groſsen Bär geſagt, ſondern auch gelegentlich beygebracht, daſs *Thales Mileſius* den kleinen Bär zuerſt beobachtet habe. Bey dem 9 Vers iſt die ehemalige Vertheidigung der Lesart σχίσεις noch mit dieſen Worten vermehrt worden: *Cupido videri poterat, non tam praeſens poëtae ſomnium rupiſſe, quam ſomnia futura abrupturus eſſe hac importuna ſua. Poëtam enim facile* (?) *apparet veritum eſſe, ut excuſſus ſomno eum recuperaret, et ne adeo carere cogeretur ſuavitate ſomniorum, quae menti ipſius objicerent ſpecies puerorum ſuorum, puellarumque, gratas et jucundas: id quod eum eo gravius tuliſſe in promtu eſt, quo magis ſciret, ſomnia, quae extremis noctibus viderentur i eſſe, non modo certiora,* 8. *Tertul. de Anima.* c. 48. p. 313. T. 4. *Seml. ſed etiam clariora et evidentiora. v. Plato. Criton.* 2. u. ſ. w. Auf dieſelbe unglückliche Weiſe wird die gemeine Lesart mehrmalen, ſelbſt gegen die ſinnreichſten Vermuthungen in Schutz genommen. Hievon wollen wir um der Kürze willen nur ein Beyſpiel anführen. VII. 6. Leſen die alten Ausgaben: τροχάοντα πεῖρεν ὕδρος Κραδίη δὲ ῥινὰς ἄχρις Ἀνέβαινε. Eine dem ganzen Zuſammenhange zuwider laufende Lesart. Amor verfolgt den Dichter mit einem Hyacinthenſtengel; dieſer läuft über Berg und Thal, das Herz klopft ihm bis an die Kehle hinauf; ſeine Kräfte ſchwinden dahin; da tritt Amor zu ihm, kühlt ihm die Stirne mit ſeinen Fittigen und ſagt: Du kannſt nicht lieben. Eine ſehr artige Erfindung, welche die Worte πεῖρεν ὕδρος ganz und gar verdirbt. Der cod. Vat. lieſst πεῖρεν ἴδρος und Salmaſius fiel daher ganz natürlich auf τεῖρεν ἱδρώς, welches dem Sprachgebrauche und dem Zuſammenhange einzig und allein angemeſſen iſt. Einer Vermuthung von dieſen Eigenſchaften, bey welcher von der handſchriftlichen Lesart nur ein einziger Strich weggelöſcht worden (an deſſen Exiſtenz der vielleicht noch zweifeln dürfte, dem die Geſtalt des π und τ in alten Handſchriften bekannt iſt) ſeinen Beyfall verſagen, heiſst unſeres Bedünkens, eben ſo viel, als die ganze Conjecturalcritik für ein thörigtes Spielwerk, und die Sammlung abweichender Lesarten für die unnützeſte Beſchäftigung von der Welt erklären. Hr. *Fiſcher* beurtheilt ſie auf folgende Weiſe: V. 12. γὰρ *vices particulae* δὲ *ſuſtinet, ut ſenſus exiſtat hic: ſi tu ab hydro laeſus animo linqueris: quid fiet, ſi ego telis cor tuus trajecero? Putamus enim* v. 6. *recte legi* πεῖρεν ὕδρος *ut viſum eſt etiam Martinio Varr. Lectt.* I. II. *nam quamquam conjectura Salmaſii et Dorvillii, qui cod. Vaticao praeeunte, legi jubebant* τεῖρεν ἱδρώς *confecit me ſudor: per pectus mihi manavit ſudor: aqua frigida fluxit per artus meos(!!); per ſe elegans eſt: ipſe enim Homerus hac formula ſic uſus eſt, ut* ιλ. ε. 796. Φ. *ſi tamen parum commoda videtur, quum ſudor deprimat et dejiciatet debilitet animum, ut non poſſit recte* ἀναβαίνειν *dici.* Freylich hebt der Schweiſs den Athem nicht; aber doch das Laufen! Auffallend war uns übrigens bey dieſer Stelle, die Berufung auf *Martini Varias Lectt.* von deſſen Geſchmack es uns befremdete, daſs er gegen Salmaſii glückliche Verbeſſerung geſtimmt haben ſollte. Aber beym Nachſchlagen fanden wir, daſs Martini jene Verbeſſrung gar nicht kannte, daſs er die Stelle nur anführt, und zwar nicht einmal in Beziehung auf den Biſs der Schlange, ſondern auf das κραδίη ῥινὸς ἄχρις ἀνέβαινε, was er mit ähnlichen Redensarten alter Dichter vergleicht. Dieſes Citat erinnert uns an ein anderes von ähnlichen Werth. XX, 15. wo der Dichter der Schuh ſeiner Geliebten zu werden wünſcht: *Cum ipſa iſta inſania poëtae compara furorem patris imperatoriis Vitelli ap. Suet. in ejus Vita* c. 2. wo nemlich erzählt wird, Claudius habe der Meſsalina bisweilen den Schuh ausgezogen, denſelben im Buſen getragen und von Zeit zu Zeit geküſst.

Uebrigens hat der Herausgeber die Sammlung der anakreontiſchen Gedichte in dieſer Ausgabe mit einem Scolion aus dem Cod. Vatic., und die Fragmente mit dreyzehn neuen Zuſätzen vermehrt, von denen einige aus Villoiſons Anecdotis, den Scholien zu dem Homer der St. Marcus Bibliothek, den Reden des Himmerius genommen ſind. Das CXXXIX. gehörte eigentlich nicht unter die Fragmente, indem es nur eine varians lectio von XII. 2. iſt. Höchſt ſchätzbar und gewiſs allen Freunden der griechiſchen Literatur willkommen iſt der hier hinzugekommene Index *graecitatis*, welchen ein Index der in den Anmerkungen erklärten Wörter begleitet. Die Vorrede zu der zweyten Ausgabe, welche von neuem hier abgedruckt iſt, hat eine Menge literariſche Zuſätze enthalten. Aber die S. 507. angeführten *Carmina Crinagorae ed. Manſo. Gothae.* 1790. 4. ſind ſo viel uns bekannt, ein Non-ens in der literariſchen Welt.

BERLIN, b. Voſs: Gotth. Ephr. *Leſſingi Obſervationes criticae* in varios ſcriptores graecos atque latinos; ex operibus ejus collectae atque in ordinem redactae ab *Jo. Frid. Jac. Reichenbachio.* a. M. et Scholae Thom. Lipſ. Coll. V. 1794. 320 S. 8.

Die Gründe, welche der Herausgeber dieſes Buches zur Rechtfertigung ſeines Unternehmens in des Vorrede zuſammenſtellt, ſcheinen uns zur Begründung eines vollſtändigen Beweiſes keineswegs hinreichend. Denn ſo gerne wir das im Allgemeinen gefällte Urtheil über *Leſſings* kritiſchen Geiſt, ſeinen ſeltnen Scharfſinn und ſeine ausgebreitetere Gelehrſamkeit unterſchreiben, ſo ſehr ſind wir doch überzeugt, daſs ihm ſeine Verſuche in der Wortkritik auf keiner Stelle, auch nur unter den mittelmäſsigen Kritikern, Anſpruch geben. Wer hievon nicht überzeugt wäre, den kann dieſe Sammlung *aller Leſſingiſchen* Conjecturen zu einer Ueberzeugung verhelfen, welche nicht die Abſicht des Sammlers geweſen zu ſeyn ſcheint, und welche dem Ruhme des unſterblichen Mannes nachtheilig ſeyn würde, wenn dieſer nicht auf andre und weit wichtigere Verdienſte unerſchütterlich gegründet wäre. Auffallend ſonderbar iſt es indeſs allerdings, daſs *Leſſing* gerade auf die-

ſem

sem Wege, den er doch oft genug betrat, und wo es eben die Talente gilt, die er in einem so ausgezeichneten Grade besass, so geringe Fortschritte gemacht hat. Zwar da, wo es nur darauf ankömmt, den Irrthum aufzudecken, findet man den geübten und scharfsinnigen Dialectiker mit Vergnügen wieder; aber selten gelingt es ihm die Wahrheit da zu finden, wo sie nur durch einen glücklichen Einfall gefunden werden kann. So gilt von ihm, was *Cotta* beym *Cicero* von sich sagt: *mihi non tam facile in mentem venire solet quare verum sit aliquid, quam quare falsum.* Zu seinen glücklichen Conjecturen gehören daher nur diejenigen, wo sich die richtige Lesart, nach Aufdeckung des Irrthums in der gemeinen, ohne weiteres Herumrathen von selbst ergab; wie z. B. in dem *Biographo anonymo Sophoclis* (Lessings Leben des Sophocles S. 32.) Die Versetzung der Zahlen, die das Resultat einer chronologischen Berechnung war, und auch von Musgrave in dessen *Chronologia scenica ab Euripidis nati tempore ad ejusdem mortem* entdeckt worden ist. Dasselbe gilt von einer andern Verbesserung an demselben Orte, des Λαμπίου in Λάμπρου, auf die auch ein ganz gemeiner Kopf hätte fallen müssen, wenn ihm einmal die Stelle beym Athenäus I. p. 20. zu Gebote stand. Da wo die Umstände nicht von dieser Beschaffenheit sind, fallen seine Vermuthungen meistentheils gezwungen aus, und, wenn es darauf ankommt sie zu rechtfertigen, nimmt er die Gründe überall eher, als aus dem Sprachgebrauche her, welcher doch gerade zuerst um Rath hätte gefragt werden müssen. Wer wird ihm, um nur ein Beyspiel anzuführen, glauben, dass beym Plinius XXXVI. 4. §. 5. die Worte: *Ejusdem est Cupido objectus à Cicerone Verri, ut ille* (so liesst er statt *ille*) *propter quem Thespiae visebantur, nunc in Octaviae Scholis positus*, soviel bedeuten könnten als *similis illi propter* – ? obschon aus der Vergleichung mit *Cicero* in Verr. IV. 2. zur Genüge erhällt, dass der Amor, welchen Verres in Sicilien raubte, und der zu Thespiä, zwey verschiedene Werke des Praxiteles waren. Aber L. hätte hieraus nicht sowohl auf die Verdorbenheit des plinianischen Textes schliessen, noch viel weniger aber eine so ungrammatische Verbesserung vorschlagen, sondern vielmehr bemerken sollen, dass dem *Plinius* hier, wie oft, etwas menschliches begegnet sey, und dass er die Stelle beym *Cicero*, auf die er sich beruft, nur flüchtig angesehen habe. So wie bey dieser Vermuthung, sieht man *Lessings* Scharfsinn auch anderwärts an den Klippen der Grammatik scheitern; wie z. B. in dem *Leben des Sophocles* S. 23. wo er die Namen Σόφιλος und Θεόφιλος für einerley erklärt, weil Σιος bey den Lacedämoniern so viel bedeutet habe als Θεὸς, und dadurch den Meursius widerlegt zu haben glaubt, welcher den Namen des Vaters vom *Sophocles* beym *Diodorus Siculus* für verdorben hielt. Nicht glücklicher ist S. 29. Die Vermuthung, in κωλονίτης sey die Silbe τη soviel als θης, welches einen Arbeiter um Lohn bedeutet. Wenn er endlich in der Stelle beym *Pausanias* p. 442., in der Beschreibung der Genien des Schlafes und des Todes, meynt, die Worte καθεύδοντι ἐοικότα könnten auf den *vorhererwähnten* schlafenden Knaben bezogen werden, *dormienti illi puero similem*, so hat er nicht daran gedacht, dass es dann τῷ καθεύδοντι heissen müsste. Einige aus *Lessings* nachgelassnen Schriften genommene Anmerkungen, wären, auch wohl den Augen des Publicums besser entzogen worden, wie so manches andre, was aus den Vorräthen dieses grossen Mannes, mit mehr Begierde als Achtung gegen den Ruhm des Verstorbnen, an das Licht gebracht worden ist. Dahin rechnen wir z. B. eine Bemerkung über den *Clemens Alexandrinus* in dem Anhang zu Laocoon S. 366. wo συμφορᾶς von dem Schmerz der Ceres über den Verlust ihrer Tochter verstanden werden muss; wodurch alle Verbesserungsvorschläge unnütz werden. — Es ist also wohl schwerlich die Wichtigkeit und Vortreflichkeit der *Lessingischen* Verbesserungen alter Schriftsteller, welche eine Sammlung derselben rechtfertigen könnte; wobey noch der Umstand in Betrachtung gezogen zu werden verdient, dass dieselben meistentheils in einem so genauen Zusammenhange mit dem übrigen Raisonnement stehn, dass sie oft nur mit einer Art von Gewaltthätigkeit aus dem Zusammenhange gerissen werden mussten. Wenn Hr. R. in der Vorrede sagt, die Schriften *Lessings*, in welchen kritische Bemerkungen enthalten wären, pflegten von den *humaniorum literarum studiosis* entweder *gar nicht*, oder doch *nur selten* angesehn zu werden, so wissen wir nicht, was das für Humanisten in Deutschland seyn können, die einen *Laocoon*, das *Leben des Sophocles*, die *Abhandlung über das Epigramm* und die *äsopische Fabel*, die Abhandlug über die *Darstellung des Todes bey den Alten* u. a. entweder gar nicht, oder doch nur selten ansehn und zu Rathe ziehn. — Endlich hat der Sammler auch auf die Ausländer Rücksicht genommen und um ihrent Willen erscheint die Sammlung in lateinischer Sprache. Er bemerkt ganz richtig, dass *Lessing* vor vielen andern Deutschen von den Ausländern gekannt zu werden verdiene; aber dass dieses gerade von dieser Seite geschehen möchte, dürfte der, welcher auf den Ruhm seines Vaterlandes eifersüchtig ist, mit Recht bezweifeln. Und ein *lateinischer* Lessing! Das will uns nicht in den Sinn. In *seiner* Sprache muss er gelesen werden, wenn nicht ein grosser, vielleicht der grösste Theil seiner Originalität verschwinden soll. Aber die Ausländer lernen kein Deutsch. So mögen sie ihn immerhin ungelesen lassen, und es ihrer eigenen Trägheit zuschreiben, wenn sie von einem der vortreflichsten Schriftsteller nur den verstümmelten Namen kennen. Die Deutschen verliehren nichts dabey. — Wir können hierbey nicht unbemerkt lassen, dass der lateinische Styl des Uebersetzers schwerlich von der Beschaffenheit ist, um mit *Lessings* meisterhafter Prose zu wetteifern, und sie, nicht den Worten, sondern dem Geiste nach, darzustellen. Die Form *Epicureismus* (S. 158.) *primum argumentum* statt *prius*, weil von zweyen die Rede ist (S. 8.); *providentiam Deorum agnoscere incipere;* und ähnliche Germanismen fallen dem Ohre ein wenig hart auf. Aengstlich schliesst sich der Uebersetzer an die Wortfügung an, und verfehlt dadurch fast überall den Genius der Sprache, in wel-

cher er ſchreibt. Wir führen eine Stelle zur Probe an, welche unſer Urtheil zur Genüge rechtfertigen wird:

Leben des Sophocles S. 25.

Ein geringes Herkommen war für die Dichter der alten Comödie eine unerſchöpfliche Quelle von Spöttereyen. Wehe dem berühmten Manne, dem ſie von dieſer Seite etwas vorrücken konnten! Da war kein Verſchonen; wenn er ſich um den Staat auch noch ſo verdient gemacht hätte. Themiſtocles, ſagt der Biograph erfuhr es. Und der gute Euripides! ſetze ich hinzu. Wie viel muſste er wegen ſeiner Mutter Klito, die eine Krauthöckerin geweſen war, von dem Ariſtophanes leiden. Nun war zwar Ariſtophanes ein beſonderer Feind des Euripides, dem er den Sophocles ſehr weit vorzog. Aber würde er, dieſer poetiſchen Gerechtigkeit wegen, einen Einfall unterdrückt haben? Da kennt man den Ariſtophanes nicht! Da kennt man die alte Comödie nicht! Als Sophocles in ſeinem Alter Gedichte für Geld machte, wozu ihn vielleicht die Noth zwang, wie bitter warf es ihm Ariſtophanes vor! Und er ſollte ihm ſeine Herkunft geſchenkt haben? Auch Kratinus und Eupolis, und wie ſie alle heiſsen, ſollten ſie ihm geſchenkt haben? Denn man muſs annehmen, daſs der Biograph oder die Währmänner des Biographs, von der alten Komödie mehr geleſen hatten, als uns davon übrig geblieben iſt.

Genus humile poëtis comoediae veteris ingentem irridendi materiam praebuit. Vae viro claro, cui hactenus aliquid objici poterat! Nulla hic lenitas fuit expectanda, etiamſi quam optime de civitate meritus eſſet. Themiſtocles, ait Biographus, hoc expertus eſt; addo bonum Euripidem! Quantum propter Clito matrem, quae olerum venditrix fuerit, perferre ab Ariſtophane cogebatur! Tametſi Ariſtophanes infeſtiſſimus fuit Euripidis inimicus, cui longe Sophoclem anteſerebat; tamen num tandem, hoc poëtico jure (?) adductus, commentum illud repreſſiſſet? Tum Ariſtophanem, tum veterem comoediam ignoraremus! Sophocles, cum aetate provectus carmina, mercede propoſita, pangeret, rebus anguſtis fortaſſe coactus, quam acerbe propterea Ariſtophanes eum merdebat! quid? humile genus ei condonaſſet? Cratinus, Eupolis, et qui ſunt reliqui Comici, ab eo cavillando abſtinuiſſent? Exiſtimari enim debet, Biographum, vel ejus auctores, plura, quam nobis reſtet (Sic), de vetere comoedia lectitaſſe.

Leipzig, b. Sommer: ΕΥΡΙΠΙΔΟΥ ΜΗΔΕΙΑ. e recenſione et cum notis Rich. Fr. Phil. Brunck. curavit Henricus *Bäumner*. Jur. et Phil. Doctor. 1793. 90 S. 8.

Dieſer Abdruck der *Medea* iſt für die Vorleſungen des Herausausgebers beſtimmt. Bey dieſer Abſicht halten wir die Wiederholung der ſämmtlichen Brunckiſchen Anmerkungen, welche zur Rechtfertigung des neuen Textes nothwendig waren, aber nicht bey jedem Abdruck deſſelben aufgewärmt zu werden beauchen, für unnütz. Die wenigen Abweichungen der *Beckiſchen* Recenſion hätten auch wohl eher unter dem Texte angegeben werden, als in den Brunckiſchen Noten eingeſchaltet werden ſollen, wo man ſie nicht leicht findet. Für die Correctheit des Textes iſt hinlänglich geſorgt. Auſser den, am Ende von dem H. ſelbſt angezeigten Druckfehlern, haben wir in den erſten 800 Verſen noch folgende, mehr oder minder wichtige, bemerkt: Argument. χάριδος ſtatt χάριτος. V. 104. ἦτε ſt. ἴτε 445. οὐδέ. 457. ἔστὶ σοι. 479. ἔσωσα σ᾽ ſt. ἔσωσά σ᾽. 519. χρησοῦ ſt. χρυσοῦ 556. εὐτηχέστερον ſt. εὐτυχέστερον. 578. ούτως. 585. γλωσση. 609. πρωδοῦσα. 627. σχρονίζων ſt. χρονίζων. 670. ἐρευνῶν. 690. συντέτυχ᾽ ſt. συντέτηχ᾽. 799. ἐνταῦδα ſt. ἐνταῦθα.

KLEINE SCHRIFTEN.

Frauenzimmerschriften. *Frankfurt am Mayn*, b. Döring: *Empfehlung für junge Frauenzimmer.* Ein Geſellſchaftsſtück zur Empfehlung für Jünglinge. 1793. 78 S. 8. (6 gr.) In ſieben Abſchnitten enthalten theils ſchon gedruckte Abhandlungen, theils Compilationen, die alle, ſowohl ihrem Inhalte als Ausdrucke nach, höchſt unzweckmäſsig ſind, wie aus folgenden Stellen der erſten Abhandlung „von der wahren Bildung eines Frauenzimmers" erhellen wird. „Die Jugendjahre, ſo „fängt dieſe Abhandlung an, ſind der Frühling unſers Lebens. „Sie beſtätigen entweder die Hofnung des Alters oder ſie ver„nichten ſie. Wir ſind für eine Ewigkeit erſchaffen. — Dieſe „Welt hat nichts, das uns wahrhaft glücklich — das uns zu„frieden machen kann, ſie iſt keine Thränen werth, ſie ver„geht mit alle ihrer Luſt." Der Vf. ermahnet alſo die Damen „ihr ganzes Bemühen nach einem andern, nach einem beſſern „Leben zu richten." — die Geſetze der Reinigkeit und Tugend zu beobachten und empfiehlt die Religion und Cultur der Seele. „Vor allen Dingen (S. 12.) laſſen Sie ſich die Cultur ihrer Seele „angelegen ſeyn. Nähern Sie ſich hierin den Engeln, die eine „geiſtige Natur haben und mit allem Fleiſs auf die Cultur ihres „geiſtigen Weſens bedacht ſind." etc. S. 19. „Wenn Sie den „Gedanken, der den Engeln ein Himmel iſt, bey ſich denken, „daſs Gott *Ihnen* ſieht, daſs Ihre ganze Seele vor ihm offen mit „Ihrem Thränen liegt; wenn ſtets Ihr unbeflecktes Herz in ſtiller, „heiligen Entzückung wallet." etc. S. 29. „Nur darauf ſeyn Sie ſtolz, „daſs Sie tugendhaft, daſs Sie eine Chriſtin, daſs Sie die Vorzüge ei„nes Gliedes Chriſti und ſeiner Kirche beſitzen, daſs Sie dereinſtens „Theil haben ſollen, an der groſsen Seeligkeit, an den unendlichen „Freuden, die fromme edle Seelen zu erwarten haben." In der dritten Abhandlung über das ſchädliche Leſen eifert er S. 53. folgendermaſsen wider die Romane: „Ein Frauenzimmer „empfiehlt ſich auf keine Weiſe, die ihre Grundſätze aus Roma„nenpfützen geformt har. Nichts iſt lächerlicher, als wenn man „ſich für *eine* Roman intereſſirt, *die* ein Schriftſteller aus Ge„winnſucht geſchrieben, *die* aus einem Chaos von Ideen geformt iſt, *die* theils ſchwärmeriſch *und theils* ſittenlos." etc. Der ſechſte Abſchnit enthält unter dem Titel: „Nöthige Regeln für Frauenzimmer, die ihre Haushaltung ſelbſt führen wollen" das allerverworrenſte Zuſammengeſchmiere einiger Sätze von von Bedürfniſſen, Geräthen, Hauswirthſchaft, jährlichem Geſchäftsbuche etc., welches der Vf. mit der Zuſicherung eines Marktſchreyers beſchlieſst, indem er S. 75. ſagt: „Wer dieſe Kurze, „allgemeine, nothwendige Regeln beobachtet, wird bey Ausübung „derſelben den vollkommenen Nutzen empfinden, wird in dem „Zirkel ſeiner Familie häusliche Glückſeligkeit verbreiten und „befördern."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 18. September 1794.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Versuch einer ausführlichen systematischen Erläuterung der Lehre vom Concurs der Gläubiger.* Von *Christoph Christian Dabelow,* d. R. D. und Prof. zu Halle. Erster Theil. 1792. 370 S. 8. Zweyter Theil. 1792. 344 S. 8.

Die Lehre vom Concurs der Gläubiger ist bekanntlich eben so praktisch wichtig, als schwierig. Man hat überall mit einer Menge widerstreitender Meynungen der Rechtsgelehrten, mit Collisionen zwischen dem römischen, deutschem Rechte, und einem nicht selten sehr ungewissen und schwankenden Gerichtsbrauche zu kämpfen. An einem Werke, in dem diese Materie nach ihrem ganzen Umfang behandelt worden wäre, fehlte es bisher; alle darüber erschienene Schriften haben nur einzelne Zweige derselben zum Gegenstande. Daneben betrachtete man gewöhnlich diesen Rechtstheil, wie diess das Schicksal so vieler andern ist, nicht aus dem richtigen Gesichtspunkte; man sonderte das Theoretische vom Praktischen nicht sorglich genug, und wandte römisches Recht an, wo doch dieses mit unserer Staats- und Gerichtsverfassung entweder ganz, oder zum Theil unvereinbarlich ist. Diesemnach ist es ein gewiss sehr verdienstliches Unternehmen, dass Hr. D. die bemerkte Lehre nach einer von jenen Mängeln gereinigten Methode zu bearbeiten unternahm. Sein Werk weicht nach Form und Materie von den ältern ab; er will bloss das Theoretische dieser Rechtslehre liefern, und dieses aus seinen Urquellen, ohne sich durch Autoritäten blenden zu lassen, ableiten. Wie ihm das geglückt ist, davon mag folgende genaue Inhaltsanzeige zeugen. — — In der volle 74 Seiten füllenden Einleitung handelt der Vf. a) *Von den verschiedenen Bedeutungen des Worts — Concurs der Gläubiger.* — b) *Von den Kriterien des Concurses der Gläubiger.* — c) *Von dem Bevorstehen und dem Anfang des Concurses.* Hier stellt der Vf. folgende Grundsätze auf: Ein Concurs steht bevor, wenn einige Gläubiger gerichtlich auf ihre Befriedigung gegen den Schuldner andringen, welche zwar noch wegen ihrer Ansprüche aus seinem vorhandenen Vermögen befriedigt werden könnten; allein schon mehrere sich zu regen anfangen, und es sich deutlich ergiebt, dass wenn auch diese sich gerichtlich melden sollten, das schuldnerische Vermögen nicht hinreichend seyn würde, sie mit denjenigen Gläubigern, die sich schon gerichtlich gemeldet haben, zu befriedigen. Dahingegen muss der wirkliche Anfang des Concurses in denjenigen Zeitpunkt gesetzt werden, wo so viele Gläubiger gegen den Schuldner mit ihren Foderungen sich gerichtlich gemeldet haben, dass zur völligen Befriedigung derselben sein gegenwärtiges Vermögen nicht hinreicht. — Rec. scheinen diese Bestimmungen nicht fein genug gezeichnet, sondern er tritt vielmehr der von einigen neueren Rechtslehrern angegebenen, und vorzüglich in *Danzens* Grundsätzen der summarischen Processe erläuterten Abtheilung in den imminenten, materiellen und formellen Concurs aus den daselbst angeführten Gründen mit voller Ueberzeugung bey. d) *Von den verschiedenen Eintheilungen des Concurses in den materiellen und formellen, in den allgemeinen und den besondern.* Beide Abtheilungen verwirft der Vf. ganz, aber aus Gründen, die den Rec. wenigstens nicht überzeugen. e) *Von der Benennung der Gläubiger, des Schuldners, und des Vermögens des Letzteren nach entstandenem Concurse; wie auch den sogenannten Creditoribus massae, dem Contradictor und Curator bonorum.* f) *Von dem Vindicationsrechte beym Concurs.* Rec. billigt es vollkommen, dass der Vf., nach dem Vorgang einiger neuerer Schriftsteller, die Vindicanten von den Concurs-Gläubigern ganz abgesondert hat. Er untersucht hier: wem stehet das Vindicationsrecht zu, wenn findet es statt, welche Verbindlichkeiten liegen dem Vindicanten bey Ausübung desselben ob, und endlich welche Wirkungen bringt es mit sich. — Die Abhandlung selbst zerfällt in folgende zehen Hauptstücke: *Erstes Hauptstück. Von den Wirkungen, welche der Concurs der Gläubiger hervorbringt.* Diese sind nach dem Vf. in einer dreyfachen Rücksicht zu betrachten, nemlich 1) in Rücksicht auf den Gemeinschuldner von der einen, und die Concursgläubiger von der andern Seite; 2) in Rücksicht auf die Concursgläubiger selbst unter und gegen einander; und endlich 3) in Rücksicht auf die Concursgläubiger von der einen, und einem Dritten von der andern Seite. *Zweytes Hauptstück. Von dem Concursgerichte.* Der Vf. hält das *forum domicilii* des Schuldners für das einzig zuständige, und das selbst auch dann, wenn gleich der gröste Theil des schuldnerischen Vermögens unter einem andern Richter gelegen ist; läugnet den gemeinen Lehrsatz, von der anziehenden Kraft des Concursgerichts in Ansehung der gegen den Gemeinschuldner bey andern Gerichten, zu der Zeit, wo der Concurs ausbricht, anhängigen Processe, und behauptet, dass die von andern Gerichten anhängigen Processe dorten gelassen, und zu Ende gebracht, und nur alsdann, wenn das Urthel Befriedigung aus dem Vermögen des Schuldners fodere, an das Concursgericht abgegeben werden müssten; nimmt hingegen diejenige anziehende Kraft des Concursgerichts, die auf die unter einer andern Gerichtsbarkeit gelegene Güter und Vermögensstücke des Schuldners wirkt, ohne Einschränkung an,

an, ſolche Güterſtücke mögen demſelben, oder einem fremden Landesherrn unterworfen ſeyn. — Eine Behauptung, die, ſie verhalte ſich auch nach der Theorie wie ſie wolle, in Praxi niemals wird durchgeſetzt werden können. *Drittes Hauptſtück. Von den zum Nachtheil ſeiner Gläubiger, von dem Gemeinſchuldner, in Hinſicht auf ſein Vermögen, vorgenommenen Diſpoſitionen, und was dabey Rechtens iſt.* Hier werden die beiden Hauptgattungen ſolcher Diſpoſitionen, Vermögensverringerung und Nichterwerbung nemlich, durchgegangen, und die in beiden Fällen ſtatt findende Rechtsmittel, vorzüglich aber die Paulianiſche Klage umſtändlich zergliedert. *Zweyter Theil. Viertes Hauptſtück. Von dem Compenſations - und Retentions - Rechte bey Concurſe der Gläubiger.* Der Concursgläubiger, ſagt der Vf., kann in dem einzigen Fall der Ausflucht der Compenſation ſich bedienen, wenn die wechſelſeitige Schuldfoderung nicht nur vor entſtandenem Concurſe vorhanden war, ſondern auch damals ſchon als von beiden Theilen exigibel angeſehen werden konnte; das Retentionsrecht hingegen, es ſey nun ein ſimples, oder ein qualificirtes, iſt bey dem Concurſe, in ſo fern ein Gläubiger des Schuldners darauf Anſpruch macht, gänzlich zu verwerfen. Bey Ausführung dieſer letztern Behauptung iſt der Vf. ſehr weitläuftig, macht aber wieder ſo viele Ausnahmen von ſeiner Regel, daſs am Ende faſt alles auf die gemeine Lehre hinausläuft. *Fünftes Hauptſtück. Von der Präcluſion und deren Wirkung beym Concurſe.* Hier iſt Hr. D. faſt ganz der *von Trützſchleriſchen* Abhandlung gefolgt. *Sechſtes Hauptſtück. Von dem Vorzugsrechte der Gläubiger, und der Ordnung, in welcher ſie bey einem entſtandenen Concurſe zu befriedigen.* Daſs hier *Gmelins* vortrefliches Werk zur Grundlage genommen worden, wird man vermuthen, eben ſo wird aber auch jeder ſchon zum voraus überzeugt ſeyn, daſs in einer ſo vielen Streitigkeiten unterworfenen Rechtslehre Hr. D. bey einzelnen Fällen und Fragen nicht immer der Gmeliniſchen Meynung beygetreten ſeyn wird. — — Nun wären noch die vier letzten Hauptſtücke des Werks, von der Succeſſion der Gläubiger, den Nachlaſs - Verträgen, dem Abſonderungsrechte und den Concurskoſten nemlich, zu bearbeiten übrig. Dieſe will der Vf. in dem dritten Theile liefern, der zugleich die Abweichungen der vorzüglichſten ſtatutariſchen Rechte in Deutſchland von dem gemeinen Rechte in einem Anhange, und ein vollſtändiges Regiſter über das ganze Werk enthalten ſoll. Endlich iſt Hr. *D.*, wenn ein competenter Richter die Foderung der Verlagsbuchhandlung, den Concursproceſs noch beſonders zu bearbeiten, annehmlich finden ſollte, auch zur Uebernahme dieſer Arbeit bereit. — Ohne uns nun als den aufgerufenen competenten Richter hier darſtellen zu wollen, wird es uns doch erlaubt ſeyn, unſere unzielſetzliche Meynung dahin zu äuſsern, daſs, wenn es gleich an einigen in jedem Betracht vorzüglichen Schriften über den Concursproceſs nicht fehlt, das Publicum doch der Vollſtändigkeit wegen eine neue vollſtändige Bearbeitung deſſelben aus Hn. *D.*'s Feder gewiſs mit Vergnügen leſen wird, und das um ſo mehr, da Hr. *D.* durch das vorliegende, in aller Rückſicht meiſterhafte Werk, das überall von vielem Scharfſinne, ausgebreiteter Gelehrſamkeit und gutem Geſchmacke zeugt, alle Kenner zu ſehr groſsen Erwartungen berechtiget. — — Uns bleibt daher nur noch der Wunſch übrig, daſs der verſprochene dritte, und zu hoffende vierte Theil recht bald, ihren ältern Brüdern ähnlich, erſcheinen mögen.

FRANKFURT a. M.: *Verſuch einer münzwiſſenſchaftlichen Beantwortung der Fragen: Wie iſt eine Geldſchuld abzutragen? und wie hat man bey Valvirung aller ehedeſſen ſowohl in Gold - als Silbergeld angelegten Capitalien zu verfahren, damit weder der Gläubiger noch der Schuldner beſchweret werde?* Nach dem zeither dabey beobachtetem Verfahren, ganz entgegenſtehenden Grundſätzen behandelt und vorgetragen von *J. G. Dietze*, Derer Hochlöblichen Chur. und Ober - Rheiniſchen Craiſe General - Münzwaradein. 1791. 136 S. 8.

Bey Beantwortung der aufgeworfenen Fragen macht der Vf. einen Unterſchied zwiſchen den Anleihen, die in Gold, und denjenigen, die in Silber gemacht worden, und behauptet: bey den erſteren ſey einzig auf den zur Zeit der Darlehnung beſtandenen äuſsern Werth der vorgeſtreckten Goldſorten zu ſehen; der Schuldner erfülle mithin bey der Wiederbezahlung ſeine Verbindlichkeit, wenn er eben ſo viel Silber für die enthaltenen Goldſorten entrichte, als er ehemals dafür kaufen können, oder, welches daſſelbe ſey, wenn er den ehemaligen äuſsern Werth der Goldſorten, reducirt in den zur Zeit der Ablage beſtehenden Münzfuſs, mit dem, deſſen Werth allein beſtimmenden Silbergeld, abtrage. — Die ganze Verfahrungsart in ſolchen Fällen beſtehe mithin darin: Man ſchätze die angelegten Goldſpecies nach ihrem ehemaligen äuſsern Werth in Silbergeld, wie ſie der Debitor dermalen ausgeben und benutzen konnte, und transportire ſodann dieſes in den jetzigen Münzfuſs. — Die Richtigkeit dieſer Behauptung wird durch folgenden Grundſatz erwieſen: Das Gold kann kein ſelbſtſtändiges Vergütungsmittel anderer Feilſchaften abgeben, denn deſſen Werth wird (wie derjenige einer jeden andern Waare) durch das alleinige ſelbſtſtändige Vergütungsmittel aller Dinge (das Silber) beſtimmt. Es iſt alſo daſſelbe auch bloſs nach dieſem zu achten; und der Werth einer Goldſorte beſteht mithin bloſs in dem, was dieſelbe in Silbergeld gilt. — Bey der Valvation hingegen eines ehedeſſen in Silber angelegten Capitals, fährt der Vf. fort, hat man überhaupt alſo zu verfahren, daſs, wenn bey der Anlage eines ſolchen der äuſsere Werth der Silberſorten nach deren innern Gehalt beſtimmt geweſen, man bey deren jetzigen Valvation entweder deren Feinhalt, oder die Guldenzahl der Species zum Grunde legen, oder auch auf beides zugleich Rückſicht nehmen kann, und ein und daſſelbe Reſultat erhalten muſs. — Als Grund dieſer Behauptung wird folgendes angegeben: Es hat mit dem Silber im Allgemeinen eine ganz andere Beſchaffenheit, als mit dem Golde. Seine mehrere Theilbarkeit macht es vor dieſem vorzüglich fähig, ein Vergütungs-

gütungsmittel anderer Feilschaften zu werden. Deswegen sieht man auch, dass der Werth dieser letztern bloss nach demselben geachtet wird. Denn wenn es die Umstände erfodern, dass der Preis des Silbers, und damit der Münzfuss erhöht werden muss; so steigen hernach auch alle Producte verhältnissmässig, und so umgekehrt. Diesen Einfluss hat die Veränderung des Goldwerths aber keineswegs, weil dasselbe keinen selbstständigen, sondern einen vom Zufall abhangenden Werth mit andern Dingen gemein hat. Die äussere Erhöhung des Silberwerthes hängt zwar auch von zufälligen Ursachen (als dessen Mangel) ab; allein sein innerer Gehalt bleibt immer selbstständig, und muss also bleiben, so lange es der Maassstab aller Güter ist, und wenn auch jener noch so sehr erhöhet würde; so bleibt doch dieser ein und eben derselbe. Daher müssen sich auch alle richtige äussere Werthsbestimmungen des Silbergelds im Allgemeinen auf dessen innern Gehalt gründen, und die bis daher erschienene gesetzlichen Schätzungen desselben haben sich auch wirklich darauf gegründet. Als z. B. die Mark Silber zu 10⅔ gl. ausgebracht wurde, war auch in 10⅔ gl. eine Mark fein Silber wirklich enthalten, so wie jetzt im 24 Guldenfuss in 24 fl. ebenmässig eine Mark fein Silber befindlich ist. Dadurch also, dass in dem äussern Werth einer Mark fein Silber wiederum eine solche wirklich enthalten seyn muss (dieselbe gelte nun 10⅔, oder 24 fl.), und folglich das Silber nur mit einer gleichen Masse am Gewicht seiner selbst vergütet werden kann, wird dessen selbstständiger und unveränderlicher innerer Werth bewährt. Nicht also verhält es sich aber mit dem Golde, welches sich selbst nicht vergüten kann, und dessen Werth nur darin besteht, was solches äusserlich, und zwar in Silbergeld gilt. — Die einzelnen Ausnahmen von diesen Regeln, und die nähern Ausführungen selbst beruhen theils auf zu detaillirten Fällen, theils auf zu umständlichen Berechnungen, als dass wir uns hier darauf einlassen könnten. — Das Werk muss ganz studirt werden, wozu wir es einem jedem, der in Rechtsfällen der Art zu arbeiten hat, empfehlen können. — — Die rauhe holprichte Schreibart, und die vielen vorkommenden Sprachunrichtigkeiten dürfen von der Benutzung der an sich brauchbaren Materialien nicht abschrecken.

SCHÖNE KÜNSTE.

Halle, in d. Waisenh. Buchh.: *Blumen des Abend- und Morgenlandes.* Nebst zwey Abhandlungen philosophischen Inhalts von *Friedrich Eck.* 1793. 312 S. 8.

Der Vf. dieser Sammlung poetischer und prosaischer Aufsätze gehört zu den jungen Schriftstellern, denen es weniger an Anlagen und Talent, als an Einsicht und einem gewissen innern Sinn fehlt, der sie lehrte, den besten und zweckmässigsten Gebrauch von demselben zu machen. Die Blumen, die Hr. E. hier dem Publicum mit einer gewissen Zuversicht vorlegt, bestehen, dem grössten Theil nach aus Uebersetzungen aus Griechen, Lateinern, Engländern, Franzosen etc., die ihm viel Mühe gekostet haben mögen, und womit er doch wenig Dank verdienen wird. Die Fragmente aus Orpheus Argonautenfahrt, die Heroiden von Ovid, die Idyllen des Vida und Rapin haben an sich schon in der Ursprache nur für ein sehr kleines Häufchen von Menschen Interesse; und wie wenige selbst von diesen haben die Geduld, Uebersetzungen von jenen und ähnlichen Stücken zu lesen, die zwar nicht ohne Verdienst, aber doch bey weitem nicht vortreflich und musterhaft sind! Wie fremd, wie unverständlich oder doch ungeniessbar muss nun erst den ungelehrten Lesern hier alles seyn! Wie kann man bey der immer zunehmenden Indolenz des grössern Publicums, das schon die Lectüre deutscher Gedichte von einigem Umfange zu beschwerlich findet, hoffen, mit Uebersetzungen alter Schriftsteller und ihrer Nachahmer, die selbst im Original von wenigen gelesen werden, sich Zugang zu verschaffen, und nicht ganz umsonst gearbeitet zu haben? Fiele unsern angehenden Schriftstellern bisweilen die Frage ein: *quis leget haec?* so würden sie gewiss ihre Zeit und ihre Talente ganz anders verwenden, als sie jetzt so oft thun. Wir haben nichts dagegen, dass man die Alten zur Uebung übersetze; ja wir halten solche Versuche in vieler Rücksicht für sehr nützlich — aber dazu müsste man nur die vortreflichsten Stellen aus ihnen wählen, und diese Uebungsstücke nicht gleich drucken lassen. Verse, wie z. B. nachstehende, sind nicht schlecht; allein — was doch alle Verse sollten — Vergnügen gewähren sie nicht:

Gütiger hab' ich, als dich, selbst reissende Thiere gefunden;
Keinem auf Erden als dir konnt' ich mich schlechter vertraun.
Diese Zeilen erhältst du von jenen Gestaden, o Theseus,
Wo, die Segel geschwellt, fliehend dein Schiff mich verliess.
Wo mich Arme mein Schlaf und du Grausamer verriethest,
Du, der du meinen Schlaf hinterlistathmend betrogst.
Eben fielen die Perlen des Thaus auf der Erde Gefilde,
Und vom Laube geschützt, girrten die Vögel ihr Lied.
Ungewiss wachend, und matt vom Schlaf noch, streck' ich den Theseus
Zu umfangen, die Hand nach dem Entflohenen aus.
Keiner ist da; ich ziehe zurück sie, und tasse von neuem
Ueber das Lager hin; aber, ach! keiner ist da.
Schrecken verjaget den Schlaf; voll Bestürzung entspring' ich dem Boden;
Stürz' ich mich wieder zurück auf das verödete Bett.
Und es erschallet der Busen vom wüthenden Schlage der Hände,
Und das zerlegene Haar rauf' ich in Locken mir aus u. s. w.

Die Uebersetzungen aus neuen Dichtern sind ohne Ausnahme mittelmässig, und zum Theil schlecht. Aus Schonung und Achtung gegen die sonstigen guten Anlagen des Vf., dessen Geschmack nur noch sehr ungebildet ist, unterlassen wir es, Belege anzuführen: sie werden aber sogleich erfolgen, wenn er den einzig wahren Grund dieser Unterlassung verkennen sollte. Die übersetzten prosaischen und moralischen Erzählungen sind Mährchen

chen, bey denen man ganz buchstäblich im Stehen einschlafen könnte. Ungleich günstiger müssen wir von dem Anhange urtheilen, der zwey philosophische Abhandlungen enthält. In der ersten versucht der Vf. die Frage zu beantworten: *ob Unsterblichkeit der menschlichen Seele in einem gewissen Sinne des Wortes physisch, metaphysisch und moralisch angenommen werden könne und müsse?* Dieser Aufsatz verräth Nachdenken und etwas Scharfsinn, wenn gleich im Ganzen Hr. *E.* seinen Satz so wenig streng bewiesen hat, als seine Gegner den ihrigen. Man kann ihm zugeben, dass die gänzliche und wesentliche Verschiedenheit von Körper und Geist eine durchaus unerweisbare Sache sey, ohne deshalb mit ihm eine gänzliche Identität beider zu folgern, und die Aufhebung des unsrer Denkkraft innewohnenden Bewusstseyns als nothwendig verbunden mit der Auflösung der Organisation unsers Körpers und der Zerstreuung seiner materiellen Theile zu betrachten. Die Schlüsse des Vf. gehen so gut sprungweise, wie die in den bisherigen sogenannten Beweisen der Unsterblichkeit der menschlichen Seele. Seinen zuversichtlichen Ton bey einem Gegenstande dieser Art, und den Ton, in welchem er von den Behauptungen und Hypothesen älterer Philosophen spricht, wollen wir schonend, auf nichts schlimmeres, als seine Jugend schieben. Mit Ausdrücken, wie: *Absurdität, abentheuerliches Machwerk,* — ist er nicht sparsam; die Meynungen seiner Gegner „legt er in die philosophi-„sche *Polterkammer*, zu einer vorherbestimmten Harmo-„nie und andern verrosteten Waffen der Speculation.“ Wie würde der Schatten *Leibnitzens* lächeln, wenn er diese Tirade des jungen Hn. *Eck* vernehmen könnte! Die Abhandlung *über den Umgang mit andern und sich selbst*, ist die Frucht der Lectüre und darüber angestellter Reflexion, nicht von eigener, lange fortgesetzter Beobachtung von Welt und Menschen. Ohne diese letztere kann man zwar, wie Hr. *E.* hier gethan hat, einen ganz lesbaren Aufsatz liefern, der auch für junge Leute seinen Nutzen haben mag; Männern aber kann man nichts Neues sagen, und noch weniger die Kunst und Philosophie des Lebens erweitern und bereichern. — Was wir dem Vf. bey künftigen ähnlichen Arbeiten vorzüglich empfehlen wollen, ist eine grössere Bestimmtheit und Präcision des Ausdrucks, mehr Zusammendrängung der Ideen und weniger Streben und Haschen nach Bildern und Redezierathen, wenn sie sich nicht von selbst darbieten. Gewiss wird er dann nicht mehr den Philosophen rathen (S. 297.) „ihre Empfindung und „Einbildungskraft zuweilen in den *Schlaf zu wiegen*, um „indess auf den *Eulenschwingen der Vernunft* die fernen „Gefilde des abstracten Wissens zu besuchen.“

Neuwied u. Leipzig, b. Gehra: *Menschen nach ihren Handlungen*, geschildert von L. F. von Buri. Dritter Band. 295 S. Vierter Band. 280 S. 8.

Meine Absicht, sagt der Vf., *ist keine andre, als meinen Landsleuten, und besonders meinen Landsmänninnen, ein Buch in die Hände zu liefern, das ihnen wenigstens nützlicher seyn kann, als ein Roman voll Empfindeley, der, wie ich aus der Erfahrung weiss, den Kopf mit Schwindel anfüllt, ohne das Herz zu bessern.* Dawider ist nichts einzuwenden. Wir haben selbst einige Romane des Hn. *v. B. ex officio* lesen müssen, die den Kopf zwar nicht schwindeln, wohl aber in sanftem Schlummer rücken machen. Selbst schlechte Auszüge aus der Geschichte dünken uns angenehmer und nützlicher. In diesen zwey Theilen finden sich mehrere, besonders von K. Heinrich IV von Frankreich. Manche sind abgebrochen, z. B. *die Inquisition in Goa.* Wenn Hr. *v. B.* sich doch nur befleissigen wollte, etwas reiner zu schreiben, und nicht gar so grobe Schnitzer zn machen; z. B. III. Th. S. 67. und gewöhnlich *seye.* S. 100. *Er störte sich nicht an dieses Beyspiel.* S. 215. *Nothdürftige Oerter* (heimliche Gemächer). S. 242. gesteht er in einer Note, er wisse nicht *Avanturiers* zu übersetzen. Der Ausdruck *Abentheurer* ist doch bekannt genug.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, b. Baumgärtner: *Theoretischer und praktischer Unterricht über das Buch Thot, oder über die höhere Kraft, Natur und Mensch, mit Zuverlässigkeit die Geheimnisse des Lebens zu enthüllen, und Orakel zu ertheilen.* Mit 78 fein illuminirten Kupfern. 1793. 106 S. (2 Rthlr. 8 gr.) Unter diesem marktschreyerischen und sinnlosen Titel ist ein Buch feil, das dem alten bereits zu Boden geworfenen Aberglauben an Wahrsagen, Offenbarung künftiger Schicksale und Traumdeuterey wieder aufhelfen soll, wozu der Verleger durch saubern Druck mit lateinischen Lettern, schönes Papier und einen blauen mit Einfassungen und Emblemen verzierten Umschlag beyzutragen nicht ermangelt hat. Die Hauptsache sind die 78 Kartenblätter mit in Kupfer gestochenen und gefärbten Figuren, die der Vf. das *Buch Thot* nennt, und von denen er so unverschämt oder so einfältig ist, in allem Ernste zu behaupten, dass sie die Hieroglyphen der ältesten ägyptischen Mysterien enthielten. Die Schrift selbst ist der Gebrauchszettel dieser moralischen Universalmedicin, und soll Unterricht ertheilen, wie man jene Blätter legen muss, um daraus auf vorgelegte Fragen Orakel zu ertheilen oder Träume auszulegen. Dieser Unterricht ist aber, wenn man auch den mystischen Unsinn, mit welchem er verwebt ist, davon absondert, so confus und mangelhaft, dass man das Ding nicht einmal als ein gewöhnliches Karten- und Zahlenspiel brauchen kann.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 19. September 1794.

GOTTESGELAHRTHEIT.

ERLANGEN, b. Palm: *Entwurf einer Chriſtologie des alten Teſtaments,* von *D. Chriſtoph Fr. Ammon.* Ein Beytrag zur endlichen Beylegung der Streitigkeiten über Meſſianiſche Weiſſagungen und zur bibliſchen Theologie des Vf. 1794. 178 u. XXXII S. 8.

Bey weitem das Beſte, was man bis jetzt über das Ganze meſſianiſcher Stellen des A. T. nachleſen und den Liebhabern reinbibliſcher und geiſtiger Theologie zum Nachleſen empfehlen kann. Der Vf. bekennt freymüthig, ſelbſt einſt in dem Fall geweſen zu ſeyn, daſs er Exegeten, welche in dem hiſtoriſchen Sinn des 16 u. 22 Pſalms und des 53 Kap. Jeſaia nicht eine deutliche Hinweiſung auf Jeſus und ſeinen Tod fanden, entweder für unglaubige oder für ſeichte und leichtſinnige Schriſterklärer hielt. Dieſe eigene Erfahrung, verbunden mit einer gewiſſen Nachgiebigkeit gegen Andersdenkende, die er im Beſitz ihrer ſubjectiven Wahrheit nicht gewaltſam habe ſtören wollen, ſey ihm Veranlaſſung geweſen, auch in ſeiner bibliſchen Theologie der zwar *von Erneſti ſchon längſt mit Recht verworfenen,* von dem ſeel. Dathe aber häufig aus Furchtſamkeit und Schonung wieder eröfneten Geſichtspunkt von einem gedoppelten, einem niedern und höheren Sinn der hebräiſchen Orakel nicht mit einem mal ſeinen Leſern untergehen zu laſſen. Aber ſelbſt *Döderlein,* der durch ſeine früheren Arbeiten dem meſſianiſchen Orakelſyſtem die möglichſte Nothhülfe geleiſtet hatte, äuſserte darüber — und dieſe Aeuſserung gehörte unter die letzten Worte dieſes von der denkenden und glaubenden Parthey der Dogmatiker ſo lange geſchätzten Theologen — daſs der gegenwärtige Zuſtand der altteſtamentlichen Exegeſe eine gänzliche Reviſion jener Weiſſagungen nothwendig mache, deren Reſultat deswegen dem Publicum ſo überzeugend als möglich vorgelegt werden muſs, weil bey vielen durch vermeintliche und erkünſtelte Rettung ſolcher ſehr irregulären Auſſenwerke die unüberwindliche Feſtigkeit des Weſentlichen im Chriſtenthum und die Redlichkeit ſeiner Bekenner in Verdacht kommt. Der ſehr richtige Geſichtspunkt des Vf. iſt nun dieſer: daſs es ein weit belohnenderes Geſchäft ſey, in der *ganzen* altteſtamentlichen Religionsökonomie von der einfachen Gottesverehrung der Patriarchen an bis auf den Zeitpunkt, wo die veraltete jüdiſche Staatsverfaſſung unter ihrer eigenen Laſt erliegen muſste, die auf Erſcheinung beſſerer Zeiten und einer ächten geiſtigen Religion, auf die Erſcheinung Jeſu, vorbereitende höchſte Vorſehung aus unſerm höhern Standpunkt zu bewundern, als — den ängſtlichen und ungewiſſen Blick auf einige erzwungene Weiſſagungen auf Jeſu Rock, Geburtsort, Einzug in Jeruſalem u. dgl. einzuſchränken. Politiſirende Heucheley über dieſe Dinge bereitet gerade dem Strom des Unglaubens freyen Lauf. Wie eine Politik, welche nicht von Moral unterſtützt wird, ſich (zu allen Zeiten) als ein Syſtem des Verderbens zeigt, ſo wäre Theologie, die ſich auf eine ſolche Politik gründete, dem Weiſen ein Greuel, deſſen höchſt traurige Folgen, da ſie von Verachtung aller Religion ausgehen, unabſehlich ſeyn würden.

So entſchieden wahr dieſer Geſichtspunkt iſt, ſo richtig ſind auch die exegetiſchen Grundſätze des Vf. Da aber die Anwendung der nemlichen Grundſätze auf einzelne Stellen in dem ſo weiten Feld, welches hier zu durchlaufen war, oft andern Forſchern noch einzelne Aufſchlüſſe, welche dem vorgeſteckten Ziele näher führen, andeutet; ſo wollen wir hier über die aus den kleinen Propheten genommenen Stellen einige Bemerkungen einſtreuen. Von der Stelle aus Micha 5, 1. macht nicht „der allegoriſirende Matthäus“ (S. 113.) Gebrauch, ſondern bloſs jüdiſche Schriftdeuter, welche König Herodes um den Geburtsort des Meſſias gefragt hat (oder haben *ſoll*). Micha ſagt offenbar nicht, daſs Bethlehem gerade der Geburts*ort* des Meſſias ſeyn werde, ſondern daſs der Meſſias aus der uralten Familie Davids ſeyn, alſo *aus* Bethlehem *abſtammen* werde. Jüdiſchen Schriftdeutern können die Chriſten dieſs zum Eigenthum laſſen, daſs ſie, weil ſolche alles wiſſende Schriftgelehrte bekanntlich auf jede Frage eine Antwort haben müſſen, ſich nicht beſſer über eine Anfrage um den Geburtsort des Meſſias zu helfen wuſsten, als dadurch, daſs ſie in den Propheten mehr hineinlegten, als er beſtimmt geſagt hatte. — Jacob, der Apoſtel, da er Actor. 15, 17. die Stelle Amos 9, 11 — 15. anführt, folgt einer andern Leſeart und ſetzt *των ανθρωπων* (אָדָם) ſtatt אֱדוֹם voraus; doch ohne auf dieſs Wort zu bauen. Uns ſcheint er aber doch nicht nach einer *bloſsen Accommodation* zu ſprechen, ſondern wirklich *nach einer Analogie,* aus den Worten *παντα τα εθνη* zu *argumentiren.* Längſt, ſagt Jacob, hoften die Propheten bey ihren Ausſichten auf meſſianiſche Zeiten, daſs dieſe auch auf andere Völker (unter gewiſſen Modificationen) Glück verbreiten würden. Sollte nicht, unſer jetzt erſchienener Meſſias auch dieſs — aber nach ſeiner einem geiſtigeren Reiche zukommenden Art — wirklich leiſten? Sollten nicht einmal dort Heiden ausgeſchloſſen ſeyn, wie viel weniger nun bey dem Meſſias Jeſus! — Vergleichen wir Matth. 16, 4. Marc. 8, 12. Luc. 11, 30. mit Matth. 12, 40, ſo ſcheint es uns klar, daſs Jeſus ſich mehrmalen auf ein *σημειον ιωνα* berufen habe, aber ohne *ſelbſt* hinzuzuſetzen, in wie-

wiefern Er ein Zeichen für seine Zeitgenossen, wie Jona für die Niniviter, sey. Da er diess selbst nicht ausdrückte, so suchten andere seiner Zuhörer und Jünger sich *eine Deutung*, und diese lesen wir, gleichsam in einer Parenthese, nicht aber als Worte Jesu, Matth. 12, 40. Diese Deutung scheint aber wirklich Jesu Sinn nicht getroffen zu haben. Die Juden hatten ein Wunder zur Bestätigung seiner Ermahnungen verlangt. Er antwortet ihnen: Eine andere Vorbedeutung gebe ich euch nicht, als Jona den Ninivitern gab. — Jona nun that zu Ninive, da er die Stadt vor Untergang warnte, *kein* Wunder. Jesu Sinn war also: Meine Warnungen bedürfen, eben so wenig als dort, einer wundersamen Bestätigung! Jesus war vor Juden gerechtfertigt, sobald er das Beyspiel eines alten Propheten für sich hatte, wenn diess auch gleich bloss aus einer Parabel genommen war. Diese war doch dem Inhalt nach eines Propheten Meynung. — Die Worte aus Zachar. 12, 10. sie werden sehen, in welchen sie gestochen haben, sind Joh. 19, 17. Apoc. 1. 7. bloss aus einer Version geborgt, welche אֵלַי im hebr. *ganz übersehen* hatte. Wäre אֵלָיו zu lesen, so wäre das folgende אֵת überflüssig und unhebräisch. Wenn gleich jetzt mehrere Manuscripte und Versionen אליו zu bestätigen scheinen, so ist diess doch wohl nur Correctur aus dem Johannes. Der Sinn der hebr. Worte dünkt uns dieser: Sie werden den, welchen sie verletzt haben, an mich (den beym Propheten redenden Jehova) weisen. הִבִּיט bedeutet *intueri* und *intueri facere*. Beym Maleachi hat der Vf. die Stelle vom Glanz des zweyten Tempels nicht berührt, die in Beziehung auf den Messias neuerlich mehrmalen in Contestation gekommmen ist. Aber im Ganzen hat er in der That durch diesen Beytrag zur unpartheyischen local-historischen Theologie des alten Testaments viel nützliches geleistet, besonders was die Exegese der Stellen nach dem Hebräischen betrifft. Die Frage: *in wiefern* die neutestamentlichen Schriftsteller sie gebrauchen, scheint uns mehr noch einer eigenen Aufklärung zu bedürfen, wobey fürs erste die schwankende Theorie der Accommodation für sich bestimmt, und dann bey jeder einzelnen Stelle die Anwendung, welche von ihr gemacht wird, möglichst genau erforscht werden müsste. Meist scheinen uns die neutestamentl. Schriftsteller das alte Testament logisch richtiger und bündiger zu gebrauchen, als diejenigen, welche die Theorie von der Accommodation mit einer gewissen Unbestimmtheit annehmen, es ihnen zutrauen. Argumentationen a minori ad majus, a simili ad simile u. dgl. m. sind beym populären Schriftsteller doch auch gültige Schlussarten, wenn er nicht mehr als sie wirklich beweisen, aus ihnen folgern will. Der Vf. verspricht zu anderer Zeit seine Christologie auch durch die Apokryphischen Bücher fortzusetzen, wozu ihn der Beyfall des Publicums unfehlbar aufmuntern wird.

Frankfurt a. M., b. Andreas: *Wilh. Fr. Hezels praktische Anleitung zur Erklärung des Neuen Testaments für Anfänger*, in exegetischen Vorlesungen über das Evang. Joh. und die schwersten kleinern Paulinischen Briefe als Beylage zu seinem Bibelwerk. *Erste Hälfte des Evang. Johannis.* 1792. XXIV. u. 471 S. 8.

Der Vf. lässt hier für Leser seines Bibelwerks *aus der Prediger- und Kandidatenclasse, die in der Urschrift mehr mit eigenen Augen sehen wollen*, seine zum akademischen Gebrauch bereits ausgearbeitete Vorlesungen abdrucken. Seine Protestation, dass er *hier* nicht *für grosse Ausleger* schreibe, kommt nach Materie und Form mit dem Inhalt der ganzen Schrift sehr überein. Schon der Ausdruck ist nachlässig genug, noch nachlässiger als in andern seiner Schriften. S. XX. Apollo hat sich für Jesu Lehre *sehr portirt*; Joh. 1, 11. *αυτον ȣ παρελαβον* sie verwarfen ihn und *blieben lieber bey ihrem unseligen jüdischen Plunder*; S. 76. soll noch einmal eine Judenbekehrung *existent werden*; S. 53. Wenn man erst guten Wein getrunken hat und man ist noch bey Sinnen, so darf *uns* doch gewiss niemand mit *schlechtem Krätzer kommen*; u. dgl. m. sind Beyspiele, worinn die Herrn Kandidaten dem Vf. *nicht* ähnlich werden sollen. Mit diesen äussern Nachlässigkeiten des Vf. wetteifert der Druck durch eine Menge den Sinn entstellender Druckfehler, welche für solche, *die sich zu grossen Auslegern erst bilden wollen*, sehr hinderlich seyn müssen. Die Erklärungen selbst sind oft sehr wortreich und tautologisch, selten so zweckmässig, d. h. so klar, bestimmt und mit ausgesuchten hinreichenden Beweisen belegt, als das Bedürfniss jener Leser offenbar fodert, welchen der Vf. nützen will. An bedeutenden Stellen hingegen, wo man vom Vf. wohl mit Recht mehrere Sprachbeweise und Sacherklärungen erwartete, findet sich davon *gar nichts*; z. B. bey Joh. 1, 14. *ο λογος σαρξ εγενετο* erwartet man umsonst eine philolog. Erklärung von *σαρξ menschliche Natur*, *Mensch*, und eine Sacherläuterung: wie denn von der *göttlichen Natur* Jesu (*ὁ λογος*) gesagt seyn könne, dass *sie* Mensch (menschliche *Natur*) *geworden sey*. Doch bleibt es immer noch besser, über einen solchen Punkt nichts zu sagen, als ihn so aufzulösen, wie Hr. *H.* in eben diesem Vers bey den Worten: *εθεασαμεθα την δοξαν αυτȣ* commentirt. „*τ. δοξ. α.* ist die „göttliche Majestät Christi: *diese sah man!* woraus? aus „seinen Wundern? Ja, in sofern er sie aus eigener Kraft „verrichtete. Denn sonst könnte aus den Wundern Je„su seine Gottheit nicht erwiesen werden. Denn ande„re Propheten und die Apostel thaten ja auch Wunder, „und waren nicht Gott. Sie thaten sie nemlich nicht „*aus eigener Kraft.*" Aber wie *sah* man denn diess? würde der Kandidat fragen, wenn es ihm erlaubt wäre, den Vf. zu unterbrechen. — Selbst bey Stellen, wo der Vf. als orientalischer Archäolog sehr entschieden spricht, dürfen „seine Leser aus der Prediger- und Kandidatenclasse" ihm nicht immer geradezu trauen. Joh. 1, 18. *ὁ ων εις τον κολπον τ. πατρ.* wird so commentirt: „Die Redensart setzt die Art der Morgenländer zu sitzen „voraus: mit *auswärts gestreckten* (seitwärts ausgestreck„ten) Knien. Hier *berührt immer einer* des andern Knie, „ja das Knie des einen kömmt auf das Knie des andern „zu liegen. Also es steht (sitzt?) gleichsam einer auf *des* „andern Schoos. Davon nun ist die Redensart: auf „eines

„eines Schoos sitzen d. i. ihm unmittelbar an der Seite „sitzen." Sonderbar genug! Weil das *Eine Knie* des so Sitzenden *auf* dem *Knie* des Nachbars aufliege (welches sich der Nachbar wohl verbitten würde!) soll man die Redensart haben: der so Sitzende sitze *selbst* auf des Nachbars *Schoos*!! Diess heisst aus Luthers Uebersetzung, nicht aus den Sitten des Orients erklären. Κολπος ist hier חיק *Busen* nicht *Schoos*. Beym *zu Tische liegen* der Alten lag der nächste Tischgenosse nach dem ersten so auf den linken Arm gestützt, dass, wenn er sich weiter gegen jenen Nachbar hinbeugte, er mit dem Kopf (εις τον κολπον α.) in seinen Busen reichte und so mit ihm unmittelbar sprechen konnte. Joh. 13, 23. 25. Diese Deutung findet sich auch beym Vf. in der letzten Stelle wirklich, aber nur *neben* jener *unrichtigen*, die er (*um nicht unnöthige Bogen zu füllen* S. Vorr.) noch einmal wiederholt, da er sie vielmehr, wenn je das schon abgedruckt war, was er bey Joh. 1, 10. darüber gesagt hatte, angehenden Schriftforschern zum Besten, wenigstens hier, hätte zurücknehmen sollen. — Rec. findet es immer doppelt unerträglich, wenn die Bestimmung einer Schrift für Ungelehrte oder weniger Gelehrte von einem Vf. als ein Freybrief für alle mögliche Nachläsigkeiten gemisbraucht wird!

Frankfurt u. Leipzig: *Wiedergefundene Hieroglyphen der heiligen Schrift, oder Blick in das tiefe Weisheitssystem.* 1793. 112 S. 8.

„Man schaffe die gewöhnlichen mathematisch-philosophischen Lehrstühle ab, docire die ächte Weisheit „der Schrift und die hebräische Sprache *ganz und so*, „*wie sie wirklich ist.* Sodann werden unvermerkt nach „und nach *Wahrheiten*, so wie seit 20 Jahren Heterodoxien, genug Eingang finden und alle Mängel der „übrigen Fächer der Gelehrsamkeit werden, ohne grosse „Umkehrungen, verbessert und ausgerottet werden." Diess ist am Schluss der gute Rath des Ungenannten, nach dessen „vor ihm in unsern Tagen noch von niemand erkannten und entdeckten" Sprachkenntniss *Schemesch* mit dem Atnach die Sonne, mit dem Silluc den Mond (S. 61.) anzeigt, so wie er aus den Accenten S. 61. findet: dass David bey Bathseba gerade in der Sabbathnacht geschlafen habe. Seine Hieroglyphen sind nemlich die „von Gott zugleich dictirten" Accente, welche er die *Verstandgebende* nennt. Für ihn waren sie diess offenbar nicht! Er schreibt jedem Accent eine gewisse Aenderung der Bedeutung des Worts zu, wo er steht, z. B. S. VIII. „Sakeph Gadol, *der gröste Aufrichter*, „zeigt das höchste Ziel einer Person und Sache an, als „le Hawdil, zur doppelten höchsten Unterscheidung, li „schemor, aufs äusserste zu beobachten." — Jehova Elohim mit dem Segolta, *dem Niederdrücker*, ist der heil. Geist S. IX. u. s. f. Kurz: seine ganze Entdeckung ist Unsinn und dazu, wie das letzte Beyspiel zeigt, *sehr heterodox*, da ihm Jehova durch den Niederdrücker zum heil. Geist wird. Ungeachtet ihm der Vf. des Buchs des *Erreurs et de la verité*, des *tableau naturel* und „ihres vortreflichen Erläuterers" Magikon, die höchsten Weise sind, und er auf die Bücher der Martinisten lobrednerisch verweist S. 93. 97. so können wir doch in ihm selbst *auch nichts schlimmeres*, als Unsinn, entdecken. Wir wollen ihm in seiner Sprache wünschen, dass, wenn er sich einen Weisen nennt, nicht der Accent Jerech dabey stünde. Dieser ist ihm „der Um- oder Verkehrer," welcher den Gegensatz (er will sagen: das Gegentheil) anzeige. Noch eine Neuigkeit. S. 1. versichert: dass man die Wichtigkeit solcher Verstandgebenden Punkte *in Wien* bereits eingesehen habe!

Nürnberg, b. Grattenauer: *Joh. Christ. Fr. Schulzii*, Theol. in Acad. Giess. Prof. Ordin. *Scholia in Vetus Testamentum, continuata a Georg. Laur. Bauer*, LL. Orr. in Acad. Altorf. Prof. *Vol. VIII. Haggaeum, Zachariam, Malachiam et primam Jesaiae partem continens*, 1794. 480 S. 8.

Der Vf. verfolgt mit unvermindertem Fleiss seinen nützlichen Plan, durch eine beurtheilende Auswahl aus den besten Auslegern angehende Bibelerklärer zu unterstützen und zugleich an manchen Stellen eigene Bemerkungen einzustreuen, welche, wie seine Beurtheilung anderer, Sprachkenntniss und Geschmack beweisen. Für die Bedürfnisse der Studirenden, welche dergleichen Scholien zunächst bey akademischen Vorlesungen über ein biblisches Buch zu gebrauchen pflegen, würde es bequemer gewesen seyn, wenn sowohl die kleinen Propheten als Jesaias in einen Band ungetheilt vereinigt worden wären. Doch, da der nächste Band den Jesaias endigen wird, so wird dieses Handbuch immer nach den Umständen bequemer und nach dem Gehalt zum wenigsten nicht unpassender seyn, als die allzugedehnten Rosenmüllerschen Scholien über Jesaias.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Salzburg, in d. Mayrischen Buchh.: *Lehr- und Bethbüchlein für Kinder und junge Leute.* von *P. Aegidius Jais.* 2te Aufl. 1793. 112 S. 8. m. K.

Leipzig, b. Voss. u. C.: *Anleitung vermittelst der dephlogistisirten Salzsäure zu jeder Jahreszeit vollkommen weiss, geschwind, sicher und wohlfeil zu bleichen.* Nebst einer kurzen Anweisung, wie man dieses Mittel beym gewöhnlichen Waschen, beym Cattundrucken, in der Färberey und beym Papiermachen mit Nutzen anwenden könne. Von D. *J. G. Tenner.* Mit 9 Kupfert. 2te Aufl. 258 S. 8.

Berlin, b. Oehmigke d. J.: *Ueber die neueren Entdeckungen in der Lehre von der Luft und deren Anwendung auf Arzneykunst*, in Briefen an einen Arzt von *J. F. Gmelin.* 2te Aufl. 1792. 272 S. 8. (20. gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit, *Tübingen*, b. Fues: *Diss. Exeget. in librorum N. T. historicorum aliquot locos, pars tertia*, quam Praes. (et Auct.) *Gottlob Christ. Storr*, Th. D. et P. P. O. Duc. stipendii Theol. Superattendente dieb. Jun. publ. defend... Philos.

Iof. Magiſtri et Examinis theol. Candidati in Duc. Seminario theol. 1794. 96 S. 4. Durchaus Anmerkungen über ſchwere Stellen, denen des Vf. philologiſche Gelehrſamkeit und Subtilität zu Hülfe kommt, und zum Theil wirkliche Hülfe leiſtet. Mehrere dienen bloſs zu hiſtoriſchen und antiquariſchen Erläuterungen. Unter denen, welche wegen ihrer Anwendung eine gröſsere Wichtigkeit haben, iſt die Bemerkung, daſs Marc. 10, 12. von der *nichtjüdiſchen* Sitte die Rede ſey, nach welcher auch die Frau aus der Verbindung mit ihrem Ehemann treten durfte, *απολυσιν τον ανδρα.* Doch ſcheint der Vf. uns auch in dieſe Stelle allzu viele und entfernte Rückſichten hineinzulegen, wie dieſs leicht zu geſchehen pflegt, wenn man ſelbſt, auſser den nächſten Beziehungen, alles mögliche entferntere aufzuſuchen, die Gabe beſitzt, und ſogar die Pflicht zu haben glaubt. Er glaubt: Jeſus habe jene Regel ſeinen Jüngern *in futuros uſus* gegeben, um ihnen zu ſagen: *quae ipſis de uxore pro nationum exterarum conſuetudine maritum repudiante ſententia poſthac dicenda eſſet.* Gerade deswegen habe Petrus ſeinem für Ausländer ſchreibenden Marcus eben dieſes *praeceptum Jeſu* mitgetheilt. Uns ſcheint es weit weniger geſucht, wenn man bloſs daran denkt: daſs Jeſus und ſeine Jünger *ſchon damalen* Heiden genug in Paläſtina *um und neben ſich* ſahen, unter welchen eine nichtjüdiſche, Jeſu miſsfällige Sitte herrſchte. Jeſus tadelt ſie in *ſeinem* Geſichtskreis, *ut rem praeſentem, in praeſentes uſus.* Daſs aber die Jünger alsdann auch in der Folge davon Gebrauch machten, verſteht ſich von ſelbſt. Von Paulus iſt es auch, mit Berufung auf Jeſu „des Herrn“ Ausſpruch 1 Cor. 7, 11. wirklich geſchehen. Bey Joh. 1, 28. ſcheint uns weder des Vf. Vermuthung, daſs *alia, ac Hieroſolymis vicina* Bethania zu verſtehen ſeyn möchte, noch die in *Paulus* Samml. der merkw. Reiſen in den Orient I Th. S. 287. vorgeſchlagene Veränderung der Interpunction nothwendig und paſſend. Wir überſetzen: „dieſs war zu Bethanien (bey Jeruſalem) geſchehen, jenſeit *des* Jordans, *wo* (d. i. an welchem Jordan) Johannes taufte.“ Hier dann, wo Joh. ſonſt taufte, geſchah das folgende V. 29. — Solche etwas ungenaue Wendungen der Rede ſind in dem Styl des Joh. nicht ſelten. S. 50—55. erklärt ſich Hr. *St.* gegen eine in der A. L. Z. 1793. Nr. 295. 296. vorgetragene Deutung des bekannten: ehe Abraham ward, bin ich. Joh. 8, 58. Der Rec. bemerkte dort, daſs *εγω ειμι* nach dem hebräiſch-griechiſchen Sprachgebrauch, wie אני הוא bedeute: bin ich *es* und daſs alſo die Beziehung von dieſem *es* im Vorhergehenden zu ſuchen ſey. Er ergänzte die Rede: *ehe Abraham ward, bin ich der, deſſen Erſcheinung Abraham* (nachher, verſteht ſich), *erwartet hat.* Wir wundern uns ſehr, daſs *ein Storr* dieſe Deutung ſogleich als „*ſociniana loci interpretatio*“ einführt. *Muſste* ſie eine Brandnarbe mit ſich bringen, noch ehe ſie widerlegt wurde? So viel wir wiſſen, hat nicht einmal je ein Socinianer die Stelle *ſo* erklärt. Wird eine Erklärung dadurch ſocinianiſch, wenn ſie unter andern auch von Socinianern angenommen werden *kann*, zum Socinianiſchen Syſtem aber gar nicht unentbehrlich iſt? Oder lebt der Vf. in einer Gegend, wo die Bezeichnung *ſociniana interpretatio* völlig unanſtöſsig und arglos, eine bloſse kirchenhiſtoriſche Benennung iſt, wo man alles, es ſey Kephiſch oder Apolliſch, bloſs nach dem prüft, was es iſt? Rec., welcher *auch* kein Socinianer iſt, vielmehr das ſocinianiſche Syſtem, in ſofern es einen Menſchen deificirt, weder bibliſch noch philoſophiſch erweislich findet, würde es für unſchicklich halten, eine Schrifterklärung, welche er widerlegen wollte, *orthodox* zu nennen, ſo lange er weiſs, daſs ſelbſt dieſe Benennung in manchen zum voraus mehr ein lächelndes Abſprechen und Verwerfen, als eine ruhige Prüfung veranlaſſen könnte. Ein Gewiſſen aber würde er ſich daraus machen, etwas, das nicht ein erklärter Socinianer, als ſeinem Syſtem nothwendig, behauptet hat, ſocinianiſch zu nennen, ſo lange er nicht weiſs, daſs dieſer Name für manche etwas ſchlimmeres als ein Neckname iſt und mehr als alle Widerlegung verdammt, oft leider! ein Wink wird, nicht bloſs die Behauptung, ſondern auch die Perſon oder einen ganzen Aufſatz zum voraus zu verabſcheuen. Ueberhaupt verdient bey keinem Unpartheyiſchen irgend eine *Exegeſe* einen Partheynamen, als die, welche bloſs einem gewiſſen Syſtem zu Gefallen, gegen alle philologiſche Erweislichkeit, erſonnen iſt. Wie viele weiland *ſocinianae et armenianae interpretationes* ſind jetzt orthodox und auch von Hn. *St.* angenommen, die einſt von Leuten, welche ein Monopol der Orthodoxie haben wollten, mit jenen Verdammungsnamen belegt worden ſind, ſelbſt wenn ein Grotius ſie, ſo partheylos als möglich, vorgetragen hatte. Nur ein eigenwilliger und ſtörriger Zänker iſts, den Paulus Tit. 3, 10. als *αιρετικον* zu meiden lehrt. Nur gegen *offenbar ſittenverderbliche* Lehrer kennt der Lieblingsjünger Jeſu keine chriſtliche Toleranz. 2 Joh. 10. 11. Aber daſs man einer exegetiſchen Frage mit einem: *hic niger eſt* entgegen gehen dürfe, hat Rec. in der Schule Jeſu und der Apoſtel nicht gelernt. — Noch einige Worte von der Deutung ſelbſt. Ohne Zweifel leidet es oft der Ideengang, daſs man im Präſens ausdrückt, was man auch im Praeteritum ſagen könnte. Ein ſolches Praeſens iſt entweder wie *εστιν* Joh. 1, 19. zur Vergegenwärtigung in einer hiſtoriſchen Erzählung, oder es wird gebraucht, wenn die Sache, *in ſofern* davon die Rede iſt, war und noch iſt, wie *εστε* Joh. 15, 27. *ἁμαρτανει* 1 Joh. 3, 8. Ob aber Jeſus gegen ſeine Zeitgenoſſen hätte ſagen können: ehe Abraham ward, *exiſtire* ich, (d. h. ich *bin*, ehe es einen Abraham gab) oder ob dieſs ein ganz anderer Fall ſey, als in den angeführten Stellen iſt, dünkt uns, leicht zu beurtheilen. Sagte aber Jeſus: ich *bin* der, welchen Abraham erwartet hat, ſchon vor Abraham, ſo zeigt er dadurch, daſs Abraham, in ſofern er beſſere Zeiten (die man nachher Meſſianiſche nannte) überhaupt erwartete (ohne freilich an das Individuum Jeſus zu denken) doch gerade *ſeine* Zeit, *ſeine* Erſcheinung erwartet habe. *Ich*, ſagt uns Jeſus, *bin es* immer, den man erwartete, ſo oft man vor oder nach Abraham oder zu Abrahams Zeiten ſelbſt, das was durch den Meſſias wirklich geworden iſt, erwartet hat. Der 58 Vers iſt allerdings Antwort auf den nächſten, den 57., nur nicht eine beyſtimmende, ſondern eine widerſprechende. Deswegen geht ſie zu dem, was Jeſus vorher V. 56. geſagt hatte, über die widerſinnige Miſsdeutung der Juden V. 57. hinweg, und gerade zurück. Es ſey uns eine Umſchreibung erlaubt: daſs Ich, ſagt Jeſus nach unſerer Einſicht — Abraham geſehen habe, iſt mir auch nicht in den Sinn gekommen, zu behaupten; dennoch aber, damit ihr einſehet, er habe *meiner* geharrt und nun *meines* Auftritts ſich gefreut, kann ich euch ſagen: Was ich jetzt bin, dieſs bin ich, ehe Abraham war. Wenn er ſelbſt, oder wenn einer vor ihm auf den Meſſias, nach deutlichen oder unentwickelten Begriffen, ſich freute, ſo freute er ſich, ohne von meiner Perſon zu wiſſen, doch *gerade auf mich.* „Ich bin *es* und kein anderer, vor Abraham ſchon.“ — Hätte Jeſus, um zu zeigen, daſs er *mehr* ſey als Abraham, daran erinnern wollen, daſs er *ewiger Gott* ſey, ſo wäre hierin ganz kein Verhältniſs zwiſchen Mittel und Zweck. Um zu zeigen, daſs er gröſser als Abraham ſey, war es die nächſte Stufe zu ſagen: ich bin der Meſſias, alſo gröſser als alle eure Vorväter! Aber den Ueberſchritt ins Unendliche brauchte es keineswegs: um mich gröſser zu zeigen als — Abraham, zeige ich euch an, daſs ich bin der — Ewige ſelbſt! Zwiſchen Abraham, und dem Unendlichen, wo fände da noch eine Vergleichung ſtatt? Und wie hätte der weiſe Lehrer Jeſus glauben können, daſs Juden dieſe faſſen würden, da ſie ihn noch nicht einmal als Meſſias anerkannten? Hätten ſie nur erſt dies gefaſst, ſo wäre auch der Satz: Jeſus iſt gröſser als Abraham, ihnen, ohne einen Sprung, dem ſie gar nicht zu folgen vermochten, erwieſen geweſen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 20. September 1794.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Kummer: *Kajus Valerius Katullus.* in einem Auszuge, Lateinisch und Deutsch von *Karl Wilhelm Ramler.* 1793. 392 S. 8.

Dieser Auszug aus dem *Catull*, welchem Hr. R. dieselbe äussere Einrichtung gegeben hat, als seinen Uebersetzungen aus dem *Martial*, enthält sieben und siebzig Stücke jenes Dichters, unter denen man keines von vorzüglichem Werthe oder Ruhme vermissen wird. Die ganz unbedeutenden, diejenigen, welche nur durch die Kenntniss individueller Umstände erklärbar seyn mochten, so wie diejenigen, die allzuentstellt und verstümmelt sind, als dass man in ihnen etwas mehr als die *disjecti membra poetae* erkennen könnte, sind mit Recht übergangen und keiner Uebersetzung gewürdigt worden. In den hier aufgenommenen Gedichten ist auf die Kritik des Textes Rücksicht genommen, und es sind nicht nur, bey Stellen von ungewisser Lesart die wichtigsten Abweichungen und Conjecturen angegeben, sondern auch hin und wieder von dem Uebersetzer selbst eigne Vermuthungen gewagt worden. So vermuthet er XIX. 4. *et beabo quotannis* statt des gewöhnlichen *ut beato quot annis*; wobey nur nicht recht begreiflich ist, wie eine so leichte Lesart habe verschwinden und von einer weit schwerern verdrängt werden können. Uns hat es immer wahrscheinlich geschienen, dass nach dem 4 V. eine Zeile verlohren gegangen sey, in welcher vielleicht *copia* als das Hauptwort zu *beata* stand. XX. 3. schreibt Hr. R. *agellulum, sinistra agellulum vides!* statt *sinistra tute quem vides.* nicht unglücklich! indem dadurch zugleicher Zeit dem Sinne und dem Sylbenmaasse aufgeholfen, und, wie uns dünkt, eine der Sprache dieses Dichters angemessene Art zu reden eingeführt wird. In demselben Gedichte V. 14. ist wir glauben mit Recht, *Dorville's* Verbesserung *tenella* statt *tenerque* in den Text aufgenommen. Andere Veränderungen dieser Art übergehen wir, um noch einer kritischen Entdeckung von Wichtigkeit Erwähnung zu thun. Die so genannte *Elegia ad Manlium* ist hier in zwey Theile getheilt, deren jeder ein für sich bestehendes Ganze ausmacht, und die nichts mit einander gemein haben, als den Namen des Mannes, an welchen beyde gerichtet sind. Der erste schliesst mit dem 40ten Vers. Er enthält eine Entschuldigung, dass er seinem Freunde gewisse Schriften nicht schicke, und eine Nachricht von seiner Traurigkeit über den Verlust eines geliebten Bruders. Der zweyte ist zum Lobe des *Manlius* geschrieben, und enthält eine Erwähnung der Verdienste, welche sich dieser um seinen Freund *Catull* gemacht hatte. Die Vermuthung hat einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit; welcher bey der Betrachtung der Verschiedenheit des Inhalts und Tones, und des Umstandes dass der 21. 22 und 23 Vers weiter unten V. 94. 95 und 96. noch einmal vorkömmt — was doch der Dichter in einem und demselben Werke gewiss nicht gethan haben würde — fast bis zur Evidenz steigt. — Was die Uebersetzung selbst betrifft, so bemerkt man überall mit Vergnügen die noch nicht verlohrne Geschmeidigkeit des grosen Dichters, sich jeden Ton und Farbe zu eigen zu machen, und sein Original, wie mannichfaltig auch immer der Charakter desselben sey, in Geist und Wahrheit darzustellen. Indessen sind ihm doch, wie es uns wenigstens vorkömmt, die Hendekasyllaben und Jamben, vergleichungsweise, am besten geglückt; entweder weil ihr Inhalt und die ganze Art des Ausdrucks in denselben den Uebersetzer begünstigte, oder weil sich die deutsche Sprache an dieses Sylbenmaas ohne allen Vergleich leichter anschmiegt, als an den Hexameter und das elegische Sylbenmaas. Welchem Freunde des Schönen ist nicht die vortrefliche Uebersetzung der *Nänie auf Lesbiens Sperling* im Andenken, welche der deutschen Sprache dadurch nicht weniger als der lateinischen angehört? Sie ist hier unverändert — und was hätte auch an einem so vollendetem Werke gebessert werden können? eingerückt. Wir setzen hier ein Gedicht von ganz andern Styl und Inhalt hierher, das dem Uebersetzer nicht schlechter gelungen ist:

Wider ein gewisses Weib.

Kommt zusammen, ihr Hendekasyllaben,
Daher, dorther, so viel ihr seyd, kommt alle!
Eine schändliche Metze will mich aufziehn,
Eure Täfelchen mir nicht wiedergeben.
Traun! das leidet ihr nicht. Wohlan! verfolgt sie;
Fodert, was sie geraubt hat, wieder. — Fragt ihr,
Wer sie ist? — die so schamlos dort einher geht,
Die gleich einer Theatermaske lachet,
Einen gallischen Jagdhundsrachen aufsperrt.
Tretet um sie herum und mahnt sie herzhaft;
Geile Metze! die Täflein gib uns wieder!
Gib die Täflein uns wieder, geile Metze!
Wie? Das achtest du nicht? O Unflath! Schandhaus!
Oder was noch verworfner irgend seyn mag! —
Aber lasst es dabey noch nicht bewenden.
Wenns nicht mehr ist, so wollen wir doch Röthe
In diess eiserne Betzen - Antlitz jagen.
Ruft noch Einmahl, und ruft ein wenig lauter:
Geile Metze! Die Täflein gib uns wieder!
Gib die Täflein uns wieder, geile Metze!

Doch

Doch, wir richten nichts aus, das rührt sie gar nicht.
Aendert also den Angriff und versuchet,
Ob ihr fähig seyd, etwas auszurichten. —
Gib die Täflein uns wieder fromme Keuschheit!

Zu den wohlgerathensten Stücken dieser Sammlung rechnen wir auch den Hymenäus auf die Vermählung des Manlius Torquatus mit der Julia Aurunculeja, aus dem wir einige Strophen zur Entschädigung für diejenigen abschreiben, denen die Poesie des angeführten Stückes ein Aergerniss seyn dürfte. Der Dichter redet den Hymen an:

Auf denn, lenke den Schritt hierher,
Und verlass die geweiheten
Felsengrotten Aoniens,
Die von oben mit kalter Fluth,
Aganippe bewässert.

Führ ein Fräulein zur Ehe reif,
In diess Haus, als Gebieterinn.
So mit Liebe bestrick' ihr Herz,
Wie sich irrender Epheu rings
Um den Pappelbaum windet.

Und ihr, denen ein gleicher Tag
Früher, später, erscheinen wird,
Unberührete Jungfraun, singt
Wechselseitig: Gott Hymen, komm!
Komm, Holdseliger Hymen! u. s. w.

Unsere Leser sehen aus den angeführten Proben, dass sich Hr. *R.* an das Sylbenmaas des Originals gehalten hat; und diess hat er fast überall gethan. In dem XVII. XIX. und XXX. Stück hat er sich eine Ausnahme von der Regel erlaubt und Hexameter an die Stelle der antispastischen Tetrameter gesetzt. Bisweilen möchte man den Versen, besonders in dem elegischen Sylbenmaasse, etwas mehr Wohlklang wünschen; ob wir schon sehr gut wissen, dass sich der Uebers. eines *Catull* in dieser Rücksicht etwas mehr erlauben darf, als der Uebersetzer *Virgils*. Hier fallen uns gleich einige Hexameter in die Augen, die entweder nicht über die Zunge gehn, oder das Ohr ganz unbefriedigt lassen:

Jene mit Kistchen fe 'rten der Orgien tiefes Geheimniss. —
Mit dergleichen Bildern war der prächtige Teppich —
Und so wie wenn von dem regen Feuer der Sonne —
Als sie gewichen waren kam von Pelions Gipfel —

In dem Pentameter lässt Hr. *R.* oft den Abschnitt in die Mitte eines Wortes fallen. Dieses geschieht in der Elegie, *Coma Berenices*, allein sechsmal:

Und die Latmische Berg || Höhle zu suchen bewegt.
Den er von der jung || fräulichen Scheitel erkämpft.
Als ein kleines Jung || fräulein schon muthig gekannt.
Durch den Athos das mord || gierige Kriegesschiff drang.
An dem himmlischen Stern || ästrich nicht immer allein.
Venus Gottheit mit fest || täglichen Opfern vermehrt.

Die Härten in dem Sylbenmaasse sind indess nicht die einzigen, auf welche man in dieser Sammlung stösst. Manche allzuungewöhnliche oder undeutsche oder unverständliche Art zu reden hätten wir, um der übrigen schönen Verse und schönen Sprache willen, weg gewünscht. z. B. S. 12. von dem Phaselus:

Des argen Pontus Busen nicht,
an dem er, *nachmals Schiffchen*, einst behaarter Wald
gewesen ist.

Wo uns scheint, dass die Worte *post phaselus*, dem Sinne unbeschadet hätten übergangen werden können. In der *Vermählung des Peleus und der Thetis* S. 196. wird nicht leicht jemand, der das Original nicht zu rathe ziehen kann, den Vers: *So hat dich Einen der Neptuninen schönste beglücket?* deutlich finden dürfte. In demselben Gedicht S. 214. heisst es von Theseus, er

Zog sich dann unversehrt und mit Ehre gekrönet zurück.
Seinen irrenden Schritt *mit zartem Gewebe* regierend.

Wo wir nicht sehen, warum aus *filo tenui* ein *zartes Gewebe* geworden ist, was dem Theseus bey seinem Umherirren in dem Labyrinthe durchaus von keinem Nutzen seyn konnte. Das an sich unbedeutende LIII. Gedicht, ist hier fast ganz unverständlich geworden:

Lachen musst' ich, ich weiss nicht *über welchen*,
Beym Gericht: da mein Kalvus alle Frevel
Des Vatinius gründlich vortrug, hub *mein*
Mann die Hände verwundernd auf —

Dass die Worte: *mein Mann* auf den ersten im Vers ziemlich undeutlich (und undeutsch) angezeigten Unbekannten gehen sollen, wird nicht leicht jemand errathen, der nicht unten liesst: *Risi nescio quem — qui admirans ait haec manusque tollens* am wenigsten ist aber wohl dem Uebersetzer das erste Gedicht, die Zueignung an den *Cornelius Nepos*, gelungen:

Wem das lustige neue Büchlein schenken,
Das der lockere Bimsstein glatt gemacht hat?
Dir Kornelius! Der du meine Possen
Doch für etwas zu halten dich nicht schämtest,
Warst du gleich in Italien der Eine
Welche kühnlich auf drey, bey Gott! gelehrte
Schwere Blätter uns alle Zeiten brachte. u. s. w.

Der Uebersetzer ist hier einigemal von seinem Original abgewichen. *Catull* weiss *in dem Augenblicke*, *wo sein Buch fertig geworden ist*, nicht gleich, wem er es zueignen soll. Hier ist also der Zug *arida modo pumice expolitum* von Bedeutung, da er in der Uebersetzung, durch die Auslassung des *modo*, zu einer müssigen Beschreibung wird. Vielleicht wäre auch *lepidum* eher durch *munter*, *scherzhaft*, als gerade durch *lustig* zu übersetzen gewesen. In dem folgenden scheint uns der Gesichtspunkt des Dichters ganz verrückt zu seyn. *Catull* erinnert seinen Freund an eine gewisse Zeit, wo sie schon Freunde, und dieser schon ein Bewunderer seiner leichtfertigen Muse gewesen war. Aber um dieselbe Zeit, wo *Catull* muthwillige Hendekasyllaben schrieb, hatte sein Freund ein ernsthaftes historisches Werk herausgegeben, und der Dichter benutzt diesen Umstand zu einem kleinen Compliment für den Cornelius. Hier aber wird es auf eine Weise herausgehoben, bey welchem der Dichter die Rolle der Demuth spielt. Das *dich*

nicht

nicht schämtest und die durch *Warst du gleich* angedeutete Vergleichung gehört nicht dem Original sondern dem Uebersetzer an. Bey *schweren Blättern* denkt man wohl schwerlich an *chartas laboriosas.*

Wir können nicht unbemerkt lassen, dass sich Hr. *R.* der Diminutiven, die wohl bisweilen eine gewisse Naivetät in die Sprache bringen, gar zu häufig und oft ohne alle von dem Dichter gegebne Veranlassung bedient. Das *Zeitvertreibchen,* das sich Lesbia — mit ihrem Sperlinge macht; das *Goldäpfelchen,* bey welchem sich Atalante verspätet; die *Kupidchen* und *Charitinnchen*; scheinen uns eher possierlich als naiv zu seyn. Diess ist auch gewiss der Fall in folgender Strophe des Hochzeitlieds:

> Ein Torquatchen, ein süsses Kind,
> Lieg' im Schoose des Mütterchens,
> Strecke freundlich die Händchen aus,
> Lächle lieblich den Vater an
> mit halb offenem Mündchen.

Göttingen, b. Vandenhöck und Ruprecht: *Αριστοτελους περι ποιητικης. Aristotelis de Poetica liber.* graece. In usum Scholarum reccensuit *Jo. The. Buhle.* Prof. in Götting. 1794. 70 S. 8.

Der Herausgeber der sämmtlichen Werke des *Aristoteles* liefert hier einen Abdruck der Poetik, nach einer ihm eigenthümlichen Recension, jedoch ohne die Gründe und Quellen seiner Veränderungen anzugeben. Dieses soll in der grössern Ausgabe geschehn, wozu aber leider, das Manuscript von den Neufranken zur Beute gemacht und entführt worden ist. — So viel sich aus einer Vergleichung ergibt, welche wir mit der ersten Hälfte dieses Abdruckes angestellt haben, schliesst sich der Text zunächst an den *Reizischen* (Lipsiae. 1786. 8.) an. Doch hat der Vf. manche neue Lesart und manche bis jetzt vernachlässigte Vermuthung in denselben aufgenommen. Wir wollen hier die wichtigsten aus dem von uns verglichnen Stücke auszeichnen. I. 4. *ἕτεροι διὰ τῆς φύσεως* statt *διὰ τῆς φωνῆς*, wie die ältern Ausgaben, oder *ἑ. δὲ τῇ φωνῇ* wie *Reitz* liest. Diese Lesart ist, wie wir aus den Göttinger g. Anzeigen. 1793. 191 St. sehn, aus einer handschriftlichen Anmerkung an dem Rande einer edit. *Wechel.* der Göttinger Bibliothek genommen. Schon in der Bibliotheca critica Vol. II. p. 1. pag. X. schlug ein Gelehrter *διὰ φύσιν* vor, und vertheidigte diese Lesart mit guten Gründen; nur dass, da in den vorhergehenden Gliedern *διὰ* mit dem Genitiv construirt wird, auch *διὰ φύσεως* besser ist als *διὰ φύσιν.* τ. *λόγοις οὐ ψίλοις ἢ μέτροις* aus einer auch bey *Harles* angeführten Conjectur. Die Worte *ἢ μέτροις* sind denn Erklärung des ungewöhnlichen Ausdrucks *λόγοις οὐ ψίλοις*, *verbis non-solutis.* In jedem Fall muss *ἢ* explicative, nicht wie mehrere Uebersetzer gethan haben, disjunctive verstanden werden. 19. *Ἡγήμων ὁ Θάσιος.* Die beyden letzten Worte verwirft *Reitz* gänzlich. Hr. B. hat sie als verdächtig eingeklammert. II. 9. *ὑπῆρξεν* statt *ὑπέδειξεν*, wir wissen nicht woher. III. 8. ist die gemeine Lesart *διάνοιαν* beybehalten, dahingegen *R. διάνοια* hat, welcher demnach auch das Vorhergehende *τὰ δὲ ἤθη* für den Nominativ genommen hat. 11. *ὄψιν ἔχει πᾶν καὶ ἦθος* (wie auch die gemeinen Ausgaben lesen) statt des *R. εἶδος*, eine Lesart, deren Grund wir uns nie haben erklären können. 23. Hier weicht der H. von der *lectione Victorii*, welche *R.* unverändert aufgenommen hat, darinne ab, dass er die Worte *ὁ λέγων* dem ersten Gliede beyfügt, da sie bey jenem in dem zweyten Gliede stehn. IV. 1. *ποίαν τινὰ δεῖ.* Das mittlere Wort ist, wir wissen nicht, ob mit Vorsatz ausgelassen. 15. Die Worte *ὁμοίως δὲ καὶ τὴν Ἰλιάδα* sind eingeklammert, und dadurch, wie uns scheint, mit grossem Rechte für eingeschoben erklärt. 27. statt des unverständlichen *τῶν δὲ ἁπλῶν μυθῶν*, welches aus dem folgenden Cap. genommen ist, wo *μυθοὶ ἁπλοῖ* erwähnt werden, ist hier die Verbesserung von Castelvetro *ἁπλῶς δὲ τῶν μυθῶν* aufgenommen. So ist auch VII. 10. *Barthelemis* Verbesserung *ἐπὶ γὰρ τῶν σκηνικῶν ἀγώνων* statt *ἐπὶ γὰρ τῶν σκηνῶν καὶ ἀγώνων* in den Text gerückt. 12. *σύστασις* vor *ἡ διπλῆ* ist vielleicht wegen des gleich darauf folgenden *σύστασιν* verworfen. 24. *ὁ Τηλέγονος ὁ ἐν τῷ* — richtiger als bey *R.* welcher den Artickel nicht wiederholt. Diese Beyspiele werden hinreichend seyn, die Eigenthümlichkeiten dieser neuen Recension kenntlich zu machen. Der Druck ist ausser einigen Fehlern in den Spiritus und Accenten, correct. In der an den Hn. Hofr. Ebert gerichteten Vorrede handelt der H. von der Aechtheit der *Poetik* und glaubt, dass sie ohne allen Widerspruch dem *Aristoteles* beygelegt werden müsse. Zugleich aber bemerkt er, dass vieles in derselben verwirrt und mit ungleichartigen Materien vermischt sey. Die grammatischen Bemerkungen über die Elemente der Sprache, welche in die Poetik gar nicht gehören, scheinen fast wörtlich aus dem Werke de Interpretatione abgeschrieben. Was ferner in dieser Schrift über den poetischen Ausdruck vorkömmt, ist weit besser in der Rhetorik abgehandelt. Ferner ist in keinem Werke des *Aristoteles* die Sprache so räthselhaft und unzusammenhängend als in diesem; ein Umstand, welcher um desto mehr auffällt, da sich derselbe Schriftsteller anderwärts über die nemlichen oder verwandte Materien weit verständlicher auszudrücken pflegt. Hieraus zieht der H. den sehr wahrscheinlichen Schluss, dass wir aus dem Fragmente der Poetik, welches sich erhalten hat, nur noch Excerpten besitzen, in denen also ein strenger Zusammenhang vergeblich gesucht wird. So hat es uns auch immer geschienen. Ganz gewiss lesen wir in dieser Schrift manche Stelle, die entweder gar nicht von dem Stagiriten herrührt (so wie z. B. der ganze pannus I. 28–30. gar wohl das Machwerk eines oder mehrerer etymologisirenden Grammatiker seyn könnte) oder aus einer andern seiner verlohrnen Schriften hier eingeschoben ist. Die höhere Kritik behält also in dieser Schrift, die seit so langer Zeit ein *crux eruditorum* war noch vollauf zu thun, und es würde schon vieles gewonnen seyn, wenn die einzelnen unzusammenhängenden Bruchstücke von einander getrennt, und dadurch der wahre Zustand des Werkes deutlicher vor Augen gelegt würde. Wir wünschen dass Hr. Pr. B., den seine Bekanntschaft mit dem Geiste und Sprache des *Aristoteles* am ersten in

den

den Stand setzen dürfte, sich dieser Arbeit mit Glück zu unterziehn, sich bey der Fortsetzung seiner Ausgabe, wo dieselbe auch immer zu Stande kommen mag, dieses Verdienst um die Poetik erwerben möge.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Giessen*, Diss. inaug.: *De valore et efficacia pactorum seu statutorum familiarum illustrium et nobilium intuitu tertii praecipue creditoris.* Proer. *Helvico Bernhardo Jaup.* Respond. *Guilielm. Joseph. Schwarz.* Aquisgranensi. 1792. 48 S. 4. Auf den ersten 27 S. dieser Streitschrift werden blofs allgemeine Sätze von dem Begriffe und Gegenstande, dem Grunde, den Gränzen, und der Errichtung-art der Familien-Statuten vorgetragen, sodann aber in Ansehung des auf dem Titel angegebenen eigentlichen Gegenstandes dieser Abhandlung folgende Grundsätze aufgestellt: 1) Haben die Gläubiger, von deren Rechten die Rede ist, schon von Errichtung des Familien-Statuts-Geld dargeliehen, und also Gerechtsame schon vorher erworben, so kann ihnen die erst nachher erfolgte Anordnung des Schuldners, oder seiner Familie in keiner Rücksicht nachtheilig werden, wenn gleich die Bestätigung des Regenten nachgesucht, oder das Einrücken in die öffentliche Schuld- und Hypothekenbücher erfolgt, oder die öffentliche Bekanntmachung des Statuts besorgt worden seyn sollte; 2) Wenn hingegen die Gläubiger erst zu der Zeit, wo das Familien-Statut schon bestand, ihr Geld vorgestreckt haben; so sind folgende Fälle zu unterscheiden: a) Enthält das Familien-Statut solche Bestimmungen, die dem deutschen Rechte, und den ächten Grundsätzen von der Natur und dem Wesen der Stammgüter zuwider sind; so erzeugt es nur in Ansehung derjenigen Gläubiger eine Verbindlichkeit, denen dasselbe bekannt gemacht worden, und die sich solches haben gefallen lassen, ohne dafs hierbey die Bestätigung des Regenten, oder das Einrücken in öffentliche Pfandbücher, oder eine sonstige öffentliche Bekanntmachung etwas zu ändern vermag; b) Ist hingegen das Statut den Grundsätzen des deutschen Rechts und der Autonomie zwar gemäss eingerichtet: die besonderen Landesgesetze schreiben aber solchen Statuten, wenn sie anders für Dritte, die nicht Familienglieder sind, verbindlich seyn sollen, eine besondere Form vor; so mufs diese von den diesen Landsgesetzen unterworfenen Mittelbaren von Adel allerdings beobachtet werden; c) In Ermangelung besonderer Landesgesetze hierüber stehet dem Gläubiger, der sich nach dem Daseyn und dem Inhalte der etwa vorhandenen Familien-Statuten erkundiget hat, gegen diejenige Familienglieder allerdings eine Klage zu, die ihn das Daseyn, oder den Inhalt dieser verheimlicht haben; d) Hat hingegen der Gläubiger unterlassen, sich um die Natur und Beschaffenheit derjenigen Güter, in Ansehung deren er contrahirte, zu erkundigen, oder, dieser wohl bewusst, sich nicht darum bekümmert; so gelten die an sich rechtmäsig errichteten Statuten allerdings zu seinem Nachtheil, ohne dafs die gemeinen Rechte den Familiengliedern die Verbindlichkeit auflegen, den Beweis zu übernehmen, dafs diese Statuten von dem Regenten bestätigt, oder öffentlich bekannt gemacht, oder den öffentlichen Pfandbüchern eingerückt worden. — — Eben diese Grundsätze, fährt der Vf. fort, sind denn auch bey Bestimmung der rechtlichen Verhältnisse gegen den Käufer, oder sonstigen dritten Besitzer solcher mit Stammguts-Eigenschaft behafteten Güter anwendbar — — Rec. tritt mit voller Ueberzeugung der Meynung des verdienstvollen Vf. bey; und bemerkt nur noch, was jeder schon voraus vermuthen wird, dafs auch diese Abhandlung durch gute Ordnung, ausgesuchte vollständige Literatur, Deutlichkeit und Bestimmtheit sehr zu ihrem Vortheile sich auszeichnet.

Philosophie. *Greifswalde*, b. Eckhardt D. D.: *Diss. de futilitate Objectionum Philosophiae criticae recentioris in argumentum a priori de existentia Dei,* quam Consensu ampl. Facult. Phil. Gryph. Praes. Mag. *Joh. Chr. Muhrbeck*, Ph. theoret. et pract. Prof. reg. et ord. h. t. Rect. Magnif. et Comite Palatino Caes. nec non Fac. Philos. Decano, pro laurea P. P. *Petrus Ryberg*, V. D. M. Bahus. Gothob. — die VIII. Apr. 1794. 40 S. 4. Blofs als Seltenheit nennen wir diese Dissertation, die sonst leicht der detailliertesten Geschichte der Philosophie unserer Tage entgehen möchte. Nach S. 40. hat der *Celeberrimus Praeses — de Differentia Iudiciorum analyticorum et syntheticorum contra Auctorem Criticae rationis purae* sonst schon dissertirt. Sollte wohl auch hier Präses und Auctor Eine Person seyn? „*O Critici*, ruft S. 17. *o Novatores! quae Vos cepit caecitas, Quantum est in Vobis inane* (sic).. *Detegetisne, Amici,.. inscitiam, quam Cel. Crusius et M. Immanuel Kant manifestarunt*, quorum ille opinatus est, se pari ratione existentiam Dei foeminae demonstrare, et hic credidit, eodem jure ad existentiam mundi perfectissimi concludi posse? „Uebrigens wird diese Lanze gebrochen, um die *debilitatem* der *Prüfung der Mendelssohnischen Morgenstunden* zu entdecken!

Volksschriften. *Leipzig*, b. Sommer: *Das Volksfest der Brandisser Gerichtsunterthanen, gefeyert am 5ten und einigen folgenden Tagen des Nov. 1793., zur Beherzigung für Herren und Unterthanen* beschrieben von *B. F.* 1792. 71 S. 8. (4 gr.) Im J. 1792. verheirathete sich *Hr. von Bodenhausen*, gegenwärtiger Besitzer von *Brandis*, einem kleinen Städtchen und Rittersitz, 3 Stunden von Leipzig und 2 St. von Wurzen. Die Hochzeit wurde zu Planitz im Voigtlande gefeyert. Er bestimmte den 5ten Nov. zum Einzuge mit seiner Gemahlin in Brandis, und den Tag darauf sollten die Bürger daselbst, nebst den Einwohnern der ihm ebenfalls gehörigen 4 Dörfer, ihm als ihrem Herrn öffentlich huldigen. Hier wird nun in einem sehr umständlichen Detail erzählt, wie diese Einholung und Huldigung geschehen, was dabey für Feyerlichkeiten, Gastmale und Tänze vorgefallen, welche Geschenke den Vermählten verehrt, welche Lieder und Rundgesänge dabey gesungen wurden. Sogar die Namen aller Unterthanen, welche die Geschenke überreicht haben, sind nicht unbemerkt geblieben. Man kann indessen nicht umhin, aus der Theilnehmung, mit welcher dieses Fest veranstaltet und ausgeführt worden, so wie aus dem Benehmen und so manchem Zug von Herzlichkeit der Unterthanen und ihrer Herrschaft gegen einander, auf ein glückliches Verhältnifs zwischen beyden zu schliessen, und dieses von ihnen gegebene schöne Beyspiel zur Beherzigung zu empfehlen. Auch die Armen und Gebrechlichen nahmen Theil an der öffentlichen Freude, und bey Tafel wurden 70 Rthlr. für sie eingesammelt. Hr. v. B. erliess seinen Gemeinden die gegen 700 Rthlr. betragenden Erbzinsen auf ein Jahr, mit dem Zusatze, dafs sie dieses ja nicht als eine Bezahlung ihrer Geschenke ansehen möchten; denn mit Gelde könne er diese nicht bezahlen, und das Vergnügen, welches sie ihm gewähret hätten, könne er nicht vergelten. „Tief gerührt sprach er zu den Armen, als die letzten Töne ihres Huldigungslieds verhallt waren: Ich danke euch, meine Kinder! so lange mir Gott Brod schenkt, sollt ihr es auch haben; und seine Gattin äufserte den edlen festen Vorsatz: sie würde sich bestreben, das Lob auch zu verdienen, welches ihr Gemahl sich erworben habe." Zuletzt noch einige Züge aus dem Leben und Charakter des Hn. v. B. nebst einigen Hochzeitgedichten. Von jenen führen wir nur den an, dafs er die in Ortheln und Bescheiden zuerkannten Geldstrafen seiner Gerichtsunterthanen für die Brandisser Armenkasse bestimmt hat.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 20. September 1794.

TECHNOLOGIE.

Freyberg u. Annaberg, b. Kraz: *Bergmännisches Journal*, von *Köhler* und *Hoffmann*. *Fünfter Jahrgang*. (Mit Kupfern.) 1792. 1. B. 553 S. 2. B. 504 S. 8. (4 Rthlr.)

Um Raum für wichtigere Dinge zu gewinnen, sollen in gegenwärtiger Anzeige die Abhandlungen durch den ganzen Jahrgang, der Reihe nach und die, welche Fortsetzungen haben, gleich durch angezeigt werden, ohne ihre Ueberschriften zu wiederholen, oder ihre Anzeige abzubrechen. Auszüge und Recensionen müssen ganz übergangen werden. Die Abhandlungen des gegenwärtigen Jahrganges sind: 1) *Versuch über einige physikalische und chemische Grundsätze der Salzwerkskunde, von F. A. v. Humbold.* Die Absicht des Vf. geht hauptsächlich dahin, die neuen grosen Entdeckungen in der Chemie und Physik auf den technologischen Theil der Salzwerkskunde (Halurgie) anwendbar zu machen. 2) *Ueber die Ausbreitung des Steinkohlendebits in Schlesien.* Im Jahre 1790 wurden von den schlesischen, schweidnitzischen und glazischen Steinkohlen überhaupt 987498 Scheffel (=0,66 oder etwas über ⅔ Dresdner Scheffel) verkauft — im Lande 765992 Scheffel, wodurch 153196 Klaftern Holz erspart wurden, wenn man fünf Scheffel Steinkohlen für Eine Klafter Holz rechnet. Dadurch wurde eine Geldsumme von 105136 Rthlr. in Circulation gesetzt. Nach einer kurzen Nachricht S. 382. brachte man es im Jahre 1791 auf 1119741 Scheffel. 3) *Ueber die bisherigen Fortschritte des Steinkohlenbergbaues im Fürstenthum Schweidnitz* — enthält ähnliche Berechnungen, die die ausserordentliche Nutzbarkeit dieses Fossils bestätigen. 4) *Von den Ursachen der bisherigen Fortschritte des Steinkohlenbergbaues im Fürstenthum Schweidnitz.* Die Benutzung und Auffsuchung der Steinkohlen in dieser Provinz ist sehr alt, und verliert sich in mehrere Jahrhunderte zurück. Schon im J. 1550 brannte man Kalk und Ziegeln bey Steinkohlen, doch ging sämmtlicher Bergbau im 30jährigen Kriege ein, und fing erst 1769 wieder an aufzuleben, wo der grosse Friedrich Vorkehrungen traf, sämmtlichen Bergbau wieder in Umtrieb zu bringen. Durch Prämien und die genaueste Ordnung bey dem ganzen Gewerbe erhöhete man bald den Debit fünffach, bis er endlich seine Vollkommenheit erreichte, als Heynitz, der eigentliche Wiederhersteller, ans Ruder kam. 5) *Ueber die Bestandtheile des Rothgültigen Erzes*, von Hn. Prof. *Klaproth.* Man war bisher einstimmig, dass die Bestandtheile dieses bekannten Fossils Silber, Arsenik und Schwefel wären. Hr. K. wollte sich hiervon überzeugen, fand darin aber 60 Silber, 203 Spiesglaskönig, 117 Schwefel und 8 Wasserfreye Vitriolsäure, ohne eine Spur von Arsenik. 6) *Kurze Nachricht von dem Versuche, Steinkohlen bey dem Oberschlesischen Eisenwerken anzuwenden.* Durch Jars metallurgische Reisen veranlasst, versuchte ein schlesischer Eisenhüttenpächter, sein Werk mit abgeschwefelten Steinkohlen zu betreiben. Die ersten Versuche misriethen, indem sein Eisen rothbrüchig wurde, in der Folge aber, nachdem er in Rücksicht des Gebläses zweckmässige Abänderungen getroffen, gerieth alles vollkommen. 7) *Von dem Schmelzen der Eisenerze, im Hohofen, bey abgeschwefelten Steinkohlen.* Die Versuche wurden auf dem königl. Eisenhüttenwerke Malapane angestellt. Man stellte einen der dasigen Hohöfen den Umständen gemäss zu, und brachte ihn erst mit Holzkohlen in Gang. So wie man gutes Roheisen erhielt, wurde an Holzkohlen abgebrochen, an Coaks aber zugesetzt, bis man endlich blos Coaks setzte. Die Betriebsbeamten überwanden durch Einsicht, Unverdrossenheit und Beharrlichkeit viele sich einstellende Schwierigkeiten, betrieben den Hohofen 436 Stunden, als so lange der Vorrath von Coaks dauerte, allein damit, und erhielten besonders zuletzt vorzüglich gutes und mehr Roheisen, als bey Holzkohlen. 8) Unter die Rubrik, *kurze Nachrichten*, ist eine Nachricht aus den Intell. Bl. d. A. L. von 1791. N. 130. aufgenommen, wo angezeigt wird, dass Hr. Fleriau de Bellevue, welcher zuvor schon mit Hn. Dolomieu die vulkanischen Gegenden von Italien und Sicilien bereist hatte, gefunden hätte, der nicht weit von Schafhausen stehende isolirte Hügel, auf welchen die Festung Hohentwiel liegt, so wie noch einige andere Hügel dieser Gegend seyen vulcanischen Ursprungs etc. Diese Anzeige hat man hier mit unnützen Fragezeichen und voreiligen Anmerkungen dergestalt durchspickt, dass der gleichgültigste Leser mit Widerwillen die Art empfinden wird, mit der man sich bemühet, andern eine Meynung aufzudringen. 9) *Versuch einer Theorie der Sprengarbeit*, von Hn. D. *Baader.* Es werden hier die Gründe vorgetragen, nach welchen das Pulver bey der Sprengarbeit wirksamer ist, wenn zwischen ihm und der Besetzung ein leerer Raum gelassen wird — ein Verfahren, das nicht geschwind genug allgemein angewendet werden kann. 10) *Geognostische Beobachtungen auf einer Reise durch einen Theil des böhmischen Mittelgebirgs.* Sie wurden von einigen Gebirgsforschern in den Gegenden von Duchs, Töplitz, Bilin etc. angestellt, welche vorzüglich aus Flötzkalk und Sandstein bestehen, aus welchen Basalt- und Porphyrschieferberge in groser Zahl hervorragen. Nahe bey Strakke fanden sie eine Schlucht, worin deutliche Spuren eines Erdbrandes wahrzunehmen waren. Die Unterlage war scharf gebrannter ziegelrother Thon, über

diesem perlfarbig gebrannter Basalt. Die perlfarbigen, lavendelblauen und bisweilen auch gelben Porzellanjaspisse liegen nur als Geschiebe in jenen Feldern herum. Hierauf besuchten die Reisenden „in der so überaus „lehrreichen und angenehmen Gesellschaft des Hn. D. „Reuss das wichtige Steinkohlenbergwerk in Kutter-„schütz bey Bilin, welches in der vortrefflichen Oro-„graphie des Bergwerks Mittelgebirgs beschrieben ist." Die Granaten bey Meronitz brechen in einer Thonschicht, aus welcher sie durch den fehlerhaftesten Bergbau gewonnen und gefördert, und durch Waschen von dem anklebenden Mergel und Letten abgesondert und rein erhalten werden. Die tiefsten Schächte gehen ungefähr 14 Lachter nieder. In Trzeblitz und Podselitz liegen sie nicht so tief, sind schöner und werden am letztern Orte geschliffen. Man findet an diesen Orten auch Saphire und Chrysolithe. Bisweilen sollen Granaten zwischen den Schalen der concentrischen Kugelbasalte liegen. Der Hr. Vf. fand die geognostische Verwandschaft des Basaltes mit den Graniten hier sehr auffallend, ohne sich jedoch näher über diesen Umstand herauszulassen. Zwischen Czernodel und Koschow viel schöne Porzellanjaspisse, gebrannte Thone und Erdschlacken. 11) *Etwas über den ausgebrannten Vulkan bey Eger in Böhmen*, von Hn. D. *Reuss*. Die Bornische Nachricht von diesem Berge, der Cammerberg genannt, ist wohl den mehresten Mineralogen nicht unbekannt. Eben diesen Berg besuchte nun auch Hr. *R.* und fand, dass er nichts weniger als ein Vulcan, sondern ein Pseudovulcan war, der aber nach §. 17. wohl ein Vulcan hätte werden können, wenn zur Zeit seines Brennens etwas Wasser dazu gekommen, und das hier vermuthliche Steinkohlenflötz mächtiger gewesen wäre. — Was nun Hr. v. Born schwarze derbe Lava genannt hat, wird hier Basalt benennt. Seine rothe poröse Schlacken-Lava wird in röthlichbraune Erdschlacke, seine Puzzelanerde in kleine Bruchstücke von Erdschlacken etc. umgeschaffen, die Existenz des Bimsteins aber ganz abgeleugnet. Höchst merkwürdig wäre ein vom Vf. gefundener Uebergang aus Gneiss in Schieferthon, zwischen deren Entstehungsperioden man sich bisher sehr grosse Zeiträume gedacht hat. Zum Schluss etwas von der Entstehung des Egerbrunnens. 12) *Allgemeine Grundlehren über die Anlage und Struktur der Maschinen, hauptsächlich in Rücksicht des Bergbaues*, von *Lempe*. 13) *Etwas von den Merkwürdigkeiten des Steinreichs in der Gegend von Oldershausen im Fürstenthum Calenberg*, von *Weppen*. Eine Nachricht von den mannichfaltigen und seltenen Versteinerungen, die sich im Kalkstein und andern Gebirgsarten dieser Gegend finden. 14) *Ausführliche Beschreibung des Pferdegöpels auf der Grube, Neuer Morgenstern, bey Freyberg*. 15) *Beantwortung einiger Fragen, den Oberharzer Hüttenhaushalt betreffend*, von dem verstorbenen Oberhüttenvorsteher *Klinghammer* in Freyberg. Er schlägt zweyerley Schmelzarbeiten vor. — Roharbeit und Bleyschmelzen. Zur erstern die ärmern Schlieche, welche unter 30 Pfund, zur zweyten aber die, welche über 30 Pfund Bley halten. Diese sollen besser als zuvor gebrannt werden, wozu er einen eigenen Ofen vorschlägt, und eine Abbildung davon beyfügt. Dieses Brennen empfiehlt er sehr, indem in Bleyberg alles Bley jährlich auf 20000 Centner, bloss im Brennofen ausgebracht wird, aus welchen es noch über dem Maasse herausläuft, nach welchem der Schwefel abraucht. Die gerösteten Schlieche sollen hernach in einem niedrigen Ofen geschmolzen werden. Der Raum verbietet, mehr aus diesem vortrefflichen Aufsatze zu nehmen. Rec. bemerkt nur noch, dass er etwas alt zu seyn scheint, und auf das gegenwärtige Harzische Schmelzen wenig Bezug mehr haben dürfte. 16) *Ueber die Krystallisation eines Schwerspates in kleinen geschobenen Würfeln, deren stumpfer Winkel 105° beträgt*, von Hn. *Dodün*, Ingenieur en chef der Brücken und Chausseen im Departement du Tarn. 17) *Bemerkungen über ein gelbes durchsichtiges octaedrisch krystallisirtes Fossil, welches für Bernstein ausgegeben worden*, *Gillet-Laumont*, Generalinspector der französischen Bergwerke. Es ist das Fossil, welches Hr. Werner Honigstein benannt hat. Es werden in diesem Aufsatze besonders die Unterscheidungszeichen zwischen demselben und dem Braunstein angegeben. 18) *Auszug aus einem Schreiben von Hn. D. Thomson, über die Entstehung einer kieselartigen Materie.* In der Gegend des Schlosses Sasso in Volterra fand Hr. *T.* auf den Klüften eines in der Masse aufgelösten Sandsteins, eine quarzige Materie, die erst neuerlich durch die Dünste einer sehr heissen Quelle gebildet worden war. Sie ist ganz durchsichtig wie Glas, ungefärbt, tropfsteinartig und überzieht die Klüfte des Sandsteins. 19) *Auszug eines Schreibens* von dem Hn. Baron *von Nordenpflicht*, Director der spanischen Bergwerke in Peru. Der grosse Berg von Potosi, an dessen Fusse die Hauptstadt liegt, bestehet ganz aus Thonschiefergebirge von verschiedener Farbe, auf welches sich in einiger Entfernung Porphyr auflegen soll. Die Erze daselbst bestehen aus Hornerz in Hornstein, denen bisweilen auch Fahlerz und Schwefelkies beygemengt ist. Ihr Gehalt ist in 50 Centnern nur 4 bis 8 Mark Silber. Hier sind 33 Pochwerke, jedes mit 10 Stempeln, und 60 Trapichen, eine Art von Erzmühlen, die durch zwey Menschen bewegt werden, im beständigen Umtriebe. 20) *Bemerkungen über die gemischten Steinarten und über die Gebirgsarten*, vom Commandeur *Dolomieu*. Er nimmt eigenthümlich nur vier Grunderden, die Kalkerde, Talkerde, Alaunerde und Kieselerde an. Von den übrigen sagt er, sie spielten in der Natur eine so kleine Rolle, und gingen so selten in die Zusammensetzung der Gebirgsarten ein, dass er nicht nöthig hätte, sie in Betrachtung zu ziehen. 21) *Einige Nachrichten von dem Bayreuthischen Fichtelberge*, von Hn. *von Humboldt*. 22) *Nachrichten von zwey neuzerlegten Steinarten Lepidolitt und Bitterspath*, vom Hn. Bergrath *Karsten*. 24) *Beschreibung des Hornsteinschiefers und Thonschiefers* des Hn. *von Saussure*, von Hn. Professor *Struve*. 25) *Mineralogisch-bergmännische Beobachtungen* auf einer Reise durch einen Theil des Meissnischen und Erzgebirgischen Kreises, im J. 1791 enthalten einige gute Beobachtungen und zum Theil ausführliche Nachrichten von den Steinkohlenwerken bey Niederbennersdorf und Burg, besonders aber eine sehr anschauliche Beschreibung des Stolpenschen Basaltberges, und der Basalte am Gickels- und Heulenberge etc. in wel-

welchem letztern ausserordentlich viel magnetischer Eisenstein eingemengt seyn soll. Eben so ausführlich und angenehm sind die Nachrichten von den Pirnaischen Sandsteinbrüchen und den dortigen Gegenden. 26) *Aeussere Beschreibung des Olivenerzes von Karrarach in Kornwallis*, von Hn. *von Schlotheim.* 27) *Von einigen neuen elastischbiegsamen Steinen und der Art, mehrere Mineralien Biegsamkeit mitzutheilen*, von Hn. *Fleriau de Bellevue.* Dieser aufmerksame Mineralog entdeckte einen biegsamen Kalkstein am St. Gotthard, den er hier sowohl nach seinem Aeussern, als nach seinem chemischen Verhalten sehr genau charakterisirt. Er tritt der Meynung des Hn. Dolomieu bey, dass dieser Kalkstein die Fähigkeit, sich ein wenig biegen zu lassen, bloss einem Zustande von Austrocknung zu verdanken habe, die den Zusammenhang seiner Theile schwäche. Diesem zufolge unternahm er verschiedene Versuche mit wiederholtem Glühen und Ablöschen einiger Steinarten, die so glücklich ausfielen, dass er wirklich mehrern derselben die Biegsamkeit ertheilte. 28) *Vollständige Nachricht von dem Hollentra Zuge, einem wichtigen Eisensteinwerke* (in der Graffschaft Sain-Altenkirchen) vom Hn. Bergrath *Cramer.* 29) *Ein Beytrag zu einer mineralogischen Beschreibung der Carlsbader Gegend*, von *L. C. v. B.* Ein vortrefflicher Auffatz, der keinen kurzen Auszug verträgt. Der Vf. sucht die erwärmende Kraft für den dortigen Brunnen in fortdauernden Steinkohlenbränden im Innern dieser Gegend. Wünschenswerth wäre es gewesen, wenn er sich etwas weitläuftiger über die angebliche Trappformation herausgelassen hätte, wovon das mineralogische Publicum noch zu wenig unterrichtet ist, um über den Werth oder Unwerth dieser neuen Hypothese entscheiden zu können.

SCHÖNE KÜNSTE.

RIGA u. LEIPZIG, b. Hartknoch: *Erzählungen von Carl Stille.* Zweyter Theil. 1793. 266 S. 8.

Der zweyte Theil dieser Erzählungen ist des ersten vollkommen würdig. Rec. hat wenig Bücher gelesen, woraus das menschenfreundliche Herz und der reife Geist des Autors schöner hervorgestrahlt hätte. Wahre Weisheit wird mit edler Einfalt vorgetragen und auf die Bedürfnisse der Menschen, besonders unserer Zeit, angewandt. I. *Hanneddin* wird den meisten Lesern aus dem Mercur bekannt seyn. Es ist die Geschichte eines edlen Aufklärers. II. *Gebal und Abidallah.* Ein Fürst wird mit glücklichen Anlagen geboren, von Schmeichlern und Bösewichtern verderbt, von dem weisen Abidallah aber auf den rechten Weg zurückgeführt. Leider wandelt er ihn nicht lange! Denn nach Abidallah's zu frühem Tode bemächtigen sich eben diese Ungeheuer aufs neue seines Herzens, bis es endlich drey rechtschaffenen Männern nicht ohne Mühe, List und Gefahr gelinget, jene zu entlarven und Gebaln seinem Volke wieder zu schenken. Dieser edle Stoff ist auch eben so edel bearbeitet. Besonders empfehlen wir die kleine Abhandlung von der Pressfreyheit allen Fürsten und Ministern. Leider zittern noch viele vor dem blossen Namen der Pressfreyheit und sehen Königsmord und Aufruhr hinter ihr lauschen. Der Satz, dass ein Fürst seine Wohlthaten nicht aufdringen, noch Irrthümer gewaltsam ausrotten müsse, ist zwar im Allgemeinen keinesweges zu verwerfen; leidet aber gewiss einige Einschränkungen. Freylich *lässt sich bessere Einsicht nicht erzwingen;* aber die Gewohnheit selbst ersetzt bey ungebildeten Menschen die Stelle der Einsicht und Ueberlegung. So hat man in Oestreich schon unter Maria Theresia viele Feyertage abgebracht und unter dem grossen, lange verkannten Joseph die Processionen verboten; sehr weise, wie uns däucht. Der Pöbel murrte anfangs wider das Verbot; jedoch nach und nach liess er es sich gefallen und die jüngern Leute wurden an einen Unfug weniger gewöhnt. Ueberdiess wird man gewisse Thorheiten gar nicht ausrotten, wenn man zu viele Schonung und Nachsicht anwenden wollte, da das Interesse einiger Stände erfodert, sie unter der Hand zu hägen und wo möglich zu verewigen. Diesem wird durch ein Gesetz und die Furcht vor Strafen wenigstens einigermassen gesteuert.

III. *Der Schatz.* Die Schicksale einer Familie, welche durch einen Schatz unglücklich wurde. Auch diese Erzählung, wiewohl sie nicht das Interesse der vorigen haben kann, ist sehr gut in ihrer Art und verdient gewiss Dank und Beyfall. Wenn wir indessen diesem so lobenswürdigen Schriftsteller einen Rath ertheilen sollten, so wäre es der, dass er hier und da eine auffallende Erdichtung, eine lebhafte Beschreibung und etwas mehr Anstrich vom Romanhaften nicht verschmähen sollte. Hiedurch würde sein Buch leichter Eingang gerade bey solchen Personen finden, die dessen am meisten bedürfen. Seine Arzneyen sind reinigend und stärkend; aber nicht immer ist für die kranken Kinder, d. h., für den grössten Theil der Leser, der Rand des Glases mit Honig bestrichen. Hr. *St.* mag uns diesen Wink zu gute halten, der bloss aus dem Verlangen herrührt, ein so nützliches Buch in vielen Händen und den Inhalt in vielen Köpfen zu wissen. Auf jeden Fall wollen wir nicht zanken, wenn er hierin unsern Rath nicht befolgt und seinen festen Gang so fortsetzt, wie er ihn angefangen hat. Er erklärt ja ohnehin S. 8. bey der Mittheilung gewisser Bruchstücke, die von zehen Lesern nur Einer nicht überschlagen dürfte, dass er gerade für diesen Einen am liebsten erzähle. Eine andere Bitte, worauf wir aber schlechterdings bestehen müssen, ist diese, dass ein Mann von Hn. *St's.* Verdiensten alle grammatischen Unrichtigkeiten zu vermeiden suche. Das Wort *Uebermüthler* S. 31., *kommode* statt bequem S. 66., *auf die Kondition* statt: unter der Bedingung S. 227. haben uns nicht gefallen. *Mit bezaubernder Miene der Bescheidenheit* S. 166. scheint uns unrichtig und der Artikel *der* hier nothwendig zu seyn. Ganz fehlerhaft ist S. 19. die Zusammenziehung durch ein Participium, das sich auf nichts beziehen kann. *Von wenig Edlen beweint, würden Tausende meinem Andenken fluchen.* Es soll heissen: Wenig Edle würden mich beweinen und tausende würden meinem Andenken fluchen. Noch andere Unrichtigkeiten

 trafen

trafen wir in diesem Buche an. Eine müssen wir um so mehr rügen, da Hr. *St.* sie mit vielen sonst classischen Schriftstellern gemein hat. Es ist der Genitiv in s. bey eigenen Namen die den Artikel haben, z. B. *des Gebals Sohn.* Schon Hr. Adelung eifert wider diesen Fehler; da er aber die Gründe nicht auseinandersetzt, so sey es uns erlaubt, die wichtigsten anzuführen. 1) Niemand macht diesen Fehler bey Wörtern des weiblichen Geschlechts. Niemand sagt z. B. das Buch der Theresens. 2) Auch bey Wörtern des männlichen Geschlechts nicht in andern Endungen. Z. B. Ich habe es dem Adelungen gegeben. 3) Ja nicht einmal in der zweyten Endung, wenn sie etwas mehr als ein blosses S bekommen soll. Niemand sagt *das Buch des Wolfens, des Sonnenfelsens.* Die getadelte Form hat also nichts für sich als den Gebrauch, der aber bey weitem nicht so allgemein ist, dass er alle Regel und alle wahre Analogie überwiegen sollte. Er gründet sich auf eine unrichtige von den Gattungsnamen hergenommene Analogie. Indessen liessen sich hierdurch oft grosse Schriftsteller täuschen. So heisst es bey dem so musterhaften Ramler:

> Verlass die keusche Grossmuth deines *Scipio*,
> Deines *Koriolans* gefahrenvollen Gehorsam.

Ist hier *deines Scipio* recht, warum denn nicht auch *deines Koriolan?* müsste es aber *deines Koriolan's* heissen; warum nicht auch: *deines Scipio's*.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Prag*, b. Albrecht und Comp.: *Sendschreiben an den ehrwürdigen Landmann* etc. von *Bernhard Specht*, d. W. u. b. R. D. 1793. 101 S. 8. (6 gr.). — Dieses Sendschreiben widmet der Vf. „dem ehrwürdigen, fleissigen und „ehrlichen Landmanne zur Rettung von Vorurtheilen und Irr„wahn" und verspricht auf dem Titel „dem ehrwürdigen Land„manne den ächten Begriff von dem französischen Freyheits- und „Gleichheitsgenusse; von dem Worte Jacobiner deutlich zu er„klären; und die vorzüglichsten Mitglieder dieser berüchtigten „Gesellschaft etc. mit allen ihren Streichen ausführlich zu schil„dern." Von seiner Art, sich dabey zu benehmen, geben wir einige Stellen zur Probe: S. 6. „Die Worte: Freyheit und „Gleichheit wurden von einer Gesellschaft herrschsüchtiger Men„schen, die den Plan entworfen hatte, dem Könige die Regie„rung aus den Händen zu reissen, keinesweges aber das Volk „glücklich zu machen, nur in der Absicht erfunden, um den „grossen Haufen Menschen zu gewinnen, der sich dadurch von „allen Abgaben frey, und seinem Herrn ganz gleich zu werden „eingebildet. Wir Menschen, liebe Landleute! lassen uns im„mer am liebsten durch Worte und Schall regieren, wie wir „diess aus den *nichtsbedeutenden* Ausdrücken Freyheit und Gleich„heit, welche ein ganzes zahlreiches Volk, und mit ihm, wenn „man nicht noch zeitig genug Gegenanstalten getroffen hätte, „vielleicht die halbe Erde in Unordnung und Elend gebracht „hätten, thätlich ersehen können. — Freyheit und Gleichheit „sind allerdings sehr schmeichelhafte Worte, die vielleicht auch „einige von euch, liebe Landleute, leicht hätten irreführen kön„nen. Von aller Roboth, von Steuren und Abgaben, Mauten „und Zöllen frey zu seyn, und mit eurer Obrigkeit oder den „vorgesetzten Beamten gleich gut speisen und trinken zu kön„nen; ihnen in allen, in Einkünften, in der Behandlung und Ach„tung ganz gleichgehalten zu seyn, möchte euch wohl so ganz „gut gefallen. Aber meine liebe gute Landleute! das sind, wie „ich euch schon gesagt habe, lauter Blendwerke. Freyheit und „Gleichheit sind *leere* Worte, mit denen man euch noch mehr „unterjochen will." S. 52. „Der Jacobiner Tracht bestehet in „einem nachlässigen Aeussern. Sie tragen abgeschnittene Haare, „einen runden Huth, einen schlechten Ueberrock und einen „dicken Knotenstock in der Hand." „Keine Regierung in der „Welt liebe Landleute kann sich mehr Mühe geben, euer Bestes „zu besorgen, als die unsrige. Sie thut ja alles für den Land„mann. Sie hat eurem Stande eine Achtung verschafft, die er „noch niemal, und noch in keinem Reiche genoss. Ihr seyd „durch sie von der Leibeigenschaft befreyt worden. Die Lasten „und Abgaben an eure Obrigkeiten sind von ihr um ein Ausser„ordentliches gemildert worden; und die Wirthschaftsbeamten „müssen euch auf eine gute *menschliche* Art behandeln. Ihr „dürft nun mit euren Herrschaften ungehindert sprechen; ihr „könnt ihnen eure Klagen mit Freymüthigkeit eröffnen und sie „werden sie liebreich und mit Geduld anhören. Sie helfen euch „sicher gern, wenn eure Bitten gerecht sind." S. 77 etc. folget eine kurze Erzählung vom Ursprunge der Frohnen und ihrer ehemaligen Nothwendigkeit, in welcher unter andern folgende treuherzige Aeusserung steht: „Die Last der Roboth, die ich „euch jetzt nach ihrem, für euch vortheilhaften, und nothwen„digen Ursprunge geschildert habe, ist bey weitem nicht so drü„ckend, wie ihr, *oft* aus bösen Anstiftungen, darüber Klage füh„ret. In Sachsen, im Reiche ist der Bauer um kein Haar besser „daran, als der böhmische; er hat in einigen Ländern noch grö„ssere Lasten, und doch ist er nicht *immerwährend* so missver„gnügt, als ihr." S. 99. Bey uns lebt wahrlich jeder Mensch gut und kann um so besser bestehen, je fleissiger und rechtschaffener er ist. *Wo speist und trinkt man so gut* (eine allgemein bekannte Wahrheit) *als in K. K. Ländern?* Wie könnte man es, wenn die Abgaben zu gross wären! Das ganze Schreiben endigt Hr. *S.* mit folgender Apostrophe an die ehrwürdigen böhmischen Landleute: „Edle, tapfere Böhmen! die ihr von kei„nem Partheygeiste wisset, die ihr keinen andern Wunsch habt, „als die Gesetze eures verehrungswürdigsten Monarchen, als die „Gerechtigkeit und die Menschlichkeit, ohne welche keine „Dauer der Gesetze ist, zu befolgen, zu lieben und zu vereh„ren, als euren Obrigkeiten Gehorsam und Achtung zu erwei„sen, gebt eure Schätze und *Kinder willig hin*, um unter den „siegreichsten Befehlen der würdigsten Feldherren das grosse „ehrenvolle Werk bald vollenden, — um den Völkern Friede, „und den Thronen eine unerschütterliche Festigkeit verschaffen „zu können! Tapfere Böhmen! schwört mit mir: *für ewige „Zeiten Verehrung und Treue dem Königsthuthe*, auch wenn ir„gend ein Träger desselben menschlich fehlte! Es ist leicht, — „beherziget diese Wahrheit — über Könige zu richten; leicht „ihre Schwächen aufzusuchen, und das Verschulden treuloser „Diener auf ihre Schultern zu werfen: aber edle Böhmen! „*schwer, sehr schwer ists, ein König und vorwurfsfrey zu seyn!*" Das ist gewiss unstreitig.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 22. September 1794.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

STOCKHOLM, gedr. in der königl. Druckerey: *Reglemente för Kongl. Maj.ts. Tunga och Lätta Cavalerie. Forsta Delen.* (Reglement für die königliche schwere und leichte Cavalerie. Erster Theil.) 1793. 1 Alph. 8.

Dass man in Schweden seit verschiedenen Jahren besonders auf das Kriegswesen viele Aufmerksamkeit wendet, beweisen auch die verschiedenen nach einander erschienenen und oft abgeänderten oder verbesserten Reglements, besonders für die Infanterie. Hier erscheint nun auch ein ausführliches Reglement für die Cavallerie. Es besteht aus vier Abtheilungen. Die erste, unter dem Namen der *Recrutenschule*, handelt von der Oekonomie und Dienstleistung, der Dressirung des Recruten zu Fuss und zu Pferd, und vom Reiten sowohl Mann für Mann, als in Glied und Reihen. Die zweyte Abtheilung heisst: die *Remonteschule*, und lehrt die Art und Weise, mit Pferden umzugehen, sie zuzureiten, und ihnen ihre Unarten abzugewöhnen. Die dritte Abtheilung beschäftigt sich mit dem Exercitium der Escadrons, und ist die ausführlichste von allen. Sie handelt von der Rangirung, Abtheilung, Richtung, Stand- und Marschordnung, den Erolutionen, dem Marsch en front, en colonne und file, dem Angriff, der Flankirung einer Escadron, dem Verhalten der schweren Cavallerie gegen leichte Truppen, und den Handgriffen zu Pferde. Die letzte Abtheilung endlich enthält die Uebung der Cavallerie oder Dragoner zu Fuss, und handelt von den Absichten bey dieser Uebung, dem Absitzen, Marsch, der Richtung, dem Oeffnen und Schliessen der Glieder, dem Schwängen und Abfallen, den Handgriffen, Feuern, Aufsitzen, u. s. w. Alles sehr deutlich und fasslich auseinander gesetzt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN

LONDON, b. Johnson: *Letters from a Father to his Son, on various Topics, relative to Literature and the Conduct of Life.* Written in the years 1792 and 1793, by *J. Aikin*, M. D. 1793. 348 S. 8. (5 Sh.)

Gleich der Name des Vf., eines der geschmackvollsten heutigen englischen Schriftsteller, erregt für diese an seinen Sohn gerichteten Briefe eine günstige Erwartung, und erhöht das Interesse gleich im voraus, welches schon das Verhältniss eines seinen studierenden Sohn über wissenschaftliche und sittliche Gegenstände belehrenden Vaters mit sich führt. Hiezu kommt, dass diess gegenwärtigen Briefen zum Grunde liegende Verhältniss hier keine blosse Wendung oder Dichtung ist, wie es etwa bey des sel. *Dusch's* Briefen zur Bildung des Geschmacks an einen jungen Edelmann, und bey sonst mehrern, der Fall war; wenn gleich die Nebenabsicht öffentlicher Bekanntmachung wohl sogleich mit der Entwerfung dieser Briefe mag verbunden gewesen seyn. Und wären sie auch nicht vorher an den Sohn einzeln und wirklich abgelassen, wären sie gleich vor den Augen des Publicums an ihn geschrieben worden; so geht dadurch immer noch der Werth nicht verlohren, den ihnen ihre individuale Beziehung, und die bey dem allen nicht erkünstelte Wärme des für Geist und Herz seines Sohns zärtlich besorgten Vaters ertheilt. Auf der andern Seite aber hat diese persönliche Beziehung nichts hineingebracht, was die allgemeine Theilnehmung der Leser an der hier gegebenen Belehrung einschränken oder schwächen könnte. Die in diesen Briefen abgehandelten Gegenstände sind so gewählt, wie sie dem jugendlichen Alter des Sohns, und dem zwiefachen Zwecke des Vaters, sein Herz und seinen Geschmack zu bilden, angemessen waren; und in dem ersten Briefe, der zur Einleitung der übrigen bestimmt ist, wird dieser Zweck, der mit der Richtung seiner bisherigen Erziehung zusammenstimmt, näher entwickelt. Durch diese hat Hr. Dr. *A.* seinen Sohn beides für das thätige und nachdenkende Leben, beides für das Studium der Bücher und der Menschen vorzubereiten gesucht. Er hat ihn daher mit einer mannichfaltigen Menge von wissenswürdigen Gegenständen beschäftigt, und mehr dahin gearbeitet, dass der bisher aufgeführte Bau dem Sparrwerke eines grossen Gebäudes, als dem vollendeten Modell eines kleinen gleichen möchte. Uebrigens äussert er seine Unzufriedenheit mit dem gewöhnlichen, allzu eingeschränkten, Studienplane der englischen Schulen und Universitäten, und zeigt die Vortheile, welche sich von einem festen, unabänderlichen Lebensplan mit Recht erwarten lassen, und welche besonders das frühe Studium der Kritik und der schönen Literatur gewähren kann. Auch der Naturkenntniss sind ähnliche Vortheile eigen. Uebrigens hofft er, dass seine längere Uebung und Erfahrung ihn im Stand setzen werde, seinem Sohne manche nützliche Vorschläge und Winke mitzutheilen. *Br. 2.* Ueber die Stärke des Charakters, der mit den Jahren an Festigkeit gewinnt. Es gibt mehrere Quellen der jugendlichen Charakterschwäche. Die erste und vornehmste derselben ist falsche Schaam; eine zweyte, die Furcht zu beleidigen und anstössig zu werden, die eine liebenswürdige Delicatesse des Charakters zum Grunde hat. Mit ihr ist die Besorgniss verwandt, andern unangenehme Gefühle

Gefühle zu verursachen, und der Wunsch, jedermann zu gefallen, verbunden mit der eiteln Hoffnung, keine Feinde zu haben. Gar leicht aber wird man dadurch zur übertriebnen Menschengefälligkeit, und zur scheuen Zurückhaltung seiner Meynungen verleitet. — *Br.* 3. Von der Anhänglichkeit an die Schriftsteller und Werke des Alterthums, deren wahren Werth, in Vergleichung mit den Neuern, der Vf. nach festen Grundsätzen zu bestimmen sucht. Unstreitig schreitet nicht nur jeder einzelne Mensch, sondern das ganze menschliche Geschlecht immer weiter zur Vollkommenheit fort; und im Ganzen hat Geschmack und Talent immer mehr gewonnen. Dass dies in der Poesie nicht so durchaus der Fall war, lässt sich aus verschiednen Ursachen erklären. Einen Grund von der immer fortgesetzten ausgezeichneten Vorliebe für die griechische und römische Literatur glaubt der Vf. in dem Umstande zu finden, dass die christlichen Religionslehren ursprünglich, und mehrere Jahrhunderte hindurch, in diesen Sprachen vorgetragen wurden. — *Br.* 4. Fortsetzung des Vorigen. Der Vortrag philosophischer Wahrheiten hat bey den Neuern wenigstens an Klarheit und Gründlichkeit gewonnen; und das Studium der neuern Sprachen kann in mancher Absicht fruchtbarer werden, als das Studium der alten. Auch fehlt es in neuern Zeiten nicht an Ermunterung des Talents. Hauptsächlich ist es der einmal eingeführten Erziehungsweise zuzuschreiben, dass man die Werke des griechischen und römischen Alterthums so ausschliessend bewundert, woran aber noch manche andre, in diesem Briefe näher angegebene, Vorurtheile Schuld sind. Indess hat der Vf. keinesweges die Absicht, seinen Sohn von dem Studium der alten Klassiker abzulenken; nur räth er ihm, das nicht durch die Autorität der Alten zu entscheiden, was sich auf den Probierstein der heutigen Vernunft bringen lässt. — *Br.* 5. Ueber das Bestreben nach immer grösserer Ausbildung des Geistes und Herzens. Aus Unwissenheit, Schwäche und Eigendünkel declamirt man so häufig gegen die Möglichkeit, immer vollkommener zu werden. Auch in bürgerlichen Verfassungen und Anstalten sollte man nach immer grösserer Vollkommenheit streben, und nicht die Maxime geltend zu machen suchen, dass theoretisch richtige Grundsätze allemal praktisch unrichtig sind. Wahre Philosophie kann nicht anders als überall sehr heilsam und wohlthätig seyn. — *Br.* 6. Ueber die Sucht nach Beyfall, an dem Beyspiele des jüngern *Plinius*, aus dessen Briefen sie überall hervorschimmert, deren jeder eine förmliche Ausarbeitung ist. Am wenigsten erscheint seine Eitelkeit zu ihrem Vortheile, wenn er sich auf literarische Gegenstände einlässt. — *Br.* 7. Ueber die Geschichte der *Circe*, die vom Horaz und den meisten Auslegern Homer's für allegorisch gehalten wird, bey der aber dieser letztere Dichter dem Vf. keine andre Absicht gehabt zu haben scheint, als bey seiner Fabel von den Cyklopen und den Lästrygoniern, nemlich die Befriedigung des Hanges zum Wunderbaren durch Erzählungen, die ihm durch die Sage oder von Seefahrern überliefert waren. — *Br.* 8. 9. Ueber Natur und Kunst, und die Liebe zur Neuheit. Jene sind die Quellen, woraus diese ihren Durst zu stillen sucht. Diess wird besonders an der dramatischen Dichtungsart gezeigt; und dann von der dichterischen Sprache des Trauerspiels, und von der Schäferpoesie gehandelt, die der Vf. als ländlichen Roman betrachtet. Denn selbst bey Naturscenen hängt der höchste Grad ihres Reizes von Neuheit ab, und noch öfter in der Kunst, die selbst da, wo sie treu copirt, ihrer Darstellung etwas Neues als Einkleidung und Vehikel beyzumischen pflegt, dessen Wahl meistens von localen Sitten und Ideenverknüpfungen geleitet wird. — *Br.* 10. Ueber Vorurtheil, Frömmeley, Aufrichtigkeit und Freymüthigkeit. Diese Begriffe werden hier genauer bestimmt, und zuletzt in folgendem Beyspiel erläutert: „Als Jesus lehrte, rief das Vorurtheil: Was kann von Nazareth Gutes kommen? Kreuzige, Kreuzige ihn! rief die Frömmeley. Was hat er denn Uebels gethan? fragte die Aufrichtigkeit. Und die Freymüthigkeit, oder der Edelmuth, (*liberality*) zog aus seinen Reden die Folgerung: In allerley Volk, wer Gott fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm. — *Br.* 11. Ueber Religionsgesellschaften, die dadurch von Secten sich unterscheiden, dass man unter ihnen bloss eine gewisse Anzahl Leute von gleicher Denkart versteht, die sich in keiner weitern Absicht mit einander vereinigen, als des grösten Vortheils ihres Geschmacks und ihrer Religionsmeynungen ruhig zu geniessen. Ihnen ist Religion bloss persönliche Angelegenheit, ohne Rücksicht auf anderweitige Vortheile. — *Br.* 12. Ueber die Erwiederung in Streitigkeiten, und Beantwortung der Einwürfe eines Gegners. Sie wird da Pflicht, wo der Gegner falsche Künste braucht, und die Meynungen gehässig verdreht. Allen Irrthümern muss man sich dreist, bald und ohne Rückhalt widersetzen. Das Publicum ist freylich gerecht und edelmüthig, wenn es sich überzeugt fühlt; aber Verläumdungen finden nur gar zu leicht Eingang, und ihre Widerlegung kostet immer einige Anstrengung. — *Br.* 13. Ueber die Klassenordnung in der Naturgeschichte. Mit vieler Gründlichkeit werden hier die verschiedenen Theilungsgründe derselben durchgegangen, und der Vf. zeigt, dass diejenige Ordnung in der Naturbeschreibung die beste sey, welche die beiden Hauptzwecke, dem Gedächtniss zu Hülfe zu kommen, und eine allgemeine zusammenhangende Uebersicht von den ähnlichen und unähnlichen Beschaffenheiten der Naturproducte zu geben, mit einander vereinigt. An sich ist also unstreitig die natürliche Methode der künstlichen vorzuziehen; nur ist jene nicht immer anwendbar. Die Linneischen Eintheilungen haben alle etwas kleinliches, und gereichen mehr seiner Erfindungskraft und seinem Scharfsinn zur Ehre, als sie mit den erhabenen Planen der Schöpfung übereinstimmen. — *Br.* 14. Ueber *Buffon's* Naturgeschichte. Die diesem grossen Naturforscher eigne Herleitung zahlreicher gegenwärtiger Formen der Natur von einigen wenigen Urformen scheint dem Vf. selbst a priori keine sehr wahrscheinliche Hypothese zu seyn. Unter den Ursachen, welche Veränderungen in den Thiergattungen bewirkt haben, sind wohl Klima und häusliche Zucht die vornehmsten. *Buffon* verweilt am liebsten bey den Sitten, und, so zu reden, dem moralischen Charakter der Thiere; und hier konnte leicht bey einem Schriftsteller von warmer Einbildungskraft und lebhaftem

haftem Gefühl manche Einbildung und Täuschung entstehen. Ueberhaupt ist er ein Schriftsteller, den jedermann mit Vergnügen lesen wird, den aber nur der einsichtvolle Kenner mit wahrer, ungemischter Belehrung benutzen kann. — *Br.* 15. Ueber schöne Gartenkunst, worin die Engländer einen so anerkannten Vorzug behaupten. Hier werden die Eigenheiten der ältern und neuern Gartenkunst sehr scharfsinnig mit einander verglichen. Kunst und Natur sollten darin immer einander die Hand bieten. — *Br.* 16. Ueber *Pope's* bekanntes Lehrgedicht, Versuch über die Kritik, wider welches der Vf. manche gegründete Erinnerungen macht, die nicht sowohl den Plan, als die Ausführung, und die in einzelnen Stellen vorgetragenen Grundsätze betreffen. Es enthält wirklich manche schale Urtheile über Bücher und andre Gegenstände, und scheint dem Vf. die grosse Hochachtung nicht zu verdienen, die man demselben bisher, als Lehrgedicht betrachtet, geschenkt hat. Den Ruhm eines zwanzigjährigen Kunstrichters kann *Pope* immerhin aufgeben, und doch noch die Ehre eines vorzüglichen Ranges unter den Dichtern seiner Nation behaupten. — *Br.* 17. Ueber die Analogie zwischen geistigen und körperlichen Krankheiten. Ein mit feiner physiologischer Einsicht geschriebener Brief, worin die Nothwendigkeit gezeigt wird, auf die verwickelten Ursachen mancher Krankheiten auch bey ihrer Heilart Rücksicht zu nehmen. — *Br.* 18. Ueber Milzsucht und Niedergeschlagenheit des Geistes. Als Arzt hält der Vf. die Mässigkeit für das beste Verwahrungsmittel wider dieses Uebel; und für das beste Seelenmittel eine beständige Thätigkeit, um dem so beschwerlichen, uns so leicht überschleichenden, Ueberdrusse des Lebens auszuweichen. Vor allen Dingen muss man nicht bloss sich selbst, sondern auch andern zu leben suchen. — *Br.* 19. Ueber Tröstung; sowohl über die besten Quellen, woraus sie sich schöpfen lässt, als über die rechte Art, sie andern mitzutheilen. Jeder Schmerz hat sein Gegengewicht; und wenn irgend ein grosser Verlust uns niederdrückt, so vereinen sich mehrere kleine Freuden, uns wieder aufzuhelfen. — *Br.* 20. Von der Ungleichheit der Stände. Sie ist nothwendig, nicht unnatürlich und erkünstelt. Jede gute Regierungsform aber beruht auf gewissen gleichmachenden Grundsätzen, die sie nie aus den Augen verlieren sollte. — *Br.* 21. Von dem Uebergewichte der Wahrheit, das man oft zu allgemein annimmt, und dem sich so manche Hindernisse in den Weg legen, die zum Theil in der Natur und Lage der Menschen gegründet sind. Wahrheit wird immer nur in so fern die Oberhand behalten, in so fern man sie mit gehöriger Mässigung durchzusetzen sucht, und in so fern diejenigen, die diess thun, alle dazu gehörige Eigenschaft besitzen. — *Br.* 22. Ueber bessern Rath und Mittelstrasse. Nicht immer ist weitre Ueberlegung und dadurch veränderter Entschluss, den ersten Eingebungen unsrer Wahl vorzuziehen; oft fährt man besser, wenn man den ersten Eindrücken folgt. So kann es auch nicht als allgemeine Maxime gelten, dass die Mittelstrase immer die beste und sicherste sey. Oft ist sie gerade die schlechteste, der Behelf der Schwäche und Unentschlossenheit. Die Wahrheit liegt freylich oft in der Mitte; aber es ist grosse Schwachheit, wenn man sie durch die mechanische Zertheilung der Linie zu finden hofft. Ueberhaupt sind Sprüchwörter und Aphorismen sehr unsichre Wegweiser. Einige wenige Beyspiele reichten hin, eine allgemeine Regel festzusetzen; die Ausnahmen rechnete man für nichts, bis man am Ende nicht selten fand, dass es ihrer weit mehrere gab, als jener einzelnen Fälle. — *Br.* 23. Von den vornehmsten Fehlern poetischer Uebersetzungen. Schon die grosse Verschiedenheit alter und neuer Sitten macht es oft unmöglich, zugleich treu und angenehm die Werke des Alterthums zu dollmetschen; und gemeiniglich entstellt man da das Original durch ein erborgtes Colorit. Dazu kommt der Hang zur Verschönerung, der uns leicht zur Uebertreibung der Grundzüge verleitet. Manche Dichterwerke des Alterthums können durchaus in keiner Uebersetzung gefallen, man mag sie ausführen, nach welchem Plan man will. — *Br.* 24. Ueber Ruinen. Der jetzt herrschende Geschmack an denselben ist sehr übertrieben. Ihr erster Eindruck kann unmöglich etwas Angenehmes haben; sie erregen die Idee von Zerstörung und Verwüstung, von verfallner Kunst und verloren gegangener Brauchbarkeit; aber ihre gefällige Wirkung fürs Auge ist wohl bloss eine Folge des Gedankens, dass diese Ruinen ehedem Theile eines grossen oder schönen Werks der Baukunst waren. Sie haben indess, als Gegenstände des Gesichts betrachtet, auch gewisse eigenthümliche Schönheiten für diejenigen, die überall das Auffallende und Mahlerische aufsuchen. Ihr Eindruck auf die Empfindung aber lässt sich aus dem Grundtriebe der Ideenverknüpfung erklären, nach welchem wir unbeseelte Dinge auf beseelte, vergangene auf gegenwärtige, zu beziehen gewohnt sind. Und dies ist um so mehr der Fall, wenn die Ruinen interessant genug, und hinreichend sind, unsrer Einbildungskraft zu Hülfe zu kommen, wenn die durch die in Erinnerung gebrachte Scene erregten Gefühle von der Art sind, dass sie mit denen, die wir bey Besuchung des Orts, wo die Ruinen stehen, mitbrachten, zusammenstimmen. Ihr historischer Werth ist schwerlich so gross, als er gewöhnlich angeschlagen wird, und gründet sich auf die Idee, dass dasjenige, was, wenn es neu wäre, sehr unbedeutend seyn würde, bloss durch sein Alterthum wichtig und bedeutend wird. — *Br.* 25. Bemerkungen über einen Beweisgrund für die Wirklichkeit der Gespenstererscheinungen. Dr. *Johnson* legt nemlich in seinem *Rasselas* einem Weisen die Behauptung in den Mund, dass der Glaube an Gespenster dadurch Wahrscheinlichkeit erhalte, weil er sich fast bey allen Völkern, und bey solchen finde, die sich denselben einander nicht können mitgetheilt oder überliefert haben. Er müsse also wohl auf Erfahrung gegründet seyn. Aber es entstand, wie der Vf. zeigt, dieser Glaube bey allen Völkern aus einer gemeinschaftlichen Quelle aus dem Bestreben, sich die Art der Fortdauer nach dem Tode begreiflich zu machen, die sie in dem todt vor ihnen da liegenden Körper nicht mehr annehmen konnten, und wobey sie nun die beym Abwerfen des Schattens, beym Bilde im Wasser oder im Spiegel wahrgenommene Gestalt und Figur zu Hülfe nahmen.

men. In der Vorstellung der Geistererscheinungen selbst aber gehen Völker und Zeiten, nach Maasgabe ihrer Sitten, ihres Religionssystems, ihrer Naturscenen, gar sehr von einander ab. — *Br.* 26. Ueber wohlfeile Vergnügungen. Die wahre Glückseligkeit des Menschen bestehe darin, seine Wünsche nach seinen Mitteln zu ihrer Erreichung zu bequemen, und sich Geschmack an leicht erreichbaren Freuden zu erwerben. Zu diesen rechnet der Vf. das Bücherlesen, den Umgang mit Menschen, das Studium der Natur und Kunst. — *Br.* 27. Ueber die Liebe zum Vaterlande. Der Vf. warnt seinen Sohn sowohl vor einer allzugrofsen Vorliebe für sein Vaterland, als vor dem Hange, die Mängel desselben zu hoch anzuschlagen, und das Ausländische ohne weitere Prüfung dem Einländischen vorzuziehen. Sodann setzt er ihm die Gründe aus einander, die nicht nur zur Liebe des Vaterlandes, sondern auch zum thätigen Eifer für das Beste desselben ermuntern müssen. — *Br.* 28. Ueber die Unabhängigkeit. Derjenige kann in Beziehung auf andre unabhängig heifsen, der nichts braucht, was sie ihm vorenthalten können. Unabhängigkeit aber ist nicht die nothwendige Folge von der Lage eines Menschen; mit Wenigem zufrieden seyn, und sich dies Wenige durch arbeitsamen Fleifs sichern, ist das einzige gewisse Mittel, unabhängig zu werden. — *Br.* 29. Ueber die Wahl einer Ehegattin. Die Verschiedenheit der Meynungen zwischen Söhnen und Vätern, bey solch einer Wahl, rührt gemeiniglich daher, weil die erstern immer nur an den ersten Monat ihrer Verheirathung, und die letztern an die ganze Dauer derselben denken. Die Hauptsache, worauf bey der Wahl einer Gattin alles ankommt, ist die gegründete Erwartung, in ihr eine Gefährtin und Gehülfin zu finden. — *Br.* 30. Abschied und Rückblick auf den Inhalt und den Zweck der vorhergehenden Briefe. Dieser letztere ging bey denen von moralischem Inhalte vornemlich dahin, einige Wahrheiten, welche das praktische Verhalten im Leben betreffen, in ein starkes und fafsliches Licht zu setzen, und bey den literarischen, herrschenden Vorurtheilen zu begegnen, und seinen Sohn in Stand zu setzen, selbst zu urtheilen und zu geniefsen. Kurz, der Vf. suchte auch hier seinen Wahlspruch geltend zu machen: *Liberi sensi; semplice parole*, und freye Gesinnungen in einfache Rede einzukleiden. — Schon aus dieser kurzen Inhaltsanzeige wird man sehen, dafs diese Briefsammlung ein schätzbares, lehrreiches und geschmackvolles Werk sey, das auch in Deutschland durch eine *gute* Uebersetzung bekannter zu werden verdient. Im letzten Mefsverzeichnisse finden wir schon eine angekündigt, über die der Schutzgeist des guten Geschmacks wachen wolle!

LEIPZIG, b. Crusius: *Memorabilien.* Eine philosophisch-theologische Zeitschrift der Geschichte und Philosophie der Religionen, dem Bibelstudium und der morgenländischen Literatur gewidmet von Heinrich Eberh. Gottl. *Paulus*, der Theologie — Prof. zu Jena. *Fünftes Stück.* 1793. 203 S. 8.

Dieses Stück einer allgemein bekannten, schönen Zeitschrift enthält 5 Auffätze. Der I. (S. 1 — 68.) über *Mythen, historische Sagen und Philosopheme der alten Welt*, vom Hn. Magister *Schelling* in Tübingen, handelt *einmal* von dem Begriff, dem Werth und Charakter, dem Inhalt und der Erklärung der *mythischen Geschichte*, sodann von dem Begriff, Ursprung, Charakter, dem verschiedenen Inhalt und der Form der *mythischen Philosophie.* Hat Hr. *Sch.* in Hauptsachen gerade auch nichts neues beygebracht, so hat er wenigstens das, was *Heyne*, *Eichhorn* u. a. über die Sache sagten, richtig aufgefafst, gut an einander gereiht, zweckmäfsig entwickelt, und schön dargestellt. Der II. Auffatz (S. 69 — 80.) von Hn. *Justi* widerlegt die im zweyten Theile der Memorabilien aufgestellte *Brunsische* Hypothese, dafs keine der ältesten Sagen von der Entstehung des Menschengeschlechts in der Genesis die Abstammung aller Menschen auf Erden von einem Paar ableite, auf eine Art, die gewifs befriedigend ist. Auf diese Refutation kommt III. (S. 81 — 134.) ein Beytrag zu einem Commentar über Jesajah, worin Hr. Prof. *Paulus* theils den Localsinn einzelner Kapitel und Stellen des Propheten, theils die Bedeutung einiger schwereren Worte, נגש und תרשיש vornemlich, anzugeben gesucht hat. Ein neuer Beweis, wie glücklich der Vf. in der Entdeckung der Schwächen hergebrachter Meynungen ist, und wie er alles für sich zu benutzen weifs, wenn er an die Stelle der von ihm verworfenen andere (bisweilen freylich nicht viel haltbarere) setzen will! In dem IV. Auffatze „Fragmente aus dem Hiob. Uebersetzt und erläutert von *K. W. Justi*" (S. 135 — 175.) ist mehr, als man erwartet. Hr. *J.* erklärt sich nemlich in einer Art von Prolog über das Alter Hiobs; wir wünschten nicht, dafs dies übersehen würde, denn er hat unsers Erachtens die Controverse über die Sache geschlichtet. Die Auffschrift des letzten Auffatzes (S. 176 — 187.) ist: „Noch etwas über den Appendix, oder das letzte Kapitel des Evangelium Johannes." Hr. Pr. *Paulus* bestrebt sich darin, die bekannte Hypothese, das letzte Kapitel des Johannischen Evangelium sey ein nichtjohannischer Zusatz, gegen die Einwendungen zu retten, welche in den Tübinger gelehrten Anzeigen, der Eichhornischen Bibliothek und einer Dissertation Hn. M. *Krause's* zu Witterberg (*Vindiciae capitis ultimi Evangelii Johannis* 1793.) gegen die letzte Abhandlung des *neuen Repertoriums* gemacht worden sind. Von S. 188 bis zu Ende kommen Nachrichten zur biblischorientalischen Literatur von Hn. *Alter* in Wien nebst einer Nachfrage nach J. A. *Bengels* kritischer Verlassenschaft zum N. Testamente. Es existirt keine solche Verlassenschaft, oder sie hat sich irgendwo versteckt, wie wir aus zuverlässigen Nachrichten wissen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 23. September 1794.

PHYSIK.

Leipzig, b. Müller: *Alexander Volta's meteorologische Briefe*, nebst einer *Beschreibung seines Eudiometers*, aus dem Italienischen, mit Anmerkungen des Herausgebers. Erster Band mit Kupfern. 1793. 274 S. 8.

Der Vf. hat diese Briefe an Hn. Hofr. Lichtenberg in Göttingen gerichtet. In der von Brugeatelli herausgegebenen *Biblioteca fisica d'Europa* erschienen sie zuerst öffentlich mit Veränderungen und Zusätzen des Vf. Es war allerdings ein verdienstliches Unternehmen, sie durch eine Uebersetzung dem deutschen Publicum bekannter zu machen, zumal da der Herausgeber die angehme Hoffnung ertheilte, vom Hn. Volta auch die noch ungedruckten Briefe über den nemlichen Gegenstand zu erhalten. In dem *ersten Briefe* beschäftigt sich der Vf. mit der Verbesserung des Cavallo'schen Elektrometers für die atmosphärische Elektricität. Eine dem ersten Anscheine nach unbedeutende Verbesserung ist der Gebrauch blosser Strohhalmen, statt der sonst gewöhnlichen Metalldrate mit Hollundermarkkügelchen. Sie werden an leicht beweglichen Ringen nahe nebeneinander in viereckigten gläsernen Flaschen aufgehängt, deren Seitenflächen mit Papierstreifen versehen werden, worauf sich Scalen befinden, um die Divergenz jener Strohhälmchen im elektrischen Zustande beobachten zu können. Diese Hälmchen, die man höchstens ½ Linie dick nimmt, stossen sich, wegen ihrer grösern Oberfläche, bey gleichem Zustande der Elektricität viel stärker von einander ab, als dünne Metalldräte mit Kügelchen, und verstatten so eine genauere Beobachtung der Divergenz. Dass die Strohhalmen an ihren Spitzen Elektricität ausströmen liessen, sey nicht zu befürchten, weil man das Werkzeug nur zu schwachen Graden der Elektricität brauche. Mittel, dergleichen Elektrometer unter sich und mit andern vergleichbar zu machen. Vorsichten bey Versuchen dieser Art. Auch über die Vergleichbarkeit dieser Elektrometer, mit Quadrantenelektrometern, welche mit Kügelchen versehen sind, und nur zu stärkern Graden der Elektricität dienen. Ein kleiner Unterschied im Volumen und Gewicht der Strohhalme, wenn sie sonst nur dünn sind, haben keinen merklichen Einfluss, auf die Comparabilität der daraus verfertigten Elektrometer. Ein doppelt so dicker Strohhalm stieg beynahe auf denselben Grad der Scale, als der von der einfachen Dicke, wenn beide gleich lang waren. Was am meisten, und fast einzig und allein verursache, dass die Enden der Strohhalme eine grösere oder geringere Anzahl von Graden angebe, sey ihre Länge, und um demnach allen Irrthum zu vermeiden, und die Elektrometer vollkommen vergleichbar zu machen, müsse man zu allen, die Strohhalme genau von gleicher Länge machen, und einerley Maass für die Grösse der Grade auf der Scale nehmen. Die Länge der Halmen hat Hr. *v. V*, zu 2 pariser Zollen, und die Grade auf den Scalen zu einer halben Linie angenommen, und er wünscht, dass diese Maasse von allen Physikern befolgt werden möchten. Der Umstand, dass auf die grösere oder geringere Divergenz der Strohhalme die Länge derselben (vermuthlich wegen des mechanischen Moments der Abstossungskraft) einen so grossen, ihr Gewicht hingegen einen so kleinen Einfluss hat, gibt ein leichtes und sicheres Mittel an die Hand, ein zweytes Elektrometer so einzurichten, dass es bey gleich starker Elektricität eine beliebige kleinere Anzahl von Graden angibt. Man darf die Halmen nur kürzer machen. Doch wenn man sie zu kurz nehmen wollte, würde sich die Comparabilität auf zu wenig Grade erstrecken. Man suche alsdann ihre Divergenz lieber durch ein merklich groses Gewicht, z. E. durch das Ausfüllen der Halme zu erschweren, oder man bediene sich auch kleiner dichter Holzcylinder zu Elektrometern, welche schwerer steigen sollen, wie bey merklich starker Elektricität erfoderlich ist. Empfindlichkeit des atmosphärischen Elektrometers, und wie die Elektricität bey demselben zu messen; Art und Weise andere Elektrometer mit dem atmosphärischen des Hn. *V.* zu vergleichen. Das *Heeleyische* Quadrantenelektrometer sey zu Messung starker Elektricität das allerbrauchbarste, und verstatte nach den Verbesserungen, welche Hr. *V.* demselben gegeben, eine Comparabilität und Gleichheit der Grade, wenigstens von 10ten bis zum 40ten Grade. Unter und über diese Gränzen sey aber der Gang des Elektrometers für gleichen Zuwachs der Kraft, nicht mehr regelmässig, und bedürfe einer Correction, die der Vf. in einem besondern Werke über die Elektrometrie bekannt machen will. *Le Roy's*, *d'Arcy's* und *Lane's* Elektrometer. Verbindung des Condensators mit dem Flascheneleklrometer, nebst den Vorsichten zur Erhaltung richtiger Resultate. Am vortheilhaftesten werde die metallene Platte des Condensators auf den Elektrometer selbst angebracht. *Zweyter Brief.* Des Hn. *V.* Elektrometer sey zu den feinsten Versuchen über die *atmosphärische* Elektricität, und über die durch Ausdünstung, Verbrennung u. dgl. erregte *künstliche*, vollkommen hinreichend, und er bemühe sich gar nicht es noch empfindlicher zu machen, zumal wenn die Comparabilität darunter leiden sollte, wie bey dem Haarelektrometer des Hn. Prof. *Tralles*, und dem *Bennettischen* wohl der Fall seyn möchte. Einen gewissen Grad des Quadrantenelektrometers, als Fundamentalgrad festzusetzen, hatte der Vf. im vorigen Briefe, die Kraft, womit ein paar elektrisirte kleine metallene Schei-

Scheiben einander bey einem gegebenen Grade des Elektrometers abstiessen, durch ein Gewicht zu bestimmen gesucht. Da indessen dieses Verfahren wegen der mehr oder weniger isolirenden Kraft der Luft, nicht immer gleiche Resultate gab, so sucht er nunmehr den Fundamentalgrad lieber durch die Kraft, welcher eine elektrisirte metallene Scheibe von einem gegebenen Durchmesser, und in einem gegebenen Abstande von einer leitenden Fläche angezogen wird, zu bestimmen, und das Gewicht anzugeben, welches jener Anziehung das Gleichgewicht hält, bey welchen Versuchen denn die nöthigen Vorsichten erzählt werden. Hr. *V.* fand die Attraction der Scheibe bey gleichem Abstande derselben von der leitenden Fläche, in dem verdoppelten Verhältniss des Grades ihrer Ladung. Verschiedene andere Gesetze, je nachdem die Entfernung geändert, oder die Communication der ableitenden Fläche mit dem Erdboden unterbrochen wird u. dgl. will Hr. *V.* umständlich in seinem Werke über die Elektrometrie vortragen. Gelegentlich einige Gründe, dass die elektrischen *Repulsionen* nur scheinbar sind, und im Grunde von *Attractionen* herrühren. Nun über Hn. *v. Saussüre's* Metalldrat am Flaschenelektrometer, zur Beobachtung der atmosphärischen Elektricität. — Bewaffnung der Spitze dieses Drates mit einer Flamme, ein neuer Kunstgriff des Vf. um die Empfindlichkeit des Elektrometers zu erhöhen. Die Flamme sauge die elektrische Flüssigkeit aus der Luft wirklich ein. *Dritter Brief.* Weiterer Verfolg der grossen Vortheile, welche eine Lichtflamme, oder die Flamme eines angezündeten Schwefelfadens, am Ende des mit dem Flaschenelektrometer verbundnen Drates verschafft, zumal wenn die durch jene Flamme eingesogene und dem Drate mitgetheilte atmosphärische Elektricität ausserdem noch in einer kleinen Leidner Flasche gesammelt, und dann durch den Condensator verdichtet wird. Wenn auch die Luftelektricität so schwach ist, dass sie in den Strohhalmen des Elektrometers nur eine Divergenz von 1/10 eines Grades bewirkt, und also kaum sichtbar ausfällt, so kann dennoch vermittelst der erwähnten Flamme der Leidner Flasche, und des Condensators eine Divergenz von mehrern Graden erhalten werden. Der Vf. zeigt indessen, dass der Gebrauch des Condensator auch seine Unbequemlichkeiten habe. Von der Unbeständigkeit der Flamme habe man nichts zu befürchten, auch sey es falsch, wenn man glaube, die Flamme sey an und für sich elektrisch, und bewirke so das stärkere Auseinandergehen der Pendel des Elektrometers. In welchen Fällen eigentlich der Condensator anzuwenden sey. Verbindung des Condensators mit den Franklinischen Leitern. Mängel derselben. Nun Beschreibung des vollständigen portativen Apparats zur Beobachtung der Luftelektricität, nebst einigen Resultaten aus den mehrere Monate hindurch von dem Vf. angestellten Beobachtungen über die Luftelektricität, bey heitern und umwölkten Himmel, bey mehr oder weniger dicken Nebeln u. dgl. In wiefern elektrische Drachen brauchbar zu solchen Beobachtungen seyn. *Vierter Brief.* Einige Versuche über die Elektricität der Dämpfe, wenn sie sich verdichten: nebst Folgerungen über die Entstehung der positiven Luftelektricität. Wenn Hr. *V.* in einem Saale Dämpfe von kochenden Wasser aus einem Kessel aufsteigen liess, und hierauf den Drat seines Apparats durch eine Oeffnung der Thüre mit den Dämpfen des Zimmers in Verbindung brachte, so zeigten sich nach ungefähr 5 bis 6 Minuten an diesem Drate, oder dem damit verbundenen Flaschenelektrometer mit Hülfe der kleinen Leidner Flasche, und des Condensators, sehr merkliche Spuren von positiver Elektricität. Nun weitere Betrachtungen über das Vermögen der Flamme, und der metallenen Spitzen, Elektricität einzusaugen, oder auch ausströmen zu lassen. Das Resultat aus einer Menge von Betrachtungen ist: dass man erstlich vermittelst der Flamme auf einem Zuleiter zwey ja dreymal stärkere Zeichen von Elektricität erhalte, als ohne Flamme, und dann zweytens, dass diese Zeichen die Stärke der Elektricität, unmittelbar in der Luftschicht, in der die Flamme ist, angeben. Drittens ergiesse sich auch die schwächste Elektricität der Luft in die Leiter, weil die Luft um die Flamme herum zersetzt werde, der also beständig neue, mit Elektricität beladene Luft zuströme, welches bey Spitzen ohne Flamme, wegen des fehlenden Luftzuges nicht der Fall sey. Daher denn die Flamme einen daurenden elektrischen Zustand des Leiters bewirke, welches zu verschiedenen wichtigen Versuchen mit dem Condensator sehr vortheilhaft sey. Viertens, weil der Leiter mit der Flamme, Luftelektricität wirklich einsauge, bis er mit der Luft ins Gleichgewicht kömmt, so finde niemals ein Irrthum in Rücksicht der Art der Elektricität, ob sie nemlich positiv oder negativ sey, statt. Diese Vortheile machen die Verbindung einer Flamme, mit einem Leiter so wichtig, dass man derselben zu seinen Beobachtungen gar nicht entbehren kann. Beyläufig auch von der medicinischen Elektricität, vom Einflusse der elektrischen Kraft auf Thiere und Pflanzen. Betrachtungen, wie die Luft ihre Elektricität fahren lasse. *Fünfter Brief.* Im Freyen angezündete Feuer, ein Mittel die Gewitter zu zerstreuen. Gelegentlich über Hn. Bertholon, der fast bey allen Naturerscheinungen, die Elektricität im Spiele seyn lässt. Würdigung der gewöhnlichen Blitzableiter. — Ob die Opferfeuer der Alten, einen physischen Grund gehabt haben können. Von den Spitzen und der metallenen Bekleidung des Tempels zu Jerusalem. *Sechster Brief.* Fortgesetzte Untersuchungen über die durchs Verdampfen und Verbrennen hervorgebrachte Elektricität, über die Vorsichten bey Versuchen dieser Art, wenn sie gelingen sollen, welches bey mehrerern Physikern nicht der Fall war. Bey dem Verbrennen der Kohlen müsse man insbesondere Flamme und Rauch verhüten, nur wenige Kohlen zu dem Versuche anwenden, sie langsam verbrennen lassen, und sich dazu eines etwas tiefen kleinen tragbaren Ofens, nicht aber eines gewöhnlichen Kohlenbeckens bedienen. Vorzug des Ofens vor einem solchen Kohlenbecken. Anwendung auf die Verdünstung der Erdfläche und die dadurch in den Luftschichten entstehende Elektricität, und warum die Luft in den höhern Regionen elektrischer als die untere seyn müsse. Warum der Apparat, in welchem man Wasser verdampfen lässt, negativ elektrisch werde, wie es zugehe, dass hiebey einige Ausnahmen stattfinden, je nachdem man Wasser von der Oberfläche dieser oder

jener

jener glühenden Körper verdampfen läſst, warum wenn Waſſer z. E. von einem irrdenen oder metallenen glühenden Körper (Eiſen und Kupfer ausgenommen) verdampft, der Körper, nebſt dem Iſolirgeſtelle und dem ganzen übrigen Apparate, negativ elektriſirt werde, das Gegentheil aber bey Eiſen und Kupfer erfolge, wie auch bereits Hr. v. Sauſſure erfahren habe. Gelegentlich über die Zuſammenſetzung der elektriſchen Flüſſigkeit, nach Hn. de Lucs Ideen. Vertheidigung der Theorie des Vf. gegen de Luc's Einwendungen. Ueber die negative Elektricität des Regens. Einfluſs der elektriſchen Materie auf die Bildung der Dunſtbläschen. *Siebenter Brief.* Hier beſchäftigt ſich Hr. *V.* mit der beträchlich ſtarken Elektricität, welche Hr. Tralles bey Waſſerfällen und Waſſerſtrudeln beobachtet hat. (Beytrag zur Lehre der Elektricität etc. von J. G. Tralles. Bern 1786.) Auch Hr. *V.* fand dieſe Beobachtung vollkommen beſtätigt, und ſucht nun Muthmaſsungen über die Entſtehungsart dieſer Elektricität beyzubringen. Es gehöre zu ſolchen Verſuchen kein auſserordentlich groſser Waſſerfall, dergleichen der Sturz des Staubbachs, des Reichenbachs im Berniſchen, und die Piſſevache im Walliſerlande ſind, ob man gleich nicht läugnen könne, daſs bey ſo groſsen Waſſerfällen ſich weit ſtärkere Elektricität und auch in einer weit gröſsern Entfernung zeige (der Rec. hat dergleichen ſchon ſehr merklich in der Nähe von Schleuſen und Mühlrädern wahrgenommen). Der Meynung, daſs dieſe Elektricität durch das Reiben der fein zerſtäubten Waſſertheilchen an der Luft herrühre, kann Hr. *V.* nicht beypflichten. Er leitet ſie vielmehr von der ſchnellern Verdünſtung jener Waſſertheilchen her. Gelegentlich über die Analogie zwiſchen der elektriſchen Flüſſigkeit, und der Wärmematerie, über die Erkältung beym Verdünſten, über die Kälte bey Waſſerfällen, über die hydrauliſche Maſchine zu Schemnitz. Warum die negative Elektricität der Waſſerfälle daurend ſey, und durch die leitende Kraft des Waſſers nicht vernichtet werde. Ueber Sauſſures Meynung, daſs die Dunſtbläschen elektriſche Materie anzögen und mit ſich vereinigten; die Dunſtbläschen ſeyen der Erzeugung der beym Verdünſten entſtehenden Elektricität eher hinderlich. Ueber die verſchiedene Capacität der elaſtiſchen Dünſte, und Dunſtbläschen in Abſicht auf die Elektricität. Die der Dunſtbläschen ſey geringer als die der elaſtiſchen Dünſte, vielleicht aber nicht viel gröſser, als die des Waſſers. Nun Zuſätze zu dem 7ten Briefe, worin die Betrachtungen über die Elektricität der Waſſerfälle fortgeſetzt werden. Ferner, über das Reiben der Waſſertheilchen in der Luft, und der Elektricität, die dadurch erregt werden ſoll. Bekanntlich erhalte man ja auch nicht die geringſte Spur von Elektricität, wenn man eine metallene Kugel, oder eine andere leitende Subſtanz an einer langen ſeidnen Schnur, in ganz trockener Luft ſchwinge, oder auch vermittelſt eines groſsen Blaſebalgs die Luft gegen irgend einen Leiter ſtrömen laſſe. Selbſt in Harzen und andern idioelektriſchen Körpern lieſsen ſich durch eine ſolche Erſchütterung und Reibung der Luft, nur äuſserſt ſchwache Zeichen der Elektricität hervorbringen. Aus dieſen und mehreren Gründen habe Hr. *V.* der Meynung des Hn. Prof. Tralles, daſs die Elektricität bey Waſſerfällen von dem Reiben der Waſſertheilchen an der Luft herrühre, nicht beypflichten können. Indeſſen geſtehe er nun aufrichtig, daſs er in dieſer Behauptung zu weit gegangen ſey, und Hn. Tralles Hypotheſe ſich einigermaſsen vertheidigen laſſe, ſeit dem ihn eine Menge neuer und merkwürdiger Verſuche gelehrt habe, daſs verſchiedene Körper, ja faſt alle diejenigen, die, ſo lange ſie *ganz* ſind, an einander, oder gegen die Luft gerieben, ſich nicht elektriſiren laſſen, *in Stücke zerbrochen*, *gepulvert*, oder *geſchabt*, und dann gelind gerieben, oder auch nur in die Luft mit Gewalt geworfen, unzweydeutige Zeichen von Elektricität zu erkennen gäben. Nicht bloſs Mehl, Aſche, zerriebener Kalk und Gyps, Staub von Straſsen und Kleidern, gemeiner Sand, ſondern auch metalliſcher, d. i. eiſenhaltiger oder kieſiger Sand, werde elektriſch, wenn man ihn ſiebe, aus einem Blaſebalge blaſe, oder aus einer gleichfalls metalliſchen Sandbüchſe fallen laſſe, ja ſelbſt gepülverte Kohlen, nach den Metallen bekanntlich die beſten Leiter, würden auf dieſe Art elektriſch, und es ſey alſo wohl möglich, daſs auch ſehr fein zertheiltes Waſſer durch Reibung an der Luft elektriſch werden könne. Indeſſen bleibe es doch immer wahrſcheinlicher, daſs die Elektricität der Dünſte nicht von einem ſolchen Reiben entſtehe. Die Gründe, nach welchen Hr. *V.* dieſs zu erläutern ſucht, dünken uns ſehr überzeugend, ſind aber zu weitläuftig hier anzuführen. Auſserdem könnte man immer auch noch fragen, wenn allerley Subſtanzen in die Luft *geblaſen*, oder *geſiebt* werden u. dgl. iſt die entſtandene Elektricität ganz unzweydeutig ein Erfolg ihres *Reibens an der Luft* geweſen, konnte ſie auch nicht von dem Reiben herrühren, was dieſe Subſtanzen *an den Werkzeugen* erleiden, womit ſie in die Luft getrieben werden u. dgl. Dem Rec. kömmt das letztere nach ſeinen Verſuchen ſehr wahrſcheinlich vor, und das Reiben an der Luft möchte wohl eine Schimäre ſeyn, wenn man bedenkt, daſs die Lufttheilchen höchſt leicht einem jeden Drucke ausweichen, und den zum Reiben erfoderlichen Widerſtand nicht äuſsern können, der nöthig iſt, wenn in Materien, die ſo wenig idioelektriſch ſind, als gepulverte Kohlen u. dgl. ſich eine ſenſible Elektricität ſoll hervorbringen laſſen. — Gelegentlich redet der Vf. auch von dem Leuchten einiger Blumen zur Nachtzeit, von der Elektricität bey Bildung der Gaſarten und von andern Dingen, welche theils erläutern was in den Briefen ſelbſt vorkam, theils zu weitern Aufſchlüſſen über die Entſtehungsart der atmosphäriſchen Elektricität Ideen darbieten. Die auf dem Titel genannte Beſchreibung eines neuen Eudiometers, wird wohl erſt in dem folgenden Bande vorkommen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, in der neuen Berliniſchen Muſikhandl.: *Muſik zu Göthe's Werken*, von *Joh. Fr. Reichard*, *Erwin* und *Elmire*. Ein Singeſpiel in zwey Akten. Vollſtändiger Clavierauszug. Erſter Band. Ohne Jahrzahl. 108 S. fol.

Möchten doch viele unſerer Componiſten die Ordnung und Einfalt; den ſchönen Ausdruck der Leidenſchaft und

Ruhe; den feinen Geschmack und die Zartheit und Liebe, welche in dieser Musik herrschen, bemerken und studiren wollen. Wahrlich, es wäre auf diesem Wege, den Hr. R. so kühn und oft so glücklich betreten hat, noch eine reiche Aernte für die dramatische Kunst zu machen, wenn man ihn verfolgen wollte.

Der erste Akt dieses Singspieles wird etwas gedehnt und flach, besonders durch das erste Duett, die erste Arie und das Terzett auf der 38. S.; allein dieser Vorwurf gehört wohl eigentlich auf die Rechnung des Dichters, der seine Charaktere zu sehr in einander laufen oder zu wenig contrastiren liess. Man sieht, dass Hr. R. ein steigendes Interesse in der Declamation und Modulation der Recitative, ja selbst in der Wahl der Tonarten in den auf einander folgenden Arien gesucht habe; allein dieser Kunstgriff wird bey der Aufführung deshalb nicht gehörig bemerkt, weil die langen Recitative und die oft gedehnte Sprache derselben, den Effect, der sich davon hoffen liess, fast ganz verwischen. Die beiden Arien aus *Fmol* und *Gmol* im ersten Act sind meisterhaft und haben schöne Eigenthümlichkeit. Besonders ist in der letztern aus *Gmol* der wahre Ton aufgebrachter weiblicher Eifersucht unverkennbar. Die darauf folgende Arie aus *Es* dur ist nicht minder charakteristisch und die Stelle: *Ach! ich hab' in deinen Armen, mehr gelitten als genossen* — sehr schön. Nach dem Gefühl des Rec. hätte der Uebergang von brausendem Unwillen zu einer schmerzhaften bittern Wehmuth über verkannte Liebe, (welche der Dichter hier so wahr und schön neben einander gestellt hat) nicht so hart abgesetzt werden müssen: Es ist eine und eben dieselbe Leidenschaft welche sich auf verschiedene Art äussert und schlechterdings einen Uebergang erfodert.

Der zweyte Act wird gleich im Anfange schon dadurch interessanter, weil der Dichter die Hauptperson des Stücks erst hier einführt. Das überaus schöne *Larghetto* S. 59. welches die stille gedrückte Wehmuth einer aufgegebenen, aber unbesiegten, Leidenschaft würdig ausdrückt; das *Andante* S. 61., das *Adagio* S. 63. mit dem darauf folgenden Recitativ; das *Andantino* S. 75., besonders gegen das Ende; die Arie S. 81. und das über alle Beschreibung schöne *Adagio* S. 91., machen zusammen ein Ganzes aus, das aller Grazien und Musen würdig ist und Hn. R. den warmen Dank gefühlvoller und denkender Menschen erwerben muss. Wir können unser Urtheil über dieses Reichardtsche Werk nicht beschliessen, ohne den würdigen Vf. auf einen Vorwurf aufmerksam zu machen, der ihm schon öfters gemacht worden: Der zu häufige Gebrauch übermäfsiger Intervalle und besonders des übermäfsigen Sextenaccordes will uns nicht immer gefallen, weil das Gefühl davon abgestumpft wird. Ferner herrscht, nach des Rec. individuellem Gefühl, in manchen, selbst den schönsten Melodieen des Hn. R., eine Art von Einförmigkeit, man kann nicht sagen Eintönigkeit, die etwas Schleichendes, Schläfriges hat, das nicht von der Stelle will — kurz: Mangel an *innerer* Bewegung. Wäre es möglich dieses Etwas: wofür die Kunst keinen Namen — das Gefühl nur Sinn hat, aus dem vortrefflichen *Larghetto* S. 59. und der ganzen Folge bis S. 68. hinaus zu schaffen; so hätte die Musik vielleicht kein Zeitalter gehabt, worin etwas Schöneres für die dramatische Kunst geleistet worden wäre.

Ebendas.: *Musik zu Göthe's Werken.* Zweyter Band, enthält *Göthe's lyrische Gedichte* mit Musik von *Joh. Friedr. Reichardt.* Ohne Jahrz. 40 S. fol.

Der Inhalt eines Liedes, ist der Ausdruck einer Summe von individuellen Empfindungen des Dichters. Dieser Ausdruck richtet sich nach der Lage und den Umständen, unter welchen sich ein bestimmtes Gefühl dem Dichter entweder unwiderstehlich aufdringt, oder er ist das Resultat einer Beobachtung oder einer Erfahrung. Dadurch entsteht jedesmal eine neue Wortfügung, eine neue Stellung der Sylben und ein neuer Periodenbau — kurz eine neue Art von Sprache, die uns so lange kalt gegen den Gegenstand des Dichters läfst, bis wir in das eigenthümliche Gefühl desselben eingedrungen sind. Wenn jemand ein solches Gedicht blofs declamiren wollte; so würde dazu ein eigener Ton und Ausdruck, in Absicht der Höhe und Tiefe, ja selbst eine eigene Bewegung im Vortrage, erfoderlich seyn, oder das Gedicht könnte unverständlich werden. Da aber dieser Ausdruck viel zu sehr der unwillkührlichen Stimmung des Declamators unterworfen ist; so gibt es ein Mittel, den rechten Vortrag des Gedichtes so zu fixiren, dass er nicht leicht verfehlt werden könne, und so entsteht das Singen der Gedichte und die musicalische Zeichenlehre.

Die Musik kann also besonders dazu dienen, das Gedicht verständlich zu machen und, wo möglich, zu heben. Sie hat die besten Mittel dazu, nemlich Höhe und Tiefe des Tons und Bewegung. Diese Mittel nun auf die beste Art zu benutzen, ist das Werk des musicalischen Componisten. Dieser ist gleichsam der verborgene Comentator des Dichters; er weiss sich in die geheimsten Gefühle desselben zu versetzen, und solche durch seine Kunst in andern zu erregen, kurz er drückt mit Tönen aus, was mit Worten unmöglich ist; was sein Dichter nicht ausdrücken wollte oder konnte. So darf seine Kunst neben jeder andern ihren Platz einnehmen, so werden die Musiker Dichter und die Dichter zu Musikern, und vielleicht ist diess der beste, wo nicht der einzige Weg, durch die lyrische Poesie auf das Publicum zu wirken. Rec. findet diese Theorie des Liedes durch alle gute Lieder, zu welchen auch unstreitig die vorliegende Sammlung gehört, bestätigt. Man kann in derselben Lieblingsstücke haben; aber man wird hoffentlich keins finden, worin der Ton des Gedichtes verfehlt wäre, und das nicht seinem eigenen Charakter entspräche. Die Stücke auf der 5. 8. 9. 18. 21. 22. 24 und 32ten Seite sind unserm Herzen am nächsten. Der Druck ist schön; einige Druckfehler sind nicht angezeigt: So muss pag. 36. Syst. 4. die 4te Note nicht g sondern *es* seyn und pag. 30. Tact 6. soll wohl statt des *Hmol - Accords* der *D dur - Accord* stehn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 24. September 1794.

SCHÖNE KÜNSTE.

HAMBURG, b. Bohn: *Musenalmanach für 1793.* Herausgegeben von *Joh. Heinr. Voss,* 187 S. 12 (12 gl.)

Ebendas. *Musenalmanach für 1794.* Herausg. von *J. H. Voss.* 204 S. 12. (12 gl.)

Mit jedem Jahrgang wird der Vorzug dieser poetischen Blumenlese vor allen ihren ältern und jüngern Schwestern, die sich neben ihr erhalten, entschiedener und unzweydeutiger. Die besten Dichter Deutschlands, die noch von den Musen nicht ganz Abschied genommen, oder sich nicht allein mit den grösern Gattungen beschäftigen, scheinen ihre meisten und besten Arbeiten ausschliesend ihr gewidmet zu haben. Diess ist ein wahrer Vortheil für die Musenfreunde, die auf diese Weise ihr Vergnügen ungestörter geniessen, indem sie die neusten und erlesensten Früchte der deutschen Poesie in den kleinen und leichtern Gattungen nun nicht an mehrern Orten und aus einem Schwall mittelmäsiger und schlechter Reimereyen zusammensuchen dürfen. So bereitwillig wir aber auch sind, die Vorzüge dieser Sammlung, so wie die Thätigkeit und sorgfältige Auswahl des Herausgebers anzuerkennen, so wenig wollen wir damit behauptet haben, als liefere dieser Musenalmanach nun lauter vortreffliche, in ihrer Gattung immer auserlesene und hervorstechende Stücke. Ein Urtheil dieser Art könnte nur aus Parteylichkeit oder Unverstand entspringen, so wie die Ausführung, die ein solches Lob verdiente, noch zu keiner Zeit in keinem Lande statt gefunden hat, noch je irgendwo statt finden wird. Ungerechnet, dass durchaus höchste Vollendung und Vortrefflichkeit mit der jährlichen Erscheinung solcher Sammlungen und einem bestimmten Umfang ganz unverträglich sind; so gibt es neben dem höchsten, auch andere Nebenzwecke, auf die der Herausgeber eines Almanachs nicht minder Rücksicht zu nehmen hat. Abwechslung und Mannichfaltigkeit in Ton und Manier sind Dinge, die seine Aufmerksamkeit gleichfalls beschäftigen müssen. Die gerechte Forderung, die man im Allgemeinen an ihn zu thun befugt ist, hat er dann erfüllt, wenn er den verschiedenen Geschmack der verschiedenen Leser befriedigt, ohne dass er sich jedoch herabläst, dem schlechten Geschmack des grosen Haufens zu huldigen. Eine kurze Uebersicht des Inhalts der beiden neuesten Jahrgänge, wird die beste Bestätigung seyn, wie sehr Hr. *Voss* von dieser Wahrheit durchdrungen seyn muste, und mit welchem Glück er ihrer Leitung zu folgen und den beynahe unbedingten Beyfall der strengsten Kritik zu verdienen gewusst hat.

1793. Ausser einigen Epigrammen aus der griechischen Anthologie, an denen jedoch weder die Wahl noch die Uebersetzung ohne Ausnahme zu rühmen ist — ausser der Verdeutschung einer Elegie von Ovid, und der ersten Idylle Virgils in seiner bekannten Manier, hat der *Herausg.* zu diesem Jahrgang nur Ein eignes Stück beygetragen. *Knecht Robert* (warum nicht Ruprecht?) S. 113. erregt den Wunsch, die schönsten altenglischen Balladen von Hn. *Voss* bearbeitet zu lesen. Er wäre ganz der Mann, diess auf eine Art zu thun, die ihren Geist und ihr eigenthümliches Gepräge ungeschwächt erhielte. *L. Gr. v. Stollberg.* Die diessmaligen Beyträge dieses Dichters haben mehr Schimmer, als Wärme; viel Anstrengung und doch nur matten Schwung — *molte parole e pochi sensi.* Das Lied, S. 16. ist dunkel, voll weit hergeholter Bilder:

> Frey, doch häuslich, wie ein Täubchen
> Fliegt sie (*die Muse*) aus, und fliegt sie ein,
> Trägt mir manches grüne Läubchen
> In des *Lebens Arch'* hinein —

Die beyden odaischen Gedichte *Raphael* und *Michael Angelo* erregen eine Erwartung, die wenig befriedigt wird. Nah an das Burleske grenzt es, wenn der Dichter die Figuren auf Raphaels Gemälden, *durch ihn unsterbliche Gestalten* nennt, welche

> Treten der Vergessenheit Staub mit *gemahltem Fuss* — —

Und mehr, als kleinlich der Zug, wenn er an Raphaels

> Grabmal schaut, und die wehende Kühle der Nacht
> Mit schauerndem Graun ihm *gekräuseltes Haar an dem Nacken hebt* — —

Den meisten innern Gehalt scheint uns noch die Ode S. 107. an den vortrefflichen Kronprinzen von Dänemark zu haben. — *Gleim*, fünf kleine Gedichte, die von der Jugendwärme und dem Interesse zeugen, womit dieser ehrwürdige Greis immer noch die verschiedenartigsten Gegenstände umfasst. — *Pfeffel.* Leichte Erzählung und lebhafte Darstellung geben auch den minder bedeutenden Gedichten und den weniger glücklichen Einfällen dieses beliebten Dichters einen gewissen Reiz, obgleich nicht zu läugnen ist, dass sein Ausdruck im Ganzen etwas abgerissenes, zerstückeltes hat, das oft mehr der Bequemlichkeit des Dichters als der Ungezwungenheit und Lebhaftigkeit des Vortrags zu statten kömmt; dass seine Erfindungen häufig eine gewisse Magerkeit und Einförmigkeit haben, und dass seine Moral sich in einem engen Kreis und um eine kleine Anzahl von Lieblingsideen herumdreht. Nebst einer guten Ballade: *der Schlüssel des Himmels*, findet man hier von ihm zwey vor-

vortreffliche, finnvolle Erzählungen, die durch die leicht zu machende Anwendung auf die jetzigen Ereignisse doppelt anziehend werden. (*die Orgel* und *der Marktschreyer*). Ein eitler Bucklicher unterwirft sich, seinen Höcker loszuwerden,

— — dem Stahl der Chirurgie:
der Podalirius schwingt muthig seine Pranke;
Er sticht und schabt und ätzt, als wär der arme Kranke
Ein Leichnam oder eine Monarchie;
Und wenn das Opferthier laut um Erbarmen schrie,
So wiefs der Scherer mit gelehrten Blicken
Ihm ein Fragment von seinem Rücken.
Allein beym letzten Schnitt verschied der arme Wicht.
Ein Freund des Märtyrers beschied den Wunderthäter
Als einen Mörder vor Gericht.
Er trat ins Parlament und sprach: Erlauchte Väter,
Ein Biedermann hält, was sein Mund verspricht;
Ich thats bey dieser Kur. Des Höckers schwere Bürde
Ist weggeschaft, doch das versprach ich nicht,
Dafs er daran nicht sterben würde.

Matthisson. Dieser gefühlvolle und phantasiereiche Dichter hat fünf Stücke geliefert, deren keines die Vorzüge und Mängel seiner Manier verläugnet. Das *Kloster* (S. 1.) hat vortreffliche malerische Züge. Nach einer ungemein charakteristischen und lebhaften Schilderung der Ruinen eines ehemaligen Klosters geht der Dichter zu moralischen Betrachtungen über, die ganz ungezwungen durch den Anblick dieser Trümmer hervorgerufen werden. Doch, scheint es uns, hätte er damit schliesfsen, und nicht wieder zur Beschreibung und Erzählung zurückkehren sollen. Auch würden seine sehr wahren Reflexionen über das traurige Loos und die verfehlte Bestimmung der armen Nonnen noch tiefer eindringen, wenn er in der Schilderung ihrer Lebensweise des Ersatzes nicht erwähnt hätte, den sie durch eingebildeten Genufs der Phantasie für wirkliche Entbehrungen fanden:

— — wann der Chorgesang
Der Jungfraun durch die Mitternacht erscholl,
Und sich ihr Herz dem Weltgefühl entrang.
Dann wähnte, seiner Nebelhüll' entflohn,
Ihr Geist hoch über Schmerz und Sinnenwahn.
Im unbewölkten Glanz der Gottheit schon
Die Krone der Vergeltung zu empfahn. — —

Gegen strenge Einheit des Costume verstöfst in einem christlichen Süjet der *Tanz der Elfen* und der *Zug der Vestalen*. Im letzten Stück *die Erinnerung* (S. 184) finden wir eine glänzende, und, irren wir nicht, neue Idee:

Am Seegestad', in lauen Vollmondnächten,
Denk' ich nur dich;
Zu deines Nahmens goldnen Zug verflechten
Die Sterne sich — —

v. Gerstenberg hat nur Ein, aber ein sehr schönes Lied *die Alpenjagd* gegeben. Eben so *v. Salis* nur ein Lied (das Mitleid) aber voll süfsen Wohllauts, edlen Gefühls und ungemein rührender Züge. „Deine Hülfe, sagt der Dichter von dem *Mitleid*, stillt das Flehen der Noth,

Dein Erbarmen eilt zur That.
Wünsche brennst du auszuspähen,
Spendest, wenn der Mangel bat:
Spendest Brüdern, welche darben
Deines Tagewerks Gewinn;
Bindest loser deine Garben
Vor der Aehrenleserinn.

In verarmter Wittwen Krüge
Schüttest du der Stärkung Wein,
Prägst des Lächelns heitre Züge
Abgehärmten Wangen ein;
Hebst erlegner Wandrer Bürde
Auf dem tiefbeschneiten Damm,
Und verpflegst in sichrer Hürde
Deines Nachbarn irres Lamm.

Vögelchen vor deiner Scheuer
Streust du Korn im Winter aus;
Nöthigst zu des Heerdes Feuer
Pilger in dein wirtlich Haus;
Herbergst an des Strohdachs Balken
Prognens federlose Brut,
Schirmest Täubchen vor des Falken,
Küchlein vor des Geiers Wuth — — —

Schade, dafs die letzten Strophen des Liedes den ersten in jeder Rücksicht nachstehn. Sie sind dunkel, geschraubt und doch zugleich matt, so dafs das Lied gegen das Ende, statt sich zu heben, sinkt. — *Haug.* Ein ungemein fruchtbarer, und was selten damit vereinigt ist, ein sehr vorzüglicher Epigrammatist. In eine sorgfältige Auswahl seiner Sinngedichte würden indefs von den hier befindlichen kaum eins oder zwey Aufnahme erhalten dürfen. Keines hat die scharfe und glänzende Spitze, die er ihnen oft zu geben weifs. — *Overbeck.* Zwey niedliche Lieder. Das Herbstgemälde ist voll Leben, und hat ein frisches und lachendes Colorit. *Die Verlegenheit* (S. 115.) ist eine der anmuthigsten, launigsten Tändeleyen, die es in irgend einer Sprache geben kann. — *v. Halem.* Die Rhapsodie im Lehnstuhl (S. 123) ist mehr der gut gesagten Wahrheit, als der Poesie wegen schätzenswerth. Der Schlachtgesang ist etwas frostig, desto besser aber der Gondoliergesang, S. 53. — *Ebert.* Noch ein Lied auf den so oft von ihm besungenen 18. May. Man fühlt, dafs der Geist und das Herz des Dichters noch immer heiter und warm sind, wenn auch schon die zitternde Hand des Greises nicht immer den Ton des Gefühls ganz rein herausbringt. — Zwey Nachahmungen Popischer Gedichte stehen beide weit unter dem Original: die Elegie, von *Spalding*, und die Ode, der sterbende Christ von *Bürde*; doch ist die letzte nur schwach, jene aber rauh und prosaisch zugleich. — Einzelne gute Stücke von *F. W. A. Schmidt*, *Tiedge* und einem Ung. der bittre aber treffende Einfall S. 32. die Fabel, der Chamäleon S. 127. die eine sehr geübte Hand verräth, dürfen nicht übergangen werden. — —

wann

Der Jahrgang 1794 ist noch reicher an schönen Gedichten, als der vorige; allein der beschränkte Raum verstattet uns bloss der vorzüglichsten besonders zu gedenken. Poetischer Geist weht in den beiden Oden von *Conz*; nur ist für die erste (S. 39) das etwas schleppende Sylbenmaas nicht gut gewählt. Von *Ebert* sticht das Sonnet auf den 18. May und die artige Kleinigkeit an Baggesen hervor. Von *Gleim* ein feines Lob des trefflichen Künstlers *Ramberg*; ein Einfall (S. 174) der in Wien schwerlich Glück machen wird, und ein *Trost*, den jeder fühlende Mensch zu den seinigen machen muss, um den Ereignissen des Tags mit ruhiger Gelassenheit zuzusehn. Die Reformation, deren Segnisse wir jetzt geniessen, hatte manche nicht minder schreckliche Szenen in ihrem Gefolge, als die jetzige Revolution; und gewiss ist es besser und vernünftiger, statt des vergeblichen Seufzens oder Lästerns, mit unserm Dichter fest zu glauben, dass auch

— aus diesem Bösen
das *Gute* kommen wird — — —
— — — wann alle Menschen Brüder
In allen Menschen wieder sehn,
Und alle Räder wieder
In ihrem Gleise gehn!

Das Gedicht S. 99. war uns nicht ganz verständlich. — *Haug*. Eine berühmte Schilderung von Poliziano (Stanze L. I.) gut nachgeahmt. Nur hier und da bemerkten wir einen kleinen Flecken: z. B.

Sopra l'asin Silen, di ber sempre avido,
Con vene grosse, nere, e di mosto umide
Marcido sembra, sonnacchioso, e gravido;
La luci a di vin rosse, enfiate e fumide —
Auf seinem Esel der ewige Dürster Silen,
Mit schwarzen, von Most gedunsenen Adern;
Wie weinroth die *schwülstigen* Augen sich drehn u. s. w.

Unter den Epigrammen zeichnen sich nur ein Paar aus z. B. S. 167. — *Jacobi*, ein schönes Lied, veranlasst durch Schlossers Klage über den Tod des unglücklichen Ludwig XVI. Die Philosophie des Dichters ist vielleicht nicht für jedermann; glücklich und weise aber ist der, der sie zu der seinigen macht:

Lass der Zwietracht Fackel wüten,
Bis zur letzten Greuelthat!
Wandelt nicht im Kranz von Blüten
Gottes Segen um die Saat?
Kann des Aufruhrs Feldgeschrey
Wider uns den West empören,
Das Geräusch der Büsche stören,
Und den Waldgesang im May? — —

Aus des Pöbels tollen Händen,
Die, am selbst gestürzten Heerd,
Vaterland und Freyheit schänden,
Winde Fürstenmacht das Schwert,
Und der stolze Königssohn
Spreche da, wo seine Blitze
Trafen, vom Tyrannensitze
Feig gewordnen Völkern Hohn!

Keiner Lerche Lied verstummet
Vor dem Wink der Majestät:
Honig sucht die Bien' und summet
Fort auf ihrem Blumenbeet;
Holder Freyheit Lobgesang
Schallt von allen Hügeln nieder,
Tönt im Männerherzen wieder,
Bey der Sklaven Kettenklang.

Sollt herauf aus ihren Nächten
Auch die ganze Hölle ziehn,
Und das Häuflein der Gerechten
Mit geschmähter Tugend fliehn;
Trübte sich des Tages Licht,
Wo der Unschuld Hütten sanken,
Wo Altar und Tempel wanken;
Dennoch siegt das Laster nicht.

Klopstock. Eine Ode und zwey Elegien; gerechte Klagen und Vorwürfe gegen die Neufranken über die getäuschte Erwartung des Dichters. Unter *Matthissons* Beyträgen sind einige gute Stücke, aber kein hervorstechendes. Die Einsamkeit (S. 32) ist im Anfang matt, doch sind die letzten Strophen besser. *Meissner*, ein Gemälde eines Sommerabends voll lieblicher Farben. v. *Nicolay*, eine Romanze, deren Abentheuerlichkeit nicht genug durch Zauber der Poesie verdeckt ist. Die Erzählungen sind zu nachlässig hingeworfen. Wie vortrefflich könnte dieser Dichter schreiben, wenn er nicht zu viel schriebe, und sich nicht zu sehr von der Leichtigkeit, alles in Verse zu bringen, hinreissen liesse! *Pfeffel*, nur drey Fabeln, wovon die erste (S. 37) die anziehendste. — *Schönborn*, die Entstehung Aegyptens, voll Phantasie, aber auch *nur* Phantasie. — *L. Stollberg*. Nicht ohne wahre und und sanfte Empfindung sind die beyden Oden an Sophien. In der Todtenklage (S. 44) macht der Inhalt einen unangenehmen Contrast mit der spielenden Versart. In einem Hochzeitlied lesen wir (S. 178) mit Erstaunen folgende an die Braut gerichtete Strophe:

Antonia, dein Gürtel engt
Sich bald, und minder frey,
Von unbekanntem Weh gebängt,
Vollbringst du's mit Geschrey — —

Tiedge, die Betende, ein Lied voll Salbung. — *Voss*. Einige epigrammatische und gnomische Gedichte; die achte Idylle Virgils (worinn einige mit dem Genius unserer Sprache streitende Ausdrücke und Wortfügungen an einem Dichter von dieser Autorität doppelte Rüge verdienen: *der Weid' unachtsam in memor herbarum* — die Ströme gewandt aus *eigenem* Lauf. *suos requierunt flumina cursus*. — „Dein *nur* würdiges Spiel für Sophokles hohe Cothurne" eine unleidliche Inversion! „Eben vom eilften Jahr das folgende hatt' ich erlebet." *Alter ab undecimo* etc. Das Begräbniss, ein schönes Lied, nur dass das künstliche Sylbenmaass dem elegischen Gange der Empfindung nicht ganz angemessen scheint. Die Veredelung, ein Gesang, der Enthusiasmus für Menschenwürde und Menschenrechte athmet.

 auch

Junker Kord, Lebenslauf eines Landjunkers und Fuchsjägers (Gegenstück zu Virgils Pollio, wobey eine Ekloge von Gay benutzt ist,) voll Laune und treffenden Spottes. — Unter den Beyträgen der Ungenannten ist das beste, die neue Republik S, 63. und Burke's Denkmal nach Goldsmith;

Sein Geist, durch Scharfsinn, Witz und Genius geadelt,
Wird kaum zu sehr gepriesen und getadelt.
Sein allumfassend Herz, voll Liebe, stolz und frey,
Engt' er, und fröhnte der Partey,
Erniedrigend der Einzelnheit zum Knechte,
Was angehört dem menschlichen Geschlechte.

Dessau, b. Müller u. Comp.: *Vier und zwanzig Lieder, zum Singen beym Klavier*, in Musik gesetzt von L. *Kindscher*. Lehrer an der Hauptschule und Kantor an der Hofkirche zu Dessau. 1792. 29 S. kl. Querfolio.

Anlage zur Composition und gröſstentheils leichten Gesang kann man den Vf. nicht absprechen; dies ist aber auch fast alles, was wir — nach den vor uns liegenden Liedern zu urtheilen — mit Ueberzeugung zu seinem Lobe sagen können. Gegen den reinen Satz haben wir zwar, ausser S. 1. T. 11 – 12; S. 4. T. 1; S. 14. T. 2; S. 23. T. 22 — 23; S. 25. T. 11. keinen sehr auffallenden Verstoſs gefunden; allein zu einem guten Liede gehört mehr, als der reine Satz. — Die Gedanken sind gröſstentheils alltäglich, und zum Theil gar sehr bekannt. Wer dieſs nicht beynahe in jedem Liede, besonders aber S. 8. 14 20 etc. bestätigt findet, der muſs in der That noch wenig Musik gehört haben. Die Modulation könnte kaum trockener seyn, als sie wirklich ist. Man sehe in dieser Hinsicht S. 2. 3. 6. 7. u. a. m. Seite 3. sind alle fünf, und S. 7. sogar alle sieben Einschnitte in der Tonica angebracht worden. Wie armselig und ermüdend! Die weiche Tonart kömmt (ausser bey einer einzelnen Strophe S. 10.) in der ganzen Sammlung nicht einmal vor. Die elenden Nachspiele S. 1. 3. 8. 10. 15 etc. hätten füglich wegbleiben können. Ueberdieſs passen die vier letzten, marschartigen Takte S. 1. gar nicht in das Ganze. Hin und wieder hat der Vf. den Charakter nicht richtig genug dargestellt. So sollte z. B. das Lied auf der ersten Seite feyerlicher, und nicht so hoch gehalten worden seyn. Auch einen zu groſsen Umfang der Stimme setzen verschiedne dieser Melodien voraus. Dieſs ist sogleich in dem ersten Liede der Fall, wo das eingestrichene d und das zweygestrichene h vorkömmt. S. 8 geht die Melodie sogar bis in das dreygestrichene c. Die Läufer durch eine ganze Octave auf- und abwärts, wie S. 4. und 8. so abgenutzten Murkybässe S. 3. und 10. sind in der Musik gröſstentheils um nichts besser, als die sogenannten Flickworte in der Dichtkunst. — Ob man nun gleich in den vorliegenden Liedern den Anfänger noch gar sehr erkennt, so glauben wir doch, der Vf. könne mit der Zeit ein recht guter Liedercomponist werden, wenn er das, was wir gegen diese, wahrscheinlich erste, Arbeit erinnert haben, künftighin zu vermeiden sucht.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Dresden u. Leipzig, b. Richter: *Omais*, Freund und Reisegefährte des Kapitain Cook, *Erzählungen und Berichte von seinen Reisen, Unternehmungen und Einrichtungen auf den Südseeinseln nebst charakteristischen Schilderungen von den Sitten, Gewohnheiten und Gebräuchen der Bewohner derselben* 2 Bände. 1792. 432 S. 8.

Zwar ist nirgends angezeigt, daſs dieses Buch aus dem Französischen übersetzt sey, allein wir würden, wenn uns auch nicht das Original bekannt gewesen wäre, es aus dem Vorbericht schliessen. Der Herausg. versichert, auf dem Vorgebirge der guten Hofnung aus den Händen eines Franzosen, der sich eine Zeitlang bey Omai aufgehalten hatte, Manuscripte, eins in der französischen und das andere in einer fremden Sprache, die Omais Erzählungen enthielten, den Auftrag bekommen zu haben, sie nach seiner Rückkunft in Frankreich bekannt zu machen. Er ist dabey so billig, einem jeden, der an der Aechtheit des Werkes zweifeln sollte, seine Muthmaſsungen zu überlassen. Das Ganze ist, wie sich von selbst versteht, ein Roman mit geographischer Grundlage; der eine ganz unterhaltende Lectüre gewährt. Der Vf. hat sich in die Lage des Südseeinsulaners sehr glücklich versetzt, und ihm solche Gedanken, Beobachtungen und Thaten zugeschrieben, die viele innere Wahrscheinlichkeit für sich haben, und den Charakter dieses Mannes und seiner Mitbewohner der Gesellschaftsinseln noch näher entwickeln. Das Werk ist in 18 Erzählungen abgetheilt, die nach einem seiner Freunde oder Bekannten, worauf sich der Inhalt bezieht, betitelt sind. Die Reise von der Südsee nach London wird sehr kurz beschrieben. Omai sagt, daſs er damals zu wenige Erfahrung gehabt habe, Beobachtungen anzustellen. Wir wissen nicht, warum der Vf. nicht eben so gern aus der zweyten als aus der dritten Reise des Capitain Cook abgeschrieben hat. Die Rückreise nach seinem Vaterlande beschreibt Omai von S. 49 — 288, und er gesteht selbst, sich dabey an die von Anderson mitgetheilten Nachrichten gehalten zu haben. Einen Auszug aus einem Werke dieser Art, werden unsre Leser nicht erwarten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 24. September 1794.

GOTTESGELAHRTHEIT.

RIGA, b. Hartknoch; *Von der Gabe der Sprachen am ersten christlichen Pfingstfest. J. G. Herder.* 1794. 150 S. 8.

Buchstabe und Geist in lebendiger, sanfter, inniger Verbindung. Zuerst eine Buchstabendeutung; die Erklärung einer sonderbaren, vielfach gedeuteten, einflussreichen Geschichte, mit einigen kleinern Nachahmungen und einer Nachäffung derselben, wird mit geschichtmäsiger Sorgfalt neu und eigen entwickelt. Sie wird im Geist des hebräischen Alterthums betrachtet und aus dieser verdunkelnden Entfernung dem Genius unserer Zeit, wie er es fassen kann, vom geistigen Führer gezeigt. Gegen das Ende spricht der Geist des Führers allein; nur so dass er hinter den Nimbus des Genius der alten Zeit etwas zurücktritt. Was er in dieser Stellung sagt, ist noch wichtiger, als die gelegentliche Veranlassung, bey welcher es gesagt ist. Auch wir wollen die Deutung der Geschichte zuerst, und dann — mit noch vollerer Beystimmung! — hören: auf was der Geist bey dieser Geschichte deutet!

Plötzliche Mittheilung ungelernter fremder Sprachen wäre ein Wunder über alle Wunder. Die Denkweise eines Volks ist in seiner Sprache niedergelegt. Dieser Schatz, so weit er da ist, kann blos durch Erlernen, nicht durch Erfinden, der Besitz eines Geistes werden. Alle wunderbare *Erhöhung* der Seelenkräfte kann die Stelle dieses Lernens nicht vertreten. Die Gedächtnissachen, die mir völlig fremde sind, kann weder mein Gedächtnis, noch meine Erinnerungskraft herbeyschaffen, noch weniger mein Verstand erfinden. Es müsste ein *fremder Geist* seyn, der meine Sprachwerkzeuge jetzt zu *seinen* Gedanken, nach *seiner* Weise gebrauchte. Das Gemüth ist kein Fachwerk, Worte sind nichts, das sich hineinlegen liesse. Das *unmittelbare plötzliche Mittheilen* einer Sprache ist der Natur der Sachen — der Natur des Geistes und der Zeichen, aus welchen eine Sprache besteht — völlig widersprechend, also auch der Allmacht unmöglich. Ich verstehe eine Sprache, wenn ich bey ihren Lauten, *als* Zeichen, entweder an ein gewisses Objekt meiner Vorstellungen zunächst, oder an einen andern Laut, den ich schon verstehe, als gleichbedeutend, denke. Sollte ein Geist im Moment, ohne allmäliches Vergleichen des Bezeichneten mit dem Zeichen, eine Sprache verstehen und selbst gebrauchen lernen, so müsste ein anderer Geist bewirken können, dass jener in diesem Moment alle Laute der fremden Sprache mit dem correspondirenden Object selbst, oder mit dem einen schon bekannten synonymen Laut zusammen dächte, also fürs erste Tausende von Bedeutungen ohne Zeitverlust auffasste, dass ferner in eben diesem Moment das Gedächtnis alle diese Laute in dieser so schnell entstandenen Association sicher aufbewahrte, dass zugleich die Phantasie sie eben so schnell mit allen ihren sonstigen Begriffen, Ideen und Bildern in Verbindung gesetzt, zur Reproduction bereit und vorräthig fände und dass endlich die Zunge zur richtigen Aussprache die sonst so schwer zu erlernende Biegsamkeit erhielte. Jener einwirkende Geist müsste also die Kraft besitzen, zu bewirken, dass der auffassende Geist augenblicklich durch sein Fassungsvermögen und durch die Kräfte seines Gedächtnisses und Phantasie soviel im Auffassen und Aufbewahren leistete, als er sonst in Monaten und Jahren kaum zu leisten im Stande wäre. Diess heisst: Jener einwirkende Geist müsste den auffassenden Geist zu einem anders, als die sonstige Natur seiner Kräfte es mit sich bringt, wirkenden, mithin in der That zu einem andern Geist machen können; dennoch aber so, dass er zugleich der nemliche bliebe. Diese *Unmöglichkeit* verbirgt man sich umsonst durch den der Natur der Sache widersprechenden ungeistigen, grobsinnlichen Ausdruck von „unmittelbaren, plötzlichen *Mittheilen*“ wenn man ihn von einem Ding, wie die Sprache ist, gebraucht, das nur sehr theilweise durch das Mittel einer Fassungskraft, die ihr gewisses Naturmass hat, empfangen werden kann. So wenig es der Allmacht möglich ist, dass ein Scheffel das tausendfache auf einmal fassen, so wenig kann eine nur in einer gewissen Form und Beschränkung existirende Fassungskraft mehr oder schneller fasse, als diess mit ihrer Form übereinkommt. Und sagt man, die Gottheit *hebe diese Schranken auf*, so ist alsdann auch diess ein blosser, leerer Wortschall. Bey einer beschränkten Form macht das Aufheben der Schranken nicht unbeschränkt; ein bestimmter Geist kann nicht eine grösere Fassungskraft anders als durch Zufälle erhalten. Und Zusätze von Kräften sind in einem geistigen Kraftwesen nicht denkbar. Man kann nicht 6 Grade Gedächtnis zu 12 Graden Gedächtnisskraft addiren und doch behaupten, die Gedächtnisskraft von 18 Graden sey dann noch das vorige Kraftwesen. Die Grundanlagen eines Dings, die Form jedes individuellen Existirenden, kann niemand von der bestimmten Existenz desselben in der That trennen. Eine andere Form der Grundanlagen geben ein andes Individuum, wie diess schon der Scholastiker durch sein: *Forma dat Esse rei*, ausdrückte. — Doch, lassen wir jedem aus dem System exegesirenden dieses *quid pro quo*, an welches wir nur deswegen streiften, weil es jetzt so weit ist, dass man doch gerne nichts exegetisch behaupten möchte, was nicht wenigstens — denkbar wäre.

H. führt uns am Leitfaden der Geschichte weit genug. Wer es weiss, wie nothdürftig die schreibenden Apostel ihr zum Lesen und Schreiben ihnen so nothwendiges Bischen griechisch verstehen, der wird gewiss überzeugt seyn, dass, wenn ihnen damalige fremde Sprachen je göttlich mitgetheilt worden wären, die unentbehrlichste derselben ihnen gewiss nicht in einem der niedrigsten Grade zu Theil geworden seyn würde. Was erhielten denn aber die am ersten christl. Pfingstfest versammelten Christen auf dem Söller? Begeisterung, von den grossen Thaten Gottes (den Wirkungen der Vorsehung zur Beglückung der Menschen) in Ausbrüchen der Entzückung zu reden, welche andere aus allerley Weltgegenden zu Jerusalem wohnende Juden, wie aus ihrem Herzen gesprochen finden, einige als Ueberspannung, als Trunkenheit verlachen. Dieses im Text zu sehen, führt *H.* Schritt für Schritt näher. Wir möchten mit ihm nicht darauf dringen, dass die staunenden Zuhörer zu Jerusalem *wohnende* Juden und Judengenossen genannt werden, und dass von Juden zu Jerusalem ausgebreitete Sprachkunde nicht zu erwarten sey. Jenes Wohnen könnte auch einen vorübergehenden Aufenthalt während des Festes, oder wegen Handelschaft und anderer Geschäfte bedeuten, und von diesen könnte doch der Eine diese, der Andere jene auswärtige Sprache als Landessprache so zur Nothdurft, wie noch jetzt unsere Juden deutsch zu verstehen pflegen, verstanden haben. Aber dass sie nicht nach Verschiedenheit der Sprachen charakterisirt werden, ist gewiss. Parthisch, Medisch, Persisch, wären diess verschiedene Sprachen? welches ist die Mesopotamische, Kappadocische, Pontische, Asiatische, Phrygische, Pamphylische Sprache? Lucas sieht nicht auf einen Stammbaum von *Sprachen*, sondern er überblickt *Provinzen*, worin Juden zerstreut wohnen, um durch Aufzalung den Eindruck zurückzulassen: Juden aller Art, aus allen Weltgegenden finden in den Herzensergiessungen jener Christen *ihre* Sprache. Wie aber gelangten jene redenden Galiläer, Leute, die aus einer wegen Einfalt, nicht wegen Geistesgewandheit, berühmten Gegend der Geburt und der Lehre nach abstammten, zu diesen so viele Zuhörer überraschenden Ausbrüchen der Empfindungen? durch den Geist! antwortet der Text; dem Hebräer ein allumfassendes Wort. Was die Kräfte des Chaos zur schöpferischen Entwicklung aufregt, ist eben sowohl als das, was des Menschen Herz und Sinn belebt, erwärmt, bald sanft bald stürmend thätig macht — der allein inwohnende Gottesgeist. Des Richters Scharfblick, des Weisen Forschen, des Künstlers unerklärlicher Kunstsinn, des Sprechenden hohe, ihn selbst und alles mit sich fortreissende Redekraft, diess alles ist Gottes Geist. So sprechen jene ersten Christen aus Fülle des gottgeweihten Geistes. An die Stelle ihrer gewöhnlichen Geistesstimmung drängte sich eine höhere mächtig hervor (wie noch sonst öfters Act. 4, 31). Durch ungewöhnlicher Umstände Zusammenfluss, Anspannung aller ihrer Nerven, durch Erregung aller Lebenskräfte und Säfte bricht der Gedankenstrom hervor, den sie nicht dämmen und ordnen können. Sie sind in dem ersten süssen Taumel der frohen Begeisterung, des neuen Lichts, wo man alles erfüllt sieht, was der alten Väter höchster Wunsch und Sehnen war, wo man sich in der grossen Zeit der Wiederbringung aller Dinge fühlt. 3, 20—26. Diess kann nur mitfühlen, wem der Geist der hebr. ältern Propheten nahe ist. Den Andern ists — Trunkenheit; bis ein Petrus aufsteht und es in verständlicher Sprache, mehr in prosaischer Ruhe, entwickelt. Erweckt wurde diese Begeisterung durch das Fest selbst. Das Pfingstfest war das Fest der Gesetzgebung Mose's, der zweyte Geburtstag des Volks, an welchen es das Andenken der Verfassung feierte, die ein Dutzend hebräischer Nomadenherden zur Nation wiedergebohren hat. Eine neue geistige Gesetzgebung, eine zwote geistige Volksschöpfung war es, was Jesu Hinterbliebene, mit Beystimmung aller Propheten, jetzt gerade nahe, nahe hofften. Ein starkes Windbrausen hallte durch das Haus, wo die erste Gemeinde von 120 Personen christliche Synagoge hielt, und in festlichen Gebeten, Gesängen und Vorlesungen des Trostes Israels harrte. (Was nun kam, war Amen, feyerliche Bejahung der Gottheit, hier der gewaltig redende Wind, wie ein andermal Act. 4, 31. ein Erdstoss, den sie am Hause spürten oder zu spüren glaubten.) Die Geschichte der Gesetzgebung auf Sinai ist am Gesetzgebungsfest ihrem Geiste doppelt gegenwärtig. Dort war Feuer und Flamme. Auch sie, sobald sie in bedeutsamen Windbrausen die Stimme Gottes hören, sehen unter sich Feuerflämmchen (der Hebräer nennt diess Feuerzungen) bald da, bald dort. Diess war *ihre* Vision. (*αυτοις* nicht *εν αυτοις* sagt der Text.) In der hohen Stimmung ihres Geistes ist zuerst der Intuitionssinn geöfnet. Und nun erst erschallten Töne, Worte der Ekstase, Ausrufungen, Orakelsprüche, Apophthegmen, feurige Gesänge. Sie sind mit Feuer getauft. Die Begeisterung, welche sie Jesus, der Scheidende, erwarten hiess, war da. — (Was der Hebräer im Superlativ sagen will, das sagt er durch eine Verdopplung des nemlichen oder eines ähnlichen Ausdrucks. Der Affectvolle ist dem Hebräer nicht bloss sprechend, sondern „mit Reden redet er.") *Mit der Zunge sprechen* heisst ihm begeistert, kraftvoll sprechen. Aber nicht nur mit der Zunge, oder unhebräisch: mit kraftvoller Begeisterung redeten jede Versammelte, sondern auch in *andern Zungen*, in neuen Auslegungsarten über die Hoffnungen der alten Propheten. Sie sprachen *in neuen, andern, geistigen Glossen* über die alte Gesetzverfassung, den Typus der nun beginnenden, neuen, deren Schall in allen, der Jude sagt in 70. Sprachen und Denkweisen über alle Völker ertönen sollte. In solchen neuen andern Glossen (Marc. 16, 17.) sprachen auch sonst Christen, bey neuen, auffallenden Gelegenheiten, wo Begeisterung ihnen neue Aufschlüsse Redensarten und Schrifterklärungsweisen gab, wie Act. 19, 6. 10, 46. In der durch manche Ausschweifungen entstellten Korinthischen Gemeinde aber gab es eine Nachäffung dieser Art von Begeisterung, von welcher Paulus, der Gott dankt, mehr (auf ächte Art) in Zungen zu reden, als sie alle — d. h. durch soviele neue Aufschlüsse den Messias überall sieht und zeigt — mit Lehrersklugheit als von einer „Kinderey" abmahnt.

Rec.

Rec. findet auch nach ſeiner „Gloſſe" bey weitem das Meiſte von dieſem allem im ächten Geiſt des hebräiſch chriſtlichen Alterthums gedacht und gedeutet. Daſs γλωσσα und ſelbſt γλωσσαις λαλειν begeiſtert, vielbegeiſtert reden, bedeuten *könne (loquendo loqui)* daſs eine neue Art die Schrift zu deuten, im Jüdiſch-griechiſchen, als ein Reden mit neuer Zunge und in neuer Sprache beſchrieben werden könne, iſt ihm nicht zweifelhaft, wenn ihm gleich kein ganz ähnliches Beyſpiel aus dem Sprachgebrauch bekannt iſt. Dergleichen *mögliche* Bedeutungen können zu den *eigenthümlichen* des neuteſtamentlichen Styls gehören. Noch weniger zweifelhaft iſt ihm die ganze übrige Erklärung der Begeiſterung und Viſion jener am Pfingſtfeſt redenden. Dennoch ſcheint dem Rec. die Erzählung des Lucas nicht bloſs auf fremde, ungehörte, prophetiſche *Deutungen* und Apokalypſen, ſondern wirklich auf ein begeiſtertes, ſpruchweiſes, emphatiſches Declamiren in einigen auſserhalb Paleſtinenſiſchen, alſo *fremden Sprachen* hinzudeuten. Wenn die Zuhörer ſagen: „wir hören alle unſere Sprache, *in welcher wir gebohren ſind*, oder: *welche wir vorher hatten*" würden ſie dadurch nicht ſagen: wir hören gerade unſere angebohrne Denkweiſe, den uns ſonſther ſchon eignen Sinn? Würden ſie ſich in dieſem Fall gewundert haben? Würde es ihnen zur Beſtürzung, zum Entſetzen und Staunen v. 6. 7. 12. Anlaſs gegeben haben, wenn andre begeiſtert ſo ſprachen, wie ſie zu denken *gewohnt* waren, wenn andere die Gloſſe ausſprachen, die ſie *ſchon* hatten? Warum ſollten nicht Galiläer die Meynung, welche mehrere Juden aus allen Gegenden ſonſt hatten, auch haben können? Denn nach H. müſsten doch die Worte: *ακȣομεν τη ιδιᾳ διαλεκτῳ ἡμων, εν ῃ εγενηθημεν* nichts anders ſagen, als: *eam ipſam mentem et opinionem, in qua et nos fueramus, audimus.* Ich „rede in eines andern Sprache" wenn ich mich ſeiner Denkweiſe anſchmiege, aus ſeinem Ideenvorrath und Wortſchatz die Hülle meiner Gedanken borge. Aber gerade, wenn ich mich ihm auf *ſeine* Weiſe verſtändlich zu machen weiſs, wird er nicht ſtaunen, ſondern alles leicht finden. Noch Eines: möchte es wohl damals ſchon viele Juden aus allen Weltgegenden gegeben haben, welche, wenn ſie Schriftdeutung auf Jeſus hörten, ihre eigene, gewohnte Denkweiſe zu hören glauben konnten? Die Deutung der Schriften auf Jeſus als Meſſias war ſie den Schülern Jeſu ſelbſt noch (Luc. 24, 25.) eine ſo neue Gloſſe? — Von *fremden Sprachen* ſcheint uns alſo allerdings die Rede zu ſeyn. Nur muſs nicht gerade eine Perſon viele fremde Sprachen hier geredet haben, es muſs kein unter Juden unerwarteter Polyglottiſt da geweſen ſeyn. Noch weniger muſs das Fremde der Sprachen das Wunderbare in der Sache geweſen ſeyn. Petrus in ſeiner Apologie hätte das eigentlich Wunderbare des Erfolgs gar zu wenig zu benutzen verſtanden, wenn es in der That im Fremdſprechen beſtanden hätte. Denn auf dieſs deutet er mit keiner Sylbe. Das Wunderbare war *ihm* v. 16—21., daſs ein ſo gemiſchter und gemeiner Haufe von Menſchen, wie die auf dem Söller verſammelt waren — daſs Mädchen, Jünglinge, Sklaven und Sklavinnen von einer ſolchen göttlichen Begeiſterung durchdrungen waren, zu welcher ehemals nur Prophetenſchulen vorbereiteten, und die ſchon lange unter Iſrael verſtummt war (1 Maccab.) *Nur die unten ſich verſammlende Menge* (zu welcher ſich die Menge *der* Exegeten, die gerne ſtaunten, lange genug geſellt hat) nur dieſe erſtaunt über das *Fremdſprechen* v. 6. 7, weil ſie *meynt*; es ſeyen bloſs Galiläer, welche oben in ein ſolches Freudengetümmel (φωνη) ausgebrochen ſeyen, deſſen Innhalt ſie unten auf alle Fälle kaum verſtehen konnten.

Aber wichtiger als Vereinigung über dieſe *exegetiſche* Gloſſe iſt der ihr angehängte Zuruf: wo der Geiſt des Herrn iſt, da iſt Freyheit. Der Herablaſſung Jeſu in all jene Denkweiſen und Gloſſen danken wirs, daſs ſie nicht mehr nöthig ſind. „Nie wird jener Opfer- „und Sklavendienſt wieder kommen auf Erden. Die „Raupe iſt verweſet, und die Pſyche dieſer Hülle em„porgeflogen. Der menſchliche Verſtand hat ſich ge„läutert und gereinigt. Jegliche neue Zunge, die uns „dieſe Freyheit vorbereitet, verkündigt und verſchafft, „ſollen wir ſegnen. Es gehörte eine geiſtige neue Zun„ge dazu, die den harten Buchſtaben — Erwartung ei„nes ewigen irrdiſchen Gottesreichs — löſte und das „goldene Kalb ſolcher Erwartungen in ſeine Elemente „verwandelte. Die Juden (und ſo manche Buchſtaben„chriſten!) bekamen davon Aſche zu trinken, die dar„aus gewonnene Arzney iſt für alle Völker. Beſtehet „in *der* Freyheit, ruft Paulus. Leider fieng bald im „Chriſtenthum ein neuer Knechtsdienſt an. Rohe Ge„walt, Finſterniſs und Barbarey hielten es feſt. Wo„durch ſind wir davon befreyt worden? Abermals durch „den — Geiſt der Sprachen. Man lernte und übte Spra„chen. Dadurch kehrt man nun allmählich zum rei„nen, urſprünglichen Sinn auch der heil. Schrift zu„rück. Der wiedergebrachten Gabe der Sprachen muſs„te die Reformation bald nachfolgen, *und ſo unvollſtän„dig ſie blieb, ſo richtig war ihr Princip, Proteſtantiſmus „gegen alle Knechtſchaft der Unwiſſenheit und des Aber„glaubens. Geiſt iſt das Weſen des Lutherthums*, wie „Geiſt das Weſen des Chriſtenthums iſt. Freye Ueber„zeugung, Prüfung und Selbſtbeſtimmung. Ohne die„ſen Geiſt der Freyheit iſt oder wird alles Leichnam, „*Die Rechte, die Luther hatte, haben wir alle. Laſſet uns „dieſelben ſo aufrichig, veſt und groſs, wie Er, üben.* „Vom Joch des Papismus und der Kirchenväter hat er uns befreyt. *Unter das Joch hergebrachter Formeln und „Worte hat er unſern Verſtand weder zwingen können noch „wollen.* Selbſt Chriſtus wollte dieſs nicht, Er, der Be„freyer des menſchlichen Verſtandes nicht ſein Tyrann „und Feſſelngeber." — Dieſs und noch mehr dieſes Sinnes nennt *Herder* ſeine Gloſſe zur Epiſtel des erſten Pfingſttags. Es iſt die Gloſſe der Wahrheit und des Geiſtes, des allvereinigenden Geiſtes, für den es „keine beſondere Par„ther- und Elamiter- Kreter- und Araberwahrheit „gibt," der Gemüther vereint, wenn Politik ſie von einander reiſſet, wenn die überall dem Aufruf der Gottheit folgende Gemeine, die groſse, ſchöne *Verſammlung der Gemüther* (eccleſia) mit dem gothiſchen eingeengten Menſchenwerk *Kirche* verwechſelt, wenn der Stall für wichtiger gehalten wird als die Heerde! dieſer Geiſt iſt der Sieg, der die Welt überwindet. 1 Joh. 5, 4.

SCHÖNE KÜNSTE.

DANZIG, b. Troschel: *Her***s Briefwechsel.* 1794. 192 S. 8. (18 Gr.)

Die gute Sitte, gleich auf dem Titel eines Buchs bestimmt anzugeben, ob und von welchem Werk und aus welcher Sprache es eine Uebersetzung sey? kömmt immer mehr aus der Mode. Auch dem ungenannten Herausgeber dieser kleinen Schrift (dass diess aber nur der *erste* Theil sey, erfährt man gleichfalls erst auf der letzten Seite derselben) hat es beliebt, bloss in der Vorrede zu melden, dass das, was er hier ans Licht bringe, eine Verdeutschung der bekannten *Lettres galantes de Mr. le Chevalier d' Her..* von *Fontenelle* sey. Seine Zweifel an der Vaterschaft dieses witzigen Kopfs zu diesen Briefen kommen zu spät: sie sind längst gehoben. Ob diese Briefe mit ihrer etwas faden, übersüsslichen Galanterie, mit der sie selbst in Frankreich längst kein Glück mehr gemacht haben würden, einer Uebersetzung in unsre Sprache werth waren, lassen wir dahin gestellt: es lohnt nicht der Mühe, mit dem *Her.*, der gar hohe Begriffe von ihrer Vortrefflichkeit hegt, einen Krieg darüber anzufangen. Die Uebersetzung an sich ist nicht schlecht, doch sieht man ihr fast auf jeder Seite an, dass sie Uebersetzung ist. Z. B. „*Ich begegnete einem zu* „*Pferde, dessen anständiges und wohlgebildetes Aussehen* „*mich hoffen liess, dass er von Ihrer Bekanntschaft wäre.*" Diess sind deutsche Worte aber keine deutsche Wendung; so würde sich in einem eignen Aufsatz kein guter, kein mittelmässiger, ja selbst kein schlechter deutscher Schriftsteller ausdrücken. S. 57. „*Es ist ein Unglück, dass Ihre* „*Reize Niemanden Verbindlichkeit haben — indess weiss ich* „*doch nicht, ob nicht Ihre gestrigen Reize durch irgend Je-* „*manden veranlasst wurden.*" — S. 69. „*Sie sind auch* „*sehr strenge, dass Sie zu den Wünschen des H. v. S. in Be-* „*treff Ihrer Fräulein Tochter Ihre Einwilligung nicht hin-* „*zuthun wollen*" u. s. w. — Das Buch ist mit einer neuen Schrift von Hn. *Unger* gedruckt, die Rec. aber unmöglich, weder schön finden, noch als angenehm oder zuträglich für das Auge erkennen kann. Die Lettern haben ein so steifes, rohes und hölzernes Ansehn, und vorzüglich die Anfangsbuchstaben, nicht den mindesten gefälligen Schwung. Was für Missgestalten sind besonders das *A. K. H. G. R.*! und wie ungleich schöner und geschmackvoller ist manche bisher gewöhnliche deutsche Schrift. z. B. die, womit *Lessings vermischte Schriften*, die *deutsche Monatsschrift* u. s. w. gedruckt werden! — — Die höchst unanständige Titelvignette hätte sich besser für eine Priapöie, als für diese zwar etwas schaalen, aber nichts weniger als unsittsamen, Briefe geschickt. Fürwahr ein armseliges Mittel, die Neugier einer gewissen Klasse von Lesern, die freylich zahlreich genug seyn mag, zu locken: ein Mittel, das billig kein einziges unserer kritischen Blätter, wenn auch die literarische Polizey dazu schweigt, ungerügt durchgehen lassen sollte.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Halle*, b. Hendel: *Joh. Aug Noesselti Disp. qua illustratur* το πνευμα ἁγιωσυνης *Rom. I.* 4. academiae Fridericianae nomine scripta. 1793. XII S. 4. Die Stelle wird übersetzt: *Natus est filius Dei e genere Davidis, si ejus humanitas (aut. humilior conditio) spectatur, demonstratus autem Dei filius vi divina*(εν δυναμει cf. 2 Cor. XIII, 4.) *per resurrectionem e mortuis, si quidem ratio habeatur spiritus, qui eum sanctificavit i. e. vis illius divinae, qua factus erat sanctus h. e. filius Dei.* Nach seiner exegetischen Genauigkeit macht der Vf. auf den *eigenthümlichen* Gebrauch von manchen Worten bey Paulus aufmerksam, zu denen auch πνευμα u. σαρξ gehört. Πν. ἁγιωσυνης ist πν. ἁγιον wie σωμα ταπεινωσεως Phil. 2, 21. σωμα ταπεινον. Unter πν. ἁγ. aber kann hier nicht die göttliche *Natur* verstanden werden, weil man erst zeigen müsste, ob Paulus sonst das Göttliche und Menschliche in Jesu so bestimmt *als Natur* unterscheide — wozu Röm. 8, 5. 1 Tim. 3, 16 Ebr. 9, 13. (1 Petr. 3, 18.) nicht hinreichen, und weil besonders der Gebrauch jener Worte von einer göttlichen Natur nicht sprachrichtig erwiesen ist. ὁριζειν ist ἀποδεικνυειν Vgl. Act. 2, 22. Die Auferstehung Jesu von den Todten war seinen Schülern der auffallendste Fingerzeig und Wink (ἀποδειξις) der Vorsehung, dass sein Tod nicht als Zeichen der Abneigung Gottes von dem Unternehmen und dem Plan Jesu anzusehen sey. Vielmehr beförderte jene seine höchst unerwartete Wiederbelebung, gewiss den Absichten des moralischen Weltregenten gemäss, das lebhafteste Zutrauen der Schüler Jesu zu ihm und seiner Sache bis auf den ausserordentlichen Grad, welcher zur fernern Ausbreitung des Christenthums unter Gefahren und Leiden nothwendig war. Ihnen wurde dadurch gezeigt, dass Jesus, seines Todes ungeachtet, ein wahrer Führer zum ewigen Heil (Ebr. 2, 10.) d. i. der Messias oder Gottessohn sey. Unter dem Ausdruck *Gottessohn* nemlich ist nothwendig der messianische Charakter, nicht eine göttliche Natur Jesu zu verstehen, da es abgeschmackt wäre, zu schliessen: *Jesus revocatus est ad vitam, itaque eum vero ac proprio sensu oportet esse Deum!* und da hier gerade von ihm, als Gottessohn, die Abstammung von David ausgesagt wird. (Gegen diese richtige „*simplicitas in interpretando*" wissen sich freylich die *subtiliores* durch den schönen Fund von *propositionibus idiopoeticis* zu helfen.) Der Zweck des Apostels ist nicht, zu sagen, dass und wie Jesus Gottessohn *war*; es würde in diesem Fall die Rede ohne Unterbrechung von γενομενον abhängig weiter fortlaufen. Vielmehr will er auf ein Factum deuten, wodurch es *gezeigt* ward (ὁρισθεντα), dass man sich im Vertrauen auf ihn als Messias nicht geirrt habe. In sofern er andern Menschen gleich war (*κατα σαρκα*) *war* er Davids Sohn, in Beziehung auf seinen höheren Charakter, in Rücksicht auf alles das Gottesgeistige, was ihn zum Messias erhob (κατα πν. ἁγιον) ward er als Messias zuletzt durch seine wunderbare Wiederbelebung *gezeigt*. So ist *Fleisch* Joh. 3, 6. das bloss menschliche, das gewöhnliche im Menschen, Geist aber eben dieses Menschen geistiger Zustand. So ist Ismael Gal. 4, 29. κατα σαρκα γεννηθεις, weil bey seiner Geburt nichts ausserordentliches von der Vorsehung gewirktes vorkam, Isaac hingegen wird κατα πνευμα γεννηθεις genannt, nicht als ob er eine göttliche Natur gehabt hätte, sondern weil er unter geistigeren Umständen (nach einer besondern vertrauensvollen Richtung des Geistes Abrahams auf Gott) gezeugt war Der Sinn der schwürigen Worte: κατα πν. ἁγιωσυνης ist also nach biblischen Sprachgebrauch: „*quoad tanquam propheta, non tanquam simplex homo spectatur.*" Vgl. Luc. 1, 34. Joh. 10, 36. ἁγιωσυνη ist von ἁγιοω *sanctificatio*. Der *Gottesgeist* in Jesu zeigt, dass J. ὁ ἁγιος war, er verschafft ihm sein Recht (1 Tim. 3, 16. δικαιωθ.) Dass er nicht bloss als ein gewöhnlicher Mensch, wie er erschien, angesehen werden solle.

Diese ganze, richtige und genau erwiesene Deutung ist der schönste Beleg von den Worten des Vf., in welchen er die Confession des exegetischen Wahrheitfreunds zusammenfasst: *Quodsi vere cupiamus Christianam doctrinam, puram eam quidem et ab humanis commentis liberam, tenere, omni studio contendamus, atque sic bene de re Christiana mereamur, ut relictis iis, quae temeritas in interpretando invexerit, verum vim verborum, eorum imprimis, quibus tamquam propriis Apostoli in tradenda illa doctrina utuntur, accurate pervestigemus, ne, neglectis illis interpretandi subsidiis, aut suscepta temeraria, quamquam diuturno usu firmata, ratione — impia fraude vel inscii vel inviti obligemur.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 25. September 1794.

GESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Gleditsch: *Europäisches Genealogisches Handbuch, in welchem die neuesten Nachrichten von allen Häusern befindlich — nebst einer zuverlässigen Beschreibung aller jetzigen — Hof-, Civil- und Militär-Etats* — ausgefertiget von (vom) M. *Ch. Fr. Jacobi*, Pfarrer zu Pesterwitz bey Dresden. 1794. Th. 1. 480 S. Th. 2. 378 S. gr. 8.

FRANKFURT a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Neues Genealogisches Reichs- und Staats-Handbuch auf das Jahr 1794*, (von welchem der Inhalt auf der folgenden Seite — befindlich). Th. 1. 442 u. 66 S. Th. 2. 208 S. gr. 8.

Es gibt in der Literatur zweyerley so gemeinnützige Handbücher, dass jeder gebildete Mensch, der gelehrte und ungelehrte Zeitungsleser, und selbst der abgesagteste Bücherfeind, ihrer zum täglichen Gebrauch bedarf, oder doch bedürfen sollte. Diese beiden sind aus dem Gebiet der Geographie und der Genealogie. Jedoch waltet dabey der wesentliche Unterschied ob, dass ersteres nur nach solchen Totalveränderungen, als Polen und Frankreich jetzt erleiden, eine neue Ausgabe erfodert, letzteres aber, jemehr wir von dem Alter Methusalems auf das andere Extrem herabkommen, desto öfter einer periodischen Erneuerung unterworfen ist.

Seitdem die jetzige französische Pressfreyheit den Druck eines Königs- und Fürstenregisters, wie es *Sainte Marthe* und der Abbé *de la Roche-Tilhac* ehemals von Zeit zu Zeit herausgaben, nicht mehr duldet; hat die deutsche Literatur ausschliesslich den Vorzug, periodische allgemeine genealogische Handbücher zu liefern. Dem Britten, der sich überhaupt gern im statistischen Detail auf seine glückliche Insel einschränkt, gnügt es, jährlich in seinem *Pocket-Almanac* die Namen der Könige und der grössern regierenden Fürsten zu finden; dagegen wäre es eine fühlbare Entbehrung für ihn, wenn er nicht jährlich in dem *Peerage* die neuesten Veränderungen in jeder Baronetsfamilie erführe. Der Spanier und der Portugiese wühlt maulwurfsartig im Bezirk seines Landes herum, wie es die Anhängsel der Staatskalender, zum Leidwesen des Genealogen, darstellen. Der Italiäner kennt seine eignen Duca und Principi kaum; und in Schweden und Dänemark macht man nur einzelne Versuche in dieser Wissenschaft, unter denen das *Genealogisk Haandbog* (1786. 8.) einer der neusten ist.

Deutschland hat selbst, noch nach dem Abgange der *allerneuesten genealogischen Nachrichten*, und ausser einzelnen Versuchen, (wie z. B. die *Breitenbauch'schen Regententafeln*, das *Neustrelitzische Verzeichniss von 1790*,) zwey regelmäsig erneuerte vollständige Handbücher dieser Art. Die Special-Geschichte derselben beweiset, wie das Bedürfniss mit jedem Jahre merklich zugenommen hat.

Das *Jacobische* hat das Vorrecht der Anciennetät. Zuerst gab es 1725 *Joh. Christ. Spiess* heraus, und nach ihm bis 1752 der Magister *Schumann*, deren Namen in dieser Hinsicht wohl eine Stelle in *Hamberger's gelehrten Deutschland* verdient hätten. Auf Schumann folgte *Krebel*, der sich zuerst 1756, und nachher bis 1763 aus Achtung nur neben Schumann nannte, nach dessen im vorigen Jahre erfolgten Tod Hr. *Jacobi* die Besorgung übernommen hat.

Das *Varrentrappsche* entstand 1738. Vier Jahre lang war es nur ein Bändchen in Querform, dessen Haupttitel selbst von der Stadt Frankfurt entlehnt war. 1742 erhielt es ein kaiserliches Privilegium, das seitdem von 10 zu 10 Jahren, und zuletzt am 8 Octob. 1792 erneuert worden. Allmählich kam das Paginiren, und 1751 ein Register hinzu. So variirte es in der Form, und näherte sich seit 1766, wo es in zwey Bänden erschien, mit langsamen Schritten seiner Vervollkommnung.

Die innere Haushaltung des *Varrentrappschen* Handbuchs ist aus dem langjährigen Gebrauch allgemein, und insbesondere auch aus der A. L. Z. 1785. V. 142. und 1787. IV. 145., so wie der des *Krebelschen* aus der *Allg. D. Biblioth.* B. 74. Th. 1. S. 231. und B. 102. Th. 1. S. 177., hinlänglich bekannt; beide unterscheiden sich in der Form und in der Erneuerung, weil das Krebelsche nur alle zwey Jahre herauskommt. Eben so auch in der Anordnung, indem z. B. im *J.* das ganze europäische Corps diplomatique zusammengefasst, im *V.* aber bey den einzelnen Höfen angegeben, auch die Dienerschaft von der Genealogie getrennt ist. Sodann auch im Materiale; das *Varrentrappsche* fasst die weitläuftige Usualmatrikel, eine Liste der Kreisstände, den Reichshofrath nebst allen Agenten (Th. 1. S. 333. 383. u. 402.), welche eigentlich nicht zum Hauptzweck gehören, sodann auch den Specialstaatskalender der Stadt Frankfurt in sich. — Dagegen hat das *Jacobische* einen eignen Abschnitt von italiänischen Fürsten und von Mediatgrafen, von der Reichsgeneralität. Diese Vergleichung geschieht hier keineswegs in der Absicht, um irgend einem dieser Bücher den Vorzug zu geben. Beide werden mit Mühe und Kosten verfasst, beide haben dieselben Quellen, nemlich die Territorialstaatskalender und eine ausgedehnte Privatcorrespondenz, und wenn Hr. *J.* das Vorurtheil der Neuheit gegen sich hat, so zeigt er in seinem Erstling, der sich durch sechs neue Artikel und durch eine grosse Correctheit des Drucks selbst vor den

den Krebelschen auszeichnet, wie sehr er diesem Fache gewachsen sey. Beide haben daher eigenthümliche Vorzüge und Mängel, und können sehr wohl neben einander bestehen. Freylich hört man oft entscheidende Urtheile zum Vortheil des einen fallen; diese beziehen sich aber gewöhnlich auf eine aus dem täglichen Gebrauch entstandene genauere Bekanntschaft mit demselben, deren Mangel dem andern den Anschein einer mehrern Unvollkommenheit gibt. Beide sind aber auch sehr wesentlicher Verbesserungen, sowohl in der äussern Form und Anordnung, als in der Materie selbst fähig und bedürftig. Bekanntlich bleibt man bey dergleichen angeerbten Unternehmungen gern dem Gepräge des Alters getreu, theils, um nicht den alten Abnehmern zu missfallen, theils auch, um zu keinen Prätensionen aufzuregen. Hier zeigen aber die in jeder Vorrede wiederholten Auffoderungen an das Publicum, dass es bloss an der bisherigen Gleichgültigkeit der Kritik liege.

I. Die *Form* betreffend, so erschwert im *V.* der enge Druck ausserordentlich den Gebrauch für den Geschäftsmann. Wenigstens müssen alle auf einander Bezug habende Zahlen ausgerückt, und zwischen den einzelnen Personen ein kleiner Zwischenraum gelassen werden. Im *J.* ist die Form gefälliger, welches aber auch leichter war, weil darin die verstorbenen Collateralen nicht so, wie in jenem, ausgeführt worden. In beiden sind die Vornamen mit gothischen, und die Familiennamen mit lateinischen Lettern bezeichnet. Vielleicht wäre das Entgegengesetzte für die Uebersicht bequemer. Noch besser, aber auch typographisch schwieriger, würde es seyn, wenn man die Lebenden mit rother, und die Verstorbenen mit schwarzer Farbe bezeichnete. In beiden ist der Titel zu gedehnt und altfränkisch, vorzüglich im *J.* wegen des darin zergliederten Inhalts, in Ansehung dessen der *V.* mit wenig Worten auf die folgende Seite des Titelblatts verweiset. Der einfache Titel: *Genealogisches Handbuch für das Jahr* . . . fasst das *Neue*, den Gebrauch zu *Adressen* und alles zu Erwartende in sich.

II. Im *Inhalt* ist bey beiden 1) eine mehrere *Gleichförmigkeit* des Plans zu wünschen. Nach solchem geht die Genealogie auf die zweyte Generation zurück, und doch wird einzeln davon sehr abgegangen. *J.* bringt (Th. 1. S. 153. 189. 311. 332.) sehr zweckmässig einige höher hinaufgehende Tabellen an; wäre es nicht gut, dadurch das Ganze zu erläutern? Im *V.* fehlt Th. 1. S. 12. bey Arenberg, so auch bey Auersberg, Baden, Hohenzollern, Lobkowitz, die genealogische Einleitung gänzlich. So sind auch einige Artikel, *Kaunitz*, *Hohenlohe* und *Colloredo* vor den übrigen ausgeschmückt, da doch der wissenschaftliche Stil die unbestimmten Ausdrücke von *hohen Standespersonen*, uraltem Haus u. d. gl. nicht gern annimmt. *J.* nimmt mehr wie *V.* die anerkannte sogenannte natürliche Nachkommenschaft in den Plan seines Werks auf, und gibt uns von den Familien der Alasones, Vallabriga, Bourbon, Laurwig, Löwendal, Hessenstein, Berwick, Veraguas, Sponeck: Esperance, Nachricht. Gehörten nicht die *Güldenlöwe*, *Danesktold*, *Montperny*, einige aus der Gesellschaft im Saal zu Pillnitz und zu Nymphenburg, und die *deutschen* Fürstenkinder mit eben dem Recht hieher? Eine zu weite Ausdehnung dieses Plans würde freylich, so viel Rec. aus seinen Sammlungen urtheilen kann, das Volumen beynahe verdoppeln. Die Grenzlinie der Grafentitel ist aber leicht zu ziehen; nemlich, wie bey den übrigen. Von dem hohen Adel ausser Deutschland findet man in beiden nur die *eingeschickten* Notizen, und es ist freylich sehr schwer, sie sich von mehrern zu verschaffen, da z. B. die Genealogie der italiänischen Fürsten sich fast in keinem italiänischen Staatskalender befindet, obgleich in ihren Geschlechtsregistern selbst die asiatischen Fürsten vorkommen. Endlich ist auch das Verzeichniss der höhern Staatsbeamten in beiden nicht immer in gleicher Maasse vollständig; wie z. B. bey Venedig, Genua und Neapel, und fehlt sogar ganz bey mehrern deutschen Staaten, welche keine Staatskalender haben. 2) Ist eine strenge *diplomatische Kritik* und *Behutsamkeit* erfoderlich. Der *Prätendent* von *Grossbrittanien* (im *V.* Th. 1. S. 207. und im *J.* Th. 1. S. 61.) wird zwar, auch ohne historische Erläuterung, selbst in London jetzt nicht mehr anstössig seyn. Am schwierigsten war aber in diesem Jahrgange die Abfassung der Artikel von *Frankreich*. *V.* (Th. 1. S. 60.) gibt Ludwig den XVI, als *durch die Guillotine von dem Nationalconvent hingerichtet*, und daneben doch einen *Dauphin* an, welches schwer mit einander zu vereinigen ist. *J.* nennt letztern *Ludwig Carl*, (Th. 1. S. 40.) ohne weitern Zusatz, führt aber den Bischof *Brendel* S. 237. und 253. den Dohmscholaster *Gobel* an, den bekanntlich das Capitel in Basel verstiess. — So fehlt im *J.* (Th. 1. S. 361.) die Anführung des Reichshofraths-Conclusi wegen der Gräfin von *Ottweiler*. *Polen* kommt im *J.* nach dem Zustand des Jenners 1793, im *V.* nach der *ältern* Verfassung vor. *Curland* ist im *J.*, wie zu erwarten war, nach dem Staatssystem des Kursächsischen Hofes angeführt. Bey Privatpersonen kommt es weniger auf diplomatische Treue und Anerkennung; jedoch haben im *V.* einige neue genealogische Artikel im *M.* und *R.* das Gepräge der ungereiften Einschickung so sehr, dass sie selbst eine oberflächliche kritische Untersuchung nicht ertragen möchten. 3) Würde dem grössern Theil des Publicums eine *Ausdehnung* des Plans auf folgende Puncte sehr willkommen seyn. a) Auf die ausser-europäischen Staaten, wie man davon die *v. Breitenbauchsche* Tabelle von 1788 hat. b) Bis zur zweyten Generation, auf diejenigen deutschen Familien, deren Zweige entweder geistliche Reichsfürsten im Laufe des Jahrhunderts waren, oder welche jetzt kurfürstliche wirkliche Staatsministerstellen bekleiden. Die Kenntniss dieser Geschlechtsregister ist im Geschäftsleben nützlich, und oft selbst nothwendig. Der Engländer kauft jährlich die Genealogie seines gesammten Adels; und der Deutsche sollte sogar die seiner Fürsten entbehren? Freylich scheuen manche Familien bis jetzt noch diese Publicität. Das Beyspiel von andern wird aber ihrer Eitelkeit eine bessere Richtung geben, und überdem wird durch die neuern Werke über den deutschen Adel diese Ausdehnung erleichtert. Im *J.* ist schon jetzt die Genealogie mehrerer geistlichen Reichsfürsten, z. B. von *Erthal* und *Roth*, mit aufgeführt. Dagegen fehlt sie bey

Hil-

Hildesheim, Freysing, Basel, Chur und Fulda. Ueberhaupt scheint es unbillig, dass eine neuere Erhebung in den Mediat-Grafenstand den alten Reichsrittern oder selbst wirklichen Reichsgrafen (wie z. B. Sickingen,) hier den Platz benimmt. c) Wären statistische Anzeigen, wenn sie mit Zahlen oder wenig Worten ausgedrückt werden können, oft sehr zweckmässig; z. B. bey den Dohmstiftern die Zahl der Grafen- und Doctorpräbenden, die Suffraganeate, die Generalcapitelstage; bey den Reichsfürsten das Introductionsjahr auf dem Reichstage u. s. w. 4) Sind bey so vielen Zahlen und Namen die Druckfehler eben so wenig, als die Mängel in Nachtragung der neuesten Veränderungen, selbst bey der angestrengtesten Aufmerksamkeit, ganz vermeidlich. Beyspiele davon sind im *V.* der Victor Amadeus der *Zweyte* als jetziger König von Sardinien, und im Jahrgang 1793 die *Markgräflich-Anspachische* Dienerschaft, (welches im letztjährigen so richtig geändert ist, dass man schon die Südpreussische Dienerschaft darin findet.) Oder im *J.* (Th. S. 313.) die nicht angezeigte Ehescheidung eines Würtembergischen Prinzen, und S. 120. bey einem Königshause; S. 434. die Gemahlin des Fürsten Jablonowsky; S. 339. *Parkstein* statt Bergstein, und Th. 2. S. 270. das doppelte *Erzkanzler*. Es wäre kleinlich, dergleichen zum Vorwurf zu machen, so lange man sich vor Unrichtigkeiten hütet, wie z. B. die Nachricht im *V.* Th. 1. S. 241. von einer Erhebung in den Reichsfürstenstand.

III. Zum Schluss noch einige Worte über die *Anordnung*. Im *J.* sind die verschiedenen Classen von Staaten, geistliche und weltliche, sehr zweckmässig abgesondert, nur gehören die Mediatstifter (Th. 1. S. 261. 263.) zu der Dienerschaft des Landes. Bey der Abtheilung des ersten und des zweyten Theils vom *V.* scheint die Souveränität und Reichsstandschaft zum Grunde zu liegen, nach welchem Kennzeichen aber die Republiken und Reichsstädte zu dem ersten, die dohmcapitelischen Bedienten, und die *nicht reichs-* wenn gleich *alt*gräflichen Häuser in den zweyten Theil gehören würden. Auch scheint es gut, alle Theile und Zweige bey dem Hauptstamm zu vereinigen, und dürfte diese Störung der alphabetischen Ordnung nur im Register angezeigt werden. So kämen im *V.* zu Frankreich die Bourbon — Condé; Bayern zu Pfalz; Holstein zu Dänemark; Leiningen-Westerburg zu Wiedrunkel; die Wildgrafen zu Salm; Braunschweig-Wolfenbüttel zu England; die Colloredo im zweyten Bande zu denen des ersten. Im *J.* ist dieser Plan etwas mehr befolgt, jedoch auch Böhmen und Ungarn von Oesterreich abgesondert worden.

Eisenach, b. Wittekindt: *Versuch einer kurzen Beschreibung des Zustandes, der Sitten und Gebräuche der Hebräer für Ungelehrte. Von Heinr. Ludw. Pfaff.* 1792. 162 S. 8.

In einer sehr bescheidenen Vorrede glaubt der Vf., dass in einem Zeitalter, wo Schriften für die Bedürfnisse nichttheologischer Leser, und besonders Schullehrer auf dem Lande, so häufige Erscheinungen sind, sein Versuch wenigstens nicht als eine unerwartete oder als eine entbehrliche Sache anzusehen sey. Rec. ist überzeugt, dass jede vermeidliche Unrichtigkeit in einer für Ungelehrte, besonders für den Schulunterricht verfassten Schrift doppelt unverzeihlich sey. Zur Rechtfertigung, warum eine gewisse Form, zweckmässige Kürze mit dem möglichsten Streben nach einer lichten Bestimmtheit und allgemein fasslichen Darstellungsart bey einer Schrift gewählt sey, ist die Bestimmung: für Ungelehrte, entscheidend. Zur Entschuldigung für Fehler nie! Uebungsschriften des Schriftstellers sind zur Uebung des Ungelehrten am wenigsten tauglich. Uebrigens gehört diese Uebungsschrift, da sie fast überall sich an J. D. Michaelis archäologische Schriften und Aufsätze über die Hebräer sich hält, nicht zu den schlechtern. Nur zeigt sie durchaus gar zu wenig eigenes Talent, welches sich hier wenigstens in der Auswahl dessen, was für den Ungelehrten das Wissenswertheste wäre, hätte äussern sollen. Da sich das Ganze auch auf Archäologie des N. Ts. bezieht, so ist der Name *Hebräer* zu eingeschränkt.

SCHÖNE KÜNSTE.

Thorn, b. Völlmer: *Neue Blumenlese deutscher Originalgedichte und Uebersetzungen für das Jahr* 1794.

Der Herausgeber, Hr. *E. C. Fulda*, will in der Vorrede behaupten, dass selbst bey unsern an Journalen und Almanachen nur allzureichen Zeiten noch eine neue Blumenlese nicht überflüssig sey. Seine Mitarbeiter sind: Sophie Albrecht, Blech, Braunschweig, Falk, Feyerabend, Mozart, (angeblicher Massen der berühmte Kapellmeister; aber keiner seiner Freunde weiss ein Wort davon, dass er je Verse gemacht habe,) Mund, Ernst, Müller, Schocher, Starke und einige Ungenannte. Unter allen diesen Dichtern möchten wir niemanden aufmuntern, als Hn. *Mund*. Er liefert eine Uebersetzung von Theokrits erster Idylle, oder wie er sich mehr griechisch als deutsch ausdrückt, erstem Idyll, von Virgils achter Ekloge, und von einer Stelle aus dem Lucrez. Wenn er den Hiatus sorgfältiger vermieden, und einige Ausdrücke gefeilt und berichtigt hätte; so gehörten seine Uebersetzungen zu den besseren. Auch so, wie sie sind, wird man sie mit Vergnügen lesen, und die Talente des Uebersetzers nicht verkennen. Wir sagen indessen niemals *Geiss* statt Ziege, *Tutte* statt Melkgeschirr oder Kübel, *trüben* statt betrüben; eben so wenig brauchen wir den Pleonasmus: *was härmst du vor Gram dich*; vorzüglich würden wir uns hüten, Priapus zu scandiren. Wir erinnern uns aus einem Epigramm von Kästner, wie schrecklich der Gott jene bedrohet, welche diesen Fehler begehen: *Hi*, sagt er, *faciam media sint quoque parte breves.* Wider die Treue ist auch hie und da gesündigt. πέπλω τε καὶ ἄμπυκι heisst nicht *Leibrock und Schleyer*, sondern *zierliches Ueberkleid und Kopfputz*, wenn gleich πέπλον in vielen Wörterbüchern durch *Schleyer* gegeben wird. Man

sehe

sehe den Servius zum 484 V. des I. Buches der Aeneis. *ἄμπυξ ein Kopfputz, eine Haube, reticulum. ἐθειράζοντες* heisst schönhaarig, wie es der Scholiast ganz richtig erklärt, *κομῶντες, εὔτριχοι*: aber nicht, wie Hr. *M.* es gibt: mit *lieblich duftendem Haupthaar.* Ueberhaupt ist die Uebersetzung des Virgils besser gelungen. Zwey grössere Unrichtigkeiten aber fanden wir auch darin. Der schöne Vers: *Credimus, an qui amant, ipsi tibi somnia fingunt?* ist im Deutschen ganz unkenntlich: *Glaub ichs, oder ists nur ein Traum, der Liebende täuschet?* Denn 55 und 56sten Vers hat Hr. *M.* auch falsch verstanden. *Sit Tityrus Orpheus, Orpheus in silvis, inter Delphinas Arion.* Tityrus gelte für einen Orpheus, für einen Orpheus gelte er in den Wäldern, für einen Arion unter den Delphinen. Eben so erklärt es Servius. Hr. M. aber setzt das vorhergehende: *ein Kautz wettkämpfe mit Schwänen* dazwischen, und fährt dann fort: *Orpheus hause im Wald und unter Delphinen Arion.* Wir haben uns bey Hn. M. allein aufgehalten, weil seine Arbeiten allein unsere Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Der Herausgeber selbst scheint nicht den feinsten Geschmack zu haben. Im einem Sonnet, welches eine Nachahmung, keine Parodie von Horazens 5ter Ode des I Buches seyn soll, erlaubt er sich folgenden Ausdruck: *Wie wird der arme Schelm die Unglücksfahrt beweinen.*

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Mainz*, in der St. Rochus Buchdruckerey (in Comm. b. Pech zu *Frankfurt*): *Mainzer Taschenkalender für das Jahr* 1793. Ohne den Kalender 50 S. in Taschenformat mit 12 Kupfern. (9 gr.) Die nicht übel gezeichneten, aber nicht durchgängig sauber gestochenen, Kupfer enthalten Scenen aus dem Roman: *der graue Bruder* im 2ten Theile der *Sagen der Vorzeit.* Auf den 50 S. stehen erst Poesien, Lieder und Sinngedichte, dann charakteristische Züge aus dem Leben merkwürdiger Frauenzimmer. Letztere sind gut gewählt, und unter jenen sind einige, besonders ländliche Lieder, die poetischen Sinn und die Gabe leichter Versification verrathen. Zu diesen gehört folgendes S. 21.

Der Abend.

Wenn der Abend,
Kühl und labend
Sich auf unsre Thäler senkt;
Wenn die Wolken röther werden,
Und der Hirte seine Heerden
Am beschilften Teiche tränkt;

Wenn der Haase
Schon im Grase
Nascht, und im bethauten Kraut;
Wenn der Hirsch aus dem Gehege
Wandelt, und das Reh am Wege
Steht und traulich sich umschaut;

Wenn mit Blüthen
Auf den Hüten,
Sens' und Rechen auf dem Arm,
Unter spätem *Festgefeyer*,
Heimwarts kehren unsre Heuer,
Und der Schnitterinnen Schwarm:

Still betrachtend,
Trüb und schmachtend
Staun ich dann die Gegend an,
Freue herzlich mich der hehren
Gotteswelt, und süsse Zähren
Sagen, was kein Ausdruck kann.

Froh und bange
Lausch ich lange
Auf der Amsel Abendlied,
Wie umhüllt von Erlenblättern
Nachtigallen ziehend schmettern,
Und der Kibitz lockt im Ried.

Bis nur Grillen
Noch im Stillen
Zirpen, und der Käfer streift,
Und der Landmann, wenns schon dämmert,
Seine Sens' im Hofe hämmert,
Und ein Mäherliedchen pfeift;

Bis der Liebe
Stern so trübe
In der Abendröthe schwimmt;
Dann der perlenfarbne Himmel
Dunkelt, und das Glanzgewimmel
Der Gestirne *sacht* entglimmt.

Das *Festgefeyer* ist undeutsch, und hat auch in der Verbindung, in der es steht, keinen Sinn. *Sacht* ist provinciell, und drückt hier auch das nicht aus, was es ausdrücken soll: *allmählig, langsam. Sachte* bedeutet so viel als *leise*, welches hieher nicht passt. Die vierte Strophe, die dem Ganzen Einheit geben soll, enthält widersprechende Empfindungen, als Wirkungen jener ländlichen Scenen; der Dichter staunt die Gegend *trüb* und *schmachtend* an, und *freut* sich doch *herzlich*; die *hehre Gotteswelt* ist geziert, und passt nicht zum Tone des Lieds. Auch ist es ein Fehler, dass oft das Ende eines Gedanken aus dem vorhergehenden Vers in den folgenden herübergezogen wird, welches bey Liedern, die gesungen werden sollen, das Ohr und den Verstand beleidigt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 26. September 1794.

PHILOSOPHIE.

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *Woldemar* (vom Hn. Geh. Rath *Jacobi* in Düsseldorf) 1794. 1. Th. XXI S. Vorb. u. 190 S. 2. Th. VI S. Vorb. u. 294 S. 8.

Wenn ein philosophisches System nach seiner inneren Consequenz und Uebereinstimmung mit der selbst-erkannten Wahrheit objectiv beurtheilt ist; kann es nunmehr auch subjectiv mit dem Geiste und dem Charakter seines Urhebers verglichen, und untersucht werden, mit welchem Grade der Nothwendigkeit es aus seiner Individualität entspringt, und welche Eigenthümlichkeit diese in dieser Rücksicht an sich trägt. Je wichtiger das einzige Ziel alles Philosophirens, die Erkenntniss aussersinnlicher Wahrheiten und die strenge Prüfung der Festigkeit dieser Erkenntniss ist; desto interessanter muss die Beschäftigung seyn, dem Gange, auf welchem mehrere Köpfe dahin zu gelangen strebten, mit Aufmerksamkeit nachzuforschen. So wie aber diess Interesse weniger von dem objectiven Werthe der Systeme an sich, als von der originellen Individualität ihrer Urheber abhängt; eben so wird auch diese Beschäftigung selbst nicht sowohl unmittelbar der Philosophie, als Wissenschaft, als vielmehr dem Philosophen erspriesslich seyn, der sie vornimmt. Zwar kann das Ideal einer wahren Philosophie — wenn diese nemlich die vollständige Ausmessung aller menschlichen Vermögen zum Grunde legen muss, um darnach die Möglichkeit objectiver Erkenntniss zu bestimmen, und die allgemeinen Gesetze der Thätigkeit jener Vermögen zu entdecken — gewiss nur aus dem vereinten Streben aller menschlichen Kräfte hervorgehn. Allein auch bey Systemen, denen man schlechterdings Wahrheit und Allgemeingültigkeit abzusprechen genöthigt wäre, könnte der enge Zusammenhang mit der Kraft, die sie schuf, die Aufmerksamkeit anhaltend fesseln. Erschiene daher auch je der Zeitpunkt, in welchem alle denkende Köpfe sich über Eine Philosophie vereinigt hätten; so würde dennoch das Studium der bisherigen Systeme schon in dieser Hinsicht immer nothwendig bleiben. Am meisten aber würde diess der Fall bey den Systemen solcher Männer seyn, die ihr ganzes höheres Daseyn in ihre philosophische Ueberzeugung am innigsten verwebt haben; wie denn hierin, um ein Beyspiel anzuführen, vielleicht niemand die Griechen übertroffen hat, deren Systeme fast durchaus die Frucht ihrer gesammten Kräfte in der grösesten Harmonie ihres Strebens ist, und die niemand als Philosophen vollständig würdigen wird, der sie nicht als Menschen aufzufassen Sinn genug hat. Hieraus ergibt sich also eine zwiefache und so verschiedene Behandlung der philosophischen Geschichte, dass sie schwerlich von weniger, als zwey ganz verschieden gebildeten Köpfen mit Hoffnung des Erfolgs versucht werden darf. Denn wenn der eine das hier angenommene einzig wahre System unausgesetzt vor Augen haben muss; so müssen dem andern mehr die verschiednen möglichen Richtungen des philosophischen Geistes gegenwärtig seyn. Wenn der eine mit unerbittlicher Strenge alles zurückweisen muss, was sich von seiner einzigen Norm entfernt; so muss der andre mit einer liberaleren Vielseitigkeit sich gänzlich seinen eignen Meynungen entreissen, und die fremde Vorstellungsart schlechterdings nur als eine eigne, ganz und gar aber nicht — sey es auch noch so sehr gegen seine eigne Ueberzeugung — als eine unrichtige betrachten. Gibt es nun eine Philosophie, die auf Dingen beruht, über die sich nicht durch Beweis und Gegenbeweis streiten lässt, sondern die nur ein übereinstimmendes oder widersprechendes Gefühl bejahen oder verneinen kann; so wird bey dieser der subjective Zusammenhang mit der Individualität ihres Urhebers auch für ihren Inhalt selbst wichtig seyn. In gewisser Hinsicht aber muss dieser Fall bey jeder denkbaren Philosophie eintreten. Denn jede muss zuletzt auf ein unmittelbares Bewusstseyn, als auf eine Thatsache, fussen. Indess kann es auch philosophische Systeme geben, welche mehrere solcher Thatsachen zum Grunde legen. Von dieser Art ist nun ganz und gar diejenige, welche der Herausgeber der Briefsammlung *Eduard Allwills* als die seinige schildert. „Was er erforscht hatte," sagt er in der Vorrede zu diesem Buche S. XV. von sich selbst, „suchte er sich „selbst so einzuprägen, dass es ihm bliebe. Alle seine „wichtigsten Ueberzeugungen beruhten auf unmittelbarer „Anschauung; seine Beweise und Widerlegungen auf zum „Theil (wie ihn däuchte) nicht genug bemerkten zum „Theil noch nicht genug verglichenen Thatsachen." Bey einer solchen Theorie gibt es — und diess allein raubt derselben gewiss noch nicht die Möglichkeit der Allgemeingültigkeit — keine andre Art der Ueberzeugung, als dass ich den andern in eben die Lage versetze, in der ich selbst einer solchen Anschauung theilhaftig, mir einer solchen Thatsache bewusst wurde. Die Flamme, die hier leuchten soll, vermag nur die Flamme, die schon brennt, zu entzünden. Sehr richtig fährt daher der Vf. jener Stelle von sich weiter fort: „Er musste also, wenn „er seine Ueberzeugungen andern mittheilen wollte, *dar-„stellend* zu Werke gehn." Diess nun zu thun, hat der Vf. in jenem Werk, wie in diesem versucht, in welchem er (Th. 1. Vorb. S. XV.) ausdrücklich auf die hier angeführte

geführte Stelle der früher erschienenen Schrift Anweisung gibt. Man muſs daher dieſe längere Abſchweifung der Unmöglichkeit verzeihen, auf eine andre Weiſe den Zweck des angezeigten Werks vollſtändig darzulegen, und zu der Eigenthümlichkeit deſſelben gehörig vorzubereiten. In wiefern nun jede unmittelbare Anſchauung alle Erklärung ausſchlieſst, die niemals andre als mittelbare Einſicht gewährt, und in wiefern das, worauf dieſe Anſchauungen und Thatſachen beruhen — wenn das, was ſich darauf gründet, auf Allgemeingültigkeit Anſpruch machen ſoll — nicht Einem einzelnen, ſondern der Menſchheit angehören muſs — in ſofern beſtimmt der Vf. die Abſicht ſeiner Schrift noch näher dahin: „Menſchheit, wie ſie iſt, erklärlich oder unerklärlich, „auf das gewiſſenhafteſte vor Augen zu legen." Gewiſs nicht bloſs ein erhabener Zweck, ſondern auch ein ſchwieriges Unternehmen! Wem es gelingen ſoll, der muſs ſelbſt eine hohe Menſchheit in ſich tragen, muſs oft und ſtreng ſich ſelbſt geprüft, und mit ruhiger Beurtheilung das Zufällige ſeines Weſens von dem Nothwendigen geſchieden haben, wodurch er unmittelbar mit der Menſchheit in ihrer reinen idealiſchen Geſtalt verwandt iſt. Nur ſolch ein Mann kann den Eindruck hervorzaubern, mit dem der gleichgeſtimmte Leſer ſo viele Stellen des Woldemar verlaſſen wird; und wenn andre literäriſche Produkte nur einzelne Talente des Schriftſtellers beweiſen, ſo ſtellen ſolche, als das gegenwärtige, das ganze Daſeyn des Menſchen dar. Doppelt erhöht wird dieſer Reiz aber dadurch, daſs in der vorliegenden Schrift nur von *praktiſcher* Philoſophie die Rede iſt; daſs jede Zeile das reinſte, ächteſte, ſittliche Gefühl, mit dem zarteſten und beweglichſten Schönheitsſinn auf das innigſte verbunden, athmet; und daſs man weniger über Menſchheit räſonniren hört, als Perſonen, deren jede wenigſtens in Einer Hinſicht ein Repräſentant der Menſchheit heiſsen kann, in intereſſanten Situationen ſelbſt thätig erblickt.

Ein paar ſeltene Charaktere, aus dem ſtärkſten und zugleich feinſten Stoffe gebildet, den die Menſchheit ertragen, und in die edelſte Form gegoſſen, die ſie annehmen kann, in einfachen, aber den Geiſt wie das Herz gleich ſtark anziehenden Lagen in Handlung geſetzt, dienen dem Vf. zum Vehikel, an ihnen den Begriff der ächten Tugend, und Moralität in ihrer Reinheit darzuſtellen. Mit auſserordentlich günſtigen Anlagen zu Erreichung einer hohen ſittlichen Schönheit, und mit natürlicher Stimmung zur Erfüllung jeder Pflicht des Wohlwollens, der Selbſtverläugnung und des Edelmuths geboren, hat ſich Woldemar gewöhnt, ſeine Moralität nicht bloſs aus ſich ſelbſt, aus der Kraft ſeiner praktiſchen Vernunft, ſondern auch aus der Mitte der Triebe hervorgehen zu ſehen, mit deren Widerſtand ſie ſonſt am heftigſten zu kämpfen hat. Zu dieſer glücklichen Organiſation geſellt ſich bey ihm die, auf Vernunftgründe geſtützte, Ueberzeugung, daſs etwas ſo Hohes und Göttliches, als die Tugend, auch nothwendig aus unvermittelter Selbſtthätigkeit entſpringen muſs, und weder von äuſseren Formen und Vorſchriften abhängig gemacht, noch durch Conſtruction von Begriffen zu Erreichung beſtimmter Zwecke gleichſam künſtlich aufgebaut werden kann. Glühende Wärme des Gefühls, lebhafte Einbildungskraft, und vorzüglich eine innige Harmonie ſeines ganzen Weſens, beſonders eine enge Verbindung ſeiner denkenden und empfindenden Kräfte, feſſeln ihn überall unauflöslich an angeſchaute Realität, an freye Selbſtthätigkeit, und entfernen ihn überall von bloſs begriffener Idealität, von auch nur ſcheinbarem Zwange. So bewirken alle dieſe Gründe vereint, daſs er, bey den richtigſten theoretiſchen Ueberzeugungen von dem Weſen der Tugend und Sittlichkeit, in der Ausübung mehr Pflichten erfüllt, die er liebt, als ſich Geſetzen unterwirft, die er achtet, daſs Gehorſam ihm überhaupt fremder iſt, als es Menſchen geziemt, und daſs er die Vorſchriften der Tugend nur in den Handlungen des Tugendhaften aufſucht, der, nach ſeinem Ausdruck, eben ſo der Sittlichkeit durch die That die Regel vorſchreibt, als das Genie der Kunſt. Kein Wunder alſo, daſs er nicht ſelten ſeinem ſittlichen Gefühl, auch ohne die nothwendige jedesmalige genaue Prüfung, zuviel einzuräumen, und den Eingebungen ſeines Herzens in zu ſtolzem Vertrauen zu unbedingte Folge zu leiſten, Gefahr läuft. Mit dieſem Charakter tritt Woldemar in den Kreis einer Familie, von der ſein Bruder, Biderthal, ein Mitglied iſt, und die ſich nicht minder durch Bande der Liebe, als der Verwandtſchaft an einander gekettet ſieht. Kleine Veranlaſſungen aus den gewöhnlichen Begebenheiten des täglichen Lebens laſſen Geſpräche über das, was ſchicklich und anſtändig, und wenn ſich die Unterredung von der minder bedeutenden Veranlaſſung zu allgemeineren Grundſätzen erhebt, über das, was ſittlich und tugendhaft iſt, über die Unterſchiede in der Moralität des jetzigen Jahrhunderts und des Alterthums u. ſ. f. entſtehen, in welchen — auſser dem wichtigen philoſophiſchen Gehalt — ſich der Charakter Woldemars und der übrigen auftretenden Perſonen wie von ſelbſt vor dem Leſer entwickelt. Unter allen, die Woldemar umgeben, zieht Henriette, ſeines Bruders noch unverheirathete Schwägerin, ſeine Aufmerkſamkeit am meiſten auf ſich. Sie ſtimmt ſeine vorherigen Begriffe über das andre Geſchlecht gänzlich um. Neben der ganzen und vollen Weiblichkeit findet er in ihr ein gewiſſes Etwas, das er mit ſeiner allgemeinen Meynung über ihr Geſchlecht nicht zu vereinigen weiſs, etwas Höheres und Gröſseres; und nach und nach ſchlingen ſich ihre Herzen bis zur innigſten Verbindung an einander. In Woldemar hing dieſe Freundſchaft mit ſeinen wichtigſten und höchſten Ideen, mit ſeinem eigenſten Weſen zuſammen. Mitten in dem Wechſel von Empfindungen und Trieben, neben dem Entſtehen und Untergehen mannichfaltiger Neigungen, fühlte er auch etwas Feſtes und Unvergängliches in ſich. In den Momenten, wo ſein Inneres am harmoniſchſten geſtimmt war, wuchs auch dieſs Gefühl am lebhafteſten empor; und nur auf dieſem Unvergänglichen, Uebermenſchlichen gleichſam konnte die ächte Tugend, die Verwandtſchaft des Sterblichen mit dem Göttlichen, beruhen. Dennoch war daneben die Veränderlichkeit der menſchlichen Natur ſo ſichtbar, ſelbſt

das

das Gefühl jenes höheren Etwas wurde nicht selten dadurch verdunkelt, sein Daseyn sogar war so unbegreiflich; es musste das dringendste Bedürfniss für ihn werden, sich unumstössliche Gewissheit desselben zuzusichern. Woldemar, den diess alles noch stärker und lebhafter, als gewöhnlich, bewegte, rang nach dieser Gewissheit auf seine Weise. Gefühl, Anschauung, bestätigte Wirklichkeit gingen ihm über alles. In einem andern Wesen musste er finden, was er in sich selbst ahndete. So musste er lernen, „dass seine Weisheit kein „Gedicht sey." Lange hatte er diess mit sich herumgetragen, lange gesucht, von glücklichem Finden geträumt. Endlich deutete Henriette den Traum, und wie nun seine Freundschaft nur aus dem höchsten Gefühl der reinsten Tugend entsprang, so lehnte sich seine Tugend selbst wieder an die Freundschaft, als an eine schwesterliche Stütze. Nicht zwar als hätte es ihr an eigner Stärke gemangelt, aber weil vereinzelt gleichsam ihre Wesenheit entwich, und die unumstössliche Gewissheit ihres wirklichen Daseyns verschwand. Mit starken, aber gewiss unendlich feinen Fäden war in diese Empfindung der Freundschaft der Eindruck verwebt, dessen Weiblichkeit und vorzüglich schöne Weiblichkeit auf den reizbar und reingestimmten Mann niemals verfehlen kann. Mit einem Manne hätte Woldemars Freundschaft andre Modificationen angenommen, überhaupt vermochte nur eine weibliche Seele jenen Traum ihm zu deuten, und es bedarf mancher Mittelerläuterungen, wenn sein eignes Geständniss „dass jeder weibliche Reiz an Henrietten „ihm sichtbarer, als allen andern gewesen, dass, wie „Henriette, noch kein Mädchen ihm gefallen" mit seiner Versicherung, „dass seine Empfindung zu ihr nichts mit „ihrem Geschlechte zu thun gehabt," nicht in Widerspruch stehen soll. Mit Bedauern sieht der Leser, der die Ahndungen seines Tactes um so lieber bestätigt oder widerlegt fände, als schon die Feinheit des Gegenstandes seine Aufmerksamkeit anzieht, dass die Geschichte die feineren Nüancen des Verhältnisses unbestimmt lässt; nur mit Mühe entdeckt der Kundige hie und da leise Winke. Aber was Woldemar suchte, und wie er es suchte, konnte er nur in einer weiblichen Seele finden. Durch die Natur seines Wesens nothwendig geleitet, und durch seine äussere Lage begünstigt, gehört das andere Geschlecht grösstentheils dem inneren Leben und Weben in eignen Ideen und Empfindungen an. Sich darauf in hoher Einfachheit beschränkend, ist das weibliche Gemüth zwar vielleicht ein minder reiches und starkes, aber gewiss ein reineres Bild desselben, als jedes andre, und daher am meisten fähig, das zu gewähren, was Woldemar schmerzlich entbehrte. Jener Trieb aber, nach dessen Gewissheit er so ängstlich strebte, und der doch kein andrer ist, als den die Philosophie sonst den uneigennützigen, die Aeusserung der praktischen Vernunft, zu nennen pflegt, ist als blosser Trieb im Weibe schon um eben so viel reger und ununterbrochener lebhaft, als diess alle Neigungen und Gefühle überhaupt in ihm sind. Allein auch in seiner höheren Natur ist er deutlicher sichtbar. Unter allen Geschöpfen, die sich nach eignem Willen bestimmen, sind die Weiber der steten immer wiederkehrenden Ordnung der Natur gleichsam am nächsten geblieben. Dadurch und durch die Mitwirkung ihres feineren Schönheitssinnes sind alle ihre, auch eigennützigen Triebe, reiner und harmonischer gestimmt, und schon ihre sanfte Schwäche verhütet ein zu häufiges Einmischen der heftigen, wechselnden Begierde. Endlich scheinen sie unmittelbar aus der Hand der Natur zu kommen. Weniger, wie bey dem Manne, von eigenmächtigen Handlungen des bey diesem stärkeren und thätigeren Willens durchkreuzt, ist der Inbegriff ihres Wesens ein mehr durch die Natur und die Lage der Umstände gegebenes Ganze. Was man in demselben antrifft, ist sichrer aus ihrer inneren Beschaffenheit hervorgegangenes Werk der Natur, als eigne Schöpfung. Wer aber vertraut nicht lieber dem Zeugniss des Unvergänglichen, als der Stimme des immer wechselnden Menschen? So musste Woldemar sowohl durch die Eigenthümlichkeit seines Charakters, als durch das, was er vermisste, fester an ein weibliches Geschöpf gefesselt werden; und so überrascht in der That die Wahrheit jenes Geständnisses, das er selbst von der Wirkung der weiblichen Reize Henriettens ablegt. Vielleicht hätte der Leser diess Verhältniss schärfer durchdrungen, wenn diese Nüancen desselben in ein helleres Licht gesetzt worden wären. Jetzt muss es ihm schwer werden, sich, vorzüglich von Henrietten, ein wahres und richtiges, besonders nur ein bestimmtes, Bild zu entwerfen, da er, wenigstens wenn er sich in Woldemars Seele versetzt, nicht genug veranlasst wird, sie sich ganz so weiblich zu denken, als sie in der That ist. Oder soll er vielleicht mit Fleiss ungewiss bleiben? soll er auf der andern Seite alles auf einen Selbstbetrug in Woldemar schieben? soll er, um der Entwicklung der Geschichte ungeduldiger entgegen zu sehen, unter der Freundschaft eigentliche Liebe vermuthen? Allein gewiss wäre diese Vermuthung irrig, und Woldemars Zuneigung zu Henrietten würde im höchsten Verstande rein genannt werden können, wenn Liebe ein Flecken heissen dürfte. Nicht bloss weil das, was ihn zuerst an Henrietten fesselte, rein moralisch war, muss von selbst jede sinnliche Begierde schweigen. Da das, wonach er sehnsuchtsvoll ringt, gerade das absolute Gegentheil alles Vergänglichen, Wechselnden, Körperlichen ist; muss ihn die leiseste Beymischung einer sinnlichen Empfindung empören. Wenn er Gewissheit des nur dunkel Geahndeten erhalten will, darf er es nicht wieder in leicht täuschender Verbindung mit fremdartigem Stoffe erblicken, muss er von diesem es sorgfältig abscheiden, und geläutert seinem inneren Auge darstellen. Für den, der am Unvergänglichen hängt, verliert das Vergängliche seinen Reiz. In Woldemar haben sich nicht die denkenden und empfindenden Kräfte, beide für sich, gebildet und gepflegt, erst in ihrer Reife vereinigt; sie sind gleichsam von Kindheit an mit einander aufgewachsen, und eigentlich haben die ersteren die letzteren erzogen. Denn die Einheit erstrebende Vernunft — die sich immer leichter mit der Phantasie, von der sie ihren Ideen Symbole leiht, verbindet — ist stärker in ihm, als der zergliedernde Verstand. Daher sein Ringen nach allem Unvermittelten, Reinen, nach dem absoluten Daseyn. Von die-

diesem allem aber existirt in der Wirklichkeit nichts. Alles ist da vermittelt, gezeugt, vermischt, nur bedingungsweis existirend. So entsteht in Charakteren dieser Gattung Abneigung gegen die empirische Wirklichkeit, und in Rücksicht auf die Empfindungsweise Abneigung gegen die Sinnlichkeit. Das Gefühl drängt sich mit vermehrter Stärke zu den rein geistigen Empfindungen zurück; die Einbildungskraft wächst zu ungewöhnlichen Graden; man erblickt das sonderbare Phänomen, dass die übergrose Stärke der Empfindung gegen die ursprünglichste aller, die äussere, abstumpft. Ueberall wird man ungewöhnliche Glut der Phantasie mit Kälte der Sinne gepaart finden. Am wenigsten aber hätte Henriette in Woldemar Liebe zu entzünden vermocht. Wenn die Freundschaft nur Mannichfaltigkeit verlangt zu gemeinschaftlicher Verstärkung; so fodert die Liebe Ungleichartigkeit zu gegenseitiger Ergänzung. Woldemar aber und Henriette, wie Woldemar sie ansah, waren gleich. Nach der Art, wie sie auf ihn wirkte, nach dem, was er in ihr fand, fiel vor seinen Augen der Unterschied des Geschlechts — so mächtig derselbe auch mitgewirkt hatte, um es nur möglich zu machen, dass er diess fand — hinweg; und er beurtheilt sich vollkommen richtig, wenn er sagt, „dass ihm eine Verbindung mit ihr eben so unmöglich „sey, als der Gedanke, eine Person seines eigenen Ge„schlechts zu heirathen."

(Die Fortsetzung folgt.)

PHILOLOGIE.

FRANKFURT a. M., b. Hermann: *Sammlung der neuesten Uebersetzungen der römischen Prosaiker, mit erläuternden Anmerkungen*, XIV. Theils III. Band.

Auch unter dem Titel:

Ammian Marcellin, aus dem lateinischen übersetzt, und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von *J. Augustin Wagner*, Conrector am Gymnasium zu Merseburg. Dritter und letzter Band. 1794. 429 S. 8.

In diesem dritten Bande liefert Hr. *Wagner* die noch rückständigen drey Bücher des Ammianus, das 29. 30. und 31., nebst den dem Ammian angehängten Excerpten eines Ungenannten über einige römischen Kaiser. Rec. findet keine Ursache, das Urtheil, das er über die beiden ersten Bände dieser Uebersetzung gefällt hat, zurück zu nehmen. Auch diese drey letzten Bücher sind mit grosem Fleisse, und, wie uns dünkt, noch geschmeidiger, als die vorhergehenden übersetzt, weil der Vf. mit seinem Autor immer besser bekannt geworden. Bey angestellter Vergleichung mit dem Texte sieht man deutlich, wie er mit den ihm vorkommenden zahlreichen Schwierigkeiten kämpft, und sich angelegen seyn lässt, den bilderreichen Vortrag Ammians, so viel es nur immer der Genius unserer Sprache erlaubt, getreu und passend darzustellen. Als Probe aus diesem Bande geben wir den Anfang des 31ten Buches: „Indess hatte Fortuna, deren schnelles Rad von jeher Glück mit Leiden „wechseln liess, Bellonen und ihr Gefolge, die Furien, „aufgeboten, um dem Orient ein trauriges Schicksal zu „bereiten, über dessen Annäherung ganz unverkennbare „Ahnungen und Vorzeichen keine Zweifel übrig liessen. „Ohne die zahlreichen und zuverlässigsten Prophezey„ungen der Wahrsager und Augurn zu rechnen, liesen „Hunde, von heulenden Wölfen aufgeschreckt, umher „— von Dächern ertönte die Stimme wehklagender „Nachtvögel — die Sonne, beym Aufgang in düstre „Wolken gehüllt, schwächte der Morgenröthe Glanz — „in Antiochien, wo der missmüthige Pöbel oft sehr laut „ward, war es etwas Alltägliches, dass jeder, der sich „vom Kaiser bedrückt fühlte, die unverschämte Aeuse„rung: man verbrenne doch den Valens bey lebendigem „Leibe, sich erlaubte, dass man sogar öffentliche Aus„rufer oft an den Ecken der Strasen das Volk aufbieten „hörte, zu Niederbrennung der vom Kaiser mit leiden„schaftlicher Betriebsamkeit erbauten Bäder Holz her„bey zu schaffen. Diess war doch in der That eine „Vorbedeutung der Art seines Todes, die fast nicht deut„licher seyn konnte." — — Rec. hält es nach dem bekannten Spruch: *Ubi plurima nitent*, etc. für unnöthig, auf einzelne Stellen oder Ausdrücke, gegen die sich etwas erinnern liesse, Jagd zu machen. Dahin gehört z. B. 30. K. 4.: *Um mit der feinen Nase eines spartanischen oder kretensischen Vierfüsslers so lange hinzuspüren, bis sie den ersten Grund eines Familienzwistes erschnüffeln* — wo die Ausdrücke *Vierfüssler* für Hund, und *erschnüffeln*, unter der Würde des historischen Stils seyn möchten. Noch befinden sich bey diesem Bande zwey sehr brauchbare und mit vieler Genauigkeit gemachte Register. Das erstere betrifft den Hof-, Civil- und Militäretat und erläutert alle die im Ammian vorkommenden Würden und Chargen, so dass es dem Leser nicht nur des Ammians, sondern auch anderer gleichzeitiger und späterer Geschichtschreiber gute Dienste leistet. Das andere ebenfalls von Hn. *W.* selbst verfertigte Register enthält die Namen der vorkommenden Personen, die Geographie und die merkwürdigsten Sachen. Aus der Vorrede müssen wir noch anzeigen, dass Hr. *W.* an einem Register zu seiner Uebersetzung des Dio Cassius arbeitet, in welches er, um dem Bändchen eine schickliche Corpulenz zu geben, kleine zweckmässige Anmerkungen zu verarbeiten verspricht, die wenigstens dem Geschichtsdilettanten nicht unangenehm seyn sollen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 27. September 1794.

PHILOSOPHIE.

Königsberg, b. Nicolovius: *Woldemar* (vom Hn. Geh. Rath *Jacobi* in Düsseldorf) etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension)

Mit tiefer psychologischer Einsicht und feiner poetischer Kunst hat der Vf. durch die Entwicklung der Eigenthümlichkeiten Woldemars und die Darstellung seines Verhältnisses mit Henrietten das sonderbar scheinende Widerstreben, ihr seine Hand zu geben, nach und nach sorgfältig vorbereitet. Der Leser begreift nicht bloss Woldemars Gemüthsstimmung; er fühlt es gleichsam mit ihm, wie unmöglich es ihm seyn musste, da, wo er, nach Platos schönem Bilde, Flügel suchte, sich in höhere Sphären zu schwingen, sich durch die alltäglicheren Verhältnisse einer Ehe an die Erde fesseln zu lassen. Dennoch hätte man wohl jenes sonderbare Gewebe scheinbar widerstreitender Empfindungen reiner durchschaut, wenn es in dem Plane des Vf. gelegen hätte, den Vorschlag der Verbindung auf eine andere Weise herbeyzuführen, als durch die, in der That beynahe zudringliche Sorgfalt der Freunde Woldemars. Zu leicht wird man veranlasst, einen Theil der Abneigung auch dieser beyzumessen. Etwas so Zartes, als das stille Bündniss zweyer Herzen, scheut jede, auch die leiseste, Berührung. Nur aus sich will es hervorgehen; nur in unentweihter Einsamkeit will es sich entwickeln, und die Hand, die sich ihm naht, kann es vernichten, ehe sie es berührt. Henriette wird also nicht Woldemars Gattin; allein sie selbst verbindet ihn mit ihrer vertrauten Freundin Allwina. Entzückend schön ist das fortdauernde trauliche Zusammenleben dieser drey Menschen geschildert. Wo wir, den einfachen Wegen der Natur folgend, mit allen ungetheilten Kräften geniessen, da gewinnt der Genuss einen gewissen innern Gehalt, der, von aussen gegeben, nur bearbeitet, nicht erst neugeschaffen zu werden braucht. Mit der Anstrengung ist daher Erholung gepaart, und die eine führt die andre wechselsweis herbey. Dies empfand jetzt Woldemar. Er hatte bis dahin mehr in Ideen und selbstgeschaffenen Gefühlen gelebt; ohne jenen himmlischen Sphären fremder zu werden — sein Verhältniss mit Henrietten blieb ja das nemliche — kehrte er in Allwinens Armen, im Schoosse des glücklichsten häuslichen Lebens, mehr zu der menschlichen Erde zurück, und „eine gewisse Befreundung mit Dingen dieser Erde" – heisst es einmal (Th. 2. S. 68.) bey einer andern Gelegenheit sehr gut — ist „süsser, als die Weisen denken." Aber noch war er nicht zu dauernder Ruhe bestimmt. Es fehlte seinem Charakter an dem Einzigen, worauf sie sicher gegründet werden kann, an strenger Zucht, an ernster Selbstbeherrschung. Er hätte sie nur durch ein Geschenk des Zufalls genossen. Sehr gut bereiten die ängstlichen Besorgnisse Biderthals, der seines Bruders Betragen für eine Entfernung von dem Gange der Natur ansieht, den man nie ungestraft verlässt, den nahen Sturm vor. Bald darauf erscheint er selbst. Henriettens Vater hatte eine tiefe Abneigung gegen Woldemar gefasst. Mit einem, allein durch Gewohnheit und äussere Lagen gebildeten, Charakter bemerkte er Woldemars Abweichungen von der gewöhnlichen Bahn, ohne sie zu begreifen; sah in ihnen bloss einen gänzlich verkehrten Sinn, und sprach ihm geradezu allen Glauben an Gott und an Menschen ab. Die Besorgniss, Henriette möchte ihm ihre Hand geben, quälte ihn anhaltend, und als er an einer Krankheit tödtlich danieder lag, verlangte er von ihr das feyerliche Gelübde, sich nie mit ihm zu verbinden. Nichts, selbst nicht die Versicherung, dass Woldemar schon mit Allwina verlobt sey, vermochte ihm seine Unruhe zu benehmen. Henrietten empörte der Gedanke, gegen ihren Freund gleichsam in ein Bündniss zu treten, und ihm feyerlich zu entsagen. Aber der Anblick des sterbenden Vaters, und die Ermattung selbst ihrer körperlichen Kräfte in dem fürchterlichen Kampf zwangen ihren Lippen das Gelübde ab. Der nunmehr beruhigte Vater verschied bald darauf. Woldemarn blieb der Vorfall verschwiegen. Erst einige Zeit nachher entdeckte er ihn durch einen Zufall. Er bewegte ihn heftig, und, wiederholter Kämpfe ungeachtet, konnte er die Folgen dieser Bewegung nicht ganz in sich unterdrücken. Ungefähr um dieselbe Zeit war Henriette durch nachtheilige Stadtgerüchte über ihr Verhältniss mit Woldemar verstimmt worden. Diess zufällige Zusammentreffen zwey verschiedener Eindrücke brachte in ihrem gegenseitigen Betragen zwar keine Kälte, aber etwas Fremdes, Ungewohntes hervor, das in jedem in dem Grade mehr zunahm, als er es in dem andern bemerkte. Henriette wagte endlich eine Erklärung. Sie bat ihn, dass sie in ihrem äussern Betragen einige Schritte rückwärts thun möchten. Woldemar, in dem sich diese Bitte mit dem abgelegten Gelübde verband, wurde durch die vereinte Wirkung von beidem auf das gewaltsamste erschüttert. Henriette, schien es ihm, sey auf seine Unkosten allzunachgiebig gegen andre. „Was muss ihr der seyn, den sie so leicht aufopfert?" Mit Meisterhand ist nun der Fortschritt gezeichnet, den dieser furchtbare Zweifel an dem, was ihm das Heiligste und Liebste war, in Woldemars Seele machte; wie er auf Henrietten zurückwirkte; wie die Momente, wo einer oder der andre den Knoten zu lösen oder zu zerschneiden entschlossen war, unbenutzt vorüber-

vorübergingen; wie die Art, wie jeder dem andern erschien, mit jedem Tage das Mifsverständnifs vermehrte, die Entwicklung verzögerte. Auf das heiterste und glücklichste Leben folgte eine schreckliche, quaalenvolle Zeit. Glücklicher Weise erfährt endlich Henriette, dafs Woldemar um das Geheimnifs des Gelübdes weifs. Jetzt ist ihr auf einmal Woldemars Umänderung klar. Nach einem Gespräche über Woldemars Charakter, über welchen der Lefer hier die letzten Auffchlüsse erhält, über Tugend und Moralität überhaupt, (einem Gespräche, das den schönsten Theil dieser merkwürdigen Schrift ausmacht,) eilt Henriette zu Woldemar, beginnt ihm ihr *Bekenntnifs* abzulegen, *Verzeihung* bey ihm zu suchen. Bey diesen Worten fühlt sich Woldemar getroffen. Es fällt, wie ein Schleyer, von seinen Augen; er wird seiner Verirrung gewahr. Was sie von ihm erfleht, fühlt er, mufs er von ihr erhalten. Das stolze Selbstvertrauen, durch das er gefallen war, schwindet; wie er ungerecht gegen Henrietten gewesen war, läuft er jetzt Gefahr, es gegen sich zu werden. Aber auch hier kehrt er bald wieder um. Die vorige Traulichkeit, der alte Friede kommen zurück, und Woldemar schliefst mit dem Ausspruch: „Wer sich auf sein Herz verläfst, ist ein Thor — Richtet nicht!" dem Henriette Fenelons Worte zur Seite stellt: „Vertrauet der Liebe. Sie nimmt alles; „aber sie gibt alles."

Woldemar hatte sich gewöhnt, sich mit einer gewissen Sicherheit seinem moralischen Gefühl zu überlassen, ohne Ausnahme den Regungen seines Herzens zu folgen. Auch konnte er diefs in den meisten Fällen ohne Gefahr. Es ist sogar unläugbar ein höherer Grad der Tugend, wenn die Ausübung der Pflicht selbst zur Gewohnheit wird, wenn sie in das Wesen der sonst entgegenstrebenden Neigungen übergeht, und nicht jede pflichtmäfsige Handlung erst eines neuen Kampfes bedarf. Wie edel auch das Ringen des Pflichtgefühls gegen die Neigung seyn mag; so ist es doch immer ein Zustand des Krieges, und wer segnet nicht mehr die wohlthätige Hand des Friedens? Aber der Friede mufs nicht durch Nachgiebigkeit erkauft seyn; er mufs sein Entstehen der Niederlage des Feindes, seine Dauer dem Bewufstseyn der fortdauernden Starke danken. Der wahrhaft tugendhafte Mann ist tugendhaft, weil seine Gesinnung es ist, weil diese sich einmal durch alle seine Empfindungen und Neigungen ergossen hat. Aber er hört darum nicht auf, wachsam zu seyn, er entnervt nicht seine Stärke. Sobald der Fall der Gefahr eintritt, weifs er die Stimme der Sinnlichkeit zu verachten, allein dem dürren Buchstaben des Gesetzes zu gehorchen. Und gegen diese Gefahr sichert keine, noch so glückliche, Organisation, keine, noch so feine, geistige Ausbildung. Diefs zeigt Woldemars Beyspiel auf eine sehr treffende Weise. Seitdem er das Geheimnifs von Henriettens Gelübde erfuhr, fühlte sich sein Stolz beleidigt, seine Selbstsucht gekränkt. Ihm allein sollte sie angehören, für ihn sollte sie alles andre vergessen; nun trat sie am Sterbebett ihres Vaters gleichsam einem Bündnifs gegen ihn bey, nun konnte sie ihm etwas verheimlichen, nun wollte sie etwas, das ihn betraf, fremden Rücksichten aufopfern. Indefs war seine Freundschaft zu ihr wirklich grofs und selten. An ihr zweifeln hiefs ihm an dem Daseyn der Tugend, an seinem besten Selbst, an dem allein Göttlichen im Menschen zweifeln. Daran knüpften sich die minder edlen Regungen seiner Neigung. Der Abfall von ihm verwandelte sich in einen Abfall von dem besten Theile der Menschheit. Nur unter dieser täuschenden Gestalt, nur indem er die Hülle der Tugend selbst anzog, vermochte der eigennützige Trieb einen Woldemar zu verführen; allein unter dieser mufste es ihm auch gerade bey einem, nicht an Zucht und Gehorsam gewöhnten, Woldemar gelingen. Dafs er aus Stolz fiel, beweist sein augenblickliches Zurückkehren, indem Henriette die Worte: „Bekenntnifs, Verzeihung," aussprach. Diefs ist ein tief aus der menschlichen Seele genommener Zug. Der ungerechte Stolz einer nicht unedlen Seele sinkt, wenn er sich überbefriedigt sieht, plötzlich zur Demuth herab. Sehr richtig warnt daher Woldemar vor allzusichrem Selbstvertrauen. Schön und weiblich setzt Henriette Fenelons Worte hinzu. Wer der Liebe vertraut, wird weniger straucheln. Der Liebe geht die Demuth schwesterlich zur Seite, und jede Abweichung von dem Wege der Pflicht entspringt mehr oder minder aus Selbstsucht, also aus einer Art des Stolzes. Allein sollte auch das Vertrauen auf Liebe überall eine sichere Schutzwehr seyn? Sie war es in dem Fall, in dem sich Woldemar zu Henrietten befand, und diefs kann dem Vf. hier genügen. Sonst würde auch er sie gewifs nicht allgemein dafür anerkennen. Wie edel auch ein Trieb seyn mag, so ist er immer etwas sinnlich Bedingtes, und nicht fähig, weder sichre — denn im Gebiete der Sinnlichkeit sind tausendfältige, auch dem Wachsamsten nicht immer bemerkbare, Täuschungen möglich; — noch weniger aber reine Moralität zu begründen. Allerdings ist der uneigennützige Trieb im Menschen ein göttlicher Trieb. Allein er ist göttlich, insofern die Kraft gleichsam übermenschlich ist, das Interesse des Individuums der Allgemeinheit des Gesetzes unterzuordnen. Trieb ist er nur insofern, als das Göttliche eines Körpers bedarf, um im Menschen zu wohnen.

Die Schwierigkeiten, mit welchen man gewöhnlich zu kämpfen hat, um einen, in ein ästhetisches Gewand gekleideten philosophischen Inhalt rein abzuscheiden, fallen bey der gegenwärtigen Schrift so gut als ganz hinweg. Was dem Vf. von philosophischen Ideen am Herzen gelegen hat, ist mit so starken Zügen gezeichnet, drückt sich selbst in den geschilderten Charakteren so unverkennbar aus, und geht schon aus dem Geiste, der das Ganze so lebendig durchwaltet, so freywillig hervor, dafs der Lefer keinen Augenblick zweifelhaft bleiben kann. Wäre diefs aber noch möglich, so dürfte er sich nur an die, von dem Vf. in seinen frühern Schriften geäufserten, Ueberzeugungen wieder zurückerinnern. Denn — um diefs beyläufig zu bemerken — nur in den Schriften weniger Männer wird man eine solche bewundernswürdige Einheit antreffen, als ein tiefes und anhaltendes Studium in den Schriften des Vf. nirgends vermiffen kann. „Nach meinem Urtheil," — heifst es einmal in den Briefen über die Lehre des Spinoza (2te Aufl.

Aufl. S. 3[illegible]) — „ist das grösseste Verdienst, des For-
„schers *Daseyn* zu enthüllen, und zu offenbaren. Er-
„klarung ist ihm Mittel, Weg zum Ziele, nächster —
„niemals letzter Zweck. Sein letzter Zweck ist, was
„sich nicht erklären läſst: das Unauflösliche, Unmittel-
„bare, Einfache.“ Dieser Ueberzeugung, die den phi-
losophischen Charakter des Vf. auf das treffendste schil-
dert, getreu, geht er in dem System der praktischen
Philosophie, das im Woldemar seinem ganzen Wesen
nach dargelegt ist, (Th. 1. S. 130.) von einem „mensch-
„lichen Instinct“ aus, auf dem alle Tugend zuletzt be-
ruht, „der den Menschen zwingt, sich aus den Tiefen
„seines Wesens dieselbe hervorzuschaffen.“ Dieser In-
stinct der menschlichen, oder überhaupt jeder sinnlich
vernünftigen Natur, ist ihm (vergl. Ed. Allwills Brief-
samml. Vorr. S. XVI. Anm.) diejenige Energie, welche
die Art und Weise ihrer Selbstthätigkeit, durch deren
Kraft man sich jede ihrer Handlungen als alleinthätig an-
gefangen und fortgesetzt denken muſs, ursprünglich (oh-
ne Hinsicht auf noch nicht erfahrne Lust oder Unlust)
bestimmt. In sofern diese Naturen bloſs in ihrer *ver-
nünftigen Eigenschaft* betrachtet werden, hat derselbe
die Erhaltung und Erhöhung des persönlichen Daseyns,
des Selbstbewuſstseyns, der Einheit des reflectirten Be-
wuſstseyns mittelst continuirlicher durchgängiger Verknü-
pfung: — *Zusammenhang* zum Gegenstande; und in-
sofern man in der höchsten Abstraction die vernünftige
Eigenschaft *rein* absondert, geht der Instinct einer sol-
chen *bloſsen* Vernunft allein auf *Personalität* mit Aus-
schliessung der *Person* und des *Daseyns*, weil beide, hier
nothwendig wegfallende Individualität verlangen. Die
reine Wirksamkeit dieses letzten Instincts konnte *reiner
Wille*, das *Herz der bloſsen Vernunft* heissen, und wenn
man ihr, als einer Indication, philosophisch nachginge,
würde sich aus ihr unter anderm auch die Erscheinung
eines unstreitig vorhandnen kategorischen Imperativs der
Sittlichkeit vollkommen begreiflich finden lassen. Die-
ser Instinct umfaſst also die doppelte Natur des Men-
schen. Er geht auf Erhaltung des Daseyns, wie jeder
Trieb überhaupt; allein als auch der vernünftigen Na-
tur angehörend, nur auf Erhaltung des dem Menschen
eigenthümlichen Daseyns. Die eigenthümliche Natur
des Menschen aber ist Vernunft und Freyheit. Vermö-
ge dieses Instincts ist sich der Mensch daher einer Kraft
bewuſst, mit welcher er, allen Antrieben der Sinne ent-
gegen, allein der Vernunft zu folgen vermag; ja er fühlt
sich sogar, dieſs zu thun, durch einen unaustilgbaren Trieb
gedrungen. Wie dieser Trieb entsteht, wie er wirkt,
begreift er nicht; versucht er auch, wenn er weise ist,
nicht zu erklären. Denn erklären läſst sich nur das Ab-
hängige, Vermittelte; dieser Trieb aber ist das Letzte,
Unvermittelte. Allein seines Daseyns und seiner hohe-
ren Natur ist er sich mit einer über allen Zweifel erha-
benen Gewiſsheit bewuſst; er fühlt, daſs er selbst nur
durch ihn mit allem Göttlichen verwandt; daſs er „der
„Odem Gottes ist in dem Gebilde von Erde.“ Was die-
ser Trieb in seiner Reinheit schafft, ist Tugend; und
weil Uebung der Tugend nichts anders, als Wirksam-
keit des Menschen in seinem eigenthümlichsten Daseyn
ist, so ist mit der Tugend zugleich unmittelbar Glück-
seligkeit verbunden. Denn dasselbe Bewuſstseyn, durch
das wir den Ursprung der Tugend aus dem bessern Theil
unsers Wesens gewahr werden, lehrt uns auch, „daſs
„die höchste Glückseligkeit nicht eine gewisse Art des
„äusserlichen Zustandes, sondern eine Beschaffenheit des
„Gemüths, eine Eigenschaft der Person ist.“ (Th. 1. S.
124.) Und so ist es die Tugend, welche „dem Menschen
„zugleich die Geheimnisse seiner Natur und seiner Glück-
„seligkeit heller offenbart.“ (Th. 1. S. 130.) Auf die-
sem Fundament ruht das System der praktischen Philo-
sophie des Vf. Wie ungewöhnlich nun auch mancher
Ausdruck, wie fremd die ganze Darstellungsart Lesern
scheinen mag, welche sich einmal streng an die bisheri-
gen Systeme halten; so werden sie derselben nicht ab-
sprechen können, daſs die höchste Reinheit der Morali-
tät darin unentweiht geblieben ist. Denn das Einzige,
worauf alles endlich zurückgeführt wird, ist die Kraft
der praktischen Vernunft, die uneingeschränkte Freyheit
des Willens. Alle materialen Grundsätze sind gänzlich
entfernt; und derjenige, der zwar nirgends förmlich
ausgedrückt ist, den aber die ganze Ideenreihe deutlich
anzeigt, ist lediglich formal, und allein in der Form der
menschlichen Vernunft enthalten, auf welcher des Men-
schen persönliches Daseyn beruht, dessen Erhaltung und
Erhöhung jener Instinct zum Gegenstande hat. Allein
die Moral ist, dieser Vorstellungsart zufolge, auch wie-
derum nicht bloſs eine aus Formeln und Vernunftsätzen
bestehende Theorie, der es, wie consequent sie auch an
sich seyn möchte, noch immer an äuſsrer Wahrheit, an
praktischer Nothwendigkeit mangeln könnte; sie ist durch
die festesten, und in der Natur selbst sichtbarsten Bande
mit der Wirklichkeit verknüpft, und geht aus dem in-
nersten Wesen des Menschen hervor. Wenn er Mensch
heissen, nicht die Stimme seines eignen Gefühls übertäu-
ben will, muſs er ihr Gehorsam leisten. Jener Trieb ist
unläugbar im Menschen vorhanden, und insofern Instinct
diejenige innere bewegende Kraft ist, welche ursprüng-
lich mit der Eigenthümlichkeit eines Wesens gegeben ist,
kann er auch mit Recht Instinct genannt werden. Ge-
nau untersucht wird hier sogar nichts anders zum Grun-
de gelegt, als eben das, wovon auch das *rechtverstande-
ne* Moralsystem der kritischen Philosophie ausgeht — sitt-
liches Gefühl, Gewissen, Freyheit. Allein es ist hier auf
einem durchaus andern, völlig eignen, Wege gefunden,
und wird auf einem andern herbeygeführt. Daher stellt
es auch gerade seinen Ursprung in ein vorzüglich helles
Licht, zeigt noch klarer die Verbindung zwischen dem
Moralgesetz, und der wirklichen Natur des Menschen,
enthüllt gleichsam noch mehr die Thatsachen der Frey-
heit und des sittlichen Gefühls, und gibt dadurch selbst
zur Aufbauung der endlichen, von allen Seiten genü-
genden Philosophie die treflichsten Winke. Einen sol-
chen Wink glauben wir z. B. darin zu entdecken, daſs
dem Instinct, der allem zum Grunde liegt, durchgängi-
ger Zusammenhang zum Gegenstand gegeben, und also
im Menschen ein Grundtrieb nach innerer und äuſserer
Uebereinstimmung festgestellt wird, aus dem sich —
wenn es hier der Ort wäre, solchen Entwicklungen vor-
zu reifen — auch, unter andern wichtigen Folgen für
die theoretische und praktische Philosophie, der noth-

wendige

wendige Zusammenhang der Glückseligkeit mit der Tugend streng beweisen lassen würde. Allein die Einsicht dieses Zusammenhanges bleibt immer ein tiefer Blick in die innerste Natur des Menschen. Den alten Philosophen, vorzüglich dem Aristoteles, entging er nicht. Ihnen war der Mensch zu sehr ein Ganzes; ihre Philosophie ging zu sehr von den dunkeln, aber richtigen, Ahndungen des Wahrheitssinnes aus. Sie verfielen aber zum Theil in ein entgegengesetztes Extrem, und läugneten alle Abhängigkeit von der Hand des Geschicks. Die neuere Philosophie hat zu sehr durch fremde Hand verknüpft, was, seiner Natur nach, schon verschwistert ist. Es bleibt einer künftigen vorbehalten, durch ein noch tieferes Eindringen in die Natur des sittlichen Gefühls, und seiner Wirksamkeit in dem ganzen Wesen des Menschen, das streng darzuthun, wofür die Empfindung des natürlichen, aber gutgestimmten Menschen von selbst so laut spricht. Dass aber jenem Triebe, jenem ursprünglichen Instincte nicht etwa unbestimmte Begriffe, oder dunkle Gefühle zum Grunde liegen, beweisen unter mehreren merkwürdigen Stellen dieser Schrift vorzüglich die Worte Woldemars (Th. 1. S. 135.) in dem Gespräche mit Biderthal. Nachdem er gezeigt hat, wie der Begriff wichtiger und höher ist, als die Empfindung, und wie das ganze menschliche Bestreben dahin geht, unsere Empfindungen in Begriffe zu verwandeln, kommt er auf die Frage, worinn die Vortreflichkeit des Menschen bestehe? „Die Gaben," antwortet er sich selbst, „sind mancherley; aber jeder ist vortreflich in seinem „Maass, dessen Vernunft seine Empfindungen, Begier-„den und Leidenschaften überschaut und beherrscht. Ich „sage *beherrscht!* denn Empfindungen, Begierden und „Leidenschaften müssen da seyn, wenn menschliche Ver-„nunft da seyn soll. Aus stumpfen Sinnen werden nie „helle Begriffe hervorgehen; und wo Schwäche der „Triebe und Begierden ist, da kann weder Tugend noch „Weisheit eine Stelle finden. Kein Volk; keine Obrigkeit! „Keine Obrigkeit; keine Gemeine! Je zahlreicher aber und „je rüstiger die Menge, desto grösser das Fürstenthum! „Und gleich einem Fürstenthum ist die Vernunft, wovon „ich rede. Ihr gehört jenes herrschende Gefühl, jene „herrschende Idee, wodurch allen übrigen Ideen und Ge-„fühlen ihre Stelle angewiesen wird, und ein *höchster* „*unveränderlicher Wille* in die Seele kommt; von ihr „kommt jener auf unüberwindliche Liebe gegründeter „unüberwindlicher Glaube, und, mit diesem Glauben, je-„ner heilige Gehorsam, welcher besser ist, denn Opfer." Das in dieser letzten Stelle über *Liebe* und *Glauben* Gesagte betrifft die Verbindung der Moral mit der Religion, und erhält seine vollkommene Aufklärung aus den Briefen über die Lehre des Spinoza. Vorr. S. XLI — XLIV. §. XXXIX — XLVI. Was also wohl das Resultat der ganzen Philosophie des Vf. überhaupt seyn dürfte, dass sie nemlich *Wahrheit* und *Daseyn*, um seinem eignen Ausdruck zu folgen, scharf aufzufinden, und klar zu enthüllen, die Thatsachen, von welchen ausgegangen werden muss, darzustellen, und den Weg des ferneren Ganges im Ganzen zu zeigen, mehr als vielleicht irgend eine andre, mit oft bewundernswürdigem Glücke bemüht ist; das ist gewiss in noch höherem Grade das Resultat des in dem Woldemar entworfenen Moralsystems. Allein wie bey seinen übrigen philosophischen Aeusserungen, so möchte man auch hier manchmal wünschen, dass es ihm gefallen haben möchte, die Begriffe noch genauer zu analysiren, die Sätze in strengerer Folge aus einander herzuleiten, ja selbst hie und da dem Ausdruck eine grössere Bestimmtheit zu geben, um noch mehr jedem möglichen Missverständniss zuvorzukommen. Ueberall würde der Vortrag dadurch mehr Fasslichkeit und grössere philosophische Strenge erhalten; wo aber das System selbst noch einer Prüfung bedarf, da würde eine solche Methode zugleich den Vortheil, auch diese zu erleichtern, gewähren. Allein freylich könnte diess Unternehmen, wie schon der Vf. selbst einmal (Br. üb. d. Lehre d. Spinoza. Vorr. S. XXIV.) bemerkt, vollkommen nur in einem eignen sehr kritischen Werke geschehen, in welchem er sein Gedankensystem von Grund aus, und im Zusammenhange mit allen seinen Folgen darlegte; und wenn der Leser sich ihm schon zum lebhaftesten Dank für das, was er empfängt, verpflichtet fühlt, ist er freylich nicht berechtigt, auch noch auf eine neue Gabe Anspruch zu machen.

(Der Beschluss folgt.)

STAATSWISSENSCHAFTEN.

1) CHEMNITZ, b. Hoffmann: *Die rothe Freyheits-Kappe.* Zur Belehrung des deutschen Bürgers und Landmanns. 1793. 144 S. 8. (4 gr.)

2) WIEN, b. Doll: *Aufruf an Fürsten und Völker gegen die Franzosen.* 30 S. 8. (3 gr.)

1. Für die allerunterste Classe von Lesern ist diess Buch vielleicht so übel nicht. Unter dem sonderbaren Schilde, das es aushängt, ist eigentlich eine zusammenhängende Erklärung der jetzt häufig vorkommenden politischen Ausdrücke, *Regierungsform*, *Aristokratie*, *Demokratie*, *Anarchie* u. s. f. enthalten, die im Ganzen recht leidlich ausfällt. Wo es ins Detail kommt, sind freylich Unrichtigkeiten, und Uebertreibungen in Menge; z. B. *Brissot* soll in der Nationalversammlung, noch dazu in den plattesten Ausdrücken, gesagt haben: dass ein jeder, der den Geschlechtstrieb fühle, berechtigt sey, von jedem Weibe, oder jedem Mädchen, das ihm gefiele, seine Befriedigung zu fodern!! oder: „*Manuel* ist ein Gelehr-„ter; er sass acht Monate im Zuchthause wegen gefer-„tigter Pasquille. *Bey der Revolution* ward er Gemeine-„Procurator von Paris, *beging aber Diebstäle* (??), wes-„halb er abgesetzt ward." — Für gebildete und unterrichtete Leute ist dieses Buch gar nicht. — Schlechter aber ist das folgende.

2. Ein wüthender Ausfall auf die Franzosen! — worin ihnen alles vorgerückt wird, was sie oder ihre Könige in diesem und dem vorigen Jahrhundert an Deutschland verübten. Alles soll sich rüsten, besonders die Bürger des österreichischen Staats, alles zu Felde ziehen!

Monatsregister

vom

September 1794.

I. Verzeichniss der im September der A. L. Z. 1794. recensirten Schriften.

Anm. Die erste Ziffer zeigt die Numer, die zweyte die Seite an.

X *Mar-*

II. Im

II. Im September des Intelligenzblattes.

Ankündigungen.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Todesfälle.

Universitäten Chronik.

Vermischte Nachrichten.

